(Schachspalten teilweise herausgeschnitten)
XI. 37

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 2. Montag den 6. Januar. 1896

(Nachdruck verboten.)

Die Tochter des Flüchtlings.

Roman frei nach dem Amerikanischen.

Von Erich Friesen.

(Fortsetzung.)

XVIII.

Als Orsinsky mit seiner Enkelin in den harrenden Wagen steigen will, eilt Manfred herbei.

„Ich hoffe, Sie werden nicht in Bitterkeit an mich denken", bemerkt er leise mit einem innigen Blick auf Xenia.

Großmüthig reicht ihm der Greis die Hand.

„Wir vergessen unsere Freunde niemals, Herr Slott."

„Wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann —"

„Ich danke Ihnen. Wir fahren direkt nach unserem Hotel — dem Prinzen-Hotel. Es würde uns Weitläufigkeiten ersparen, wenn Sie unsere Diener beauftragen wollten, uns mit dem Gepäck dorthin zu folgen.

„Sehr gern, mein Fürst."

Manfred steht am Wagenschlag und wartet auf einen Blick, einen Händedruck Xenia's. Vergebens. Das junge Mädchen sitzt mit geschlossenen Augen, in eine dunkle Ecke des Wagens zurückgelehnt, da und nimmt an dem Gespräch nicht den geringsten Antheil.

„Wohin?" fragt der Kutscher.

Manfred sieht auf seine Uhr. Der nächste Zug von Pangbourne nach London geht erst in zwei Stunden. Er dirigirt deshalb den Kutscher nach Reading.

Die Pferde ziehen an. Noch ein letzter Abschiedsgruß Manfreds — und der Wagen rollt davon.

Schweigend ergreift Orsinsky die Hand seiner Enkelin und löst behutsam ihre Finger von den Diamanten. Dann liebkost er den Stein zwischen seinen Handflächen, streichelt ihn zärtlich und drückt die Lippen auf dessen glitzernde Fläche.

„Ich wußte, daß du mein eigen werden würdest", murmelt er in Extase. „So viel Liebe und Anhänglichkeit bleibt nicht unbelohnt. Jetzt halte ich dich, mein Schatz, mein theures Kleinod!"

Nachdem er sich satt gesehen, versenkt er den Stein in seine innere Rocktasche und lehnt sich in die Kissen zurück, im Geiste noch einmal die wonnigen Aufregungen der letzten Tage durchkosend.

Wie schlau hat er Alles angefangen! . . . Wie köstlich war es, als Parker, widerstrebend und nur der Noth gehorchend, ihm den [illegible]iamanten mit dem rothseidenen Taschentuch zugleich einhändigte! . . [illegible] der kluge Sir Edward wohl etwas davon gemerkt hat? . . Oder [illegible]n letzten Manöver, als er Xenia den Stein in die Hand [illegible] demselben Augenblick, da er ihre Hand, wie in über- [illegible]tlichkeit, an seine Brust drückte? . . .

[illegible] Das ist jetzt ganz egal", murmelte er. „Ich habe [illegible]ka!"

Als die erste Aufregung verflogen ist, wandern seine Gedanken zurück zu seinen Spießgesellen. Er hat nicht die entfernteste Absicht, den Raub mit ihnen zu theilen. Wäre der Erfolg auf Seite Parker's gewesen, hätte das würdige Ehepaar ihn, den alten, blinden Mann laufen lassen. Jetzt läßt er sie laufen, hahahaha! . . . Er weiß sehr gut, daß der Zug von Pangbourne erst in zwei Stunden abgeht; er hat also einen großen Vorsprung. Und wer kann sagen, ob sie den Zug überhaupt noch erreichen! Erst müssen sie sich vifitiren lassen und dann noch packen — das nimmt viel Zeit in Anspruch. Sie werden nach dem Prinzen-Hotel fahren und ihn bitten wollen, doch großmüthig zu sein und mit ihnen zu theilen . . Aber sie werden ihn dort gar nicht finden. Das Prinzen-Hotel ist das letzte, welches er aufzusuchen gedenkt — vielleicht das Victoria-Hotel oder den Englischen Hof . . .

Mitten in diese rosigen Vorstellungen mischt sich plötzlich ein unangenehmes Gefühl. Er muß die Entdeckung machen, daß selbst der größeste Geist manchmal wichtige Kleinigkeiten übersieht.

Um nach London zu fahren, braucht man Billets, nnd um Billets zu lösen, braucht man Geld. Da er aber keinen Pfennig bei sich hat, ist das eine äußerst schwierige Sache . . . Einen Diamanten im Werthe von zehntausend Pfund Sterling in der Tasche und nicht so viel Geld im Portemonaie, um dritter Klasse nach London fahren zu können — verdammte Situation!

Er rechnet nach, welche Summe er etwa für die allernächste Zeit nöthig hat: zwei Billets nach London — zwanzig Schilling; Uebernachten im Hotel mit Frühstück — nochmals zwanzig Schilling; eine Ueberfahrt nach Hamburg morgen früh — sechzig Schilling . . . Macht zusammen fünf Pfund Sterling . . . Sobald er erst in Hamburg ist, steht die Sache gut. Wenn der brave Herzfeld auch mit David Mason und den Anderen gut Freund ist — gibt es einen großen Diamanten zu erhandeln, hält diese Freundschaft kaum Stand . . . Hätte Orsinsky nnr erst das bischen Geld — nur ein paar lumpige Goldstücke! . . .

In all diesen Zukunftsbildern ist Xenia nicht mit eingeschlossen. Nach dem Nachtquartier und dem Frühstück morgen früh mag sie sehen, wo sie unterkommt. Sie würde ihm fernerhin nur hinderlich sein. Dabei wollte sie ja schon lange fort von ihm. Wenn sie sich schon mit Schriftstellerei beschäftigte, so lange sie im Ueberfluß lebte — mag sie sich jetzt ihr Brod damit verdienen! . . . Mag sie ihr Buch über Sibirien schreiben, und wenn sie ihr Glück damit macht, wenn sie reich und berühmt ist — vielleicht wird er dann über ihre Charakterschwäche hinwegsehen und sie wieder zu sich kommen lassen

Aber wie kann er jetzt die hundert Mark erlangen? . . . Vielleicht hat der Pfandleiher in Reading sein Geschäft noch offen! Der Mann könnte seine goldene Uhr und die Cravattennadel und di[illegible] Ringe dafür nehmen . . . Aber es ist schon spät; der Laden is[illegible] bereits geschlossen . . . Oder der Kutscher? Aber der wird nich[illegible] so viel Geld bei sich haben und weniger nützt nichts . . . Vielleich[illegible] der Eisenbahn-Inspektor oder der Polizei-Direktor? . . . Aber wi[illegible]

…Alles! Und obendrein — welche Verspätung würden …an schließlich vielleicht doch wieder ohne Geld dazu …

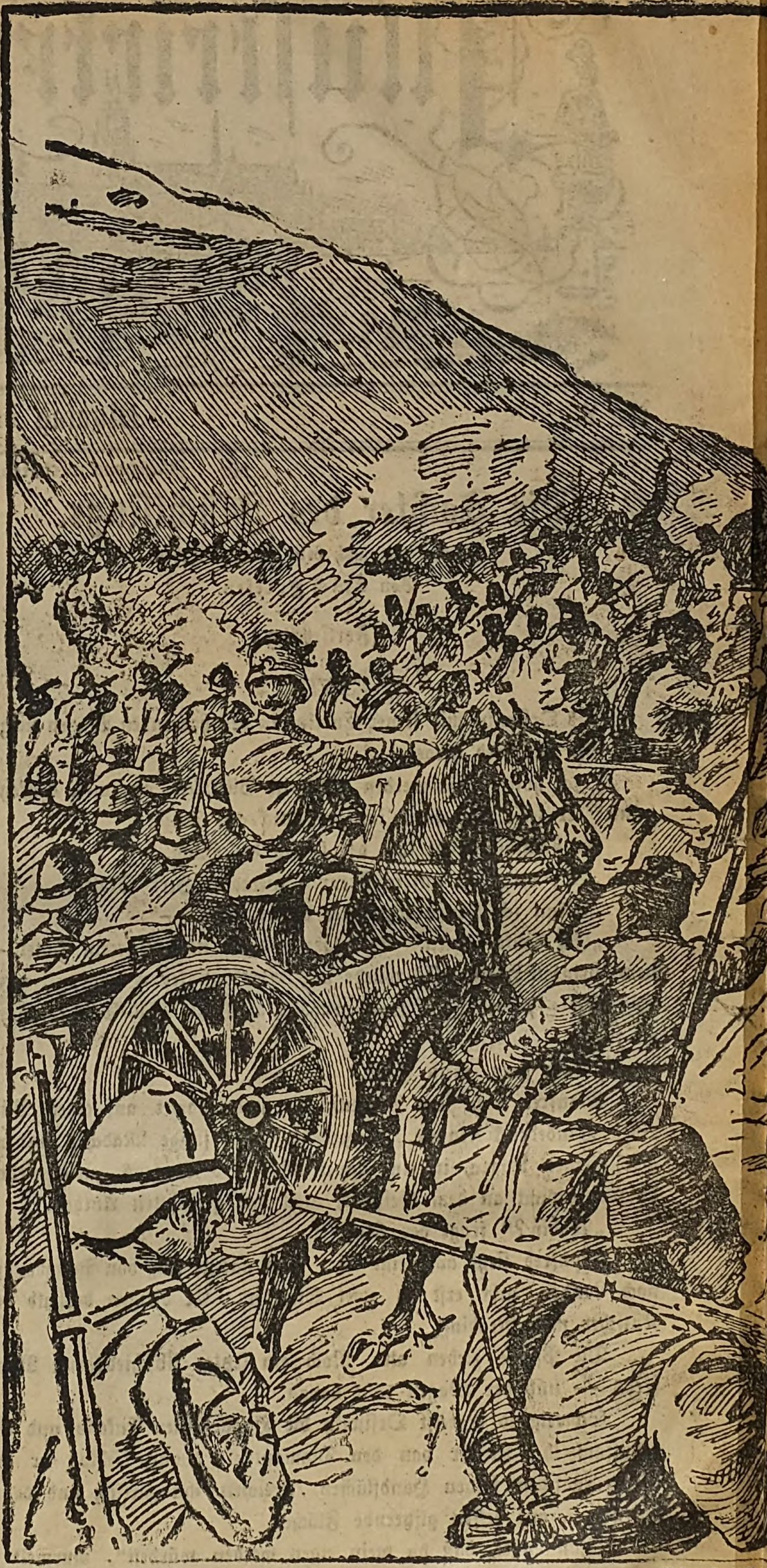
…ch Xenia hängt ihren Gedanken nach — nur, daß in ihre …n Erinnerungen sich auch nicht ein Körnchen Hoffnung mischt. …och jetzt durchschauert es sie eisig kalt, wenn sie an jene entsetzlichen Augenblicke zurückdenkt . . .

Sie fühlte plötzlich einen harten, glatten Gegenstand, etwa von der Größe eines Taubeneies, in ihrer Hand. Ihr Instinkt sagte ihr: „Das ist der gesuchte Diamant!“ und mechanisch schloß sie ihre zitternden Finger über denselben. Ach, sie hatte es ja gleich geahnt, daß ihr Großvater mit dem Diebstahl in Verbindung stand! Jetzt hatte sie Gewißheit. Er war der Dieb und sie seine Helfershleferin!

(Fortsetzung folgt.)

Die Italiener in Afrika.

Die erythräische Colonie, die Italien in Afrika gegründet hat, gedeiht nicht so sehr, als die Italiener wünschen, und Abessynien, dessen König Menelik vollständig in russischen Händen zu sein scheint, sucht die fremden Gäste so viel als möglich zu belästigen. Daß es ihm nicht gelingen wird, sie vollständig aus Afrika zu vertreiben, weiß Menelik selbst am besten, aber ihm ist es augenscheinlich nur darum zu thun, die weißen Nachbarn nicht zur Ruhe kommen zu lassen, und dies gelingt ihm vollständig. Vor einigen Wochen haben die Italiener unter Major Toselli eine furchtbare Niederlage erlitten und ganz Italien schreit nach Rache. Ein Schiff nach dem andern geht an das Rothe Meer, um Truppen zu landen, und bei der vorzüglichen Bewaffnnng und der Haltung der Italiener ist kein Zweifel möglich, daß sie den schwarzen König endlich zum Vasallen erhalten werden, falls dies Rußland zugibt. Das Colonisations-Geschäft, das Italien gemacht hat, ist ein sehr schlechtes. Denn selbst bei Ruhe und Frieden ist es nicht einzusehen, was die erythräische Colonie dem Mutterlande nützen soll. Es ist ein steiniges, felsiges Land, das keinen Ackerbau hat, und Italien ist seinerseits kein solcher Industriestaat, um für seine Erzeugnisse neue Absatzgebiete suchen zu müssen. Die ruhigen Politiker wären schon im Grunde ihres Herzens für ein Aufgeben des afrikanischen Abenteuers, aber nun geht es nicht wegen der verletzten Fahnen, wegen der Waffenehre Italiens, und ein Staatsmann, der es wagen würde, den Rückzug aus Afrika auf sein Programm zu setzen, wäre ein Opfer des allgemeinen Unwillens. Und so werden Millionen und Millionen in die erythräische Colonie hineingesteckt und, was noch ärger ist, Tausende von braven Italienern finden drüben ihren Tod, ohne daß das Land, das arme, financiell schwer bedrängte Mutterland Etwas davon hat. Unser Bild zeigt die italienischen Truppen, zumeist Eingeborene, von italienischen Offizieren befehligt, auf dem Marsche durch den Engpaß von Amba-Aladji, um das befestigte Makalle zu erreichen.



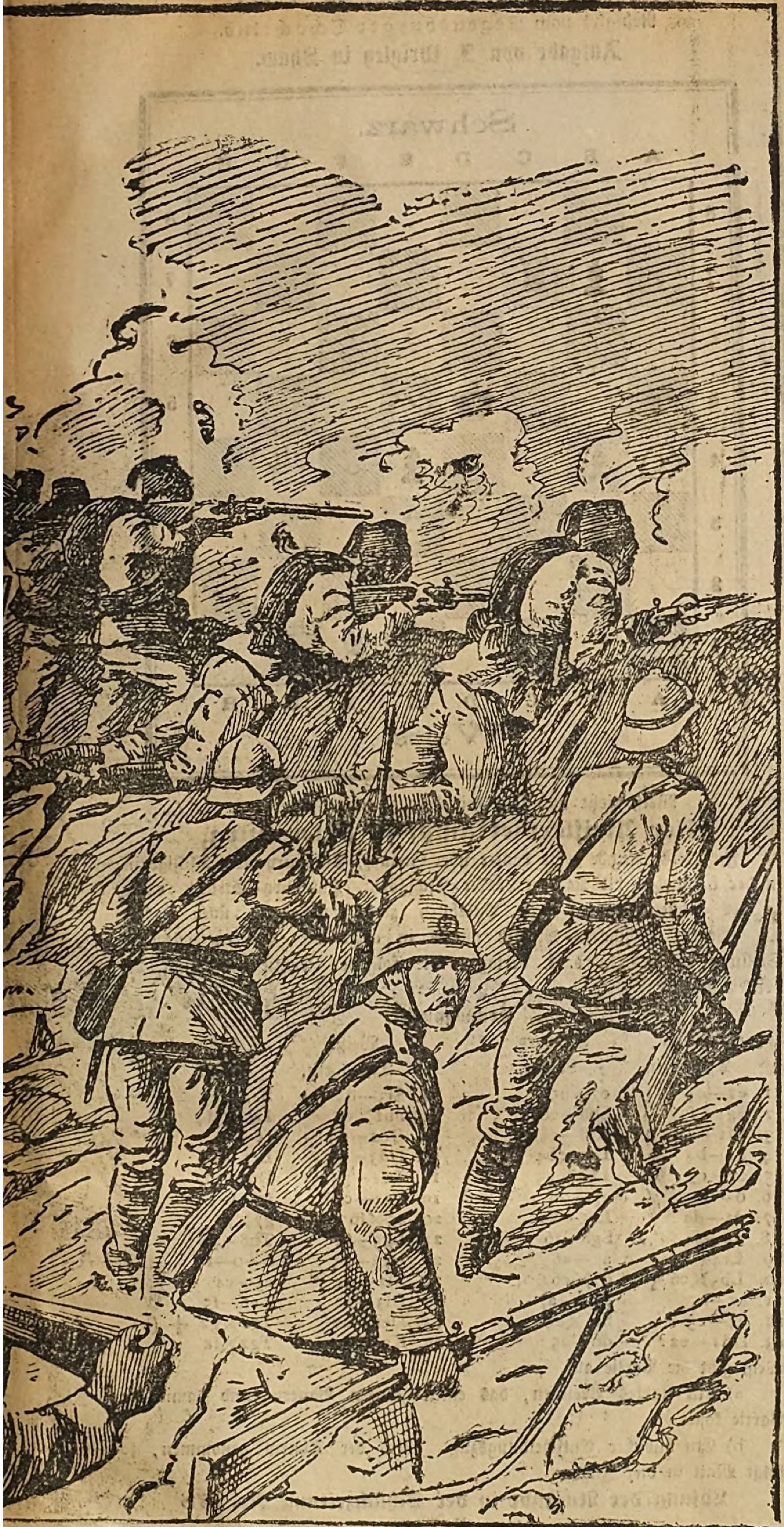
Die Italie…

Dechbetten.

Das von Regensburg in südwestlicher Richtung etwa eine halbe Stunde entfernte Dorf Dechbetten mit seiner schönen Wallfahrtskirche ist ein uralter Ort. In einer Urkunde vom Jahre 871 wird bereits eine „Cellula Dechtapetta“ erwähnt; seine Cultur und Vergrößerung verdankt es dem Kloster St. Emmeram, welchem die umliegenden Feldgründe schon um 794 zugehörten. Das Besitzthum des Klosters vergrößerte sich nach und nach theils durch Geschenke an Häusern und Feldern, theils durch Kauf und Tausch. In einer Urkunde vom Jahre 1034 wird Dechbetten eine „Villa“ (abeliges Landgut) mit mehreren Wohnhäusern für die Bauern und Handwerksleute genannt.

Die Stätte dieses Landgutes ist wahrscheinlich der frühere Hof („Schroppenhof“) gleich beim Eing… in das jetzige Dorf, der von einer Ringmauer umgeben war, mit einem ehemals von einem kleinen Weiher umflossenen, halb versunkenen, (1870 abgebrochenen) gothisc… Thurme in der Mitte des Hofraumes. Dasselbe kam später in … Besitz der Stiftsdamen von Obermünster, welche es als S… aufenthalt benützten. An einem Fenster des oberen Sto… fand sich bis in die neuere Zeit eine Scheibe mi… Wappen, welche die Umschrift trug: „Elisabet… frau von Obermünster; 1536“.

Die jetzige Kirche wurde 1723 von A… St. Emmeram erbaut. Das über dem Hoch… bild, aus Holz geschnitzt, Maria mit dem g… Arme, mit einem Spruchbande: „Du Mutt…



...ner in Afrika.

Erkenntniß und heiligen Gottesfurcht", erfreute sich stets eines großen Vertrauens des Volkes, auch von Seiten der höchsten Stände. Kaiser Ferdinand III. beschenkte die Kirche wiederholt mit verschiedenen Kostbarkeiten und stiftete 1641 für das Kaiserhaus eine tägliche ewige Messe, (die Kaisermesse), welche Stiftung fortan bis zum Jahre 1817 ...ht erhalten wurde.

...chbetten gehört gegenwärtig als Filiale zur nahen Pfarrei ...

...anz nahe gelegene Hof Königswiesen ward im Jahre ...erzog Ludwig dem Kelheimer gegen Besitzungen in Abbach ... Prüfening eingetauscht. Schon seit 1184 der Pfarrei ... Regensburg einverleibt, wurde derselbe seit der Reformation davon getrennt und von Dechbetten aus durch einen Benediktiner von St. Emmeram pastorirt, 1662 jedoch wieder an die Alte Kapelle (St. Cassian) zurückgegeben. 1663 kam Königswiesen durch Kauf in den Besitz der Stadt Regensburg.

Im jetzigen Jahrhundert bis 1867 der freiherrlichen Familie v. Bouttevílle gehörig, wird Königswiesen in neuester Zeit von dem gegenwärtigen Besitzer Herrn Ulrich, welcher dasselbe durch bedeutende Neubauten vergrößerte und verschönerte, als ein Muster-Oekonomiegut bewirthschaftet.

Literarisches.

Weber Anton, Vorträge und Ansprachen. Regensburg. Habbel. 1895. Preis 75 Pf.

Sieben Vorträge und Ansprachen und zwar 4 Reden größeren Umfanges und 3 Ansprachen im ernst-heiteren Kreise von Studenten, Gesellen ꝛc. bietet uns in vorliegendem Schriftchen der den Lesern des „Fränkischen Volksblattes" aus anderen literarischen Arbeiten wohlbekannte, geist- und gemüthvolle Verfasser Professor Dr. Weber. Die vier Vorträge, behandelnd 1. Die Druckkunst, 2. Römische Katakomben. 3. Moderne bildende Kunst, 4. Ludwig der Große, sind Essays von hervorragender Bedeutung in Bezug auf historische, religiöse, kunstsinnige und politische Weltanschauung. Der erste Vortrag führt uns die Anfänge — Verlauf — Entwicklung der Buchdruckerkunst vor — angefangen von Gutenberg bis zur Jetztzeit, ein Bild voll dramatischer Momente, geschichtlicher Belehrung, praktischer und idealer Gesichtspunkte. Bei dem bevorstehenden Jubiläum des 500jährigen Geburtstages Gutenbergs wird dieser Vortrag manchen Rednern, welche bei der Feier eine Ansprache zu halten haben, sehr willkommen sein.

Der zweite Vortrag führt uns in die römischen Katakomben, behandelnd die Entstehung, Anlage, Geschichte, Verwendung, Inschriften, bildliche Darstellungen ꝛc. der Katakomben. Mit großem Interesse lasen wir diese Abhandlung. Da wir selbst das Glück hatten, in die Katakomben niederzusteigen und dieselben mit einem kundigen Führer — Monsignore de Waal — kreuz und quer zu durchwandern, so müssen wir sagen, daß die Darstellung Dr. Webers eine ebenso lehrreiche, als gründliche ist. Auch die neuesten Forschungen (siehe S. 49) sind in Betracht gezogen. Wir stehen nicht an, zu sagen, ein jeder Besucher der Katakomben thäte gut, wenn er Dr. Webers Abhandlung studiert hätte; sie würde ihm ein so gründlicher und belehrender Behelf sein, daß er beim Betreten der Katakomben, wo die verschiedensten Eindrücke auf ihn einstürmen, nicht wie ein Neuling und verwirrt diese Stätten durchwandern sondern im Verein mit den Erklärungen des Führers ein volles, klares Bild all' dieser neuen, geheimnißvollen Dinge erhalten würde. Aber auch derjenige, dem es nicht gestattet ist, diese heiligen Stätten persönlich zu schauen, wird Dr. Webers Darstellung der Katakomben mit hohem Interesse lesen.

Der dritte Vortrag bespricht zunächst die Münchener Kunst-Ausstellung vom Jahre 1888. Anknüpfend an die daselbst ausgestellten Werke ergeht sich dann der Autor über die moderne bildende Kunst. Er bespricht die neuen Malweisen: Impressionismus, Freilichtmalerei, Tendenzmalerei ꝛc. und polemisirt gegen die in der Neuzeit so sehr cultivirte Manier der Nuditätenmalerei, beweisend, daß die wahre Kunst dieser Unsitte durchaus abhold ist. Im Weiteren werden besprochen die positiven und negativen Resultate der gegenwärtigen Historien- und religiösen Malerei ꝛc. Der Vortrag schließt mit einem Appell, daß die ewigen Grundsätze des Christenthums nicht nur die sozialen Verhältnisse durchdringen, sondern auch den Bildwerken ihr Gepräge aufdrücken möchten.

Der vierte Vortrag ist gewidmet der Kunstthätigkeit Ludwigs I. des „Großen", wie ihn der Autor feiert. Es wird hier

geschildert, welch' hohen Dienst der König leistete seinem Lande und der Kunst selbst, da er der begeisterte und hochherzige Mäcenas derselben wurde; es werden vorgeführt die großartigen Schöpfungen der Architectur, welche dem König ihre Existenz verdanken, ferner wie er jeden Zweig der Kunst förderte und zur Blüthe brachte. Es ist ein herrliches Lebensbild, das der Autor darbietet, und in welchem er den König preist als „trefflichen Landesvater, starken Schirmherrn der Religion, weisen Pfleger der Wissenschaft und verständigen Erneuerer der Kunst."

An diese vier Vorträge größeren Umfangs schließen sich noch drei Ansprachen, gehalten in studentischen Festversammlungen und beim Besuche eines Gesellenvereins. Von Herzen kommend und zu Herzen gehend sind diese Ansprachen ein Weckruf zu idealem Streben, zu Religion und Tugend. Ernste Gedanken, gekleidet in gemüthvolle Worte, sind sie geeignet, die jugendlichen Herzen mit hehrer Begeisterung zu erfüllen.

Wir können Dr. Webers Schrift, der uns in seiner Schreibweise lebhaft an Sebastian Brunner erinnert, bestens empfehlen.

(Fränkisches Volksblatt.)

Humoristisches.

(**Ein betrogener Betrüger.**) Ein Mann in bäuerlicher Kleidung schlenderte die Straße entlang, in der Hand ein versiegeltes Päckchen mit einer Adresse, die eine Wertherklärung in der Höhe von 500 Mark trug. Ein Vorübergehender, dem das Benehmen des Mannes auffiel, fragte ihn, was er suche. Als Antwort hielt der Bauer ihm das Päckchen hin und bat ihn, doch einmal die Adresse zu lesen, da er sie vergessen hätte und selber nicht lesen könne. In einem Tone freudiger Ueberraschung rief der Andere: Das Päckchen ist für mich! Ich habe schon lange darauf gewartet. Das Bäuerlein schien zufrieden, den Eigenthümer entdeckt zu haben und erbat sich als Botenlohn nur 5 Mark, die ihm auch sofort gegeben wurden. Der neue Eigenthümer des Päckchens ging nach Hause, um seinen Schatz in Augenschein zu nehmen; er fand aber nichts weiter als ein Stück Pappe, auf dem das Wort stand: „Lakirt!"

(**Die ersten Thränen.** Junger Ehemann: Um Gotteswillen Thränen, liebe Bertha, am ersten Tage unserer Ehe, was hat dieß zu bedeuten, fühlst Du Dich etwa nicht glücklich, habe ich irgend etwas unterlassen, um Dir das Leben so angenehm als möglich zu machen? Sprich, mein süßes Weibchen, sprich!

Junge Frau: Ueber was sollte ich mich beklagen, lieber Richard, Du bist ja so gut, läßt es an nichts fehlen, aber — — Junger Ehemann: Was hast Du für ein „aber", Bertha, spanne mich um des Himmels Willen nicht länger auf die Folter.

Junge Frau (erneut in Thränen ausbrechend): Mir ist eben eingefallen, daß ich gestern bei unserer Hochzeit ganz vergaß, — die herrliche Rahm-Torte zu versuchen!

(**Militärische Kritik.**) Schauspielerin: „Und wie hat Ihnen unser neuer Tenor heute gefallen?"

Lieutenant: „Na — für Zivilist ganz passables Organ — hätte beinahe Kommandostimme!"

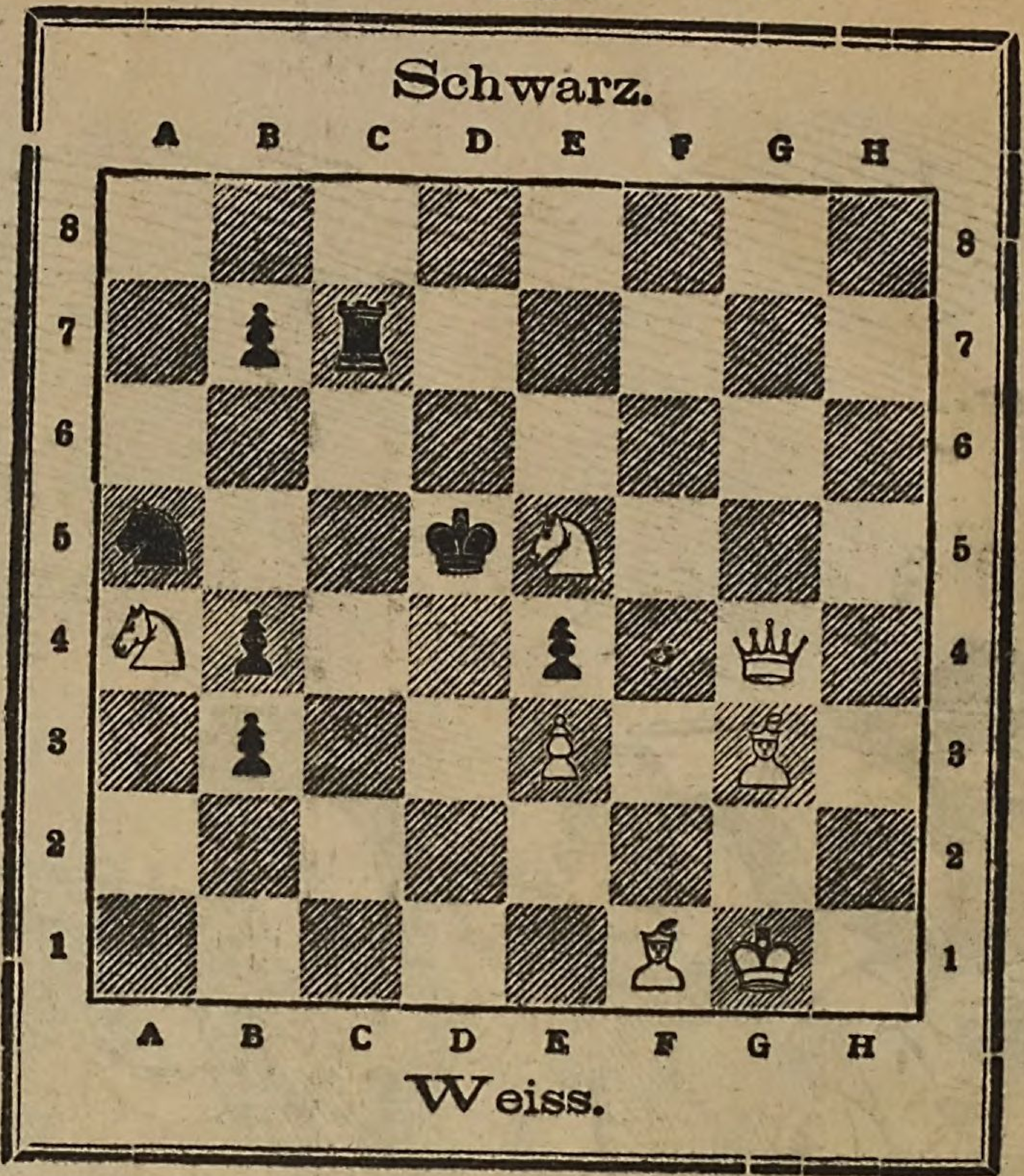
Charade.

Die erste Hälfte reicht durch alle Lande,
Doch sie zu finden, ist oft schwer.
Die zweite sah man hoch einst ragen,
Sie mußt' für Sicherheit stets Sorge tragen.
Das Ganze steht zur Sommerszeit am Wegesrande
Und schaut mit blauen Augen auf uns her;
Doch schleicht es oft sich in den besten Trank
Mit fremdem Namen ein, verdient nicht unsern Dank!

Schachzeitung № 181.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von J. Wrigley in Shaw.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Der Meistervierkampf zu Petersburg.

In der 4. Runde siegte Lasker über Steinitz, Pillsbury über Tschigorin; in der 5. blieben die Partien Lasker-Tschigorin, Pillsbury-Steinitz remis; in der sechsten Runde siegte Pillsbury zum zweitenmale über Lasker. Die Partie Tschigorin-Steinitz wurde in einer für letzteren günstigen Stellung abgebrochen d. i. vertagt. Die folgende Partie entstammt der dritten Runde.

Evansgambit.

Weiß. Tschigorin.	Schwarz. Lasker.	Weiß. Tschigorin.	Schwarz. Lasker.
1. e2—e4	e7—e5	14. Sf3—d4 (a)	Se4×c3
2. Sg1—f3	Sb8—c6	15. Sb1×c3	La7×d4
3. Lf1—c4	Lf8—c5	16. De2—d3	c6—c5
4. b2—b4	Lc5×b4	17. Dd3—g3	Lc8—e6
5. c2—c3	Lb4—c5	18. Lc1—g5	Dd8—d7
6. o—o	e7—d6	19. Ta1—c1	f7—f6
7. d2—d4	Lc5—b6	20. e5×f6	g7×f6
8. a2—a4	Sg8—f6	21. Lg5—f4	Th8—g8
9. Lc4—b5	a7—a6	22. Dg3—f3	o—o—o
10. Lb5×c6 +	b7×c6	23. Tf1—e1	c5—c4
11. a4—a5	Lb6—a7	24. Df3—e2	Le6—f5
12. d4—e5	Sf6×e4	25. De2—a2	Tg8×g2 + (b)
13. Dd1—e2?	d6—d5	26. Kg1—h1	Tg2×f2

Weiß gibt die Partie auf.

a) Ein starkes Versehen, das einen zweiten Bauern und damit die Partie kostet.

b) Ein hübscher Entscheidungszug. Wird der Thurm genommen, so folgt Matt in vier Zügen.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 178 von Pulitzer.

1. Lb3—c2 / Beliebig. 2. D., S., S., B. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, von Ulrich Hüttinger und Zach. Inhofer in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von Mich. Adler, G. Geisel, R. Kern, B. H.,— Gustav Schmidt, L. Schönhuber, J. B. Schuler, R. Weiß und Karl Müller.

Briefkasten: C. M. hier. In der Aufgabe № 178 scheitert 1. La7—d4 an Te4×e3. **F. M.** in **K. P.** Es ist Ihnen entgangen, daß auf La7—d4 folgt Te4×e3 wodurch das Mat Dc7—d6 durch den Läufer auf f8 verhindert wird.

Notiz: Zuschriften, Lösungen ꝛc. ꝛc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das Clublokal befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonnt[...] Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** Schachfreunde [...] Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensb[urg]

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 4. Samstag den 11. Januar. 1896

18 (Nachdruck verboten.)

Die Tochter des Flüchtlings.

Roman frei nach dem Amerikanischen.

Von Erich Friesen.

(Fortsetzung.)

Widerstreitende Empfindungen durchziehen ihr Herz . . . Was kann sie sich Besseres wünschen, als durch die Verbindung mit einem geachteten Manne dem traurigen Schicksal zu entgehen, das ihr zweifellos an der Seite ihres Großvaters bevorsteht? . . . Und er gefällt ihr, dieser offene, liebenswürdige Manfred Skott — gefällt ihr besser als irgend ein Anderer . . . Aber darf sie ihn heirathen mit dem Bewußtsein, daß sie ihn getäuscht, ihn belogen, daß ihr Großvater ein Dieb und sie seine Mitschuldige ist? . . . Doch was kann sie dafür? Sie hat den Diamanten nicht gestohlen; sie ist nicht schuldig . . . Wenn sie mit ihrem Großvater bricht, ein für allemal — so ist die Schuld gesühnt! . . . Oder soll sie ihm Alles gestehen? Unter dem Einfluß seiner augenblicklichen Leidenschaft würde er sie vielleicht dennoch heirathen . . . Doch wie, wenn er sich mit Widerwillen von ihr abwendete, sobald der erste Rausch verflogen — von ihr, der Glücksjägerin, der Enkelin eines Diebes? . . . Und es müßte so kommen, und ihr Leben würde eine endlose Qual sein, bis der Tod den Einen von Beiden abriefe! . . . Nein, nein, nein! . . . Sie verwirft diesen Gedanken sofort und hält nur noch an dem anderen fest.

Warum soll sie auch nicht die Maske der Lüge und Heuchelei noch ein Weilchen länger tragen? Sie hat ihr bisher nicht gar viel zu schaffen gemacht und wird auch, wenn sie sich erst an dieselbe gewöhnt, noch weniger unbequem sein. Außerdem — ist sie denn für Manfred Skott nicht gnt genug? Ist sie nicht besser als manche andere Frau? . . . Sie wird ihm nicht beschwerlich fallen, wird manche Schwäche in seinem Charakter übersehen. Sind nicht die glücklichsten Ehen jene, in denen die Frau den Mann richtig zu nehmen und ihn stets bei guter Laune zu erhalten weiß! Und sie will ihr Bestes thun, um ihn glücklich zu machen. Hat er doch ihretwegen Eveline aufgegeben, ein Mädchen — sie fühlt es wohl — das thurmhoch über den meisten ihres Geschlechtes steht . . .

„Sprechen Sie zu mir!" murmelte Manfred in beschwerendem Tone. Er kann ihr Schweigen nicht länger ertragen.

Langsam lösen sich ihre Hände von ihrem Antlitz. Ihr Blick ruht gedankenvoll auf ihm. Das Licht fällt voll auf sein dunkles, weiches Haar; seine offenen, männlichen Züge sind verklärt durch die Liebe; der Ausdruck seiner Augen ist unendlich milde und gut.

„Welch' hübsches Paar werden wir abgeben", denkt Xenia, „und mit der Zeit werde ich ihn lieben lernen."

Sie streift den Handschuh von ihrer Rechten und blickt ihm lächelnd in die Augen.

Mit einem Ausruf des Entzückens ergreift er ihre beiden Hände, bedeckt sie mit Küssen, während Xenia verwundert darüber nachdenkt, woher es kommen mag, daß manche Frauen solch' verzehrende Leidenschaft zu erwecken vermögen.

„Xenia, Xenia! Du willst also mein Weib werden? Antworte mir!"

„Ich habe Ihnen meine Hand gereicht. Ist das nicht Antwort genug?"

„Nein, nein — Deine Lippen müssen es mir sagen!"

„Was wird Ihr Vater sagen? Hat er seine Einwilligung gegeben?"

„Ich hatte gar keine Zeit, darnach zu fragen. Da Eveline mich frei gab, habe ich keinem Menschen Rechenschaft über mein Thun abzulegen. Ich bin mein eigener Herr, und wenn mein Vater es mir hundertmal verböte — ich machte Dich doch zu meinem Weibe!"

Ein glückliches Lächeln fliegt über ihr Gesicht. Das Zeichen der Unabhängigkeit in seinem Charakter freut sie. Ihre Hände gleiten langsam von seinen Schultern und schlingen sich um seinen Hals.

XIX.

„Ich möchte Sie in einer privaten Angelegenheit sprechen, mein Fürst", sagt Manfred zu Orsinsky, nachdem sie im Prinzen-Hotel Zimmer genommen haben und Xenia sich in das ihre zurückgezogen.

„Ist es von großer Wichtigkeit?"

Der alte Mann fragt es lächelnd, ungläubig.

„Es betrifft das Glück ihrer Enkelin."

„Ah —" entgegnet Jener mit einer leichten Verbeugung, „wenn es wirklich eine Sache von solcher Wichtigkeit ist, so möchte ich die Unterredung bis morgen verschieben. Ich bin sehr erschöpft von den heutigen psychischen Erregungen und nicht in der Lage, in einer ernsten Angelegenheit einen Entschluß zu fassen. Der Zug geht erst um 11 Uhr, wie Sie sagen. Ich werde mich freuen, Sie morgen um neun Uhr hier zu treffen."

Manfred fügt sich, wenn auch ungern, dem Wunsche. Er hätte am liebsten heute schon Gewißheit gehabt.

Fünf Minuten später sitzt der alte Mann, der zu erschöpft zu einer Unterredung mit Manfred Skott war, oben in dem Zimmer seiner Enkelin.

„Ist etwas Besonderes vorgefallen?" fragt er, völlige Unkenntniß heuchelnd.

„Ja."

„Nun?"

„Herr Skott hat mir seine Hand angeboten."

Orsinsky nickt vergnügt vor sich hin und reibt die Hände aneinander.

„Ich erwartete das und schlief ein — zu Deinem Besten. Nun, und —"

„Ich habe seinen Antrag angenommen."

„Selbstverständlich. Was weiter?"

Xenia zögert ein wenig, bevor sie leise sagt:

„Großvater, wir trennen uns morgen."

„Natürlich, da ich morgen schon abreise. Du wirst unter diesen Umständen hier bleiben wollen?"

„Du mißverstehst mich," erwidert Xenia fest. „Wenn ich sage, wir trennen uns, so meine ich damit, daß unsere Wege von morgen ab für immer auseinander gehen."

„Das hängt von verschiedenen Umständen ab."

„Doch nicht. Keine besonderen Umstände können meinen Entschluß ändern."

„Aber vielleicht den meinigen."

„Bevor ich nicht die Gewißheit habe, daß wir Beide — Du und ich — uns niemals im Leben wieder begegnen, werde ich nicht in meine Verbindung mit Herrn Skott willigen."

„Sei keine Närrin!" fährt der alte Mann auf. „Du mußt ihn heirathen. Ich habe weder Mittel noch Lust, Dich mit mir herumzuschleppen. Ich würde Dich in jedem Fall hier zurücklassen. Was willst Du anfangen, wenn Du den Antrag ausschlägst?"

Xenia sitzt mit in den Schooß gefalteten Händen schweigend da und blickt gedankenvoll vor sich hin.

„Lassen wir die Möglichkeit eines Wiederbegegnens ganz aus dem Spiel", fährt Orsinsky nach einer kleinen Pause fort. „Wahrscheinlich wirst Du mich nie im Leben wiedersehen, nachdem Du mich morgen nach der Bahn gebracht hast. Es müßte schon etwas Außerordentliches dazu gehören, mich zurück in dieses Land zu bringen, hahaha! Sei nicht albern, Xenia! Bedenke, daß kleine Opfer große Belohnungen zeitigen, und daß bedeutende Erfolge oft nur durch das richtige Zugreifen bei einer geringfügigen Kleinigkeit erlangt werden! Unterdrücke Deine Empfindlichkeit, Deine Gereiztheit und denk an die Vortheile, die sich Dir darbieten und für die Du mir dankbar sein mußt! . . . Du hast mir heute einen großen Dienst geleistet und Deine Rolle bewunderungswürdig gespielt — ich möchte mich Dir dafür erkenntlich zeigen. Was wünschest Du, daß ich morgen Herrn Skott antworten soll, wenn er mich um Deine Hand bittet?"

„Daß Du Deine Einwilligung zu unserer Verbindung gibst", bringt Xenia mit Anstrengung hervor.

Bedauernd zuckt Orsinsky die Achseln.

„Armes Kind!" spottet er. „Man sollte fast denken, Du stammtest von Idioten ab. Wie kannst Du so kurzsichtig sein! Was wären die Folgen meiner Einwilligung? Hast Du darüber schon nachgedacht? Nein. Ei, ei, mein Kind! Die nothwendigen Folgen wären diese: Erstens könnten wir nicht derart auseinander gehen, wie wir es Beide wünschen. Ich dürfte Dich nicht zurücklassen ohne die Mittel, für einige Zeit leben zu können — und woher solche nehmen? Zweitens wären wir gezwungen, mit den Parker's abzurechnen. Apropos", schaltet er beiläufig ein, „bereite Dich auf eine Begegnung mit ihnen vor! . . . Du müßtest also mit mir kommen. Das wäre zwar unbequem, aber immerhin noch ausführbar. Doch keinesfalls dürfte Herr Skott uns begleiten. Nach wenig Tagen wüßte er bereits, daß uns außer seinem Portefeuille absolut keine Mittel zur Verfügung stehen. Du müßtest Herrn Skott vollständig im Ungewissen über unsere Bezugsquellen lassen, selbst wenn wir einen gewissen Werthgegenstand glücklich zu Geld gemacht haben, was Wochen, ja Monate dauern kann. Während dieser Zeit wird das hochwohlgeborene Parlamentsmitglied Sir Edward Skott sein Aeußerstes thun, um zu beweisen, daß sein Verdacht nicht ungerechtfertigt war. Die Polizei wird wenig Mühe haben, uns auszuspioniren. In kurzer Zeit wird man in England wissen, daß der Fürst Orsinsky und seine Enkelin in irgend einem polnischen Nest von Brod und Zwiebeln leben. Vielleicht auch wird uns ein Haftbefehl nachgesandt, nach welchem wir an England ausgeliefert und in irgend ein Gefängniß gesteckt werden. Ich überlasse es Deinem Urtheil, ob Herr Manfred Skott Dich nach all diesem noch heirathen würde, selbst wenn Du aus dem Gefängniß entwichest. Ich glaube nicht . . . Die Folgen wären für uns Beide gleich unangenehm. Deshalb werde ich morgen meine Einwilligung zu Eurer Verbindung nicht geben."

Xenia hat mit immer steigender Erregung zugehört. In keinem Punkte kann Sie Ihrem Großvater Unrecht geben. Da dieser sich dessen vollkommen bewußt, wartet er nun ruhig, bis sie sich gefaßt hat.

„Was soll daraus werden, wenn Du seine Werbung zurückweisest?" fragt sie endlich zögernd.

„Das werde ich Dir morgen sagen, sobald Du mich zur Bahn bringst. Nur so viel schon heute: ich wünsche, daß Du Herrn Skott heirathest —"

Er wartet ein wenig, bevor er höhnisch hinzufügt:

„Wenn auch nur, um den hochwohlgeborenen Sir Edward Skott zu ärgern."

Punkt neun Uhr am nächsten Morgen ist Manfred im Sprechzimmer vom Prinzen-Hotel. Der Kellner, welcher seine Karte dem Fürsten überbringen sollte, kehrt sofort zurück, an seinem Arm den blinden Greis führend. Nach dem üblichen Höflichkeitsaustausch sagt letzterer ruhig:

„Wir sind allein, Herr Skott. Ich bin bereit Ihr Anliegen anzuhören."

„Ich liebe Ihre Enkelin, mein Fürst, und will sie zu meiner Gattin machen", erwidert Manfred gerade auf sein Ziel losgehend.

Diese kurze Mittheilung scheint Orsinsky ganz aus der Fassung zu bringen. Er ringt förmlich nach Worten. Unruhig bewegt er sich in seinem Stuhl hin und her und bedeckt seine Augen mit den Händen, die sichtlich zittern.

Endlich scheint er seiner Erregung Herr geworden zu sein. Er wendet sich zu Manfred und streckte ihm die Hand entgegen, welche dieser ehrfurchtsvoll ergreift und den Druck der langen, dünnen Finger erwidert.

„Ich kann es noch kaum glauben", sagt er mit vibrirender Stimme. „Zwar hatten Sie mich gestern schon ein wenig vorbereitet; doch habe ich bis jetzt noch nicht die volle Tragweite eines solchen Antrags erwogen. Bedenken Sie, Herr Skott, meine theuere Enkelin ist das Einzige, was ich noch auf der Welt besitze — die einzige Stütze meines Alters. Eine spätere Trennung war ja mit Gewißheit vorherzusehen; aber der Schmerz ist deshalb nicht weniger fühlbar. Abgesehen davon — glauben Sie mir, Herr Skott: es gibt auf der ganzen Welt keinen Menschen, dem ich das Glück meiner Enkelin lieber anvertrauen möchte, als dem Sohne des Sir Edward Skott."

Ohne auf Manfreds erstauntes Gesicht zu achten, fährt er lebhaft fort:

„Jeder Mensch kann irren; aber nur ein Mann von der Charaktergröße des Sir Edward Skott wird seinen Irrthum ruhig eingestehen und zu einer sofortigen Genugthuung bereit sein . . . . Wann darf ich Ihren Vater begrüßen?"

Eine unangenehme Ueberraschung spiegelt sich auf Manfreds Zügen wieder. Er zögert ein wenig, bevor er kurz sagt:

„Verzeihen Sie, mein Fürst; aber mein Vater hat mit meiner Angelegenheit durchaus nichts zu thun."

Der Ausdruck von schmerzlichem Erstaunen in Orsinsky's Zügen, als er wie ohnmächtig in seinen Stuhl zurücksinkt, wäre eine Studie für einen Physiognomiker gewesen.

„Sicher", ächzt er, indem er sich mühsam wieder aufrichtet und den einen Ellenbogen auf die Lehne des Stuhles stützt, „sicher nehmen Sie es als selbstverständlich an, daß Ihre Bewerbung von Ihr[...] Herrn Vater gebilligt wird?"

(Fortsetzung folgt.)

Erzherzog Joseph und Pfarrer Kneipp.



Zu den begeistertsten Anhängern des Monsignore Kneipp gehört Erzherzog Joseph und alljährlich bringt er in Wörishofen einige Monate zu. Zwischen dem Heilkünstler im Priesterrock und dem leutseligen Erzherzog hat sich ein echt freundschaftliches Verhältniß herausgebildet und den Herrn Erzherzog genirt es, wie man sieht, auch im Winter nicht, barfuß im Schnee herumzulaufen. Erst kürzlich hat sich der Erzherzog mit dem Pfarrer Kneipp auf einem Bilde aufnehmen lassen und Erzherzog Joseph August, der den Papa in Wörishofen besuchte, ist der Dritte der interessanten Gruppe. Alle drei Herren haben ihre Cigarren in der Hand, ein Beweis, daß das Rauchen sich mit der Kneippcur ganz gut verträgt.

Humoristisches.

(Sehr einfach.) Professor: „Herr Kandidat, sagen Sie mir, welches ist das Hauptprodukt Javas?"

Kandidat (schweigt).

Professor: „Nun was trinken Sie denn jeden Morgen?"

Kandidat: „Eine Maß Bier, Herr Professor!"

(Ein Vorschlag zur Güte.) Meyer will nach Massachusetts auswandern und bemüht sich zunächst um einen Auslandpaß. „Wohin wollen Sie auswandern?" fragt ihn der Beamte, der sein Gesuch aufnimmt.

„Nach Massachusetts!"

Der Beamte kraut sich verlegen hinter dem Ohr, da ihm die Orthographie des Namens nicht geläufig ist. Endlich, nachdem er längere Zeit rathlos an seinem Federhalter herumgekaut hat, wendet er sich an Meyer mit der Frage: „Hören Sie, wollen Sie nicht lieber anderswohin auswandern?"

(Höchste Leistung.) 1. Gerichtsvollzieher: „Nun, was hast Du bei dem Studenten Suff erwischt?"

2. Gerichtsvollzieher: „Ich bei ihm nichts, aber er bei mir; er hat mich angepumpt."

(A' Lokomotiv'.) Michel (zu seinem Ochsen, der gern scheut): „Sei gescheidt, Scheckerl, sei g'scheidt! Dös is ja nur a Lokomotiv — a Ding, dös koan Verstand hat!"

(Kindlich.) Lehrer (erklärend): „Man darf seinem Nächsten niemals die Ehre abschneiden oder ihn verleumden. Karlchen, wer setze z. B. wegen eines kleinen Fehlers Jedermann gleich herunter?"

Karlchen: „Der Herr Lehrer."

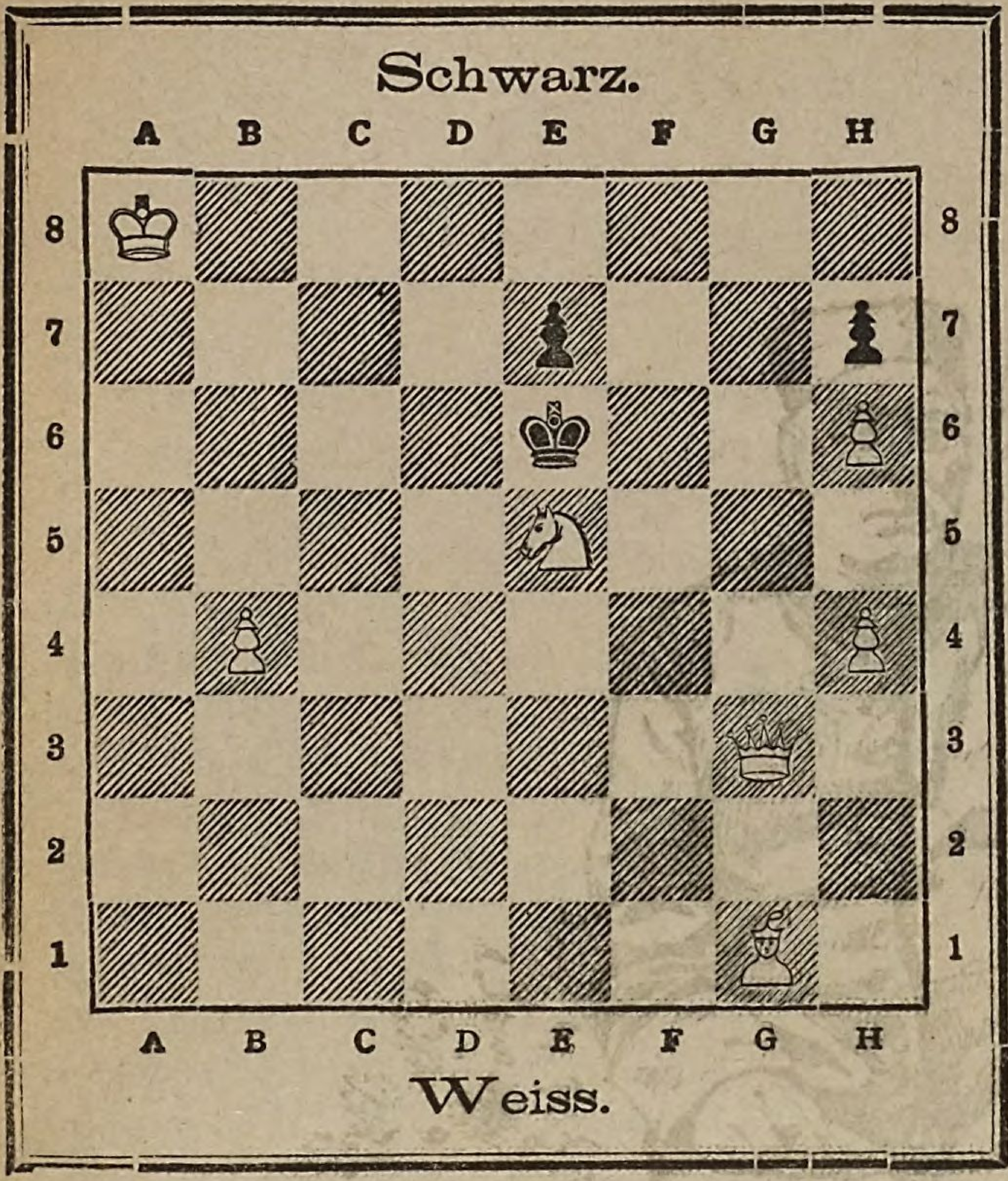
(Fürchterliche Drohung.) „Du, Karl, das sag' ich Dir aber, wenn Du mich nun noch einmal bestiehlst, dann kriegst Du eins in Deine Vollsküche, daß Deine Zähne obdachlos werden!"

(Aus der Kaserne.) Korporal: „So, nun ist's aus mit der Influenza! Der Erste, der sich noch meldet — 3 Tage Arrest!"

Schachzeitung № 182.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Fr. Schrüfer in Bamberg.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Der Meistervierkampf zu Petersburg.

In der 7. Runde siegte Lasker über Tschigorin, die Partie Steinitz-Pillsbury blieb remis.

In der 8. Runde gewann Steinitz gegen Tschigorin, die Partie Lasker-Pillsbury blieb remis.

In der 9. Runde, womit die Hälfte des Kampfes vollendet ist, siegte Pillsbury über Tschigorin, die Partie Steinitz-Lasker wurde remis.

Die folgende Partie stammt aus der dritten Runde.

Russisches Springerspiel.

Weiß. Steinitz.	Schwarz. Pillsbury.	Weiß. Steinitz.	Schwarz. Pillsbury.
1. e2—e4	e7—e5	31. Th5—g5	Sg4—e3
2. Sg1—f3	Sg8—f6	32. Se6×g7	Te8—c8
3. d2—d4	e5×d4	33. Sg7—e6 +	Kg8—h8
4. e4—e5 (a)	Sf6—e4	34. Ld2—a5	Tf6×f7
5. Dd1—e2	Lf8—b4 +	35. Sd4—e2	Tf7—f5
6. Ke1—d1	d7—d5	36. La5—c3 +	Kh8—h7
7. e4×d6 e. p.	f7—f5	37. Tg5—g7 +	Kh7—h6
8. Sf3—g5	o—o	38. Se2×f4	Sa6×c7
9. De2—c4 +	Kg8—h8	39. Tg7—g6 +	Kh6—h7
10. Dc4×b4 (b)	Sb8—c6	40. Se6—g5+(e)	Tf5×g5
11. Db4—a3	Se4×f2 +	41. Tg6×g5	Sc7—e8
12. Kd1—e1	Sf2×h1	42. Lc3—d4	Se3—d1
13. d6×c7	Dd8—e8 +	43. Tg5—h5 +	Kh7—g8
14. Lf1—e2	f5—f4	44. Th5—h8 +	Kg8—f7
15. Ke1—f1	Lc8—d7	45. Th8—h7 +	Kf7—g8
16. Sb1—d2	Sc6—e5	46. Th7—e7	Tc8—d8
17. Sd2—f3	Se5—g4	47. Sf4—e6	Td8—c8
18. Le2—d3	Sh1—f2 (c)	48. h2—h4	Sd1—c3
19. Ld3×h7	Ld7—b5 +	49. Ld4×c3	Tc8×c3
20. Kf1—g1	De8—e2	50. Te7×e8 +	Kg8—f7
21. Lc1—d2	Sf2—d1	51. Te8—a8	Kf7×e6
22. Lh7—d3 (d)	Lb5×d3	52. Ta8×a7	Ke6—f5
23. Da3×d3	De2×d3	53. Ta7—a4	Tc3—c2
24. c2×d3	Sd1×b2	54. Kg1—h2	Tc2—d2
25. Ta1—b1	Sb2×d3	55. Kh2—h3	Td2—d3 +
26. Tb1×b7	Sd3—c5	56. g2—g3	Td3—c3
27. Tb7—b5	Sc5—a6	57. Ta4—a5 +	Kf5—g6
28. Sg5—e6	Tf8—f6	58. a2—a4	Tc3—c4
29. Sf3×d4	Ta8—e8	59. Ta5—a6 +	Kg6—h5
30. Tb5—h5 +	Kh8—g8	60. g3—g4 +	Aufgegeben.

a) Dieser Zug führt zu interessanten Verwicklungen.

b) 10. Sg5×e4 würde Schwarz in entschiedenem Vortheil lassen.

c) Hier war wohl 18. h7—h6 am Platze. Pillsbury nahm jedenfalls an, daß Steinitz in seiner gefährdeten Position eine Excursion nach h7 kaum unternehmen werde. Letzterer schreckt indeß vor dem Waguiß nicht zurück und nimmt den gebotenen Bauern mit.

d) Dieser Zug wehrt den drohenden Verlust ab. Die Art und Weise, wie Steinitz aus seiner bedrängten Lage sich zieht, ist bewundernswerth.

e) Schwarz muß nun die Qualität zurückgeben und Weiß bleibt mit 2 Freibauern in entscheidendem Vortheil.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 179 vom Schach-Club Regensburg resp. H. Buchheit.

Auf f2 ist ein schwarzer Bauer nachzutragen.

1. Dh2—h1 / Kc5—d6	2. Dh1×c6 + / Kd6—e7	3. Sf6—g8 ‡
1. . . . . . . / Kc5—b6	2. Lg3—e5 / Beliebig	3. Sf6—d7, Dh1×c6 ‡
1. . . . . . . / Sg7—c6	2. Dh1×c6 / Se5×c6	3. Sf6—d7 ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, von Ulrich Hüttinger und Zach. Inhofer in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von Mich. Adler, R. Kern, Karl Müller, Gustav Schmidt, L. Schönhuber J. B. Schuler, und R. Weiß.

Notiz: Zuschriften, Lösungen rc. rc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das Clublokal befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Charade.

Ein Fluß ist es, zu dem wir kommen,
Ihr habt schon oft von ihm vernommen.
Die Pflanze muß das Zweite geben,
Damit die Gattung fort kann leben.
Auf höh'rer Stufe steht das Dritte,
Ja zwischen Mensch und Pflanzen hält's die Mitte.
Das Ganze ist ein Mensch geworden,
Und liefert Quasten, Trodbeln, Borden.

Auflösung der Charade in Nr. 3:

Ostende.

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 3:

Kleine Lügner, große Diebe.

Vexirbild.



Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt
zum Regensburger-Anzeiger

Nr. 8. Montag den 20. Januar. 1896

22 (Nachdruck verboten.)

Die Tochter des Flüchtlings.

Roman frei nach dem Amerikanischen.

Von Erich Friesen.

(Fortsetzung.)

XXII.

Während Manfreds Unterredung mit seinem Vater ist Xenia nicht müßig gewesen. Sie hat ihre Einkäufe besorgt und sich Alles in's Hotel schicken lassen. Dann packt sie in fieberhafter Eile jene Gegenstände, von denen sie annehmen mußte, daß sie von dem Gelde der Parkers angeschafft waren, zusammen. Sie will nichts davon behalten. Mögen sie jetzt immerhin kommen, die Parker's! Stolz wird sie ihnen entgegentreten und sagen:

„Da nehmt Euer Eigenthum und verlaßt mich! Ich habe nichts mit Euch zu thun."

Erleichterten Herzens blickt sie auf das Packet. Jetzt schuldet sie Niemanden mehr etwas — außer Manfred.

Aber ach! wieviel schuldet sie ihm! Nicht nur die Kleider, welche sie trägt — das Leben selbst und vor Allem diese unendliche Freude am Leben, die Hoffnung auf die Zukunft! Wird er sie in dem einfachen Wollenkleid ebenso lieb haben, wie in den kostbaren Gewändern, in denen er sie bisher gesehen?

Schüchtern blickt sie über die Schultern hinweg in den Spiegel. O ja, der schlichte blaue Anzug steht ihr ganz gut, und ihre Hände erscheinen nicht weniger klein und weiß durch das Fehlen der Ringe ... Der liebe Manfred! Was wird er jetzt bei seinem strengen Vater zu leiden haben — ihretwegen! Ach, wär er doch erst wieder zurück!

Ein Klopfen an der Thür unterbricht sie in ihren Betrachtungen. Das Stubenmädchen meldet, daß Herr Stott das gnädige Fräulein im Musik-Salon erwarte.

Noch einen hastigen Blick in den Spiegel, und Xenia eilt voller Erwartung hinunter.

Glückstrahlend betritt sie den Salon. Da erhebt sich langsam vom Sopha ein Herr — nicht Manfred, sondern dessen Vater. Manfred steht ein wenig abseits am Fenster.

Erstaunt blickt sie nun von dem Einen zum Andern. Des Geliebten Züge drücken ängstliche Spannung aus, während Sir Edward sich kaum merklich verneigt.

Xenia schreitet, nachdem sie Letzteren höflich aber ernst gegrüßt, auf Manfred zu und nimmt neben ihm Platz. Ihre Augen suchen die seinen mit einem innigen, zärtlichen Blick.

Sir Edward ist durch ein solch' geschicktes Manöver nicht zu täuschen. Er erkennt darin die jahrelange Schülerin eines so vollendeten Meisters in der Heuchelei, wie Iwan Orsinsky. Er setzt sich Xenia gegenüber und geht direkt auf sein Ziel los.

„Mein Sohn hat mir mitgetheilt, was zwischen ihm und Ihnen vorgefallen ist, nachdem Sie Pangburne verließen", beginnt er mit geschäftsmäßigem Tone. „Was mich bei der Sache am meisten angeht, ist, daß er um Ihre Hand angehalten hat. Selbstverständlich wünsche ich nicht, daß er Sie heirathet — aus mehrfachen Gründen, die ich nicht alle anführen will. Nur so viel: ich weiß, weshalb ein gewisser Iwan Isaakoff und sein Sohn nach Sibirien verbannt wurden."

Er macht eine kleine Pause und blickt Xenia durchdringend an. Diese hält den Blick aus, ohne mit den Wimpern zu zucken; doch entgegnet sie nichts.

„Ich wünsche diese Heirath auch nicht", fährt Sir Edward fort, „weil sie mich immer von meinem Sohne trennen würde. Er weiß dies, aber er hat seinen Entschluß nicht geändert. Ich kann von Ihnen erst recht kein Entgegenkommen in dieser Hinsicht erwarten. Nochmals wiederhole ich, wie außerordentlich fatal mir diese Verbindung wäre, um das Opfer zu rechtfertigen, welches ich zu bringen im Begriff stehe. Kurz und gut: Da mein Sohn mir erklärt hat, nicht zurücktreten zu wollen, muß ich Sie bitten, ihn aufzugeben."

Ein flüchtiges Lächeln huscht über Xenia's ernste Züge.

„Sie sprachen von einem Opfer, das Sie zu bringen gewillt seien, und nun verlangen Sie ein solches von mir?"

„Es wird ein Opfer von beiden Seiten sein, und ich beabsichtige, Ihnen das Ihrige bedeutend zu erleichtern. Lassen Sie uns miteinander berechnen, was Sie mit meinem Sohne verlieren würden? Derselbe hat noch 32 Pfund von der Rente, die ich ihm bis jetzt alljährlich überwiesen habe, gutstehen. Außer dieser geringen Summe und seinem kleinen Häuschen in Pangbourne besitzt er nichts, was Ihnen eine Verbindung mit ihm vortheilhaft erscheinen lassen könnte. Das Opfer von Ihrer Seite wäre also kein allzu großes."

„Es scheint fast so", erwidert Xenia ruhig.

„Eine gesellschaftliche Stellung ist etwas werth, ich gebe es zu, besonders für Sie. Aber eine solche Stellung kann nur mit bedeutenden Mitteln erreicht werden, und wenn ich richtig vermuthe, so besitzen Sie kein Vermögen —"

„Ich besitze nichts auf der ganzen Welt."

„Nun wohl. Mein Sohn ist nicht besonders veranlagt. Zwar hat er Medizin studirt, doch glaube ich nicht, daß er es im Laufe der nächsten Jahre weiter bringt, als bis zum Assistenten irgend eines bekannten Arztes. Die Vortheile einer solchen Heirath sind also geringe."

„Sehr geringe", bestätigt Xenia ernst.

„Ich verkenne nicht, daß auch gewisse Gefühle und Empfindungen mit in Betracht gezogen werden müssen. Doch kann ein derart rasch emporgeflackertes Feuer kein dauerndes sein und wird mit der Zeit durch ein anderes erstickt werden."

„Immerhin muß man mit diesem Gefühl rechnen", bemerkt Xenia, den Kopf nachdenklich hin und her wiegend.

„Ganz gewiß. Es kommt nur darauf an, welchen Werth es

in — in Banknoten umgesetzt hat. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen?"

„Vollkommen. Sie beabsichtigen, mir eine bestimmte Summe zu zahlen, wenn ich Ihren Sohn aufgebe. Wozu eine solche Delikatesse in Geschäftssachen!"

Sir Edward verneigt sich zustimmend.

„Sie haben die Sache bei dem richtigen Namen genannt," sagt er lebhaft. „Ich bin bereit, einen angemessenen Preis zu zahlen."

Mit dem Ausdruck höchster Empörung springt Manfred, der sich schon lange kaum mehr beherrschen konnte, auf.

„Das geht zu weit!" ruft er zornig. „Xenia —"

„Du hast mir versprochen, die junge Dame in keiner Weise zu beeinflußen", unterbricht ihn Sir Edward kalt.

Langsam wendet sich Xenia zu Manfred und blickt ihn fest an.

„Du hast das Anerbieten Deines Vaters gehört", sagt sie ruhig. „Was bietest Du mir?"

„Mein Herz, meinen Namen," murmelt er mit vor Erregung heiserer Stimme.

„Auch das muß mit berechnet werden", wendet sich Xenia wieder an Sir Edward. „Ein guter Name ist viel werth. Es würde Ihnen kaum angenehm sein, den Namen Manfred Skott unter denjenigen zu sehen, welche durch Zeitungs-Annoncen Stellung suchen. Vergessen Sie das nicht, bei der Feststellung der Summe!"

Wieder neigt Sir Edward zustimmend das Haupt. Seine Züge tragen den Ausdruck vollster Befriedigung. Diese junge Person versteht ihn ausnehmend gut.

Manfred steht mit gerunzelten Brauen, die Hand auf die Stuhllehne gestützt, da, während Xenia, mit der Fußspitze leicht auf den Boden schlagend, ohne jedes Zeichen von Erregung ihrem Gegner in's Auge blickt.

„Wir dürfen auch nicht vergessen," fährt sie geschäftsmäßig fort, „daß ich compromittirt wäre und mich kaum in der Londoner Gesellschaft blicken lassen könnte, wenn aus der Heirath nichts würde, nachdem ich mich bereits unter den Schutz Ihres Sohnes begeben habe. Ich müßte England verlassen, was Ihnen natürlich durchaus nicht unangenehm wäre. Es würde mir jedoch sehr schwer fallen, einen Mann und damit eine ehrbare Häuslichkeit zu bekommen, wonach ich — ich gestehe es offen — lebhaft verlange. Es sei denn, daß mein Vermögen groß genug wäre, um die Ohren meines Gatten und den Mund der Verleumdung damit zu stopfen. Und selbst dann würde ich kaum einen solch ehrenwerthen, guten Mann bekommen, wie es Ihr Sohn hier ist."

„Xenia!"

Mit einer bittenden Bewegung bedeutet sie Manfred, der seine Erregung kaum mehr bemeistern kann, zu schweigen und fährt, den Kopf in die Hand gestützt, fort:

„Immerhin — Geld erkauft Vieles und kann sogar für eine verlorene Jugend entschädigen. Ihr Sohn bietet mir sein Herz und seinen Namen; wie viel bieten Sie mir, mein Herr?"

„Wie viel wollen Sie haben?"

„Sie machten das Angebot. Ich forderte nichts."

„Lassen wir die Frage offen. Mein Anwalt wird Ihnen —"

Abwehrend hebt Xenia die Hand.

„Nein, ich möchte klar sehen."

„Nun wohl. Ich bin bereit, mir meinen Sohn für zehntausend Pfund zurückzukaufen."

„Zehntausend", wiederholte Xenia. „Wieviel ist das in Rubel? — Hm hm, — nicht übermäßig viel. Nein, mein Herr, die Summe wäre zu klein für all das, was ich aufgeben müßte."

„So will ich die Summe verdoppeln und Ihnen also den vierten Theil meines Vermögens geben."

„Das läßt sich schon eher hören. Doch wäre ich auch damit noch nicht zufrieden. Bedenken Sie, daß Sie durch den Handel mein



Ras Makonnen, der Besieger d…

Lebensglück zerstören, während ich Ihnen Ihr Glück zurückgebe! Wenn Sie mir nicht die Hälfte Ihres Vermögens anbieten, weise ich das ganze Geschäft sofort zurück."

Erregt erhebt sich Sir Edward und geht schweigend einige Mal im Zimmer auf und ab. Manfred steht wie erstarrt auf demselben Fleck. Nur Xenia blickt ruhig vor sich hin.

„So sei es denn!"



der Italiener bei Amba Aladschi.

Mit fest zusammengepreßten Lippen setzt sich Sir Edward an den Tisch und schreibt ein paar Zeilen auf ein Blatt Papier.

„Werden Sie jetzt zufrieden sein?" fragt er spöttisch, indem er ihr den Zettel überreicht.

Sie ergreift ihn und liest laut:

„Ich verspreche, innerhalb acht Tagen an Fräulein Xenia Orsinsky vierzigtausend Pfund Sterling zu zahlen, unter der Bedingung, daß sie auf die Heirath mit meinem Sohne Verzicht leistet. Edward Skott."

(Fortsetzung folgt.)

Ras Makonnen, der Besieger der Italiener bei Amba Aladschi.

Abermals ist das Königreich Italien um die Herrschaft der an der Grenze Abessyniens gelegenen Erythräischen Kolonie mit Negus Menelik von Abessynien in kriegerische Verwicklungen gerathen. Dieselben begannen 1885 mit der Besetzung Massauah's am Rothen Meere, nachdem Italien sich bereits seit 1882, seit der Ermordung des italienischen Reisenden Bianchi, an der Westküste festgesetzt und 1884 sein Protektorat bis zur Buri-Halbinsel im Norden ausgedehnt hatte. Man vergaß eben, daß die Abessynier Massauah, welches ihnen im 16. Jahrhundert durch die Türken entrissen wurde, stets eifersüchtig als ihr Eigenthum beansprucht haben. Aber die Italiener strebten von Massauah, dessen Klima das heißeste der Welt ist und die Truppen furchtbar angreift, nach Gesundheitsstationen im abessynischen Hochlande. Im Jänner 1887 erfolgte der Ueberfall von Saati und Dogali durch Ras Allula. Zwei Jahre später wurde der Negus Johannes von den Mahdisten geschlagen und fiel selbst am 13. März 1889 in der Schlacht von Metammeh. König Menelik von Schoa gab damals den Italienern den Rath, die nördlichen Gebiete von Abessynien, Keren und Asmara zu besetzen, wodurch Nordabessynien, ein beträchtlicher Theil der Provinz Tigre, unter italienische Herrschaft kam und Massauah eine Verbindung mit dem Hinterlande erhielt.

Inzwischen hatte sich Menelik zum Negus von ganz Abessynien proklamirt und mit Italien einen Friedensvertrag abgeschlossen. Der erneute Ausbruch der Feindseligkeiten zwang den italienischen General Baratieri zur Offensive; er überfiel den Ras Mangassa von Schoa bei Debra-Ailet und zwang ihn zur Flucht. Wie Ras Makonnen, der Vetter des Königs Menelik und dessen vertrautester Rathgeber, stets klagte, besaß dieser mehr Soldaten als Waffen, bis sich im März d. J., als die einzelnen Theilfürsten angesichts des gemeinsamen italienischen Feindes sich dem Negus Menelik unterwarfen und ihn zum König von ganz Abessynien proklamirten, das Blatt zu Ungunsten der Italiener wendete.

Der Negus selbst unterstützte Ras Makonnen von Haarar, der vor einigen Wochen Friedensunterhandlungen mit den Italienern angeknüpft hatte, einen Flankenmarsch unternahm, und im Verein mit Ras Mangassa von Tigre die Italiener in einem sechsstündigen Kampfe bei Amba-Aladschi, südlich von Makalle, am 7. Dezember 1895 bis zur Vernichtung schlug. Die Italiener erlagen einer zwanzigfachen Uebermacht und auch Major Toselli fiel mit allen seinen Begleitern; 2000 Italiener bedeckten das Schlachtfeld. Seither sind die Italiner bemüht, mit verstärkten Streitkräften ihre koloniale Eroberungspolitik fortzusetzen. Mit dem König Menelik, der für die Freiheit seiner sechs Millionen Unterthanen kämpft, ist ein Paktiren unmöglich. Er und seine Vasalen müssen endgiltig niedergeworfen werden, soll der Krieg nicht in Permanenz bleiben. Doch die in vier Kolonnen getheilte afrikanische Armee operirte sehr vorsichtig.

König Menelik ist jetzt 67 Jahre alt und hat keine direkten Erben. Sein Adoptivsohn, ein Kind einer seiner Töchter, zählt erst 15 Jahre. Seine rechte Hand und einer seiner befähigtesten Heerführer ist Ras Makonnen, derselbe, der im Jahre 1889 den Vertrag von Ucciali nach Italien überbrachte und die Unterschrieft des Königs Humbert entgegennahm.

Humoristisches.

(Auch das noch.) Sie: „Ja, eine innere Stimme sagte mir..."
Er: „Was, eine innere Stimme hast Du auch noch?!"

(Einer Meinung.) Frau: „Nicht wahr, liebes Männchen, es ist doch zu schön, wenn Mann und Frau einer Meinung sind?"

Mann: „Ganz recht! Es kommt nur darauf an, wessen Meinung sie sind."

(Unsere Kinder.) Onkel: „Habt ihr schon Naturgeschichte in der Schule, Karlchen:"

Karlchen: „Ja Onkel!"

Onkel: „Nun sag', was kennst Du bereits vom Löwen?"

Karlchen: „Das Löwenbräu."

(Fragliche Noblesse.) Erster Bettler: „Du, ist der Commerzienrath, wenn man zu ihm ginge, ein nobler Mann!"

Zweiter Bettler: „Na ob! Er hat mir z. B. neulich höchst eigenhändig — 'rausgeschmissen!"

(Unrichtig.) Handwerksbursche (zu einer Frau, die in jedem Arm ein Wiegenkind trägt und hinter der noch ein halbes Dutzend kleiner Jungen nachstolpert): „Ich bitte um ein Almosen."

Frau: „Ich habe nichts Kleines bei mir."

Logogryph.

Ich regle klug, was Andr'e schreiben
Und bleibe meinem Grundsatz treu,
Berichte stets, was And're treiben,
Und was ich schreibe, ist Euch neu.

Doch wollt ich mir ein Zeichen streichen,
So wird es nicht von Nutzen sein:
Es muß dann jeder Fortschritt weichen,
Verderblich drängt sich Altes ein.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 7:
Scheiter, Heiter, Eiter, Reiter, Streiter.

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 7:
Lebenselexier.

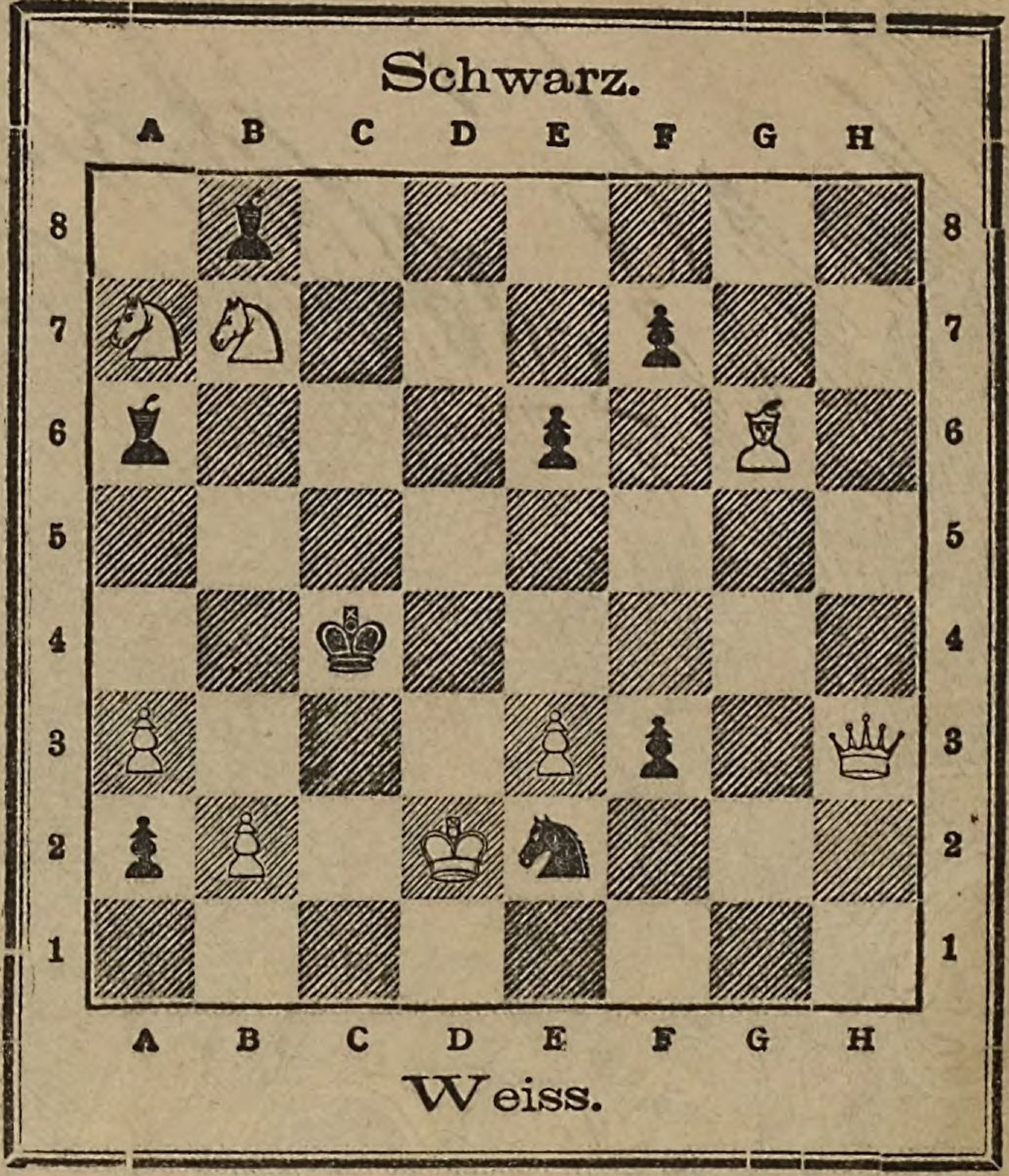
Vexirbild.



Da schau, der Herr Lehrer! Wo denn?

Schachzeitung № 183.

Aufgabe von Heinr. Buchheit in Regensburg.
Redigirt vom Regensburger Schachclub.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Der Meistervierkampf zu Petersburg.

Am 4. Januar siegte Lasker in der nachstehend schönen Partie über Pillsbury. In der erst am 7. Januar gespielten zweiten Partie der zehnten Runde verlor Steinitz durch eine grobe Unachtsamkeit nach 26 Zügen gegen Tschigorin.

In der am 9. Januar gespielten elften Runde wurde den beiden an der Spitze stehenden Meistern hart zugesetzt, indem Tschigorin gegen Pillsbury und Steinitz gegen Lasker gewann.

In der 12. Runde siegte Steinitz über Pillsbury und Lasker über Tschigorin welch' letzterer dauernd unpäßlich ist.

Derzeitiger Stand Lasker 7½, Pillsbury 6½, Steinitz 6½, Tschigorin 3½.

Abgelehntes Damengambit.

	Weiß. Pillsbury.	Schwarz. Lasker.		Weiß. Pillsbury..	Schwarz. Lasker.
1.	d2—d4	d7—d5	16.	f2—f4	Ta8—c8
2.	c2—c4	e7—e6	17.	f4—f5	Tc8×c3 (a)
3.	Sb1—c3	Sg8—f6	18.	f5×e6	Tc3—a3 !
4.	Sg1—f3	c7—c5	19.	e6×f7 +	Tf8×f7
5.	Lc1—g5	c5×d4	20.	b2×a3	Da5—b6 +
6.	Dd1×d4	Sb8—c6	21.	Lf1—b5	Db6×b5 +
7.	Dd4—h4?	Lf8—e7	22.	Kb1—a1	Tf7—c7 (b)
8.	o—o—o	Dd8—a5	23.	Td1—d2	Tc7—c4
9.	e2—e3	Lc8—d7	24.	Th1—d1	Tc4—c3
10.	Kc1—b1	h7—h6	25.	Dh5—f5	Db5—c4
11.	c4×d5	e6×d5	26.	Ka1—b2 (c)	Tc3×a3
12.	Sf3—d4	o—o	27.	Df5—e6 +	Kg8—h7
13.	Lg5×f6	Le7×f6	28.	Kb2×a3?	Dc4—c3 +
14.	Dh4—h5	Sc6×d4	29.	Ka3—a4	b7—b5 +
15.	e3×d4	Ld7—e6	30.	Ka4×b5	Dc3—c4 +

Weiß gibt die Partie auf.

a) Ein ebenso elegantes als corectes Opfer.
b) Noch stärker wäre 22. Db5—c4 gewesen.
c) Besser wäre 26. Ka1—b1.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 180 von Slater.

1. $\frac{\text{b2—b3}}{\text{Beliebig.}}$ 2. T., T., S., S., L., B. ‡.

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, von Ulrich Hüttinger Gg. Gitzibl, und Zach. Inhofer in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von R. Kern, B. H.—, Gustav Schmidt, J. B. Schuler, und R. Weiß.

Briefkasten: G. S. hier. Die durch 1. Sc6. beabsichtigte Nebenlösung der Aufgabe № 181 scheitert an S×S.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 10. Freitag den 24. Januar. 1896

24 (Nachdruck verboten.)

Die Tochter des Flüchtlings.

Roman frei nach dem Amerikanischen.

Von Erich Friesen.

(Fortsetzung.)

Schon wenige Tage, nachdem das Manuscript eingesandt worden war, erhält Manfred einen Brief von der Verlagsgesellschaft, in welchem der Wunsch ausgedrückt ist, den Autor persönlich zu sprechen.

„Geh' Du!“ bittet Xenia. „Vielleicht fällen sie ein ungünstiges Urtheil, und das wäre für mich unangenehmer, als für Dich.“

Jetzt sitzt Xenia voll Unruhe in dem Hotelzimmer und wartet auf Manfred. Welche Antwort wird er bringen? Sie bangt besonders seinetwegen. Er war gar zu siegesgewiß.

Endlich hört sie seinen Schritt. Sie eilt ihm entgegen und liest schon aus seinem strahlenden Gesicht die Antwort. Hastig zieht er sie in den kleinen Empfangssalon, wo sie gewöhnlich am ungestörtesten sind.

„Angenommen! Angenommen!“ jubelt er. „Unter glänzenden Bedingungen! Noch in diesem Monat erscheint die neue Monatsschrift „Das Magazin“ und Deine „Flucht aus Sibirien“ soll sie eröffnen. Sie sind entzückt; gerade so etwas hätten sie gebraucht — eine durchschlagende Reclame für ihr neues Unternehmen. Es sei zwar schon ein wenig spät, aber sie würden es unbedingt noch möglich machen. Die ersten Capitel haben sie gleich da behalten; die übrigen wollen wir noch einmal durchlesen. Ziemlich deutlich gaben sie mir einen Wink, ich solle nicht viel daran ändern; die hin und wieder eingestreuten, etwas fremdländischen Ausdrücke und Wendungen seien originell und verliehen dem Ganzen einen besonderen Reiz.“

Xenia hat still zugehört. Jetzt lehnt sie ihren Kopf an die Brust des Geliebten. Eine Freudenthräne glänzt in ihrem Auge.

„Vielleicht können wir später kleine Aenderungen vornehmen“, fährt Manfred lebhaft fort, indem er das dunkle Köpfchen zärtlich streichelt. „Nach den monatlichen Lieferungen soll nämlich das Ganze als Buch erscheinen. Man machte mir bereits Andeutungen darüber. Dabei kann ich Dir auch helfen.“

„Gewiß.“

„Als Buch soll das Ganze um etwa ein Drittel erweitert werden.“

„Um so besser. Welch' herrliche Beschäftigung für die langen Winterabende.“

„Nur eine Ausstellung machten sie — ganz gerechtfertigt, wie mir scheint.“

„Nun?“

„Du beginnst mit Eurer Flucht aus Sibirien, verschweigst jedoch gänzlich den Grund Eurer Verbannung.“

Xenia's Wangen erbleichen. Sie hat den Grund absichtlich verschwiegen. Den wahren Grund wollte sie nicht sagen, und lügen wollte sie nicht.

„Jetzt schadet es nichts; aber das Buch hätte den doppelten Werth, wenn die politische Frage darin verflochten würde.“

Er macht eine Pause und blickt Xenia erwartungsvoll an. Doch diese spielt nervös mit ihren Fingern und schweigt.

„Natürlich ist das für eine Frau schwierig, wie alle abstrakte Fragen“, fährt er lebhaft fort. „Aber da Du manche schwierige Partie bewältigt hast, wird auch das gehen.“

„Wenn Du es unbedingt für nöthig hältst —“

Nur mit Anstrengung bringt sie die Worte hervor.

„Unbedingt. Jeder Leser wird zuerst fragen: Warum wurden sie verbannt? Zu Deiner eigenen Rechtfertigung mußt Du den Grund nennen.“

„So will ich es thun“, sagt Xenia leise. Ihr Kopf ist tief auf die Brust herabgesunken.

XXIV.

„Ah, Herr Skott, wer hätte Sie heute erwartet!“ ruft eine kleine, rundliche Frau von etwa 50 Jahren, indem sie verwundert die Hände zusammenschlägt. Sie steht am Thor von Manfreds kleinem Haus in Pangbourne und blickt den Weg entlang, auf dem sich schnellen Schrittes ein Mann nähert.

„Nun, mir scheint, Ihnen komme ich nicht ganz unerwartet, Frau Holm“, lacht Manfred.

„Doch, doch, Herr Skott“, entgegnet die Frau, indem sie die flatternden Haubenbänder festbindet. „Die Köter sind daran schuld, daß ich herauslief. Als John und Sandy zu bellen anfingen, dacht ich, die kleinen Spitzbuben von nebenan kämen wieder, um Aepfel zu mausen. Alle Augenblicke sind sie da, und ich wollt' ihnen mal gehörig eins auswischen. Aber als das Gebell immer lauter wurde — ich glaube, solchen Skandal würden die Köter kaum machen, wenn eine ganze Diebsbande in's Haus bräche — da wußt' ich, daß S i e es sind, Herr Skott. Warum haben Sie mir nicht geschrieben, daß Sie kommen?“

„Weil ich gleich wieder gehe, Frau Holm. Holen Sie mir eine Flasche Wein! Ich beruhige inzwischen die Hunde.“

Die kleine, freundliche Haushälterin eilt davon. Manfred beschäftigt sich kurze Zeit mit den Hunden und folgt ihr darauf in das Haus.

„Sie wollen gleich wieder fort?“ fragt Frau Holm, während sie das Tablett mit der Flasche und dem Glas vor Manfred hinstellt und ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit anblickt. „Doch nichts Schlimmes passirt, Herr Skott?“

Manfred lächelt.

„Nichts Schlimmes, Frau Holm.“

„Gott sei Dank! Es passirt so selten was Gutes in der Welt. Wenn ich noch an die Geschichte da bei dem armen Herrn

Major denke“ — sie zeigt mit dem Finger nach der Villa Clayton — „solche Schufterei —“

Abwehrend hebt Manfred die Hand.

„Lassen wir das, Frau Holm. Also — es ist allerdings etwas

„Kenn' ich die Dame, Herr Skott?“ fragt sie ängstlich.

„Vielleicht haben Sie die Prinzessin Orsinsky einmal gesehen —“

„Die Prinzessin?“ Frau Holm sinkt in einen Sessel. „Und



Agoliagbo, der neue König von Dahomey.

passirt, und ich bin hier, um es Ihnen mitzutheilen. Von morgen in acht Tagen ab werde ich ganz hier wohnen.“

„Wirklich? Sie wollen ganz hier wohnen? Und morgen in acht Tagen schon?“

„Ja wohl — ich und meine Frau.“

„Ihre — Frau?“

Frau Holm ringt nach Athem. Alle Freude schwindet aus ihrem runden Gesicht; sie sieht ernstlich bekümmert aus. Unwillkürlich kommen ihr einige Zweifel an der Echtheit dieser Mittheilung.

Sie ist seit Jahren treue Hüterin des Hauses und kennt Manfred von Klein auf. Seine Frau kann doch nur Fräulein Clayton werden, und die ist vor ein paar Tagen mit ihren Eltern abgereist!

in acht Tagen wollen Sie mit ihr herkommen? . . . Unmöglich, ich muß vorher die Gardinen waschen —“

„Kaufen Sie neue!“

„Und kaum ein halbes Dutzend Theetassen ist noch ganz —“

„Wir brauchen nur zwei.“

„Die Tapeten müssen ausgebessert werden und die Decken gemalt —“

„Lassen Sie sie weißen!“

„Und die Fenster und der Fußboden — Alles ist zu schlecht für die Prinzessin.“

„Machen Sie Alles hübsch sauber — das genügt.“

„Ah, ihr Herren denkt immer, ihr braucht blos zu wünschen, und Alles ist da — hast Du nicht gesehen!"

Manfred lächelt gutmüthig.

„Das kommt daher, weil wir immer solch' prächtige Gehilfinnen haben, wie Sie sind, Frau Holm."

Diese ist noch nicht ganz versöhnt.

„Mit der Parker werd' ich nicht auskommen können", meint sie kopfschüttelnd.

„Frau Parker begleitet uns nicht."

„Nicht? Wer soll denn die Prinzessin ankleiden?"

„Sie wird sich selber ankleiden."

„Nein, Herr Skott! Eine Prinzessin ist es gewohnt, daß sie bedient wird."

„So lassen Sie eine Ihrer Nichten kommen, vielleicht die Alice —"

„Ich will mein Bestes thun, Herr Skott", ruft Frau Holm mit wiedergewonnener Energie. „Aber das sag' ich Ihnen gleich: das Haus ist nicht halb in Ordnung, wenn Sie kommen, und schelten dürfen Sie nicht, wenn die Prinzessin unzufrieden ist!"

(Fortsetzung folgt.)

Agoliagbo, der neue König von Dahomey.

Der famose Behanzin, König von Dahomey, der seinerzeit, während der Kämpfe der Franzosen, so viel genannt wurde, ist als französischer Staatspensionär in den Hafen der Ruhe und Vergessenheit eingelaufen. Er verzehrt gemüthlich die Pension, die ihm die französische Regierung ausgesetzt hat, nachdem es dem Obersten Dodds gelungen war, in dem modernen Amazonenstaate Ordnung zu schaffen.

Jetzt herrschen die Franzosen in dem Negerreiche, aber sie waren klug genug, nicht zu viel zu verlangen. Sie ließen den Dahomeern einen Schein von Freiheit und Selbstständigkeit und gaben ihnen sogar einen neuen König.

Dieser, ein Bruder des Entthronten, präsentirt sich im nebenstehendem Bilde im vollen Glanze seiner Würde und Herrlichkeit mit seiner phantastischen Krone, seinem sonderbaren Nasenringe und seinem malerisch umgeworfenen Mantel aus schwerem Seidenbrokat, umgeben von seinen in ähnliche Stoffe gekleideten Frauen, von denen eine den Sonnenschirm über sein geweihtes Haupt hält.

Agoliagbo, der neue König von Dahomey, ist, wie gesagt, einer der zahlreichen Brüder Behanzin's, keinesfalls ein großes Licht, sonst hätten ihn die Franzosen nicht brauchen können. Sein Vorfahr hat ihn übrigens, als er die Heimat verließ um in seine Pensionopolis zu reisen, mit allerlei Titulaturen belegt, unter denen „Schwein" noch die schmeichelhafteste war. Um so sicherer wird er deshalb in der Gnade der Protektoren des Landes stehen, die einen klugen Kopf auf dem Throne absolut nicht brauchen können.

In letzter Zeit ist übrigens der Name seines Vorgängers wieder viel genannt worden. Ein französisches Blatt behauptete, jener Neger, der auf der Insel Martinique die Staatspension genieße, sei gar nicht der wahre Behanzin, sondern irgend ein sonstiger Schwarzer, den man vorgeschoben habe, damit es nicht beiße, der wahre König von Dahomey sei der französischen Regierung entschlüpft. Das gab wieder einem anderen Journal Veranlassung, den Beweis zu führen, daß der wirkliche und wahrhaftige Behanzin auf Martinique internirt sei, wobei gleichzeitig allerlei Daten über das Leben und Treiben des entthronten schwarzen Potentaten angeführt wurden.

Literarisches.

Spamers illustrierte Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte unter Mitwirkung von Prof. Dr. G. Diestel, Prof. Dr. F. Rösiger, Prof. Dr. O. E. Schmidt und Dr. K. Sturmhoefel neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. Otto Kaemel. Dritte, völlig neugestaltete Auflage. Mit nahezu 4000 Text-Abbildungen nebst vielen Kunstbeilagen, Karten, Plänen u. s. w. In 10 Bänden: geheftet je M. 8.50, gebunden je 10.—.

Der zweite Band von „Spamers Illustrierter Weltgeschichte" enthält den zweiten Theil der Geschichte des Alterthums, und zwar umfaßt er die Epoche von Alexander dem Großen bis zum Beginn der Völkerwanderung. Von zwei hervorragenden Kennern des klassischen Alterthums bearbeitet, weist er alle die Vorzüge auf, die der Spamerschen Weltgeschichte sonst nachgerühmt worden sind: geschickte Gliederung der Materie, fesselnde Darstellung der Ereignisse bei wissenschaftlicher Gründlichkeit und scharfe Charakterisierung der führenden Personen. Eine besondere Hervorhebung verdient das Kapitel der „Hellenischen Kultur" von Dr. F. Rösiger, welches, mit warmem Gefühl und feinem Verständniß geschrieben, eine Behandlung erfahren hat, wie wohl bisher noch in keiner Weltgeschichte. Die Illustrierung dieses Bandes muß sowohl hinsichtlich der Reichhaltigkeit als auch der Auswahl und Ausführung der Bilder ganz außerordentlich genannt werden. Auch hier äußert sich, wie bei den früheren Bänden, das Bestreben, den illustrativen Theil möglichst aus neuem, noch unbekanntem Material zu schaffen. Das Durchblättern des Bandes mit seinen ca. 400 ganz unvergleichlichen Illustrationen wird jeden, und gerade den Kenner am meisten gewinnen.

Humoristisches.

(Der diplomatische Miether.) Aufrichtig, liebe Frau, wie viel hat Ihnen mein Vorgänger gezahlt?

Er hätte eigentlich zehn Mark monatlich zahlen sollen, hat aber nichts gezahlt, dann haben wir ihn hinausgefeuert.

Gut, liebe Frau ich nehme das Zimmer zu denselben Bedingungen.

(Feine Marke.) Weinhändler Wolf: „Bitte um ein Glas Wein."

Wirth: „Aufzuwarten, feine Marke."

Weinhändler kostet den Wein! „Von wem beziehen Sie Ihren Wein Herr Wirth?"

Wirth: „Von der Firma Wolf in . . . ."

Weinhändler rasch unterbrechend: „So, so, dann bitte ich schnellstens um ein Glas Bier."

(In der Schule) fragt der Lehrer bei Gelegenheit des Lessing-Denkmals „sag mal, Carl, wann ist denn der Lessing eigentlich gestorben?"

Der Schüler, der diese Frage nicht zu beantworten wußte, erhielt deswegen mit vielen Vorwürfen noch einige Kopfstücke, worauf er weinend entgegnete: „Ich habe gar nicht gewußt, Herr Lehrer, daß der Lessing so gefährlich krank gewesen sei."

(Lieutenant) (in einer Damengesellschaft geistreich:) „Meine Dame, Sie wissen gar nicht, welches Unglück ihnen bevorsteht — ich verheirate mich."

„Um Gotteswillen! Doch nicht mit einer von uns?"

„Nein, leider!"

„Nun, dann ist doch das Unglück nicht so groß."

(Richter): „In welcher Form der Eid zu leisten ist, Zeugin werden Sie gewiß wissen — haben Sie schon einmal geschworen?"

Zeugin (Fräulein verschämt): „Ja — Liebe!"

(Kindliche Mahnung.) Räthin: „Sie trinken doch ein Täßchen Thee mit?"

Besuch: „Nein, ich danke!"

Räthin: „Aber ein Butterbrod nehmen Sie?"

„Auch das muß ich ablehnen!"

Räthin: „Nun, meine Junge verschmähen Sie doch nicht?!"

Kind: „Nein, nein, die darf die Mama erst recht nicht haben

denn der Papa hat ausdrücklich gesagt: Nimm Dich nur vor der Räthin ihrer Zunge in Acht!"

Logogryph.

Du magst mich außen sehen oder innen,
Bin immer ich das Gegentheil von rund;
Am Gassenschluß, am Haus, im Zimmer drinnen,
Da triffst mich immer, siehst mich jede Stund'.

Fügst vorn ein Zeichen an, so wird sich zeigen,
Was immer oben ist und schirmt und schützt;
Ist jedem Bett und jedem Zimmer eigen,
Ein Jeder kennt's und liebt's weil's Jedem nützt.

Nun setz' ein and'res Zeichen, dann wirst sehen,
Wie dort am Garten- und am Ackerrand
Gesträuche reihenweis' beisammen stehen,
Gar dicht gedrängt, gepflanzt von Menschenhand.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 9:
Ster, After, Laster.

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 9:
Zu viel besonnen, wird nichts begonnen.

Vexirbild.

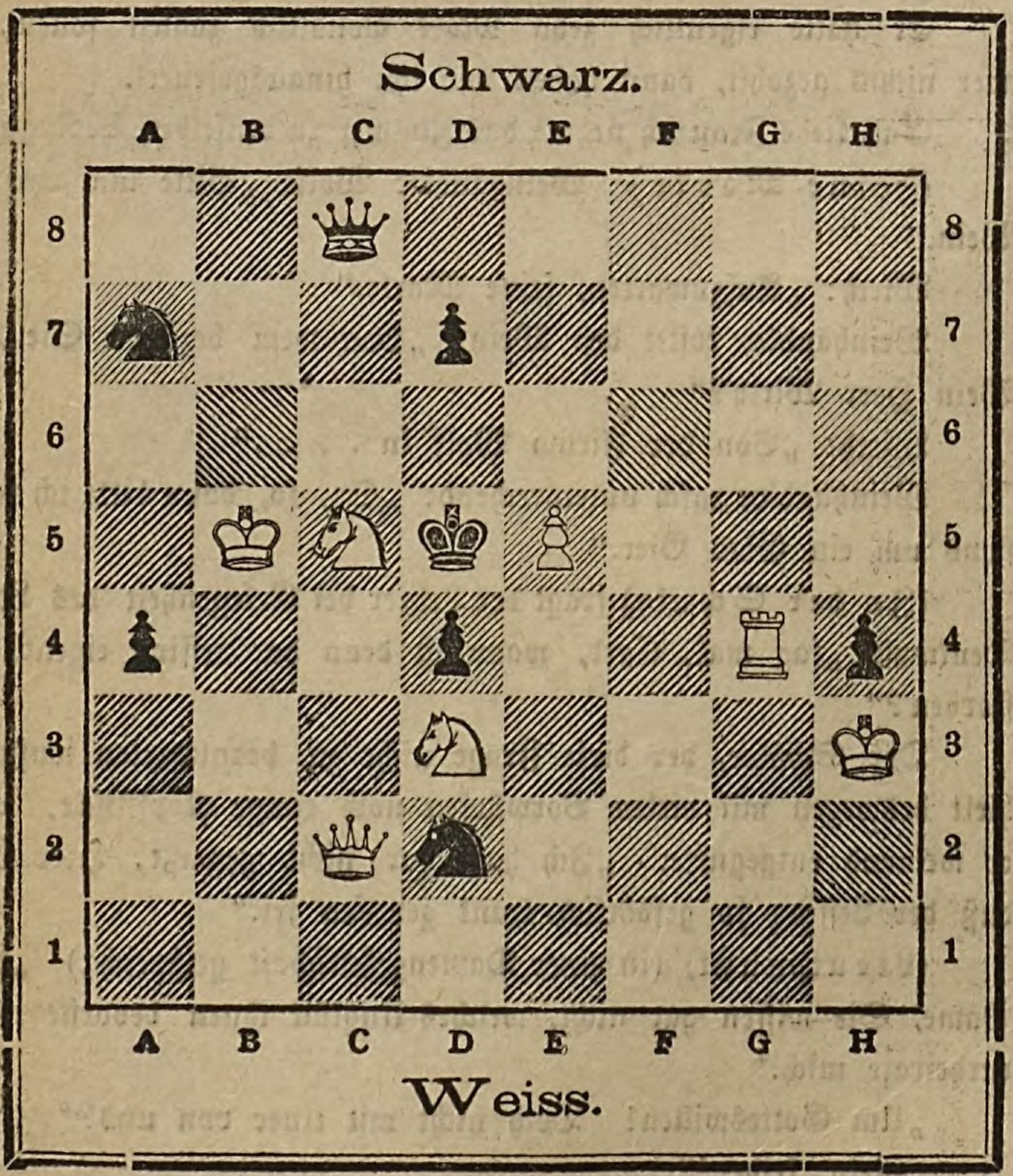


„Ach nee – welch' jottvolle Jemse!

Schachzeitung № 184.

Aufgabe von H. Keidanski in Berlin.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Der Meistervierkampf zu Petersburg.

Am 14. Januar siegte Tschigorin über Pillsbury, Lasker über Steinitz.

Am 16. Januar verlor Pillsbury gegen Steinitz, die Partie Tschigorin-Lasker blieb remis.

Am 19. Januar verlor Steinitz gegen Tschigorin, die Partie Lasker-Pillsbury blieb remis.

Stand nach der 15. Runde: Lasker 9, Steinitz 7½, Pillsbury 7, Tschigorin 6.

Die folgende Partie stammt aus dem XIII. Gang.

Spanische Partie.

Weiß. Tschigorin.	Schwarz. Pillsbury.	Weiß. Tschigorin.	Schwarz. Pillsbury.
1. e2—e4	e7—e5	24. g5×f6 +	Kg7×f6
2. Sg1—f3	Sb8—c6	25. g6×h7	Kf6—e6
3. Lf1—b5	g7—g6	26. Th1×g1	Ke6—d7
4. Sb1—c3	Lf8—g7	27. De3—h3 +	Kd7—c6
5. d2—d3	Sg8—e7	28. Dh3—e6	Ta4—a8
6. Lc1—g5	f7—f6	29. Tg1—g7	Kc6—b6
7. Lg5—e3	a7—a6	30. Sb1—a3	Lc8—a6 (d)
8. Lb5—a4	b7—b5	31. Tg7—d7	Dd8×d7
9. La4—b3	Sc6—a5	32. De6×d7	Ta8—d8
10. Dd1—d2	Sa5×b3	33. Dd7—g7	b4×a3
11. a2×b3	Lc8—b7	34. b2×a3	c5—c4
12. Le3—h6	o—o	35. d3—d4	Tf8×f2 (e)
13. h2—h4	d7—d6	36. h7—h8 D	Ta8×h8
14. o—o—o	c7—c5 (a)	37. Dg7×h8	Tf2—f1 +
15. g2—g4	b5—b4	38. Kc1—b2	e5×d4
16. Sc3—b1	a6—a5	39. Dh8×d4	Kb6—c7
17. Td1—g1	a5—a4	40. a3—a4	Tf1—f7
18. b3×a4	Ta8×a4	41. a4—a5	Kc7—c8
19. Dd2—e3	Se7—c6	42. Dd4×d6	Tf7—b7 +
20. Lh6×g7	Kg8×g7	43. Kb2—c3	La6—b5
21. g4—g5	Sc6—d4	44. a5—a6	Tb7—c7
22. h4—h5 (b)	Sd4×f3 (c)	45. a6—a7	Schwarz gibt die Partie auf.
23. h5×g6	Sf3×g1		

a) Damit beginnt der beiderseitige Angriff gegen die feindliche Königsstellung.

b) Eine elegante Angriffswendung, die der lebhaften Spielweise entspricht, wie sie sonst Tschigorin eigen ist, in diesem Kampfe ihm jedoch infolge andauernden Unwohlseins abhanden gekommen war.

c) Auf diese gewagte Combination hätte Pillsbury sich nicht einlassen sollen.

d) Auf 30. b4×c3 folgt 31. De6—b3 + nebst 32. Tg7×b7.

e) Der Zweck dieses Zuges ist nicht recht ersichtlich. Die Gegenwehr Pillsburys in dem Schlußspiel ist überhaupt ziemlich schwach.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 181 von Wrigley.

1. $\frac{\text{Se5—d3}}{\text{Beliebig.}}$ 2. D., L., S., S., ‡.

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, von Ulrich Hüttinger Gg. Gißibl, und Zach. Inhofer in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von R. Kern, B. H.—, Gustav Schmidt, J. B. Schuler, und R. Weiß.

Briefkasten: A. F. in R. Auf 1. f3—h3 würde in der Aufgabe № 181 folgen Tc7—c1 ‡! und in der Aufgabe № 183 auf 1. Lg6—d3, Kc4—d5 und das durch Dh3—h5 drohende Mat an f7—f5 scheitern.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 11. Montag den 27. Januar. 1896

25 (Nachdruck verboten.)

Die Tochter des Flüchtlings.

Roman frei nach dem Amerikanischen.

Von Erich Friesen.

(Fortsetzung.)

Es ist geschehen. Xenia Orsinsky heißt fortan Frau Manfred Skott . . .

Schon am Tage nach seiner Vermählung hält das junge Paar Einzug in Pangbourne, wo, entgegen Frau Holm's Befürchtungen, Alles zu seinem Empfange bereit ist — Frau Holm selbst in schwerem, schwarzem Seidenkleid und neuer Haube, und deren Nichte Alice in frisch gestärktem rosa Kattunrock und schneeweißer Latzschürze mit eingeschlossen.

Xenia durchwandert unter Frau Holm's Führung das ganze Häuschen. Sie zeigt so viel Interesse für den wohlgefüllten Wäscheschrank und andere häusliche Einrichtungen, daß die alte Dame völlig beruhigt über Manfreds Zukunft ist. Auch waren die Hunde von Anfang an „gut Freund" mit ihr — ein zweites günstiges Zeichen in Frau Holm's Augen.

Xenia fühlt sich sehr glücklich in ihrem neuen Heim — so glücklich, daß sie ihre Empfindungen nur in abgebrochenen Worten, untermischt mit Lachen und Schluchzen, auszudrücken vermag. Zwar befindet sich in dem Häuschen nichts, was eine derartige Erregung rechtfertigt; besonders das Wohnzimmer mit seinen kunstlosen Möbeln und einfachen Aquarellbildern sieht äußerst schlicht aus. Aber es ist ihr eigen, ihr Heim, nachdem sie so lange verlangte — die Verwirklichung ihrer Träume von Ruhe und Glück.

Auch Manfreds Wünsche sind befriedigt. Fluß, Wald, Felder und Himmel — Alles erscheint ihm jetzt herrlicher, leuchtender.

Gar oft reden die Beiden von den Arbeiten, die ihnen obliegen; doch thun sie in der ersten Zeit ihres jungen Glückes wenig. Das schöne Wetter lockt sie hinaus, und das Glück macht träge.

„Es wird nur gar zu bald regnen", meint Manfred entschuldigend, „und die Musen werden sich freuen, dann in unserm kleinen Wohnzimmer einen Schlupfwinkel zu finden."

Jeder Sorge ledig, wünschen Beide nichts sehnlicher, als dieses wolkenlose Glück so lange wie möglich sich zu erhalten.

So folgen sie ganz ihrer Herzensneigung und sind heiter, glücklich wie die Kinder, wenn sie schwer beladen mit Feldblumen und Gräsern nach Hause zurückkehren, oder mit langen, beerengeschmückten und herbstlich gefärbten Zweigen. Wenn dann Xenia mit diesen Trophäen das Zimmer schmückt, sitzt Manfred schweigend in seinem Lehnsessel, die kurze Pfeife im Mund, die Ellbogen auf die Knie und das Kinn in die Hände gestützt, und folgt jeder ihrer anmuthigen Bewegungen mit stets neuem Entzücken.

Dasselbe Glücksgefühl erfüllt ihr Herz; doch besitzt sie die Gabe der meisten Frauen, im Glück heiter plaudern und lachen zu können. Sie ist ganz zufrieden, wenn er auf ihre Fragen und Plaudereien hin und wieder eine freundliche Antwort gibt.

Die Thatsache, daß Manfred Skott die Prinzessin Orsinsky geheirathet und sie nach Pangbourne gebracht hat, wird in der Nachbarschaft schnell bekannt. Doch da über dieser Heirath ein gewisses Dunkel schwebt, auch keine Vermählungsanzeigen verschickt worden sind, überläßt man das junge Paar sich selbst — zur großen Freude desselben.

Die Beiden empfinden eine fast kindische Furcht, daß irgend Jemand ihre Einsamkeit stören könnte und lugen bei den Spaziergängen unter Lachen und Necken scharf nach Bekannten aus, um sofort in einen anderen Weg abzubiegen, sobald sie einen solchen erspäht haben.

Doch mit der ersehnten Einsamkeit ist es gar bald zu Ende, als die erste Nummer des „Magazin" erscheint. Vorn auf der ersten Seite ist groß in besonders auffallender Schrift angekündigt:

„Unsere Flucht aus Sibirien."
Von Frau Manfred Skott. (Xenia Orsinsky.)

Die neue Monatsschrift ist überall zu sehen: in dem Fenster eines jeden Buchladens, auf den Regalen der Zeitungsverkäufer, in den Eisenbahn-Buchhandlungen. Alle Tageszeitungen bringen Besprechungen des Artikels; dieselben gehen in die Wochenschriften über, und die Blätter für Gesellschaft und Literatur knüpfen daran Bemerkungen über das Privatleben der Autorin.

Schon nach wenig Tagen fliegen Zeitungen jeder Art in das kleine, stille Haus in Pangbourne — ein Zeichen, daß die Welt das Versteck des jungen Mannes kennt.

Manfred ist stolz auf seine Frau, die durch ihren Geist und ihr Talent einen Platz in der Oeffentlichkeit neben den großen Staatsmännern und Gelehrten einzunehmen beginnt.

Nicht so Xenia. Ihr ist der Ruhm gleichgiltig, und ein unbezwingliches Angstgefühl schnürt ihr das Herz zusammen . . . Soll das stille, ruhige Glück, das kaum begonnene Vergessen der Vergangenheit so bald ein Ende finden? . . .

Gleich Gespenstern steigen ihr Großvater und die Parkers vor ihren Augen auf . . . Doch wozu ängstigt sie sich eigentlich? Der alte Iwan Orsinsky wird sich hüten, nach England zurückzukehren; und welchen Anspruch können die Parker's an sie erheben? Sie schuldet ihnen nichts; sie hat keinen Pakt mit ihnen geschlossen. Die Leute wissen nicht einmal, daß sie an jenem schrecklichen Tage die Helferin ihres Großvaters war . . . Und trotzdem — —

Das jetzt beginnende schlechte Wetter wirkt ebenfalls auf ihre Nerven. Im Garten peitscht der Regen die Blumen nieder, die munteren Lieder der Vögel verstummen. Nichts ist hörbar als das Seufzen und Pfeifen des Windes und das gleichmäßige Niederfallen der Regentropfen. Sie erscheinen Xenia wie große, schwere Thränen, und nur mit Aufbietung ihrer ganzen Kraft bewahrt sie ihrem Gatten gegenüber ihre frühere Heiterkeit.

Auf Manfred übt der Witterungswechsel einen gerade entgegengesetzten Einfluß aus. Auch heute betritt er lebhaften Schrittes das Frühstückszimmer, wo Xenia, melancholisch in die trübe Landschaft hinausblickend, am Fenster steht.

„Hei, ein lustiges Feuer im Kamin, der Geruch von frisch gebratenen Kastanien, das Tröpfeln de Regens am Fenster — jetzt erst empfinde ich so recht von Herzen das Glück des eigenen Heims!" ruft er freudig aus. „Es sieht aus, als wenn dieses Wetter noch lange anhalten will."

„Gefällt Dir das?"

„Ja, Xenia."

Er bemerkt den ernsten, fast traurigen Ausdruck ihrer Augen und fährt lächelnd fort:

„Du denkst, wir werden bald zu viel des Glücks im eigenen Heim haben, wenn das Wetter lange anhält, nicht wahr?"

Schweigend schüttelt sie den Kopf.

„Was denn, mein Lieb?"

„Ich dachte daran, wie unaussprechlich glücklich wir im letzten Monat waren — so glücklich, daß ich mich fürchte. Es ist kindisch, ich weiß es; aber ich kann nicht anders."

Heiter lächelnd streichelt er ihr gesenktes Köpfchen.

„Thörichtes Kind", flüstert er, „was sollten wir fürchten? Auch will ich Dir noch einen Grund sagen, warum ich mich auf die nächste Zeit freue. —"

„Nun?"

„Bald müssen wir zusammen arbeiten, Xenia. Welche Freude soll das werden!"

Sie murmelt beschämt:

„Schilt mich, daß ich daran nicht gedacht habe . . . Ja, wir wollen gemeinschaftlich arbeiten und gleich heute damit beginnen."

Während des Frühstücks schmieden sie allerhand Pläne, und Manfred bemerkt lebhaft:

„Die Buchausgabe muß bald in Angriff genommen werden, damit wir später nicht zu viel Mühe damit haben. Heute Abend, wenn es anfängt zu dämmern, ziehen wir unsere Sessel an den Kamin und Du erzählst mir aus Deiner Jugend, von Deinen Eltern und von der Ursache Eurer Verbannung."

„So bald schon?" fragt sie angstvoll.

„Es ist besser. Ich kann mir die Einleitung länger überlegen"

„Gut also — wenn Du es wünschest —"

Was soll sie thun? Soll sie ihren Gatten in dem Glauben lassen, sie sei die Prinzessin Orsinsky, deren Familie wegen politischer Verdächtigungen verbannt wurde? Dann erscheint auch dieser Name in dem Buch mit all' den falschen Angaben und Verhältnissen. Und wird nicht die russische Regierung, sobald sie Kenntniß von dem Buch erhält, den ganzen Betrug aufdecken? . . . Und wenn sie dann ihren wirklichen Namen nennt und dazu den Grund, weshalb sie verbannt wurden? . . .

Sie schaudert. Nein, nein — Alles, nur das nicht! . . . Vielleicht findet sich irgend ein Ausweg . . .

XXV.

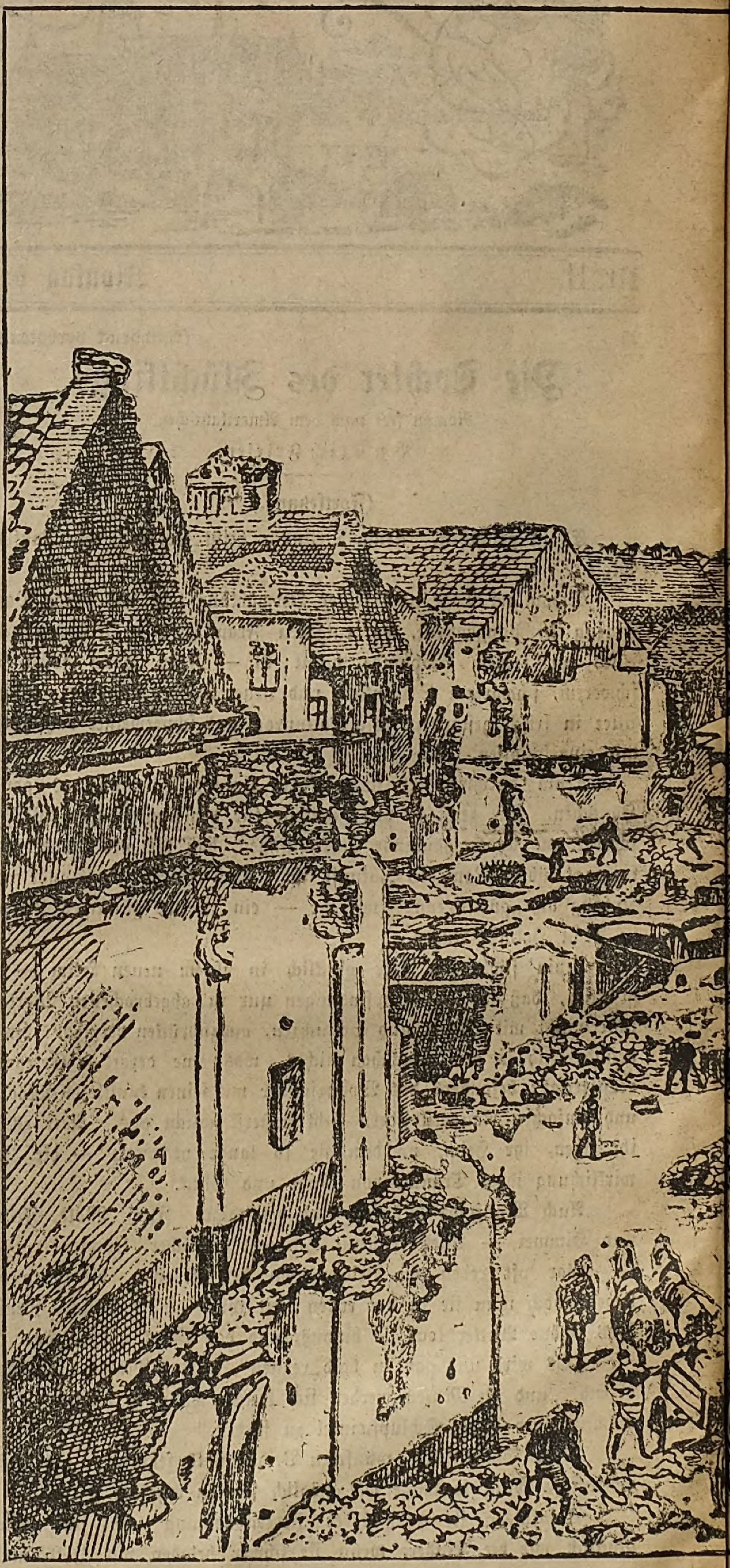
Während des ganzen Tages ist Xenia auffallend bleich und still. Sie weicht öfters Manfreds Blicken aus — sie, deren Augen sonst stets seinen Blick suchten.

„Mein kleines Frauchen hat irgend etwas", denkt er bei sich, „was mag es nur sein?"

Er zündet seine Pfeife an und setzt sich an den Kamin, in der Hand mehrere Briefe und eine Menge Journale. Jede Zeitung versetzt ihn in eine freudige Aufregung. Wieder und immer wieder liest er jede Zeile, die Xenia betrifft.

„Es ist mein Weib, meine geliebte Xenia, von der alle Welt spricht," frohlockt er.

Sorgfältig schneidet er jeden Hinweis auf die Artikel, jedes Lob der jungen, vielversprechenden Autorin heraus und füllt seine Taschen damit an. Freilich fehlt es auch an absprechenden und gehässigen Urtheilen nicht; doch diese verbrennt er gewöhnlich sofort, nachdem er sie gelesen.

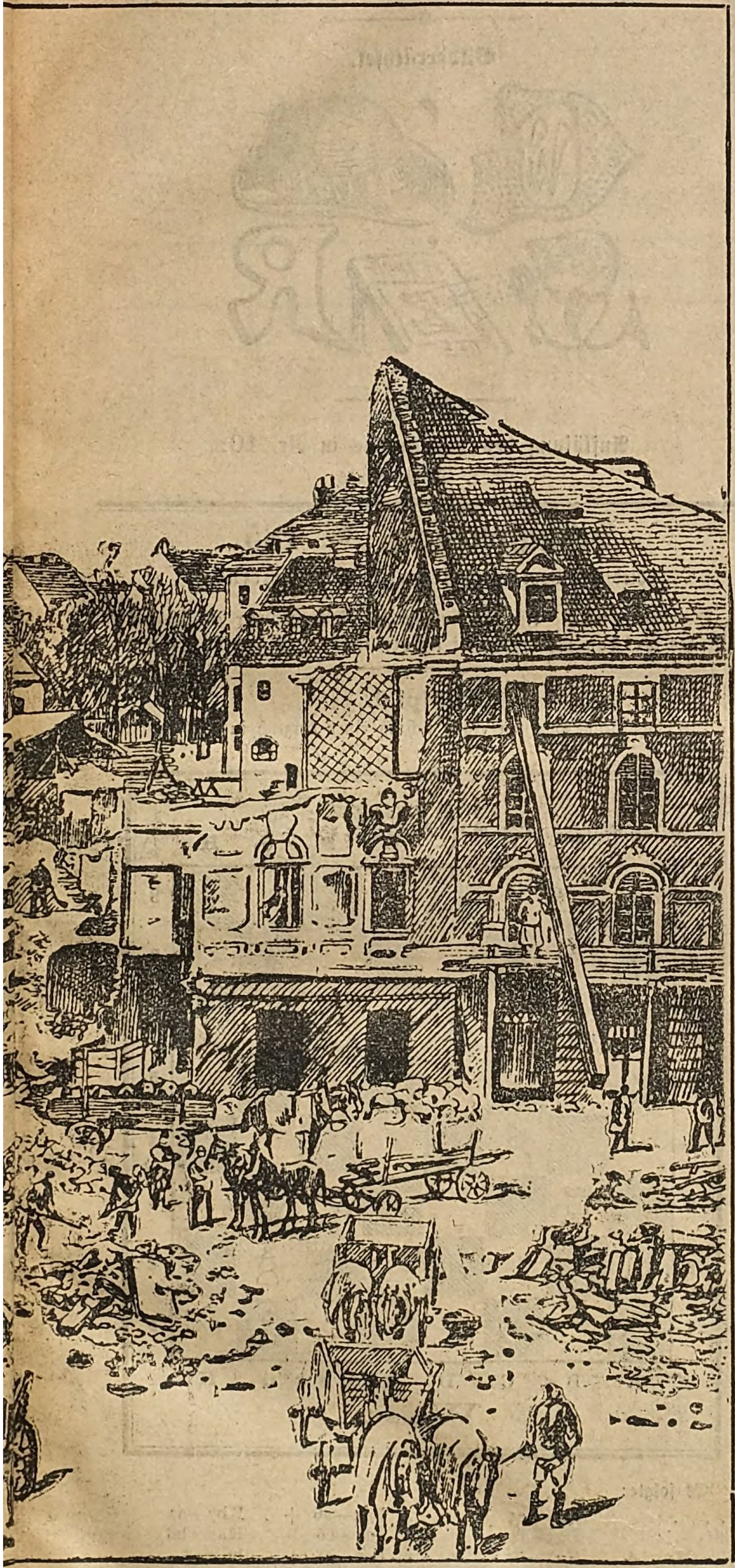


Ein Bild von den Demolirun

Auch heute hält er eine Nummer des „Beobachter" in der Hand, die ihm von einem „guten Freunde" übermittelt worden ist. Nachdenklich überliest er den Passus zum zweiten Mal.

Nach begeisterten Lobeserhebungen über Xenias schriftstellerisches Talent läßt sich das Blatt folgendermaßen vernehmen: „Außergewöhnliche Menschen pflegen auch außergewöhnlich zu handeln. Es

wundert uns weniger, daß die Prinzessin Xenia Orsinsky obenerwähnten Artikel geschrieben hat — denn wer entsinnt sich nicht der geistvollen jungen Russin, die vor wenigen Monaten plötzlich gleich einem Meteor in der Londoner Gesellschaft auftauchte? — als



... der Erdbebenstadt Laibach.

daß sie Herrn Manfred Skott geheirathet hat. Wer ist dieser Herr Manfred Skott? Diese Frage schwebt gewiß auf vielen Lippen. Seine persönlichen Vorzüge kennen wir nicht; doch so viel ist sicher — man weiß über ihn nichts weiter, als daß er der Sohn von Sir Edward Skott ist. Eines kann man ihm nicht absprechen; er war mit Erfolg bemüht, sich eine Stellung in der Gesellschaft zu erobern; denn außer dem Sohn eines Parlamentsmitgliedes ist er jetzt auch noch der Mann einer bedeutenden Frau.

Der Erfolg berauscht bekanntlich. Herr Skott hat seine junge Gattin der Gesellschaft entzogen und sie nach Pangbourne entführt. Jeder alltägliche junge Mann ist in der ersten Zeit seiner Ehe furchtbar eifersüchtig. Warum soll Herr Skott eine Ausnahme der Regel bilden? Immerhin sollte der Sohn eines Parlamentsmitgliedes seine eigenen Interessen mehr im Auge behalten. Im Orient kann der Mann seine Frau absperren, bei uns ist es der sicherste Weg, sie zu verlieren. Wenn die Sonne scheint, ist Pangbourne reizend; wenn sie nicht scheint, ist Pangbourne entsetzlich. Wir sind neugierig, zu sehen, wie eine Dame von dem Temperament der Frau Manfred Skott, deren Schönheit und Geist die Salons entzückten und in Aufruhr brachten, wie diese Dame es eine Woche lang in der Oede und Einsamkeit Pangbournes aushalten wird, wenn die Schornsteine rauchen und die Pfützen den Straßenübergang unmöglich machen — als einzige Entschädigung die Gesellschaft Herrn Manfred Skott's! Allerdings hat sie bereits Sibirien hinter sich, doch glauben wir, daß manche Leute Sibirien ihrem jetzigen Aufenthalte vorziehen würden."

Entgegen seiner Gewohnheit liest Manfred diesen giftdurchtränkten Passus zweimal. Die Beleidigungen seiner Person, die eben so gut seinem Vater gelten können, berühren ihn absolut nicht. Er lächelt sogar über den Mangel an Takt und Anstand, der aus den Zeilen spricht.

Was ein Echo in seinem Herzen weckt, ist der Hauch des Mitleids, der über dem Ganzen weht. Der Gedanke kommt auch ihm, ob Xenias Naturell sich zur Einsamkeit eignet, ob sie in ihrer Großmuth nicht vielleicht mehr versprochen hat, als sie zu halten im Stande ist.

Langsam wendet er den Kopf nach dem Fenster, wo Xenia mit dem Beantworten ihrer Briefe beschäftigt ist. Sie schreibt nicht; ihre Hand ruht auf dem Bogen vor ihr. Traurig starrt sie hinab in den gleichmäßig niederrieselnden Regen . . .

Mit einem leisen Seufzer steht er auf und macht sich an dem Feuer im Kamin zu schaffen. Er ist jenem unbekannten Feinde, der ihm die Augen geöffnet hat, von Herzen dankbar.

„Selbstsüchtiger Thor, der ich bin!" murmelt er. „In meiner Zufriedenheit bilde ich mir ein, Jeder muß hier zufrieden sein, und vergesse ganz, was diese geisttödtende Einsamkeit für ein solch' lebhaftes Naturell, wie das von meiner Frau, bedeutet."

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet er nun Alles. Zwischen den Zeilen seiner Freunde, die ihm zu seiner Vermählung gratuliren, liest er das Erstaunen, daß er seine Gattin ganz der Gesellschaft entzieht.

Hastig geht er auf sie zu und legt seine Hand leise auf ihre Schulter. Voll tiefer Reue in ihre melancholischen Augen blickend, fragt er sanft:

„Bist Du bald ferteg, mein Lieb?"

„Dies ist der letzte. Lies, bitte!"

Und sie reicht ihm einen Stoß Briefe, froh in dem Bewußtsein, daß sie hierbei nichts zu verheimlichen hat.

„Von wem? Worüber?"

Sie zuckt die Achseln.

„Von Leuten, die sich meiner deutlicher entsinnen, als ich mich ihrer entsinne. In allen steht dasselbe."

(Fortsetzung folgt.)

Wie es in Laibach jetzt aussieht.

Die Schreckenstage von Laibach sind noch in der theilnahmsvollen Erinnerung Aller. Es war ein schwarzer Sonntag im wahrsten Sinne des Wortes für die Hauptstadt Krains. Plötzlich

begann die Erde zu zittern und zu beben, heftige Erdstöße wurden verspürt, die Mauern senkten sich, das Gaslicht verlöschte, ein Regen von Ziegeln und Steinen ging nieder und im Nu drängten sich die Menschen in nothdürftiger Kleidung aus den Häusern in das Freie und Hoch und Niedrig, Arm und Reich, Klein und Groß campirte auf der Straße. Das Hotel „zum Elephanten" war so ziemlich das einzige Haus, das vollständig unbeschädigt geblieben war. Ganze Straßentheile müssen abgetragen werden, da die Häuser nicht mehr zu halten sind, und unsere Illustration gibt ein anschauliches Bild davon, wie es jetzt in Laibach aussieht.

Literarisches.

Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Gesammtdarstellung aller Gebiete der gewerblichen und industriellen Arbeit sowie von Weltverkehr und Weltwirthschaft. Neunte, durchaus neugestaltete Auflage. Bearbeitet von Fachmännern ersten Ranges. Vollständig in 10 Bänden, geheftet je 8 M., in Halbfranz gebunden je 10 M. Auch in 160 Heften zu je 50 Pf., — oder in 400 wöchentlich erscheinenden Lieferungen zu je 20 Pf. beziehbar.

Die Hefte 3—10 des berühmten Werkes, von dem in allerkürzester Zeit der erste Band vollständig vorliegen wird, enthalten den größten Theil des Abschnittes über die Baukunst. Dieses interessante Kapitel ist wohl noch nie in so klarer und allgemeinverständlicher Weise behandelt worden, wie in diesem Werke, welches hiermit das Muster einer guten populären Darstellung eines immerhin schwierigen Stoffes bietet. Jede Zeile ist schön und leichtverständlich geschrieben, wie denn überhaupt der ganze Text die Eigenart besitzt, den Leser immer von neuem anzuregen und ihn nicht nur Nutzen, sondern auch Genuß an der Lektüre finden zu lassen. Ganz unvergleichlich in Bezug auf Schönheit und Reichhaltigkeit ist der illustrative Theil der Hefte. Ist die Fülle der Abildungen, theils prächtige Gesammtansichten bedeutsamer Bauten aller Zeiten und Länder, theils Innenansichten davon, sowie auch erklärende Risse, Durchschnitte u. s. w. ganz außerordentlich, so muß die Wiedergabe der Bilder, welche mit allen Hilfsmitteln moderner Technik geschah, unübertrefflich genannt werden. Nach allem, was die vorliegenden Hefte bieten, darf man dem Weitererscheinen des Werkes mit Spannung entgegensehen.

Humoristisches.

(Braut zu ihrem Verlobten): „Aber Albert, wie kann ich glauben, daß Du mich liebst, wenn Du so schrecklich viel ißt!"

(Wächter vorübergehend): „Guten Abend. — Herr (seine Frau am Arm, aus einer Gesellschaft heimkehrend, lachend zum Wächter): Guten Abend! Aber bester Wächter, Sie haben soeben wieder gesungen: Ihr lieben Herren laßt Euch sagen. Warum singen Sie denn immer Ihr Herren und nicht auch einmal Ihr lieben Frauen laßt Euch sagen?"

(Wächter lachend): „Die Frauen lassen sich nichts sagen."

(Bald am Ziel.) A.: „Sieh' einmal wie der Börsianer Meyer fein daher fährt."

B.: „Der geht gewiß wohl gar nicht mehr?"

A.: „Doch, wenn er so fort fährt, geht er — Pleite!"

(Eigenthümliche Verwahrung.) Gnädiger Herr: „Johann, wie kommt er denn zu der Unverschämtheit, zu der Köchin zu sagen, daß ich ein dummer Mensch sei."

Johann: „Das ist einfach eine Lüge von der Köchin, gnädiger Herr, denn so was denkt man höchstens, aber einem Frauenzimmer vertraut man seine Gedanken in dieser Hinsicht nicht an!"

Logogryph.

Es ist ein Wort voll Tugendkraft,
Das doch dabei Dir Schmerz verschafft;
Und willst es um ein Zeichen mehren,
So macht's nicht Schmerz, steht hoch in Ehren.

Bilderräthsel.



Auflösung des Logogryphs in Nr. 10:
Ecke, Decke, Hecke.

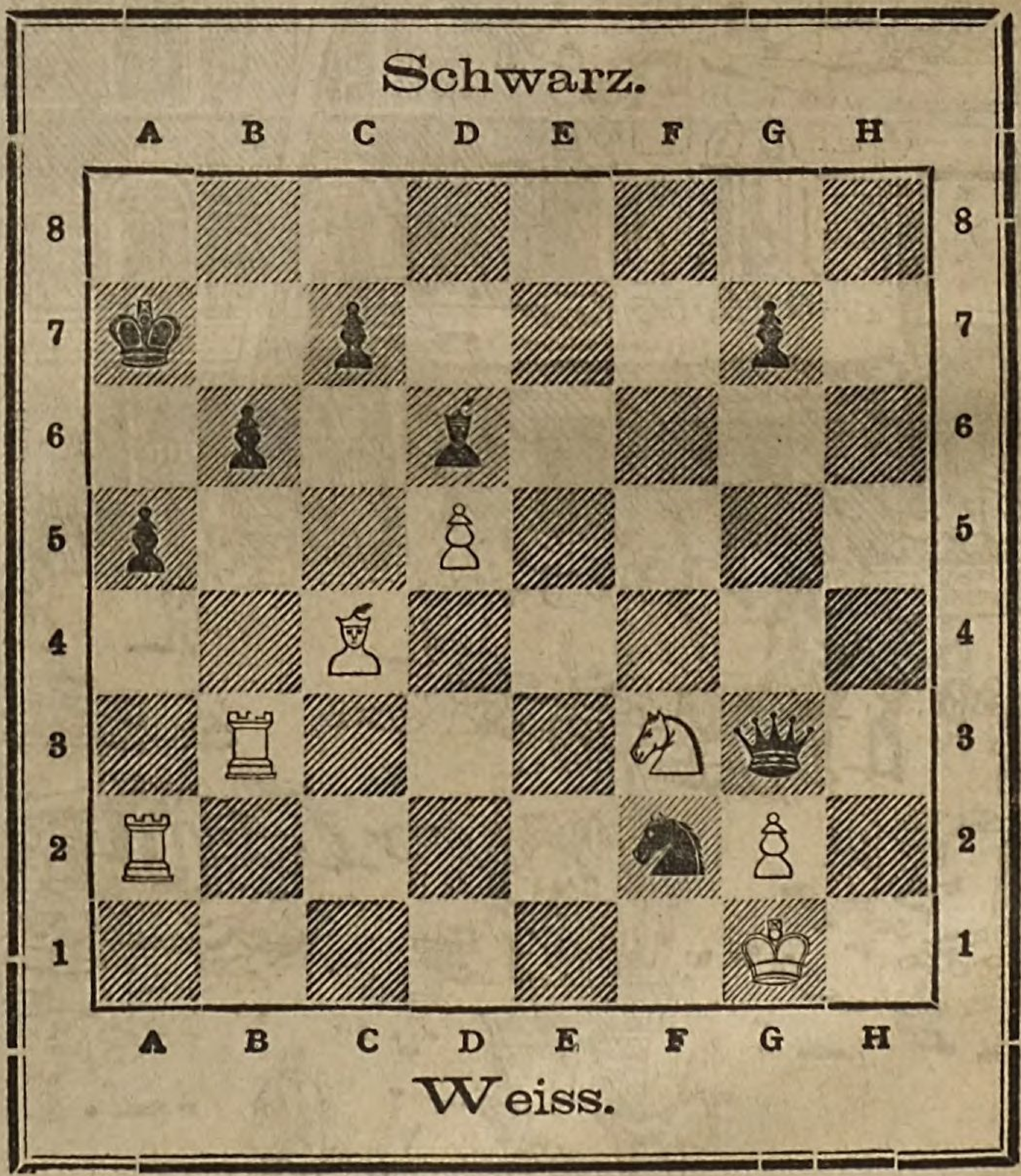
Schachzeitung № 185.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Berichtigung. In der Aufgabe der Schachzeitung Nr. 184 ist an Stelle des weißen Königs auf b5 ein weißer Bauer zu setzen.

Endspiel.

Die nachstehende Stellung ergab sich in einer kürzlich in Arad gespielten Partie.



Es folgte:

1. . . , .	Ld6—c5	4. Ld4—a6 +	Kb7—a7
2. Sf3—d4	Dg3—f4	5. Sd4—c6 +	Ka7—b8
3. Ta2×a5 +	Ka7—b7	6. La6—c8 +	b6×a5
(Auf b6×a5 folgt Sc6 +)		7. Lc8—b7 ‡	

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das Clublokal befindet sich im **Neuen Haus.** **Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustriertes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 14. Montag den 3. Februar. 1896

28 (Nachdruck verboten.)

Die Tochter des Flüchtlings.

Roman frei nach dem Amerikanischen.

Von Erich Friesen.

(Fortsetzung.)

XXVII.

Nur mit Aufbietung aller Willenskraft vermag Xenia es, ihrem Gatten nach dem Besuch der Frau Parker ruhig zu begegnen.

Sie sitzt mit gefalteten Händen im Dämmerlicht am Kamin, als Manfred eintritt.

„War Frau Parker da?" fragt er, nachdem er sie zärtlich begrüßt hat.

„Ja, Liebster, aber —"

„Aber was, mein Herz?"

Er setzt sich auf die Lehne ihres Sessels und streift die Handschuhe ab. Liebkosend streichelt sie seinen Arm; sie öffnet den Mund und schließt ihn wieder. O, es ist entsetzlich, dieses beständige Belügen des Mannes, der sie über Alles auf der Welt liebt! . . . Doch es muß sein . . .

„Sie bat um eine Unterstützung", bringt sie mühsam hervor. „Wenn sie eine bestimmte Summe hätte, so — brauchte sie sich nicht — von ihrem Manne zu trennen."

Manfred, der ihre sichtliche Verlegenheit bemerkt, kommt ihr zu Hilfe.

„Kann mir's denken", sagt er gutmüthig, „sie wollen sich ein kleines Geschäft einrichten, oder so etwas."

„Ja, Liebster. Und da nahm ich das Geld aus dem Sekretär und — gab es ihr. Bist Du böse?"

Seine Züge zeigen eine gelinde Verwunderung; doch sagt er freundlich, indem er seinen Arm um ihren Nacken legt:

„Gewiß nicht, mein Herz. Das Geld gehört Dir; Du kannst damit machen, was Du willst."

Als nach einigen Tagen das Honorar für die zweite Lieferung ihrer literarischen Arbeit eintrifft, sendet sie die Summe sofort an Frau Parker, ohne Manfred Mittheilung davon zu machen. Sie hofft dadurch einem erneuten Besuch des verhaßten Weibes aus dem Wege zu gehen.

Sie athmet auf. Jetzt hat sie drei Wochen Ruhe vor ihrer Verfolgerin; und vielleicht ist es möglich, in dieser Zeit auf andere Weise Geld zu verdienen.

Der Erfolg ihrer ersten literarischen Arbeit ermuthigt sie. In den wenigen Stunden von Manfreds Abwesenheit schreibt sie eine kleine Novelle und sendet sie anonym an eine Zeitung. Doch schon nach kurzer Zeit erhält sie ihr Manuscript zurück mit dem Bemerken „Unbrauchbar".

Jetzt sucht sie im Haushalt zu sparen. Sie knausert bei jeder Gelegenheit, wäscht ihre Handschuhe und flickt ihre Kleider selber nur um einige Schillinge mehr für ihre Peinigerin zu erübrigen.

Da trifft ein Brief ihres Großvaters ein, in welchem er sie vor den Parkers warnt und, nur ihr verständlich, zwischen den Zeilen durchblicken läßt, daß die Beiden von seinem Aufenthalt absolut nichts wissen können. Sie solle sich durch nichts einschüchtern lassen — —

Auf einem nur für sie bestimmten Zettelchen stehen noch folgende Worte:

„Der „Stein der Weisen" ist nicht mehr in meinem Besitz; doch ist er für 10,000 Pfund Sterling käuflich. 4000 Pfund baar und ein Schuldschein auf die andere Hälfte genügt."

Eine neue Unruhe beginnt Xenia zu quälen.

Nur 4000 Pfund baar Die Summe ist geringer, als die von Frau Parker beanspruchte. Wäre es nicht möglich, dieselbe aufzutreiben und sich damit für immer von dem Weibe zu befreien? Wenn der Diamant wieder im Besitz seines früheren Eigenthümers ist, so mögen die Leute reden, was ihnen beliebt. Das corpus delicti fehlt, und geredet wird gar viel auf der Welt.

Die beständige Furcht vor einer Entdeckung und die steten Bemühungen, ihren Gemüthszustand vor ihrem Gatten zu verbergen, machen sie ganz krank und elend. Oft sucht sie sich Nachts wach zu erhalten aus Angst, sie könne im Schlaf die Wahrheit verrathen.

Als die nächste Rate von 50 Pfund Sterling an Frau Parker fällig ist, nennt Xenia nur eine kleine Summe ihr eigen. Sie bestimmt dem Weibe einen Ort, wo sie zusammentreffen wollen, um zu verhindern, daß sie in's Haus kommt.

Zur festgesetzten Stunde erscheint Xenia. Sie ist tief verschleiert. Das unverhüllte Antlitz der Frau Parker, welche schon eine Weile ungeduldig wartet, zeigt Hohn und Spott.

„Ich bringe Ihnen heute nicht viel," beginnt Xenia zögernd.

„Ich dacht's mir schon, weil Sie kein Geld schickten. Wieviel haben Sie bei sich?"

Xenia holt ein kleines Päckchen aus der Tasche, welches Frau Parker ihr hastig entreißt. Nach einigen vorsichtigen Blicken nach links und rechts öffnet sie es und zählt die Banknoten.

„Zum Teufel — nur fünf Pfund!" knirscht sie.

„Ich habe nicht mehr."

„Das machen Sie einer Andern weiß, nicht mir! Der alte Schuft, der Isaakoff, hat Sie vor uns gewarnt, ich kann's mir schon denken. O, hätt' ich den Alten jetzt hier, ich wollte ihm —"

Und ihre dünnen Finger krallten sich zusammen, als hätten sie das blinde Antlitz des Greises zwischen sich, während jede Muskel ihres knöchernen Gesichts vor Wuth gespannt ist.

Xenia blickt, vor Entsetzen gepackt, auf das unheimliche Weib. Sie wagt kein Wort zu sagen.

„Wenn Sie Ihr Versprechen nicht halten, geh' ich zum alten Slott", zischt Jene. „Er wird mein Schweigen ordentlich bezahlen

begann die Erde zu zittern und zu beben, heftige Erdstöße wurden verspürt, die Mauern senkten sich, das Gaslicht verlöschte, ein Regen von Ziegeln und Steinen ging nieder und im Nu drängten sich die Menschen in nothdürftiger Kleidung aus den Häusern in das Freie und Hoch und Niedrig, Arm und Reich, Klein und Groß campirte auf der Straße. Das Hotel „zum Elephanten" war so ziemlich das einzige Haus, das vollständig unbeschädigt geblieben war. Ganze Straßentheile müssen abgetragen werden, da die Häuser nicht mehr zu halten sind, und unsere Illustration gibt ein anschauliches Bild davon, wie es jetzt in Laibach aussieht.

Literarisches.

Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Gesammtdarstellung aller Gebiete der gewerblichen und industriellen Arbeit sowie von Weltverkehr und Weltwirthschaft. Neunte, durchaus neugestaltete Auflage. Bearbeitet von Fachmännern ersten Ranges. Vollständig in 10 Bänden, geheftet je 8 M., in Halbfranz gebunden je 10 M. Auch in 160 Heften zu je 50 Pf., — oder in 400 wöchentlich erscheinenden Lieferungen zu je 20 Pf. beziehbar.

Die Hefte 3—10 des berühmten Werkes, von dem in allerkürzester Zeit der erste Band vollständig vorliegen wird, enthalten den größten Theil des Abschnittes über die Baukunst. Dieses interessante Kapitel ist wohl noch nie in so klarer und allgemeinverständlicher Weise behandelt worden, wie in diesem Werke, welches hiermit das Muster einer guten populären Darstellung eines immerhin schwierigen Stoffes bietet. Jede Zeile ist schön und leichtverständlich geschrieben, wie denn überhaupt der ganze Text die Eigenart besitzt, den Leser immer von neuem anzuregen und ihn nicht nur Nutzen, sondern auch Genuß an der Lektüre finden zu lassen. Ganz unvergleichlich in Bezug auf Schönheit und Reichhaltigkeit ist der illustrative Theil der Hefte. Ist die Fülle der Abildungen, theils prächtige Gesammtansichten bedeutsamer Bauten aller Zeiten und Länder, theils Innenansichten davon, sowie auch erklärende Risse, Durchschnitte u. s. w. ganz außerordentlich, so muß die Wiedergabe der Bilder, welche mit allen Hilfsmitteln moderner Technik geschah, unübertrefflich genannt werden. Nach allem, was die vorliegenden Hefte bieten, darf man dem Weitererscheinen des Werkes mit Spannung entgegensehen.

Humoristisches.

(Braut zu ihrem Verlobten): „Aber Albert, wie kann ich glauben, daß Du mich liebst, wenn Du so schrecklich viel ißt!"

(Wächter vorübergehend): „Guten Abend. — Herr (seine Frau am Arm, aus einer Gesellschaft heimkehrend, lachend zum Wächter): Guten Abend! Aber bester Wächter, Sie haben soeben wieder gesungen: Ihr lieben Herren laßt Euch sagen. Warum singen Sie denn immer Ihr Herren und nicht auch einmal Ihr lieben Frauen laßt Euch sagen?"

(Wächter lachend): „Die Frauen lassen sich nichts sagen."

(Bald am Ziel.) A.: „Sieh' einmal wie der Vörstaner Meyer fein daher fährt."

B.: „Der geht gewiß wohl gar nicht mehr?"

A.: „Doch, wenn er so fort fährt, geht er — Pleite!"

(Eigenthümliche Verwahrung.) Gnädiger Herr: „Johann, wie kommt er denn zu der Unverschämtheit, zu der Köchin zu sagen, daß ich ein dummer Mensch sei."

Johann: „Das ist einfach eine Lüge von der Köchin, gnädiger Herr, denn so was denkt man höchstens, aber einem Frauenzimmer vertraut man seine Gedanken in dieser Hinsicht nicht an!"

Logogryph.

Es ist ein Wort voll Tugendkraft,
Das doch dabei Dir Schmerz verschafft;
Und willst es um ein Zeichen mehren,
So macht's nicht Schmerz, steht hoch in Ehren.

Bilderräthsel.



Auflösung des Logogryphs in Nr. 10:
Ecke, Decke, Hecke.

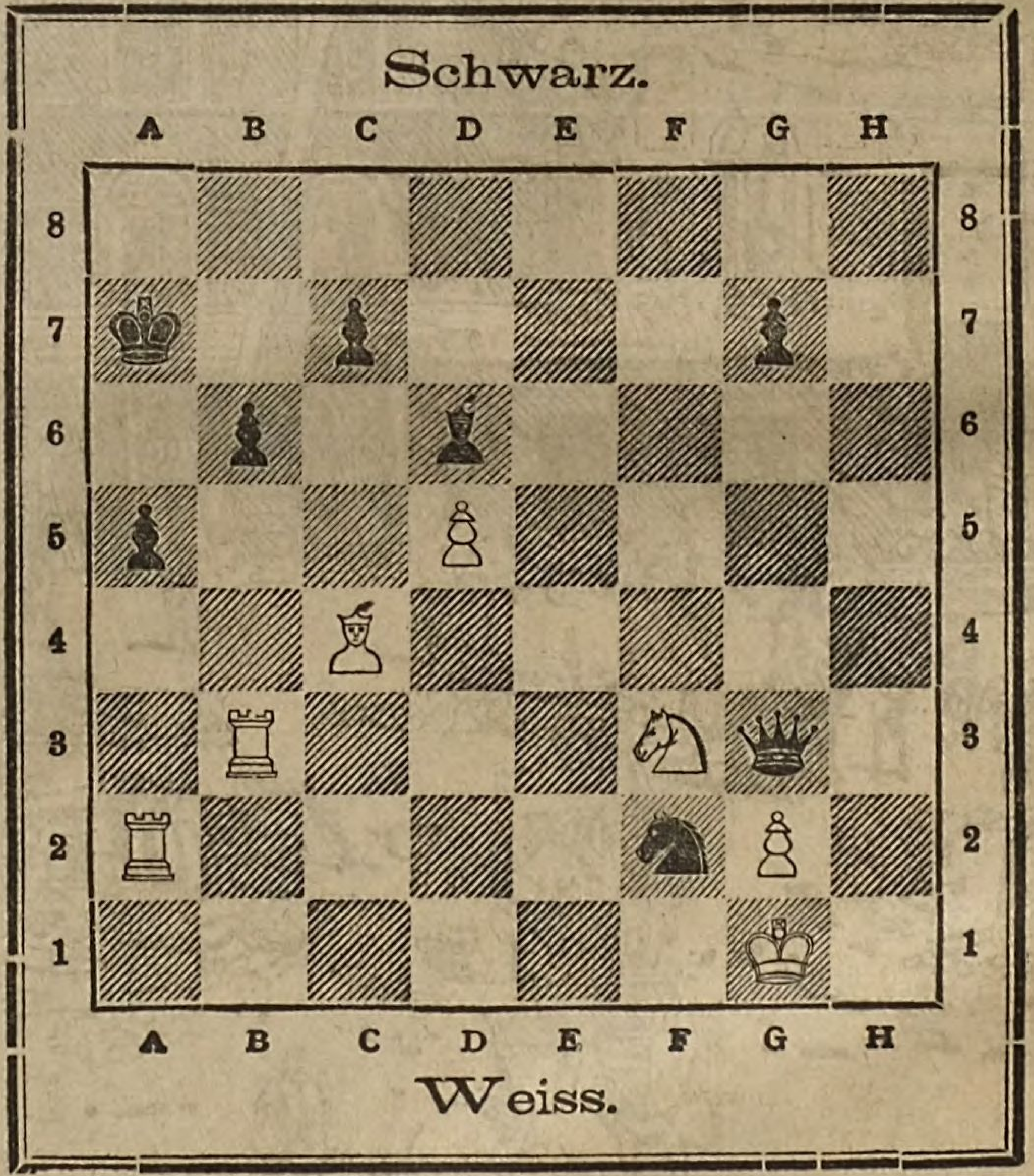
Schachzeitung № 185.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Berichtigung. In der Aufgabe der Schachzeitung Nr. 184 ist an Stelle des weißen Königs auf b5 ein weißer Bauer zu setzen.

Endspiel.

Die nachstehende Stellung ergab sich in einer kürzlich in Arad gespielten Partie.



Es folgte:

1. . . , .	Ld6—c5	4. Ld4—a6 +	Kb7—a7
2. Sf3—d4	Dg3—f4	5. Sd4—c6 +	Ka7—b8
3. Ta2×a5 +	Ka7—b7	6. La6—c8 +	b6×a5
(Auf b6×a5 folgt Sc6 +)		7. Lc8—b7 ±	

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das Clublokal befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 14. Montag den 3. Februar. 1896

28 (Nachdruck verboten.)

Die Tochter des Flüchtlings.

Roman frei nach dem Amerikanischen.

Von Erich Friesen.

(Fortsetzung.)

XXVII.

Nur mit Aufbietung aller Willenskraft vermag Xenia es, ihrem Gatten nach dem Besuch der Frau Parker ruhig zu begegnen.

Sie sitzt mit gefalteten Händen im Dämmerlicht am Kamin, als Manfred eintritt.

„War Frau Parker da?" fragt er, nachdem er sie zärtlich begrüßt hat.

„Ja, Liebster, aber —"

„Aber was, mein Herz?"

Er setzt sich auf die Lehne ihres Sessels und streift die Handschuhe ab. Liebkosend streichelt sie seinen Arm; sie öffnet den Mund und schließt ihn wieder. O, es ist entsetzlich, dieses beständige Belügen des Mannes, der sie über Alles auf der Welt liebt! . . . Doch es muß sein . . .

„Sie bat um eine Unterstützung", bringt sie mühsam hervor. „Wenn sie eine bestimmte Summe hätte, so — brauchte sie sich nicht — von ihrem Manne zu trennen."

Manfred, der ihre sichtliche Verlegenheit bemerkt, kommt ihr zu Hilfe.

„Kann mir's denken", sagt er gutmüthig, „sie wollen sich ein kleines Geschäft einrichten, oder so etwas."

„Ja, Liebster. Und da nahm ich das Geld aus dem Sekretär und — gab es ihr. Bist Du böse?"

Seine Züge zeigen eine gelinde Verwunderung; doch sagt er freundlich, indem er seinen Arm um ihren Nacken legt:

„Gewiß nicht, mein Herz. Das Geld gehört Dir; Du kannst damit machen, was Du willst."

Als nach einigen Tagen das Honorar für die zweite Lieferung ihrer literarischen Arbeit eintrifft, sendet sie die Summe sofort an Frau Parker, ohne Manfred Mittheilung davon zu machen. Sie hofft dadurch einem erneuten Besuch des verhaßten Weibes aus dem Wege zu gehen.

Sie athmet auf. Jetzt hat sie drei Wochen Ruhe vor ihrer Verfolgerin; und vielleicht ist es möglich, in dieser Zeit auf andere Weise Geld zu verdienen.

Der Erfolg ihrer ersten literarischen Arbeit ermuthigt sie. In den wenigen Stunden von Manfreds Abwesenheit schreibt sie eine kleine Novelle und sendet sie anonym an eine Zeitung. Doch schon nach kurzer Zeit erhält sie ihr Manuscript zurück mit dem Bemerken „Unbrauchbar".

Jetzt sucht sie im Haushalt zu sparen. Sie knausert bei jeder Gelegenheit, wäscht ihre Handschuhe und flickt ihre Kleider selber nur um einige Schillinge mehr für ihre Peinigerin zu erübrigen.

Da trifft ein Brief ihres Großvaters ein, in welchem er sie, vor den Parkers warnt und, nur ihr verständlich, zwischen den Zeilen durchblicken läßt, daß die Beiden von seinem Aufenthalt absolut nichts wissen können. Sie solle sich durch nichts einschüchtern lassen — —

Auf einem nur für sie bestimmter Zettelchen stehen noch folgende Worte:

„Der „Stein der Weisen" ist nicht mehr in meinem Besitz; doch ist er für 10,000 Pfund Sterling käuflich. 4000 Pfund baar und ein Schuldschein auf die andere Hälfte genügt."

Eine neue Unruhe beginnt Xenia zu quälen.

Nur 4000 Pfund baar Die Summe ist geringer, als die von Frau Parker beanspruchte. Wäre es nicht möglich, dieselbe aufzutreiben und sich damit für immer von dem Weibe zu befreien? Wenn der Diamant wieder im Besitz seines früheren Eigenthümers ist, so mögen die Leute reden, was ihnen beliebt. Das corpus delicti fehlt, und geredet wird gar viel auf der Welt.

Die beständige Furcht vor einer Entdeckung und die steten Bemühungen, ihren Gemüthszustand vor ihrem Gatten zu verbergen, machen sie ganz krank und elend. Oft sucht sie sich Nachts wach zu erhalten aus Angst, sie könne im Schlaf die Wahrheit verrathen.

Als die nächste Rate von 50 Pfund Sterling an Frau Parker fällig ist, nennt Xenia nur eine kleine Summe ihr eigen. Sie bestimmt dem Weibe einen Ort, wo sie zusammentreffen wollen, um zu verhindern, daß sie in's Haus kommt.

Zur festgesetzten Stunde erscheint Xenia. Sie ist tief verschleiert. Das unverhüllte Antlitz der Frau Parker, welche schon eine Weile ungeduldig wartet, zeigt Hohn und Spott.

„Ich bringe Ihnen heute nicht viel," beginnt Xenia zögernd.

„Ich dacht's mir schon, weil Sie kein Geld schickten. Wieviel haben Sie bei sich?"

Xenia holt ein kleines Päckchen aus der Tasche, welches Frau Parker ihr hastig entreißt. Nach einigen vorsichtigen Blicken nach links und rechts öffnet sie es und zählt die Banknoten.

„Zum Teufel — nur fünf Pfund!" knirscht sie.

„Ich habe nicht mehr."

„Das machen Sie einer Andern weiß, nicht mir! Der alte Schuft, der Isaakoff, hat Sie vor uns gewarnt, ich kann's mir schon denken. O, hätt' ich den Alten jetzt hier, ich wollte ihm —"

Und ihre dünnen Finger krallten sich zusammen, als hätten sie das blinde Antlitz des Greises zwischen sich, während jede Muskel ihres knöchernen Gesichts vor Wuth gespannt ist.

Xenia blickt, vor Entsetzen gepackt, auf das unheimliche Weib. Sie wagt kein Wort zu sagen.

„Wenn Sie Ihr Versprechen nicht halten, geh' ich zum alten Slott", zischt Jene. „Er wird mein Schweigen ordentlich bezahlen

. . . Er könnte sich ja auch nicht mehr im Parlament blicken lassen, wenn es bekannt würde, daß seine Schwiegertochter eine Diebin ist! Hahahaha!"

Xenia fährt bei diesem rohen Worte zurück und lehnt sich, eine Stütze suchend, an einen Baum.

„Haben Sie kein Mitleid?" fragte sie mit fast versagender Stimme.

„Gerade so viel wie andere Leute", lacht das Weib schneidend auf. „Warum haben Sie Ihren Großvater nicht gefragt, ob er kein Mitleid mit uns hat? Wir haben ihm die Kastanien aus dem Feuer geholt und er macht sich mit der Beute aus dem Staube, der alte Sünder! Wie sollten wir dazu kommen, mit Ihnen Mitleid zu haben?"

„Ich gab Ihnen Alles, was ich augenblicklich besitze."

„Das ist nicht wahr. Sie tragen einen Diamantring; her damit!"

Nur mit Mühe unterdrückt Xenia die Thränen. Sie möchte laut aufschluchzen; die Kehle ist ihr wie zugeschnürt. O, nur fort von diesem Weibe — fort, fort in reinere Luft! . . . Ein Blick in die boshaft funkelnden Augen vor ihr hält sie zurück. Dieses Weib ist zu Allem fähig — sie sieht es klar. Ach, wenn sie sich nur noch eine Zeit lang Schweigen erkaufen könnte — noch eine kurze Spanne Glückes an der Seite ihres Gatten . . .

Nach kurzem Nachdenken streift sie den Handschuh ab und legt den Ring in Frau Parkers ausgestreckte Rechte.

„Nun also!" bemerkt diese lächelnd. „Das ist genug für heute, wir sind keine unvernünftigen Leute. Außerdem gibt's nächstens einen neuen Check für Ihre Schreibereien. Vergessen Sie nicht, mir den zu schicken, sonst bin ich gezwungen, Ihnen wieder einmal einen Besuch zu machen."

Schweigend neigt Xenia das Haupt und wendet sich zum Gehen . . .

Auf ihres Gatten Frage, wo ihr Ring sei, erklärt sie, sie habe ihn verloren. Dabei bricht sie in einen heftigen Weinkrampf aus, und Manfred hat lange zu thun, bis sie wieder einigermaßen beruhigt ist.

Da er ihre Erregung auf diesen Verlust zurückführt, kauft er ihr am folgenden Tage einen andern Ring. Doch auch dies vermag nicht, ihre Ruhe wieder herzustellen, so daß ihr Gatte ängstlich besorgt um ihren Gesundheitszustand wird.

Einige Tage, nachdem die dritte Lieferung des „Magazin" mit Xenias Artikel erschienen ist, bemerkt Manfred kopfschüttelnd:

„Merkwürdig, daß der Verleger die letzten beiden Artikel nicht honorirt hat. Beim ersten Mal war er so pünktlich."

Schon lange ist sie auf diese Frage gefaßt; doch keine Lüge will jetzt über ihre Lippen.

„Brauchst Du Geld, Liebster," sprach sie leise.

„Bewahre; aber wir sollten an das Versäumniß erinnern. Vielleicht ist es ein Irrthum —"

„Nein, nein!" ruft sie heftig. „Thu' das nicht! Ich möchte lieber die ganze Summe später auf einmal haben."

Ihr Ton ist so erregt, ihre Augen blicken so eigenthümlich, daß Manfreds Sorge um ihre Gesundheit sich vergrößert. Er beschließt ihrem Wunsche nachzugeben, um sie nicht noch mehr aufzuregen. Auch bedürfen sie des Geldes jetzt noch nicht.

Die beständigen Bemühungen, ihren Gatte zu täuschen, üben auf Xenia den ungünstigsten Einfluß aus. Das herzige, frische Mädchen hat sich in eine exaltirte Frau verwandelt.

So wie sie früher das Alleinsein mit Manfred suchte und jeder Geselligkeit aus dem Wege ging, so stürzt sie sich jetzt von einem Vergnügen in das andere. Lieber tanzen, plaudern, kokettiren, als die Nächte schlaflos, von finsteren Gedanken gequält, im Bett zubringen!

Den einzigen Trost gewährt ihr das Klavier. Stundenlang sitzt sie dort und phantasirt und läßt all' ihre Sorgen, all' ihre Angst und ihre Qual in Tönen ausklingen . . . Oft wird Manfred durch eine wehmuthsvolle Weise oder eine schrille Dissonanz bis in's Innerste getroffen; doch wagt er nichts zu sagen. Er beobachtet nur . . .

Eines Abends — Xenia sitzt wieder am Klavier, und Manfred hat sich auf die Chaiselongue hingestreckt — sagt er bittend:

„Sing' die kleine russische Romanze, Xenia — Du weißt, die, welche ich so gerne höre! Ich glaube, sie heißt „Meine Liebe"."

Bereitwillig sucht sie das Heft hervor und beginnt zu singen. Da, beim Umwenden des Blattes, fällt eine getrocknete Blume, welche sie in Pangbourne gepflückt, auf die Tasten. Die Erinnerung an jenes reine, stille Glück übermanat sie. Kurz bricht sie ab und verläßt das Klavier.

„Warum hörst Du auf?" fragt Manfred erstaunt.

„Ich kann heute nicht singen."

Ihr Ton klingt rauh und kurz; die aufquellenden Thränen verdunkeln ihre Stimme.

Mit einem Satz ist Manfred an ihrer Seite.

„Was fehlt Dir, Xenia?" fragt er ernst, indem er ihre Hand ergreift.

Hastig entzieht sie ihm dieselbe.

„Das fragst Du mich immerfort," entgegnet sie fast ärgerlich „— und erhalte niemals eine Antwort darauf. Ich frage nochmals, mein Lieb — was fehlt Dir?"

Er hebt ihren Kopf empor unn blickt ihr ernst und dringend in die Augen.

„Nichts, nichts!" ruft sie heftig und versucht, sich abzuwenden. Doch er hält sie fest.

„Dein Gesichtchen ist ganz mager geworden, und Du siehst müde und abgespannt aus —"

„Natürlich, wenn man erst um 5 Uhr früh nach Hause gekommen ist und die Nacht durchtanzt hat —"

„Da hast Du Recht. Du muthest Dir zu viel zu. Diese beständigen Festlichkeiten —"

„Ich kann nicht ohne sie leben!"

„Du konntest es vor wenig Monaten, Xenia. Warst Du damals weniger glücklich?"

Verstohlen hebt sie die Hand, um eine Thräne abzuwischen, die sich langsam aus ihrem Auge löst. Manfred, der die Bewegung bemerkt, flüstert liebevoll:

„Laß uns ein wenig ausspannen! Wir wollen London für einige Zeit verlassen —"

„Verlassen?" wiederholt sie jubelnd. „Verlassen?"

„Ja, mein Herz. Wenn wir sparsam sind, könnten wir acht Tage in Paris leben oder —"

Ihre erhobenen Arme sinken herab.

„Oder ziehst Du einen andern Ort vor?" fährt er freundlich fort.

Schweigend schüttelt sie das Haupt. Die Finger ihrer linken Hand gleiten mechanisch über die Tasten des Klaviers.

„Besinne Dich, mein Lieb!"

Wenige Augenblicke denkt sie nach. Dann stürzt sie auf Manfred zu und schlingt ihren Arm fest um seinen Hals. Ihre Wange ruht an seiner Schulter, ihre Augen sind geschlossen. Ein Schimmer der früheren Glückseligkeit verklärt seine Züge.

Sanft streichelt er das lockige Haar und fragt nochmals:

„Nun?"

„Du lasest mir einmal von einem Lande vor", murmelte sie wie im Traum, „wo die Menschen gut und einfach sind, wo Natur und Kunst sich vereinen, um die wilden Herzen zu besänftigen . . .

O Liebster, laß uns nach Japan gehen und dort den Rest unseres Lebens in Ruhe und Einsamkeit verbringen —"

Manfred tritt einen Schritt zurück.

„Xenia!" ruft er in höchstem Erstaunen. „Soeben noch wolltest Du ohne Festlichkeiten nicht leben können — und jetzt diese Sehnsucht nach Einsamkeit! Du verfällst von einem Extrem in das andere —"

„Warum nicht?" schreit sie auf, die Hände vor das Gesicht schlagend. „Ich bin nun einmal so. Ich liebe im Extrem; ich bin glücklich im Extrem; ich leide im Extrem! Bei mir gibt es kein Mittelding. Entweder leben oder — sterben!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Neubau des Redemptoristen-Klosters nächst der Gnadenkirche zu Deggendorf.

Im vorigen Jahre wurde von dem Redemptoristen-Collegium in der freundlichen Stadt Deggendorf eine Niederlassung gegründet



womit zugleich die Erbauung eines Klosters in's Auge gefaßt worden war, von dem wir unseren Lesern eine Abbildung bringen. Der ziemlich weitläufige, zwei Stockwerk hohe Neubau, in einfacher doch gefälliger Bauart, ist nächst der Gnadenkirche am unteren Stadtplatz errichtet und gereicht diesem Platze mit seiner Hauptansicht zu einer hübschen Zierde. Das Kloster ist durch einen Gang mit der Gnadenkirche direkt verbunden und obliegen die Hochwürdigen Patres in genannter Kirche z. Z. ihren kirchlichen Verrichtungen, da sie sich nicht im Besitze einer eigenen Kirche befinden. Die Chorherren, deren Zahl z. Z. 10 beträgt haben mit ihrer Niederlassung in Deggendorf

zugleich ein Alumneum begründet, dessen Schüleranzahl gegenwärtig ungefähr die gleich große ist, immerhin ein sehr erfreuliches Zeichen auf die kurze Zeit des Bestehens. Möge das Redemptoristen-Collegium nicht ermüden und auch an anderen Orten durch Gründung von Niederlassungen sein segensreiches Wirken weiter entfalten.

Humoristisches.

(Ach so!) Baron (zum Bedienten und der Kammerzofe): „Wie, ihr wollt heute gleichzeitig frei haben? Das kann ich nicht dulden. Sie, Lisette, können meinetwegen heute ausgehen und Sie, Johann, die nächste Woche."

Johann: „Das geht nicht, gnädiger Herr. Wir wollen nämlich heute heirathen, ich und die Lisette, und wenn blos Eines von uns Beiden aufs Standesamt kommt, können wir nicht getraut werden."

(Gemüthsruhe.) Lieutenant (zum Burschen): „Johann, ich hatte auf meinem Schreibtisch mehrere Liebesbriefe vorräthig geschrieben, mir fehlen einige, wo sind die hin?"

Bursche: „I' hab' 'n paar davon meiner Kathi geschickt!"

Logogryph.

Ich bin sehr weich; wie viele stehen
Ganz reizend um ein schönes Haupt;
Wie leer es ohne uns, kannst sehen,
Wenn frech die Scheere uns ihm raubt.

Willst vorn das Wort ein wenig mehren,
So tönt es laut mit hellem Klang,
Gar fei'rlich tönt's zu Gottes Ehren,
Es tönt dir auch als Grabgesang.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 13:

Blau, Lau, Au.

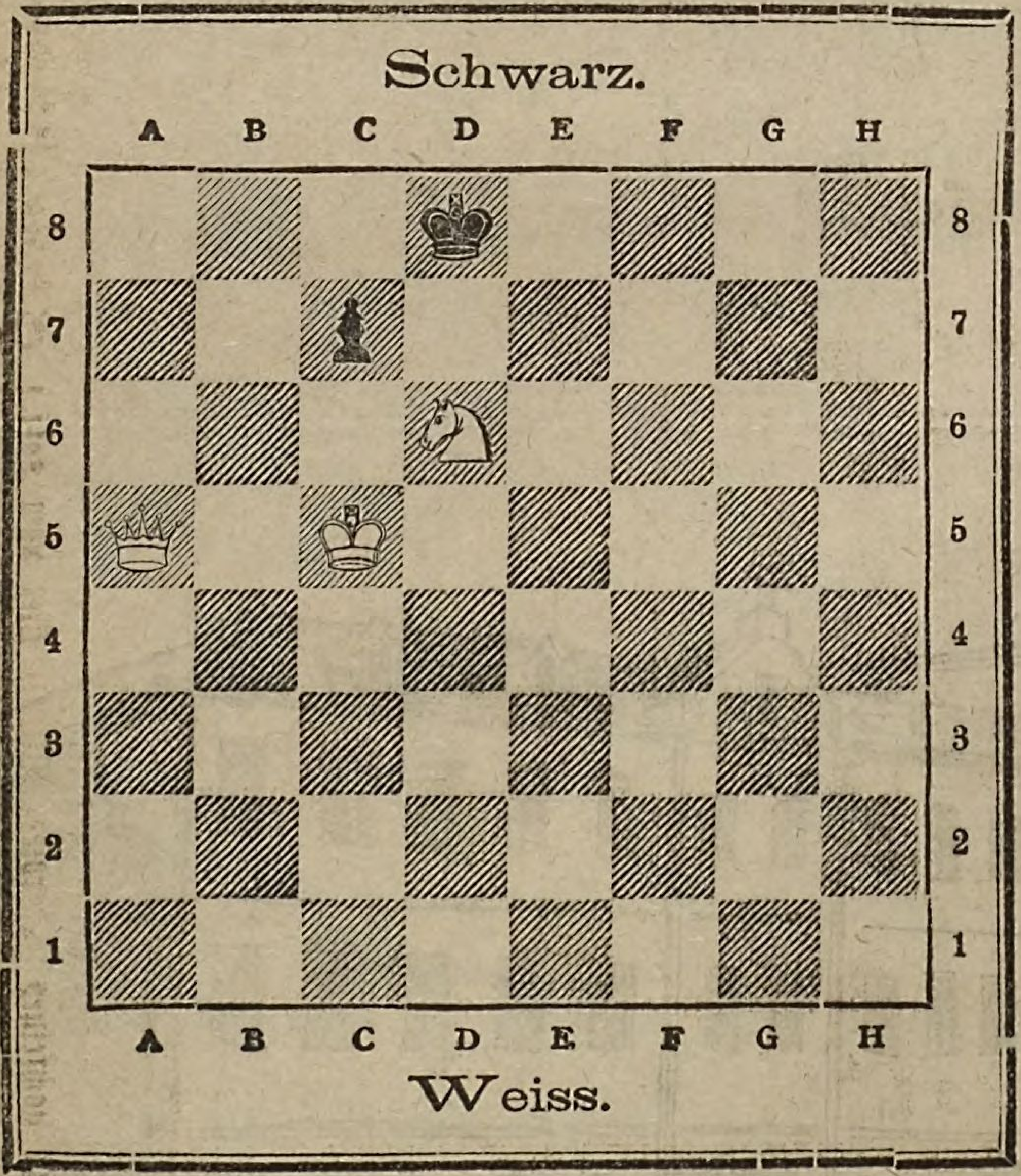
Auflösung des magischen Quadrates in Nr. 13:

K O R B
O H I O
R I G A
B O A S

Schachzeitung № 186.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von J. Jespersen in Svendborg.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Der Meistervierkampf zu Petersburg.

Am 21. Januar gewann Lasker gegen Tschigorin, die Partie Pillsbury-Steinitz endete nach 100 Zügen zu Gunsten von Steinitz.

Am 23. bzw. 25. Januar blieben die Partien Lasker-Pillsbury und Tschigorin-Steinitz (letztere nach 114 Zügen) remis.

Am 27. Januar blieben beide Partien Steinitz-Lasker und Tschigorin-Pillsbury remis.

Schlußstand am 27. Januar Abends.

Theilnehmer	Lasker	Pillsbury	Steinitz	Tschigorin	Summe	Preis
Lasker	—	00½1½½	11½01½	1½11½1	11½	I
Pillsbury	11½0½½	—	0½½000	11100½	8	III
Steinitz	00½10½	1½½111	—	01100½	9½	II
Tschigorin	0½00½0	00011½	10011½	—	7	IV

Das denkwürdige Turnier findet seinen Abschluß durch eine Berathungspartie, welche die beiden älteren Schachmeister Steinitz und Tschigorin gegen ihre jungen Rivalen Lasker und Pillsbury ausfechten.

Die folgende Partie wurde am 9. Januar gespielt.

Abgelehntes Damengambit.

	Weiß. Steinitz.	Schwarz. Lasker.
1.	d2—d4	d7—d5
2.	c2—c4	e7—e6
3.	Sb1—c3	Sg8—f6
4.	Lc1—f4	Lf8 e7
5.	e2—e3	o—o
6.	c4—c5	Sf6—e4
7.	Sc3×e4	d5×e4
8.	Dd1—c2	f7—f5
9.	Lf1—c4	Sb8—c6
10.	a2—a3	Le7—f6
11.	o—o o	Kg8—h8
12.	f2—f3	Dd8—e7
13.	Lf4—g3	f5—f4 (a)
14.	Dc2×e4	f4×g3
15.	h2×g3	g7—g6?
16.	De4×g6	Lc8—d7

	Weiß. Steinitz.	Schwarz. Lasker.
17.	f3—f4	Tf8—f7
18.	g3—g4	Tf7—g7?
19.	Dg6—h6	Tg7×g4
20.	Lc4—d3	Tg4—g7
21.	Sg1—f3	De7—f7
22.	g2—g4	Ta8—g8
23.	g4—g5	Lf6—d8
24.	Th1—h2	Tg7—g6
25.	Dh6—h5	Tg6—g7
26.	Td1—h1	Df7×h5
27.	Th2×h5	Tg8—f8
28.	Th5×h7 +	Tg7×h7
29.	Th1×h7 +	Kh8—g8
30.	Th7×d7	Tf8—f7
31.	Ld3—c4	Schwarz gibt die Partie auf.

a) Ein übereilter Zug, welcher dem Gegner Gelegenheit zu einem Figurenopfer bietet, das ihm einen überlegenen Angriff verschafft. Steinitz verfolgt den ihm so gebotenen Vortheil mit großer Feinheit und Energie.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 182 von Schrüfer.

1. Lg1—h2 / Ke6—d5 2. Dg3—h3 / Beliebig. 3. Dh3—d3, d7 ‡

1. ...... / Ke6—d6 2. Dg3—g8 / Beliebig 3. Dg8—b8, d8 ‡

1. ...... / Ke6—f5 2. Dg3—b3 / Beliebig 3. Db3—d3, f3, f7 ‡

1. ...... / Ke6—f6 2. Dg3—g4 / Beliebig 3. Dg4—g5 ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, von Ulrich Hüttinger, Gg. Gißibl, und Jak. Inhofer in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von G. Geißl, R. Kern, B. H.—, Carl Müller, Gustav Schmidt, und J. B. Schuler.

Briefkasten: G. S. hier. Problem wegen Nebenlösung: 1. Dc8 oder D×b7 nicht verwendbar.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das Clublokal befindet sich im **Neuen Haus.** **Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 16. Freitag den 7. Februar. 1896

30 (Nachdruck verboten.)

Die Tochter des Flüchtlings.

Roman frei nach dem Amerikanischen.
Von Erich Friesen.

(Fortsetzung.)

Das Haus ist fast ausverkauft. Im Parket und in den oberen Rängen ist kein Plätzchen mehr frei; nur die Logen zeigen hie und da noch vereinzelte leere Sitze.

Als Manfred in seine Loge eintritt, hat die Vorstellung bereits begonnen. Nach einem flüchtigen Blick auf die Bühne, wo einige Dutzend Balletteusen herumhopsen, setzt er sich nieder und ergreift das Programm, welches vor ihm auf der Marmorbrüstung liegt. Schon auf dem Titelblatt erblickt er das colorirte Bild der maskirten Dame.

„Capitales Weib, was?" näselt ein verlebt aussehender Herr neben ihm.

Manfred ignorirt die Bemerkung. Die dreiste Bewunderung eines Bildes, das seiner Frau zum Verwechseln ähnlich sieht, verletzt sein Empfinden. Er lehnt sich in seinen Sessel zurück und beginnt zu lesen. Die Ankündigung: „Heute Abend einmaliges Auftreten der maskirten Dame" nimmt ein ganzes Blatt ein. Dann folgt eine Aufzählung der übrigen Specialitäten.

Als er auf der letzten Seite das Programm gewahrt und die einzelnen Nummern hastig überfliegt, kichert sein Nachbar.

„Wollen natürlich auch herausfinden, wann die maskirte Dame dran ist", näselt er. „Ist nicht zu ersehen; wollen Leute auf die Folter spannen. Kommen heute Alle nur wegen maskirter Dame, nicht wegen solchen Zeugs."

Damit deutet er verächtlich nach der Bühne und eündet sich eine Cigarette an.

„Welchen Zweck hat diese neue Singspielhalle überhaupt?" fragt Manfred, sich halb zu seinem behaglich rauchenden Nachbar wendend.

„Den Zweck — Neues, Pikantes zu bringen. Weshalb geht das verehrliche Publikum ins Theater? Es will etwas Besonderes sehen . . . Verteufelt, auch diese maskirte Dame — ich weiß auf Ehre nicht, was ich von ihr denken soll!"

Er wirft einen Blick in das Programm und fährt zweifelnd fort:

„Ist am Ende nur ein Spaß. Steht nicht da, wann sie kommt, nicht wie oft — gar nichts. Großes Geheimniß, diese Dame!"

„Warum sollte ein Geheimniß damit verbunden sein?"

„Das ist gerade der Trick. Das Abenteuerliche, Mystische zieht, Jeder fragt sich: „Ist es diese Frau Skott, die heute Abend das Fett von der Suppe schöpft, oder ist sie es nicht?" Diese Frage hat all' die Dummköpfe hergelockt, und morgen werden's die Zeitungen weiterfragen . . . So viel weiß ich — wenn es Frau Skott wirklich ist, muß sie nächstes Jahr in meiner Pantomime auftreten."

„Mit der gütigen Erlaubniß des Herrn Skott", wirft Manfred ein.

„Was denken Sie! Der zählt nicht mit, ist nur der Mann seiner Frau. Welch' kluges Weib läßt sich von ihrem Mann in die Tasche stecken? Sehen Sie, da sind unsere ersten Sterne — da ist Frau — Hallo!" unterbricht er sich plötzlich. „Was kommt jetzt?"

Der Vorhang ist gefallen. Lebhaftes Gemurmel, aufgeregte Gesten, gespannte Erwartung auf allen Gesichtern . . .

Jetzt verstummt das Flüstern. Alle Augen richten sich auf die Bühne.

„Die maskirte Dame!" huscht es von Mund zu Mund.

Trotz seiner festen Ueberzeugung, daß die ganze Sache nur ein Spaß ist, ergreift Manfred ein nervöses Zittern beim Anblick der Frauengestalt die jetzt langsam die Bühne betritt.

An den ersten einleitenden Accorden schon erkennt er eines von Xenias Lieblingsliedern. Ein scharfer Blick nach der Bühne, und er weiß es genau — es ist sein Weib, das dort unten steht — preisgegeben den dreisten Blicken, den unverschämten Bemerkungen vieler Tausender . . . er irrt sich nicht . . . das ist die Prinzessin Orfinsky, seine Xenia . . .

Jetzt beginnt sie zu singen. Jeder Ton der süßen, einschmeichelnden Stimme gibt ihm einen Stich ins Herz. Regungslos sitzt er da und starrt auf die Bühne — starrt und starrt — —

„Ob Frau Skott oder nicht Frau Skott — sie ist brillant", flüstert sein Nachbar nach dem ersten Vers. „Viel zu gut für dieses Loch! Werd' sie mir für mein Theater langen."

Manfred gibt keine Antwort. Eine Art Erstarrung ist über ihn gekommen.

Als das Lied beendet ist und die maskirte Dame die Bühne unter lautem Jubel verlassen hat, erhebt er sich instinctiv, um sein Weib aufzusuchen.

„Gehen schon?" bemerkt der Nachbar. „Denke, sie wird noch einmal kommen."

Ohne auf ihn zu achten, verläßt Manfred die Loge.

Im Foyer erkundigt er sich mit vor Erregung fast heiserer Stimme bei dem Logenschließer nach dem Eingang zu den mitwirkenden Künstlern und eilt nach erhaltener Auskunft dorthin.

Unten hält ihn ein Polizist auf.

„Eintritt verboten für Jeden, der hier nichts zu thun hat, mein Herr!"

„Aber ich habe hier zu thun!" ruft Manfred erregt, und will an dem Manne vorbei durch die schmale Eingangsthür.

„Schicken Sie Ihre Karte hinein! Ich habe strenge Ordre, Niemand passiren zu lassen!" beharrt der Polizist.

Manfred zögert . . . Eine Thür am Ende des Durchgangs öffnet sich. Gedämpfte Musik tönt an sein Ohr. Er glaubt, ein anderes Lied Xenias zu vernehmen. Soll er seine Karte hineinschicken? . . . Wozu? . . . Der Skandal würde nur noch vergrößert werden.

Er entschließt sich, zu warten, und postirt sich innen an die Thür.

„Sie müssen sich schon hinausbemühen, mein Herr", sagt der Polizist. „Hier innen darf Niemand stehen."

Schweigend gehorcht Manfred. Vor der Thüre steht eine Equipage — jedenfalls für seine Frau bestimmt. Gleich einer Schildwache promenirt er nun vor dem Gebäude auf und ab, die Thür fest im Auge behaltend . . . .

Nach etwa einer viertel Stunde — eine Ewigkeit dünkt es dem ruhelos Umherwandernden — öffnet sich die Thür. Der Polizist bedeutet den außen stehenden müßigen Gaffern, zurückzutreten.

Hastig eilt Manfred herbei.

Da kommt sie, seine Gattin, noch mit der Maske vor dem Antlitz, eingehüllt in einen weiten Abendmantel, in dessen dickem Pelzkragen der untere Theil ihres Gesichts versteckt ist. Ihre Hand ruht auf dem Arm eines eleganten Herrn im Frack.

Manfred tritt dicht vor sie hin, ihnen den Weg versperrend.

„Machen Sie Platz!" sagt der befrackte Herr ruhig.

Erregt deutet Manfred auf die Dame.

„Dies hier ist meine Frau!" ruft er aufgebracht.

Fragend blickt der Herr auf die maskirte Dame, die kaum merklich den Kopf schüttelt. Dann sagt er ein wenig spöttisch:

„Sie irren sich, mein Herr; diese Dame ist nicht Ihre Gattin."

Jetzt winkt der Herr dem Polizisten. Doch bevor dieser seines Amtes walten kann, lüftet die Dame die Maske.

Manfred prallte zurück. Nicht Xenia's sanfte Züge leuchten ihm entgegen; fremde schwarze Augen funkeln herausfordernd, ein fremder Mund lacht ihn dreist an.

„Sind Sie nun zufrieden?" fragt der befrackte Herr lächelnd.

Manfred antwortet nicht. Langsam wendet er sich und schreitet gesenkten Hauptes von dannen . . .

XXX.

Eine halbe Stunde später rollt Xenia, in die weichen Kissen von Lord Bettertons's Privat-Coupé gedrückt, durch die menschenvollen Straßen. Noch einmal überdenkt sie die Ereignisse der letzten Stunden . . . .

Während ihres ersten Liedes hatte Lord Betterton von seiner versteckten Prosceniumsloge aus Manfreds Anwesenheit bemerkt, hatte dann auch gesehen, wie dieser nach Beendigung desselben hastig seine Loge verließ. Unheil witternd, traf er sofort seine Vorkehrungen. Nachdem Xenia zum zweiten Male aufgetreten war, theilte er ihr mit, daß ihr Gatte im Zuschauerraum anwesend gewesen und denselben erregt verlassen habe — jedenfalls in der Absicht, sie hinter den Coulissen aufzusuchen.

Als er Xenia's Entsetzen bemerkte, suchte er sie mit der Versicherung zu beruhigen, daß er strenge Weisung gegeben habe, Niemanden auf die Bühne zu lassen. Auch sei eine Choristin, die eine ähnliche Figur wie Xenia besäße, mit einer Maske versehen und von Robert Dudley als „maskirte Dame" nach dem unten harrenden Wagen geführt worden — der Vorsicht halber, falls es ihrem Gatten einfallen sollte, am Ausgang auf sie zu warten . . .

Gleichzeitig stellte er ihr sein Coupee zur Verfügung und geleitete sie durch eine Nebenthür unbemerkt hinaus . . .

An all' dies denkt die bleiche Frau, als sie zitternd und beinahe ohnmächtig vor Aufregung durch die hell erleuchteten Straßen dahinrollt.

Vor dem Hause der Gräfin Hammerton läßt sie halten und steigt klopfenden Herzens die Treppen empor. Sie will wenigstens dort gewesen sein und hören, was die Damen beschlossen haben.

Die Versammlung löst sich gerade auf und man bedauert allgemein, daß Frau Skott verhindert war, früher zu kommen.

Auch Xenia empfiehlt sich bald. Es ist ihr fast unmöglich, über gleichgiltige Dinge zu reden — mit dieser fürchterlichen Angst und Reue im Herzen.

Der Wagen der Gräfin Hammerton bringt sie in kurzer Zeit nach ihrer Wohnung.

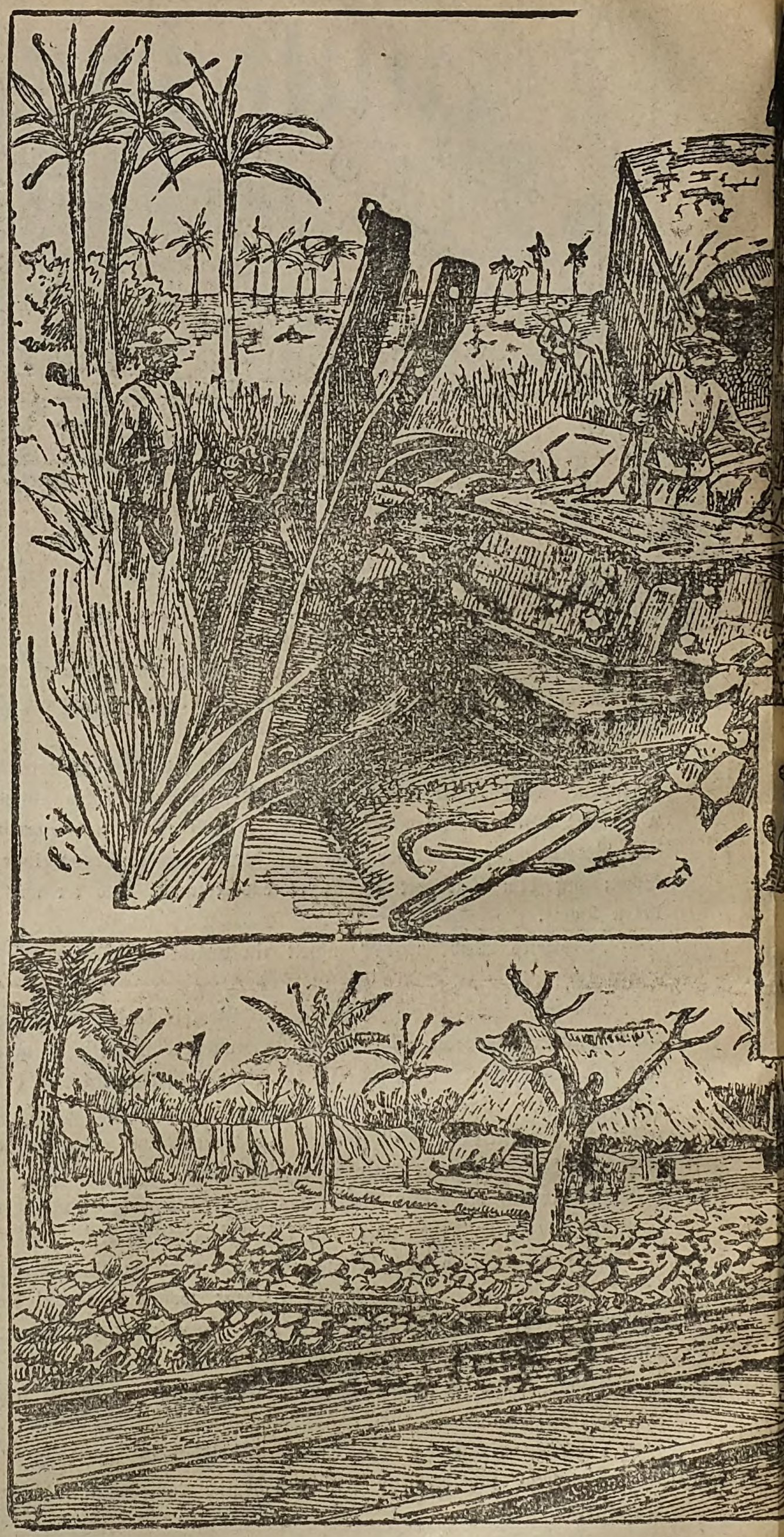
Als sie das Zimmer betritt, findet sie ihren Gatten am Kamin sitzen, den Kopf in die Hand gestützt und finstern Blicks in die Gluth starrend.

„Guten Abend, Manfred!" ruft sie anscheinend unbefangen.

Er hebt den Kopf.

„Guten Abend. Warst Du bei der Gräfin Hammerton?"

„Natürlich. Wo denn sonst?"



Die Zerstörung von



enbahnen auf Cuba.

Sie lacht hell auf; aber ihr Lachen klingt gezwungen, unnatürlich.

Einige Augenblicke schweigt Manfred, dann geht er auf sie zu und blickt ihr fest in die Augen.

„Xenia, hast Du mir nichts zu sagen?" fragt er ernst.

„Und wieviel!" entgegnet sie lebhaft. „Diese Frauen mit ihren Ansichten über „unsere Mission", „unsere Pflichten", „unsere Rechte" sind wirklich zu verschroben — hahaha! Ich wünschte, Du wärest dabei gewesen!" Und mit erstaunlicher Zungengeläufigkeit erzählt sie Alles das, was sie bei ihrem kurzen Besuch von der Gräfin Hammerton erfahren — erzählt es so, als habe sie das Alles selbst mit erlebt.

Schweigend hört Manfred zu. Ist es möglich, daß Xenia sich derart verstellen kann? Fast beginnt er anzunehmen, daß er sich heute Abend geirrt, daß eine geschickte Schauspielerin seine Frau täuschend copirt hat . . . Und doch — er hätte seinen Kopf darauf verwettet, daß die maskirte Dame Niemand anders war, als Xenia, sein Weib.

„Die dumme Geschichte hat mir Kopfweh gemacht", schließt sie endlich ihren Bericht. „Ich will mich gleich niederlegen. Kommst Du auch bald, Manfred?"

„Nein, ich will noch ein Stündchen aufbleiben."

Damit nimmt er liebevoll ihre kleine Hand zwischen die seinen und fragt nochmals mit einem bittenden Blick in ihre Augen:

„Hast Du mir weiter nichts zu sagen?"

Sie schüttelt lachend den Kopf.

„Heute nichts mehr, ich bin zu müde. Morgen, wenn Du willst."

Sie wagt nicht, ihm die Lippen zum Kuß zu bieten. Doch er zieht die zierliche Gestalt an seine Brust und küßt sie liebevoll auf die Stirn.

Als Xenia gegangen, schreitet er ruhelos im Zimmer auf und ab. Er beginnt bereits, sich Vorwürfe zu machen, daß er sein Weib — wenn auch nur in Gedanken — solcher Falschheit zeihen konnte. Gibt es nicht öfters zwei Menschen, die einander bis in's Kleinste — sogar in Stimme und Haltung — ähneln? . . .

Er zündet sich eine Cigarrette an und spinnt diesen Ideengang weiter aus. Sein gutes Herz macht ihn blind gegen manche Schwäche und Unmöglichkeit in demselben . . . Er will seinem Weibe glauben, ihr vertrauen bis zum letzten Athemzuge . . .

Nichts stört ihn in seinem wohligen Nachdenken, ein schwaches, von Zeit zu Zeit aus dem Nebenzimmer zu ihm dringendes Geräusch erhöht noch sein Glücksgefühl. O, wie er sein Weib liebt! . . . Er ergreift den Muff, den sie bei ihrer Ankunft achtlos auf den Stuhl geworfen, und streichelt zärtlich den weichen Pelz, als wäre es ein Theil von ihr selbst. Dabei gleitet ein Couvert heraus und fällt auf die Erde.

Er hebt es auf und betrachtet es verwundert . . . Merkwürdig — keine Adresse! Und dabei offen! . . . Wie kommt es in den Muff? Wem gehört es? . . . Vielleicht eine gedruckte Geschäfts-Anzeige . . .

Unschlüssig dreht er das Couvert zwischen den Fingern hin und her — mit jener spielenden Gleichgiltigkeit, welche den Menschen nach einer heftigen Gemüthsbewegung manchmal überfällt. Unwillkürlich hebt er die Klappe des Couverts und schiebt zwei Finger hinein. Ein zusammengelegtes Papier kommt zum Vorschein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zerstörung von Eisenbahnen auf Cuba.

Eine offene Wunde am Körper Spaniens ist Cuba, die Insel, die den besten Tabak, den trefflichsten Rum, das herrliche Zuckerrohr liefert, und wer jemals über Cuba gelesen hat, der begreift die Emsigkeit, mit der Spanien diese Perle in seinem Krondiadem festhält. Aber die Antilleninsel kostet die Spanier schon viel Geld, sehr viel Geld, und was noch kostbarer ist, viel Menschenleben. Martinez Campos hat gegen die Insurgenten Nichts auszurichten gewußt und es ist fraglich, ob sein Nachfolger glücklicher sein wird. Die Insurgenten führen einen furchtbaren Vernichtungskampf gegen Alles, was königlich spanisch ist auf der Insel, und das Dynamit spielt, nie wir bereits mitgetheilt haben, in ihrer Kriegführung eine sehr große Rolle. Mit Dynamit zerstören sie die Eisenbahnen und unser heutiges Bild zeigt uns eine zerstörte Bahnstrecke der Linie von Cifuentes nach Santa Clara. Sie haben daselbst einen Viadukt gesprengt, und der Zug, der mit Soldaten besetzt war, stürzte in die Tiefe.

Wir sehen die Trümmer zweier Waggons in der Luft hängen, indeß ein Waggon noch einen Stützpunkt im Mauerwerk gefunden hat. Im unteren Theile des Bildes zeigen wir die Bahnstrecke mit einem Wächterhaus, in dem Cavallerie zum Schutze der Bahn einquartirt ist. Die Verwüstungen, welche die Insurgenten anrichten, sind furchtbare und Niemand kann auch nur ahnen, wie dieser entsetzliche Krieg, der den Spaniern schon so viel Menschenleben kostet, enden wird.

Literarisches.

Vor Kurzem erschien und ist in der Bauhof'schen Buchhandlung dahier zu haben: **„Das Schafkopf-Büchlein"**. Ausführliche Anleitung zum Erlernen und Verbessern des Schafkopfspieles mit deutschen Karten. Preis 30 Pf. Allen Freunden des Schafkopfspieles bestens empfohlen

Humoristisches.

(Nächtliche Heimkehr.) „Schau, Weiberl, so geht's halt; um neune hab' ich heim wollen, da is' der Pfarrer kommen, da hab' ich natürlich net grad fortgehen können, also trink ich noch a Maß. Wie die aus war, will ich wieder heim — um halb zehne —; grad wie ich gute Nacht sagen will, kommt der Doktor zur Thür' rein, da kann i wieder net fort, des wär' ja unhöflich g'wesen. Um zehne — mein' Maß is grad aus g'wesen, da kommt der Bezirksamtmann und sagt: „Gehn's bleiben's doch noch a bisserl da. Nachher bin i halt noch blieben und — nachher ist der Durst kommen — —"

(Ehre, dem Ehre gebühret.) Reisender: „Was? Mich wollen Sie hinauswerfen lassen? Meine Firma ist Hoflieferantin!"

Geschäftsinhaber: „Johann, dann werfen Sie den Herrn zur Hofthür hinaus!"

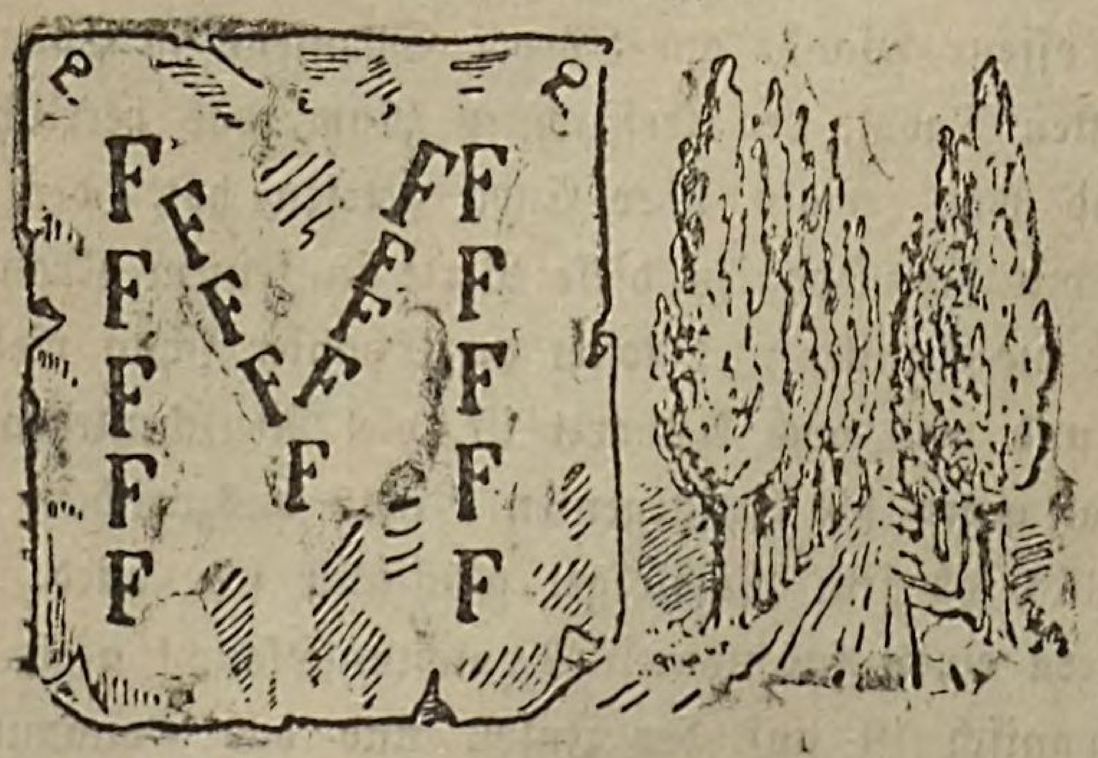
(Studentenulk.) Polizeikommissär: „Was wünschen Sie?"

Student: „Ach sehen Sie, Herr Kommissär, da ist ein Räthsel im Wochenblatt, wo ich nicht darauf kommen kann, und da möcht' ich schön bitten, das Räthsel polizeilich aufzulösen."

Logogryph.

In den duft'gen Gartenräumen
Siehst es still und einsam stehen;
Wirst nicht gern in selbes gehen?
In ihm ruhen, sinnen, träumen?
Gibst ihm vorn ein neues Zeichen,
Dann entzieht sich's Deinen Blicken,
Nur dem frommen Sinn wird's glücken,
Segensvolles zu erreichen.

Bilderräthsel.



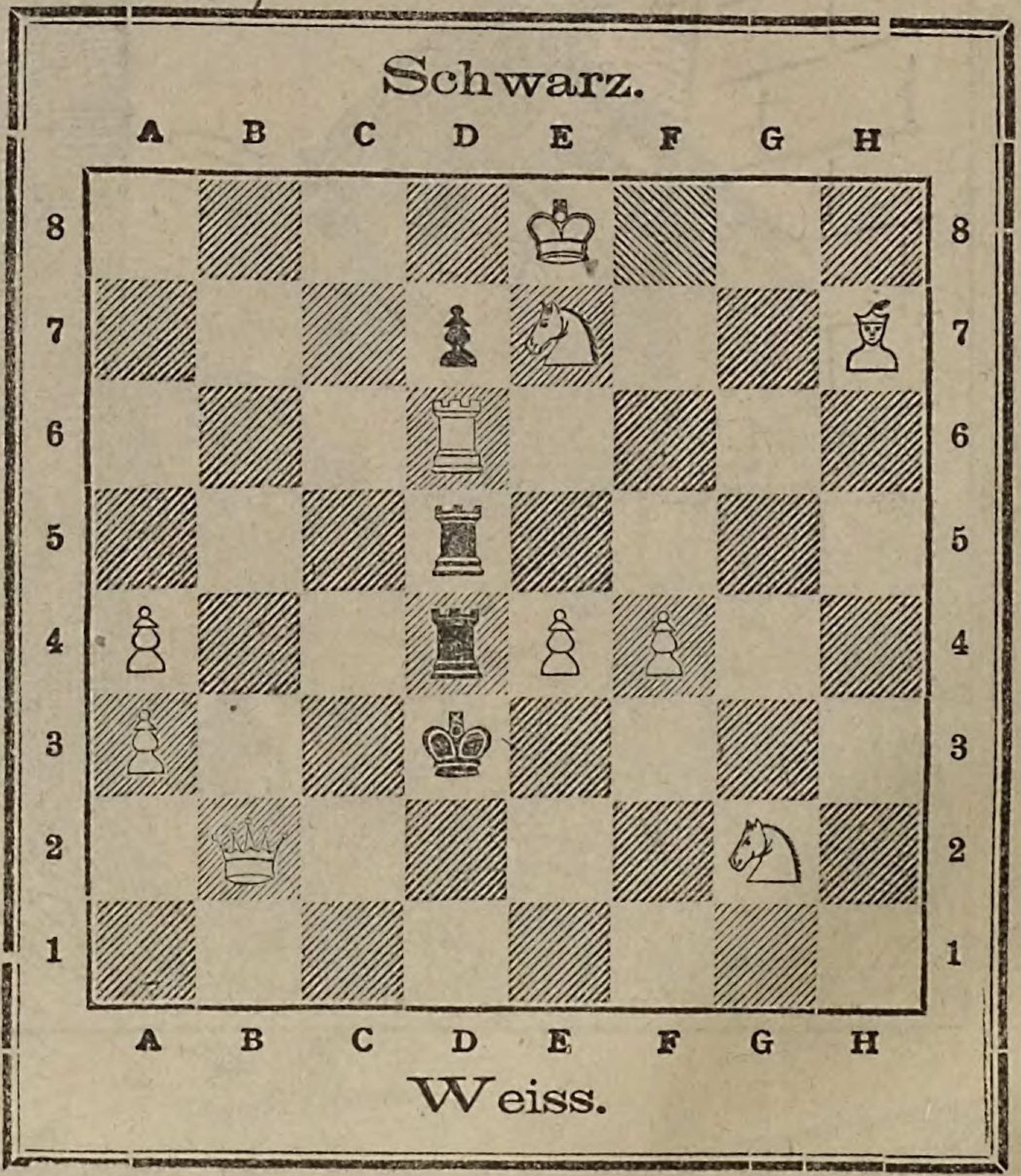
Auflösung des Logogryphs in Nr. 15:

Krallen, Korallen.

Schachzeitung № 187.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von A. Marin in Barcelona.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Schachneuigkeiten.

Der in New-York stattgehabte Wettkampf zwischen Showalter und Lipschütz endete mit 7:4:4 zu des Ersteren Gunsten.

Im Meisterturnier der Wiener Schachgesellschaft ist der gegenwärtige Stand folgender: Marco 6, Englisch, J. Schwarz, Schlechter, Zinkl je $5^1/_2$ Albin $4^1/_2$, Weiß 4, Judd $3^1/_2$, Holprin 3, Horwitz und Fenzl je 1.

Die nachstehende Partie entstammt diesem Turnier:

Russisches Springerspiel.

Weiß. Zinkl.	Schwarz. Weiß.	Weiß. Zinkl.	Schwarz. Weiß.
1. e2—e4	e7—e5	13. Df3×b7	o—o (a)
2. Sg1—f3	Sg8—f6	14. Lc1—e3	Le7—f6
3. Sf3×e5	d7—d6	15. Le3×d4	Lf6×d4
4. Se5—f3	Sf6×e4	16. c2—c3	Ta8—b8
5. d2—d4	d6—d5	17. Db7—f3	Ld4—f6 (b)
6. Lf1—d3	Sb8—c6	18. Df3—e2	f5—f4
7. o—o	Lf8—e7	19. Sb1—a3	f4—f3
8. Tf1—e1	Lc8—g4	20. De2—e6 +	Tf8—f7
9. Ld3×e4	d5×e4	21. Ta1—d1	Dd8—f8
10. Te1×e4	f7—f5	22. Td1—d7	Tb8—b7 (c)
11. Te4—e1	Lg4×f3	23. Td7×f7	Schwarz
12. Dd1×f3	Sc6×d4		gibt die Partie auf.

a) Schwarz hat offenbar übersehen, daß nun Sd4×c2 wegen 14. Db7—c6 + nicht angeht.

b) Besser wäre 17. Ld4—c5.

c) Ein grobes Versehen. Um einen Bauern zu retten, verliert Schwarz nun einen Thurm.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 183 von H. Buchheit.

1. $\frac{\text{Dh3—f5}}{\text{Beliebig.}}$ 2. D., L., S. ‡.

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Gg. Gißibl, Ulrich Hüttinger, Jach. Inhofer, und Fr. März in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von Mich. Adler, G. Geisel, Carl Müller, Frl. J. N. Al. Oberhofer, Gustav Schmidt, J. B. Schuler, L. Schönhuber und R. Weiß.

Notiz: Zuschriften, Lösungen rc. rc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das Clublokal befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 18. Freitag den 14. Februar. 1896

32 (Nachdruck verboten.)

Die Tochter des Flüchtlings.

Roman frei nach dem Amerikanischen.
Von Erich Friesen.

(Fortsetzung.)

„Es ist nichts Lächerliches dabei", widerspricht Xenia ernst.

„Für Dich gewiß nicht, mein armes Kind. Jetzt ist mir Alles klar. Die elenden Parker's wollten Schweigegeld erlangen, damit sie jenen unglückseligen und ungerechten Verdacht, den mein Vater gegen Deinen Großvater hegte, nicht an die Oeffentlichkeit bringen."

Er bemerkt den tiefen Ernst und die traurige Resignation in ihren Zügen und fügt herzlich hinzu:

„Kannst Du mir nicht verzeihen, Xenia?"

Er will ihre Hand ergreifen; doch sie tritt hastig einen Schritt zurück.

„Der Verdacht Deines Vaters war nicht ungerechtfertigt", tönt es klar von ihren Lippen.

Fassungslos blickt er sie an. Leidenschaftslose kalte, nackte Wahrheit steht in jedem Zug ihres Gesichtes. Nichts deutet darauf hin, daß sie spaße.

„Du weiß nicht, was Du sagst", ächzt er nach einer Pause.

„Doch, Manfred. Welchen Verdacht hegte damals Dein Vater gegen uns?"

„Ich kann ihn nicht aussprechen — er ist zu entsetzlich, zu unglaublich."

„Glaubst Du, daß ich mir so viel Mühe gegeben hätte, die Wahrheit vor Dir zu verbergen, wenn sie weniger entsetzlich wäre? ... Dein Vater nannte uns Diebe. Er hatte Recht wir sind Diebe. Selbst der Name, bei welchem Du mich kennst, ist gestohlen."

„Halt ein, Xenia!" ruft er, beide Hände ausstreckend, als wolle er sich vor einem nahenden Ungeheuer schützen, das ihn jeden Augenblick überfallen kann. „Ich glaube Dir nicht. Du — eine Diebin? . . . Unmöglich!"

„Muß ich wirklich lügen, damit Du mir glaubst?" fragt sie traurig. „Würdest Du mir glauben, wenn ich Dir sagte, ich sei unschuldig?"

„Ich wiederhole: Du weißt nicht, was Du sagst!" ruft er heftig. „Du stehst unter dem Einfluß irgend einer Hallucination, einer heftigen Gemüthsbewegung, welche die Verfolgungen jener gemeinen Creaturen bei Dir hervorriefen — und mein ebenso erbärmlicher Verdacht von vorhin", fügt er im Tone aufrichtigster Reue hinzu.

„Und dieser Brief?" fragt sie leise, indem sie auf das Schreiben der Frau Parker deutet.

„Ihre Drohung ist grundlos. Was können die Leute gegen Dich beweisen?"

„Das, was unsere Feinde uns vorgeworfen haben."

„Ich glaube meiner Frau mehr als ihren Feinden."

Sie schweigt einige Augenblicke und blickt voll tiefster Zärtlichkeit in die treuen, blauen Augen, die vertrauend und auch wieder voll angstvoller Erwartung auf sie gerichtet sind. Dann schüttelt sie traurig das Haupt.

„Nein, ich will nicht mehr lügen," sagt sie fest. „Es wäre auch unnöthig. Nach und nach würde Deine Liebe zu mir doch erkalten, und Du würdest mich umsomehr verachten, wenn ich abermals versuchen wollte, Dich zu täuschen."

Kurz und klar erzählt sie die Ereignisse, die in ihr junges Leben eingegriffen hatten — von jenem Augenblick an, da sie erfuhr, daß ihr Vater und Großvater an dem Radotzki'schen Diamantendiebstahl betheiligt waren und aus diesem Grunde nach Sibirien verbannt wurden — bis zu jener Stunde, in der sie im Einverständniß mit ihrem Großvater in London zurückblieb, damit Manfred moralisch gezwungen werde, sie zu heirathen. Sie verheimlicht nichts und versucht auch nicht, ihre Fehler und Schwächen zu beschönigen.

So wie sie früher ängstlich bemüht war, ihren Gatten zu täuschen, theilt sie ihm nun mit peinlicher Genauigkeit alle Einzelheiten mit.

Schweigend hört Manfred zu. Auf seinem Antlitz wechseln höchstes Erstaunen, Empörung und Ungläubigkeit.

„Was Du mir da sagst, klingt so unglaublich, daß ich darüber mit Dir nicht sprechen will, bevor ich Deinen Großvater gesehen habe", sagt er finster, als Xenia ihre Erzählnng beendet hat. „Wie ich vorhin schon bemerkte — ich kann nur annehmen, daß Dein Hirn überreizt ist und daß Du unter Hallucinationen leidest. Wenn Du aber die Wahrheit gesprochen hast", fügt er mit einem fürchterlichen Blick auf ihr bleiches Antlitz hinzu, „so verwünsche ich den Tag, an dem ich Dich zum ersten Mal gesehen habe."

Damit verläßt er hastig das Zimmer, Xenia in einer Gemüthsstimmung zurücklassend, die fast an Verzweiflung grenzt.

XXXI.

Während des ganzen Vormittags meidet Xenia ihren Gatten. Sie ahnt, daß ihn ihre Gegenwart unangenehm berührt, und hält sich deswegen fast ausschließlich in ihrem Zimmer auf.

Durch Manfreds Hirn kreuzen wirre Gedanken. Er mag noch immer nicht an die Verworfenheit seiner Frau glauben und hegt doch selbst kaum mehr die Hoffnung, daß sie im Fieberwahn gesprochen. Er versucht zu lesen — vergebens. Er zündet sich eine Cigarette an — schon nach wenig Augenblicken liegt sie unbeachtet am Boden. Mit unruhigen Schritten läuft er im Zimmer auf und ab und blickt alle paar Minuten nach der Schwarzwälder Uhr, ob die Zeiger noch nicht weiter vorgerückt sind.

Wenn nur Iwan Orsinsky erst da wäre!

Endlich — gegen fünf Uhr — schellt es. Manfred selbst eilt zu öffnen.

Da steht er vor ihm, der sehnlichst Erwartete.

„Ist Frau Skott zu Hause?" läßt sich Iwan Orsinsky's sonore Stimme vernehmen.

„Ich bin hier — Manfred Skott. Treten Sie näher!"

Orsinsky neigt höflich das Haupt und streckt Manfred, wie einem plötzlichen Impulse folgend, die Hand entgegen, welche dieser nur flüchtig berührt. Dann verabschiedete er den jungen Mann, der ihm als Führer gedient hat, und folgt dem voranschreitenden Manfred ins Zimmer.

Kein Wort, kein Geräusch verräth, daß Xenia bereits anwesend ist. Die Hand auf den Tisch gestützt, steht sie starr und unbeweglich da und blickt den Eintretenden entgegen.

„Ich schließe aus der Art und Weise, wie Sie mich empfangen haben, daß meine Enkelin Sie auf meinen Besuch vorbereitet hat", beginnt Orsinsky indem er sich in einen Sessel niederläßt.

„Ja."

„So hat sie Ihnen auch gesagt, daß ich ihr verziehen habe; und ich verzeihe auch Ihnen, mein Sohn . . . Ja", fährt er feierlich fort, während er langsam seinen kostbaren Pelz aufknöpft, „die Liebe ist stärker als der Stolz — ich schäme mich nicht es zu gestehen. Ha, wer mir noch vor einer Woche gesagt hätte, daß ich ihr jemals vergeben würde — ihr, die Schmach und Schande über mein weißes Haupt gebracht hat, daß ich ihr binnen Kurzem liebevolle Worte schreiben, sie sogar aufsuchen würde —"

„Mein Gatte weiß Alles!" laßt sich jetzt Xenias klare, ruhige Stimme vernehmen.

Orsinsky richtet seine glanzlosen Augen auf die Stelle, von welcher diese unerwarteten Worte hergekommen. Doch, so überrascht er auch ist — nicht eine Secunde verliert er seine Haltung.

„Ich freue mich unendlich, das zu hören, mein Kind", sagt er in erfreutem Tone, „besonders da Dein Gatte trotzdem mit meinem Besuche einverstanden zu sein scheint."

„Xenia hat mir da Allerlei erzählt, was ich unmöglich glauben kann", beginnt Manfred kalt. „Ich heiße Sie willkommen in der Hoffnung, daß Sie jene Hallucinationen dementiren werden."

„Ich werde mich glücklich schätzen, Alles zu dementiren, was irgend einen Mißton in unser verwandtschaftliches Verhältniß bringen könnte", erwiderte Orsinsky höflich. „Was hat Ihnen also meine Enkelin erzählt?"

„Daß Sie nicht wegen politischer Umtriebe nach Sibirien verbannt wurden, sondern als Theilnehmer an einem Diebstahl —"

Traurig schüttelt der Alte den Kopf.

„Armes Kind!" murmelt er mitleidsvoll.

„— daß Sie sich mit den Parker's verbunden hatten, um Ihre Gastfreunde zu bestehlen —"

„Armes, armes Kind!"

„— und daß sie selbst Ihnen in Pangbourne bei dem Diebstahl des großen Diamanten behülflich war."

Orsinsky erhebt wie in größter Verwunderung beide Hände und läßt sie schwer auf seine Knie herniederfallen.

„Und zu guterletzt", fügt Manfred mit Anstrengung hinzu, „daß Sie Beide gemeinsam die Schlinge legten, in denen ich mich verfangen und Xenia heirathen sollte."

„Ist es möglich? Ist es möglich?" ruft Orsinsky, die Hände zusammenschlagend. „Und zu welchem Schluß sind Sie nach all' diesem gekommen, Her Skott?"

„Ich möchte annehmen, daß sie im Fieberwahn sprach, daß irgend eine momentane Geistesstörung —"

Seine zu Anfang feste Stimme zitterte merklich; er kann nicht weiter sprechen und blickt traurig auf Xenia, die mit starren Zügen noch immer unbeweglich dasteht.

Lächelnd nickt Orsinsky ein paar Mal mit dem Kopf.

„Ganz recht — momentane Geistesstörung — das entschuldigt Alles."

Sein Ton ist so spöttisch überlegen, daß Manfred erregt aufspringt.



Prinz Boris

„Herr — haben Sie den Diamanten gestohlen oder nicht?" ruft er empört.

„Diese Frage ist unüberlegt, mein Sohn", entgegnet Orsinsky mit sanftem Vorwurf.

„Keine Phrasen, wenn ich bitten darf! Ja oder nein —"

„Nun wohl denn — nein. Wenn ich eine andere Antwort gäbe, würde bei Ihnen die ganze Familie in den Verdacht der Geistesgestörtheit kommen", lächelt der alte Mann und fährt, während Manfred ihn in finsterem Schweigen anstarrt, fort: „Seien Sie doch vernünftig! Was nützt es, ein gutes Pferd zu Tode zu hetzen? Seien Sie froh, daß ich noch Herr all' meiner Geisteskräfte bin! So viel ist sicher — Xenias Befürchtungen in Bezug auf die Parker's sind keine Hirngespinste. Die Ehre der Familie befindet sich in Gefahr, und ich bin gekommen, um sie zu retten."

In wilder Verzweiflung wirft sich Manfred in einen Sessel und starrt, das Kinn in die Hände gestützt, abwechselnd den alten Mann und Xenia an. Er zweifelt nicht länger an ihrer Schuld. Das also ist seine Gattin! Das ihr Großvater! . . . . Beide



...n Bulgarien.

— Abenteurer, Diebe und Betrüger, mit denen sein Leben unlöslich verknüpft ist!

Xenia bemerkt seinen verächtlichen Blick kaum; ihr Herz ist wie erstarrt. So muß den Armen zu Muthe sein, die nach einer bestimmten Anzahl von Hieben die Knute nicht mehr fühlen, welche ihr Fleisch zerreißt . . . .

„Euer Schweigen, meine lieben Kinder, beweist mir", beginnt Orsinsky wieder in einem Tone, in dessen väterliche Güte sich abermals ein wenig spöttische Ueberlegenheit mischt, „daß Ihr meine Bemühungen nicht genügend zu würdigen wißt. Ich will Euch mit einigen Zukunftsbildern bekannt machen. Hört gut zu! . . . . Da Du, meine liebe Enkelin, unvorsichtiger Weise den Parker's gezeigt hast, daß ihre Informationen für Dich wichtig sind, so werden sie sich, sobald sie Dich ganz ausgesogen haben, ein anderes Opfer aussuchen — wahrscheinlich zuerst Ihren Vater, mein Sohn. Seine Hochwohlgeboren ist ein überaus kluger Mann, der genau weiß, wie man mit Personen von der Art der Parker's umgeht. Er wird sie ruhig anhören und sie dann zur Erledigung der Angelegenheit an seinen Anwalt verweisen. Er weiß, daß er in diesem Fall nie wieder von ihnen etwas hören wird. Was dem Kinde der schwarze Mann, ist Leuten von der Art der Parker's eine Gerichtsperson. Sofort sind sie wie weggeblasen . . . . Wen werden sie sich nun vornehmen? Vielleicht den Major Clayton? Der Major ist kein solch' kluger Mann wie Sir Eduard Skott: er wird eine kleine Summe zahlen, um Ihnen, mein Sohn, Unannehmlichkeiten zu ersparen. Aber der Betrag wird nicht groß genug sein, um die Parker's zu befriedigen . . . . Wem werden sie jetzt ihre Informationen verkaufen? Jedenfalls der Presse. Sie werden wissen, daß manche Blätter ihren Haupterfolg Skandalgeschichten verdanken. Ein paar Journale, die Ihrem Vater feindlich gesinnt sind, werden die Sache mit Freuden aufgreifen, um ihn im Parlament unmöglich zu machen . . . . Schließlich wird die ganze Presse davon Notiz nehmen. Gänzliches Schweigen von unserer Seite würde für ein Eingeständniß angesehen werden. Uns bliebe also nur der Klageweg."

Er macht eine kleine Pause, um seine letzten Worte besser wirken zu lassen, bevor er fortfährt:

„Sich mit den Zeitungen in einen gerichtlichen Streit einlassen, ist stets unklug. Die Sache kommt erst recht in die Oeffentlichkeit, und der Skandal vergrößert sich . . . Was also thun, um diesen drohenden Unheil auszuweichen? Ich wüßte einen Weg, damit der Name Ihres hochwohlgeborenen Herrn Vaters, den ich unendlich hoch achte, unangetastet bliebe; damit Sie, mein Sohn, und Xenia Ihr Haupt wieder frei erheben können; damit die Ehre der Familie wieder so stolz und rein dasteht, wie nur je zuvor!"

Noch immer schweigt Manfred. Er faßt noch nicht ganz den Sinn der feingewählten Worte.

„Soll ich Ihnen den Weg zeigen?" fragt Orsinsky nach einer Pause.

Keine Antwort.

„Der Diamant muß dem Major Clayton zurückerstattet werden", fährt er langsam und jede Silbe scharf betonend fort. „Dann schlagen wir ihnen Allen ein Schnippchen — den Parker's und den Skandalblättern — und lachen sie aus. Wenige Zeilen von der Hand des Majors, daß der Diamant sich wiedergefunden hat, genügen, um jene Blätter lahm zu legen. Aus Angst, daß wir Schadengelder wegen Verleumdung beanspruchen könnten, werden sie jede von uns gewünschte Berichtigung veröffentlichen . . . Und die Folge davon? Die Familie Skott wird fester in der Achtung ihrer lieben Mitmenschen stehen, als je zuvor."

Manfred, der zuerst fast theilnahmslos dagesessen, hört nach und nach mit steigendem Interesse zu.

„Der Diamant muß zurückerstattet werden?" ruft er erregt aufspringend. „Ich verstehe Sie nicht!"

„Es ist das einfachste Ding von der Welt."

„Wieso? In wessen Händen befindet sich der Diamant in diesem Augenblick?"

Orsinsky zuckt die Achseln.

„Er ist in Hamburg; mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Durch geschickte Unterhandlungen wäre ich im Stande, ihn in vier Tagen dem Major Clayton zuzustellen. Es wird Mühe kosten — aber was thut man nicht für seine Familie!"

Ein verächtliches Lächeln umspielte Manfreds Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

Prinz Boris von Bulgarien.

Seit Monaten beschäftigt sich die Presse und die Oeffentlichkeit mit der Frage: Wird Prinz Boris umgetauft? Die einen antworteten mit ja, die anderen mit nein. Die letzteren hatten sich getäuscht, der Vater des Kindes, der durch Ehrgeiz verblendete Fürst Ferdinand, opfert das Seelenheil seines Erstgeborenen der Politik.



Englische Artilleristen in Schneeschuhen.

Eine eigenthümliche Thatsache ist es, daß Chan Boris, jener altbulgarische Fürst, der zuerst das Christenthum annahm und dem zu Ehren Ferdinands Erstgeborner den Namen Boris erhielt, im Jahre 870 ebenfalls von der römischen Kirche abfiel und dem Schisma sich zuwandte.

Unser Bild zeigt den kleinen Prinzen Boris, ein unschuldiges, hübsches Kindergesicht, geboren am 30. Juni 1894, nach der neuesten Aufnahme des Ateliers Pietzner in Wien.

Englische Artilleristen in Schneeschuhen.

Die englischen Soldaten müssen sich jeweilig dem Klima accommodiren und so ist auch ihre Ausstattung in den diversen Ländern eine ganz verschiedene. Die indischen Truppen sind naturgemäß ganz anders ausgerüstet, wie die afrikanischen oder amerikanischen. In Canada z. B. werden die Artilleristen zur Winterszeit mit Schneeschuhen versehen und die Kanonen mittels Schneelafetten befördert. Ein solches Artilleriemanöver in Canada mit Schneeschuhen und Schlittenlafetten ist vorstehend illustrirt.

Humoristisches.

(Zweideutig.) „Wissen Sie schon, mein Herr, daß der reiche Goldstein die bekannte Malerin Schmierbach geheirathet hat?"

„Was Sie sagen, gnädiges Fräulein! Das ist mir neu. Die versteht aber auch den Pinsel zu führen."

(Berliner Schusterjunge.) Eine Ordonnanz von den Gardekürassieren, eine Hüne von Gestalt, geht in Berlin vom Schloß nach dem Brandenburger Thor. Da es Glatteis ist, fällt er Unter den Linden zu Boden. Ein Schusterjunge klopft dem lang ausgestreckt Liegenden auf die Schulter mit den Worten: Nu noch zweimal so, dann sind Sie am Brandenburger Thor!

(Selbstverrath.) A.: „Wie mir Ohrenzeugen mittheilten hat mir mein Konkurrent Müller am Biertisch ein Kameel geheißen; meine Frau nannte er ein Trampelthier und meine Kinder Grasaffen. Ich werde ihn nun wegen Beleidigung verklagen."

B.: „Kennt denn der Müller Ihre Familie?"

A.: „O, sehr genau!"

(Aus der Schule.) Lehrer: „Karl, was verstehst Du unter einem weitläufigen Verwandten?"

Karl: „Wenn man einen Onkel hat, der Landbriefträger ist."

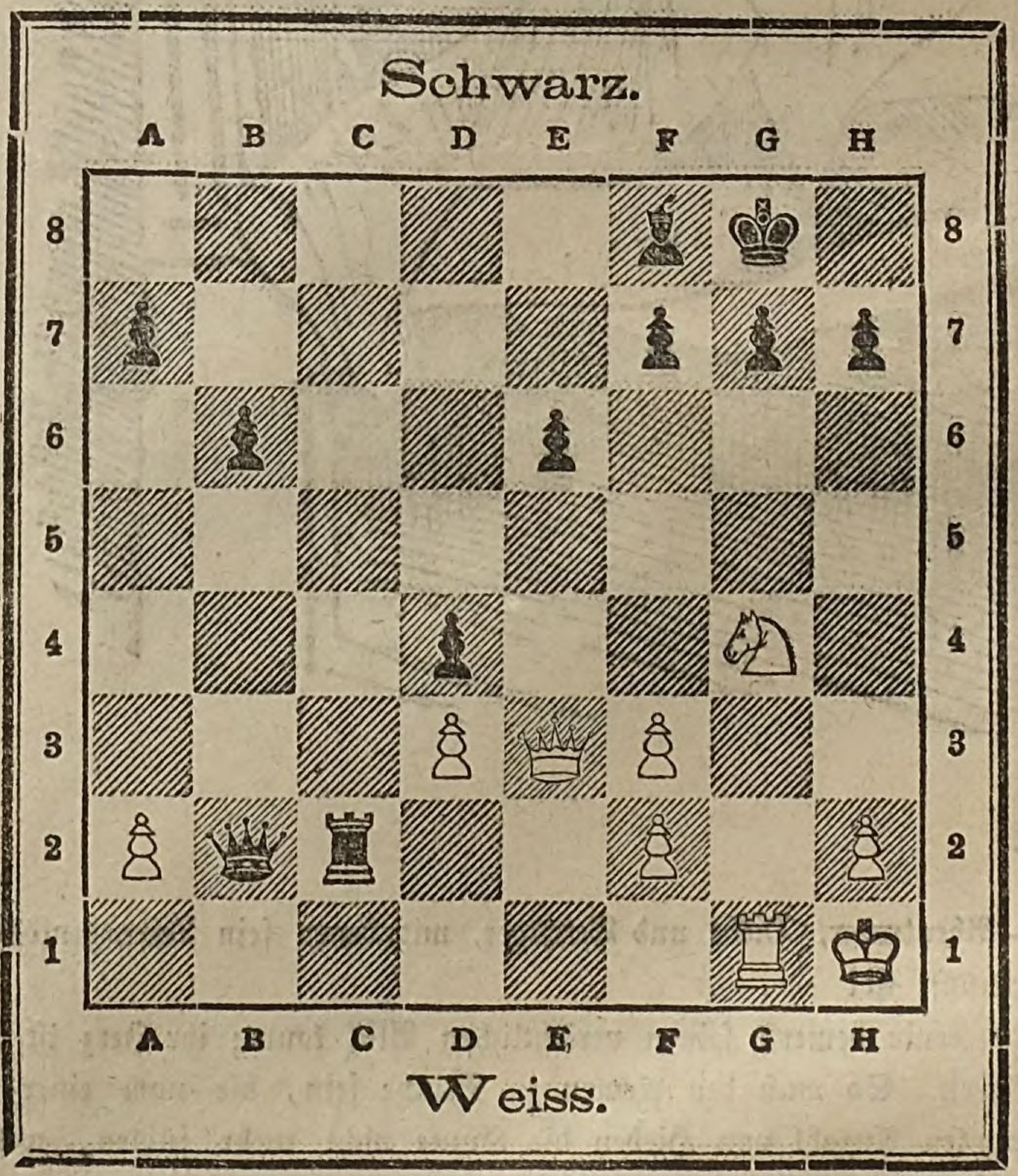
(Komischer Druckfehler.) Aus einem Schauturnbericht. „Den ersten Preis gewann natürlich der Turner Schwiel, in den weitesten Kreisen bekannt als vorzüglicher Dauersäufer."

Schachzeitung № 188.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Ein interessantes Endspiel.

Als ich jüngst eine im Gange befindliche Partie betrachtete, zeigte dieselbe die nachstehende Stellung:



Weiß, das materiell im Nachtheil ist, war am Zuge und der Führer der Weißen war nach längerem Besinnen froh, als er mit Sg4—h6 + nebst Sh6×f7 + ein ewiges Schach herausgeklügelt hatte. Wie groß aber war sein und des Gegners Erstaunen, als ich nach Schluß der Partie bemerkte, daß Weiß ein Mat in 3 Zügen hätte ansagen können. Ich lege unseren Lesern die Stellung vor und glaube, daß es ihnen nicht allzugroße Schwierigkeit bereiten wird, das Matspiel herauszufinden. Bn.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das Clublokal befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 20. Dienstag den 18. Februar. 1896

33 (Nachdruck verboten.)

Die Tochter des Flüchtlings.

Roman frei nach dem Amerikanischen.
Von Erich Friesen.

(Fortsetzung.)

Manfred blickt eine Weile finster vor sich hin. Dann sagt er leise:

„Ich kann mich noch nicht fest entschließen. Laß mir ein wenig Zeit —"

„Natürlich. Besuche mich morgen wieder — vielleicht um Mittag herum! Abends können wir dann die Sache mit meinem Rechtsanwalt besprechen."

Damit erhebt er sich, zum Zeichen, daß er die Unterredung als beendet ansieht. Manfred bemerkt es gar nicht; die Augen auf das gleichförmige Muster der Tischdecke gerichtet, ist er in tiefes Nachdenken versunken.

Sir Edward wartet ein wenig, bevor er in gemessenem Tone spricht:

„Was den entwendeten Diamanten betrifft, so weise ich jede Hilfe zurück, bis Du in die Scheidung gewilligt hast."

Manfred hört kaum, was sein Vater spricht; er vernimmt nur das Wort „Scheidung". Instinktiv erhebt er sich, greift nach dem Hut und verläßt wie geistesabwesend das Zimmer.

Langsam durchwandert er die Straßen. „Scheidung! Scheidung!" gellt es, wie eine Warnung vor drohendem Unheil, beständig in seinem Ohr.

„Scheidung? . . . Nein — niemals!" murmeln seine bleichen Lippen. — —

Das Herz voll trüber Gedanken, kommt er zu Hause an. Als er sein Zimmer betritt, findet er ein behagliches Feuer im Kamin und einen zierlich gedeckten Tisch. Kurze Zeit darauf erscheint Xenia mit einer dampfenden Schüssel, die sie vor ihn hinstellt.

Während seiner Abwesenheit hat sie lange darüber nachgedacht, wie sie fortan ihrem Gatten begegnen soll. Jetzt ist ihr Entschluß gefaßt. Sie will nicht wie ein gescholtenes Kind stumm auf Verzeihung warten; sie die Schuldige, muß den ersten Schritt zur Versöhnung thun.

„Ich habe bereits gegessen", sagt sie freundlich, indem sie seinen Teller mit Hühner-Fricassee, Manfreds Lieblingsspeise, füllt. „Ich wußte nicht, wann Du wie wiederkommen würdest —"

„Es ist gut so", erwidert er kalt. In unsern Gewohnheiten muß ja doch eine Aenderung eintreten."

Sie schweigt und nimmt ein Buch zur Hand. Doch liest sie nicht. Ihre Gedanken sind mit Manfreds letzter Bemerkung beschäftigt, deren Sinn nicht mißzuverstehen ist . . . Er hat Recht; sie kann seine Verzeihung nicht sofort erwarten. Geduldig will sie harren von Tag zu Tag, bis ihres Gatten Herz sich ihr wieder zuwendet und sie wie früher mit seiner zärtlichen Liebe umschließt. Kein falscher Stolz, keine unangebrachte Empfindlichkeit soll sie in ihrem Vorsatz stören . . .

Mit Befriedigung nimmt sie wahr, wie er mit anscheinendem Appetit ißt — ein gutes Zeichen in ihren Augen. Geduldig wartet sie, bis er Messer und Gabel fortlegt. Dann erhebt sie sich und geht einige Schritte auf ihn zu.

„Verzeih, Manfred, aber ich muß Dich etwas fragen", beginnt sie zögernd.

„Nun?"

„Soll die Welt wissen, was geschehen ist?"

„Gewiß. Hast Du die Absicht, weiter zu lügen und zu heucheln?"

„Nein, Manfred, nicht vor Dir. Aber um Deinetwillen wünschte ich, man hielte den Namen Deiner Gattin für fleckenlos."

„Ist nicht der Mühe werth. Bald wird man überhaupt aufhören, sich mit mir zu beschäftigen."

„Wie meinst Du das?"

„Ich werde mich von der Gesellschaft zurückziehen und wünsche, daß auch Du jeden Verkehr einstellst. Hast Du mich verstanden?"

Sie neigt stumm das Haupt; dann fragt sie ernst:

„Soll ich meine Abmachungen mit der Direktion der „Albert-Halle" rückgängig machen?"

„Wie es Dir beliebt. Du kannst Deine freie Zeit nach Gutdünken benützen, so lange Du meinen Namen nicht entehrst. Schaff' Dir Vergnügen —"

„Ich singe nicht zum Vergnügen, Manfred", fällt sie leise ein, „sondern um des Geldes willen — Du weißt es."

„So singe nur weiter für Geld! Ich kann Dir so wie so nichts geben, da mein Vater jede Hilfe zurückweist. Wenn Dein Großvater sein Wort hält, halte ich das meine. Alles, was ich besitze, soll zu Geld gemacht werden. Ich will nicht ruhen, bis diese Ehrenschuld getilgt ist."

Voll tiefen Ernstes schlägt sie die Augen zu ihm auf.

„Auch ich nicht," erwidert sie feierlich. „O Manfred, wir werden an dieser Last nicht allzu lange zu tragen haben. Sieh' welch' bedeutende Summen ich schon in den letzten Wochen verdient habe! Wie viel will ich erst in Zukunft verdienen, wo ich nicht mehr von allen Seiten durch Heimlichkeiten gehemmt bin! O, ich will arbeiten, will neue Engagements eingehen, will schreiben bis in die Nacht hinein — bis endlich die ganze Summe beisammen ist!"

Es erscheint ihr in diesem Moment der Exaltation, als würde ihr Vergehen mit der Tilgung jener Geldschuld ausgelöscht.

Da Manfred beharrlich schweigt, fährt sie eindringlich fort:

„Ist es nicht, als befänden wir Beide — zwei einsame, hilflose Menschen — uns auf einem Wrack inmitten brandender Wogen? Nur durch Aufbietung aller Kräfte und festes Aneinanderschmiegen können wir uns über Wasser halten und uns retten! . . . O Manfred, ist es nicht gerade so, wie zu Anfang in Pangbourne? . . . Wir müssen sogleich damit anfangen —

„Womit anfangen?"

„Mit unserem Buch. In zwei Monaten muß es druckfertig sein."

„Ach so — das hatte ich vergessen."

knüpft! Sie gedenkt eines Nachmittags, als Manfred sie überredete, das Schreiben für heute aufzugeben und mit ihm durch Wald und Feld zu streichen. Sie hatten die Hunde mitgenommen, welche vor Freude laut bellend umhersprangen. Dann war Manfred voraus-



Kaninchenjagd in Californien.

Seine Stimme klingt so eigenthümlich, daß ihre Begeisterung sofort verfliegt. Mit ängstlichen Blicken folgt sie all seinen Bewegungen.

Jetzt schreitet er hastig auf seinen Schreibtisch zu und nimmt das Manuscript heraus.

„Alles Lüge, Falschheit, Heuchelei", murmelt er mit einem finstern Blick auf die engbeschriebenen Blätter.

„Es sind Phantasien", stammelt Xenia.

„Ah pah — Phantasien! . . . Lügen sind es, erbärmliche Lügen, durch die ein vertrauensseliger Ehemann übertölpelt wurde! Hahahaha!"

Damit zerreißt er einen Theil des Manuscripts in zwei Hälften.

„Was machst Du da?" ruft sie betroffen.

„Ich vernichte es."

Und wieder zerreißt er mit gerunzelten Brauen und fest aufeinander gepreßten Lippen einige Seiten.

„Manfred, Manfred! Thu' das nicht! Das Manuscript ist Tausende werth!"

Er lacht bitter auf.

„Und wenn es Millionen werth wäre, würde es ebenso gu brennen. Denkst Du etwa", fährt Manfred in steigender Erregung fort, „ich werde Deine unverschämten Lügen und Fälschungen gut heißen, ihnen wo möglich noch zur Verbreitung verhelfen und mich dadurch selbst eines gemeinen Betruges schuldig machen?"

Zornig schleudert er die zerrissenen Blätter in den Kamin. Dann wirft er sich in einen Sessel und ergreift ein Buch.

Mit gefalteten Händen steht Xenia am Kamin. Sie verfolgt mit den Augen die hell auflodernde Flamme, die ein Blatt nach dem andern gierig aufleckt. Auch sie kennt fast jede Seite auswendig Wieviel Sonnenschein, wieviel Liebe und Glück ist damit eng ver-

gerannt, und sie hatte Sandy festgehalten, um ihn gleich darauf loszulassen und zu beobachten, wie schnell er seinen Herrn überholte. Darauf war sie selber hinter den Beiden hergelaufen und hatte mit glückseligem Jauchzen seinen Arm an sich gedrückt, als sie den Geliebten endlich, ganz außer Athem erreichte. Da sagte er ihr jene Worte, die sie nie wieder vergessen, daß die Liebe das einzig wahre Glück auf Erden sei, für das man leben und sterben müsse . . .

Sie starrt und starrt in die Flammen . . . Jetzt sind die Bogen alle schwarz gebrannt; raschelnd fallen sie zusammen. Ach, genau so liegt ihr Glück in Asche — zerstört, unwiderruflich dahin.

Heiße Thränen steigen in ihre Augen. Sie steht dicht hinter ihres Gatten Stuhl — im Bereich seines Armes; doch wagt sie nicht, sich zu rühren.

So still ist es, daß Manfred glaubt, sie habe das Zimmer verlassen. Mechanisch wendet er die Seite des Buches um und überfliegt mit den Augen die einzelnen Zeilen, ohne den Sinn zu verstehen . . .

„Gute Nacht!" murmelt plötzlich eine von Thränen fast erstickte Stimme dicht hinter ihm.

Er fährt in die Höhe. Hat Xenia während der ganzen Zeit dort gestanden? . . . Oder ist sie soeben aus ihrem Zimmer gekommen, in der Meinung, er habe jetzt seinem Aerger lange genug die Zügel schießen lassen? . . . Was erschien ihr am vortheilhaftesten — ihr, der gelehrigen Schülerin des herzlosen, heuchlerischen alten Isaakoff?

„Gute Nacht, Manfred", wiederholt sie mit klarer, wenn auch merklich zitternder Stimme. Dabei legt sich ihre Hand leise auf seinen Arm.

„Gute Nacht!"

Sein Ton ist kalt, die Bewegung, mit der er sich der Berührung entzieht, schroff.

Ein paar leise Schritte, das Schließen einer Thür — dann ist Alles wieder still.



Ein Stück Südafrika.

Manfred wendet sich um. Xenia hat das Zimmer verlassen... Noch hallt das schmerzliche Beben ihrer Stimme in seinem Herzen nach . . .

Wie, wenn sie ebenso unglücklich wäre, wie er? Wenn sie doch mehr jener Xenia glichen, die er einst so wahnsinnig geliebt, als derjenigen, die er jetzt fast hassen gelernt hat . . .

Einem plötzlichen Impulse folgend, springt er empor und eilt zur Thür.

Da fallen ihm die Worte seines Vaters ein: „ich kenne Deine zärtliche Natur besser, als Du selbst, mein Sohn. Sie wird ihre Künste abermals und nicht vergebens an Dir versuchen . . ."

„Erbärmliche Schwäche!" murmelt er zwischen den Zähnen, indem er die Thürklinke wieder losläßt.

Dann wendet er sich und verläßt festen Schrittes das Zimmer.

XXXIII.

David Mason fühlt sich ein wenig unbehaglich. Soeben verließ ihn Manfred Skott, mit dem er eine überaus ernste Unterredung geführt hat.

„Hm, hm", murmelt er vor sich hin, indem er einen Brief seines Hamburger Geschäftsfreundes Herzfeld hervorsucht. „Hätte ich damals gewußt, wer dieser Iwan Orsinsky eigentlich war und welche Folgen sein — oder vielmehr seiner schönen Enkelin — Auftauchen in der Londoner Gesellschaft nach sich ziehen würde — ich hätte mich doch besonnen, die Hand zu diesem Spiele zu bieten. Hättest mir Deinen Verdacht auch ein paar Wochen früher mittheilen können, alter Freund!"

Damit überfliegt er nochmals den Brief Herzfelds, welchen er gleich nach dem Tode seiner Mutter erhalten und der ihn damals veranlaßt hatte, dem alten Orsinsky dessen Bitte um weitere Unterstützung zu verweigern.

„Hm hm — armer Teufel, dieser Manfred Skott! . . . Daß auch gerade er hereinfallen mußte! Freilich kein Wunder — die kleine Russin ist verteufelt verführerisch . . . Es soll mich nur wundern, ob er Alles weiß. Scheint fast so, obgleich er ängstlich jedes nähere Eingehen auf seine „Ehrenschuld", wie er es nennt, vermied . . . Zehntausend Pfund Sterling! . . . Unmöglich, daß ein solider junger Mann vom Schlage Manfred Skott's solche Schulden machen kann! . . . Der alte Betrüger steckt gewiß wieder dahinter — oder das saubere Ehepaar Parker . . . Wenn ich euch doch hereinlegen könnte, ihr Bande! . . . Doch so viel ist gewiß — Manfred Skott muß geholfen werden. Ich komme mir vor, wie ein Mitschuldiger an seinem Unglück . . . Muß doch gleich erfahren, ob der bewußte Diamant noch in Hamburg steckt, oder ob meine Vermuthung richtig ist . . ."

Diese und ähnliche Gedanken kreuzen das Hirn des Maklers, als er, den Kopf in die Hand gestützt, nochmals seine Unterredung mit Manfred an seinem Geiste vorüberziehen läßt.

Plötzlich springt er auf, ergreift Ueberrock, Stock and Hut und eilt nach dem nächsten Telegraphen-Bureau, wo er folgende Depesche an seinen Hamburger Geschäftsfreund aufgibt:

„Nachfrage nach großem, schwarzen Diamanten. Welcher Preis? Rückantwort bezahlt. David."

Dann fährt er unverzüglich zu Sir Edward Skott.

„Ich will Ihre Zeit nicht lange in Anspruch nehmen. Sir Edward", beginnt er nach der ersten förmlichen Begrüßung. „Ich muß mit Ihnen über Ihren Herrn Sohn sprechen, der mich soeben verließ. Er ist in großer Verlegenheit —"

„Wenn ich meinen Diener richtig verstanden habe, so verdankt ich Ihren Besuch einer wichtigen Geschäftsangelegenheit", unterbricht ihn Sir Edward mit einer abwehrenden Handbewegung.

„Ganz recht — nur einer Geschäftsangelegenheit. Kurz und gut: Ihr Herr Sohn benöthigt Ende dieser Woche die Summe von zehntausend Pfund Sterling und wollte meinen Rath einholen, auf welche Weise er besagte Summe zu erlangen vermag. Ich hätte ihm ein Dutzend Leute nennen können — Wucherer großen Stils. Aber weil ich Ihren Herrn Sohn hochschätze und außerdem die Ehre habe, Sie, Sir Edward, als Freund betrachten zu dürfen, habe ich es nicht gethan."

„Und deßhalb kommen Sie jetzt zu mir?"

(Fortsetzung folgt.)

Kaninchenjagd in Californien.

Das Gold ist in Californien nicht mehr so reich zu finden, dafür haben sie in dem Lande des ewigen Frühlings eine Unmenge

von Kaninchen, die den armen Californiern Alles wegfressen. Es werden daher alle Mittel angewendet, um diese schädlichen Thiere auszurotten, und es gibt auch verschiedene Arten, auf sie zu jagen. Echt californisch ist die „Peitschenjagd". Ganze Cavalcaden von Reitern und Wageninsassen ziehen hinaus und umstellen in weitem Kreise das Feld, indem es von Kaninchen wimmelt. Nun geht die Jagd los. Die Jäger haben lange Peitschen, die an der Spitze ein Bleistück tragen und die Kaninchen werden zu Tode gepeitscht. Ein Schlag mit der Kugel auf den Hals tödtet das Thier und die Jäger haben nun ihre Geschicklichkeit zu zeigen, das Thier mit einem einzigen Schlag zu tödten.

Ein Stück Südafrika

Die Engländer haben lange Zeit die Transvaal-Republik isoliren wollen und ihr den Anschluß an die Eisenbahnen des Cap nicht gestattet. Die Boers sind aber feine Diplomaten. Sie wendeten sich an Portugal, welches den wichtigsten Hafen, Marques, in Händen hat und bauten sich eine Bahn von Pretoria bis an das Meer und waren damit mit der Welt verbunden. Nun machte auch England gute Miene zum bösen Spiel und ließ auch die Eisenbahnverbindung mit dem Caplande zu. Die vorstehende Karte gibt ein Bild der Eisenbahnverbindungen in Transvaal und ihrer Verbindungen mit dem Süden und dem Meere bis nach Marques.

Humoristisches.

(Prinzen-Erziehung.) Hofmeister: „Welche Farbe hat das Pferd?"

Prinz, trotzig: „Das Pferd ist grün!"

Hofmeister: „Ganz richtig — Durchlaucht geruhen sicher ein Reupferd zu meinen!"

(Schwer von Begriff.) Lehrer: „Was ist Dein Vater?"

Schülerin: „Begraben."

Lehrer: „So meine ich das nicht. Was er war?"

Schülerin: „Todt, Herr Lehrer."

Lehrer: „Du verstehst mich noch immer nicht, was war er denn früher?"

Schülerin: „Lebendig, Herr Lehrer."

(Ganz einfach.) Richter: „Aber Schmidt, Ihr steht nun schon zum zwölften Male hier wegen Trunkenheit. Woher kommt das nur?"

Landstreicher: „Na, vom Dorscht, Herr Richter!"

Logogryph.

Ich bin sehr hübsch und flink und munter,
Und hüpf umher auf Busch und Baum;
Doch bin ich auch gar bös mitunter,
Besonders in des Käfigs Raum.

Mit einem Kopfe dann versehen,
Wird winzig meine Körperform;
Ganz zahllos kannst vereint mich sehen,
Ich gelte als des Fleißes Norm.

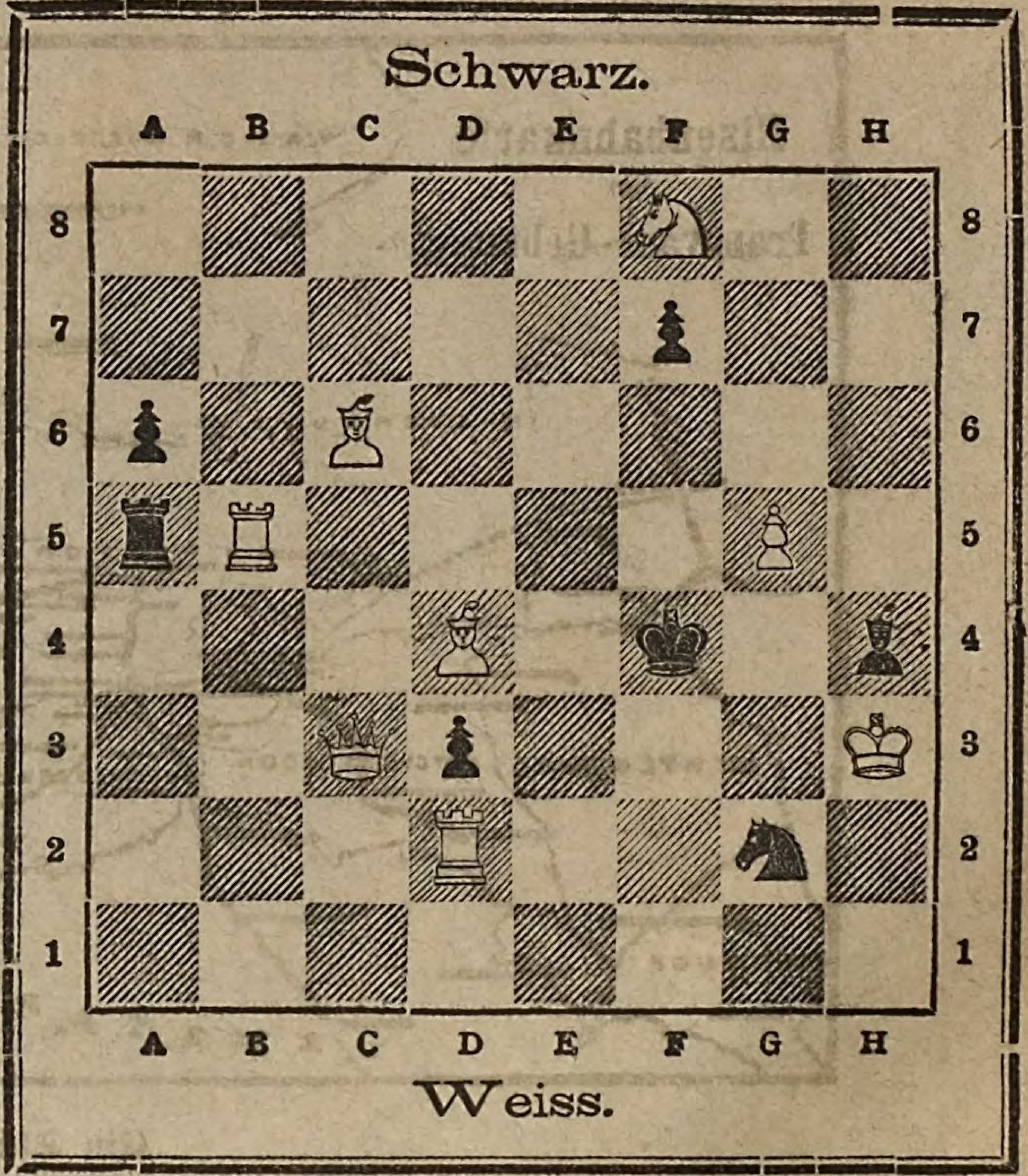
Auflösung des Logogryphs in Nr. 19:
Almosengeben macht nicht arm.

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 19:
Eber, Leber.

Schachzeitung № 189.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von G. Heathcote in Manchester.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Schachneuigkeiten.

Lasker und Pillsbury sind von St. Petersburg nach Moskau gereist Steinitz hat sich nach Charkow begeben, um dort mit Schiffers einen Wettkampf auszufechten, in welchem der Sieg dem Gewinner der Mehrzahl unter 12 Spielen zufällt.

Nach Schluß des Turniers fanden in Petersburg noch zwei Berathungspartien zwischen Steinitz und Tschigorin einerseits und Lasker und Pillsbury anderseits statt. In beiden siegten die jüngeren Meister. Das folgende Spiel wurde am 29. Januar gemacht und schloß den denkwürdigen Kampf offiziell ab.

Evansgambit.

Weiß: Lasker und Pillsbury — Schwarz: Steinitz und Tschigorin

Weiß	Schwarz
1. e2—e4	e7—e5
2. Sg1—f3	Sb8—c6
3. Lf1—c4	L8f—c5
4. b2—b4	Lc5×b4
5. c2—c3	Lb4—a5
6. d2—d4	e5×d4
7. o—o	d7—d6
8. c3×d4	Sg8—f6
9. Dd1—a4	Lc8—d7
10. d4—d5	Sc6—e5
11. Da4×a5	Se5×c4
12. Da5—b4	Sc4—b6
13. a2—a4	a7—e5
14. Db4—d4	o—o
15. Sb1—c3	Sf6—e8
16. Lc1—b2	Sb6—c8 (a)
17. Sf3—d2	c7—c6
18. Sd2—c4	Ta8—a6
19. Ta1—b1	Sc8—e7
20. Lb2 - a3	c6×d5
21. e4×d5	Se7—f5
22. Dd4—f4	Ld7—c8
23. Tf1—d1	Se8—f6
24. Sc3—b5	Sf6 - h5
25. Df4—d2	Dd8 - f6
26. Sb5—c7	Df6—g6
27. f2—f3	Sf5—h4
28. Kg1—h1	Lc8—h3 ?
29. g2×h3	Dg6—f5
30. Dd2—f2	Aufgegeben.

a) Bei dieser Partie waren sichtlich die Ideen von Steinitz allein maßgebend für das schwarze Spiel.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 184 von Keidanski.

Mit weißem Bauer auf b5.

1. $\frac{\text{Tg4—g5}}{\text{Beliebig.}}$ 2. D., S., B. ‡.

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Gg. Gißibl, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer, und Franz März in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von R. Kern, (auch Nr. 183) G. Geisel, B. H—., Carl Müller, Frl. J. R, — Gustav Schmidt, J. B. Schuler und R. Weiß.

Briefkasten: S. und St. in O. Wenn aber der K auf 1 Sg2—e1 statt in die Falle auf b4 zu gehen nach e3 ziehen würde, was dann?

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 22. Montag den 24. Februar. 1896

35 (Nachdruck verboten.)

Die Tochter des Flüchtlings.

Roman frei nach dem Amerikanischen.
Von Erich Friesen.

(Fortsetzung.)

Darauf ergreift der Bahnbeamte das Reise-Necessaire und schließt mit einer höflichen Verbeugung die Thüre hinter sich.

„Da muß ein Irrthum obwalten", bemerkt Orsinsky kopfschüttelnd. „Der Herr kann unmöglich ein Taschendieb sein. Vielleicht haben Sie ihn vorhin bemerkt?"

„Nein," erwidert Parker leise. Die Kehle ist ihm vor Aufregung wie zugeschnürt.

„Ein angenehmer, freundlicher, junger Mann. Können Sie ihn nicht vom Fenster aus sehen?"

In fieberhafter Eile beugt sich Parker zum Fenster hinaus. Wenn nur Niemand mehr käme!

Da — ein Pfiff! . . . Der Zug setzt sich langsam in Bewegung . . .

Tief aufathmend sinkt Parker in die Polster. Jetzt — jetzt endlich ist der alte Mann in seinen Händen und mit ihm der Diamant . . .

„Nun?" fragt Orsinsky.

„Ich kann ihn nicht sehen. Wahrscheinlich ist er in Verwahrsam. Wir fahren übrigens schon."

Der Plan, wie der Alte da vor ihm am leichtesten zu überwältigen sei, nimmt seine Aufmerksamkeit so völlig in Anspruch, daß er vergißt, seine Stimme zu verstellen.

Orsinsky stutzt. Die Stimme kommt ihm bekannt vor. Dann lehnt er sich mit verschränkten Armen in die Polster zurück, schlägt die Beine übereinander und bläst behaglich kleine Rauchwölkchen in die Luft.

„Eigenthümlich", sagt er langsam. „Die Dame muß ihrer Sache sicher sein. Auf der anderen Seite erscheint es kaum glaublich, daß ein Mann, welcher ein Billet erster Klasse löst, sich wegen einer solchen Kleinigkeit in Gefahr begibt. Meinen Sie nicht auch?"

„Gewiß", gibt Parker zu.

„Ist Ihnen niemals aufgefallen, wie schwerfällig und bornirt Diebe — und besonders die Diebe in England — gewöhnlich sind?"

„Nein."

„Sie sollten sich einmal der Mühe unterziehen, Studien auf diesem Gebiete zu machen, mein Herr. Nehmen wir zum Beispiel an, daß jener junge Mann wirklich besagtes Portemonnaie entwendet hat — ist da nicht mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen, daß seine eigentliche Absicht die war, mich zu berauben? Ich reise erster Klasse, trage einen anständigen Rock, also muß ich irgend welche Werthsachen bei mir führen. Außerdem bin ich alt und blind — ein weiterer Vortheil zur Ausführung seiner Pläne. So calculirte er vielleicht . . . Nun sagen Sie selbst, mein Herr, der Sie jedenfalls ein praktischer Engländer sind — kann Jemand anders als ein Narr oder ein Hohlkopf in solche Trugschlüsse verfallen?"

Parker rückt unruhig auf dem Polster hin und her. Er weiß nicht recht, was er antworten soll und zieht es deshalb vor, zu schweigen.

„Erstens", fährt Orsinsky nach einer kleinen Pause fort, „wenn ich irgend einen Werthgegenstand bei mir trüge, würde ich kaum so dumm sein, mich stundenlang mit einem Fremden allein in ein Coupee zu setzen. Nicht wahr?"

Parker murmelt ein paar unverständliche Worte. Er beginnt sich mehr unbehaglich zu fühlen.

„Und zweitens", fährt Orsinsky leichthin fort, „ist die Annahme eine irrthümliche, daß ein alter und blinder Mann sich schlechter vertheidigen könne, als ein junger und sehender. Ich zum Beispiel trage hier in meiner Tasche stets einen sechsläufigen Revolver. Die Construktion ist so einfach, daß jedes Kind ihn benutzen könnte. Im Fall des Bedarfs müßte es doch seltsam zugehen, wenn alle sechs Kugeln fehl gingen. Und selbst dann noch würden die Schüsse die Reisenden in den Nebencoupee's alarmiren. Sie würden die Nothleine ziehen; der Zug würde halten — und mein armer, bedauernswerther, schwachköpfiger Dieb wäre gefangen . . . Was meinen Sie dazu?"

„Ich habe darüber gar kein Urtheil", entgegnet Parker einsilbig.

„Verzeihen Sie, mein Herr! Das Gespräch scheint Sie unangenehm zu berühren. Vielleicht sind Sie auch schon in der fatalen Lage gewesen —"

„Nein."

„Ah — dann gratulire ich Ihnen. In meinen Augen leidet die Selbstachtung einer Person, welche sich bestehlen läßt, mehr als diejenige eines Diebes, welcher sein Gewerbe mit Geschick betreibt."

Parkers spitze Zähne graben sich tief in die Unterlippe; er möchte vor Wuth aus der Haut fahren. Hier vor ihm sitzt sein Opfer ganz mutterseelen allein mit ihm. Die Gelegenheit bietet sich nie wieder — und trotzdem wagt er nicht, den Alten zu berühren. Jenes unerklärliche Gefühl der Angst befällt ihn abermals, wie schon früher in Pangbourne — ein Gefühl, als ob der blinde Greis da vor ihm übernatürliche Kräfte besäße . . .

Hat der Alte den Diamanten bei sich oder nicht? Hat er den Revolver oder nicht? . . . Der Angstschweiß tritt ihm auf die Stirn. Fast bewegungslos sitzt er da und starrt Orsinsky an, der mit dem Ausdruck behaglichster Zufriedenheit im Gesicht seine Cigarette raucht.

Fortan schweigen Beide . . . . Keiner ist aufgelegt zum Sprechen . . .

Plötzlich hebt Orsinsky den Kopf. „Wir scheinen langsamer zu fahren", bemerkt er, lauschend.

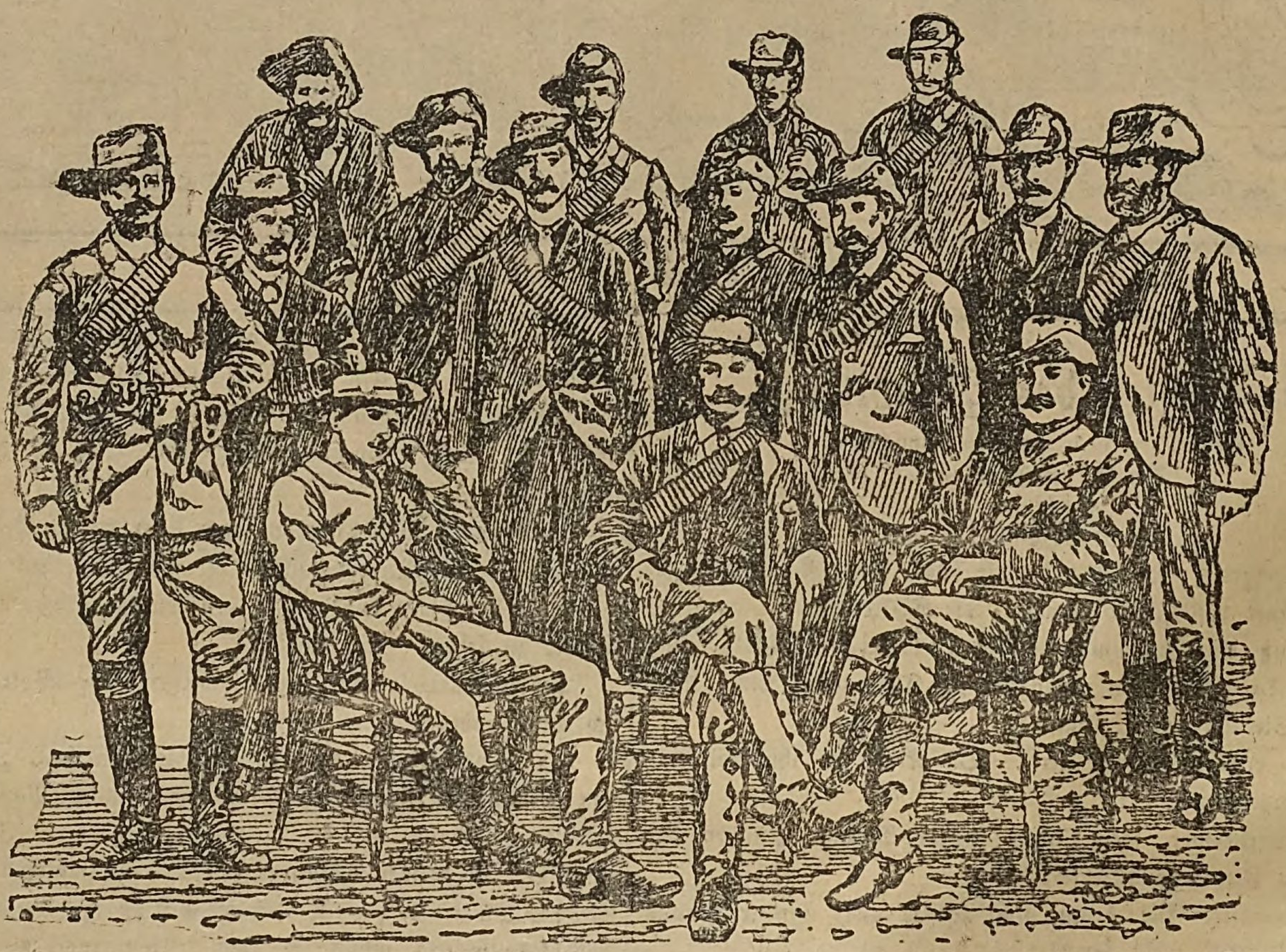
„Wir laufen in den Bahnhof ein", erwidert Parker. „Darf ich Ihnen einen Wagen besorgen?"

Wie ein Blitz schießt ein Gedanke durch seinen Kopf, welcher seinen gesunkenen Muth neu belebt.

„Wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht —"

„Durchaus nicht."

Noch bevor der Zug hält, springt Parker aus dem Coupee. In wenig Augenblicken hat er einen Wagen engagirt und eilt an das



Ein Offiziercorps in Transvaal.

Coupee zurück, um Orsinsky beim Aussteigen zu helfen. Dann ergreift er selbst dessen Reisetasche, schiebt den alten Mann durch die Menge und packt ihn sammt der Tasche in den Wagen.

„Wohin soll der Kutscher fahren?" fragt er durch das herabgelassene Wagenfenster.



Seidengewinnung in Indien.

„Nach dem Prinzen-Hotel . . . Verbindlichsten Dank für Ihre Liebenswürdigkeit, mein Herr!"

„Bitte — ist gern geschehen! Leben Sie wohl!"

Dann ruft Parker dem Kutscher die Adresse zu — doch so undeutlich, daß derselbe sie nicht versteht — und klettert leise und behende auf den Bock, wo er neben Jenem Platz nimmt.

„Also wohin geht's?" fragt Letzterer nochmals.

„Nach der Beatricen-Terrasse 18, Kapellenweg — und so schnell wie möglich!"

Ein zufriedenes Lächeln umspielt Parkers dünne Lippen.

XXXV.

Nachdem Orsinsky's Begleiter die Briefe in den Kasten gesteckt hat, geht er nach dem Restaurationszimmer, wo er am Buffet einen Whisky verlangt.

Frau Parker, die ihm stets in einiger Entfernung folgt, drängt sich an ihn heran und bestellt sich eine Tasse Thee.

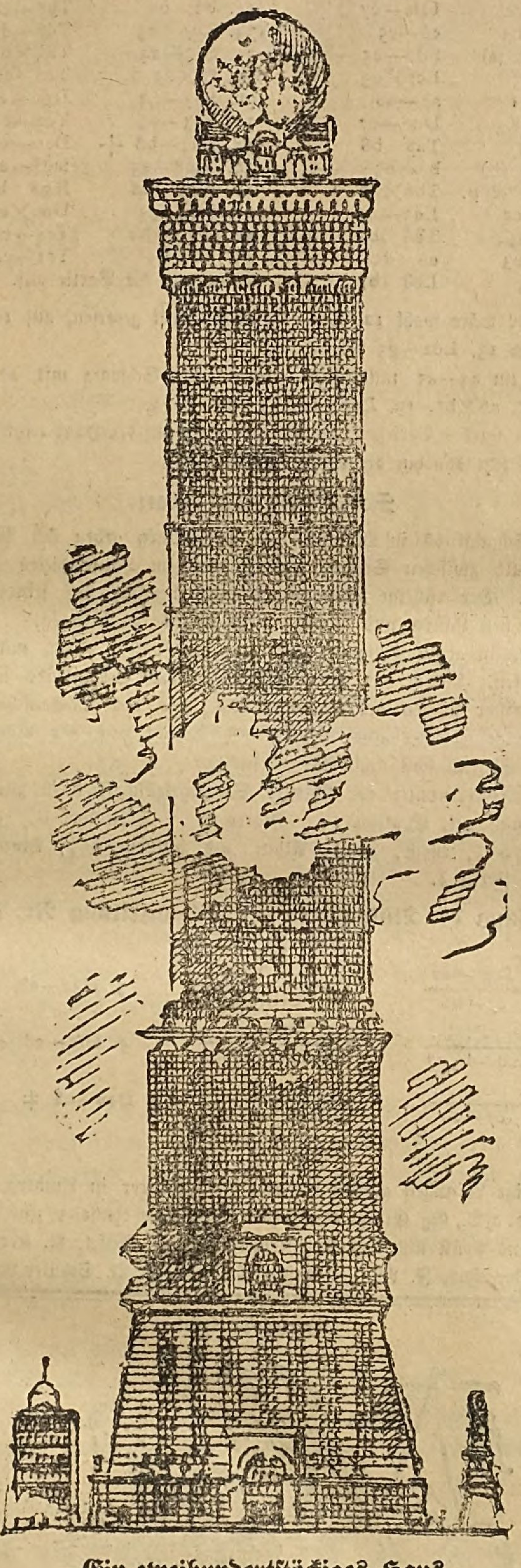
Als er sein Portemonnaie zieht, um das Buffetmädchen zu bezahlen, überfliegen die scharfen Augen der Frau Parker schnell den ungefähren Inhalt desselben. Sie merkt sich Alles genau, während sie langsam den heißen Thee schlürft.

„Zug nach London! Platz nehmen!“ meldet der Schaffner.

Das Buffetmädchen fordert die Bezahlung des Thees. Frau Parker greift in die Tasche und sucht aufgeregt nach ihrem Portemonnaie.

„Höchste Zeit! Der Zug geht ab!“ ruft der Schaffner abermals.

Schnell stürzt der junge Mann den Rest seines Whiskys hinunter und wendet sich zum Gehen.



Ein zweihundertstöckiges Haus.

„Halt! Halt!“ schreit jetzt Frau Parker, indem sie den Davoneilenden beim Arm faßt. „Sie haben mein Portemonnaie gestohlen!“

Bevor der junge Mann sich verantworten kann, erscheint auch schon ein Bahnbeamter.

„Er hat mein Portemonnaie! . . . Er hat mich bestohlen . . . Ich fühlte gleich, wie er sich an mich herandrängte!“ kreischt Frau Parker immerfort. „Es ist ein Portemonnaie von rothem Leder. Untersuchen Sie ihn!“

„Ich habe nur eins bei mir, und das ist das meinige“ sagt der junge Mann ruhig, indem er sein Portemonnaie aus der Tasche zieht.

„Das ist es! Das ist es!“ kreischt Frau Parker.

„Es ist von rothem Leder“, bemerkt der Bahnbeamte, indem er den Herrn argwöhnisch anblickt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Offizierscorps in Transvaal.

Unser heutiges Bild zeigt uns die Offiziere eines Boeren-Regimentes. Man sieht, die Herren halten nicht allzuviel auf Aeußerlichkeiten. Uniform bei ihnen ist nur der mächtige Schlapphut, der auf der einen Seite die Krempe aufgestellt hat. Sonst sind die Herren wenig militärisch gekleidet und auch ihre Ausrüstung ist nicht allzu kriegerisch. Der Patronengürtel ist das einzige Zeichen des Militärs, das bei ihnen sichtbar ist.

Seidengewinnung in Indien.

Ein Sprüchwort sagt: „Mit Geduld und Zeit, wird's Maulbeerblatt zum Seidenkleid.“ Es bedarf aber vielfacher Arbeit, bis das prächtige Erzeugniß der Mode, die rauschende Seidenrobe, aus den Händen des Schneiders hervorgehen kann. Die Thätigkeit eines Insekts, des Seidenspinners, muß sich mit der des Menschen und der Maschine vereinigen, um den Seidenstoff herzustellen. Der Seidenspinner, eine Schmetterlingsart, welche auf den Blättern des Maulbeerbaumes lebt, spinnt sich als Raupe in den Cocon ein, aus dem man die Seide gewinnt. In China, Japan, Indien und Südeuropa werden die Seidenspinner gezüchtet. Die beiden Bilder zeigen indische Arbeiter bei der Seidengewinnung. Auf dem ersten ist das Einsetzen der Seidenwürmer in die sogenannten Spinnhäuser, große Rahmen, die mit Reisiggeflecht ausgefüllt sind, und das Ausnehmen der fertigen Cocons zu sehen. Diese werden dann in großen Palmblattschüsseln an der Luft getrocknet, wie die zweite Illustration zeigt.

Ein zweihundertstöckiges Haus.

Die Amerikaner geben nicht nach! Was sie jetzt beabsichtigen, klingt geradezu unglaublich! Ihre zweiundzwanzig- und vierundzwanzigstöckigen „Wolkenkratzer“ sind ihnen nicht hoch genug, sie wollen höher hinauf und die Firma Harding u. Gooch in Newyork geht soeben daran, ein — zweihundertstöckiges Haus zu erbauen, das dreimal so hoch wie der Eiffelthurm werden soll. In dem Hause werden 100,000 Bureaux untergebracht sein und auf der Höhe wird ein Gasthaus mit Garten etablirt werden. Das Ungethüm von einem Haus soll 24,000,000 Quadratfuß an Bodenfläche einnehmen und den Verkehr mit jedem Stockwerk werden Aufzüge mit elektrischem Betriebe vermitteln. Es werden Post- und Expreßaufzüge verkehren. Die Postaufzüge halten in jedem Stockwerke und werden in $10^1/_2$ Minuten in der Höhe sein, die Expreßaufzüge nur in jedem zehnten oder zwanzigsten Stockwerke und werden in $2^1/_3$ Minuten die Spitze erreicht haben, die eine Riesen-Feuerkugel bilden wird. Das wäre ein moderner Babelthurm, den man in Newyork errichten würde, und an dessen Bau man allen Ernstes geht. Mit den übrigen hohen Bauten geht es übrigens den Amerikanern schlecht. In Chicago hat man die unangenehme Entdeckung gemacht, daß zahlreiche der unter dem Namen „Himmelstürmer“, „Wolkenkratzer“ und so weiter bekannten 20—25 Stockwerke hohen Riesengebäude sich bedenklich senken. Ursache dieser Erscheinung ist das ungeheure Gewicht der Bauten, das den hauptsächlich aus Thon bestehenden Unter-

grund zum Nachgeben zwingt. Das Gebäude der Handelskammer hat sich in einigen Theilen innerhalb der letzten sechs Jahre um 16 Zoll, in anderen Theilen um 8 1/8 Zoll gesenkt, wodurch böse Risse in dem Mauerwerke hervorgerufen wurden.

Humoristisches.

(Das ewige Aufstehen) ist schrecklich, bemerkte eine ältere Dame im Theater, als mehrere Herren sich auf ihre Plätze begeben wollten; das ewige Sitzenbleiben muß aber noch schrecklicher sein, erwiderte einer derselben.

(Aufklärung.) Herr, einen Neubau betrachtend: Aber sollten die Balken für diesen Bau genügen, sie sehen so schwach aus!

Bauführer: Vollständig, in der Rechnung sehen sie bedeutend stärker aus!

(Zu viel verlangt.) Hotelier (zum abreisenden Gast): „Wie geruhen Exzellenz mit meinem Hotel zufrieden zu sein?"

Minister: „So ziemlich! Nur Maulkörbe für die Flöhe sollten Sie sich anschaffen!"

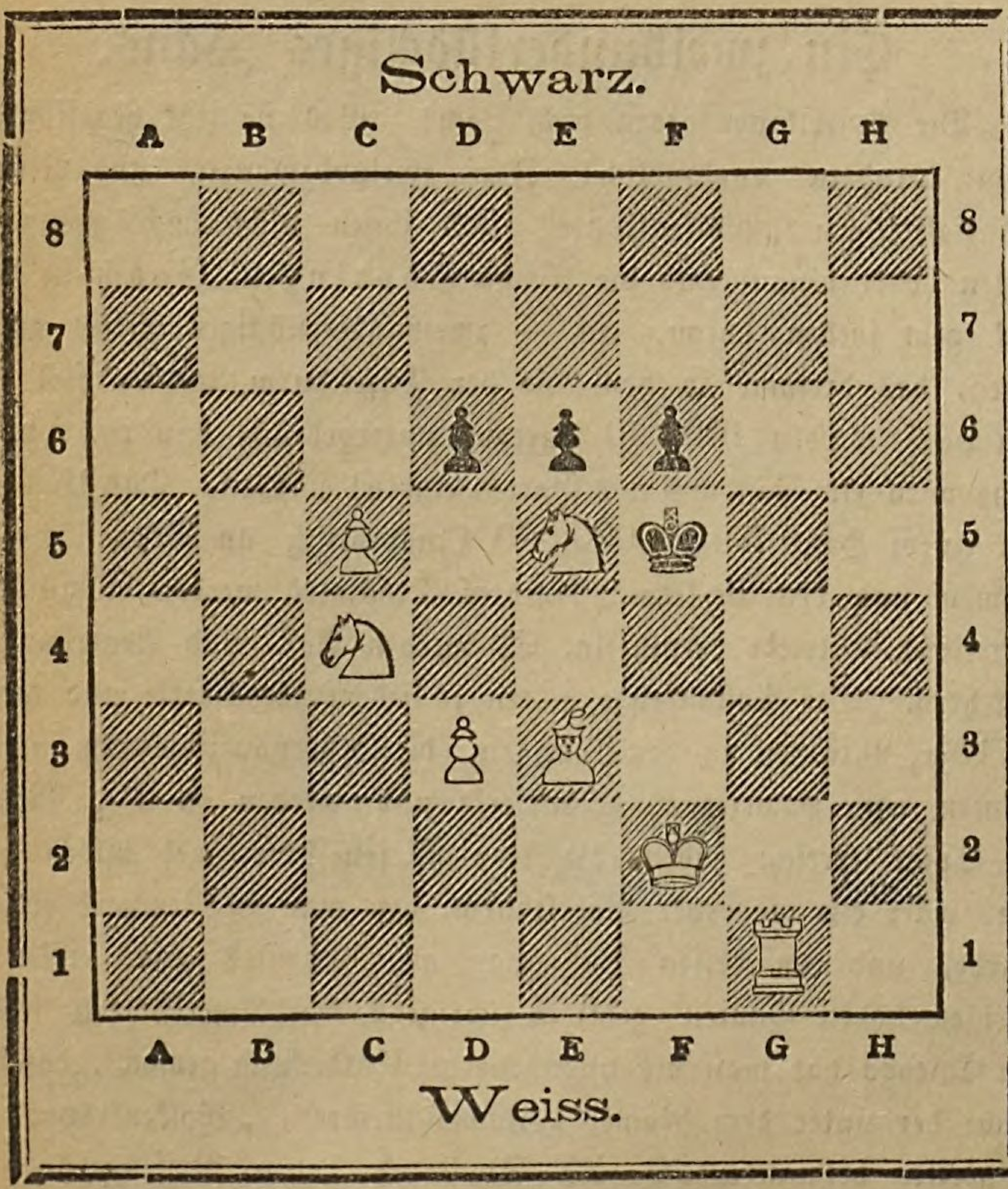
Logogryph.

Ein Thierchen, das die Arbeit nicht verdrießt,
Das selbst das Leben sich und uns versüßt,
Schließt dieses Wort gar deutlich ein.
Es kann nur summen,
Sogar verstummen;
Doch wird's mit einem Kopf versehen,
So wirst Du jedes Wort verstehen,
Ein Thier wird's aber nicht mehr sein.
Und ohne Kopf, mit Schwanz versehen,
Wird's fortan dauern, nie vergehen,
Es ist ein Stück von Ewigkeit,
Nun mach' zur Lösung Dich bereit!

Schachzeitung № 190.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von H. v. Gottschall.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Aus dem Viermeisterkampf in Petersburg.

Abgelehntes Damengambit.

Weiß. Steinitz	Schwarz. Tschigorin	Weiß. Steinitz	Schwarz. Tschigorin
1. d2—d4	d7—d5	23. Dc2—d3	Lb7×d5
2. c2—c4	e7—e6	24. Lc3×d4	c5×d4
3. Sb1—c3	Sg8—f6	25. Lc4×d5	Sf6×d5
4. Sg1—f3	c7—c6	26. Dd3×d4	Sd5—f4
5. e2—e3	Sb8—d7	27. Sa4—c3	Te8—d8
6. Lc1—d2	Lf8—d6	28. Dd4—e3	h7—h6
7. Lf1—d3	o—o	29. Ta1×a6 (c)	Dc7—b7
8. o—o	Tf8—e8	30. De3×f4	Db7×a6
9. e3—e4	d5×c4	31. Te1—e7	Da6—g6
10. Ld3×c4	Ld6—c7	32. b2—b4	Tb8—c8
11. Dd1—b3	e6—c5	33. Te7—e3	Td8—d3
12. d4—d5 (a)	Sd7—e5	34. Sc3—e4	Td3×e3
13. Sf3×e5	Lc7×e5	35. f2×e3	Tc8—c2
14. Tf1—e1	a7—a6	36. Se4—g3	Dg6—c6
15. a2—a4	Dd8—c7	37. Sg3—e4	Tc2—c4
16. h2—h3	Ta8—b8	38. Df4—b8 +	Dc6—c8
17. a4—a5 (b)	b7—b5	39. Db8—e5	Dc8—e6
18. a5×b6 e. p.	Tb8×b6	40. De5—b8	Kg8—h7
19. Db3—c2	Le5—d4	41. Se4—g3	De6×e3 +
20. Sc3—a4?	Tb6—b8	42. Kg1—h2	Tc4—c1
21. Ld2—c3	e6×d5	43. h3—h4	Tc1—c4
22. e4×d5	Lc8—b7	Weiß gibt die Partie auf.	

a) Hier wäre wohl 12. Lc4—b5 vorzuziehen gewesen, auf 12. b7—b6 konnte dann 13. Ld2—g5 folgen.

b) Wenn a4—a5 unterbleibt, so erlangt Schwarz mit 17. b7—b5; 18. a4×b5, a6×b5, 19. Lc4—e2, c5—c4 eine gute Stellung.

c) Ein starkes Versehen, da der Gegenzug auf der Hand liegt. Schwarz hatte indeß jetzt ohnehin die bessere Stellung.

Schachneuigkeiten.

Die Schachklubs in Moskau und Petersburg geben sich Mühe einen Revanchematch zwischen Steinitz und Lasker im Laufe dieses Jahres zu arrangiren. Der rührige Klub zu Hastings bemüht sich seinerseits einen Match zwischen Lasker und Pillsbury zu Stande zu bringen.

Steinitz ist gegenwärtig in Charkow, um einen Match mit Schiffers auszukämpfen. Lasker hat einer Einladung des Schachklubs in Moskau, Pillsbury einer solchen des Clubs in Riga und des Damenschachklubs in London Folge geleistet und befindet sich bereits auf der Rückreise nach Amerika. Steinitz will noch Wien besuchen.

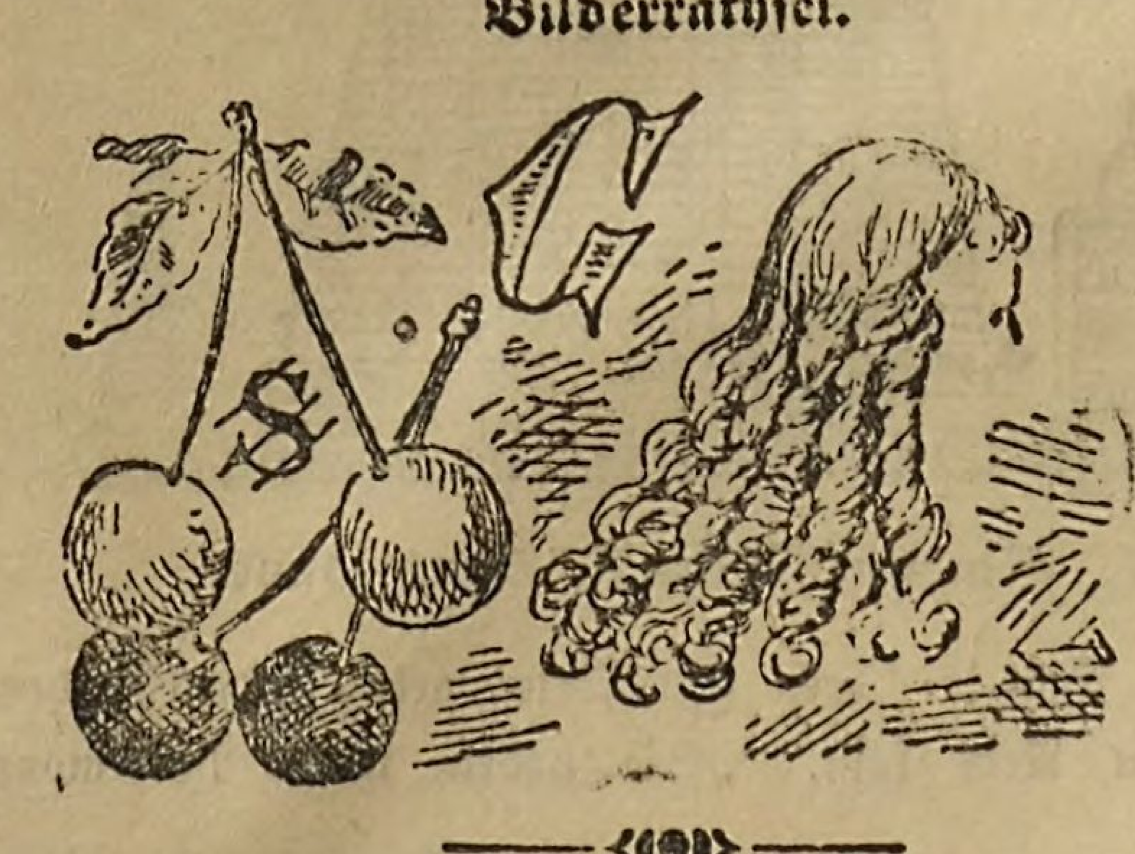
Das Meisterturnier der Wiener Schachgesellschaft weist zur Zeit folgenden Stand auf: Englisch 7 1/2, Marco 6 1/2, Schlechter 6, J. Schwarz und Zinkl 5 1/2, Weiß, Judd, Albin und Halprin 4 1/2, Mandelbaum 4, Horwitz 2, Fenzl 1.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 186 von Jespersen.

1. Da7—a2 / c7—c6	2. Kc5×d6 / Beliebig.	3. Da2—a8, g8 ≠
1. .... / Kd6—d7, e7	2. Da2—f7 / Kd7—d6, e7—d8	3. Df7—e8 ≠
1. .... / c7—c6	2. Da2—e6 / Kd6—c7	3. De6—c8 ≠

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Joh. Reiß in Neustadt a/D., Gg. Gißibl, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer, und Franz März in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von G. Geisel, R. Kern, B. H—., Carl Müller, Frl. J. N., — Gustav Schmidt, J. B. Schuler und R. Weiß.

Bilderräthsel.



Auflösung des Logogryphs in Nr. 21:

Abel, Nabel, Schnabel.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 24. Freitag den 28. Februar. 1896

37 (Nachdruck verboten.)

Die Tochter des Flüchtlings.

Roman frei nach dem Amerikanischen.
Von Erich Friesen.

(Fortsetzung.)

„Sie wollten mir ja eine gute Nachricht mittheilen", sagt er plötzlich in gezwungen heiterem Tone.

„Ach ja — hatte sie ganz vergessen beim Anblick Deines Kummers, mein Junge. Denk nur — ich hab' meinen Diamanten wieder!"

In seiner neu aufflammenden Freude bemerkt er Manfreds Theilnahmslosigkeit gar nicht und erzählt voll Enthusiasmus die ganze mystische Angelegenheit.

„Selbst, als ich das Ding schon in der Hand hatte, wollt' ich noch nicht glauben, daß es mein Kleinod ist", schließt er seinen Bericht. „Fuhr deshalb gestern Nachmittag zu einem unserer ersten Juweliere und ließ den Stein prüfen . . . Und wahrhaftig, er ist es — mein Diamant!"

Jetzt endlich fällt es ihm auf, daß sein Gegenüber gar kein Zeichen des Erstaunens oder der Freude gibt.

„Freilich", denkt er, „in solcher Lage ist man unempfindlich gegen Alles! Der arme Manfred! Am besten lasse ich ihn allein."

Hastig zieht er die Uhr und bemerkt, daß er den nächsten Zug benutzen und sich beeilen müsse.

„Ich begleite Sie!" sagt Manfred und greift nach Hut und Stock.

Betroffen sieht der Major ihm zu. Seine Frau ist krank — ernstlich krank sogar, und Manfred will ausgehen, ohne ihr etwas davon zu sagen? Nicht einen einzigen Blick wirft er nach ihrer Thür, bevor er die Wohnung verläßt! . . .

Der gute Major schüttelt verwundert den Kopf und schreitet schweigend neben seinem Begleiter her. Er weiß nicht mehr, was er sagen soll.

Manfred bricht zuerst das Schweigen.

„Wie geht es Frau Clayton und Eveline?"

„Sehr gut. Wir haben die Annehmlichkeiten unseres Heims nie so tief empfunden, wie jetzt nach unserer Rückkehr aus dem Süden. Geh' mir Einer mit der Hitze da unten! In unserm Leben haben wir nicht so gefroren, wie in Neapel. Wolkenloser Himmel, warme Luft, Orangen- und Citronenhaine! Hahaha — hat sich was! . . . Ich gebe zu, wir haben's schlecht getroffen, sind gerade in die Regenzeit hineingekommen . . . Und in Venedig erst! Da wohnten wir in einem großen Palast, der ganz aus Marmor war — von außen wunderschön; aber inwendig — huh! Keine Kamine, keine Oefen und dabei Zimmer, so groß und hoch wie Kellerwölbungen! . . . Wir ertrugen es so lange es irgend ging. Aber als wir wieder in unserem lieben England waren, da hättest Du sehen sollen, was für Scheite Holz wir in die Kamine warfen! Ich wundere mich beinahe, daß ganz Pangbourne nicht in Flammen aufgegangen ist, hahahaha! . . . Sind schon vierzehn Tage wieder da; wollt' Dich immer besuchen, dacht' aber, Ihr seid jetzt zu sehr in Anspruch genommen — las da Verschiedenes in den Zeitungen über die Triumphe Deiner Frau . . . Hast wahrhaftig ein capitales Weibchen, mein Junge! Fürchte nur, Du hast sie etwas übermüdet —"

„Ja, ja, sie ist übermüdet", bekräftigt Manfred hastig.

„Wenn nur erst der Frühling da wäre! Ein paar Wochen in der Einsamkeit Eures Häuschens in Pangbourne —"

„Ich habe die Absicht es zu verkaufen."

Das Erstaunen des Majors wächst. Er blickt Manfred von der Seite an und fragt zögernd:

„Ist es so schlimm, daß der Arzt Euch gerathen hat, nach dem Süden zu gehen?"

„Nein — das nicht — aber ich — ich — na, kurz und gut: ich bin gezwungen, es zu verkaufen. Wir — wir haben Schulden."

„Nichts weiter? Ist das Dein ganzer Kummer?" ruft der Major erfreut. „Ich sorgte schon um das Leben Deiner Frau. Natürlich greift sie die Sache an. Was sagt sie dazu?"

„Sie leidet mit mir."

„Hm, hm — gerade heute, da ich so glücklich bin, muß ich von dem Unglück meines lieben Freundes hören."

Er denkt einige Sekundenlang nach und fragt dann rasch:

„Sind Deine Schulden sehr groß?"

„Ja."

„So groß, daß ich zusammen mit Deinem Vater sie nicht decken kann?"

„Mein Vater kommt für nichts auf."

„Hmhm — konnt' es mir fast denken. Dein Vater mißbilligte wohl Deine Heirath? Hörte so was —"

Er bricht ab. Ein hartes Wort schwebt ihm auf den Lippen; doch unterdrückt er es, um die Gefühle des Sohnes zu schonen. Dann sagt er herzlich:

„Das mit dem Verkauf Deines Hauses in Pangbourne ist Unsinn, Fredy. Wollen überlegen, wie Dir zu helfen ist —"

Doch dieser schüttelt traurig den Kopf.

„Ich danke Ihnen, lieber Major, aber mir kann Niemand helfen. Ich muß meine Sorgen allein tragen. Glauben Sie mir, von keinem Menschen würde ich lieber ein Darlehen annehmen, als von Ihnen; doch in diesem Fall ist es nicht möglich. Leben Sie wohl! Und nochmals herzlichen Dank!"

Damit reichte er dem Major die Hand und ist im Straßengewühl verschwunden, noch bevor Letzterer eine Antwort findet.

Manfred richtet seine Schritte nach David Mason's Comptoir, wo der Makler ihm kurz die Abmachungen mit Sir Edward auseinandersetzt and hinzufügt, daß er für die letzten viertausend Pfund aufkomme.

„Ich kann Ihnen kaum sagen, wie sehr Sie mich zu Dank

verpflichten, Herr Mason," sagt Manfred herzlich, als er den Schuldschein über obige Summe unterschrieben hat.

„Keine Ursache, Herr Skott. Nur ein kleiner Freundschaftsdienst. Wollen von etwas Anderem reden! Ich hörte, der Major Clayton habe seinen Diamanten zurückerhalten . . . Das ist doch wohl Spaß, wie?"

„Durchaus nicht. Ich sprach soeben den Major, der Diamant ist wieder in seinem Besitz."

Obgleich David Mason geahnt hat, daß der Diamant auf dem Wege nach Pangbourne war, hegte er doch immer noch leise Zweifel an der Richtigkeit seiner Vermuthungen. Nun die Sache erledigt ist und zwar ohne sein Zuthun — sieht er ein, daß seine Spekulation eine falsche gewesen. Doch als kluger Geschäftsmann gibt er sich sofort darein; nicht alle Speculationen glücken . . .

Kaum hat Manfred Skott ihn verlassen, als er an das Telephon gerufen gerufen wird — „in einer Privatangelegenheit", wie Philipps ihm meldet.

„Wer ist da?"

„Jack Parker."

„Was wünschen Sie, Parker?"

„Möcht' einen Check eingelöst haben."

„Wie hoch?"

„Zehntausend Pfund."

David Mason's Interesse wird rege. Er wartet einige Augenblicke, bevor er fragt:

„Ist er in Ordnung?"

„Ja."

„Von wem ausgestellt?"

„Von Herrn Manfred Skott."

„An wen zahlbar?"

„An Iwan Isaakoff."

„Hat er unterschrieben?"

„Nein."

„Also ungiltig. Versuchen Sie nicht, ihn einzulösen. Es ist strafbar."

„Weiß ich. Niemand außer Ihnen und mir weiß bis jetzt darum."

„So, so! Wie kommen Sie zu dem Check?"

„Darf ich offen sprechen?"

„Ich sagte es Ihnen schon. Schnell! Keine unnöthige Zeitverschwendung!"

„Der alte Schuft, der Isaakoff, ist in unseren Händen. In seiner Tasche fand sich ein Schuldschein von Herrn Manfred Skott, dahin lautend, daß der Aussteller sich verpflichtet, zehntausend Pfund zu zahlen, sobald der gestohlene Diamant wieder in dem Besitz des Majors ist. Wußte, daß der Alte nach dem Prinzen-Hotel wollte, fragte deshalb soeben dort nach Briefen für ihn. Die Leute, die mich noch als den Diener des Fürsten Orsinsky kennen, händigten mir ein Couvert ein, welches besagten Check enthielt."

„Ist das Alles vollste Wahrheit?"

„Vollste Wahrheit, Herr Mason, so gewiß, als ich hier stehe.

„Wo befindet sich der Alte jetzt?"

Einige Augenblicke Schweigen . . . Dann zögernd:

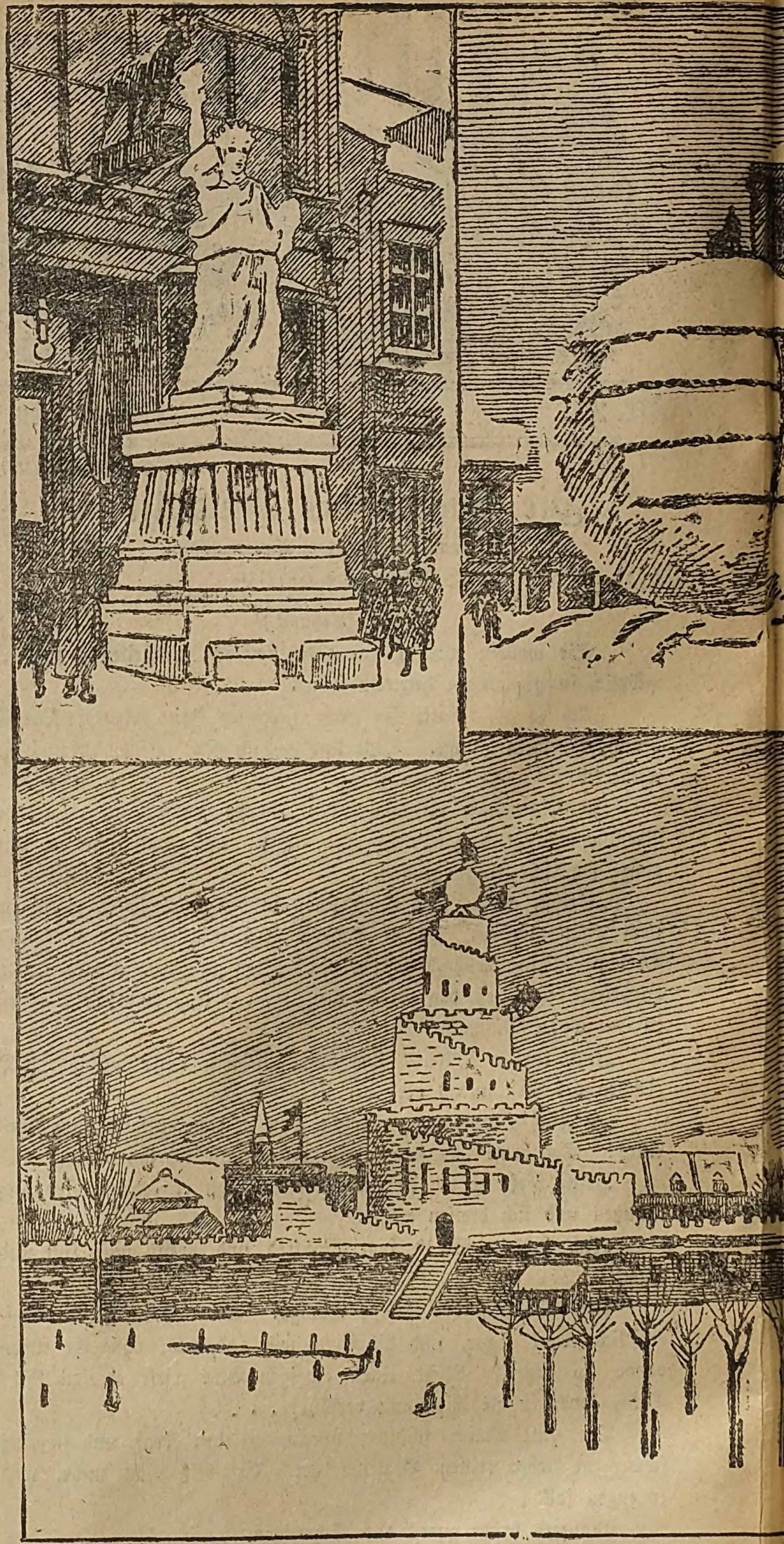
„Bei uns im Haus."

„So —! Sorgen Sie, daß er den Check unterschreibt — aber n Philipps Gegenwart. Dann will ich Ihnen dreitausend Pfund dafür geben."

„Nicht mehr?"

„Keinen Penny mehr . . . Schluß!"

Und der Makler nickt zufrieden mit dem Kopf. Vielleicht kann er durch diese Manipulation Manfreds Schulden verringern und somit einen Theil des Unglücks, das er unabsichtlich über die Familie Skott gebracht, wieder gut machen! Er wird vor Manfred hintreten



Eisfeste in

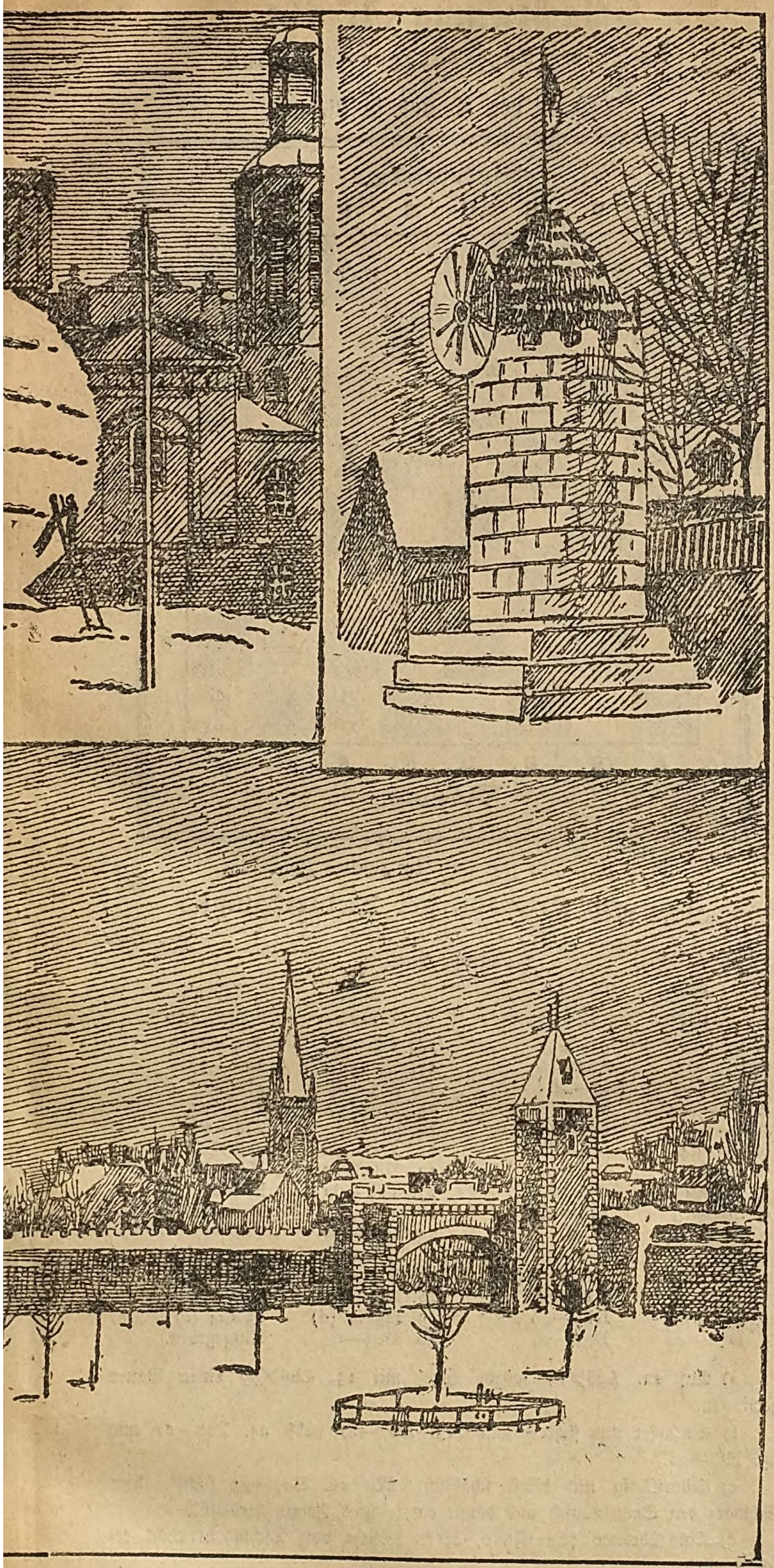
und ihm sagen: „Zahl dreitausend Pfund anstatt der zehntausend und Du erhältst Deinen Check nebst Schuldschein zurück."

„Ja, so wird es gehen", murmelt er, „wenn nur der Alte unterschreibt!"

XXXVII.

Der Major Clayton hat seinen Damen Manfreds Unglück in so lebhaften Farben gemalt, daß die warmherzige Familie sofort einen großen Rath veranstaltet, wie ihrem jungen Freunde zu helfen sei. Daß sie seinem Wunsche nach Alleinsein nicht willfahren darf, steht bei allen Dreien fest. Nur um das „wie" dreht es sich noch.

Wie wahrhaft edle Menschen stets ein Mittel zur Hilfe finden, so braucht auch das Kleeblatt Clayton nicht allzu lange zu suchen.



[C]anada.

Am folgenden Tage schon begeben sich Eveline und ihr Vater nach London, nachdem Letzterer Manfred zu einer Zusammenkunft nach seinem Clubhaus bestellt hat. So ist Eveline sicher, Xenia allein zu Hause zu treffen.

Nicht ohne Herzklopfen zieht sie die Glocke. Es ist das erste Mal, daß sie die Frau besucht, die den Platz im Herzen des geliebten Mannes einnimmt, den sie sich einstens erträumte . . .

Frau Holm läßt Eveline ohne Anmeldung eintreten, da sie dieselbe von Jugend auf kennt und weiß, daß die beiden Damen befreundet sind.

Einige Augenblicke bleibt Eveline auf der Schwelle stehen . . . Am gedeckten Tisch sitzt Xenia — vor ihr Brod, Butter, ein Teller mit Obst und eine Flasche Wasser — ein klägliches zweites Frühstück. Als sie Schritte hinter sich vernimmt, wendet sie sich mit einer müden Bewegung nach der Thür.

„Ist Jemand hier?“

Eveline steht betroffen da. Ist das die schöne, Alles bezaubernde Xenia, die sie vor ein paar Monaten gekannt? Was ist aus dem blühenden Mädchen geworden? Tiefes Mitgefühl zieht durch die Seele der warmherzigen Engländerin. Sie breitet die Arme aus und eilt auf Xenia zu.

„Eveline!“

„Meine liebe Xenia, wie lange schon sehnte ich mich darnach Dich zu sehen“, ruft Jene herzlich. Dann verbirgt sie ihren Kopf an der Freundin Schulter. Sie kann nicht in dieses gramdurchzogene Antlitz, in diese todestraurigen Augen blicken, ohne ihre Gefühle zu verrathen.

„Sie waren stets so gut mit mir“, erwidert Xenia mit etwas zitternder Stimme.

„Du — Du —“, verbessert Eveline. „Sind wir nicht Freundinen?“

Xenia nickt schweigend. Die liebevolle Stimme, der warme Händedruck überwältigen sie derart, daß sie nicht sprechen kann.

„Du bist allein?“

„Ja, Manfred ist ausgegangen. Aber er wird gewiß bald wiederkommen.“

„Ich glaube nicht. Papa will doch bis vier Uhr mit ihm beisammen sein.“

„So?“

Eveline blickt die Freundin erstaunt an.

„Weißt Du das nicht? Die beiden Herren wollen doch in Papa's Club ein zweites Frühstück einnehmen.“

„Manfred theilte mir nicht mit, wohin er ging.“

Eveline mußte ihre ganze Selbstbeherrschung zusammen nehmen, um ihre unangenehme Ueberraschung nicht zu verrathen.

„Papa will mit Manfred über eine Geschäfts-Angelegenheit verhandeln“, um jedem unangenehmen Eindruck bei Xenia zuvorzukommen. „Wahrscheinlich beabsichtigte Dein Gatte, Dir erst die vollendete Thatsache mitzutheilen. Papa hat nämlich wieder einmal eine großartige Idee — ich muß Dir davon erzählen —“

„Ach bitte, ja!“ ruft Xenia lebhaft.

(Fortsetzung folgt.)

Eisfeste in Canada.

Die canadischen Eisfeste sind Weltberühmtheiten. Es ist eine noch aus der Franzosenzeit herstammende Sitte, im Winter großartige Eisbauten herzustellen, die während des Carnevals stehen bleiben. In den Sälen und großen Localitäten dieser Bauten finden sodann Bälle statt und in keinem Lande ist die Kunst, Eisbauten und Eismonumente aufzuführen, zu solcher Vollendung gelangt, wie in Canada. Jedes Jahr findet in einer anderen großen Sadt ein solcher Eiscarneval statt, doch in kleinem Maßstabe wird er in allen Städten der Riesenprovinz Englands in Nordamerika abgehalten. Heuer hat sich Q u e b e c ausgezeichnet und die reich beflaggte Stadt empfing den Prinzen Carneval in großartiger Weise. In den Hauptstraßen waren Eis- und Schnee-Triumphbogen errichtet, durch die der Prinz in festlichem Zuge schritt. Ueber einem solchen Triumphbogen erhob sich ein Thurm von fünfundsiebzig Fuß Höhe. Im französischen Viertel der Stadt, in St. Sanveur, war aus Eis die Statue errichtet: „Die Freiheit, die Welt erleuchtend.“ Die Freiheitsstatue war achtzig Fuß hoch und des Nachts glänzend beleuchtet. Im Innern war ein Whisty-Laden untergebracht. Vor einem Laden standen sogar die Statuen der Besitzer des Geschäftes in Eis gemeißelt, wie sie ihren Kunden die Waaren übergeben!

Die Statue des Lord Aberdeen, des General-Gouverneurs von Canada, erhob sich auf einem Platze und der Bürgermeister von Quebec erschien in Eis gemeißelt. Vor der Basilika war ein Riesenschneeball von 50 Fuß Durchmesser aufgestellt und eine Windmühle aus Eis wurde vom Winde getrieben. Das großartigste Bauwerk war jedoch das Eisfort mit Wall und Spiral-Eisthurm in der alten Stadt beim St. Louis-Thor, welche Winterbauwerke wir, wie die hervorragendsten Eiswerke von Quebec, nebenstehend im Bilde vorführen. Die Kosten dieser Eisbauten belaufen sich auf mehrere hunderttausend Dollars.

Humoristisches.

(Hyperbel.) Oberst, bei der Offiziersversammlung: „... Ich habe heute zufällig die Speiseanstalts-Rechnungen nachgesehen, und finde bei Ihnen, Lieutenant Schneewitz, gestern und heute je 9 Schnäpse für 1 M. 80 Pf. Ich muß also daraus schließen, daß sie täglich 9 Schnäpse trinken. Machen Sie sich doch klar, was daraus werden soll! Nehmen Sie 'mal an: Sie heirathen und bekommen 3 Söhne, die natürlich alle Offiziere werden. Nun denken Sie, wenn das so weiter ginge und Sie, Ihre Frau Gemahlin und Ihre drei Söhne trinken Jeder täglich 9 Schnäpse à 1,80 — macht 45 Schnäpse täglich für 9 M. Das wären im Monat für 270 M. Schnäpse ... Ja glauben Sie denn, daß Ihr Herr Schwiegervater Ihnen allein für Schnäpse 270 M. monatliche Zulage geben wird? Ich bezweifle das sehr stark, mein Herr Lieutenant!"

(Am Schlusse eines neuen Stückes. A. im Theater: „Wer ist wohl der Autor?"

B: „Der — nicht pfeift!"

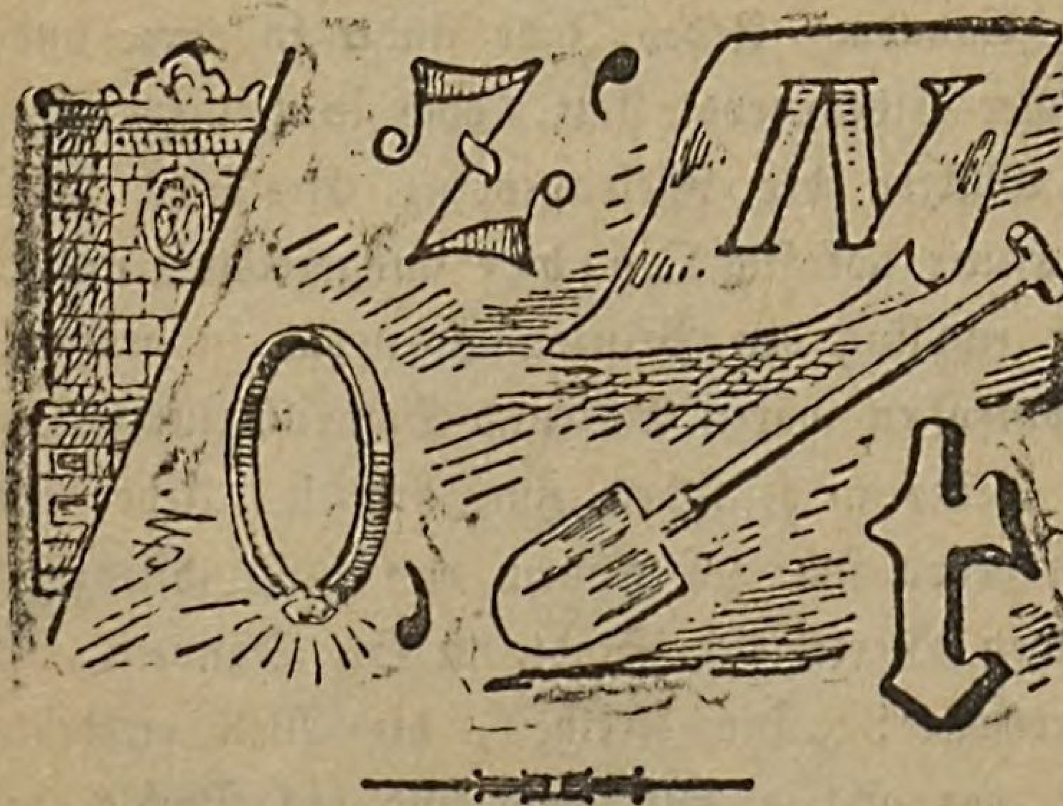
(Frommer Wunsch.) Redakteur, eingesandte Manuskripte wegwerfend: „Zu Babylon hätt' ich Redakteur sein mögen, als sie noch auf Ziegelsteine geschrieben haben! Da hätt' ich mir aus meinem Papierkorb die schönste Villa bauen können!"

(Höchste Eifersucht.) „Die Frau des Klaviervirtuosen Tastelmeier ist so eifersüchtig, daß sie jeden Abend die Locken ihres Gatten nachzählt, ob er nicht eine davon verschenkt hat."

Logogryph.

Jede Landkarte kann mich nennen,
Stadt bin ich, gar schön und reich;
Suche nördlich der Ardennen,
Doch entfernt, dann hast mich gleich.
Willst mich vorn ein wenig stutzen,
Siehst Du mich an manchem Thier,
Bin ihm nöthig und zum Nutzen,
Aber keine große Zier.

Bilderräthsel.

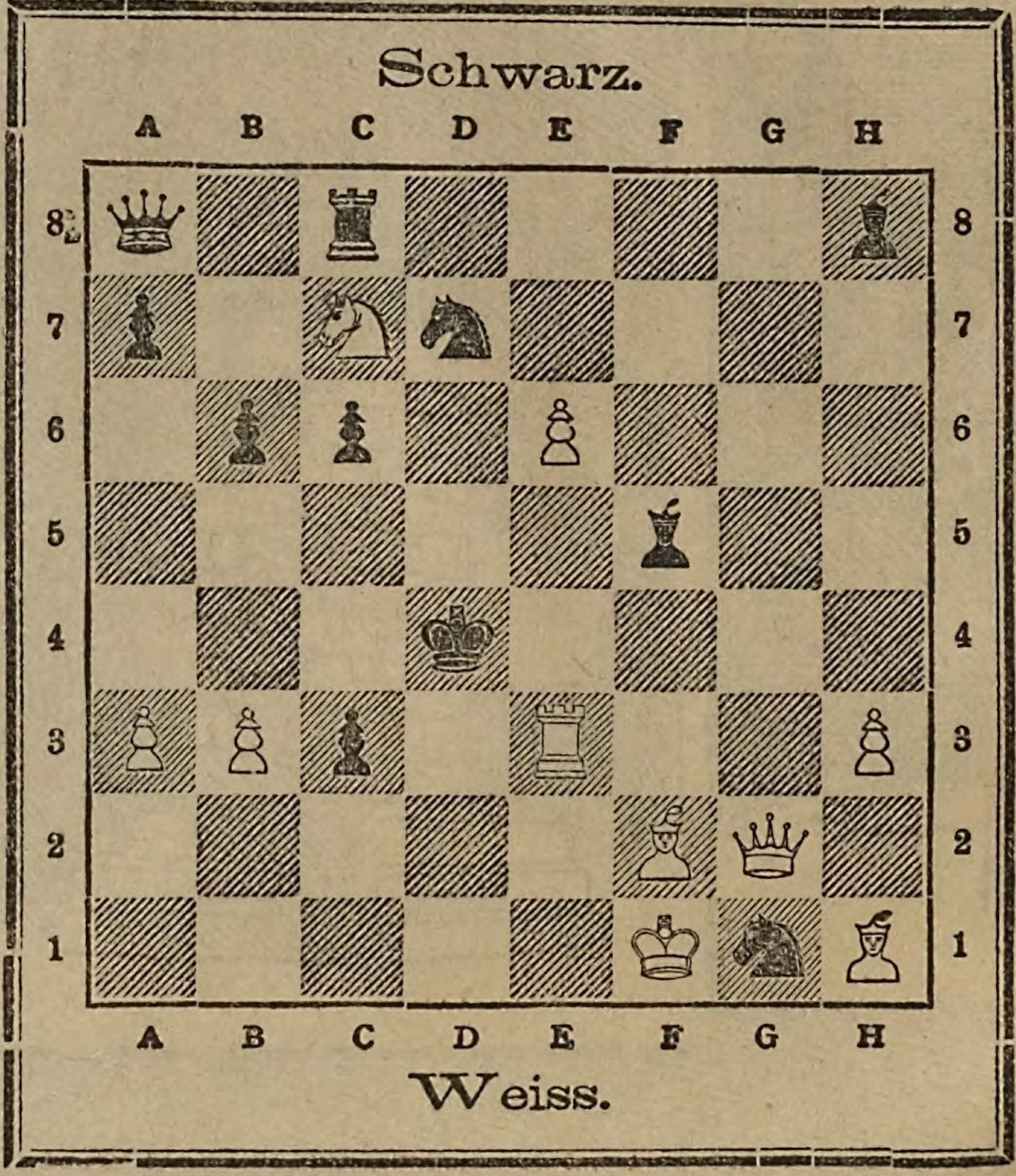


Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 23:
Ruin, Rubin.

Schachzeitung № 191.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von C. Bull in Victoria.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Aus dem Petersburger Meisterkampf.

Am 12. Januar 1896.

Spanische Partie.

Weiß. Lasker	Schwarz. Tschigorin	Weiß. Lasker	Schwarz. Tschigorin
1. e2—e4	e7—e5	16. Td1—d3	Tc8—d8
2. Sg1—f3	Sb8—c6	17. Tf1—d1	Ld6—e7
3. Lf1—b5	a7—a6	18. Sc3—d5	c7—c6
4. Lb5—a4	Sg8—f6	19. Sd5×e7	Df6×e7
5. o—o	d7—d6	20. a2—a3	Tf8—e8
6. d2—d4	Sf6—d7	21. De2—d2	Td8×d3
7. d4×e5	Sc6×e5	22. Dd2×d3	Kg8—f8
8. Sf3×e5	d6×e5	23. Td1—d2	h7—h6 (b)
9. Sb1—c3	Lf8—d6	24. g2—g3	Te8—c8
10. Dd1—g4	o—o	25. Dd3—d7	Tc8—c7
11. Lc1—h6	Dd8—f6	26. Dd7—f5	g7—g6 (c)
12. La4×d7	Df6×h6 (a)	27. Df5—f3	Kf8—e8
13. Ld7×c8	Ta8×c8	28. Df3—e3	De7—g5
14. Ta1—d1	Dh6—g6	29. f2—f4 (d)	e5×f4 (e)
15. Dg4—e2	Dg6—e6	30. De3—d4	Aufgegeben.

a) Auf 12. Lc8×d7 würde Weiß mit 13. Lh6×g7 einen Bauer gewinnen.

b) Einfacher und sicherer wäre 23. De7—c7 nebst 24. Te8—e7 und 25. Kf8—e8.

c) Ueberflüssig und direkt schädlich. Mit 26. De7—g5 konnte hier Schwarz den Damentausch und damit ein leichtes Remis herbeiführen.

d) Eine überaus feine Falle, deren Absicht von Tschigorin nicht erkannt wird.

e) Auch bei 29. Dg5—e7 behielte Weiß mit 30. f4—f5 eine überlegene Stellung.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 187 von Marin.

1. Se7—g6 / Beliebig   2. D., T., S. ♯

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, A. Fierl in Röslau, Gg. Gißibl, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer, und Franz März in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von G. Geisel, R. Kern, B. H—., Carl Müller, Frl. J. R.—, Gustav Schmidt, L. Schönhuber und R. Weiß.

Briefkasten: J. B. W. in L. Es ist Ihnen entgangen, daß in der Aufgabe Nr. 198 auf 1. Ld4—f6., Ta5×b5, 2. Dc3—d4 + der König f4—f5 ziehen kann.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 28. Montag den 9. März. 1896

41 (Nachdruck verboten.)

Die Tochter des Flüchtlings.

Roman frei nach dem Amerikanischen.
Von Erich Friesen.

(Fortsetzung.)

„Ich möchte mit Ihnen über meinen Sohn sprechen, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist —“

„Im Gegentheil, ich bitte darum.“

„Mein Sohn hält eine Fortführung seiner und Ihrer bisherigen Lebensweise unter den obwaltenden Umständen für unmöglich —“

„Natürlich.“

Ein zufriedenes Lächeln umspielt Sir Edwards Lippen. Er hat sich den Anfang nicht so leicht vorgestellt.

„Sie sind eine Dame von Welt, welche mit klaren, scharfen Augen um sich blickt“, sagt er verbindlich. „Manfred ist leider weniger praktisch veranlagt und meint, er könnte mit Ihnen ohne alle Mittel in Italien oder sonstwo leben. Was sagen Sie dazu?“

Ihr Herz bebt bei dem Gedanken, daß er um ihretwillen Evelines Nähe fliehen und England verlassen will. Sie schweigt einige Augenblicke; dann sagt sie sanft:

„Er hat ein solch' gutes Herz. Seine Grundsätze gehen ihm über Alles.“

Sir Edward hüstelt ein wenig. Ihre Worte sind ihm nicht recht klar.

„Manfred hat noch nicht über fünfzig Pfund in seinem Leben verdient. Woher soll er die bedeutende Summe nehmen, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten und seinen Verpflichtungen nachzukommen?“

Da Xenia ihn schweigend mit großen, traurigen Augen anblickt, fährt er in weniger hartem Tone fort:

„Freilich könnten Sie durch Ihre Schriftstellerei oder durch Singen etwas verdienen —“

Traurig schüttelt sie den Kopf.

„Nein. Das Glück hat mich emporgehoben und mir Erfolg gebracht. Jetzt ist Alles vorbei. Gestern Abend hat man meinem Gesange kaum mehr zugehört; vielleicht zischt man mich heute schon aus. Meine Kraft ist gebrochen, meine Schönheit vergangen. Ich kann nichts mehr leisten.“

„Doch, doch — später, wenn die Ursache Ihres Kummers gehoben ist.“

„Sie kann niemals gehoben werden.“

„Weshalb nicht? Eine Scheidung —“

Xenias Haupt sinkt tief auf ihre Brust nieder. Ach, auch sie hat bereits daran gedacht!

„Bedenken Sie, wenn Sie Familie bekämen —“ fährt er, seinen Vortheil benutzend, fort.

„Ja, ich könnte Kinder bekommen“, murmelt sie, „liebe, süße, kleine Dinger, die Fragen stellten, die ich nicht beantworten kann — o Gott!“

Ihre Stimme, ihre ganze Haltung drücken solch' tiefen Schmerz aus, daß Sir Edwards Herz fast Mitleid empfindet.

„Ich habe Manfred bereits erklärt, daß ich seine Schulden bezahle und Ihnen eine Rente aussetze, falls die Scheidung stattfindet.“

„Und was sagt er dazu?“

Ihre Lippen zittern; ihr Herz klopft zum Zerspringen.

„Er willigt nur ein, wenn Sie Ihre Zustimmung geben.“

„Nur unter dieser Bedingung?“

„Nur unter dieser Bedingung.“

Sie wendet den Kopf zur Seite, damit Sir Edward ihre aufsteigenden Thränen nicht sehe. Nur an ihn denkt sie in dieser schweren Stunde, nur an sein Glück. Wenn er frei ist, kann er Eveline heirathen . . . Was aus ihr selbst wird, ist gleichgiltig.

Zwei große Thränen rinnen langsam ihre Wangen herab. Hastig trocknet sie dieselben und steht auf.

„Ich gebe ihn frei“, sagt sie mit umflorter Stimme, ohne den Kopf zu erheben.

„Der Wagen ist da“, meldet Frau Holm, den Kopf zur Thür hereinsteckend.

Sir Edward erhebt sich.

„Sie wollen ausgehen? Ich will Sie nicht abhalten. Wann darf ich mir wieder erlauben, Sie aufzusuchen, um alles Nöthige zu ordnen?“

„Heute Abend.“

„Zu welcher Stunde?“

„Gegen sieben Uhr.“

Noch einen Augenblick zögert Sir Edward.

„Wenn Manfred darauf bestehen sollte, die Entscheidung von Ihren eigenen Lippen zu vernehmen —“

„So bringen Sie ihn mit sich! Ich will Ihren Sohn erlösen.“

Der Schmerz droht sie zu überwältigen. Mit einer Handbewegung bedeutet sie Sir Edward, sie zu verlassen . . .

Als Frau Holm eine Viertelstunde später das Zimmer betritt, sitzt Xenia noch auf demselben Fleck, auf ihrem Schooß drei thränenfeuchte Briefe — die einzigen, welche Manfred an sie geschrieben hat.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, aber es ist elf Uhr. Der Kutscher wird ungeduldig.“

Schwerfällig erhebt sich Xenia und schreitet zum Schreibtisch.

„Ach so — das hatte ich vergessen. Sie lieben Musik, nicht wahr?“

„Ach ja, und Alice auch.“

„So nehmen Sie Alice mit! Dies hier“ — sie schreibt hastig ein paar Zeilen auf ein Stück Papier und reicht es Frau Holm — „geben Sie dem Portier in der „Albert-Halle“. Sie können den Wagen benutzen. Ich brauche ihn nicht.“

„Oh, werden wir Sie heute nicht singen hören, gnädige Frau?"
„Nein, ich werde nie wieder singen."

XXXX.

Als die Thüre sich hinter Frau Holm geschlossen hat, erhebt sich Xenia mechanisch. Ihre großen Augen schweifen im Zimmer umher — von einem Gegenstand zum andern. Jeder weckt in ihr eine Erinnerung.

Still und fast bewegungslos gleitet sie in das Schlafzimmer. Auf einem Stuhl liegt das Kleid ausgebreitet, welches sie zu der heutigen Matinee anziehen wollte. Als sie es zum ersten Mal getragen, da hatte Manfred sie an beiden Händen gefaßt und ein wenig von sich fortgeschoben, um sie besser bewundern zu können... Und heute? . . .

Der Kleiderschrank steht offen. Ihr Auge fällt auf ein schlichtes blaues Kleid — Manfreds Lieblingsfarbe. Wie oft hatte er gesagt: „Zieh Dein blaues Kleid an, mein Herzblatt! Ich liebe es so sehr." Was wird er damit anfangen, wenn sie nicht mehr ist?... Und dort liegt die Cigarrentasche, die sie für ihn zum Geburtstag gekauft. Die Stickerei ist halb fertig. Wer wird sie beenden? . . .

Das Herz des unglücklichen Weibes krampft sich zusammen. Ihr ist, als ob jeder Gegenstand ihr den Namen des geliebten Gatten zurufe . . . Lebt wohl, lebt wohl — für immer!

Der Kampf ist vorüber. Sie ist jetzt ruhig und gefaßt. Nun schnell an's Werk, bevor eine neue Schwäche sie überfällt.

Jetzt steht sie in ihres Gatten Zimmer. Dort auf dem Schreibtisch liegt gewöhnlich ein langes, spanisches Stilett, welches Manfred als Papiermesser zu benützen pflegt. Heute liegt es nicht da. Sie sucht und sucht — vergebens . . . Was nun beginnen? . . . Da fällt ihr ein, daß Manfred ihr einmal ein kleines Fläschchen gezeigt und dabei scherzend bemerkt hat, es enthalte genügend Gift, um zwei robuste Menschen zu tödten. Es würde ihren Zwecken besser dienen als das Stilet. So sanft hinüberschlummern — ohne Schmerz, ohne Todeskampf — —

Doch, wo hält er jenes Fläschchen verborgen? Vermuthlich im Schreibtisch.

Noch niemals vorher hat sie die Schubladen geöffnet. In einer derselben steckt der Schlüssel. Sie dreht ihn herum und zieht die Lade heraus. Obenauf liegt die Schenkungsurkunde, die Eveline ihr übergeben. Hastig schiebt sie selbe bei Seite; sie will nicht mehr an Pangbourne denken. Unter dem Brief steckt eine kleine Photographie von Eveline. Ein stechendes Gefühl von Eifersucht durchzuckt ihr Herz. Doch nur einen Augenblick; dann betrachtet sie wehmuthsvoll die offenen Züge des edlen Mädchens, das um ihretwillen den Geliebten aufgegeben, dessen Güte und Großmuth noch gestern in hellstem Licht gestrahlt haben.

„Auch Du hast gelitten!" murmelt sie. „Doch Du bist schuldlos; Du wirst noch glücklich werden . . . Leb wohl", — sie küßt das Bild — leb' wohl!"

Still legt sie die Photographie und den Brief wieder in die Schublade. Hier braucht sie nichts weiter zu suchen; an diesem Platz bewahrt Manfred kein Gift auf.

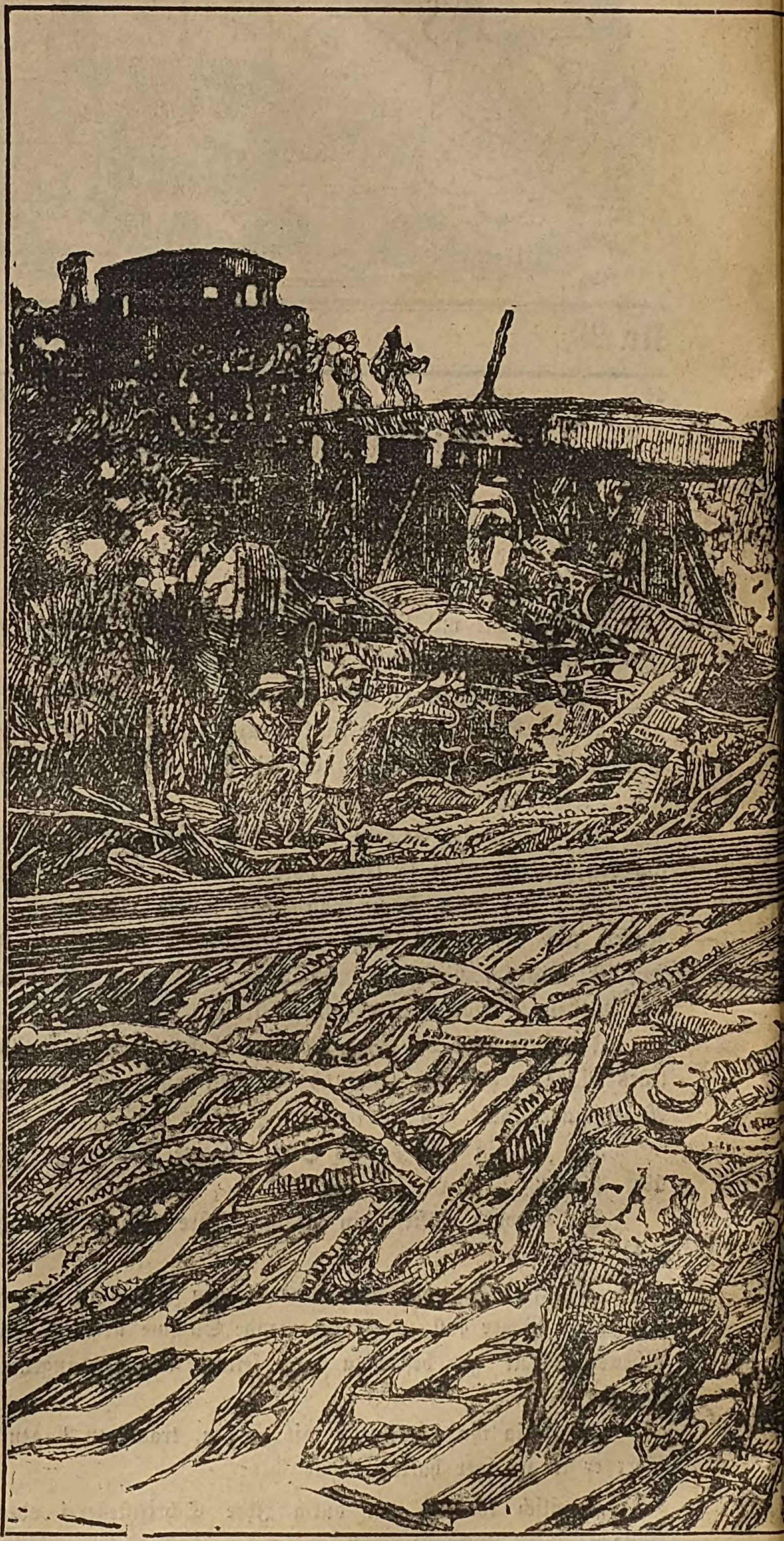
Sie öffnet das andere Fach. Ganz vorn lilgen mehrere Checks — ihr Honorar für Concert-Vorträge —, welche sie ihm übergeben hatte.

„Er wird sie nicht berühren", murmelt sie mit zuckenden Lippen. „Sie sind ja durch meine ehrlosen Hände gegangen!"

Hastig wühlt sie in den Papieren. Plötzlich fühlt sie etwas Hartes zwischen den Fingern. Es ist das gesuchte Fläschchen. Sie hält es dicht vor die Augen und untersucht den Verschluß. Auch nicht das kleinste Bedenken steigt in ihr auf; sie fürchtete den Tod nicht. Er erscheint ihr als eine Erlösung, da sie fürderhin nicht mit dem Geliebten vereint leben kann. Und doch zögert sie. Ihre Gedanken fliegen voraus . . .

Was wird Manfred sagen, wenn er mich hier todt auffindet?

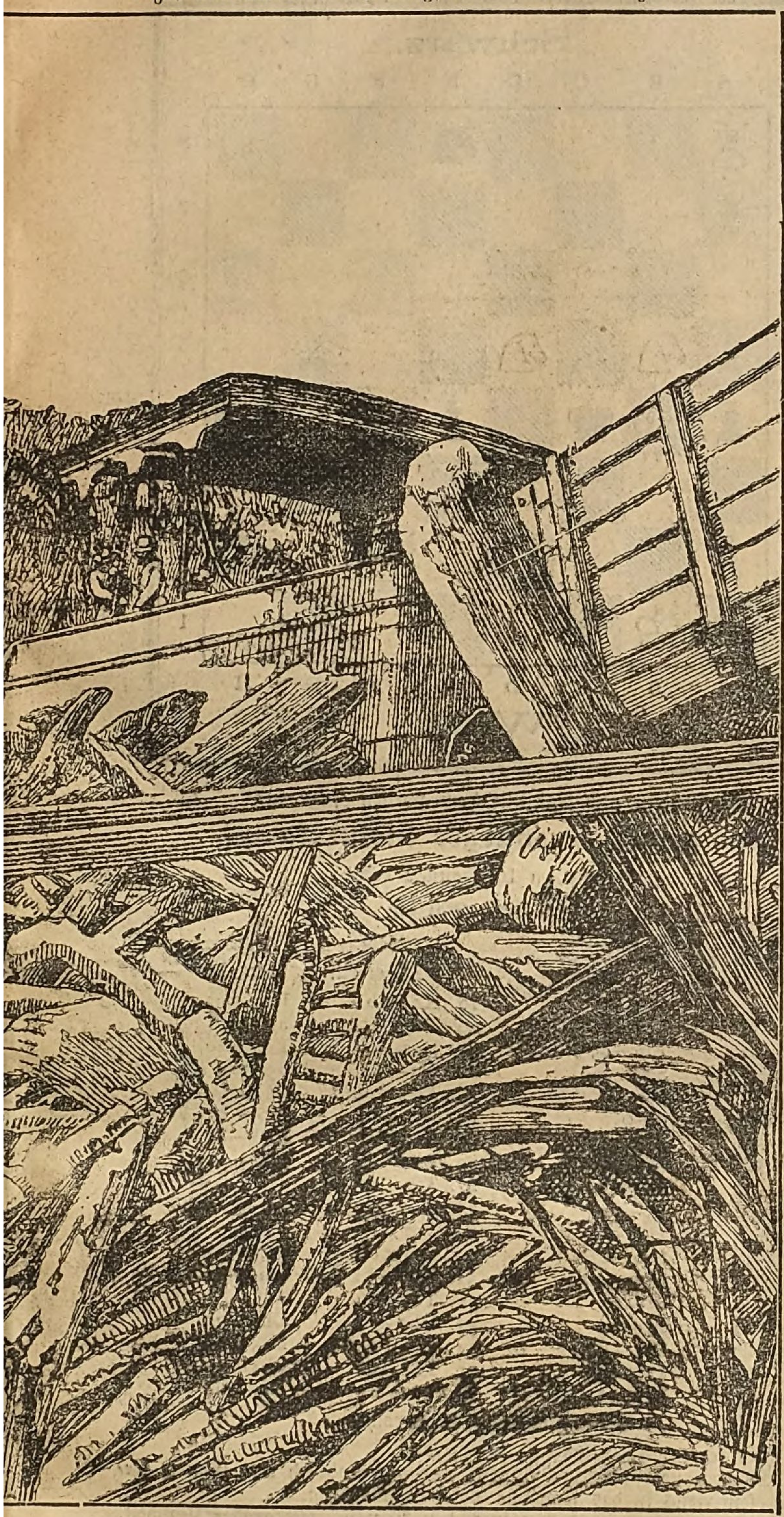
(Fortsetzung folgt.)



Die Insurrection auf Cuba.

Die Gefechtsart der cubanischen Insurgenten ist eine derartige, daß es leicht begreiflich wird, wenn es so schwer hält, sie zu besiegen. Martinez Campos war der zweite General, der sich auf Cuba abnützte und nun ist General Weyler daran, der Insurrection den Garaus zu machen. Weyler hat sich auf den Philippinen seine Sporen verdient. Dort hat er alsbald Raison in die Köpfe gebracht, aber so leicht, wie er sich das vorgestellt hat, geht es mit dem Unterwerfen der Cubaner nicht. Er liefert den Insurgenten täglich kleinere und größere Kämpfe, aber die Insurrection wächst dabei immer fort. Die Insurrection in Cuba ist wie der Bandwurm, man mag noch so viele Glieder abschlagen, sie wachsen rasch nach. Den Kopf abzuhauen, das ist Spanien bis nun nicht gelungen. Dreihundert Millionen Pesetas kostet dem Mutterlande bisher dieser Feldzug, abgesehen von den Tausenden und Tausenden braver

spanischer Soldaten, die auf der Perle der Antillen ihr Leben ausgehaucht haben. Und man sieht kein Resultat. Die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten drängt immer mehr und mehr dazu, die Cubaner als kriegführende Macht anzuerkennen, das Ver-



langen, Cuba in das Sternenbanner einzufügen, wird immer mächtiger und immer heftiger, und tückischer werden die Angriffe der Insurgenten auf Leben und öffentliches Eigenthum der Insel. Sie arbeiten mehr mit Dynamit, als mit Pulver und Blei und unser heutiges Bild zeigt eine Missethat der cubanischen Insurgenten. Sie brachten durch Dynamit einen Zug der Cienfuegos-Linie bei der Station Flora zum Entgleisen und zum Absturze und unterbrachen so den Spaniern die Verbindung, um das Senden von Nachschüben zu verhindern.

Der verwickelte Fall.

Die „Presse" veröffentlicht folgende Zuschrift, die ihr angeblich von einem Abonnenten zugegangen: „Elise", sagte ich eines Abends zu meiner Frau, „glaubst Du, daß Du mich lieber hast, als ich Dich lieb habe, oder daß ich Dich lieber habe, als Du mich lieb hast?" Ohne von ihrem Wirthschaftsbuche aufzusehen, antwortete sie: „Dreizehn von zwanzig, wie viel bleibt da?" — „Nun, ich glaube, daß Du, wenn ich zu Dir spreche, die Liebenswürdigkeit haben sollst, mir zuzuhören," sagte ich. — Sie erwiderte: „Die Wochenrechnung beim Fleischhauer macht zwölf Gulden sechzig Kreuzer aus; er hat schon zweimal hergeschickt. Und sei so gut und schlag' nicht so auf den Tisch auf, sonst wirst Du noch die Tinte ausschütten!" — „Ich habe nicht auf den Tisch geschlagen, sondern nur mit der Hand in verzeihlicher Ungeduld auf demselben getippt. Ich habe vor einer Weile eine klare Frage an Dich gerichtet, und ich würde wünschen, eine klare Antwort zu erhalten." — „Wer schafft Dir, mich mit Fragen zu irritiren, wenn Du siehst, daß ich rechne? Was gibt's also?" — „Ich fragte Dich: Glaube ich — das heißt, glaubst Du — daß ich mich lieber habe — nein, daß Du mich lieber hast — Pardon, ich beginne nochmals. Wer von uns Beiden, würdest Du sagen, hätte den Anderen lieber als der Andere den Einen — aber, Himmelkreuzdonnerwetter, Du weißt ja ohnehin, was ich meine!" — „Ich weiß gar nichts, als das Eine, daß Du nicht zu fluchen brauchst." — „Ich habe nicht geflucht, Wenn Du mich nicht verstehst, so werde ich es versuchen, Dir die Frage so begreiflich als nur möglich zu machen. Hast Du lieber als ich habe? Nun?" — „Lieber? Wen?" — „Einer den Anderen." — „Du meinst, daß Jeder von uns den Anderen lieber hat, als der Andere — Jeden?" — „Nein, das meine ich nicht nicht. Ehe Du die Frage in Unordnung gebracht hast, war sie klar, wie nur etwas. Nun paß' einmal auf. Wir Zwei sind Zwei, nicht wahr?" — „Natürlich. Das wußte ich ohnehin; aber . . ." — „Warte eine Minute. Ich will, daß Du mich diesmal verstehst Welcher von diesen Beiden, würdest Du sagen, hat den Anderen lieber, als der Andere den Anderen lieb hat, oder würdest Du sagen, daß Jeder den Anderen genau so lieb hat, als der Andere? Verstehst Du mich jetzt? — „Beinahe. Sag's noch einmal." — „Würdest Du der Meinung sein, daß Keiner von uns den Anderen lieber hat als der Andere den Ersteren, und wenn dem so ist, warum?" — „Nun hast Du Dich unverständlicher ausgedrückt, als früher", sagte Elise. „Es scheint, daß Du jetzt selbst nicht mehr weißt, was Du meinst. Komm' zum Nachtmahl und rede vernünftig." — Als ich mich zum Nachtmahl niedersetzte, lächelte ich cynisch. „Dies erstaunt mich nicht im Geringsten," bemerkte ich, „denn ich habe bisher noch kein weibliches Wesen kennen gelernt, welches im Stande gewesen wäre, logisch zu denken, und ich glaube, daß ich ein solches weibliches Wesen auch niemals werde kennen lernen." — „Nun", sagte Elise, „man kann nicht logisch sprechen, wenn man nicht weiß, wovon man zu sprechen hat, ich weiß nicht, wovon Du sprichst, und Du scheinst es selbst nicht zu wissen, oder, wenn Du es weißt, bist Du viel zu unklar, um es Jemandem verständlich zu machen. Wenn Du logisch zu sprechen wünschest, so äußere Dich über die zwölf Gulden sechzig Kreuzer des Fleischhauers." — „Wenden wir uns nicht von unserem Thema ab, Elise. Ich fragte Dich, wer von uns Beiden Deiner Ansicht nach den Anderen lieber hat, und Du konntest dies nicht verstehen." — „Aber das verstehe ich ja. Warum hast Du denn das nicht gleich gesagt?" — „So weit ich mich erinnere, waren dies meine präcisen Worte?" — „Aber nein! Du sagtest: „Wenn Keines von uns Beiden den Anderen lieber hat, als Einer den Anderen, wer von uns Beiden würde es sein?" oder so etwas Aehnliches." — „Aber wie hätte ich denn einen solchen Unsinn reden können!" — „Ah!" rief Elise, „wenn die Männer die Geduld verlieren, so wissen sie niemals, was sie reden!" — Wir hatten dann einen kleinen Streit, denn ich mußte diese, das ganze männliche Geschlecht tief beleidigende Aeußerung auf das Entschiedenste zurückweisen, und seither schmollt meine Frau mit mir und ich weiß noch immer nicht,

ob sie glaubt, daß sie mich lieber hat, als ich sie lieb habe, oder ob ich sie lieber habe, als sie mich lieb hat. . . ."

Humoristisches.

(Leiser Vorwurf.) Braut, zu ihrem Bräutigam, einem Professor: „ . . . Aber, Oskar, ich weiß nicht, Du wirfst immer nur so gelehrte Blicke auf mich!"

(Alles falsch.) Herr: „Sie haben mir diesen Stock als echtes Elfenbein verkauft. Das ist aber falsch, und ich ersuche Sie deshalb, den Stock zurückzunehmen!"

Drechsler: „Was fällt Ihnen ein?! Da kann ich nichts dafür! Ich bezieh' mein Elfenbein direkt von Ceylon; es ist traurig, wenn, wie mir scheint, die Elefanten auch schon falsche Zähne tragen!"

(Metzger) zum Viehhändler nach Ankunft eines Viehtransportzuges am Bahnhofe: „Können Sie mir nicht sagen, ob mit dem Transport auch Schweine angekommen sind?"

Viehhändler: „Ich weiß nicht, aber ich glaube kaum; in dem Wagen wenigstens, in dem ich gefahren bin, waren nur Ochsen."

(Mißverstanden.) Agent: „Wie hoch wollen Sie Ihr Haus versichern lassen?"

Bauer: „No, i moan halt — so bis zum Rauchfang!"

(Hans): „Meine Mutter läßt bitten, daß Sie meine Schwester entschuldigen möchten — sie ist krank."

Lehrer: „Was fehlt ihr denn?"

Hans: „Ein Paar Schuh'."

(Erster Wunsch.) Verlobte: „Vor allem, Arthur, kaufe mir einen dicken Verlobungsring; die dünnen bemerkt man unter dem Handschuh gar nicht."

(Anzüglich.) Gerichtsrath: „Ja, mein lieber Herr Professor, es ist ein wahres Leidwesen mit diesem Umzuge; einen ganzen Möbelwagen brauchen wir allein für die alten Schachteln."

Professor (zerstreut): „Wie denn, fahren Ihre Damen nicht per Droschke?"

Logogriph.

Als solches anfangs nicht vorhanden,
Bin Zweck ich nicht, die Folge nur,
Bin durch Zerstörung ja entstanden,
Verbrannter Dinge letzte Spur.

Doch hab' ich einen Kopf bekommen,
So ist wohl Niemand ohne mich;
Ich werd' auf Reisen mitgenommen,
Wer voll mich hat, der freuet sich.

Bilderräthsel.



Auflösung des Logogriphs in Nr. 27:

Quitt, Quitte.

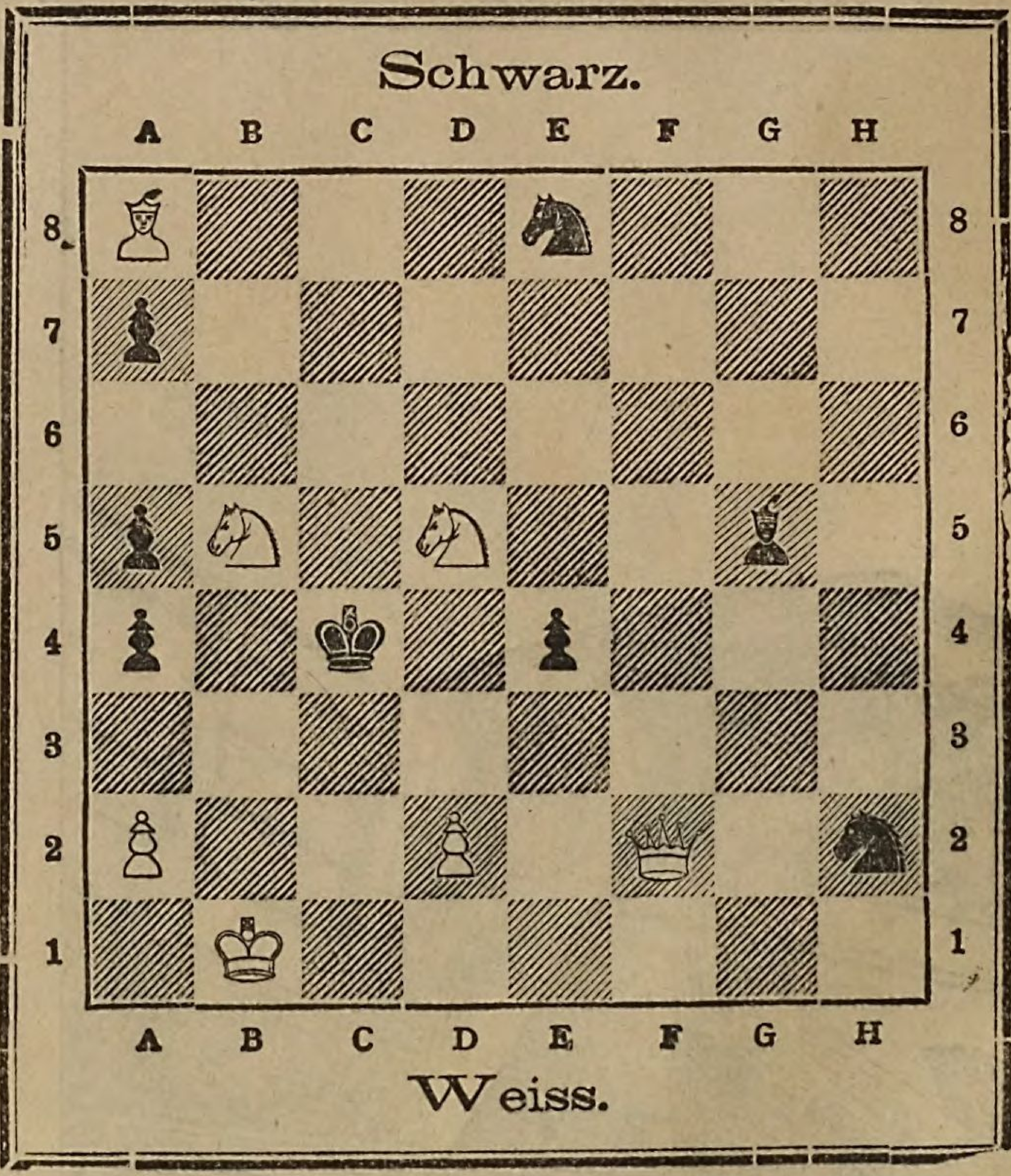
Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 27:

Sei tapfer in Gefahr und traue auf Dein Recht.

Schachzeitung № 192.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von S. Schuster in Budapest.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Aus dem Petersburger Meisterkampf.

Gespielt am 16. Januar 1896.

Italienische Partie.

Weiß. Tschigorin	Schwarz. Lasker	Weiß. Tschigorin	Schwarz. Lasker
1. e2—e4	e7—e5	19. Kc1—b1	Dg5—c5
2. Sg1—f3	Sb8—c6	20. Th1—f1	a7—a5
3. Lf1—c4	Lf8—c5	21. Dc2—e2	Le3—h6
4. d2—d3	Sg8—f6	22. Sf3—d4	b5—b4 (b)
5. c2—c3	d7—d6	23. Ld3—c4	b4×c3
6. Sb1—d2	o—o	24. Sd4—b3	Dc5—e5
7. Sd2—f1	d6—d5	25. Tf1×f7	Kg8—h8
8. e4×d5	Sf6×d5	26. De2—f3	Lc8—e6
9. Lc1—e3	Sd5×e3 (a)	27. Tf7—e7	c3—c2 +
10. f2×e3	e5—e4	28. Kb1×c2	a5—a4 (c)
11. d3×e4	Dd8—e7	29. Te7×e6	a4×b3 +
12. Dd1—c2	Sc6—e5	30. Df3×b3 (d)	De5×h2
13. Sf3×e5	De7×e5	31. Kc2—b1 (e)	Dh2×g2
14. o—o—o	c7—c6	32. Te6×c6	Ta8—b8
15. Td1—e1	b7—b5	33. Db3—c3	Lh6—g5
16. Lc4—d3	Tf8—d8	34. Lc4—b3	Lg5—h4
17. Sf1—d2	De5—g5	35. Te1—c1	Lh4—g5
18. Sd2—f3	Lc5×e3 +	36. Tc1—e1	Lg5—h4

Als unentschieden abgebrochen.

a) Hier kam auch 9. Lc8—g4 in Betracht.

b) Schwarz überstürzt den Angriff und gibt dadurch dem Gegner Gelegenheit, seinerseits in das feindliche Spiel einzudringen.

c) Lasker erwehrt sich des gegnerischen Angriffs mit großer Feinheit, der Springer darf nun wegen 29. Td8—d2 + nicht ziehen.

d) Nothwendig wegen des drohenden Td8—d2 +

e) 31. Te1—e2 scheitert an Dh2—h1.

Lösung des Endspieles in der Schachzeitung Nr. 188.

1. Sg4-f6 + / Kg8—h8 2. De3—h6 / Beliebig 3. Tg1-g8, Dh6×f8, Dh6×h7 ‡.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 189 von Heathcote.

1. Ld4—c5 / Beliebig 2. D., T., L. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, A. Flierl in Nöslau, (ohne 189) Gg. Gißibl, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer, und Franz März in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von Mich. Adler, G. Geisel, R. Kern, B. H—., Alois März (ohne 189) Carl Müller, Frl. J. N —, Al. Oberhofer, Gustav Schmidt, L. Schönhuber J. B. Schuler und R. Weiß.

Briefkasten: U. H. Z. J. G. G. in K. P. und J. N. hier: In der Aufgabe Nr. 191 scheitert 1. Dg2—h2 an Lh8—e5.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.



Nr. 30. Sonntag den 15. März. 1896

43 (Nachdruck verboten.)

Die Tochter des Flüchtlings.

Roman frei nach dem Amerikanischen.

Von Erich Friesen.

(Fortsetzung.)

In der Mitte des kleinen halbdunklen Raumes steht ein schmales, eisernes Bettgestell, auf welchem ein alter Mann liegt Seine Hände sind zu beiden Seiten an das Bettgestell festgebunden Gesicht und Hände sind zum Erschrecken abgezehrt. Die lichtlosen Augen scheinen aus den fahlen eingesunkenen Wangen herausquellen zu wollen.

„Ihre Enkelin ist gekommen, um Sie zu retten, Isaakoff!" sagte der Geheimpolizist auf Russisch.

Ein Ausdruck wilden Triumphes huscht über die vor Schmerz verzerrten Züge des Greises.

„Ich wußt' es, ich wußt es!" schreit er auf. „Wo sind die Hunde, die Parkers? Sind sie entwischt?"

„Nein. Sie liegen unten — ebenso hilflos, wie Sie selbst."

Der Alte windet sich in seinem Bette vor Freude hin und her.

„Ich will nichts mehr hören", ächzt er, „jetzt nicht; ich bin zu schwach — nach all' den Leiden. Die übergroße Freude würde mich tödten. Nichts weiter jetzt — nur was zu essen — um Gotteswillen — gebt mir — Brod und Wasser!"

Ein Schimmer von Mitleiden fliegt über die harten Züge des Geheimpolizisten. Er gibt Hennings Anweisung, dem Wunsche Folge zu leisten.

„Sie haben ein Herz", stöhnte der Alte wieder, „seien Sie — barmherzig und nehmen Sie — die Bettdecke weg! Gießen Sie kaltes Wasser — auf meine Füße!"

Der Detektiv schiebt die Bettdecke bei Seite. Zerfetzt hängen die Kleider um die mageren Glieder des Alten.

„Wasser — Wasser auf die Füße!" ächzt er abermals.

Jetzt tritt Xenia, die bisher regungslos an der Thüre gestanden, näher. Der grauenvolle Anblick, den ihr Großvater bietet, die dumpfe, dicke Luft lassen sie entsetzt zurückweichen. Sie schwankt und würde zur Erde sinken, wenn der Geheimpolizist sie nicht auffinge. Behutsam geleitet er sie in's Nebenzimmer und öffnet das Fenster.

Die frische Luft bringt sie bald wieder zu sich.

„Verlassen Sie mich! Gehen Sie zu meinem Großvater! Helfen Sie ihm!" fleht sie.

„Sie bleiben hier?"

„Ja."

„Ihr Wort darauf?"

„Mein Wort darauf."

Als der Geheimpolizist an das Bett des Iwan Isaakoff zurückkehrt, hat sein Kollege bereits die Fenster geöffnet und die Stricke an den Händen und Füßen des Alten durchschnitten.

Jetzt erscheint auch Hennings mit einem Krug Wasser, einem Eimer und einem Laib Brod. Mit Hilfe des Detektivs setzt er Isaakoff im Bett auf und steckt dessen Füße in den Eimer Wasser.

Der Alte kreischt und jauchzt vor Entzücken. In langen Zügen athmet er die frische Luft ein. Der gebrechliche Körper biegt sich hin und her.

„Da ist Brod, Alter", sagt Hennings mitleidsvoll. „Essen Sie los, wenn Sie genug Luft geschnappt haben!"

Hastig greift Jener zu und reißt ein Stück Brod ab, das er gierig, fast ohne zu kauen, verschlingt. Ein leises Grunzen der Befriedigung entringt sich seiner gequälten Brust.

„Alles haben sie — bei mir versucht, die Hunde", murmelte er in Absätzen, nachdem er den ersten Heißhunger gestillt hatte „Meine Füße haben Sie gebrannt — verhungern lassen — wollten sie mich — aber besiegt — haben sie mich nicht, hahahaha!"

Er that einen tiefen Zug aus dem Wasserkrug und fährt dann lebhafter fort:

„Sagtet Ihr nicht, meine Enkelin sei hier?"

„Ja. Sie will Sie retten, Iwan Isaakoff."

Etn plötzlicher Argwohn erwacht in Letzterem.

„Sie sprechen Russisch", bemerkt er lauernd. „Meine Enkelin will mich retten! . . . Was heißt das? Ich bin frei von meinen Peinigern, den Parkers — also bin ich schon gerettet."

„Noch nicht", erwidert der Russe ernst. „Ich bin ein russischer Geheimpolizist; dieser hier ist mein Gehilfe und Jener ein englischer Detektiv. Auf einen Wink von mir überlassen Beide Sie wieder den Parkers; denn sie haben kein Recht, zwischen die Leute und Sie zu treten. Ich bin es, der Ihr Geschick bestimmt, Iwan Isaakoff, und ich stelle meine Bedingungen."

„Ah — ich verstehe. Welches sind Ihre Bedingungen?"

„Erstens werden Sie sich mit uns an Bord eines russischen Schiffes begeben, das Sie nach Rußland transportirt."

„Hm, hm . . . Nun, es ist egal, ob ich auf dem Weg nach Sibirien oder hier sterbe. Dort bekomm' ich wenigstens was zu essen. Also angenommen! Was weiter?"

„Zweitens müssen Sie mir den Check aushändigen, welchen Herr Manfred Skott Ihnen kürzlich übersandte."

„Ich hab' ihn nicht. Die Hunde haben ihn versteckt."

„Wissen Sie, wo?"

„Nein."

Eine Zeit lang sitzt er still, das Kinn in die Hand gestützt, mit gefurchter Stirn, da. Er denkt nach . . . Plötzlich murmelt er leise, wie zu sich selbst:

„Er muß hier im Haus sein, der Check. Alle Tage haben sie mich gequält, ich soll ihn unterschreiben, ich hätte damit meine Freiheit zurück. Aber ich wollt' nicht . . . Jetzt will ich Ihnen etwas sagen, mein Herr Geheimpolizist; Sie sollen den Check haben; ich will's schon herauskriegen, wo er versteckt ist; nur müssen Sie mich meinen eigenen Weg gehen lassen. Ich nehme Ihre Beding-

ungen an, wenn Sie mir erlauben, mit den Parkers Abrechnung zu halten, wie es mir beliebt. Eine geringe Gegenleistung Ihrerseits für das Sümmchen von zehntausend Pfund!"

„Also abgemacht. Was haben Sie vor?"

„Sie sollen's schon sehen. Führen Sie mich nur hinunter! Ich kann meine Füße noch gebrauchen, obgleich sie wie Feuer brennen."

Damit zieht er die Beine aus dem Wasser und springt mit der Leichtigkeit eines gesunden Menschen empor.

„Was ich vorhabe?" wiederholt er, diabolisch lachend. „Ich will den Parkers Aug' in Aug' gegenüberstehen. Sie sollen dann sehen —"

Die folgenden Worte verlieren sich in einem unverständlichen Gemurmel.

Der Geheimpolizist entläßt seinen Gehilfen und Hennings mit dem Auftrag, vor Xenia's Thüre Wache zu stehen. Ein Blick auf den teuflisch grinsenden Alten neben ihm läßt ihn ahnen, daß da unten Etwas vorfallen wird, was selbst für die stahlharten Nerven der beiden Detektivs zu viel sein könnte.

Dann geleitet er Iwan Isaakoff die Treppe hinunter.

Obgleich Letzterer das Gefühl hat, als ob er bei jedem Schritt auf glühendes Eisen träte, so achtet er dessen nicht. Das brennende Rachebedürfniß erstickt jede andere Empfindung in ihm.

Beim Anblick des verhaßten Alten machen die gefesselten Parkers verzweifelte Anstrengungen, die Stricke zu zerreißen.

„Hier sind sie", flüsterte der Geheimpolizist.

„Ja, ja, ich höre sie schon."

Mit lauschend vorgebeugtem Oberkörper, die Hände befriedigt aneinanderreibend — so steht der Alte einige Augenblicke da. Dann kniet er nieder und rutscht tastend weiter — bis zu den Parkers, die angstvoll sein Nahen beobachten.

„Dies hier ist meine aufmerksame Wirthin", beginnt er sarkastisch, mit den Händen über Kopf und Gesicht der Frau tastend. „Wie, Sie schwitzen, Madame? Fürchten Sie sich vor mir? Der Knebel ist unangenehm, wenn man schreien möchte, nicht wahr? Aber manchmal ist er äußerst nützlich."

Langsam gleiten seine Hände von ihrem Kopf nach den zusammengebundenen Händen.

„Wie, auch Ihre Hände sind nicht frei? Wenn Sie nun kratzen wollten, was dann? Und was bedeutet das? Ihre Füße sind mit denen einer anderen Person zusammengebunden. Hm, hm — wer kann das sein? Ein Mann, glaube ich. Laßt mich fühlen! Ja, ja, wenn ich nicht sehr irre, gehören diese Züge Jack Parker, meinem früheren Kammerdiener, an. Auch Ihre Stirn bedeckt kalter Schweiß, mein Lieber. Sie sind eine ängstliche Natur und zum Unterordnen prädestinirt. Sie hätten in Ehren grau werden können, wenn Sie nicht ein schlechtes Weib geheirathet hätten, das Sie zu Ihrem Sklaven machte und Sie noch an den Galgen bringen wird. Zittern Sie nicht so heftig, mein Bester; ich thue Ihnen nichts! Ich halte Sie eher für einen Narren, als für einen Schuft, und erblicke in Ihnen nur das Werkzeug Ihrer braven Gattin. Auch fühle ich mich Ihnen gegenüber gewissermaßen verpflichtet. Sie waren mir früher nicht nur ein guter Diener, sondern haben mir auch später wiederholt Gefälligkeiten erwiesen. Sie haben mir von Zeit zu Zeit — jedenfalls ohne Wissen und Willen Ihrer werthen Gattin — Nahrung zugesteckt, ohne die ich sicher verhungert wäre. Ich glaube sogar, Sie hielten sie einmal von einem direkten Mord ab. Ob Sie das Alles nur aus Furcht vor üblen Folgen thaten oder aus wirklich menschlichem Empfinden, wage ich nicht zu entscheiden. Fast möchte ich Ersteres annehmen, doch da ich nicht ganz sicher bin, sollen Sie von dieser Ungewißheit profitiren."

Er hält einige Augenblicke inne und weidet sich an den kurzen, ängstlichen Athemzügen seiner beiden Opfer, bevor er in mehr geschäftsmäßigem Tone fortfährt:

„Ich verlasse Euch jetzt — aber nicht eher, als bis ich einen gewissen Gegenstand wieder habe, den Ihr mir bis jetzt vorenthieltet.



Die italienische C

Ihr wißt schon, ich meine den Check, welchen Ihr liebenswürdiger Weise für mich im Prinzen-Hotel abholtet. Ihr erinnert Euch, daß ich schwor, nichts würde mich dazu bewegen, jenen Check zu unterzeichnen. Aber ich schwor auch, daß ich dieses Haus nicht ohne den Check verlassen würde. Nun wohl — ich beabsichtige, Sie von

Ihrem Knebel für ein Weilchen zu befreien. Jack Parker — aber nur, damit Sie mir Rede stehen. Sollten Sie Anstalten machen, Ihre Stimme zu irgend einem anderen Zweck benutzen zu wollen, so stopft der Knebel sofort wieder Ihren Mund, und Sie werden



olonialarmee.

ähnliche kleine Scherze erdulden müssen, wie Ihre Gattin sie wiederholt bei mir probirte . . . Verstanden?"

Damit zieht er das zusammengeballte Tuch aus Parkers Mand. Dieser schnappt mehrere Male hastig nach Luft.

„Ja."

„Nun denn, mein lieber Parker, sagen Sie mir zuerst, ob Sie besagten Check bei sich tragen!"

„Nein."

„Ich dacht' es mir. Wissen Sie, wo er ist?"

Parker zögert mit der Antwort. Angstvoll blicken seine Augen zu dem drohend vor ihm stehenden Greis empor. Schon öffnet er den Mund — da stößt ihn der Fuß seiner Frau heftig an.

„Nein", murmelt er matt.

„So? Weiß Ihre Frau wo er ist?"

Wieder ein heftiges Fußstoßen der Frau.

„Nein."

Der Alte lächelt ein wenig.

„Das ist nicht recht glaubwürdig, mein Lieber. Sie scheinen an Gedächtnißschwäche zu leiden. Zuerst werde ich Ihre Kleider untersuchen, bevor ich zu andern Mitteln greife. Zittern Sie nicht so! Ich thue Ihnen nichts."

Behende entleert der Alte Parkers sämmtliche Taschen — ohne Erfolg. Dann faßt er ihn heftig an der Gurgel und reißt ihm mit einem einzigen Ruck Kragen, Halsbinde und Hemdenpaß herunter, während er ihm mit der andern Hand den Mund zuhält, um ihn am Schreien zu hindern.

Mit übereinandergeschlagenen Armen sieht der Geheimpolizist dem Schauspiel zu.

Jetzt nähert sich Iwan Isaakoff seinem anderen Opfer. Wilde Freude leuchtet aus den verwitterten Zügen, als er mit einem kräftigen Griff das sorgfältig frisirte Haar der Frau Parker herunterreißt, so daß es in langen Strähnen am Boden hängt.

„Da ich als galanter Mann Sie nicht visitiren will," bemerkt er sarkastisch, „so muß ich anderwärts suchen . . . Hat sich Ihr Gedächtniß noch nicht erholt, Parker?"

Kleine Pause.

Dann ein schwaches „Nein".

„So sei es denn!"

Der Alte läßt sich auf ein Kniee nieder und zieht die Pantoffeln von den Füßen der Frau.

„Haben Sie Zündhölzchen bei sich?" fragt er den Geheimpolizisten auf Russisch.

Dieser nimmt eine Schachtel aus der Tasche und reicht sie dem Alten. Dann schlägt er abermals die Arme übereinander und blickt mit gespanntem Interesse auf die merkwürdige Gruppe zu seinen Füßen.

(Fortsetzung folgt.)

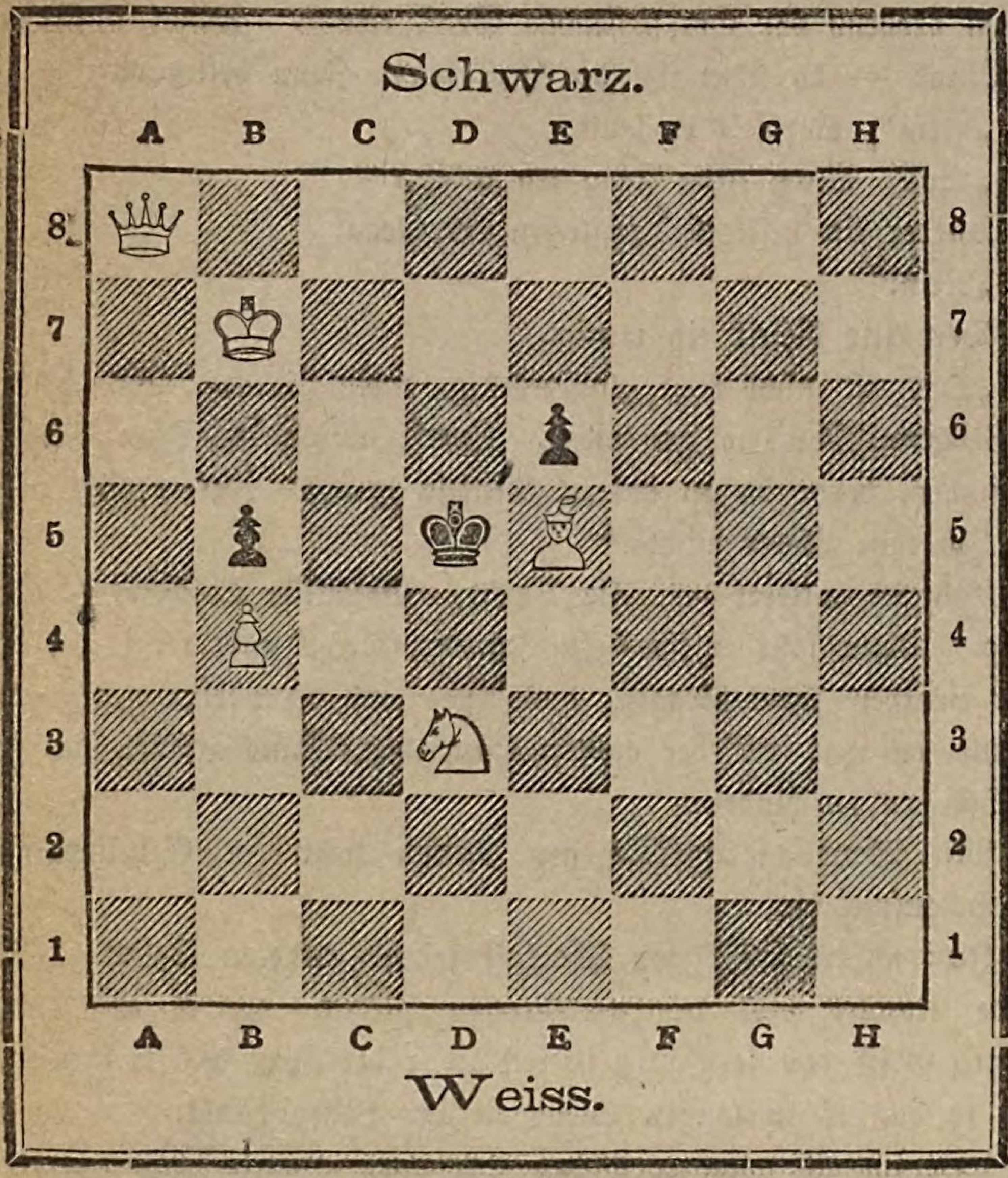
Die italienische Colonialarmee.

Italien trauert um Tausende von braven Söhnen, die in den unwirthlichen Bergen Aethiopiens ihr Leben gelassen haben. Eine Niederlage, deren Größe in vollem Umfange noch gar nicht bekannt ist, hat Italien niedergedrückt. Die Italiener hatten in dem von ihnen besetzten Gebiete eine sehr stattliche Armee herangebildet, die sich insbesonders bei Makalle und in den früheren Kämpfen sehr bewährt hatte und unser vorstehendes Bild zeigt einige Typen dieser Armee. Die Adjustirung ist der landesüblichen Tracht angepaßt und die Soldaten nehmen sich sehr stattlich aus, so z. B. der eingeborne Cavallerist in Parade-Uniform, auf dem Turban die hohe Feder, der auch mit der Pike ausgerüstet ist. Als sehr tüchtig wird auch die eingeborne Gebirgsartillerie geschildert und in der Ecke unten links stehen eingeborne Infanteristen, der Eine in Paradeanzug, die beiden Anderen in Dienstuniform. In der Ecke oben links zeigen wir die Adjustirung der Italiener, die nach Afrika entsendet worden, einen Generalstabsoffizier und einen Infanteristen. Der Tropenhelm bildet die Kopfbedeckung der Italiener, während die Eingebornen zumeist den Fez tragen.

Schachzeitung № 193.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von J. Iversen in Kopenhagen.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Der Viermeisterkampf in Petersburg.

Gespielt am 16. Januar 1896.

Russisches Springerspiel.

Weiß. Steinitz	Schwarz. Pillsbury	Weiß. Steinitz	Schwarz. Pillsbury
1. e2—e4	e7—e5	33. De2—b5	Kd7—c7
2. Sg1—f3	Sg8—f6	34. b2—b3	a7—a5
3. d2—d4	e5×d4	35. Db5—d3	h7—h6
4. e4—e5	Sf6—e4	36. Dd3—d2	b7—b5
5. Dd1×d4	d7—d5	37. a2—a4	b5—b4
6. e5×d6 e. p.	Se4×d6	38. Dd2—d5	Df6—b2
7. Lc1—g5	f7—f6	39. Kh2—g1	Db2—c1 +
8. Lg5—f4	Sb8—c6	40. Kg1—h2.	Dc1—b2
9. Dd4—d2	Lc8—f5	41. Kh2—g1	Db2—c1 +
10. Lf1—e2	Dd8—e7	42. Kg1—h2	Dc1—b2
11. o—o	o—o—o	43. Sf3—d2	Db2—d4 (d)
12. Tf1—e1	Sd6—e4	44. Dd5—f7 +	Kc7—b6 (e)
13. Dd2—c1	g7—g5 (a)	45. Sd2—c4 +	Kb6—c5 (f)
14. Le2—d3	Lf8—h6	46. Df7—c7	Dd4×c4 (g)
15. Sb1—c3	g5×f4	47. b3×c4	b4—b3
16. Ld3×e4	Lf5×e4	48. Dc7—f7	Sc6—b4
17. Te1×e4	De7—g7	49. Df7×f4	Sb4—a2
18. Dc1—f1	Th8—g8	50. Df4—d2	Kc5×c4
19. Ta1—e1	Dg7—g4	51. f2—f4	Sa2—c3
20. Kg1—h1	Lh6—f8	52. f4—f5	Sc3—e4
21. Te4—e8	Lf8—b4	53. Dd2—e2 +	Kc4—d4
22. Te8×d8 +	Sc6×d8	54. f5—f6 (h)	Se4×f6
23. h2—h3	Dg4—g6	55. De2—b2 +	Kd4—c4
24. Sc3—d5 (b)	Lb4—d6	56. Db2×f6	d6—d5
25. c2—c4	Sd8—c6	57. Df6—c6 +	Kc4—b4
26. Te1—e6	Tg8—f8	58. Dc6—b5 +	Kb4—a3
27. Df1—e2	Kc8—d7	59. Db5×a5	b3—b2
28. c4—c5	Dg6—b1 +	60. Da5—b5	d5—d4
29. Kh1—h2	Db1—f5	61. Kh2—g3	Ka3—a2
30. Sd5×f6 +	Tf8×f6	62. Kg3—f3	b2—b1 D
31. Te6×f6	Df5×f6	63. Db5×b1	Ka2×b1
32. c5×d6	c7×d6 (c)	64. Kf3—e4	Aufgegeben.

a) Schwarz will hiemit einen Angriff gegen die weiße Königsstellung ins Werk setzen, übersieht dabei aber die feine Parade, welche dem Führer der Weißen zu Gebote steht.

b) Steinitz behandelt die Stellung überaus fein. Lb4×e1 geht natürlich wegen Sd5—e7 + nicht an.

c) Solider war Df6×d6. Schwarz versprach sich offenbar von dem Freibauern zu viel und ließ außer Acht, daß die vereinzelten Bauern nur schwache Punkte für ihn bilden, die er deshalb durch den Textzug nicht noch hätte vermehren sollen.

d) Die Excursion der Dame war gründlich verfehlt und bringt das schwarze Spiel rasch in ernste Verlegenheiten. Es nützte indeß auch 43. Db2—e5 nichts wegen 44. Dd5—f7 +, Sc6—e7; 45. Sd2—c4!

e) Hier mußte 44. Kc7—b8 geschehen.

f) Auf 45. Kb6—a6 folgt 46. Df7—d7.

g) Ein verzweifelter Versuch das Spiel zu halten, zu dem die hoffnungslose Stellung nöthigt. Auf 46. f4—f3 würde 47. Dc7—b6 +, Kc5—d5; 48. Sc4—e3 + entscheiden.

h) Damit bereitet Steinitz den schwachen Hoffnungen des Gegners ein jähes Ende.

Schach-Literarisches.

S. Den bereits in Schachkreisen wohl bekannten vier Bändchen der L. Bachmann'schen Sammlung: „Geistreiche Partien alter und neuer Zeit" hat der Verfasser das fünfte Bändchen zugleich als Jahrbuch für 1895 folgen lassen. Wenn schon die bisherigen Bändchen dieser Sammlung jedem Schachfreunde eine überraschend schöne Auslese genialer Partien zu bieten und eine nicht unschätzbare Beihilfe zur Ausbildung im practischen Spiele zu gewähren geeignet waren, so wird dem neuen Bändchen eine gleich willkommene Aufnahme um so weniger versagt bleiben, als dasselbe an Reichhaltigkeit des Inhalts keinem der bisher erschienenen nachsteht und selbst weitgehenden Erwartungen zu entsprechen vermögen dürfte. Das fünfte Bändchen enthält zunächst die hervorragendsten Partien des jüngsten großen geistigen Kampfes der Schachmeister zu Hastings sowie alle jene interessanten Spiele des hierauf unter den aus diesem Wettkampfe als Sieger hervorgegangenen Meistern zu Petersburg stattgehabten Turniers. Neben dieser Fülle herrlicher Spiele, die theils von den Schachmeistern selbst, theils vom Herausgeber mit einer demselben besonders eigenen Sach-Kenntniß erläutert sind, bringt das bemerkte Bändchen ferner ausführliche Biographien der an den beiden bemerkten Wettstreiten betheiligt gewesenen Schachmeister und kurz gefaßt, soviel Neues und Belehrendes, daß die Erwerbung dieser 176 Seiten starken und hübsch ausgestatteten Bachmann'schen Fortsetzung für den kaum nennenswerthen Betrag zu 1 M. 50 Pf. jedem Schachgenossen empfehlenswerth bleibt. — Die complette Sammlung 1—5 Bändchen in einem Bande gebunden ist zum Preise von 4 M. 50 Pf. zu haben.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 190 von v. Gottschall.

1. Tg1—g8 / d6×c5 — 2. Le3—g5 / f6×e5, g5 — 3. Sc4—e3, Tg8—f8. ‡

1. . . . . . / f6×e5 — 2. Sc4-d6 + / Kf5—f6 — 3. Le3—g5 ‡

1. . . . . . / d6—d5 — 2. Sc4—d6 + / Kf5—e5 — 3. d3—d4 ‡

Auf 1. . . . d6×e5 folgt 2. Sc4—d6 ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Gg. Gißibl. Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer, und Franz März in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von Mich. Adler, G. Geisel, R. Kern, B. H—., Frl. J. N.—, Gustav Schmidt, L. Schönhuber J. B. Schuler und R. Weiß.

Briefkasten: Unserer Briefkasten-Notiz in Nr. 192 lag leider eine unrichtige Aufstellung zu Grunde, weßhalb wir bitten, dieselbe weiter nicht zu beachten. — **J. L.** in **A.** und **F. M.** in **K. P.** In der Aufgabe Nr. 192 scheitert 1. Dg2—g3. an Lf5×h3 +.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das Clublokal befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Logogriph.

Willst Du eine Wohnung wählen,
Fragst Du sicherlich nach mir;
Wird man mich zu schönen zählen,
Zahlst Du gerne mehr dafür.
Ich bin stets geflohen,
Denn ich mach' die Stunden sau'r;
Niemals weile ich bei Frohen,
Mich begleiten Pein und Trau'r.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 29:

Thon, Ton.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 33. Mittwoch den 25. März 1896

(Nachdruck verboten.)

Die Tochter des Flüchtlings.

Roman frei nach dem Amerikanischen.
Von Erich Friesen.

(Schluß.)

An der einen Seite des Hofes steht eine Bahre mit einem verhüllten Körper. Der Vorsteher hebt das weiße Laken von dem Antlitz des Todten und blickt Sir Edward fragend an.

„Es ist der Großvater von Frau Manfred Skott", sagte dieser ernst.

Der Inspektor nickt mit dem Kopfe.

„Die eine Partei sagte dasselbe aus. Da es die Wahrheit war, darf man ihren weiteren Aussagen ebenfalls Glauben schenken."

Und er bedeckt wieder das Antlitz des Todten, welches jetzt jene Ruhe zeigt, die ihm zuletzt im Leben gefehlt.

„Wollen Sie uns nichts Genaueres mittheilen?" beginnt Sir Edward ein wenig ungeduldig.

„Mit Vergnügen. Also — heute früh etwas vor sechs Uhr bemerkte ich, daß auf der Beatricengasse irgend etwas nicht in Ordnung war. Ich nahm ein paar Leute mit mir und eilte nach dem Hause, aus welchem wiederholt Hilferufe und andere verdächtige Geräusche hörbar wurden. Auf der Treppe begegnete mir ein Mann — Jack Parker nennt er sich —"

„Jack Parker. Ich kenne den Namen."

„Gut, Sir Edward. Also er — begegnet mir mit einer Lampe in der Hand und erzählt, er und seine Frau hätten einen heftigen Streit gehabt, sie hätten sich aber schon wieder versöhnt. „Ja, so ist es!" läßt sich eine Frauenstimme hinter einer geschlossenen Thüre vernehmen, „wir sind schon wieder versöhnt, und Keinen geht es was an, was wir unter uns vorhaben!" Ich traute der Sache aber nicht. Der Mann sah aus, als ob er vor Angst niedersinken wollte.

„Ich werd' mir die Sache da drinnen mal ansehen", sage ich und bedeute einem meiner Polizisten, sich des Mannes zu versichern. Ich betrete mit meiner Laterne das Zimmer und was sehe ich da? Der arme Alte — Orsinskz oder wie sie ihn nannten —"

„Jawohl. Orsinsky ist sein Name."

„Also — der arme Alte liegt mit durchschnittener Gurgel auf der Erde — und die Frau neben ihm. Sie konnte nicht aufstehen, weil seine eine Hand sich in ihr Haar gekrallt hatte und im Tode steif geworden war."

Der Polizeivorsteher hält ein wenig inne, um den Eindruck seiner Worte zu beobachten. Dann fährt er geschäftsmäßig fort:

„Ich sah sofort, daß hier ein Mord vorlag. Alle Anzeichen sprachen dafür. Ich ließ der Frau ihr Haar abschneiden und transportirte sie dann sammt ihrem Manne hierher. Darauf vernahm ich Beide — einzeln, die Frau zuerst. Sie beschwor, daß der alte Mann ihr Miether, Namens Jacobs und etwas wirr im Kopf war. In einem Anfall von Tobsucht habe er ihre Möbel und Geschirre zerbrochen und, als sie ihn dann davon abhalten wollte, sich selbst den Hals durchschnitten. Weiter wisse sie nichts.

„Ich ließ sie wieder einsperren und nahm mir ihren Mann vor, dessen Aussagen wesentlich anders lauteten. Er war so eingeschüchtert, daß er eine vollständige Beichte ablegte — trotzdem er sich und vor Allem seine Frau damit belastete."

Und der Polizeivorsteher erzählt mit wenig Worten all' die Vorkommnisse von der Stunde an, da die Parkers den blinden Greis in ihr Haus gelockt, bis zu dem Augenblick, in welchem er, Jack Parker, auf den Hilferuf seiner Frau in das Zimmer geeilt und den Alten todt, auf seiner Gattin liegend, vorgefunden hatte.

„Außer Parkers Aussage, daß er Frau Manfred Skott mit mehreren Herren in sein Haus habe eintreten sehen, wissen Sie nichts über den Verbleib der Dame?" fragt Sir Edward enttäuscht.

„Nichts, gar nichts, obgleich ich mir die größte Mühe gab. Parker sah die Dame nur wenige Augenblicke. Auch war sie nicht anwesend, als der Check seinem Versteck entnommen wurde. Vielleicht weiß Frau Parker mehr — doch schweigt sie hartnäckig."

Sir Edward nimmt dankend Abschied von dem gefälligen Polizeistations-Vorsteher und fährt mit Manfred nach des Letzteren Wohnung. Sein Gewissen ist wieder etwas beruhigt. Es erscheint ihm jetzt vollständig klar: in einem plötzlichen Gefühl der Unabhängigkeit oder vielleicht auch des Schamgefühls, hat seine Schwiegertochter sich entschlossen, ihren eigenen Weg zu gehen, um die Unterstützung ihres Schwiegers nicht annehmen zu müssen. Augenscheinlich besitzt sie Freunde, durch deren Vermittelung sie den Check zu Geld machen wird.

Fast hält er es für unnöthig, noch mehr Zeit und Mühe an die Sache zu verschwenden — doch ein Blick auf Manfred, der schweigsam und in sich gekehrt neben ihm sitzt, bewegt ihn, denselben nach seiner Wohnung zu begleiten. Vielleicht, daß dort eine weitere Nachricht ihrer harret.

Nachdem er den Kutscher bezahlt hat, folgt er seinem Sohne, der hastig die Treppe hinaufgestürmt ist.

Manfred sitzt am Kamin, das Gesicht in beiden Händen vergraben, und schluchzt, als ob ihm das Herz brechen wollte.

„Manfred, was hast Du?"

Schweigend deutet dieser auf zwei Papiere, die er soeben einem Couvert entnommen.

Sir Edward ergreift dieselben und tritt betroffen einen Schritt zurück.

„Ist es möglich — der Check und dieses hier?" murmelt er, indem er nochmals die Zeilen überfliegt.

„Mein über Alles geliebter Gatte! Ich gebe Dir Deine Freiheit zurück und mit ihr Dein Vermögen. Verzeih mir, was ich Dir Böses angethan! Du wirst mich nie wiedersehen. Da ich ohne Dich nicht leben kann, hoffe ich auf baldige Erlösung.
Xenia."

„Ich habe Deinem Weibe bitter Unrecht gethan", sagt Sir Edward tief ergriffen. „Muth, mein Sohn! Wir werden sie finden, ich verspreche es Dir."

Eine Thräne schimmert in seinem Auge.

XXXXIV.

Tage lang sucht Sir Edward mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln nach der verschwundenen Gattin seines Sohnes. Vergebens . . .

Fast gibt er die Hoffnung, sie je wiederzufinden, auf, als ein Ereigniß eintritt, welches ganz unvermuthet die Nachforschungen nach einer ganz anderen Richtung drängt.

Hennings tritt plötzlich hervor und macht eine Menge Angaben, die ein wenig Licht in die dunkle Affaire bringen. Er hat gehört, daß die Parkers, des Mordes verdächtig, sich hinter Schloß und Riegel befinden, und daß Jack bereits gestanden hat. Er hält es für gerathen, hervorzutreten, bevor er vielleicht vom Gericht dazu gezwungen wird. Seine Angaben lassen es bestimmt annehmen, daß Xenia durch den russischen Geheimpolizisten auf die „Wolga" transportirt und mit derselben nach Rußland überführt worden ist.

Sir Edwards Entschluß steht sofort fest. Er verschafft sich all die Legitimationspapiere, welche die englische Regierung einem ihrer hervorragenden Männer zur Verfügung stellen kann, und reist schon am nächsten Abend in Begleitung seines Sohnes mit dem Expreßzug nach Petersburg ab.

Hier erfährt er, daß seine Vermuthung eine richtige war und daß Xenia bereits mit einem Zuge Verbannter auf dem Wege nach Sibirien sei. Er erwirkt beim Zaren einen Rücknahmebefehl und folgt mit Manfred zu Pferde den Spuren des unglücklichen Weibes.

Schon mehrere Tage sind sie unterwegs, und noch immer ist nichts von der Karawane zu sehen. Sie halten in ihrem wahnsinnigen Ritt nur an, um die nöthigste Nahrung zu nehmen und den schweißtriefenden Pferden kurze Rast zu gönnen. Dann geht's wieder weiter — unermüdet, ruhelos. Von Zeit zu Zeit passiren sie lange, niedrige Baracken, deren Nähe sich stets durch dicke, verdorbene Luft verkündet. Mit Schauder betrachtet Manfred diese unwirthlichen Häuser. Er weiß nur zu gut aus Xenia's Beschreibung, daß dort des Nachts die Verbannten wie eine Heerde Thiere zusammengepfercht werden.

Endlich — endlich nehmen seine Augen in weiter Ferne eine schwarze Linie wahr, die sich scharf von der weißen Schneefläche abzeichnet. Das kann nur der Zug der Verbannten sein . . .

Noch wenige Minuten und — er ist eingeholt.

Manfreds Herz klopft zum Zerspringen. Mit Todesangst streift er jedes Gesicht, blickt er in jede Karre, welche die Schwachen und Kranken birgt . . .

Xenia ist nicht unter ihnen.

Sir Edward läßt sich dem Commandanten melden und überreicht ihm den mit dem Siegel des Zaren versehenen Rücknahmebefehl.

„Ich fürchte fast, Sie kommen zu spät, meine Herren", bemerkt dieser ernst in französischer Sprache. „Vorgestern mußten wir Frau Skott in dem Lazareth Nr. 13 zurücklassen. Sie war so schwach, daß wir sie nicht weiter transportiren konnten. Vielleicht treffen Sie die Dame noch lebend — doch ich fürchte fast —" und er zuckt bedauernd mit den Schultern.

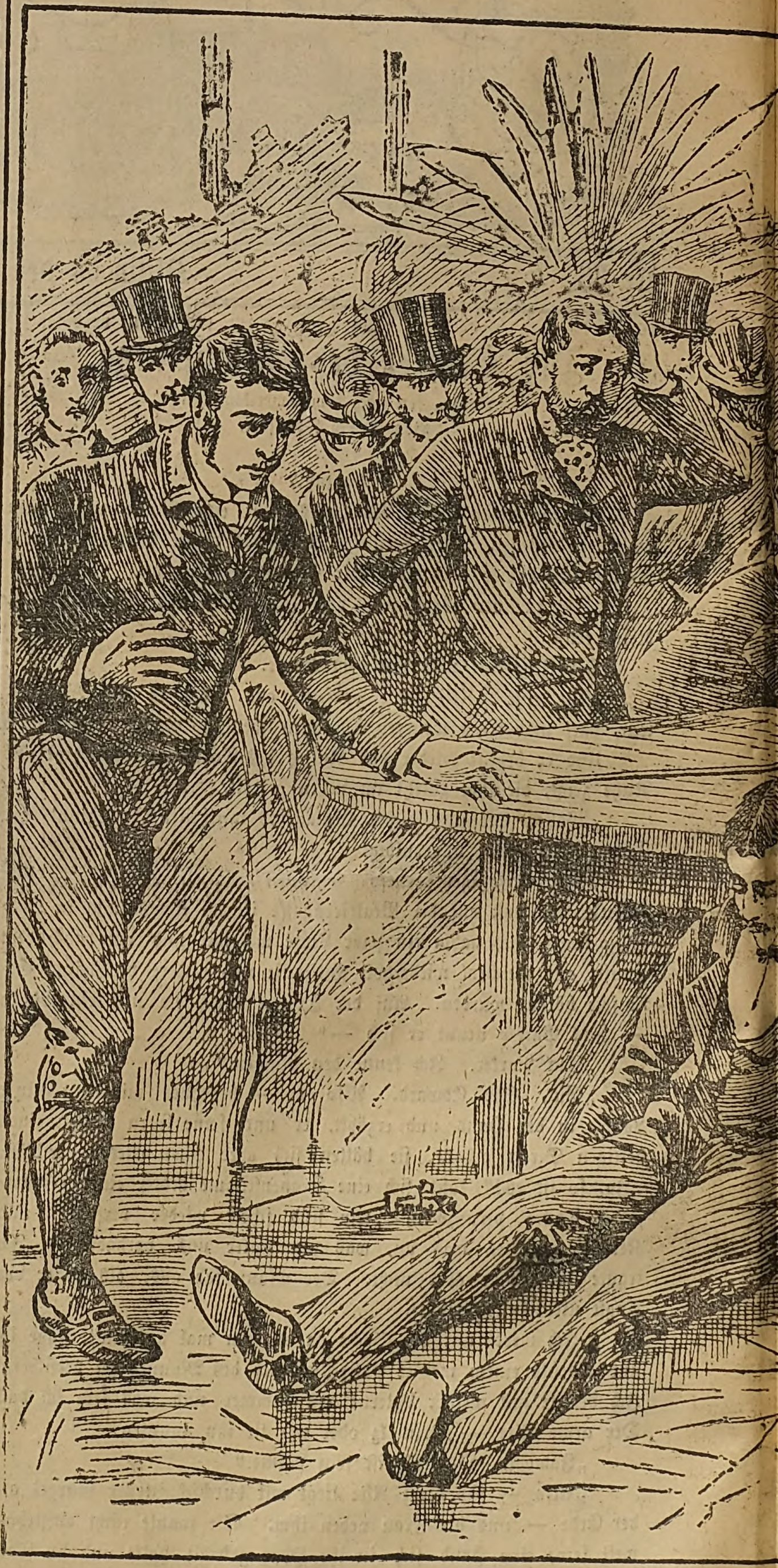
Sofort wenden Sir Edward und Manfred ihre Pferde und jagen zurück — denselben Weg, den sie soeben gekommen.

Jetzt erreichen sie das Baracken-Lazareth Nr. 13 und werden nach Vorzeigen ihrer Papiere von dem Oberarzt nach einem niedrigen Raum geführt.

„Frau Skotts Gedanken sind abwesend", bemerkt dieser ernst, „sie glaubt, in England zu sein und spricht nur noch englisch. Bitte, treten Sie näher — aber behutsam!"

Auf einem schmalen, eisernen Bettgestell liegt Xenia. Sie scheint das Eintreten der beiden Herren nicht zu bemerken. Ihre übergroßen Augen blicken starr in's Leere.

„Xenia!" flüstert Manfreds Stimme.



Ein Selbstmord im Spiel[...]

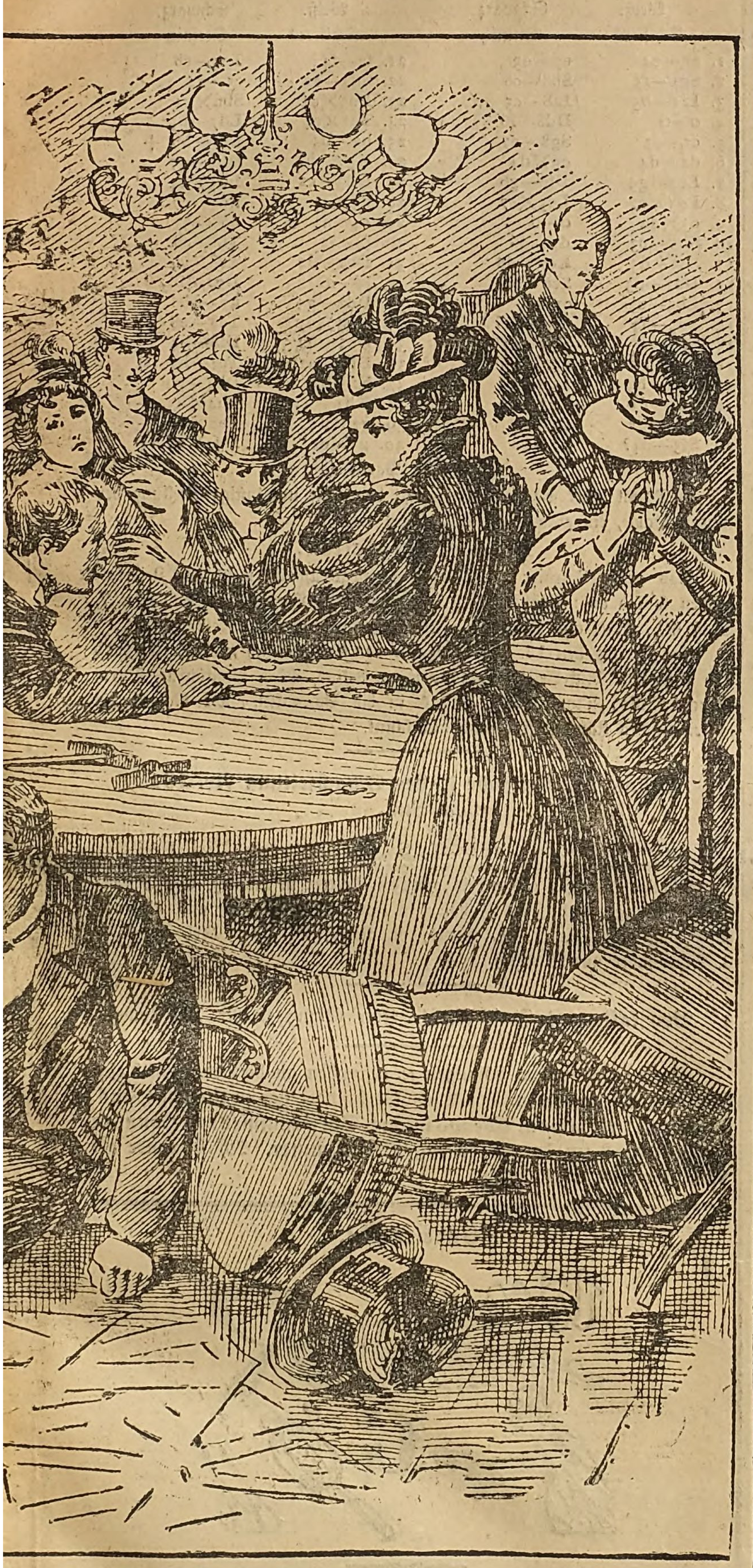
Er sinkt neben ihrem Bett in die Kniee und preßt seine Wange an die ihre. Langsam streichen die schönen, durchsichtigen Finger über seine Züge bis zu der kleinen Locke über seinem Ohr.

„Wer ist das?"

Ihre Stimme ist schwach und doch klingt es wie leise Hoffnung aus derselben.

„Ich — ich Manfred, Dein Gatte, mein Liebling", erwidert er, seinen furchtbaren Schmerz bei ihrem Anblick gewaltsam bekämpfend.

„Manfred! Manfred!" schreit sie auf.



...aale von Monte Carlo.

„Ja, mein Lieb. Ich bin gekommen, um Dich mit mir nach Hause zu nehmen —"

Ein seliges Lächeln verklärt ihre Züge.

„Nach Hause — nach Hause! O, ich wußt' es ja, daß Du kommen würdest . . . Du mußtest mich finden, trotzdem ich meinen Weg verloren hatte. Lieber, lieber Manfred — ach, die Zeit ist mir so lang geworden ohne Dich! . . . Es wird so finster, Liebster, die Nebel steigen vom Wasser auf. Halt mich fest, recht fest, damit ich nicht falle! . . Sieh mal, da fand ich soeben ein paar Blümchen — Du weißt, Crocus aus unserm Garten. Die Blättchen sind noch geschlossen; aber sie werden sich bald öffnen — ja, ganz gewiß, denn Du bist ja bei mir. Und jetzt pfeift auch die Amsel; sie ist so lange still gewesen . . . Wo ist unser Schwalbennestchen? Ach, ich sehe es nicht! . . . Glaubst Du, daß wir den Weg nach Hause finden?"

„Ja — Liebste = ja!"

„Wir wollen uns heute Abend im Kamin ein Feuer machen — es wird kalt. Ich weiß gar nicht, ob ich laufe oder sitze — — meine Füße sind ganz gefühllos. Ich glaube fast, ich fliege. Ja, ja, so ist es — wir fliegen zusammen . . . Ich wollte zwischen dem Schilf unter den Weidenbäumen schlafen — aber ich hielt mich wach — ich wußte ja, Du würdest kommen . . . Und nun bist Du da . . . Was hast Du — Deine Wange ist feucht! Weinst Du? Warum?"

„Ich bin so glücklich, Liebste!"

„Ich auch, ich auch. Sieh, ich weine auch! Sieh, ich wollt so lang schon weinen, aber es ging nicht . . . O, ich liebe dieses Land so sehr — und unser kleines, trautes Häuschen . . . Warum macht uns das Glück traurig, Liebster? . . . Die Sonne geht unter, und die Blume ist geschlossen. Aber die Blume öffnet sich wieder, und die Sonne wird wieder scheinen — nicht wahr!"

„Ich bitte zu Gott, daß es so sein möge, mein Lieb."

„Ich bin so müde — meine Augenlider sind schwer . . . Ich möchte schlafen — mit meinem Arm um Deinen Hals — mit meiner Hand in der Deinen . . . Ach, Manfred, Manfred darf ich immer in Pangbourne schlafen?"

Er antwortet nicht. Die aufquellenden Thränen ersticken die Worte in seiner Kehle. Er schließt die Augen, damit Xenia nicht seine Verzweiflung darin lese . . .

Und wieder öffnen sich ihre Lippen; doch kommen die Worte langsam und schläfrig.

„Gute Nacht, mein — Liebling!" flüstert sie zärtlich. „Es ist — jetzt — ganz dunkel — ganz — aber die — Sonne — wird wieder — scheinen — wieder —"

Die letzten Worte verlieren sich in einem unverständlichen Gemurmel. Ihre Augen schließen sich. Ein glückseliges Lächeln verklärt das ganze Antlitz.

Xenia!" schreit Manfred auf und preßt seine Lippen auf die ihren. Sie sind eiskalt . . .

Xenia Slott hat aufgehört zu athmen.

* * *

Jahre sind vergangen . . .

Xenia schlummert unter dem Blumenbeet neben der Terrasse ihres Häuschens in Pangbourne. Jedes Frühjahr öffnen die Krokus und Schneeglöckchen ihre kleinen Aeuglein und breiten einen duftigen Teppich über die Ruhestätte.

Manfred hegt und pflegt das Plätzchen als sein Theuerstes auf der Welt, und Eveline hilft ihm getreulich dabei.

Die Beiden verkehren miteinander wie traute Geschwister — offen, herzlich, wunschlos. Kein Wort berührt je frühere Vorkommnisse. Der Geist Xenias schwebt über ihnen gleich einem verklärten Engel und lenkt ihre Gedanken ab von allem Irdischen.

Ein Selbstmord im Spielsaale von Monte Carlo.

Den Spielpächtern von Monte Carlo geht es sehr gut. Sie haben sich bereit erklärt, dem Fürsten den Pacht um zwei Millionen Francs zu erhöhen, und überdies gehen sie daran, ein neues Etablissement

um den Preis von zwanzig Millionen Francs zu errichten, denn der Saal im alten Spielhause wird schon zu enge. Die Zahl der Glücksritter, die nach dem zauberisch gelegenen Monte Carlo pilgern, wird immer größer und damit vermehren sich auch die Einnahmen der Spielpächter, denn fast jeder Tag bringt der Bank unermeßlichen Gewinnst. Unser Bild zeigt die aufregende Scene, die sich im Spielsaale von Monte Carlo am 7. d. M. abspielte. Ein junger Russe, welcher in den letzten Tagen 200,000 Rubel verloren hatte, zog im dritten Saale, knapp beim großen Spieltische, einen Revolver hervor und drückte ihn gegen seine Stirne ab, ehe die Anwesenden dies verhindern konnten. Er starb nach wenigen Minuten. Viele Personen eilten herbei, einige Damen fielen in Ohnmacht. Der Russe hatte große Summen auf Roth gesetzt, doch kam sechzehnmal nacheinander Schwarz. Die Croupier setzten das Spiel fort. Was gilt ein Menschenleben in Monte Carlo?!

Humoristisches.

(Ein moderner Narziß.) „Was, Herr Lieutenant, Sie haben sich mit Fraulein Alma verlobt?"

„Ja der gönn' ich mich noch am ehesten!"

(Der Herr Professor im Ballsaal.) „Aber Herr Professor, jetzt hätten Sie mir beinah' meine kostbare Toilette ruinirt!"

Professor (der seiner Dame eine Erfrischung reicht): „Verzeihen Sie, meine Gnädige, ich bin ausgeglitten! . . . Natürlich hat man wieder einmal vergessen, Sand und Asche aufzustreuen!"

(Alter Adel.) „Die Familie Gurgelhausen ist wohl von sehr altem Adel?"

„O freilich! Die haben noch von den Kreuzzügen her — Schulden!"

(Ein Geheimniß.) „Darf ich Ihnen ein Geheimniß anvertrauen?"

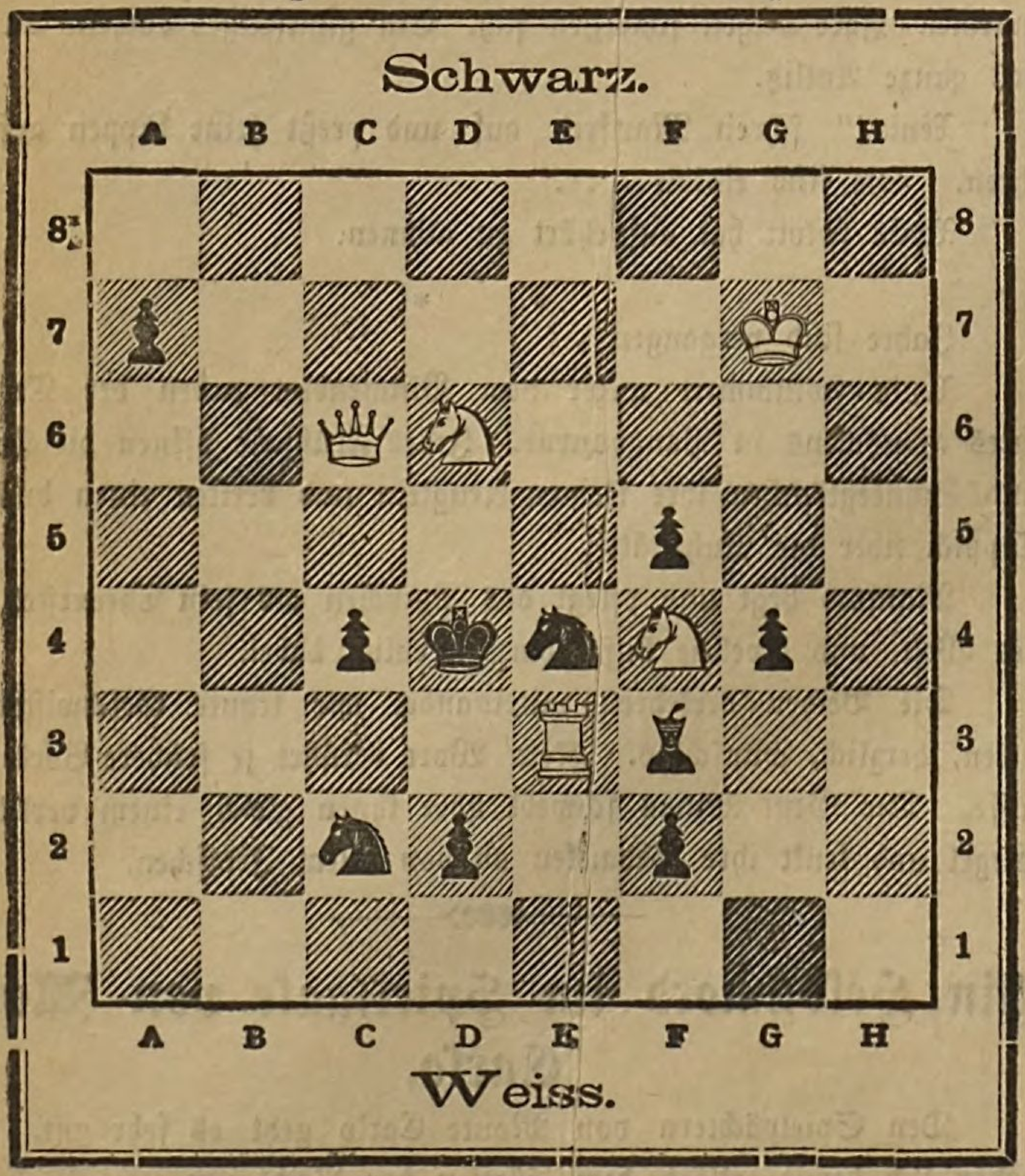
„Bitte sehr!"

„Etwas, was ich Niemanden sonst sagen würde — ich brauche nothwendig 500 Mark. Aber bitte strengstes Stillschweigen."

Schachzeitung № 194.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von O. Tof in Ljubinje.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Wettkampf Steinitz—Schiffers.

Der Wettkampf zwischen Steinitz und Schiffers hat am 4. März zu Rostow am Don begonnen. Die beiden ersten Partien gewann Steinitz. Die nachstehende ist die erste Partie.

Spanische Partie.

	Weiß. Schiffers	Schwarz. Steinitz		Weiß. Schiffers	Schwarz. Steinitz
1.	e2—e4	e7—e5	21.	f2—f4?	Ta8—c8
2.	Sg1—f3	Sb8—c6	22.	Sd4—e2	c5—c4
3.	Lf1—b5	Lf8—c5	23.	Lb3×c4	Sb6×c4
4.	o—o	Dd8—f6	24.	Tc1×c4	Ld7—b5
5.	c2—c3	Sg8—e7	25.	b2—b3	Lc7—b6 +
6.	d2—d4	e5×d4	26.	Kg1—h1	Dh6—g7
7.	Lc1—g5	Df6—g6	27.	Dd3—c2	Lb5×c4
8.	Lg5×e7	Lc5×e7	28.	b3×c4	Tc8—c7
9.	c3×d4	o—o	29.	e4—e5	d6×e5
10.	Sb1—c3	d7—d6	30.	f4—f5	Tf8—c8
11.	Sc3—d5	Le7—d8	31.	Dc2—d2	Tc8×c4
12.	Dd1—d3	Sc6—b8	32.	f5—f6	Dg7—f8
13.	Lb5—c4	c7—c6	33.	Dd2—g5	h7—h6!
14.	Sd5—f4	Dg6—h6	34.	Dg5×e5	Tc8—e8
15.	Sf4—e2	Sb8—d7	35.	De5—b2	Df8—b4
16.	Se2—g3	Sd7—b6	36.	Db2—a1	Tc4—h4 (a)
17.	Lc4—b3	Ld8—c7	37.	h2—h3	Db4—g4
18.	Ta1—c1	Lc8—d7	38.	Kh1—h2	Th4×h3 +
19.	d4—d5?	c6—c5	39.	g2×h3	Te8×e2 +
20.	Sf3—d4?	g7—g6	40.	g3×e2	Dg4×e2 +

Weiß gibt die Partie auf.

a) Damit leitet Schwarz, begünstigt durch die ungünstige Stellung der weißen Dame, ein glänzendes Schlußspiel ein.

Schachneuigkeiten.

Das große Turnier der Wiener Schachgesellschaft weist zur Zeit folgenden Stand auf: Englisch 9, J. Schwarz 8½, Marco und Schlechter 7, Weiß 6½, Judd und Zinkl 5½, Alpin, Halprin und Mandelbaum 4½.

Am Freitag den 13. März begann der Cable-Match zwischen England und Amerika. Auf Seite Englands treten Atkins, Bird, Blackburne, Burn, Locock, Mills, Tinsley und Jomes in die Schranken. Die Namen der amerikanischen Kämpen sind noch unbekannt.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 191 von Bull.

1. Dg2—h2 / Beliebig. 2. D., T., S. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Gg. Gißibl · Ulrich Hüttinger und Jak. Inhofer in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von Mich. Adler, G. Geisel, R. Kern, B. H—., Frl. J. N.— L. Schönhuber und R. Weiß.

Briefkasten: J. J. in K. P. Ihre Lösung zu Nr. 192 stimmt.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das Clublokal befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Bilderräthsel.



Auflösung des Logogriphs in Nr. 32:

Trumpf, Strumpf.

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 32:

Jasminlaube.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 34. Montag den 30. März. 1896

1 (Nachdruck verboten.)

Die Geschichte des Beryll-Kopfschmuckes.

Aus den Erlebnissen eines Privatdetektivs.

„Holmes", sagte ich eines Morgens, während ich an unserm Bogenfenster stand und auf die Straße hinabschaute, „da kommt ein Verrückter des Weges. Ich finde es recht betrübend von seinen Angehörigen, daß sie ihn so allein umherlaufen lassen." Mein Freund erhob sich träge aus seinem Armstuhl und trat, die Hände in den Taschen seines Schlafrocks, hinter mich, um über meine Schulter nach der Straße zu blicken. Es war ein klarer, frischer Februarmorgen, der Schnee vom Tage vorher bedeckte den Boden noch tief nnd glitzerte hell in der Wintersonne. Die Mitte der Straße entlang war derselbe durch den Verkehr in eine braune Masse verwandelt; zu beiden Seiten dagegen und auf den erhöhten Rändern der Fußsteige lag er noch so weiß, wie er gefallen war. Das graue Pflaster der letzteren war, obwohl gekehrt und abgekratzt, trotzdem noch gefährlich glatt, so daß dasselbe weniger belebt war als sonst. In der That war der Herr, dessen sonderbares Benehmen meine Aufmerksamkeit erregt hatte, der einzige Fußgänger, der aus der zur Metropolitan-Station führenden Richtung herkam. Es war ein Mann in den fünfziger Jahren, groß und stattlich, eine vornehme Erscheiuung mit breitem, scharfgeschnittenem Gesichte und von achtunggebietender Gestalt. Er trug dunkle, aber feine Kleidung; schwarzen Gehrock, glänzenden Seidenhut, elegante braune Gamaschen nnd perlgraue Beinkleider von tadellosem Schnitt. Und doch stand sein Auftreten in auffallendem Gegensatz zu dem würdigen Eindruck seines ganzen Aeußern; er lief nämlich in großer Hast und machte dabei von Zeit zu Zeit einen kleinen Sprung, wie bei eintretender Ermüdung Leute zu thun pflegen, die nicht gewohnt sind, ihren Beinen viel zuzumuthen. Während des Laufes fuhr er mit den Händen auf und ab, wackelte mit dem Kopfe und verzerrte sein Gesicht in der merkwürdigsten Weise.

„Was in aller Welt mag nur los sein?" fragte ich. „Er schaut an den Häusern hinauf nach den Nummern.

„Ich glaube, er kommt zu uns," versetzte Holmes und rieb sich die Hände.

„Zu uns?"

„Jawohl; ich vermuthe stark, er beabsichtigt meinen geschäftlichen Rath in Anspruch zu nehmen. Die Anzeichen sehen mir ganz darnach aus. Ha, habe ich es nicht gesagt?"

Bei diesen seinen Worten sprang der Mann pustend und schnaubend auf unsere Hausthüre los und riß an der Klingel, daß das ganze Haus davon widerhallte.

Wenige Augenblicke darauf stand er im Zimmer, noch immer keuchend und mit den Händen umherfahrend, aber mit solch kummervollem und verzweifeltem Ausdruck in seinem starren Blick, daß unsere unwillkürliche Heiterkeit sich mit einem Schlage in mitleidiges Entsetzen verwandelte. Eine Zeit lang vermochte er kein Wort hervorzubringen, vielmehr wiegte er nur den Körper hin und her und zerrte sich an den Haaren, als wäre er daran, den Verstand zu verlieren. Holmes drückte ihn in seinen Armstuhl und setzte sich neben ihn. Dann klopfte er ihm auf die Hand und sprach ihm in der heiteren, beruhigenden Art zu, die ihm so wohl zu Gebote stand.

„Sie haben mich aufgesucht, um mir Ihre Geschichte zu erzählen, nicht wahr?" begann er. „Sie sind ermattet vom raschen Gehen. Bitte, warten Sie nur, bis Sie sich erholt haben, dann wird es mir ein großes Vergnügen sein, Kenntniß von dem kleinen Fall nehmen zu dürfen, den Sie mir zu unterbreiten gedenken."

Eine Minute oder zwei saß der Mann mit schwer arbeitender Brust da, gegen seine Erregung kämpfend. Dann fuhr er sich mit seinem Taschentuch über die Augen, preßte die Lippen zusammen und wandte sein Gesicht uns zu.

„Sie halten mich sicherlich für verrückt?" begann er.

„So viel ich sehe, hat Sie irgend ein schwerer Kummer betroffen," antwortete Holmes.

„Gott weiß es, ja! — Ein Kummer, so plötzlich und so furchtbar, daß ich den Verstand darüber verlieren möchte. Bloßstellung vor der Oeffentlichkeit würde ich zu ertragen gewußt haben, obwohl an meinem Namen bisher noch nie ein Flecken gehaftet hat; Kummer im Privatleben bleibt auch keinem Menschen erspart; aber daß beides zusammen und in solch schrecklicher Gestalt über mich hereinbricht, das hat mich im Innersten erschüttert. Außerdem betrifft die Sache nicht mich allein. Einer der Höchststehenden im Lande kann dadurch in Mitleidenschaft gezogen werden, wenn sich nicht ein rettender Ausweg aus dieser schauderhaften Geschichte findet."

„Bitte, beruhigen Sie sich," erwiderte Holmes, „und sagen Sie mir klar und deutlich, wer Sie sind und was Ihnen begegnet ist."

„Meinen Namen," fuhr der andere fort, „haben Sie vermuthlich schon oft nennen hören. Ich bin Alexander Holder Theilhaber der Bankfirma Holder & Stevenson, Threadneedle-Street."

Dieser Name war uns in der That wohl bekannt als der des älteren Theilhabers des zweitgrößten Privatbankinstituts der City. Was konnte nur vorgekommen sein, um einen der angesehensten Bürger Londons in diese wahrhaft klägliche Verfassung zu versetzen? In höchster Spannung harrten wir, bis er sich mit einer erneuten Kraftanstrengung dazu aufraffte, seine Geschichte zu erzählen.

„Ich fühle," begann er, „daß die Zeit kostbar ist. Deshalb habe ich mich augenblicklich hierher auf den Weg gemacht, nachdem mir der Polizeiinspektor nahe gelegt hatte, mich Ihrer Mitwirkung zu versichern. Ich fuhr mit der unterirdischen Bahn bis nach Baker-Street und bin dann vollends zu Fuße bis hierher gelaufen, denn die Wagen fahren so langsam bei diesem Schnee. Deshalb bin ich so außer Athem, ich mache mir nämlich sonst nur sehr wenig Bewegung. Es ist mir jetzt wieder besser, und ich will Ihnen die Thatsachen möglichst kurz und klar vortragen.

„Es ist Ihnen selbstverständlich sehr wohl bekannt, daß für den schwunghaften Betrieb eines Bankgeschäftes ebensoviel darauf ankommt, lohnende Anlagen für unsere Kapitalien zu finden, als auf die stete

Erweiterung unserer Verbindungen und die immer ausgedehntere Heranziehung von Depositen. Zu den einträglichsten Anlagen gehört die Gewährung von Darlehen gegen unzweifelhafte Pfandsicherheit. Wir haben die paar letzten Jahre viel in dieser Richtung gearbeitet und zahlreichen vornehmen Familien erhebliche Summen auf ihre Gemäldesammlungen, ihre Bibliotheken oder ihr Silberzeug vorgestreckt. Gestern vormittag saß ich in meinem Bureau unseres Bankhauses, als mir einer der Angestellten eine Visitenkarte überbrachte. Wie ich den Namen las, war ich ganz verblüfft, denn es war kein anderer — doch es ist vielleicht auch Ihnen gegenüber besser, ich sage nicht weiter, als daß dieser Name überall und jedermann bekannt ist, einer der höchsten, vornehmsten, erhabensten in ganz England. Ueberwältigt von der Ehre versuchte ich beim Eintritt des betreffenden Herrn etwas dergleichen zu sagen, allein dieser brachte sofort sein geschäftliches Anliegen vor mit einer Miene, als sei es ihm darum zu thun, mit einer unangenehmen Aufgabe möglichst rasch fertig zu werden.

„Herr Holder," begann er, „ich habe gehört, daß Sie sich mit Vorschußgeschäften befassen."

„Allerdings, gegen gute Sicherheit," erwiderte ich.

„Ich sollte ganz nothwendig augenblicklich fünfzigtausend Pfund haben. Ich könnte nun natürlich eine so geringfügige Summe zehnmal bei meinen Bekannten borgen, allein es paßt mir weit besser, die Sache in geschäftlicher Weise abzumachen und zwar persönlich. In einer Stellung wie die meinige ist es, wie Sie unschwer begreifen werden, nicht weise, sich auf Verpflichtungen einzulassen."

„Auf wie lange brauchen Sie diese Summe, wenn ich fragen darf?"

„Nächsten Montag wird mir ein großer Betrag fällig, und und dann werde ich den Vorschuß unfehlbar sammt den Zinsen, die Sie dafür zu berechnen für gut finden, zurückzahlen. Aber es ist ganz wesentlich für mich, das Geld unverzüglich in die Hand zu bekommen."

„Ich würde mir das größte Vergnügen daraus machen, Ihnen die Summe ohne ein weiteres Wort aus meiner eigenen Tasche vorzustrecken, allein es wäre das eigentlich doch mehr, als ich auf mich nehmen darf. Thue ich es aber im Namen der Firma, so muß ich aus Rücksicht für meinen Theilhaber selbst Ihnen gegenüber auf der Beachtung aller geschäftsmäßigen Vorsichtsmaßregeln bestehen."

„Es ist mir viel lieber so", bemerkte er, indem er ein viereckiges schwarzes Maroquin-Etui aufhob, das er neben seinen Stuhl gelegt hatte. „Sie haben ohne Zweifel von dem Beryll-Kopfschmuck gehört?"

„Eines der kostbarsten Stücke unserer Reichskleinodien," versetzte ich.

„Gewiß." Er öffnete das Etui, und darin lag in weichem, fleischfarbenen Sammet gebettet, das wundervolle Schmuckstück.

„Es enthält neununddreißig Berylle von außerordentlicher Größe, und der Werth der Goldfassung läßt sich gar nicht berechnen. Die niedrigste Schätzung würde als Werth des Schmuckes das doppelte der Summe ergeben, die ich verlangt habe. Ich bin bereit, das Stück als Pfand in Ihren Händen zu lassen." Ich nahm das Etui in die Hand und blickte in einiger Verwirrung erst auf dessen kostbaren Inhalt und dann auf meinen hohen Besuch.

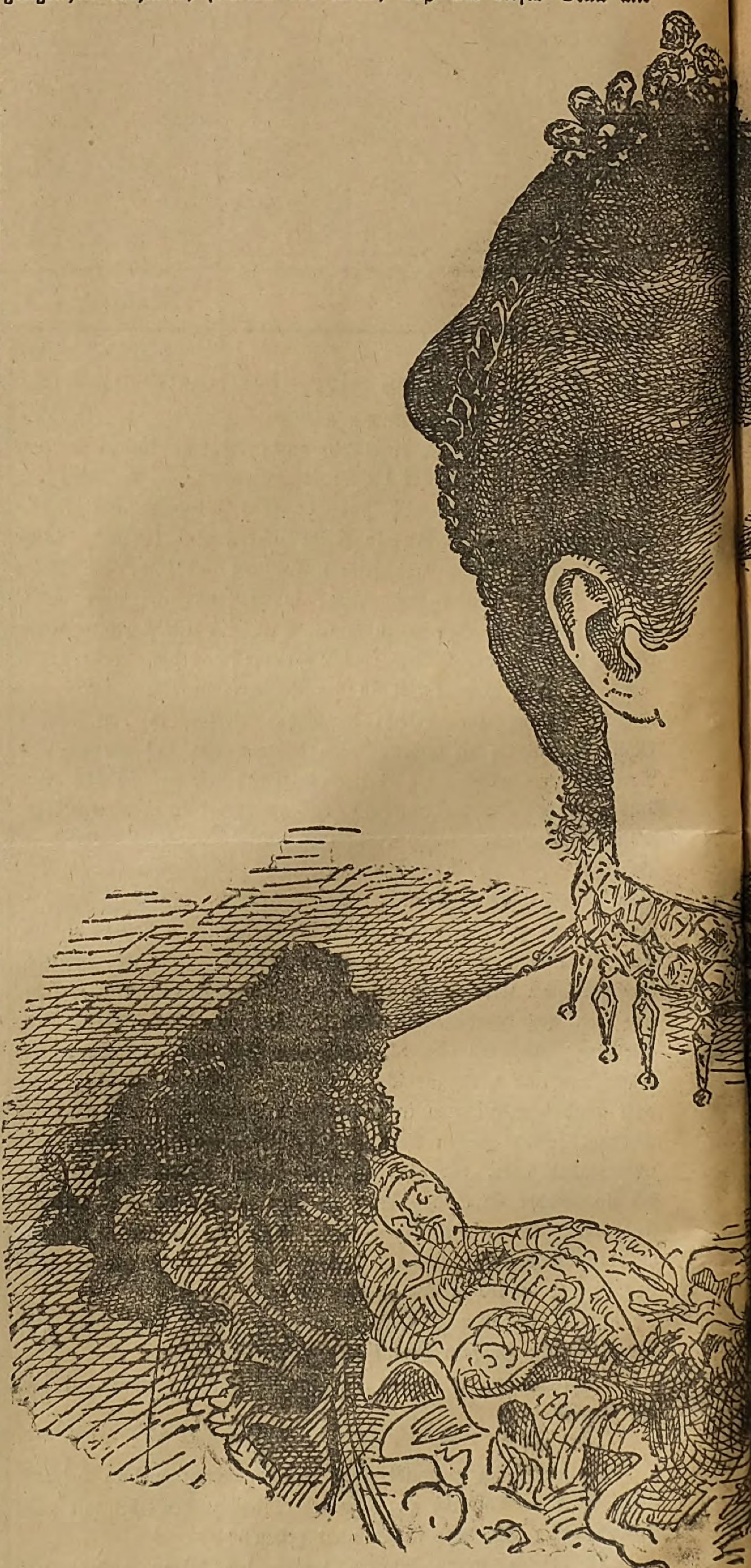
„Sie haben wohl Zweifel über den Werth des Schmuckes?" fragte er.

„Durchaus nicht, ich bezweifle nur —"

„Mein Befugniß zur Verpfändung desselben. Sie können sich beruhigen. Ich würde mir nicht im Traume einfallen lassen, es zu verpfänden, wüßte ich nicht ganz unzweifelhaft gewiß, daß ich es binnen vier Tagen wieder einlösen kann. Es ist eine reine Formsache. Genügt die Sicherheit?"

„Reichlich."

„Sie sehen ein, Herr Holder, daß ich Ihnen einen starken Beweis des Vertrauens gebe, das ich nach allem, was ich von Ihnen gehört habe, in Sie setze. Ich verlasse mich darauf, daß Sie nicht nur verschwiegen sind und sich jeglichen Geredes über die Angelegenheit enthalten, sondern vor Allem, daß Sie dieses Stück mit

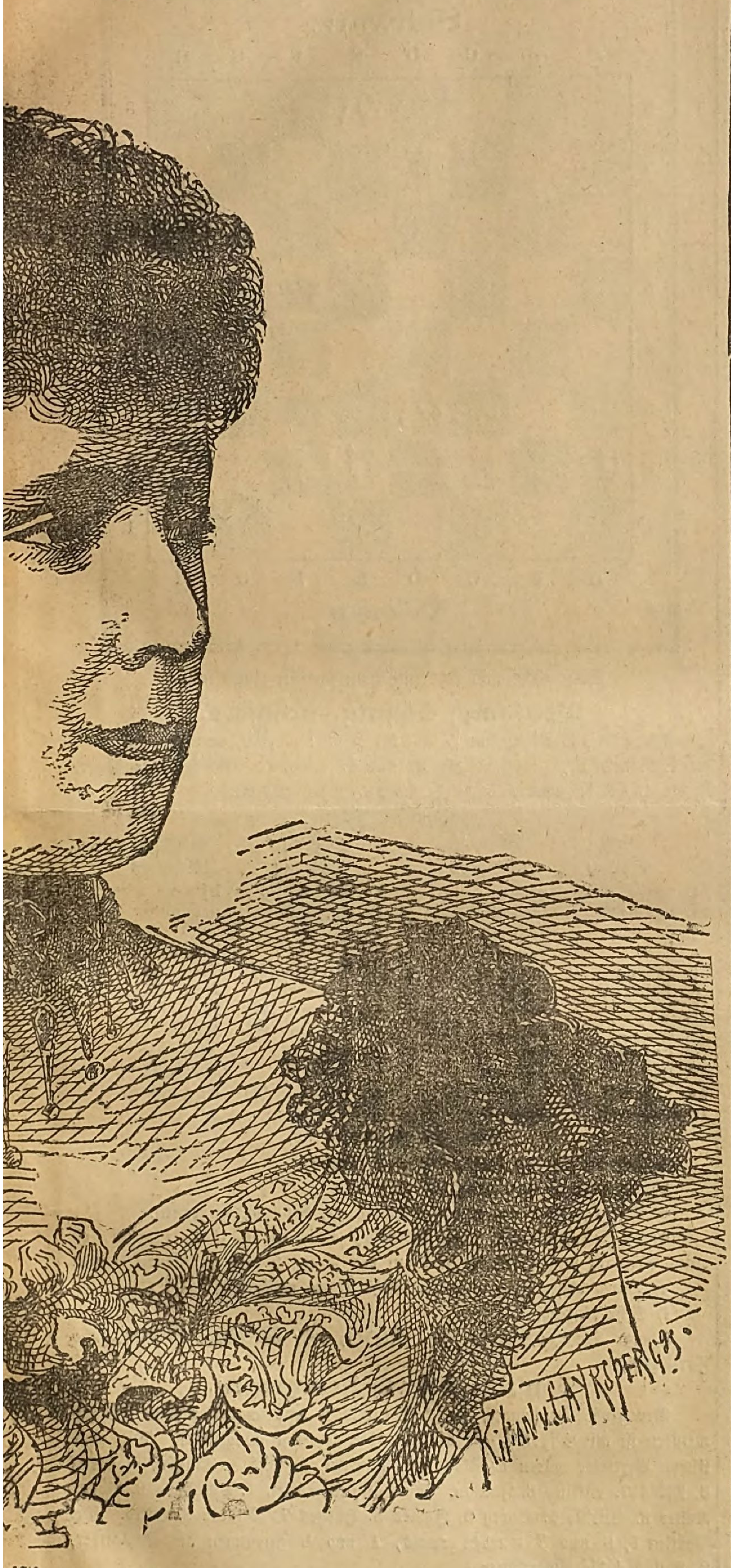


Königin-Regentin M

jeder möglichen Vorsicht aufbewahren, da der geringste Unfall, der demselben zustieße, einen gewaltigen öffentlichen Skandal nach sich ziehen würde. Eine Beschädigung des Schmuckes wäre auch fast so schlimm, wie dessen völliger Verlust, denn es gibt in der ganzen Welt keine Berylle mehr, die diesen gleichkämen, sie wären somit gar nicht zu ersetzen. Trotzdem überlasse ich Ihnen den Schmuck

mit vollem Vertrauen und werde ihn Montag Vormittag persönlich wieder abholen."

„Da ich sah, daß es meinem Besuch darum zu thun war, möglichst rasch fortzukommen, so sagte ich nichts weiter, sondern wies



…ristine von Spanien.

meinen Kassier an, demselben fünfzig Tausendpfundnoten zu behändigen. Als ich jedoch wieder allein war, und das Etui mit seinem kostbaren Inhalt vor mir auf dem Tische stand, vermochte ich nur mit Unbehagen an die ungeheure Verantwortung zu denken, die ich mir damit aufgeladen hatte. Da das Stück zum Reichsschatz gehörte, so mußte unfehlbar das geringste Mißgeschick, das demselben begegnete, einen furchtbaren Skandal verursachen. Ich bedauerte bereits, daß ich mich überhaupt zu dessen Annahme hatte bestimmen lassen. Allein es war jetzt nichts mehr an der Sache zu ändern; so schloß ich denn den Schmuck in meinen eigenen Sicherheitsschrank ein und ging wieder an mein Geschäft. Als es Abend wurde, dachte ich, daß es eine Unvorsichtigkeit wäre, einen derartigen Werthgegenstand im Bureau zu lassen. Diebessichere Schränke bei Banken waren schon mehr erbrochen worden, warum sollte das nicht auch die dem meinigen denkbar sein? Welch' gräßliche Lage für mich, wenn so etwas vorkäme! Ich beschloß deßhalb, während der nächsten Tage das Etui auf Schritt und Tritt bei mir zu tragen und es so thatsächlich keinen Augenblick aus meinem Bereich kommen zu lassen. Mit diesem Vorsatz fuhr ich nach meinem Hause in Streatham und nahm das Schmuckstück mit. Erst als ich dasselbe in meinen Schreibtisch oben in meinem Ankleidezimmer eingeschlossen hatte, athmete ich wieder frei.

„Und nun ein Wort über mein Hauswesen, Herr Holmes, denn ich möchte Ihnen einen gründlichen Einblick in die Sachlage verschaffen. Der Stallbursche und der Hausbursche schlafen außerhalb des Hauses und können somit Beide außer Betracht bleiben. Meine drei Dienstmädchen sind sämmtlich schon seit einer Reihe von Jahren bei mir, und ihre Verläßlichkeit ist über jedem Zweifel erhaben. Dann ist noch ein zweites Kammermädchen da, Namens Lucy Parr, das erst seit wenigen Monaten in meinem Dienste steht. Sie brachte jedoch ein vorzügliches Zeugniß mit, und ich war stets zufrieden mit ihr. Sie ist eine sehr hübsche Person und hat dadurch schon Verehrer angezogen, die sich gelegentlich wohl einmal um das Haus herumtrieben. Das ist das einzige, was wir an ihr auszusetzen fanden, allein wir halten sie für ein durchaus braves Mädchen.

„Soviel von den Dienstboten. Meine Familie ist so klein, daß dieselbe bald beschrieben ist. Ich bin Wittwer und habe einen einzigen Sohn, Namens Arthur. Er hat mich in meinen Hoffnungen getäuscht, Herr Holmes, schmerzlich getäuscht! Gewiß bin ich selbst dabei nicht ohne Schuld. Man sagt, ich habe ihn verzogen. Höchst wahrscheinlich, ja. Als ich mein theures Weib verlor, war er der einzige Gegenstand, den ich für meine zärtlichen Gefühle fand. Ich konnte es nicht ertragen, wenn die Heiterkeit einen Augenblick aus seinen Zügen wich. Ich habe ihm nie einen Wunsch abgeschlagen, Vielleicht wäre es für uns Beide besser gewesen, ich hätte mehr Strenge gezeigt, aber ich meinte es herzlich gut.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Sorgen-Königin.

Unter den Regenten der europäischen Staaten ist wohl keinem ein so schwieriges Herrscheramt zugefallen wie der Königin-Regentin **Maria Cristine von Spanien**, deren wohlgetroffenes Bildniß wir obenstehend unseren Lesern vorlegen.

Seit dem 25. November 1885, wo ihr Gemahl König Alphons XII. starb und sie an Stelle ihres nachgeborenen Sohnes, des Königs Alphons XIII. die Regieuung übernehmen mußte, hatte sie in dem von Parteien zerklüfteten Lande fortwährend mit den größten Sorgen zu kämpfen und dabei unter schwerer Verantwortung die schwierigsten Entscheidungen zu treffen. Der hohen Frau ist es unter so schwierigen Verhältnissen gelungen, nicht nur ihrem königlichem Kinde die so oft arg bedrohte Krone zu erhalten, sondern auch sich selbst die allgemeinsten Sympathien, die Verehrung aller Parteien des Landes und die Bewunderung des In- und Auslandes zu erwerben. Die Königin-Regentin **Maria Christine** ist die Tochter der Erzherzogin **Elisabeth** und Schwester der Erzherzoge **Friedrich, Eugen** und **Karl Stefan** von Oesterreich.

Maria Christine ist am 21. Juli 1858 zu Seelowitz in Mähren geboren, steht also heute im 38. Lebensjahre. Ihr

Söhnchen, König Alphons XIII., wird am 17. Mai d. J. seinen elften Geburtstag feiern.

Literarisches.

Annegarns Weltgeschichte in 8 Bänden. Neubearbeitet und bis zur Gegenwart ergänzt von Dr. A. Enck und Dr. Victor Huyskens. **Siebente** Auflage. Münster, Theissing'sche Buchhandlung.

Annegarns Weltgeschichte war von jeher ein Lieblingsbuch für Volk und Jugend. Die neue Ausgabe hat die Fortschritte der geschichtlichen Wissenschaft sorgfältig benutzt, mehrere Abschnitte sind umgearbeitet oder vollständig neu bearbeitet, dabei ist aber in der Darstellung jene Frische und Anschaulichkeit bewahrt, welche das Werk zu einer so anziehenden Lektüre für Jung und Alt machte.

Die neue Auflage erscheint in halbmonatlichen Heften von 80 Seiten zum Preise von 50 Pfg. pro Heft; das ganze Werk umfaßt deren 32, von denen bereits 26 fertig vorliegen — wird also in ungefähr 4 Monaten vollständig sein.

Humoristisches.

(Vor Gericht.) Richter: „Wodurch fühlen Sie sich also von dem Angeklagten beleidigt?"

Klägerin: „Er hat gesagt, ich wäre das reine Aluminium."

Richter: „Aber das ist doch keine Beleidigung!"

Klägerin: „So, wenn er mich verblümt eine leichte Person nennt?"

(Abkühlung.) Baron (frisch geadelt, seinem Jugendfreunde, einem Eisenhändler, seine Rüstkammer zeigend): „Was gäbest Du doch, wenn Du hättest solche Rüstungen von Deinen Ahnen?"

„Für's Kilo 5 Pfennig!"

(Schmeichelhaft.) Er: „Glauben Sie, daß Sie mich lieben lernen können?"

Sie: „Ich weiß nicht; es ist möglich, ich habe einmal französisch gelernt, das war auch furchtbar schwer!"

(Blasirt.) „Was sagen Sie zu der Entdeckung des Nordpols?" „Noch nie hat mich eine Entdeckung so kalt gelassen!"

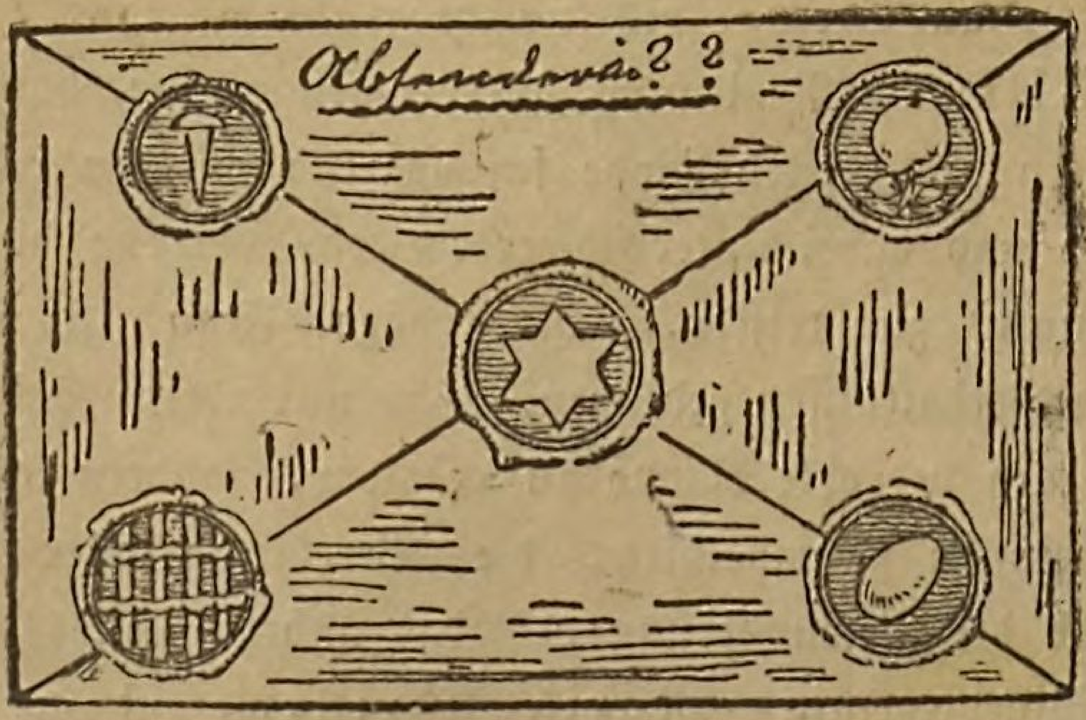
(Zukunftsbild.) „Fräulein Melane — wollen Sie die Meine werden?"

„Aber ich habe ja mein Doktorexamen noch nicht gemacht!"

Logogriph.

Verschied'nes kann dies Wort bedeuten,
Es heißt zum Beispiel „schlimm" und „sehr",
Auch sag' ich's von den geiz'gen Leuten,
Sobald ich's nur von vorn vermehr'.

Bilderräthsel.

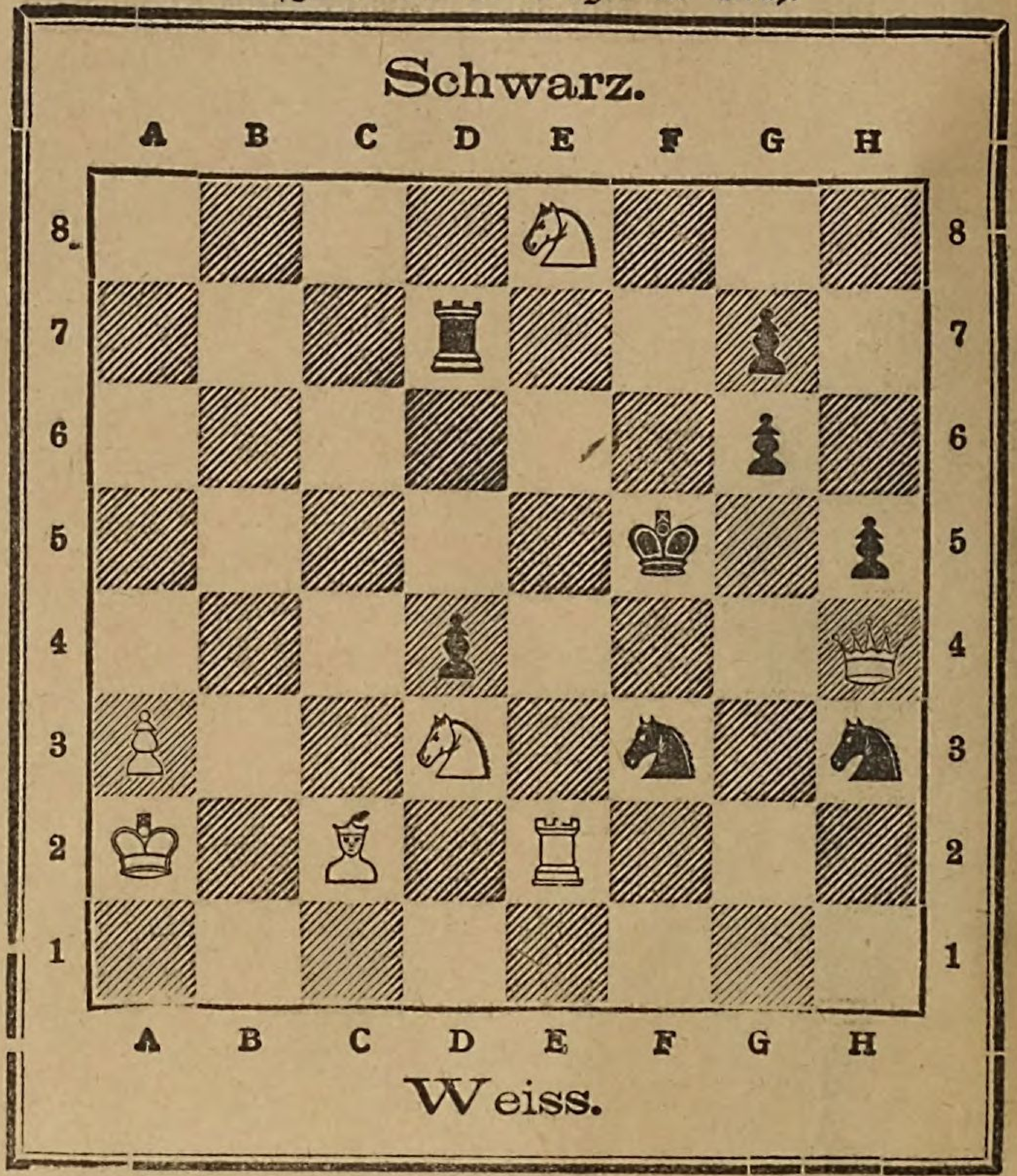


Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 33:
Wer gern gibt, gibt doppelt.

Schachzeitung № 195.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von J. Berger in Graz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Wettkampf Steinitz—Schiffers.

Bis zum 14. März sind 5 Partien gespielt worden, von denen Steinitz die 1. 2. und 5., Schiffers die 3. und 4. gewann. Die folgende Partie ist die 4. des Matches und wurde am 12. März gespielt.

Italienische Partie.

Weiß. Steinitz	Schwarz. Schiffers	Weiß. Steinitz	Schwarz. Schiffers
1. e2—e4	e7—e5	13. a2—a3 (c)	h7—h6
2. Sg1—f3	Sb8—c6	14. Lg5×f6	g7×f6
3. Lf1—c4	Lf8—c5	15. Sb1—c3	Th8—g8
4. o—o	Sg8—f6	16. De1—h4	h6—h5
5. d2—d4	Lc5×d4	17. Tf1—f2 (d)	Td8—g8
6. Sf3×d4	Sc6×d4	18. Ta1—f1	De7—d8
7. f2—f4	d7—d6	19. g2—g3 (e)	f6—f5
8. f4×e5	d6×e5	20. Sc3—d5 (f)	f5—f4
9. Lc1—g5	Dd8—e7	21. Sd5—c3	Sc6—d4
10. Kg1—h1 (a)	Lc8—e6	22. Sc3—e2	Dd8×d4
11. Lc4—d3	o—o—o (b)	23. Se2×d4 (g)	Tg5—g4
12. Dd1—e1	Sd4—c6	24. g3×f4	

Weiß gibt die Partie auf.

a) Auf 10. c2—c3 würde De7—c5 folgen.

b) Schwarz ist nun ganz gut entwickelt.

c) Auf 13. De1—h4 würde Schwarz 13. Sc6—b4 entgegnen.

d) 17. Dh4×h6 sieht zwar bedenklich aus, es ist indeß fraglich, ob dann Schwarz wegen des Druckes auf den Punkt f6 viel ausrichten könnte.

e) Durch diesen Zug wird die weiße Dame vollständig lahm gelegt.

f) Sehr schwach.

g) 23. Se2×f4, e5×f4 24. Dh4×f4 war die einzig noch mögliche Fortsetzung.

Sonstige Schach-Neuigkeiten.

Der große Kablematch zwischen englischen und amerikanischen Schachmeistern ist mit 4½:3½ zu Gunsten der letzteren ausgefallen. Die englischen Vertreter waren 1. Blackburm 2. Burn 3. Bird 4. Tinsley 5. Locock 6. Mills 7. Attkins 8. Jackson. Ihre Gegner waren 1. Pillsbury 2. Showalter 3. Burille 4. Barry 5. Hymes 6. Hodges 7. Delmar 8. Baird. Die Partien 5, 6 und 7 wurden remis, 1 und 8 gewannen die Engländer, 2, 3 und 4 die Amerikaner.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 192 von Schuster.

1. $\frac{\text{d2—d4}}{\text{Beliebig.}}$ 2. D., S, ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von Mich. Adler, G. Geisel, Jos. Geisenhofer, R. Kern, B. H—, Gustav Schmidt, L. Schönhuber, F. B. Schuler und R. Weiß.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. D. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 36. Samstag den 4. April. 1896

3 (Nachdruck verboten.)

Die Geschichte des Beryll-Kopfschmuckes.

Aus den Erlebnissen eines Privatdetektivs.

(Fortsetzung.)

Holmes saß einige Minuten lang mit gerunzelten Brauen und starr auf das Kaminfeuer gerichtetem Blicke schweigend da.

„Sehen Sie viel Gesellschaft bei sich?" fragte er dann.

„Niemand außer meinem Theilhaber mit seiner Familie und gelegentlich einen Bekannten von Arthur. Sir George Burnwell war in letzter Zeit mehreremal da. Sonst, glaube ich kein Mensch."

„Gehen Sie viel in Gesellschaft?"

„Arthur, ja; ich und Mary bleiben zu Hause. Wir machen uns beide nichts daraus."

„Das ist auffallend bei einem jungen Mädchen."

„Sie ist von ruhigem, anspruchslosen Wesen. Außerdem ist sie nicht mehr so jung. Sie ist vierundzwanzig."

„Der Vorfall, den Sie uns soeben geschildert haben, hat anscheinend auch sie schwer getroffen."

„Furchtbar. Sie ist sogar noch gebeugter als ich."

„Und Sie hegen Beide durchaus keinen Zweifel an Ihres Sohnes Schuld?"

„Wie wäre das möglich, da ich doch mit eigenen Augen sah, wie er den Schmuck in der Hand hielt!"

„Ich vermag dies kaum als einen zwingenden Beweis anzusehen. War der Rest des Schmuckes überhaupt beschädigt?"

„Ja, er hatte einen Sprung."

„Glauben Sie denn nicht, daß Ihr Sohn vielleicht versuchte, denselben wieder zusammenzubiegen?"

„Gott lohne Ihnen! Sie thun für ihn und mich, was Sie können; aber das geht über Ihre Kräfte. Was hatte er überhaupt dort zu schaffen? Wenn seine Absicht eine unverfängliche war, warum sagte er es nicht?"

„Ganz gewiß. Aber, wenn er schuldig war, warum brachte er nicht eine Lüge vor? Ich finde, sein Stillschweigen läßt sich im einen wie im anderen Sinne deuten. Der Fall bietet mehrere eigenthümliche Momente. Wie erklärte die Polizei das Geräusch, an dem Sie aufwachten?"

„Sie meinte, das werde wohl durch das Schließen von Arthurs Schlafzimmerthür entstanden sein."

„Außerordentlich glaublich! Als ob ein Mensch im Augenblick, wo er sich zur Ausführung eines Verbrechens anschickt, seine Thür zuschlüge, daß das ganze Haus davon wach wird. Und was meinen sie dann wegen des Verschwindens der Steine?"

„Sie sind noch daran, die Fußböden und das Mobilar zu untersuchen, in der Hoffnung, dieselben dabei aufzufinden."

„Hat man daran gedacht, auch außen um das Haus herum nachzusehen?"

„Jawohl. Die Polizei betreibt die Sache mit ungewöhnlichem Nachdruck. Der ganze Garten ist bereits mit peinlicher Genauigkeit abgesucht worden.

„Nun, mein lieber Herr," sagte Holmes, „ist es Ihnen nicht einleuchtend, daß die Sache viel tiefgründiger ist, als Sie oder die Polizei von vorne herein anzunehmen geneigt waren? — Der Fall kam Ihnen einfach vor, mir scheint derselbe äußerst verwickelt. Stellen Sie sich einmal vor, was Ihre Auffassung alles in sich schließt. Sie nehmen an, Ihr Sohn sei aus seinem Bett heruntergekommen, habe unter großer Gefahr Ihr Toilettenzimmer betreten, Ihren Schreibtisch geöffnet, den Schmuck herausgenommen, an diesem ein Stück gewaltsam abgebrochen, sich sodann an einen dritten Ort begeben und daselbst drei Steine von den neununddreißig so schlau versteckt, daß kein Mensch sie zu finden im stande ist, um dann mit den übrigen sechsunddreißig nach dem Zimmer zurückzukommen, wo er die größte Gefahr lief, entdeckt zu werden. Nun frage ich Sie, läßt sich diese Auffassung halten?"

„Aber was steckt denn dahinter?" rief der Bankier mit einer Geberde der Verzweiflung aus, „wenn seine Absichten harmlos waren, warum erklärt er sich nicht darüber?"

„Das herauszubringen ist unsere Sache," erwiderte Holmes. „Wenn es Ihnen recht ist, Herr Holder, so wollen wir jetzt zusammen nach Streatham fahren und eine Stunde darauf verwenden, uns die Sache ein wenig genauer zu besehen."

Mein Freund bestand auf meiner Begleitung und ich war sehr gerne bereit dazu, denn die Erzählung, deren Ohrenzeuge ich gewesen war, hatte meine Neugier und Theilnahme gleichermaßen erregt. Ich gestehe, daß mir die Schuld des jungen Mannes nicht minder zweifellos erschien als dessen unglücklichen Vater aber trotzdem hatte ich solches Vertrauen auf Holmes' Urtheil, daß ich überzeugt war, die Sache stehe noch nicht hoffnungslos, solange er sich mit der angenommenen Erklärung nicht zufrieden gab. Holmes sprach unterwegs kaum ein Wort, vielmehr saß er, das Kinn auf die Brust gesenkt und den Hut über die Augen gedrückt, in tiefstes Nachdenken versunken da. Der Bankier war angesichts des schwachen Hoffnungsschimmers, den man ihm gezeigt hatte, wie neu belebt, so daß er sich sogar mit mir in eine gleichgiltige Unterhaltung über seine Geschäftsangelegenheiten einließ. Nach kurzer Eisenbahnfahrt mit einem noch kürzeren Weg zu Fuße erreichten wir Fairbank, den bescheidenen Wohnsitz des reichen Finanzmannes.

Es war ein stattliches viereckiges Gebäude aus weißem Werkstein, das etwas hinter der Straßenlinie zurückstand. Ein zweifacher Fahrweg, der in der Mitte einen schneebedeckten freien Platz bildete und gegen die Straße durch zwei große Gitterthore abgeschlossen war, führte von vorne auf das Haus zu. Rechterseits davon befand sich ein kleines Gehölz, durch das man zu einem schmalen Pfade gelangte, der zwischen zwei sauberen Hecken von der Straße aus nach der Küche hinführte und den Eingang für die Lieferanten bildete. Links, und zwar bereits außerhalb des Anwesens, lief ein

Gäßchen vorbei, durch das man zu den Ställen kam und das als allgemeine, gleichwohl selten benützte Durchfahrt diente. Holmes ließ uns an der Hausthüre stehen und ging langsam um das ganze Haus herum, vor demselben auf und ab, den Weg zur Küche entlang, dann hinten herum durch den Garten nach dem Weg zu den Ställen. Er hielt sich dabei so lange auf, daß Herr Holder mit mir unterdessen in's Speisezimmer ging, wo wir beim Feuer auf ihn warteten. Da saßen wir schweigend beisammen als die Thür aufging und eine junge Dame eintrat. Sie war ziemlich über mittelgroß, schlank, schwarzhaarig und schwarzäugig, was gegenüber der vollkommenen Blässe ihres Gesichtes um so mehr hervortrat. Ich glaube, ich habe in meinem ganzen Leben keine solche Todesblässe auf einem Frauengesicht gesehen. Auch ihre Lippen waren blutleer, dagegen ihre Augen vom Weinen geröthet. Wie sie lautlos in das Zimmer glitt, machte sie auf mich einen noch kummervolleren Eindruck als der Bankier am Morgen. Und es war dies an ihr um so auffallender, als sie offenbar ein weibliches Wesen von starkem Charakter mit außerordentlicher Fähigkeit der Selbstbeherrschung war. Ohne mich zu beachten, ging sie geradewegs auf ihren Oheim zu und strich ihm mit sanfter weiblicher Zärtlichkeit über die Stirn.

„Du hast Weisung gegeben, daß Arthur wieder auf freien Fuß gesetzt wird, nicht wahr, Papa?" fragte sie.

„Nein, nein, mein Kind; die Sache muß erst gründlich untersucht werden."

„Aber ich bin so gewiß, daß er unschuldig ist. Du kennst den weiblichen Scharfblick. Ich weiß, er hat nichts Unrechtes begangen, und es wird Dir noch leid thun, daß Du so streng verfahren bist."

„Warum spricht er denn nicht, wenn er unschuldig ist?"

„Wer kann das wissen? Vielleicht aus Unwillen über den Verdacht, den Du gegen ihn hast."

„Konnte ich denn anders, als ihn in Verdacht haben, da er den Schmuck vor meinen Augen in der Hand hielt?"

„Ach, er hatte ihn doch nur aufgehoben, um ihn anzusehen. Oh, glaube, glaube mir doch auf mein Wort, er ist unschuldig. Lasse die Sache fallen und sprich nicht mehr davon. Es ist so entsetzlich, sich unsern guten Arthur im Gefängniß vorstellen zu müssen."

„Ich werde die Sache niemals fallen lassen, bis die Steine gefunden sind — niemals, Mary. Deine Anhänglichkeit an Arthur macht Dich blind für die furchtbaren Folgen, die die Sache für mich hat. Weit entfernt, sie vertuschen zu wollen, habe ich einen Herrn aus London mitgebracht, der sich noch eingehender damit befaßt."

„Diesen Herrn?" fragte sie, indem sie nach mir herumschaute.

„Nein, einen Freund von ihm. Er wünschte, wir sollen ihn allein lassen. Er ist eben drüben in dem Gäßchen bei den Ställen."

„Bei den Ställen?" Sie zog ihre dunklen Brauen in die Höhe. „Was mag er denn dort suchen? Ach, das ist er vermuthlich. Ich hoffe fest," wandte sie sich an Holmes, „daß Sie im Stande sein werden, die Unschuld meines Vetters Arthur an diesem Verbrechen, von der ich ganz fest überzeugt bin, nachzuweisen."

„Ich theile Ihre Anschauung vollkommen und nicht minder Ihre Hoffnung, daß wir den Beweis dafür erbringen werden", entgegnete Holmes, indem er nochmals zur Fußmatte zurückging, um dort den Schnee von seinen Schuhen zu klopfen. „Ich habe wohl die Ehre, mit Fräulein Holder zu sprechen. Dürfte ich vielleicht eine oder zwei Fragen an Sie stellen?"

„Bitte, gewiß, wenn es zur Aufklärung dieser schrecklichen Sache dienen kann."

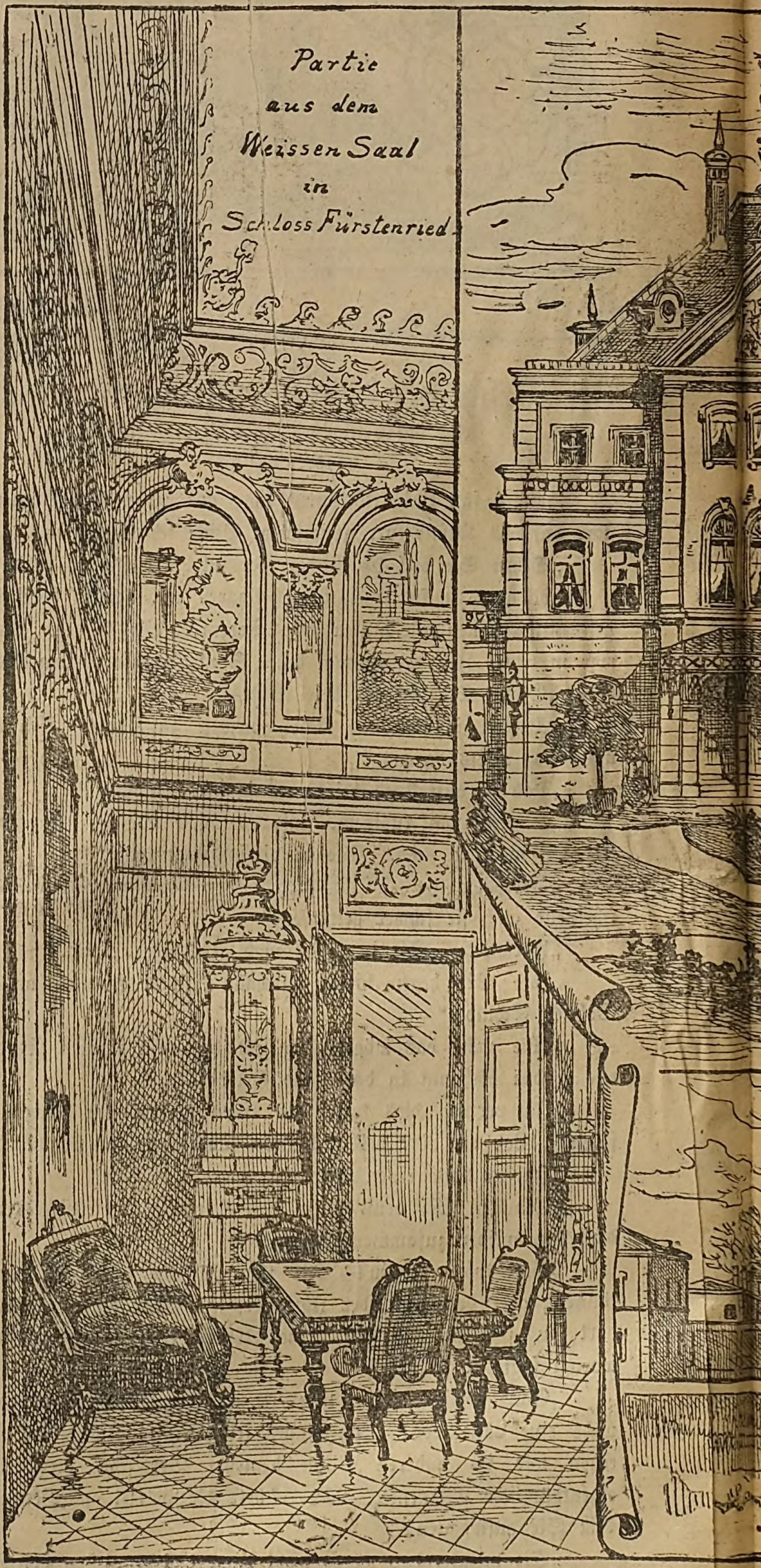
„Sie haben vergangene Nacht selbst nichts gehört?"

„Nichts, bis mein Oheim hier laut zu sprechen anfing. Das hörte ich und daraufhin kam ich herunter."

„Sie haben am Abend vorher die Fenster und Thüren verschlossen. Haben Sie sämmtliche Fenster fest zugemacht?"

„Jawohl."

„Waren dieselben heute Früh noch alle fest zu?"



Das Schloß Fürsten

„Gewiß."

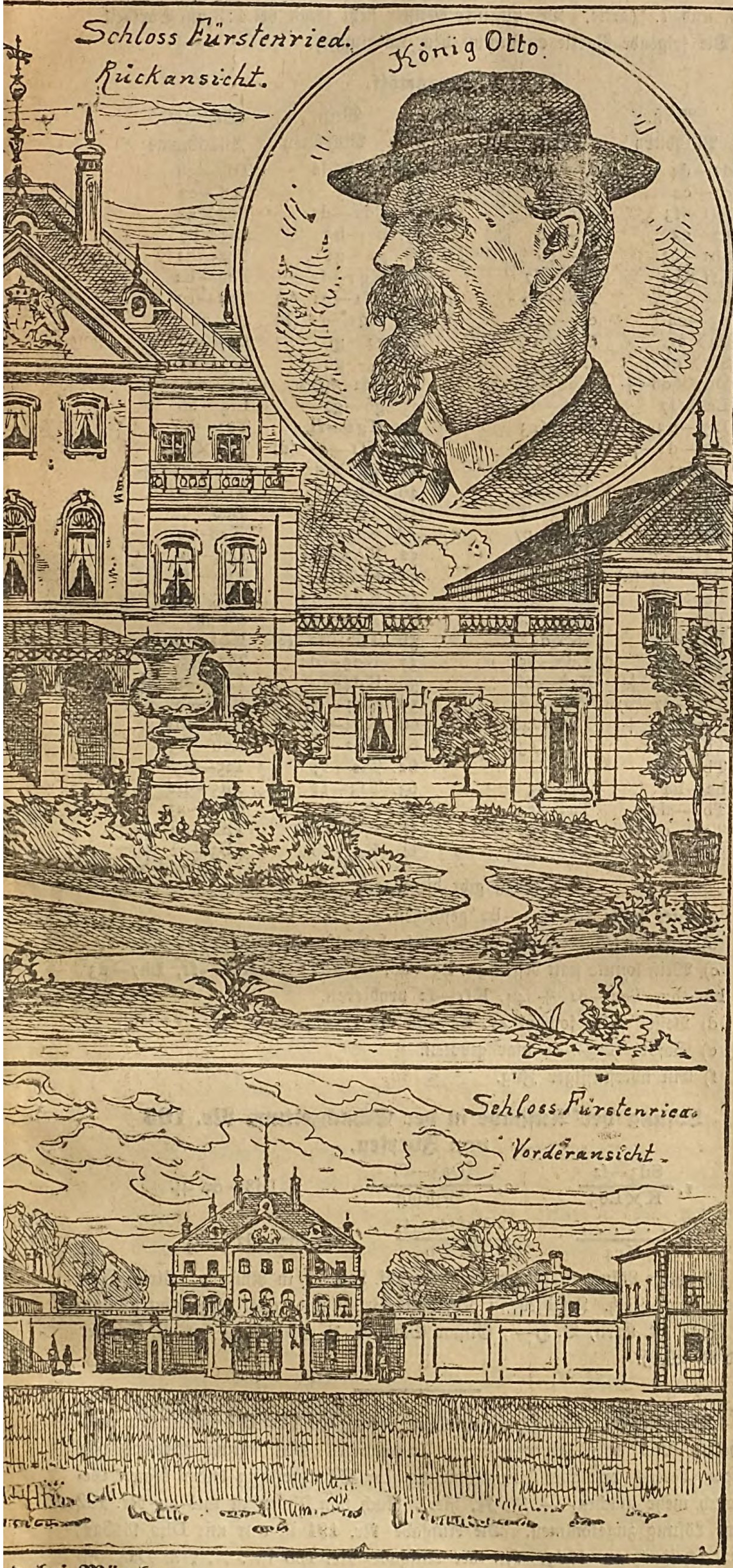
„Eines Ihrer Dienstmädchen hat einen Liebhaber? Sie haben, soviel ich weiß, gestern Abend Ihren Oheim darauf aufmerksam gemacht, daß dieselbe das Haus verlassen habe, um mit ihm zusammenzutreffen?"

„Jawohl, und sie war es eben, die im Wohnzimmer bediente und die dabei vielleicht Onkels Aeußerung über den Schmuck mit angehört hat."

„Aha. Sie vermuthen, sie habe diese ihrem Liebhaber mit-

getheilt und darauf haben dann die beiden zusammen den Diebstahl verabredet."

„Aber wozu dienen denn alle diese unbestimmten Vermuthungen", rief der Bankier ungeduldig dazwischen, „wenn ich Ihnen doch sage,



ed bei München.

daß ich sah, wie Arthur den Schmuck in der Hand hatte."

„Gedulden Sie sich ein wenig, Herr Holder, wir müssen noch darauf zurückkommen. Dieses Mädchen anbelangend, Fräulein Holder, so sahen Sie mit an, wie dasselbe wieder zur Küchenthür hereinkam, nicht wahr?"

„Jawohl. Als ich eben nachsehen wollte, ob die Thüre gut geschlossen sei, schlüpfte sie herein; ich bemerkte auch den Mann draußen im Dunkeln."

„Kennen Sie ihn?"

„O freilich, es ist der Gemüsehändler, der uns den Bedarf ins Haus liefert. Er heißt Francis Prosper."

„Er stand", fuhr Holmes fort, „links von der Thür, also oberhalb derselben?"

„Allerdings."

„Und er hat einen Stelzfuß!"

Hier blitzte etwas wie Angst in den ausdrucksvollen Augen der jungen Dame auf. „Nun, Sie sind ja ein wahrer Hexenmeister", sagte sie, „woher wissen Sie das?" Dabei lächelte sie, aber auf Holmes magerem, scharfgeschnittenen Gesichte fand dieses Lächeln keine Erwiderung.

„Ich möchte nun sehr gerne einmal nach oben gehen. Nachher werde ich voraussichtich noch einmal die Runde um das Haus machen müssen. Vielleicht ist es übrigens zweckmäßiger, ich besichtige die Fenster unten, ehe ich hinaufgehe."

Rasch ging er von einem zum andern; nur bei dem einen großen Fenster, das vom Hausgang nach dem Gäßchen hinausging, hielt er sich länger auf. Dieses öffnete er und untersuchte die Fensterbank auf das sorgfältigste mit seinem starken Vergrößerungsglas. Jetzt wollen wir hinaufgehen," sagte er endlich

Des Bankiers Ankleidezimmer war ein einfach ausgestatteter kleiner Raum, mit einem grauen Teppich belegt, und enthielt einen großen Schreibtisch und einen hohen Spiegel. Holmes ging zunächst auf den Schreibtisch zu und unterzog das Schloß einer genauen Besichtigung.

„Was für ein Schlüssel wurde gewöhnlich dazu gebraucht?" fragte er.

„Eben der, welchen mein Sohn selbst bezeichnet hat. Der Schlüssel zum Buffet unten."

„Haben Sie ihn hier?"

„Dies ist er, der dort auf dem Toilettentisch liegt."

Holmes nahm ihn und schloß den Schreibtisch damit auf. „Er schließt lautlos. Kein Wunder, daß Sie nicht daran aufwachten. In diesem Etui hier befindet sich wohl der Schmuck. Wir müssen einen Blick darauf werfen." Er öffnete das Etui, nahm den Schmuck heraus und legte ihn auf den Tisch. Es war ein Prachtstück der Goldschmiedekunst, und die sechsunddreißig Steine waren die schönsten, die er je gesehen. An dem einen Ende war ein Stück abgebrochen; hier fehlte eine Zacke mit drei Steinen.

„Nun, Herr Holder", sagte Holmes, „dies hier ist die Zacke, die der in so bedauerlicher Weise abhanden gekommenen entspricht. Dürfte ich Sie bitten, dieselbe abzubrechen?"

Der Bankier wich vor Schrecken einen Schritt zurück. „Es fällt mir nicht im Traum ein, so etwas zu versuchen", versetzte er.

„Dann will ich es thun". Holmes versuchte mit einem Ruck seine ganze Stärke daran, allein ohne Ergebniß. „Ich fühle, daß es ein wenig nachgibt", sagte er; „aber obwohl ich ausnahmsweise große Kraft in den Fingern habe, würde ich doch geraume Zeit brauchen, es zu zerbrechen. Ein gewöhnlicher Mensch wäre es nicht im Stande."

(Fortsetzung folgt.)

Das Schloß Fürstenried bei München.

† Nach dem so unvermutheten erschütternden Tode des so hochbegabten geisteskranken Königs Ludwig II., der am 13. Juni 1885 in den Wellen des Starnberger-Sees sein Leben endete, sollte dessen einziger jüngerer Bruder Otto nach der Verfassung des Landes die Regierung Bayerns als König übernehmen, — allein auch dieser war schon seit Jahren ebenfalls von einer schrecklichen geistigen Krankheit heimgesucht, so daß von einer Ausübung der Herrscherpflichten keine Rede sein konnte. Da aber die Staatsverfassung eine Aenderung des

Erbfolgerechtes nicht zuließ, so besitzt Otto I. wohl den Titel „König von Bayern“, aber die Regierung führt dessen Onkel Prinz Luitpold als Prinz-Regent von Bayern.

Der unglückliche König Otto I. hat seinen Wohnsitz in dem zwischen München und dem Starnbergersee einsam gelegenen Schlosse Fürstenried, das in Mitte prächtiger Waldungen und umgeben von schönen Parkanlagen für die leibliche Gesundheit einen ausgezeichneten Aufenthaltsort bietet.

Das Schloß Fürstenried stammt aus den 15. Jahrhundert und hieß früher Boschetsried. Der prachtliebende bayerische Kurfüst Max Emanuel kaufte es und ließ es umbauen, mit dem Namen „Kurfürstliches Jagdschloß Fürstenried“. Auch seit dem Aufenthalte des Königs Otto I. wurden im Innern verschiedene nothwendige Umbauten vorgenommen. Das Befinden des unglücklichen Fürsten ist in geistiger Beziehung tief traurig und nach dem Urtheile der Aerzte unheilbar und hoffnungslos, — während in leiblicher Beziehung sogar die Möglichkeit eines hohen Alters vorhanden ist. Gott schütze unser theueres bayerisches Vaterland!

Auflösung des Quadrat-Räthsels in Nr. 35:

R O B E
O D E R
B E I N
E R N A

Auflösung des Logogriphs in Nr. 35:

Aus, Maus, Emaus.

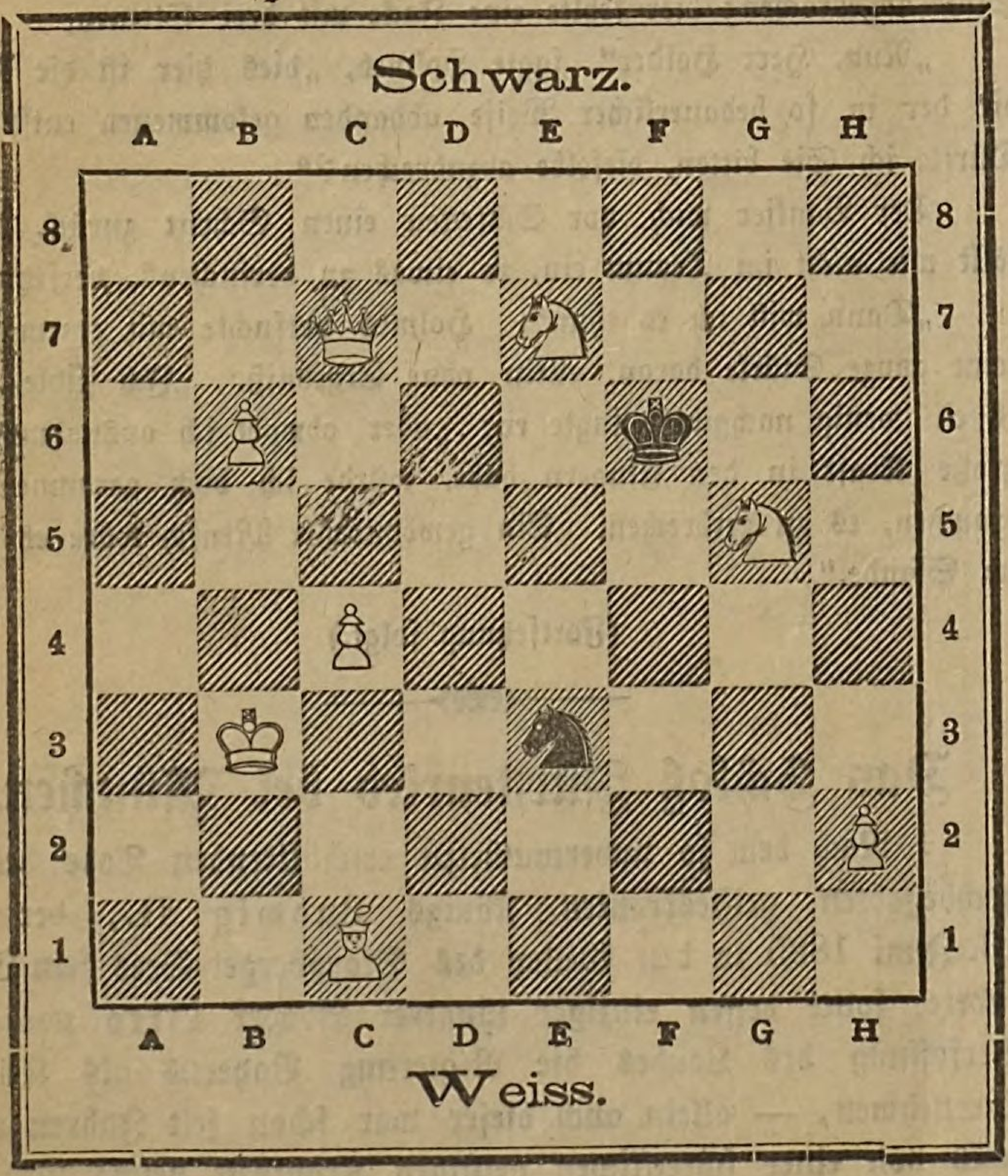
Auflösung des Diamanträthsels in Nr. 35:

W
REH
BRIEF
BRENNER
WEINBERGE
KAPELLE
BARKE
AGA
E

Schachzeitung № 196.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von J. Sütö in Budapest.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Schachneuigkeiten.

Das Meisterturnier der Wiener Schachgesellschaft weist nach der XV. Runde folgenden Stand auf: Englisch 11, Schlechter 10, Marco und Weiß 9½, J. Schwarz 9, Halprin 8, Albin 7½, Tudd und Zinkl 7, Mandelbaum 5½, Horwitz 4½, Fenzl 1½ Gewinnpartien.

Im Wettkampf Schiffers—Steinitz gewann Steinitz die 5., Schiffers die 6. und 7. Partie. Der russische Meister steht somit bei 4:3 am Vortheil

Die folgende Partie entstammt dem Kabelmatch.

Damengambit.

Weiß. Pillsbury	Schwarz. Blackburne	Weiß. Pillsbury	Schwarz. Blackburne
1. d2—d4	d7—d5	34. Td1×d2	Td8—c8
2. c2—c4	d5×c4	35. f2—f3	Tc8—c2
3. Sg1—f3	Sg8—f6	36. Td2—d1	Tc2×a2
4. e2—e3	e7—e6	37. h4—h5	Lf5—h7
5. Sb1—c3	c7—c6	38. g2—g4	Ta2—e2
6. Lf1×c4	Sb8—d7	39. Kg1—f1	Te2—h2
7. o—o	Lf8—d6	40 Kf1—g1	Th2—e2
8. e3—e4	e6—e5	41. Kg1—f1 (c)	a7—a6
9. d4×e5	Sd7×e5	42. g4—g5	Lh7—f5
10. Sf3×e5	Ld6×e5	43. g5—g6	Lf5—h3 +
11. Dd1×d8 +	Ke8×d8	44. Kf1—g1	d3—d2
12. Lc4×f7	Th8—f8	45. g6—g7	Lf5—e6
13. Lf7—b3	Le5×c3	46. Kg1—f1	Te2—h2
14. Tf1—d1 +	Lc8—d7	47. Kf1—g1 (d)	Th2×h5
15. b2×c3	Sf6×e4	48. Td1×d2	Th5—g5 +
16. Lc1—a3	Tf8—f6	49. Kg1—f2	Tg5×g7
17. Td1—d4	Se4×c3	50. Td3—d6	Le6—c4
18. Ta1—e1	Kd8—c7	51. Kf2—e3	Ka8—b7
19. Te1—e7	Ta8—d8	52. Ke3—d4	Lc4—b5
20. Td4—d3 (a)	Sc3—d5	53. f3—f4	Tg7—f7
21. Te7×g7	Tf6—g6	54. Kd4—e5	Lb5—d7
22. Tg7—f7	Kc7—c8	55. Td6—d2	a6—a5
23. Lb3×d5	c6×d5	56. Td2—f2 (e)	Kb7—b6
24. Tf7×h7	Ld7—f5	57. Ke5—d4	Tf7—f5
25. Td3—c3 +	Kc8—b8	58. Kd4—c4	Ld7—e6 +
26. Tc3—c7 (b)	Tf6—a6	59. Kc4—c3	Kb6—b5
27. Tc7×b7 +	Kb8—a8	60. Kc3—b2	Kb5—b4
28. Th7—e7	Ta6×a3	61. Kb2—a1	Le6—b3
29. Tb7—b2	d5—d4	62. Tf2—f3	Tf5—h5
30. h2—h4	d4—d3	63. Tf3—f1	Th5—h2
31. Tb2—d2	Ta3—c3	64. f4—f5	Kb4—a3
32. Te7—e1	Tc3—c2	65. f5—f6 (f)	Th2—a2 +
33. Te1—d1	Tc2×d2	66. Ka1—b1	Lb3—c2 +

Weiß gibt die Partie auf.

a) Hier sollte 20. La3—b2 geschehen.
b) Ein starkes Versehen in einem so bedeutsamen Kampfe.
c) Weiß konnte statt dessen 41. h5—h6, d3—d2; 42. Kg1—f1, Lh7—d3 43. h6—h7, Te2—e1 + 44. Kf1—f2 probieren.
d) Besser wäre sowohl 47. h5—h6 als f3—f4.
e) Sofort Ke5—d4 war geboten.
f) Ein überflüssiger Zug.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 193 von Iversen.

1. Sd3—f2 / K×Le5 2. Da8—f8 / Beliebig 3. Df8—c5 ‡

1. . . . . . / Kc4 2. Da8-a2 + / K×b4 3. Sf2—d3 ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, und Zach. Inhofer in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von G. Geisel R. Kern, B. H—., Gustav Schmidt, L. Schönhuber, J. B. Schuler und R. Weiß.

Briefkasten: G. S. hier. Eine Lösung zu Nr. 191 haben wir nicht erhalten und von Ihrer weiteren freundlichen Mittheilung konnten wir wegen bereits erfolgter Stereotypirung der Schachzeitung leider keinen Gebrauch mehr machen. — **J. R.** hier. Auch von Ihnen ist uns zu Nr. 192 keine Lösung zugekommen. Die Aufgabe Nr. 191 ist nur mit Dh2 lösbar; Te2 scheitert an Kd3. In der Aufgabe Nr. 193 ist . . . . 3. Da4 ‡ nicht möglich wegen b5×a4, und in der Aufgabe Nr. 195 könnte auf 1. Sd6 deßwegen Df4 nicht folgen, weil dieses Feld durch den S auf h5 beherrscht wird.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das Clublokal befindet sich im **Neuen Haus Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer und Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 38. Dienstag den 14. April. 1896

5 (Nachdruck verboten.)

Die Geschichte des Beryll-Kopfschmuckes.

Aus den Erlebnissen eines Privatdetektivs.

(Schluß.)

„Solange sie sich auf dem Schauplatz befand, konnte er nichts unternehmen, ohne das Mädchen, das er liebte, auf's Furchtbarste bloszustellen. Aber sobald sie verschwunden war, machte er sich klar, welch' peinliche Widerwärtigkeiten Ihnen entstehen müßten, und wie unendlich wichtig es sei, daß die Sache wieder in Ordnung komme. Barfuß, wie er ging und stand, eilte er hinab, öffnete das Fenster, sprang in den Schnee hinaus und rannte das Gäßchen entlang, wo er eine dunkle Gestalt im Mondschein bemerkte, die sich aus dem Staube zu machen suchte, allein Arthur holte ihn ein und rang mit ihm, wobei beide an dem Schmuckstück zerrten, Ihr Sohn an einem Ende, sein Gegner am andern. Auf einmal knackte es; Ihr Sohn sah, daß ihm der Schmuck in der Hand geblieben war; darauf eilte er in's Haus zurück, machte das Fenster wieder zu, ging hinauf in Ihr Ankleidezimmer und hatte eben bemerkt, daß der Schmuck im Handgemenge geborsten war; er versuchte denselben wieder zusammenzubiegen, als Sie auf dem Schauplatz erschienen."

„Ist es möglich?" stammelte der Bankier.

„Nun brachten Sie ihn in Wuth, indem Sie ihm alle möglichen Schimpfreden in das Gesicht schleuderten, in einem Augenblicke wo er sich bewußt war, Ihren wärmsten Dank verdient zu haben. Den wahren Sachverhalt konnte er nicht darlegen, ohne ein weibliches Wesen zu verrathen, das sicherlich keine große Rücksicht von seiner Seite verdient hatte. Trotzdem stellte er sich auf den ritterlicheren Standpunkt und wahrte ihr Geheimniß."

„Also darum ihr Schrecken und ihre Ohnmacht beim Anblick des Schmuckes!" rief Herr Holder aus. „O, mein Gott, was war ich doch für ein blinder Narr! Und seine Bitte, auf fünf Minuten vor das Haus gehen zu dürfen! Der liebe Junge wollte nur sehen, ob das fehlende Stück nicht noch auf dem Kampfplatz liege. Wie grausam von mir, wie habe ich ihn verkannt!"

„Sogleich nach meinem Eintreffen ging ich sorgfältig um das ganze Haus herum, um nach Spuren im Schnee zu schauen, die mir von Werth sein könnten. Ich wußte, daß keiner mehr gefallen war seit dem Abend vorher, und daß es unterdessen kalt genug gewesen war, um den Eindrücken in demselben Dauer zu verleihen. Ich ging den Lieferantenweg entlang. Hier war jedoch Alles zusammengetreten, so daß man nichts zu unterscheiden vermochte. Nur gerade oberhalb des Eingangs zur Küche war eine Frauensperson bei einem Manne gestanden, der, nach den runden Spuren seines einen Fußes zu schließen, ein hölzernes Bein trug. Man vermochte sogar zu erkennen, daß sie gestört worden waren, denn die Frauensperson war rasch zur Thüre zurückgelaufen, wie die leichten Eindrücke bewiesen, die ihre Zehen im Gegensatz zur Ferse hervorgebracht hatten, während der Stelzfuß noch eine Zeit lang gewartet und sich dann erst entfernt hatte. Ich dachte mir gleich, es werde das Dienstmädchen und ihr Liebhaber gewesen sein, von denen Sie mir bereits gesprochen hatten, und meine Nachforschungen bestätigten dies auch. Auf meinem Gang durch den Garten konnte ich zahlreiche regellos durcheinanderlaufende Fußspuren bemerken, die ich den Polizeileuten zuschrieb. Als ich jedoch in das Stallgäßchen kam, stand daselbst eine ganze, lange, verwickelte Geschichte in den Schnee geschrieben vor meinen Augen.

„Da war eine zweifache Reihe von männlichen Stiefelspuren und eine weitere Doppelreihe von Eindrücken, die — wie ich zu meiner Freude sah — von den bloßen Füßen eines Mannes herrührten. Auf Grund Ihrer Erzählung war ich augenblicklich überzeugt, daß dieser Mann ihr Sohn sein müsse. Der erste war langsam hinauf- und heruntergegangen, der andeee dagegen war rasch gelaufen, und da sein Tritt an manchen Stellen über den des ersten herging, so war es offensichtlich, daß er nach diesem gekommen war. Bei weiterer Verfolgung fand ich, daß die Fußspuren zu dem Fenster im Hausgange hinführten, wo der mit den Stiefeln so lange gestanden hatte, daß der Schnee völlig weggetreten war. Dann ging ich den Spuren bis zu ihrem andern, etwa hundert Ellen abwärts in dem Gängchen befindlichen Ende nach. Ich fand eine Stelle, wo der in den Stiefeln sich umgewendet hatte und der Schnee aufgewühlt war, als hätte daselbst ein Kampf stattgefunden, eine Vermuthung, welche durch ein paar Blutstropfen, die im Schnee zu sehen waren, ihre Bestätigung fand. Der mit den Stiefeln war sodann rasch das Gäßchen hinabgelaufen, und eine zweite kleine Blutspur zeigte mir, daß er es war, der die Verwundung erhalten hatte. Auf der Straße draußen ließ sich die Spur nicht weiter verfolgen, da der Fußsteig inzwischen gesäubert worden war.

„Nach meiner Rückkehr ins Haus untersuchte ich, wie Sie sich erinnern, den Sims und den Rahmen an dem Gangfenster mit einem Vergrößerungsglas, und konnte dabei sogleich erkennen, daß Jemand hinausgestiegen war. Ferner vermochte ich die Umrisse eines nassen Fußes zu unterscheiden, den Jemand beim Hereinsteigen aufgesetzt hatte. Nun fühlte ich mich allmählig im Stande, mir ein Bild von den Vorgängen zu machen. Ein Mann hatte vor dem Fenster gewartet, bis ihm Jemand die Steine hinaus brachte, Ihr Sohn hatte die That mit angesehen, den Dieb verfolgt und mit diesem gerungen, wobei sie Beide an dem Schmuckstück zogen und dieses so mit vereinter Kraft in einer Weise beschädigten, wie dies keinem von Beiden allein möglich gewesen wäre. Ihr Sohn trug die Siegesbeute davon, hatte jedoch ein Stück derselben seinem Gegner in den Händen lassen müssen. So weit war ich im Reinen. Die Frage war nun, wer war dieser Letztere, und wer hatte ihm den Schmuck hinuntergebracht?

„Es ist ein alter Grundsatz von mir: wenn man einmal das Unmögliche ausgeschlossen hat, daß dann das, was übrig bleibt, so unwahrscheinlich es sein mag, die Wirklichkeit enthalten muß. Nun wußte ich, daß Sie den Schmuck nicht hinunter gebracht hatten.

demnach blieben nur noch Ihre Nichte und die Dienstmädchen übrig. Aber wenn es eines der Dienstmädchen war, warum hatte sich Ihr Sohn dann an Stelle desselben anschuldigen lassen? Dafür war kein vernünftiger Grund zu finden. Da er jedoch seine Base liebte, so lag darin eine vortreffliche Erklärung für sein Bestreben, deren Geheimniß zu wahren — um so mehr, als dieses Geheimniß ein unangenehmes war. Wenn ich dann weiter bedachte, daß Sie dieselbe an jenem Fenster gesehen hatten, und daß sie, als sie den Schmuck wieder erblickte, in Ohnmacht gefallen war, so wurde meine Vermuthung zur Gewißheit.

„Und wer konnte es sein, mit dem sie unter der Decke steckte? Ein Geliebter offenbar, denn wer sonst wäre im Stande gewesen, über die Liebe und Dankbarkeit, die sie für Ihre Person empfinden mußte, den Sieg davon zu tragen? Ich wußte, daß Sie wenig ausgingen und Ihr Bekanntenkreis ein sehr beschränkter war. Allein zu diesem letzteren gehörte Sir George Burnwell. Ich hatte schon früher erfahren, daß er bei den Frauen übel berüchtigt sei. Von ihm mußten die Stiefelspuren herrühren, in seinem Besitze mußten sich die Steine befinden. Er wußte sich zwar von Arthur entdeckt, trotzdem durfte er sich mit der Hoffnung schmeicheln, unbehelligt zu bleiben, denn der junge Mann konnte ja kein Wort sagen, ohne seine eigene Familie bloszustellen.

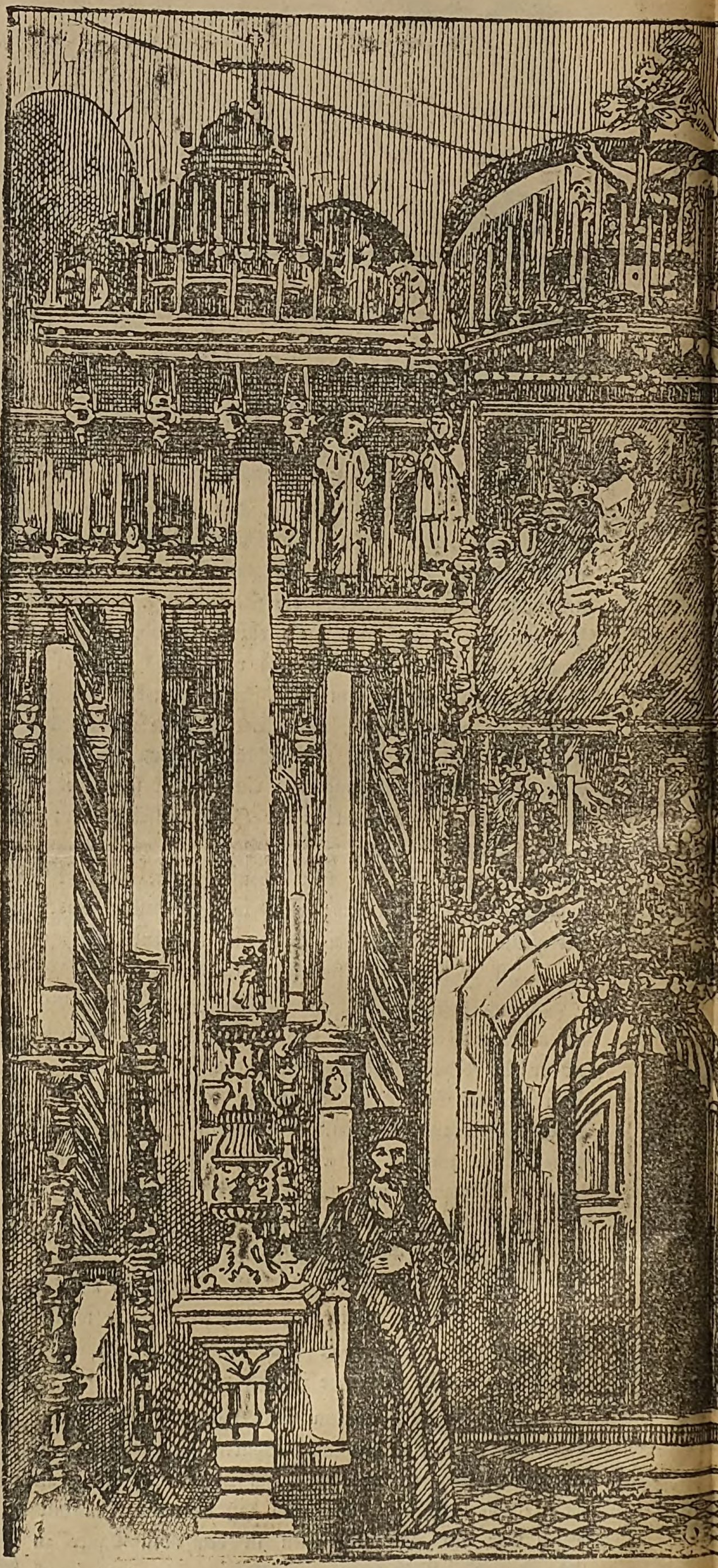
„Nun werden Sie sich vollends ohne Mühe selbst denken können, welches die Schritte waren, die ich zunächst that. Ich begab mich als Trödler verkleidet, in Sir Georges Wohnung, wo ich mit dessen Diener Bekanntschaft anzuknüpfen wußte, und erfuhr, daß sich sein Herr am Abend vorher am Kopf verletzt habe, und stellte endlich durch eine Ausgabe von sechs Schilling vollends die ganze Wahrheit fest, indem ich ein paar alte Stiefeletten von ihm kaufte. Ich nahm diese mit nach Streatham, wo ich mich überzeugte, daß dieselben vollkommen in die Fußspuren paßten."

„Ich bemerkte gestern allerdings einen Strolch in abgerissener Kleidung vor meinem Hause," warf Herr Holder ein.

„Nun eben. Das war ich. Nachdem ich meines Mannes sicher war, wechselte ich zu Hause die Kleider. Nun harrte meiner noch eine heikle Aufgabe; denn ich sah ein, daß, um Aufsehen zu vermeiden, keine gerichtliche Verfolgung der Sache stattfinden dürfe, und wußte, ein solch abgefeimter Schurke würde sofort durchschauen, daß uns in dieser Sache die Hände gebunden seien. Ich suchte ihn also auf. Zuerst leugnete er natürlich Alles. Als ich ihm jedoch sämmtliche Einzelnheiten des Hergangs vorhielt, machte er Miene, gewaltthätig zu werden und nahm einen Todtschläger von der Wand. Ich kannte meinen Mann und drückte ihm, ehe er zuzuschlagen im Stande war, eine Pistole an die Stirn. Nun wurde er etwas vernünftiger. Ich erklärte ihm, wir seien bereit, ihm die Steine abzukaufen, und zwar um tausend Pfund das Stück. Diese Eröffnung entlockte ihm zum erstenmal ein Zeichen des Bedauerns. „Nun, so fahrt zum Henker!" rief er, „ich habe sie alle zusammen für sechshundert Pfund losgeschlagen." Durch die Zusage, daß jede Verfolgung der Sache unterbleibe, brachte ich ihn bald so weit, mir die Adresse des Käufers der Steine zu geben. Augenblicklich machte ich mich dorthin auf und erhielt endlich nach langem Feilschen unsere Steine für tausend Pfund das Stück. Dann ging ich noch bei Ihrem Sohne vorbei, um ihm mitzutheilen, daß Alles in Ordnung sei, und begab mich endlich gegen zwei Uhr in mein Bett nach einem Tagewerk, das gewiß ein schweres genannt werden darf."

„Einem Tagewerk, durch das Sie dem Vaterland einen schlimmen Skandal erspart haben", versetzte der Bankier, indem er sich erhob. „Die Worte fehlen mir, um Ihnen meinen Dank gebührend auszudrücken, aber Ihre Leistung soll Ihnen nicht unbelohnt bleiben. Ihr Scharfsinn übersteigt in der That Alles, was ich je Aehnliches gehört habe. Aber jetzt muß ich zu meinem lieben Jungen eilen, um ihm das Unrecht abzubitten, das ich ihm gethan habe. Was die arme Mary betrifft, so bin ich durch Ihre Auskunft über sie im Innersten erschüttert. Mir zu sagen, wo sie jetzt sein mag, dazu reicht aber freilich selbst Ihr Scharfsinn nicht hin."

„Ich glaube, wir dürfen kecklich behaupten," erwiderte Holmes,

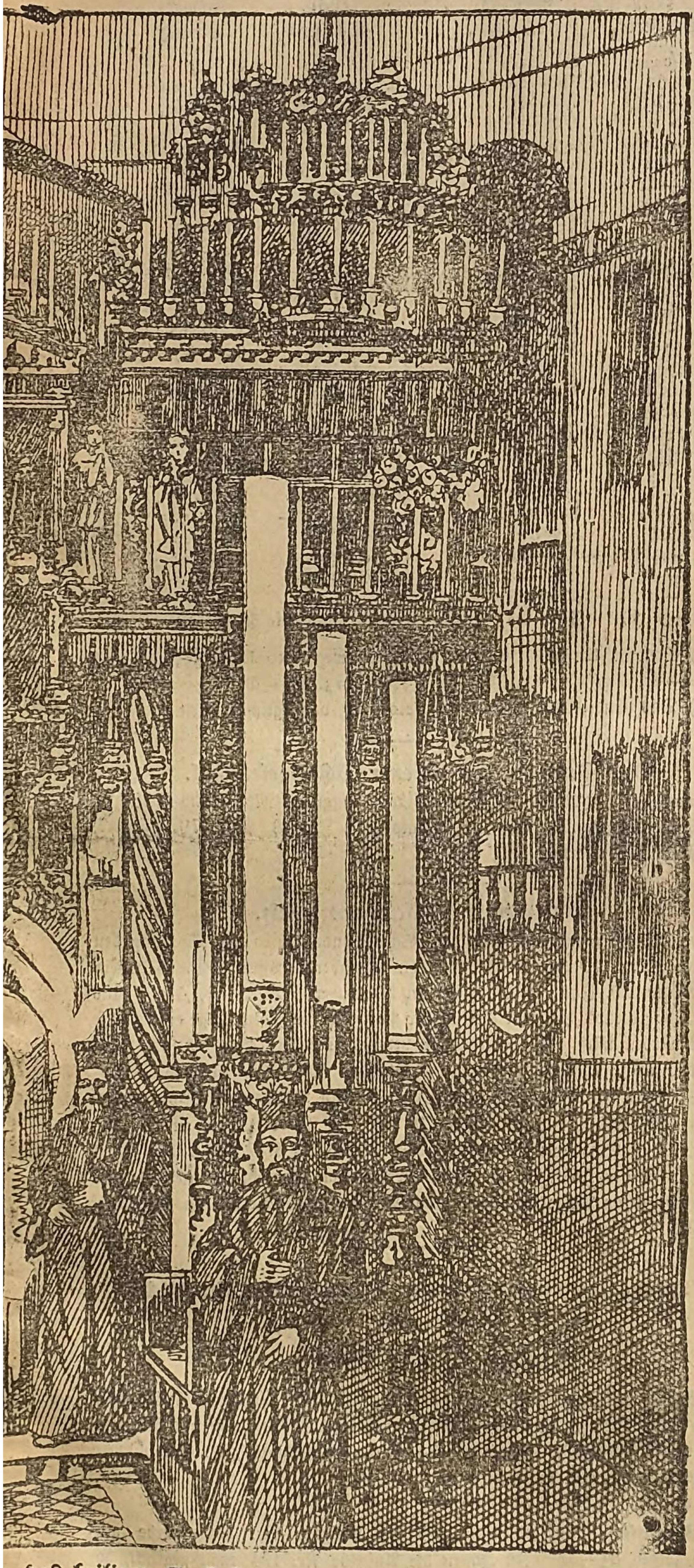


Der Eingang in die K...

„wo Sir Georg Burnwell ist, da befindet sie sich ebenfalls. Und nicht minder sicher ist es, daß sie für alle ihre Sünden gar bald ihre Strafe in mehr als genügendem Maße erhält."

Der Eingang in die Kapelle des hl. Grabes.

Wir zeigen heute unseren Lesern den Eingang zu der heiligen Grabeskapelle in Jerusalem, der zu dem letzten und innersten der



... e des heiligen Grabes.

Heiligthümer in der Via dolorosa führt. Die Kapelle bildet ein längliches Gebäude, das ringsum mit Pilastern und anderen Zierraten im Rococostyl geschmückt ist. Die ganze Kapelle ist um 8 Meter lang und fünfeinhalb Meter breit. Vor der Thür derselben befindet sich ein von zwei Steinbänken und großen Leuchtern umgebener Vorplatz. Das Innere der Grabkapelle ist in zwei Abtheilungen geschieden, von denen die vordere die Engelskapelle heißt, die zweite Abtheilung, ein niedriger, kleiner Raum, enthält das heilige, von Mormorplatten bedeckte Felsengrab. Von der Decke des Gemaches hängen 43 Ampeln aus edlem Metalle herab, welche durch die Wappen Oesterreichs, Spaniens und anderer Mächte als Geschenke des Abendlandes bezeichnet sind. Diese Ampeln werden stets brennend erhalten. Die höchste Feierlichkeit findet von altersher am Charsamstag vor dem heiligen Grabe statt.

Zur alten Sittenpolizei in Regensburg.

In einem Hansgerichts-Protokoll der alten Reichsstadt Regensburg vom J. 1625 heißt es u. a.: „Tanzen ohne Mantel mit Verdrehen" betr.

Johann und Rosali Wachtmeister, die auf die Anzeige des Marktknechtes Wurm sich in einer Hochzeit nicht nur etliche male verdreht, sondern auch ohne Mantel getanzt hat, hätte ohne Weiteres Strafe verdient; weil er jedoch sich mit Nichtwissen des Mandats entschuldigt, so wurde sie ihm erlassen und bloß verwiesen, mit dem Auftrage, sich förderhin so zu erzeigen, wie es einem ehrsamen Gaste gebührt.

Noch im J. 1709 erließ der Magistrat in demselben Betreffe ein Dekret, worin er seinen Bürgern die alten Verordnungen einschärft. Es heißt hier wörtlich:

Demnach Ein Wohl Edler, Hoch und Wohlweiser Herr Stadt-Cammerer und Rath mit dero sonderbahreem Mißfallen vernehmen müssen, was massen auf denen in öffentlichen Wirthshäusern, wie auch auf der Waag haltenden Hochzeiten eine große Unordnung in dem Tanzen wiederum einzureissen beginne, dergestalten, daß Ihrer viele von denen Mannspersonen nach althergebrachter sittlicher Observanz, weder zu den Ehren- noch anderen gemeinen Tänzen den Mantel nicht umbehalten wollen, ja wohl gar Einige, gleichsam zum Spott, allerhand Unziemliches damit zu treiben, und die Mäntel bald um den einen Arm zu schlingen, bald von den Schultern völlig ab- und rings den Leib herum gewickelter zu nehmen, sich nicht entblöden, annebenst auch keine Scheu tragen, in die noch nicht völlig verbrachte Ehren-Tänze sich ungebührlich einzuthun, oder auch sonst Einer dem Andern mit Ungestüm einzutanzen, und nicht weniger ohne einigen Respekt gegen die von höherer Condition, Würde und Ehren auf dem Tanzboden mit anwesende Hochzeits-Gäste Unziemlichkeiten zu unternehmen; dieses unartige Benehmen aber der alten Zucht und Ehrbahrkeit, mithin aller bürgerlichen Wohlanständigkeit zuwider lauffet;

Als befehlen Ihre Wohl Edel Vest und Herrlichkeit allen und jeden ihrer Jurisdiktion untergebenen Bürgern, Schutzverwandten und Inwohnern, verheyrathet und ledigen Standes, daß Sie oder die Ihrige auf Hochzeiten bey und unter dem Tanzen die Mäntel vom Anfang bis zu Ende, wie sich's geziemet, ehrbahrlich umbehalten; und der in Ehren zulässigen Fröhlichkeiten mit gehöriger Modesti sich also gebrauchen sollen, damit die ehemalige gute Ordnung erhalten und Niemand der Ungebühr beschuldiget werden möge. Der oder diejenigen aber, so diesem Obrigkeitlichen ernsten Geboth zuwider leben, sollen mit 3 Reichsthaler, wohl auch befindenden Dingen nach, mit höherer Straffe angesehen werden. Wornach sich Jedermänniglich zu achten.

Decretum in Senatu, den 25. Februarii 1709.

Adlersberg.

Etwa $1^1/_2$ Stunden von Regensburg entfernt, rechts von der alten Nürnberger Straße, auf einer Anhöhe, liegt Adlersberg (richtiger Arlesberg), bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein Frauenkloster des Dominikaner-Ordens, früher in dem nahen Pettendorf. Zur Zeit der Reformation entwich (1523) die Abtissin Kätchen

Hinzenhauser mit dem damaligen Prior der Dominikaner in Regensburg, Moritz Fürst, nach Nürnberg, wo sie, der neuen Lehre zugewendet, sich ehelichten. Nur noch kurze Zeit dauerte der Bestand des Klosters; später eine Hofmark, befindet sich daselbst gegenwärtig noch ein Oekonomiegut mit Brauerei.

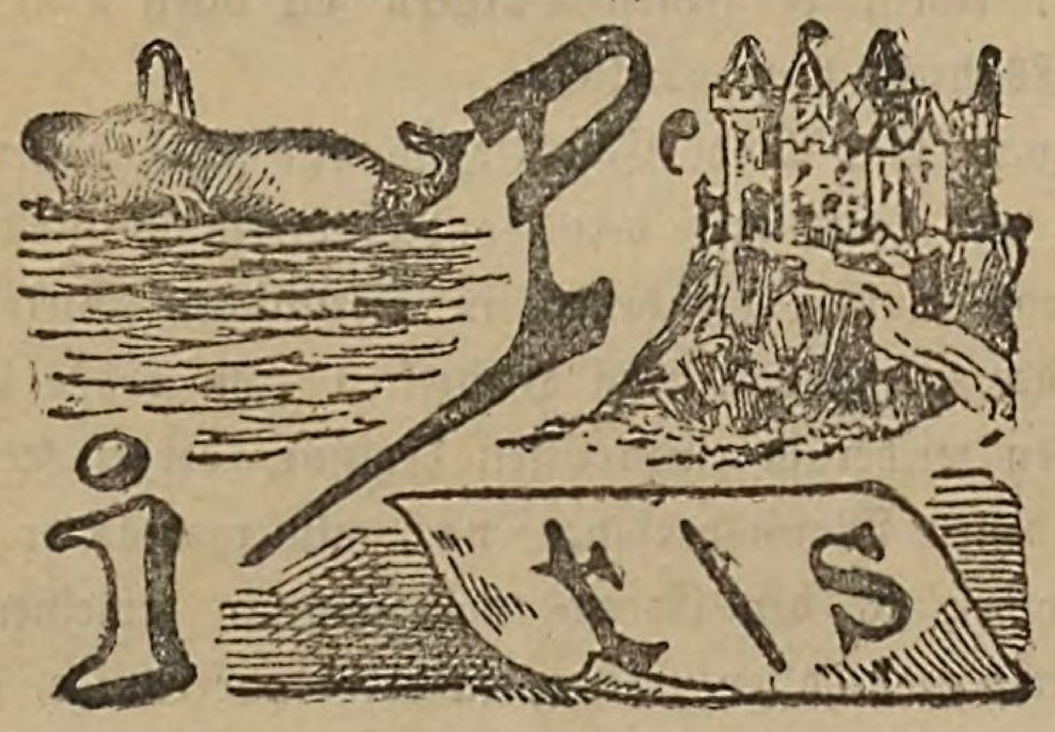
Die schöne, langgedehnte, einschiffige Kirche mit einem aus Sandsteinquadern gebauten Chore ist eine der ersten frühgothischen Kirchen der Diözese Regensburg. Das daselbst befindliche vielverehrte Marienbild wird vom Volke die „Mutter Gottes in der Verlassenheit" genannt.

Im Sommer 1865 wurde die Kirche einer Restauration unterzogen; vor dem Hochaltare liegt der Letzte des Regensburger Rathsgeschlechtes der Schwäbl begraben.

Logogriph.

Das Erste muß gesund sein, scharf und klar,
Sonst taugt's nicht viel, das edle Paar.
Und Schärfe muß sich auch im Zweiten finden,
Dann wird der Schmutz gewiß verschwinden.

Bilderräthsel.

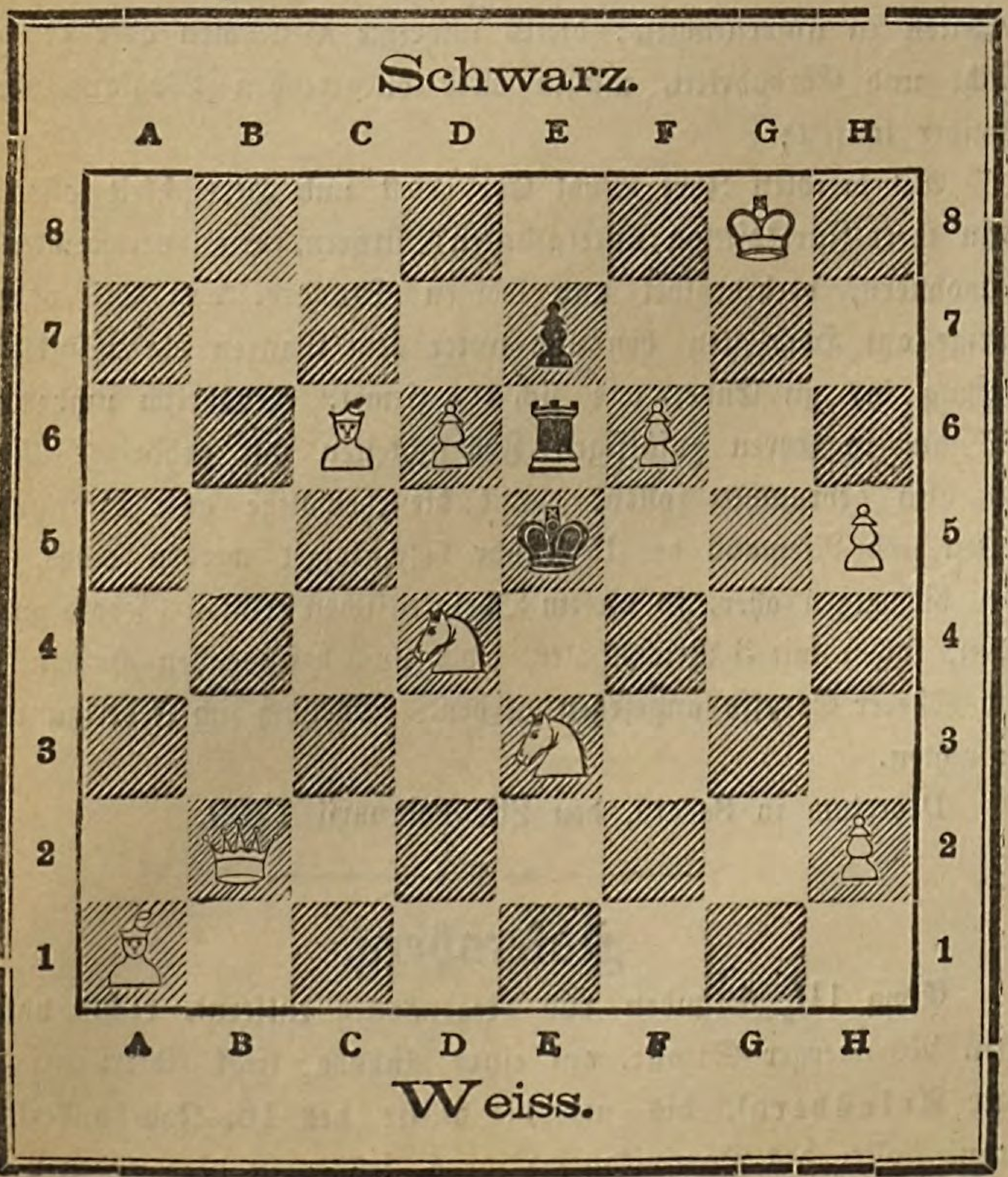


Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 37:
Brauselimonade.

Schachzeitung № 197.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von A. G. Fellows in London.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Wettkampf Steinitz—Schiffers.

Der Stand des Wettkampfs Steinitz—Schiffers war am 31. März folgender: Steinitz 5, Schiffers 4, remis 0.

Die folgende Partie wurde am 8. März gespielt.

Spanische Partie.

	Weiß. Schiffers	Schwarz. Steinitz		Weiß. Schiffers	Schwarz. Steinitz
1.	e2—e4	e7—e5	29.	h2—h4	c6—c5
2.	Sg1—f3	Sb8—c6	30.	Td1—c1	Td8—c8
3.	Lf1—b5	Lf8—c5	31.	Lb3—c4	La6×c4
4.	o—o	Dd8—f6	32.	Tc1×c4	Tc8—d8
5.	Sb1—c3	Sg8—e7	33.	b2—b3	Td8—c8
6.	Sc3—e2	a7—a6	34.	Td2—d5	h7—h6
7.	Lb5—a4	b7—b5	35.	g4—g5	Ke7—e6
8.	La4—b3	d7—d6	36.	Kf2—e3	Tc8—c6
9.	d2—d4	Lc5×d4 (a)	37.	Ke3—d3	Tb8—a8
10.	Lc1—g5	Df6—g6	38.	Tc4—c1	Ta8—e8
11.	Lg5×e7	Sc6×e7	39.	Kd3—c4	Ke6—d7
12	Sf3×d4	e5×d4	40.	Tc1—e1	Kd7—c7
13.	Se2—f4	Dg6—g4	41.	e4—e5	f6×e5
14.	Sf4—d5	Dg4×d1	42.	f4×e5	Kc7—b6
15.	Tf1×d1	Se7×d5	43.	e5—e6	Te8—e7
16.	Lb3×d5	Ta8—b8	44.	Td5—f5	Kb6—c7
17.	Td1×d4	Ke8—e7	45.	Tf5—f7	Kc7—d8
18.	c2—c3	a6—a5	46.	Kc4—d5	Tc6—a6
19.	Td4—d2	Th8—d8	47.	Te1—f1	c5—c4
20.	f2—f4	Tb8—b6	48.	Tf7×e7	Ta6—a5 +
21.	a2—a3	c7—c6	49.	Kd5×d6	Ta5—a6 +
22.	Ld5—b3	f7—f6	50.	Kd6—d5	Kd8×e7
23.	Kg1—f2	b5—b4	51.	Tf1—f7 +	Ke7—e8
24.	c3×b4	a5×b4	52.	Kd5×c4	Ta6×e6
25.	a3—a4	Lc8—a6	53.	Tf7×g7	Te6—e4 +
26.	Ta1—c1	Td8—c8	54.	Kc4—c5	Ke8—f8
27.	Tc1—d1	Tc8—d8	55.	Tg7—g6	
28.	g2—g4 (b)	Tb6—b8		Schwarz gibt die Partie auf.	

a) Schwarz darf nicht e5×d4 entgegnen wegen 10. Lc1—g5, Df6—g6 11. Se2—f4, Dg6×e4 12. Tf1—e1 De4—f5 13. Sf4—d5!

b) Das Endspiel wird von Schiffers ganz vorzüglich gespielt.

Das Turnier der Wiener Schachgesellschaf.

zeigte nach der 16. Runde folgenden Stand: Englisch, Marco und Schlechter je $11\frac{1}{2}$, J. Schwarz 11, Weiß $10\frac{1}{2}$, Halprin 9, Judd 8, Albin $7\frac{1}{2}$, Zinkl 7, Mandelbaum 6, Horwitz $5\frac{1}{2}$, Fenzl

Deutscher Schachcongreß.

Der 10 Kongreß des deutschen Schachbundes wird am Sonntag den 19. Juli Vorm. 10 Uhr im Museum zu Nürnberg eröffnet. Die Turniere beginnen am 20. Juli, gespielt wird an Werktagen von 9—1, 4—8, und von 9 Uhr Abends bis zum Schluß der Patie, da an jedem Tage eine Partie beendet werden muß. Die Bedenkzeit beträgt für die ersten 30 Züge zwei Stunden, für je 15 weitere Züge eine Stunde. Die Preise für das Meisterturnier werden in 1000, 750, 500, 400, 300 und 200 für das Hauptturnier in 300, 200, 150, 120, 90 und 70, für das Nebenturnier in 50, 30, 20 Mark und Schachwerken bestehen, die Einsätze 25 bezw. 10 und 3 Mark betragen. Die vorläufigen Geschäfte werden von den anerkannten Schachgrößen Dr. Max Lange in Leipzig und Dr. Siegbart Tarrasch in Nürnberg verwaltet.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 194 von Tot.

1. Dc6—c7 / Beliebig — 2. D., S., ++

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von G. Geisel R. Kern, B. H—., Gustav Schmidt, L. Schönhuber, J. B. Schuler und R. Weiß.

Briefkasten: J. N. hier. In der Aufgabe Nr. 195 würde auf 1. Sg7 folgen d3—d4! Ist Ihnen die Aufgabe Nr. 194 nicht geglückt, da wir keine Lösung erhalten?

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das Clublokal befindet sich im **Neuen Haus**. **Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 40. Montag den 20. April. 1896

1 (Nachdruck verboten.)

Namenlos?

Nach dem Französischen bearbeitet von C. Dreher.

An einem schönen Nachmittage des Monates August im Jahre 18 . . galoppirte ein junger Husarenoffizier, der etwa siebenundzwanzig Jahre alt sein mochte, mit eingesetzten Sporen auf der Straße von Grenoble nach Pont-de-Claix dahin.

Auf halbem Wege angelangt, schlug der elegante Reiter einen Pfad zur Linken ein, ließ sein Pferd etwas langsamer gehen, brachte seine Toilette, welche durch den eiligen Ritt ein wenig in Unordnung gerathen war, wieder in Ordnung und langte alsbald an dem vergoldeten Gitterthore eines reizenden Schlößchens an, das fast ganz verdeckt unter dem Laubdach eines herrlichen Parkes dalag.

Der Gärtner der hübschen Besitzung, welche eben in dem Parke beschäftigt war, mußte den Reiter wohl schon öfter gesehen haben, denn er warf sogleich, als er seiner ansichtig wurde, seine Gartengeräthe weg und eilte auf das Gitterthor zu, das er sogleich öffnete. Dann sagte er, seinen Strohhut in der Hand haltend und den Angekommenen mehrmals ehrerbietig grüßend: „Das wird eine angenehme Ueberraschung für die Damen sein!"

„Meinst Du, Bernhard?"

„Was das anbelangt, Herr Vicomte, so bin ich dessen ganz sicher."

„Ist Urban d'Orsey hier?"

„Ich habe ihn noch soeben, vor wenigen Augenblicken flüchtig in der Kastanienallee bemerkt, welche Sie dort unten sehen. Sehen Sie, da ist er," fügte der Gärtner hinzu, mit der Hand auf einen jungen Mann deutend, der ebenso alt wie der Husarenoffizier sein mochte und jetzt aus einem Lorbeerrosengebüsche heraustrat, welches sich ganz in der Nähe befand.

„Wie, Du heute hier, und um diese Stunde?" rief Derjenige, welchen wir soeben Urban d'Orsey nennen hörten, aus. „Ich glaubte, Herr Septime de Vernel sei in St. Robert! Seit den letzten achtundvierzig Stunden ist Dir doch nichts Unangenehmes passirt, denke ich?"

„Beruhige Dich, lieber Urban, Alles geht ganz herrlich; ich hatte bloß daran gedacht, daß Du morgen mit Deiner Familie abreisen wolltest, um acht lange Wintermonate in Italien zuzubringen, und ich wollte Dir eben vor Deiner Abreise noch einmal die Hand drücken."

„Wirklich sehr liebenswürdig von Dir," versetzte der junge Schloßherr, indem er seinem Freunde freundschaftlich auf die Schulter klopfte; „aber sage mir doch", fügte er etwas boshaft bei, „wenn Du gewußt hättest, daß Du mich allein auf Clairfontaine finden würdest — hättest Du Dich dann meinetwegen aus Deiner gewöhnlichen Ruhe bringen lassen?"

„Nein."

„Recht so, ich liebe Deine Offenheit, und wenn Helene Dich hörte, würde sie Dir als Dank das freundlichste Lächeln zu Theil werden lassen."

Bei dem Namen Helenen's zitterte der Offizier ein wenig.

„Glaubst Du?" sagte er hocherfreut.

„Ich kann es Dir versichern."

„Nun ja, ich habe die zehn Kilometer, welche St. Robert von Clairefontaine trennen, gemacht, um meiner Neuverlobten noch ein Mal Lebewohl zu sagen, um sie noch ein Mal zu besuchen, ehe sich fünfzig Meilen zwischen ihr und mir wie eine Schranke aufrichten."

„Welchen Liebhaber Du abgibst," sagte Urban lachend: „Du würdest wirklich unseren Rittern aus dem Mittelalter im Capitel des Frauendienstes Unterweisungen geben können; und wenn Deine Zukünftige jetzt noch nicht zufrieden gestellt sein sollte, so würde dies sicher daran liegen, daß sie allzu anspruchsvoll wäre."

„Spotte, so lange es Dir beliebt, Zweifler, ich mache mir wenig daraus; ja, ich liebe Deine Schwester, ich bete Helene an, ich fühle, daß ich ohne sie nicht mehr leben könnte, und weil ich von ihr das süße Versprechen habe, sie einst meine Frau nennen zu dürfen, — weßhalb soll ich da mit meinen Gefühlen hinter dem Berge halten? Weshalb sollte ich meiner Liebe einen Dämpfer aufsetzen?"

„Mein galanter Capitain, erlaube mir die Bemerkung, daß man im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr auf solche Art und Weise liebt . . . Aber da ist ja Madame d'Orsey in Begleitung meiner Schwester, sei also glücklich! Meine theuere Mutter", fügte Urban, auf seinen Freund deutend, bei, „ich habe das Vergnügen, Ihnen meinen liebenswürdigen Kameraden vom Regimente her vorzustellen — Septime de Vernel; Capitän im ersten Husarenregiment, den Sie vorgestern zu sehen nicht die Ehre hatten, und der Versuchung nicht hat widerstehen können, Ihnen noch einmal vor meiner Abreise nach Florenz glückliche Reise zu wünschen."

„Empfangen Sie, Herr Vicomte, den Ausdruck meiner lebhaftesten Dankbarkeit," versetzte Madame d'Orsey, den Capitän begrüßend; „es freut uns selbst, Sie noch einmal zu sehen, und nichts hätte uns angenehmer sein können als dieser Besuch, den sie morgen vergebens gemacht haben würden, da es alsdann zu spät gewesen wäre."

Helene, von diesem unerwarteten Besuche ein wenig überrascht, fühlte, wie sich ihre Wangen höher färbten; sie dankte mit einem stummen Blick Septime, der, in Wonne schwimmend und vor Freude strahlend, diesen Augenblick mit zehn Jahren seines Lebens bezahlt hätte.

Die kleine Gruppe kehrte alsdann lachend und scherzend zum Schlosse Clairefontaine zurück.

Bevor wir in dieser Erzählung weiter fortfahren, die sich, von dem Namen und der Gegend abgesehen, welche derselben als Rahmen dienen, so zugetragen hat, wie wir sie hier geben, müssen wir zunächst mit den Hauptpersonen, die uns beschäftigen werden, nähere Bekanntschaft machen.

Die Familie d'Orsey, welche aus der Dauphine herstammte, reichte nicht einmal bis zu den Kreuzzügen hinauf. Der Stammhalter des Hauses, den man in der ganzen Umgegend kurzweg nur den „Herrn Baron" zu nennen pflegte, war ein Mann von etwa fünfundsechzig Jahren. Sein Vater, unter dem ersten Kaiserreich Armeelieferant, erwarb sich, Dank dieser Stelle, ein ziemlich beträchtliches Vermögen; sein Sohn, der die kriegerischen Neigungen seines Vaters keineswegs theilte, wurde Landwirth. Es ging ihm so gut, daß er von 1825 an bis zu dem Jahre, wo unsere Erzählung beginnt, seine väterliche Habe verdreifacht hatte. Er selbst war Vater zweier Kinder: Urban, Lieutenant im ersten Husarenregiment, und Helene, die wir soeben flüchtig kennen gelernt haben. Uebrigens führte der Baron d'Orsey das ruhigste und beneidenswertheste Leben, das man einem Menschen wünschen kann.

Septime de Vernel wohnte, wie wir eben gesehen haben, in St. Robert, einem großen, zehn Kilometer nördlich von Grenoble gelegenen Dorfe.

Er war der einzige Sohn des Grafen Armand de Vernel und hatte seinen Vater zwei Jahre vorher verloren. Seine Mutter wohnte beständig auf dem alten Schloße; sie konnte in dem Augenblicke, wo die Umstände uns veranlassen, sie zu erwähnen, etwa dreiundfünfzig Jahre alt sein; groß, etwas kalt und steif, erinnerte sie durch ihre marmorartige Haltung an jene herrlichen Statuen, welche uns Phidias als Meisterwerke griechischer Kunst hinterlassen hat.

Nachdem Septime im Jahre 18 . . die Schule in Saumur als Unterlieutenant bei den Husaren verlassen hatte, war er fast jedes Jahr zu den Seinigen gekommen, um in ihrer Mitte die Zeit seines Urlaubs zu verbringen.

(Fortsetzung folgt.)

P. Marquette.

In der Rotunde des Kapitols zu Washington ist das Standbild Jakob Marquette's aufgestellt und wird demnächst wohl enthüllt werden.

Darüber haben sich einige von trauriger Unduldsamkeit befangene Personen entrüsten zu müssen geglaubt, denn Jacob Marquette war ein Katholik und ein Mitglied des Jesuiten-Ordens.

Und doch gebührt ihm ein Platz im Kapitol zu Washington mit noch einem größeren Rechte, als er Columbus gebühren würde; denn wenn dieser unzweifelhaft Westindien entdeckt hat, so hat Marquette einen großen Theil des Gebietes der heutigen Ver. Staaten als erster Weißer betreten, und war der Erste, welcher den Missisippi in seinem mittleren Laufe befuhr und feststellte, daß derselbe nicht, wie man vermuthete, in den Stillen Ocean, sondern in den Golf von Mexiko mündete. Er war auch der erste Weiße, der, um bis zum Missisippi zu gelangen, den heutigen Staat Wisconsin durchquerte, und der Staat Wisconsin ist es auch, auf dessen gesetzgeberischen Beschluß sein Standbild als einer der zwei bedeutendsten Männer von Wisconsin die Aufnahme in die Walhalla der Ver. Staaten gefunden hat.

Jakob Marquette entsproßte einer alten vornehmen Familie Frankreichs und wurde zu Laon am 10. Juni 1637 geboren. Seine Mutter war eine nahe Verwandte des Stifters der christlichen Schulbrüder. Ihrem ersten Einfluß und ihrer Erziehung verdankte der Knabe einen guten Theil der Frömmigkeit, aber auch der thatkräftigen Willensstärke, welche den unternehmenden Missionär so ausgezeichnet haben. Siebzehn Jahre alt, erhielt Marquette am 7. Oktober 1654 seine Aufnahme in die Gesellschaft Jesu. Es begann nun für ihn jene durchgreifende religiöse und wissenschaftliche Schulung, wie der hl. Ignatius sie von seinen Söhnen durchgemacht wissen will. Zwölf Jahre hatte Marquette auszuharren, und er war in der That ein gelehriger Schüler. Unmittelbar nach seiner Priesterweihe meldete er sich für die Mission in Canada. Daß er dafür angenommen wurde, beweist genug die Tüchtigkeit des jungen Priesters; denn nur erprobte feste Männer wurden in jene gefährliche Mission geschickt. Im Jahre 1666 trat P. Marquette seine Reise nach Quebec an. Als erster Wirkungskreis wurde ihm Sault Saint Mary, zwischen dem Obern und dem Huronen-See gelegen, angewiesen. Der junge, eifrige Pater fand von Anfang an bei den



Marquette-Statue im Capitol zu Washington.

Indianer ein herzliches Entgegenkommen und wurde bald überall vortheilhaft bekannt. Dieser Ruhm brachte aber dem guten Pater keine besonderen Annehmlichkeiten. Die Zuneigung der Wilden nöthigte ihn, alle ihre beschwerlichen Streifzüge mitzumachen, und da ging es oft durch Wasser und Schnee; oft gab es keine andere Nahrung als das schlechte, ungesunde Moos der Felsen; oft kein Obdach, keine Gelegenheit, die Kleider zu trocknen. Und doch hatten diese Unbilden der Elemente noch weniger zu bedeuten als die rohen Sitten der Indianer. Bei aller apostolischen Liebe verursachte es dem feingebildeten Franzosen zuerst nicht geringes Mißbehagen, Tag und Nacht in unmittelbarer Nähe dieser unreinlichen Wilden zu verweilen und die ganze Wucht ihrer Zuneigung auszuhalten. Dazu kam die beständige Lebensgefahr von Seiten der wilden Stämme, welche oft plötzlich vor den Lagern der Huronen erschienen, um sie zu überraschen und zu vernichten.

1669 kam Pater Marquette zu den neubekehrten Kiskakions. In demselben Jahre erhielt er noch den Auftrag, bei den Illinois-Indianern eine Station zu gründen. Im Winter 1670 erlernte er die Anfangsgründe der Illinoissprache. Noch ist in Canada ein Buch vorhanden, das die gewöhnlichen Gebete auf französisch und im Illinoisdialekt enthält mit der Bemerkung, diese Gebete seien vom Pater Allouez für Pater Marquette zusammengestellt worden.

Im Frühling 1671 sammelte Pater Marquette die Reste eines Huronenstammes und suchte für sie eine Niederlassung zwischen dem Huronen- und dem Michigan-See. Das Klima war dort zwar sehr rauh, aber die Gewässer außerordentlich fischreich. So wurde denn die Gegend des heutigen Mackinaw als neues Heim gewählt und eine kleine Kapelle zu Ehren des hl. Ignatius gebaut. Nach wenigen Jahren sollte Pater Marquette gerade in dieser Kapelle seine letzte Ruhe finden. Inzwischen aber drängten sich in dem Herzen des jungen, feurigen Franzosen die Wünsche und Pläne einer thatenreichen Zukunft. Viel hatte er bereits von seinen Mitbrüdern, besonders von Pater Dablon, gehört über die Wichtigkeit der Erforschung des fernen Westens. Nun sah er sich gleichsam an der Pforte jener unermeßlichen neuen Völkergebiete, fühlte in sich die Kraft, erfolgreich durchzuschreiten und die Wege für die kommenden Missionäre zu bahnen.

Vergegenwärtigen wir uns für einen Augenblick den damaligen Stand der geographischen Kenntnisse von Nordamerika. Auf einer spanischen Karte von 1521 finden wir den Mississippi aufgezeichnet unter dem Namen „Heilig-Geist-Fluß". Bernhard Soto hatte ihn zu erforschen gesucht und war vom Golfe von Mexiko aus bis zur Arkansasmündung vorgedrungen. Von da an zeigen die Karten weiße Flecken oder Einzeichnungen, welchen gelegentliche Angaben der Indianer oder auch einfachhin die Vorstellungskraft des Zeichners zu Grunde liegen.

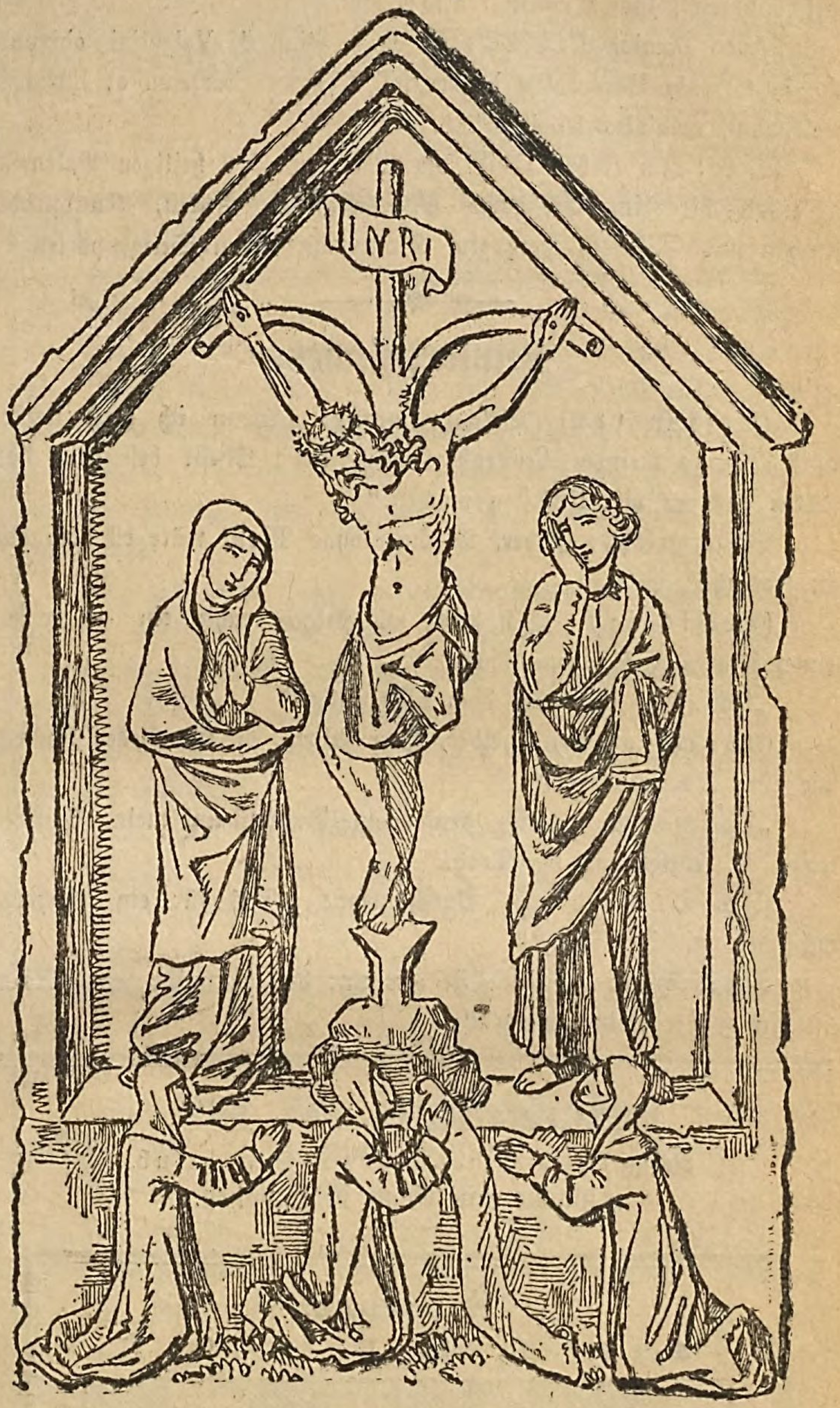
Im Norden waren die Missionäre und die Händler bis zum Gebiet der großen Seen gekommen. Aber darüber hinaus hatte man sich noch nicht gewagt. In welche Ferne die neue Welt da sich noch erstreckte, wohin die großen Ströme, von denen man immer reden hörte, ihre Wasser führten, welche Völker an ihren Ufern wohnten, waren Fragen, welche die unternehmungslustigen Gemüther stets beschäftigt hielten. Gegen 1621 berichten uns die alten Jesuitenmissionäre von einem Franzosen Joh. Nicolet, der den Mississippi gesehen und behauptet haben soll, daß er sich wahrscheinlich in den Stillen Ocean ergieße. Die Jesuiten hatten natürlich Interesse, diese Durchfahrt nach dem Stillen Weltmeere und damit einen kürzern Weg nach Japan und China zu finden. Sie verloren nun die Sache nicht mehr aus den Augen. 1662 schreibt Pater Lallemant, daß nach den Angaben der Irokesen die Ontouagannha an einem herrlichen Flusse (dem Ohio) wohnen, der sich in einen See (den Mississipi) ergießt, an welchen man mit Europäern zusammenkommen kann. Der erste, welcher den Namen „Mississippi" gebraucht, ist Pater Allouez. Nach einer Rundreise über den Michigan-Huronen- und Obern See von 1665 bis 1667 berichtet er über die Nadouessiouek, daß sie an dem Ufer des „großen Flusses" wohnen; der „Messipi" genannt wird.

1670 fuhr Pater Allouez „auf einem Flusse nach Südwesten, der sich in den großen Strom genannt Messi-Sipi, ergießt." 1671 kamen Pater Allouez und Pater Dablon zusammen zu den Illinoisindianern und sie erfuhren soviel über den Mississipi, daß sie sogar seinen Laufe eine Strecke weit ziemlich genau aufzeichnen konnten. Es war aber dem Pater Marquette beschieden, als der erste Europäer den König der Flüsse Nordamerikas in seinem ganzen Mittellauf kennen zu lernen.

Gerade als Pater Marquette nach Mackinaw gekommen war, wurde Pater Dablon zum Obern der ganzen Mission von Canada ernannt. Sofort griff dieser weitblickende Mann die Mississippifrage wieder auf.

(Schluß folgt.)

Das steinerne Denkmal mit den drei Nonnen bei Kneiting.



Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts befand sich an dem alten Brücklein bei Kneiting, worüber früher die Nürnberger Straße zog, ein Denkmal aus gelblich grauem Sandstein mit Christus am Kreuze, zu beiden Seiten rechts und links Maria und Johannes und darunter drei kniende Klosterfrauen. Dasselbe wurde zu der Zeit, da man alle auf Feldern, Straßen und Bergen erbauten Kapellen, Crucifixe und Marterfäulen zu entfernen anordnete, abgebrochen und blieb längere Zeit in der Nähe als Ruine liegen, bis sich die Dorfgemeinde Kneiting darüber erbarmte und ihm einen sicheren Platz an der äußeren westlichen Kirchhofmauer einräumte, wo es sich gegenwärtig noch befindet.

Nach einer Volkssage sollen zur Zeit der Reformation drei Nonnen des nahen Klosters Pettendorf (Dominikaner-Ordens) auf einem sogenannten Hobelwagen nach Regensburg flüchtig gegangen sein, um sich da zur neuen Lehre zu bekennen. Auf der Flucht während eines heftigen Gewitters von einem Wolkenbruche plötzlich überfallen, hätten dieselben in dem hochangeschwollenen Gießbache den jähen Tod gefunden. Zum Andenken an die traurige Begebenheit wäre ihnen von ihren Angehörigen, einer Bürgersfamilie in Regensburg, dieses Denkmal errichtet worden. Durch die seinerzeitigen Untersuchungen des fleißigen Geschichtsforschers Schue-

graf hat sich jedoch herausgestellt, daß hier eine Verwechslung vorliegt, indem es nicht Pettendorfer Klosterfrauen gewesen, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts hier verunglückt sind, sondern, wie die auf der Rückseite des Steines zum Vorschein gekommene Inschrift beweist, drei Frauen des Klosters Seligenporten bei Neumarkt (des Ordens des heiligen Bernhard), welche bereits im Jahre 1368 auf der Reise nach Regensburg an dieser Stelle ertrunken sind. Die Inschrift selbst lautet wörtlich also:

„Anno Domini MCCCLXVIII in crastino S. Valentini obivunt hic in torrente Margaretha hausnarin, Kunguut kuetzinn et Elizabet hertzoginn, moniales felicisborte.“.

D. h.: Im Jahre 1368 am Vorabende des heiligen Valentin ertranken hier im Gießbache Margareth Hausnerin, Kunigunde Kurtzin und Elisabeth Hertzogin, Klosterfrauen von Seligenporten.

Humoristisches.

(Verschnappt.) Schwiegermutter: „Wenn ich einst sterbe, dürft Ihr zu meinem Leichenbegängniß keine Musik bestellen, das würde doch zu viel Unkosten machen.“

Schwiegersohn: „Aber, Mama, ohne Musik wäre es doch gar zu traurig.“

(Vorsichtig.) „Ich denke wir steigen ruhig ein — er hat einen Trauring auf dem Finger.“

„Ich traue ihm aber doch nicht nicht.“

(Unverfroren.) „Aber, Herr Wirth, die Gansleber schmeckt wie eine Schweinsleber.“

„Das ist schon möglich, denn meine Ganseln und meine Schwein kriegn 's Futter aus ein Trog.“

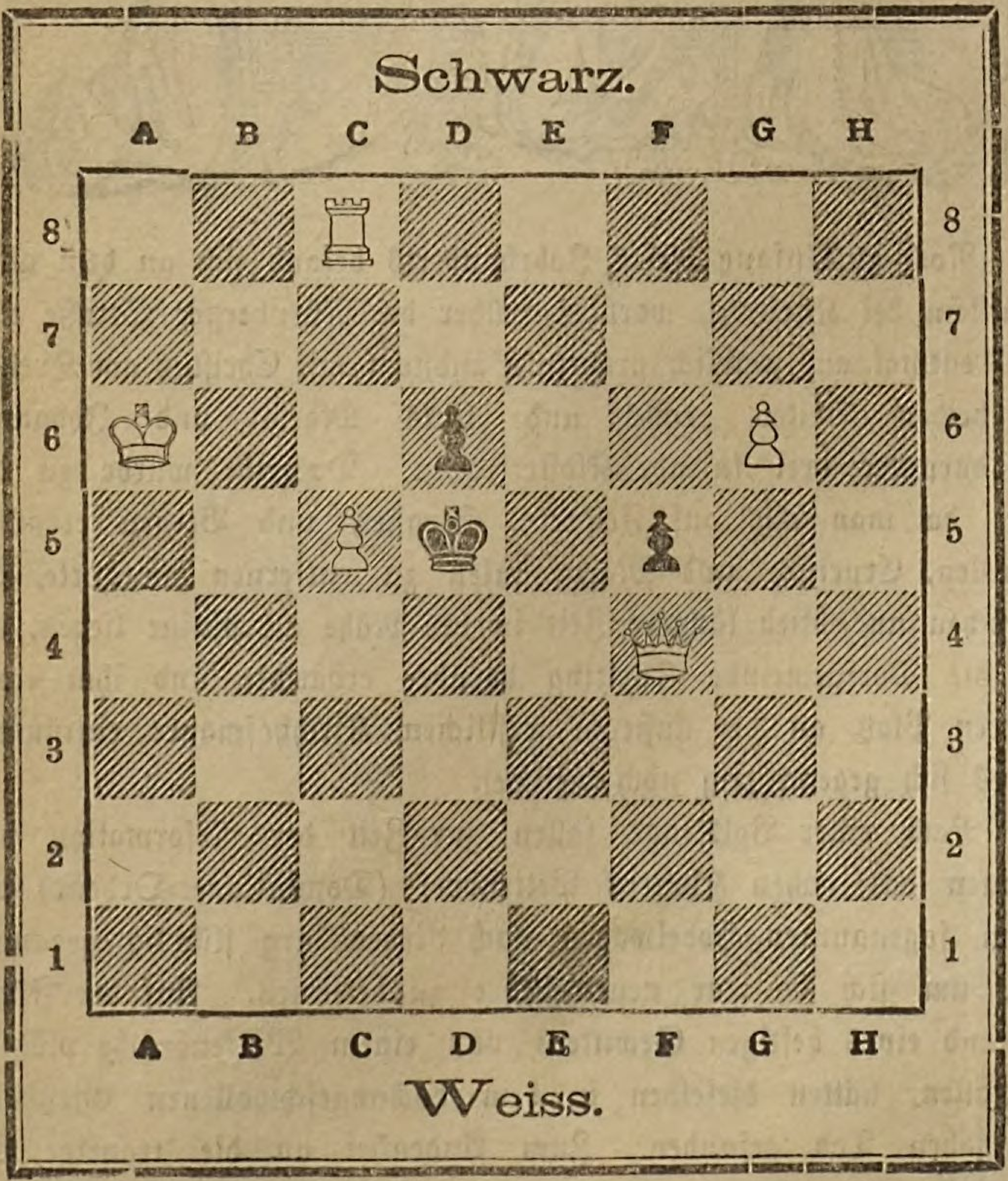
(Im Buchladen.) Buchhändler: „Was für ein Kochbuch wünschen gnädige Frau?“

Junge Frau: „Geben Sie mir nur das theuerste, mein Mann ist ein großer Feinschmecker!“

Schachzeitung № 198.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Cook in Hoboken.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Die folgende Berathungspartie wurde bei der Anwesenheit der Wiener Schachmeister Marco und Schlechter in Nürnberg gelegentlich ihrer Rückreise vom Turnier zu Hastings gespielt.

Spanische Partie.

Weiß. Schlechter und Dr. Tarrasch	Schwarz. Marco und Regensburger	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	e7—e5	19. f2 f3	Lg7—h8
2. Sg1—f3	Sb8—c6	20. Sb1—d2	Sf6—d5
3. Lf1—b5	a7—a6	21. Te1—a1	Sd5×c3
4. Lb5—a4	d7—d6	22. b2×c3	Te8—b8
5. d2—d4	Lc8—d7	23. Kg1—f2	Tb8—b6
6. o—o	Sg8—f6	24. Kf2—e3	d6—d5
7. Tf1—e1	b7—b5	25. Ta4—a5	c7—c6
8. d4×e5	Sc6×e5	26. f3—f4	d5×e4
9. La4—b3	Ld7—g4	27. Sd2×e4	Lf7—c4
10. Sf3×e5 (a)	Lg4×d1	28. Ta5—a4	Lc4—d5
11. Se5×f7	Ld1×c2	29. Se4—c5 +	Kd7—d6
12 Sf7×d8	Lc2×b3	30. g2—g3	Ta8—e8 +
13. Sd8—c6	Lb3—f7	31. Ke3—d3	Tb6—b2
14. a2—a4	b5×a4	32. c3—c4	Ld5—g2
15. Ta1—a4	Ke8—d7	33. Ta4—a5	Tb2—f2
16. Sc6—d4	g7—g6	34. Ta5×a6 (b)	Kd6×c5
17. Lc1—d2	Lf8—g7	35. Ta1—a5 +	Kc5—d6
18. Ld2—c3	Th8—e8	36. Sd4—b5 +	Kd6—e7

Weiß gibt die Partie auf.

a) Ein eleganter Zug; ob aber das Damenopfer wirklich so vortheilhaft ist, dürfte noch näherer Prüfung bedürfen.

b) Ein etwas starkes Versehen für vier geübte Meisteraugen.

Schachneuigkeiten.

Amerika: Der Wettkampf zwischen Showalter und Kemeny steht, wie folgt: Showalter $4^1/_2$, Kemeny $2^1/_2$.

Rußland: Im Wettkampf Steinitz—Schiffers blieb die 10. Partie remis die 11. gewann Steinitz. Letzterer ist somit des Sieges sicher, da er nun $6^1/_2$ Gewinne aufzuweisen hat, während Schiffers, weil nur 12 Partien gespielt werden, höchstens $5^1/_2$ erreichen kann.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 195 von Berger.

1. $\frac{\text{Lc2—d1}}{\text{Beliebig}}$ 2. D., T., S., ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von R. Kern, G. Geisel, B. H—., Gustav Schmidt, L. Schönhuber. J. B. Schuler und R. Weiß.

Briefkasten: F. B. z. Z. hier. Unter der vorgängigen Bemerkung, daß jede correcte Aufgabe für alle ihre Varianten nur ein und denselben Einleitungszug haben kann, ist die Lösung zu Nr. 196 auch deshalb nicht zutreffend, weil auf . . . . Sc7—f5 folgen könnte Kg6 und auf . . . 2. Lc1×e3, Kh6. — **J. N.** hier. Aus dem Vorbemerkten dürften auch Sie zu entnehmen in der Lage sein, in wieweit Ihre Lösung zu Nr. 196 zutreffend ist. — **F. M. in K. P.** Es ist ihnen wohl entgangen, daß in der Aufgabe Nr. 196 auf 1. Dd7, Kg7. 2, De6 auch folgen kann Sd1 oder d5 und ebenso auf 1. Dd7, Se3×c4, 2. Se7—f5 Schwarz ziehen kann Sd2+ oder Se5. Mit Ihrer angegebenen „Variante“ würden Sie zu einem besseren Resultate gelangen.

Notiz: Zuschriften, Lösungen ꝛc. ꝛc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das Clublokal befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Logogriph.

Das Tiefste, das Letzte, das Unterste nennt,
Wer mich in der einzigen Silbe erkennt;
Auch bin ich die schönste, die gleichste Figur,
Doch ohne den ersten Buchstaben nur.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 39:

Raum, Traum.

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 39:

Bekämpfung der Umsturzbestrebungen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 43. | Dienstag den 28. April. | 1896

4 (Nachdruck verboten.)

Namenlos?

Nach dem Französischen bearbeitet von C. Dreher.

„Eine Mutter nein —", versetzte sie, „obwohl ihre Rechte größer sind, sobald sie Wittwe geworden ist; aber ich, ich habe es, dieses Recht."

„Sie?"

„Ohne Zweifel; denn Du bist — nicht mein Sohn!"

„Wirklich?" sagte er mit vor Aufregung erstickter Stimme.

„Ich sage Dir, daß Du nicht mein Sohn bist!"

„Wer bin ich denn eigentlich?" rief der junge Offizier wüthend aus. „Etwa Ihr Knecht?"

„Nein — Du bist nur ein Betteljunge, den ich dem Elende und dem Findelhause entrissen habe — ein Kind ohne Namen, dem ich den meinigen gegeben habe!"

Wäre der Blitz neben Septime eingeschlagen, so hätte er keine so große Bestürzung bei ihm hervorrufen können, als diese schreckliche Enthüllung. Er fuhr mit der Hand an die Stirne und wankte wie ein Betrunkener — ohne die Stütze eines Sophatischchens, das in der Nähe stand, wäre er zu Boden gestürzt.

Madame de Vernel, unversöhnlicher denn je, labte sich an ihrer Rache.

„Sie begreifen jetzt, mein Herr," hob sie wieder an, jedes Wort scharf betonend," daß ich das Recht und die Macht habe, Ihren ganzen Heirathsplan über den Haufen zu werfen, nicht wahr? — Herr d'Orsey, der übrigens ein sehr verständiger Mann ist, wird jetzt kaum mehr in seiner Willfährigkeit gegen Sie beharren können. Sofern er wünschte, aus seiner Tochter eine Gräfin zu machen, war die Heirath Helenens mit Ihnen möglich; wenn er jetzt jedoch das bis dahin verborgene Geheimniß vernimmt, so zweifle ich sehr, daß er ihnen seine Gewogenheit auch ferner schenken wird. — Ich sage es noch einmal: Sie sind durch kein Band an mich geknüpft; Sie sind nicht mein Sohn!"

„Bis zum Beweis des Gegentheils", antwortete Septime, „werden Sie mir erlauben, diese Erzählung in das Reich der Fabeln und Romane zu verweisen. — Septime de Vernel bin ich für Jedermann und will es auch bleiben."

„Sie zweifeln also an der Wahrheit meiner Worte?"

„Weshalb sollte ich Ihnen glauben, wenn Sie ein Interesse daran haben, mich zu täuschen?"

„So vernehmen Sie denn den Schluß Ihres „Romans", wenn ich mich Ihres eigenen Ausdrucks bedienen soll — vielleicht werden Sie dann erkennen, daß über meine Lippen keine Lügen gekommen sind."

„In meiner Jugend, und besonders in der ersten Zeit meiner Ehe, war meine Gesundheit fortwährend sehr zart und sogar sehr schlecht. Auf den Rath der Aerzte, welche mir ein mildes Klima als das der Dauphine dringend anempfahlen, wurde beschlossen, daß wir, d. h. Herr de Vernel und ich, in die Nähe von Tours ziehen sollten, eine Gegend, für die er eine ganz besondere Vorliebe zu haben schien. — Ich war bald wieder völlig hergestellt, und mein Leben wäre ein überaus glückliches gewesen, wenn ich einen Sohn in meinen Armen wiegen und mit Liebkosungen hätte bedecken können; aber ich sollte für immer dieses Glückes beraubt sein!

Als wir eines Tages in der Umgebung des Schlosses spazieren gingen, trafen wir eine Frau, welche zwei Kinder bei sich führte, von denen das älteste etwa vier, das jüngste etwa zwei Jahre sein mochte. Die Frau grüßte uns.

„Nun, Margaretha," sagte Herr de Vernel zu ihr, „wie geht's mit der Familie?"

„Sehr gut, Herr Graf," erwiderte die wackere Frau.

„Ihr habt noch mehr Kinder?" frug ich dann.

„Noch zwei andere, Madame."

„Vier, das ist viel."

„Nur drei gehören mir; dieser," fügte sie, auf den kleinen Jungen deutend, welchen sie an der Hand führte, bei, „dieser hier ist eine Waise."

„Ein hübscher kleiner Knabe," sagte ich zu meinem Gatten auf dem Rückwege zu unserm Schlosse.

„Meinst Du," sagte er lebhaft.

„Hätten wir doch einen solchen Sohn!"

„Er könnte es ja durch Annahme an Kindesstatt werden."

Ich stieß einen Freudenschrei aus."

„Ja, ja," rief ich aus, „nichts wäre leichter; er ist ohne Verwandte und bildet für Margaretha nur eine Last; er möge von nun an unser Kind werden, weil der Himmel uns diesen Segen versagt hat."

Einige Tage wurde der Waisenknabe in mein Haus aufgenommen. — Sie waren es mein Herr. Unsere Abwesenheit aus der Dauphine dauerte drei Jahre; als wir nach Saint-Robert zurückkehrten, wußte Niemand anders, als daß uns bereits seit geraumer Zeit ein Sohn geboren worden sei. Ich habe nichts weiter hinzuzufügen."

So kurz diese Erzählung der Madame de Vernel auch war, sie hatte eine niederschmetternde Wirkung auf Septime ausgeübt, der solch' Schreckliches in seinem Leben noch nicht vernommen hatte, als höchstens in Betreff solcher Personen, die ihm fremd waren. — Nun aber sollte ihn ein solch' schrecklicher Schlag persönlich treffen — der schrecklichste, der in ihn seinem Leben überhaupt treffen konnte. War die Erzählung Derjenigen, die er bisher als seine Mutter betrachtet hatte, wahr und er hatte keinen Grund, daran zu zweifeln, so stürzte mit einem Male das ganze Gebäude seiner Hoffnungen rettungslos zusammen; es war ihm zu Muthe wie einem König, der seinen Thron verlassen soll, um in's tiefste Elend zu versinken. Waren die Behauptungen Madame de Vernel's keine Lüge, so war der Name, den er trug, nicht der seinige — er war dann

nichts weiter, wie sie auch gesagt hatte, als ein armer Junge, den man dem Findelhause entrissen hatte — er hatte bis dahin in einer Täuschung gelebt, die ihm nun in so grausamer Weise offenbar geworden war, und eine tiefe Kluft gähnte zwischen ihm und Madame de Vernel, durch deren Gnade er einzig und allein in ihrem Hause gelebt hatte. — Aber das Schrecklichste war dies noch immer nicht: hatte Madame de Vernel Recht, so war es mit seinen süßen Träumen von einem glücklichen Dasein an der Seite Helenen's ohne Zweifel für immer aus; der Baron d'Orsey würde ihm jedenfalls die Thüre weisen, wofern nicht Helene schon seine Anträge völlig zurückweisen würde — seine Existenz war nun völlig zerstört, mochte es nun kommen, wie es wollte.

Wirr tanzten ihm diese Gedanken im Kopfe herum, einer den anderen verdrängend. Mit Scham bedeckt, vom Schmerze überwältigt, verbeugte sich der Husarenkapitän, ohne zu wissen, was er that, vor Madame de Vernel, deren Blicke ihm wie die eines Dämons zu leuchten schienen, wankte rücklings aus dem Gemache, ging auf sein Zimmer und warf sich angekleidet auf sein Bett.

Wie lange er sich in diesem wahrhaft entsetzlichen Zustande befand, was in ihm, dem sonst so stahlhaften Charakter, den ein einziger Schlag mit einem Male soeben niedergeschmettert hatte, während dieser Zeit vorging — er wußte es selbst nicht mehr, da er, mehr einem Todten, als einem Lebendigen gleich dalag.

Als Septime wieder zu sich selbst kam, graute eben der Tag; in den Bäumen des Parks begannen die Vögel gerade ihr Morgenlied; es däuchte ihm ein Klagelied zu sein, das die gefiederten Bewohner der Luft ob seines Herzeleids anstimmten. Im Osten färbte sich der Horizont wie in tausendfarbigem Feuer, und die Sonne begann allmählich aus dem unbestimmten Morgengrau emporzusteigen.

Der junge Mann machte die Fenster seines Zimmers weit auf und sog mit voller Lust die frische, wohlthuende, balsamische Lenzluft ein. Den Kopf auf die Hände und die Ellenbogen auf den Balkon gestützt, fühlte er, wie ihm allmählich die Ruhe wiederkehrte; die vernünftige Ueberlegung stellte sich wieder ein, und er begann nachzudenken.

„Was soll jetzt aus mir werden?" Das war der erste Gedanke, welcher sich seinem Geiste aufdrängte. „Diese eine Nacht," sagte er sinnend zu sich selbst, „hat das ganze Gebäude meines Lebens über den Haufen geworfen — gestern noch war ich ein allgemein geachteter Mensch, ein Sohn von hoher Abkunft — morgen werde ich nichts mehr sein! Noch vor wenigen Stunden konnte ich um die Hand einer reichen, vornehmen Erbin werben — heute darf ich nicht einmal daran denken, sie wiederzusehen; — Ihr Bruder war meines Gleichen der Abstammung nach, und mein Untergebener der Charge nach — die Charge bleibt mir zwar, und doch ist zwischen ihm und mir nun eine unübersteigliche gesellschaftliche Schranke aufgerichtet. Meinen Grad — habe ich auch noch das Recht ihn zu führen? Beim Regiment kannte man wohl den Capitain Septime de Vernel, aber man kennt noch nicht Septime ... wie soll ich nur sagen? weiß ich ja noch nicht, ob ich überhaupt einen Namen habe? So hab' ich also länger als ein Vierteljahrhundert die Vortheile einer Stellung, die ich eigentlich nur dem Mitleide Anderer zu verdanken hatte, wie ein ganz natürliches Recht genossen.

„O, meine Jugend," rief Septime, einen Seufzer unterdrückend, aus. „O, meine schönen Hoffnungen und meine süßen Träume, wie seid ihr jetzt alle weit in die Ferne gerückt!"

„Ich fühlte mich auf diesem Schlosse immer wie zu Hause; ganz Kind, bezeugte mir derjenige, welchen ich Vater nannte, eine wahre, herzinnige Zuneigung. Wie oft hat er mich, da ich auf seinem Schoße saß, zärtlich an's Herz gedrückt! Wie oft habe ich ihn nicht, wenn ich bei den Preisvertheilungen im Lyceum zahlreiche Auszeichnungen mit nach Hause brachte, ausrufen hören, während er mich mit Liebkosungen bedeckte: „O, mein liebes Kind, du wirst eines Tages mein Ruhm und mein Stolz sein, wie du jetzt meine Freude bist! Und diese Ausbrüche der Freude waren falsch, diese Worte Lügenworte; ich bin nur ein Sprößling des Zufalls, ein Kind ohne Namen! Ich kann unmöglich länger hier bleiben; Alles nöthigt mich, wegzugehen — zuerst die Pflicht, dann die mir geschaffene Lage. — Ja, ich will gehen!"

Indem der junge Mann diese und ähnliche Gedanken äußerte, ließ er seinen Blick im Zimmer umherschweifen: oberhalb des Kamins hing das Portrait Herrn de Vernel's; es war ein kunstvolles Kleinod, welches er von demjenigen erhalten hatte, den er immer als seinen Vater betrachtet hatte. Er nahm es von seiner Stelle herab, und es wiederholt küssend, rief er aus: „Mit dir wird mein Dasein mir weniger bitter scheinen, in deinem Leben hast du mich geliebt, nach deinem Tode beschirme mich dein Schatten!"

„Aber wohin soll ich jetzt meine Schritte lenken?" fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. „Ich muß jetzt darüber nachdenken."

Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb folgenden Brief:

„Madame!"

„Im Begriffe, zum letzten Male die Schwelle dieses Hauses zu überschreiten, will ich nur der Beweise der Güte Ihrerseits mir gegenüber gedenken, der ich kein Anrecht darauf hatte. Nach der Enthüllung, welche Sie mir gemacht haben, gebietet meine Ehre mir, dieses Haus zu verlassen, was ich denn auch thue. Gott behüte Sie, Madame, das ist mein innigster Wunsch!"

„Septime."

Der junge Mann faltete sodann den Brief zusammen, steckte ihn in ein Couvert und verließ das Gemach.

Im Hofe traf Septime den Bedienten, der ihn am vergangenen Abende erwartet hatte.

„German, übergib diesen Brief der ... Frau Gräfin, wenn sie aufgestanden sein wird."

„Für wieviel Uhr darf ich ihr Ihre Rückkehr ansagen?"

„Dieser Brief wird es ihr mittheilen."

Septime ergriff, ganz gegen seine sonstigen Gewohnheiten, die Hand des Bedienten, und, indem er sie herzlich drückte, sagte er mit schmerzlich betrübter Miene:

„Lebewohl — wenn ich Dir während der Zeit meines Aufenthaltes irgendwie Verdruß verursacht haben sollte, dann verzeihe mir."

Septime, der bewegter war, als er sich den Anschein geben mochte, durchschritt das äußere Gitterthor und ging hastigen Schrittes davon.

German, nicht wenig über seinen plötzlichen Weggang erstaunt, erging sich schon in den Vermuthungen über die Veranlassung zu einem so frühen Morgenausgange, als sich das Fenster Madame de Vernels öffnete:

„German!" rief sie mit leiser Stimme.

Der Bediente, noch mehr erstaunt darüber, daß die Gräfin zu einer so frühen Stunde bereits aufgestanden sei, richtete seinen Blick zu dem Fenster empor, von welchem der Ruf herkam.

„War es nicht Septime, der soeben sich entfernte?" frug die Schloßherrin.

„Ja, Madame."

„Was hat er Dir übergeben, als er von Dir ging?"

„Einen Brief."

„Bring ihn her."

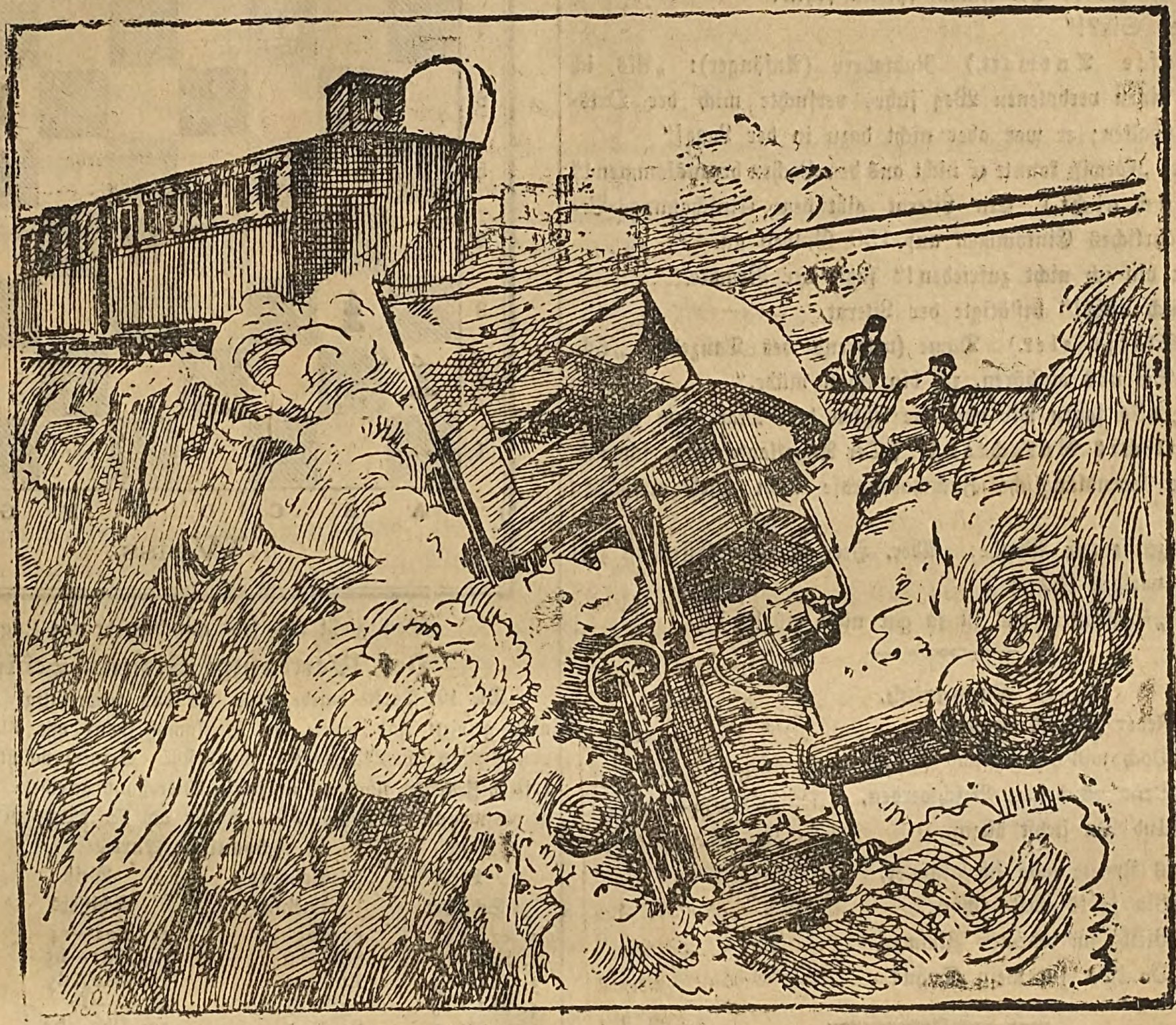
German stieg die Treppen hinauf und fand die Gräfin, ihn bereits auf der Schwelle ihres Zimmers erwartend.

„Ich danke Dir," sagte sie, indem sie dem Bedienten hastig das Schreiben aus den Händen nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Katastrophe bei einer Bergbahneröffnung.

Die Eröffnungsfeier der Snowdoner Bergbahn in England fand eine furchtbare Unterbrechung. Bei der Rückfahrt zur Station, in welcher die Theilnehmer ein reiches Mahl erwartete, löste sich plötzlich die Locomotive los, stürzte über den Abhang und wurde zerschmettert. Die übrigen Wagen wurden durch schnelles Bremsen zum Stehen gebracht. Bei dem Rückstoß wurden mehrere Personen schwer ver-



Eine Katastrophe bei einer Bergbahneröffnung.

letzt, ein einziger Passagier, der aus dem Coupé sprang, wurde getödtet. Die auf der Locomotive befindlichen Personen retteten sich jedoch durch rechtzeitiges Abspringen. Durch den Sturz der Locomotive wurde die telegraphische Signalleitung zerrissen und der zweite Zug wurde anstandslos abgelassen. Er rannte in die auf dem Geleise stehenden Waggons hinein, doch hatten die Passagiere des verunglückten Zuges die Waggons früher verlassen.

Literarisches.

Spamers großer Handatlas: 150 Kartenseiten nebst Ortsregister. Hierzu 150 Folio-Seiten mit einer geographischen, ethnographischen und statistischen Beschreibung aller Theile der Erde von Dr. A. Hettner; Prof. an der Universität Leipzig. Mit 600 topographischen, physikalischen, ethnographischen, historischen und statistischen Karten. (32 Lieferungen à 50 Pfennig in Zwischenräumen von 1—2 Wochen.)

Von **Spamers großem Handatlas** liegen nunmehr vier Lieferungen vor. Wir können unsern Lesern dieses treffliche Werk nur erneut wärmstens empfehlen. Unter den zwölf doppelseitigen Karten, die in diesen Lieferungen enthalten sind, befinden sich neben einigen guten Uebersichtskarten eine ganze Reihe vorzüglich ausgeführter Spezialkarten, die verschiedene Theile von Deutschland und Oesterreich-Ungarn, Süd-Italien, Südostfrankreich, das westliche Rußland, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, das östliche China mit Korea und Japan in bedeutenden Maaßstäben in schönen klaren Kartenbildern zur Darstellung bringen. Spamers Handatlas gestaltet sich zu einem Bildungsmittel allerersten Ranges, dem — bei seinem, im Verhältniß zum Gebotenen, ganz außerordentlich billigen Preise (komplett nur 16 Mark) — die allerweiteste Verbreitung zu wünschen ist.

Mit beginnendem Frühjahr wird sich auch das Interesse für unsere heimische Flora wieder neu beleben; Alt und Jung wird sich wieder an dem Blühen und Sprossen in Wald und Flur erfreuen. Viele Naturfreunde wollen sich aber nicht damit begnügen, unsere Pflanzenwelt nur so im Vorübergehen zu betrachten, sondern sie wollen tiefer in deren Kenntniß eindringen; namentlich auch die Eltern heranwachsender Knaben und Mädchen möchten gern die Liebe zur Natur, die Freude am „Botanisiren“ bei der Jugend unterstützen und fördern. Diesem Zwecke entspricht in vortrefflicher Weise der gegenwärtig (im Verlag von Jul. Hoffmann) in Stuttgart erscheinende **Botanische Bilder-Atlas**, in welchem mehr als 800 unserer wichtigsten Pflanzen theils in hervorragend schönem Farbendruck, theils in charakteristischen Holzschnitten abgebildet und in kurzem verständlichem Text beschrieben sind. Die uns vorliegenden Lieferungen 3 bis 8 bestätigen in vollem Umfang das günstige Urtheil, welches wir schon früher über dieses schöne und populäre Pflanzenwerk ausgesprochen haben. Der Preis des Buches, welches 80 Farbendrucktafeln enthält und in 18 Monatslieferungen (à 1 Mark) zu Ende dieses Jahres vollständig wird, darf in anbetracht des gediegenen Inhalts und der vornehmen Ausstattung als ein sehr mässiger bezeichnet werden.

Humoristisches.

(„Außer das!") Der Schauspieler Coblenz beklagt sich einem Bekannten gegenüber, daß ein Kritiker ihn animos behandelt hat. Ich weiß nicht, was der Mann gegen mich hat!" sagt er. „Ich kenne ihn nicht, habe nie über seine Bücher geschimpft, mich nie über seine Frau aufgehalten, nie seine Kritiken kritisirt, und trotzdem verbeißt mich der Mann immer! Was mag er nur gegen mich haben?"

„Vielleicht hat er Sie einmal spielen sehen!"

„Meinen Sie?!"

(Boshafte Antwort.) Radfahrer (Anfänger): „Als ich gestern über einen verbotenen Weg fuhr, versuchte mich der Ortsgendarm anzuhalten; er war aber nicht dazu in der Lage!"

Zuhörer: „Gewiß konnte er nicht aus dem Lachen herauskommen!"

(Ich auch nicht.) Ein Literat gibt dem Einschätzungs-Beamten sein jährliches Einkommen auf 150 Gulden an.

„Damit bin ich nicht zufrieden!" sagte der Beamte.

„Ich auch nicht!" bestätigte der Literat.

(Der Skatspieler.) Dame (während des Tanzes): „Ach, bitte, lassen Sie uns aufhören, ich bin schon müde."

Herr: „Also sagen wir noch die letzten drei Mal 'rum an'"

(Aerztliches Gutachten.) „Der Angeklagte ist so schwach, daß er eine lebenslängliche Zuchthausstrafe nicht wird aushalten können."

(Gast) zu seinem Wirthe: „Aber, Herr X., Ihr Essen ist jetzt schlechter als voriges Jahr."

Wirth: „Schlechter, das ist ja gar nicht möglich!"

Logogriph.

Jeder will es werden,
Doch will's Niemand sein,
Denn es bringt Beschwerden,
Und Du stehst allein.
'S Zweite mag ich nimmer,
Bin ja 's Erste schon;
Bleib' im warmen Zimmer,
Da ist's gut mein Sohn!

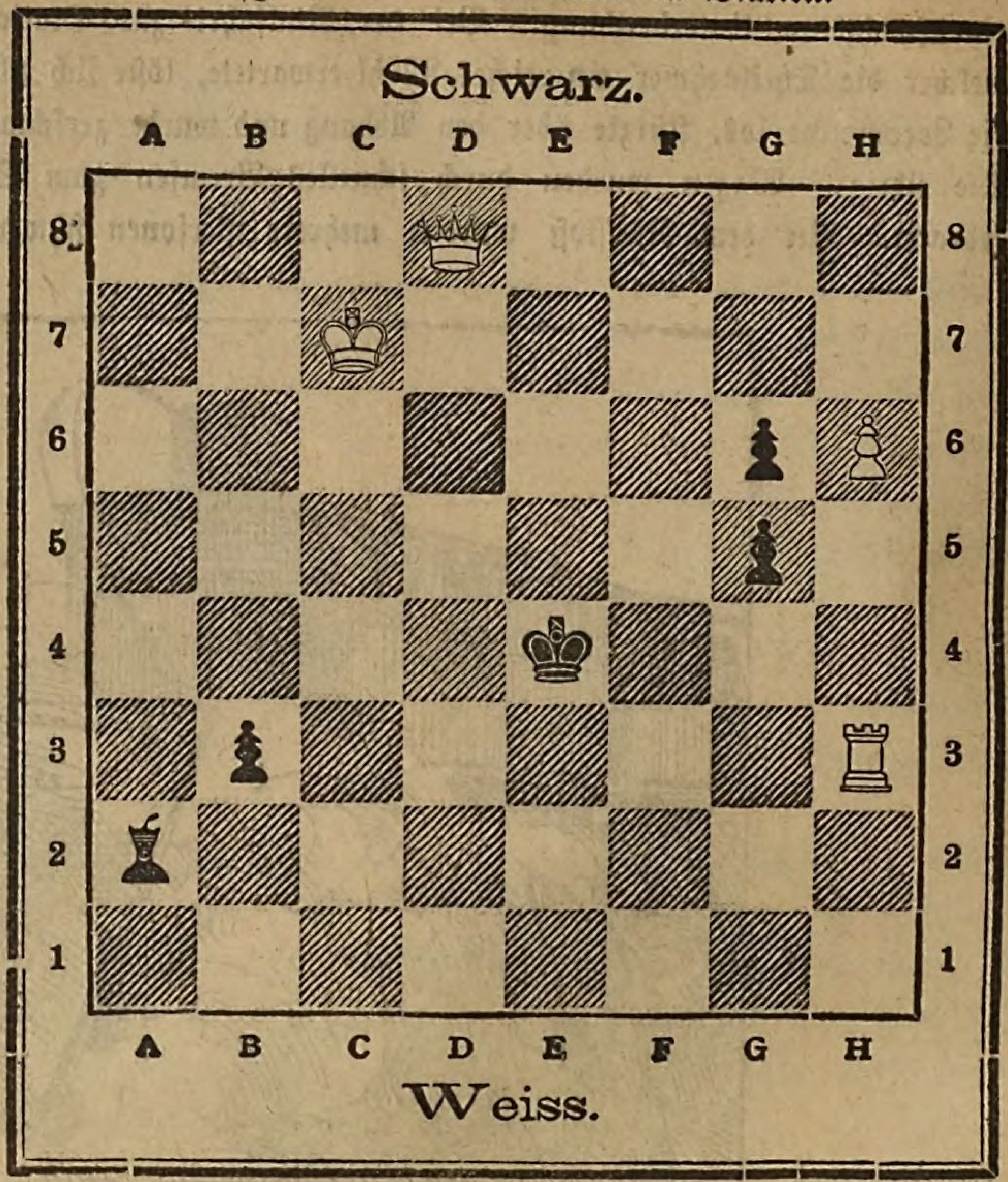
Vexirbild.



Schachzeitung № 199.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von C. Antonio in Italien.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Der Wettkampf Steinitz-Schiffers.

Die 12. Partie wurde, weil für das Endresultat ohne Belang, nicht mehr gespielt und endete der Wettkampf somit mit $6^1/_2:4^1/_2$ zu Gunsten von Steinitz, was Niemanden überrascht. Seinem mächtigen Gegner hat der russische Meister übrigens kräftigen Widerstand geleistet. Die folgende Partie ist die neunte des Matches und wurde am 28. März zu Rostow gespielt.

Spanische Partie.

Weiß Schiffers	Schwarz Steinitz	Weiß Schiffers	Schwarz Steinitz
1. e2—e4	e7—e5	15. Le2—c4	Se7—d5
2. Sg1—f3	Sb8—c6	16. Dd1—h5	Db6—c7
3. Lf1—b5	Lf8—c5	17. Lc4×d5	c6×d5
4. Sb1—c3	Sg8—e7	18. f5—f6	Dc7—e5
5. Sc3×e5	Sc6×e5	19. Dh5—h4	Lc8—f5
6. d2—d4	c7—c6	20. Ta1—b1	Lf5—g6
7 Lb5—e2	Lc5—d6	21. Tb1×b7	g7×f6
8. d4×e5	Ld6×e5	22. c3—c4 (b)	d5×c4
9. o—o	o—o	23. c2—c3	e4—e3
10. f2—f4	Le5×c3	24. Dh4×c4	e3—e2
11. b2×c3	d7—d5	25. Tf1—e1	Ta8—d8
12. Lc1—a3	Tf8—e8	26. La3—c5	Td8—d1
13. f4—f5 (a)	Dd8—b6 +	27. Lc5—f2	Td1×e1 +
14. Kg1—h1	d5×e4	28. Lf2×e1	De5—f5

Weiß gibt die Partie auf.

a) Ein übereilter Angriffszug.
b) Vergeblicher Versuch den Läufer wieder in's Spiel zu bringen.
c) Dieser Freibauer entscheidet trotz der ungleichen Läufer rasch das Spiel.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 196 von Sütö.

1. Dc7—c8 / K×Sg5	2. Dc8—f5 + / Beliebig.	3. Df5—g6, Se7—g6 ‡
1. ...... / K×Se7	2. Dc8—e6 + / Beliebig	3. De6—d7, Sg5—f7 ‡
1. ...... / K—g7	2. Dc8—h8 + / K×D	3. Lc1—b2 ‡
1. ...... / K—e5	2. Dc8—e6 + / Beliebig.	3. De6—e3, Lc1×e3 ‡
1. ...... / Se3beliebig	2. Dc8—f8 + / Beliebig.	3. Se7—c6, Df8—f4 ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger und Zach. Inhofer in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von R. Kern, G. Geisel, Gustav Schmidt, L. Schönhuber und J. B. Schuler.

Briefkasten: J. B. in A. Sie dürfen es als Regel betrachten, daß eine Aufgabe mit Schach nicht beginnt. In Nr. 197 scheitert übrigens 1. Sd4×e6 + an Ke5×d6.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. D. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 46. Montag den 4. Mai. 1896

7 (Nachdruck verboten.)

Namenlos?

Nach dem Französischen bearbeitet von C. Dreher.

Eines Morgens empfing Septime einen Brief von Grenoble. „Kommen Sie" schrieb ihm Herr Demartius, „nächsten Dienstag ist der entscheidende Tag." Noch am selbigen Abend machte der unglückliche Capitain sich auf den Weg.

Der Tag der Verhandlungen war herangekommen. Zwei Stunden vor Beginn der Sitzung drängte sich eine ungeheure Menge an den Eingang des Justizgebäudes; es war nicht die gewöhnliche Volksklasse, die in der Regel nach solchen Schauspielen, wie sie oft vor Assisenhöfen sich entrollen, verlangen — nein, die höchsten Gesellschaftsklassen waren erschienen; ganz besonders bemerkte man unter den Zuschauern eine ganze Reihe von Adeligen aus der Umgegend, deren Stand allerdings das größte Interesse daran hatte, das Urtheil zu vernehmen, das heute gesprochen werden sollte.

In dem Augenblicke, als der hohe Gerichtshof im Saale erschien betrat Madame de Vernel, ganz schwarz gekleidet, in Begleitung ihres Advokaten den Saal, — eine Minute später ließ sich auch Septime, bleichen und verstörten Antlitzes, neben seinem Vertheidiger nieder.

Nachdem Mutter und Sohn auf die üblichen Fragen geantwortet hatten, überließen sie das Wort ihren Vertheidigern, welche beide eine hinreißende Beredtsamkeit entwickelten.

„Würden die Behauptungen der Madame de Vernel als wahr angenommen," sagte der Vertheidiger Septime's, „ich bitte Sie, meine Herren, wohin würde es mit der Gesellschaft kommen, und auf welche Grundlagen sollte sich dieselbe in Zukunft stützen! — Wie? Ein Vierteljahrhundert und noch länger ist ein Kind in seiner Familie aufgewachsen, beständig unter den Augen seiner Eltern und Verwandten; man hat ihm eine Erziehung angedeihen lassen dem Stande und dem Range gemäß, den es dereinst in der Welt einnehmen sollte; zehn, ja hundert Zeugen werden es bezeugen, daß dieselbe die ihm heute den Namen des Sohnes rauben will, ihn stets als Sohn behandelt hat — und Sie sollten durch Ihren Urtheilsspruch einer derartigen Ungerechtigkeit des Siegel aufdrücken Nein, das kann, das wird nicht sein: Sie werden zu diesem jungen wackern, Offizier sagen: Sie sind in der That ein de Vernel, und keine menschliche Macht kann Ihnen das nehmen, was Ihnen von Rechtswegen gebührt."

Die Rede des Vertheidigers Septime's machte sichtlich einen tiefen Eindruck auf die Anwesenden.

Es nahm dann der Vertheidiger Madame de Vernel's das Wort: „Ich will meinen ehrenwerthen Collegen nicht auf dem Wege folgen, den er eingeschlagen hat, da seine ganze Beweisführung aus dem Gebiete der Vermuthungen und der bloßen Wahrscheinlichkeit nicht herausgekommen ist. Für uns sind nur die Thatsachen maßgebend, und nichts Anderes, als diese, hat irgend welche Beweiskraft. — Worauf macht Septime de Vernel — ich gebe ihm zum letzten Male diesen Namen — Anspruch? Auf einen Namen, einen Titel, auf eine Familie; nun wohl, es ist uns einfach unmöglich, seinem Begehren zu willfahren. — Auf einen Namen: er hat keinen; seine Mutter ist gestorben, indem sie ihm das Leben gab. — Auf einen Titel, eine Familie? Seit sechs und zwanzig Jahren haben ihm edle Seelen Beides geliehen, und ohne die schwere Beleidigung, deren er sich seiner Wohlthäterin gegenüber schuldig gemacht hat, würde in seinem ganzen Leben gar keine Veränderung eingetreten sein. — Man kommt und sagt uns: Hier gibt es eine Standesberechtigung; ich kenne die gesetzliche Bedeutung dieses Punktes in unserm Gesetzbuche sehr wohl; aber, meine Herren, im vorliegenden Falle muß man etwas ganz Anderes in's Auge fassen, diese Frau, die Sie, wie man Ihnen zumuthet, als Mutter erklären sollen, ist niemals Mutter gewesen — das ist die reine Wahrheit. Auf den Wunsch ihres Gatten hat Madame de Vernel eines Tages darin eingewilligt, eine Waise an Kindesstatt anzunehmen; der Zufall hat ihr übel gespielt; wir sehen heute: das Kind, welches man den bezahlten Händen einer armen Bäuerin aus der Gegend von Jours entnommen, ist ernährt, erzogen, unterrichtet, mit Gunstbezeugungen überhäuft worden von Herrn und Madame de Vernel; man hat es Sohn genannt — ohne Zweifel unverdientermaßen; aber folgt daraus, daß diese rein freiwillige, freundliche Benennung als ein unbeschränktes, vollgiltiges Recht beansprucht werden darf? Ganz gewiß nicht. Ich sehe mit einem Worte in Septime nur einen Undankbaren und nicht einen Sohn!"

Durch die Zuhörerschaft lief eine Bewegung der Zustimmung, als der Vertheidiger geendet hatte. Die Gräfin, die bis dahin den Meisten gleichgültig war, wurde mit einem Male Allen theilnahmswerth; die Sache Septime's schien verloren.

Der junge Offizier selbst, unter dem Gewichte der Anklage der gegnerischen Partei wie niedergeschmettert, war einen Augenblick einer Ohnmacht nahe; sein Vertheidiger flüsterte ihm mit leiser Stimme einige Worte in's Ohr und forderte ihn auf, Muth zu fassen; sein Blick begegnete demjenigen Demartius. Der alte Gerichtsrath, der an jenem Tage bloßer Zuschauer war, blinzelte ihm bedeutungsvoll mit den Augen zu und lächelte dabei. Septime aber konnte die fröhliche Stimmung seines ehrenwerthen Freundes nicht begreifen.

Die Sitzung wurde jetzt auf zehn Minuten aufgehoben, und Herr Demartius eilte auf den Advokaten Septimen's zu, zog ihn mit sich in eine Fensternische und übergab ihm hier ein entsiegeltes Schreiben.

Septime trat sogleich zu ihnen.

„Ich bin verloren," sagte er, Herrn Demartius die Hand drückend.

„Meinen Sie, mein junger Freund?"

„Ich habe keine Hoffnung mehr!"

„Geduldigen Sie sich; das Urtheil ist noch nicht gesprochen."

„Ich habe große Lust, es gar nicht abzuwarten."

„Thun Sie das ja nicht."

„Wie Sie wollen!"

„Ja ich will — habe ich nicht Recht?" fügte der Rath hinzu, indem er sich zu dem Vertheidigdr Septime's wandte.

„Vertrauen Sie auf Herrn Demartius," antwortete dieser, indem er das Schriftstück las, welches ihm der Rath übergeben hatte, „Ihre Sache ist noch keineswegs verloren."

Als die Sitzung wieder aufgenommen worden, wurde dem Vertheidiger Septimt's auf's Neue das Wort gegeben.

„Meine Herrn," sagte er mit tief bewegter Stimme, indem er sich an den Gerichtshof wandte, „ich will Ihre Zeit nicht unnöthig in Anspruch nehmen; es bleiben mir nur noch einige Worte zu sprechen übrig. Es soll hier Licht in diese Sache gebracht werden, und ich will zu ihrer vollständigen Klarheit beitragen, was noch fehlt. Man hat Ihnen soeben Septime de Vernel — ich gebe ihm immer diesen Namen — als einen Ehrgeizigen, als einen Ränkeschmied und als einen Undankbaren hingestellt, diese Benennungen sind sicherlich wenig schmeichelhaft. Weil sie aber unsern Gegnern nöthig zu sein scheinen, so wollen wir es ihnen überlassen, sich derselben zu bedienen.

„Septime, hat man gesagt, ist ein ausgesetztes Kind. Keineswegs! Seine Mutter, die starb, als sie ihm das Leben schenkte, soll Madame de Vernel denn ganz unbekannt gewesen sein? Lüge! Septime soll endlich in keinerlei Weise ein Recht haben, seinen Namen zu führen? — Wiederum eine Lüge und zwar eine wissentlich ausgesponnene — die Frau Gräfin möge es in Abrede stellen, wenn sie es wagt.

„Ich spreche es mit lauter Stimme aus, meine Herren, vor Gott, der mein Zeuge ist, und vor Ihnen, die in seinem Namen hier Recht sprechen sollen: die Standesacten Septime's sind vollständig in Ordnung, und Sophia Maural, Wittwe des Grafen Armand de Vernel, die hier zugegen ist, kann kaum die Ehe Armands de Vernel mit Flavienne de Saint-Lament vergessen haben, welche dieser in London auf dem Sterbebette geschlossen, und die der ihrigen um ein Jahr vorausgegangen ist."

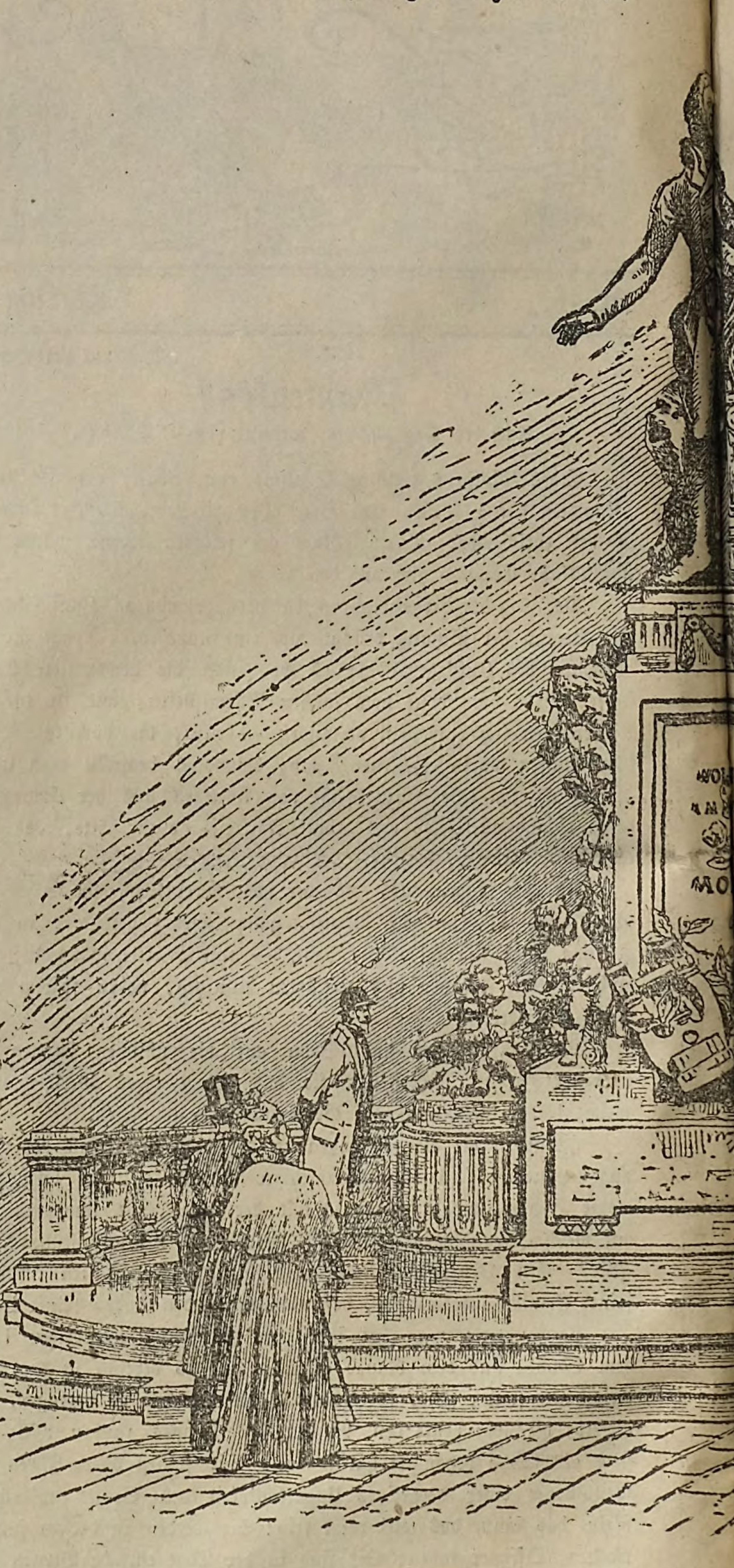
Die Gräfin stieß einen Schreckensruf aus, als der Vertheidiger geendet hatte; am ganzen Leibe zitternd, mit weit offenstehenden Augen starrte sie den Vertheidiger Septime's an. Tiefe Stille herrschte in diesem Augenblicke im ganzen Saale.

„Es ist ein Fehler begangen worden," fuhr der Vertheidiger Septime's fort, „und Familienrücksichten waren Schuld, daß man bis jetzt gezögert hat, denselben gut zu machen. Armand de Vernel wollte, daß das Kind, welches zur Welt kam, seinen Namen trüge, denn er hatte eine in bürgerlicher und religiöser Hinsicht vollgiltige Ehe geschlossen; unter den Zeugen befand sich auch die Milchschwester Flavienne's, Sophie Maural. Erinnern Sie sich dessen, Madame?"

(Schluß folgt.)

Das Mozart-Denkmal in Wien.

In nächster Nähe der Wiener Oper, auf dem Albrechtsplatze, ist kürzlich im Beisein des Kaisers die Hülle von dem schönen Denkmal gefallen, mit dem die Stadt Wien dem Genius Wolfgang Amadeus Mozart huldigt. Das Monument ist hauptsächlich aus weiß schimmerndem Laaser Marmor geformt, aus einem Material, das allen Unbilden der Witterung Stand hält, somit zur Winterszeit nicht eingerüstet zu werden braucht. Stufen aus Sterzinger Marmor und Mauthausener Granit führen zu dem Standbilde empor, das, auf hohem Sockel postirt, neun Schuh hoch ist. Mozart erscheint in begeisterter Pose im Momente der Inspiration, die linke Hand aufs Notenpult gestützt, die Rechte vorgestreckt. Auf beiden Seiten des Postaments symbolisiren Kindergestalten die Eindrücke der Musik, allegorisiren die verschiedenen Kunstformen, welche der Genius des Tondichters erfüllte. Lorbeer und Rosen umranken die Inschrifttafel, tragend den Namen des Unsterblichen. Am Sockel befinden sich an Vorder- und Rückseite Reliefdarstellungen: Mozart als Kind,



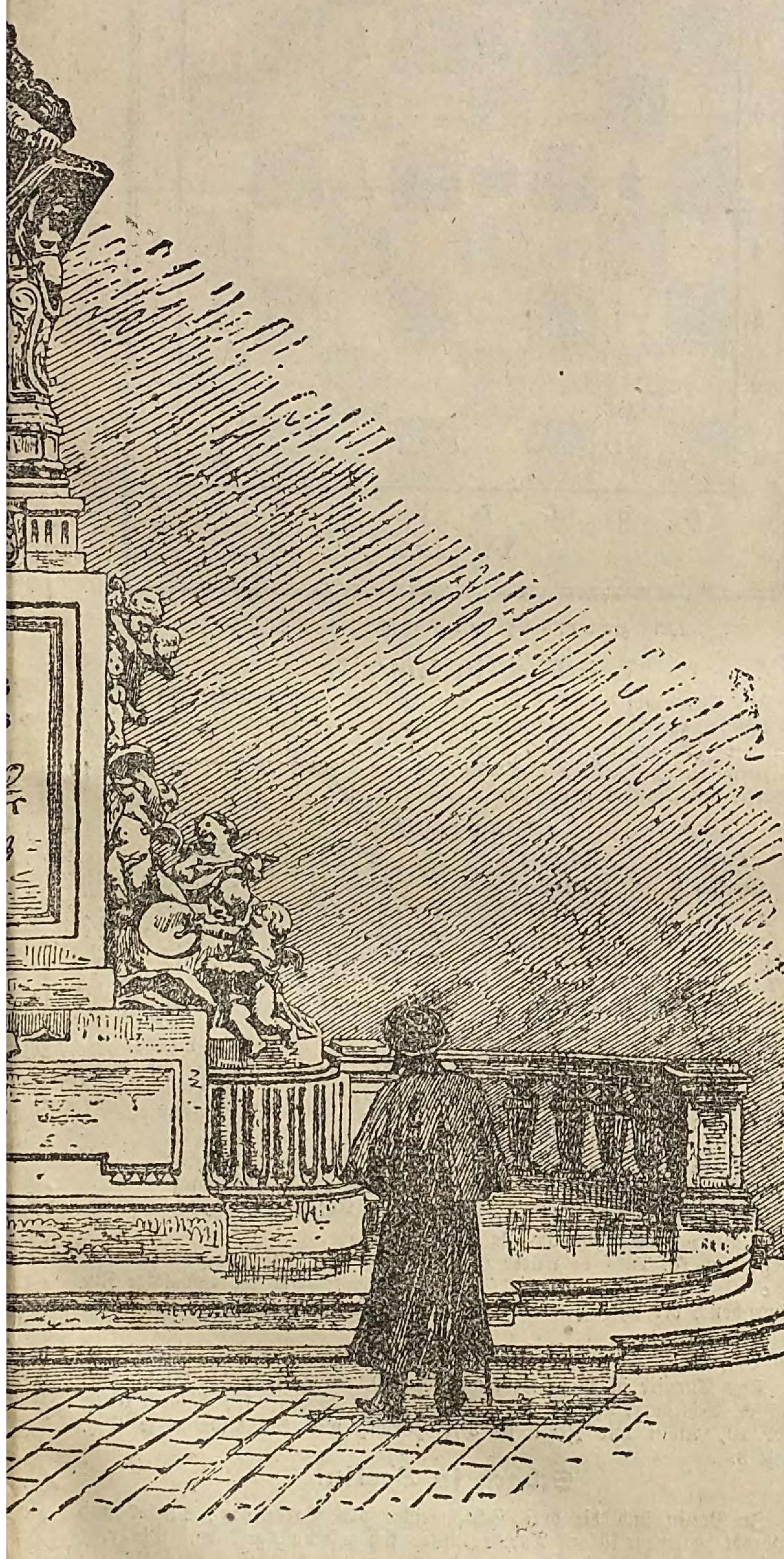
Das Mozar[t-Denkmal ...]

von Vater und Schwester begleitet, Klavier spielend, und „Don Juan und der Gouverneur."

Das Schicksal hat dem Künstler, der dieses wahrhaft monumentale Werk der bildenden Kunst geschaffen, nicht vergönnt, die Enthüllungsfeier zu erleben. Wenige Tage vorher wurde bekanntlich der Bildhauer Victor Oscar Tilgner von einem Herzschlage hinweggerafft.

Maria-Ort.

Nahe bei Regensburg auf dem rechten Ufer der Naab, da wo dieselbe in die Donau einmündet, ladet ein freundliches Kirchlein



...al in Wien.

zum Besuche ein. Es ist dieß die Wallfahrtskirche Maria-Ort. Ueber den Ursprung derselben und die Verehrung des Gnadenbildes daselbst berichtet der Karthäuser Jeremias Grumwald in seiner handschriftlichen Chronik folgendes: Als Kaiser Leo III., der Isaurier die Verehrung der Heiligenbilder in seinem ganzen Reiche verbot und dieselben durch Feuer und Wasser zerstören ließ, ward u. a. im Jahre 730 auf seinem Befehle ein schönes Bildniß unserer lieben Frau zu Constantinopel in's Meer geworfen. Dasselbe Bild gelangte auf einem Wachholderstrauche stehend von da die Donau Stromaufwärts bis zur Mündung der Naab. Die Bewohner der Gegend, über solches Wunder in Staunen und Freude versetzt, beschlossen, bei ihrem Dorfe jenseits der Naab ein Kirchlein zu erbauen und das Bild darin aufzustellen. Allein wunderbarer Weise wurden zur Nachtszeit Steine und Balkenwerk von unsichtbarer Macht auf das jenseitige Naabufer an die Stelle getragen, wo heutzutuge die Kirche steht, und so der Wille Gottes den frommen Bauleuten kund gethan. Die ganze Sage findet sich in der Wallfahrtskirche bildlich dargestellt.

Das Gnadenbild auf dem Hochaltar der Kirche, von Stein, gegen 6 Fuß hoch, trägt den Stempel hohen Alterthums an sich und ist augenscheinlich byzantinischen Ursprungs. Die Gottesmutter trägt auf dem rechten Arme das Jesukind mit einem Wiesel in den Händchen, während sie in der linken Hand eine Blume, ähnlich einer Lotusblume, hält.

Es besteht kein Zweifel, daß auch hier das Kloster St. Emmeram wenn nicht der Gründer, so doch der erste Pfleger des Gotteshauses U. L. Frau in Maria-Ort gewesen ist, wie unter anderem aus einer Schenkungsurkunde vom J. 1020 erhellt. Ihre jetzige Gestalt erhielt die geräumige freundliche Kirche (eine Filiale der Pfarrei Eulsbrunn) durch den damaligen Pfarrer Benedikt Hopp erst im Jahre 1774. Die jetzige hinter dem Hochaltare befindliche Sakristei war die ursprüngliche Gnadenkapelle. Die Wände der Kirche sind mit zahlreichen Votivtafeln aller Art besetzt, welche von der hohen Verehrung Zeugniß geben, welche die Himmelskönigin hier immer genoß und noch immer in der Gegenwart genießt.

Humoristisches.

(Umschrieben.) Hauptmann: „Herr Lieutenant, Sie schwenken ja falsch ein! Und der Unteroffizier neben Ihnen ist auch so ein Esel!"

(Anzüglich.) Frau: „Na, wenn Dein Freund noch nicht abgereist wäre, dem wollt' ich aber 'mal die Zähne weisen!"

Mann: „Schick' sie ihm doch mit der Post!"

(In Monaco.) Meierwitz (einen Bekannten aus Berlin treffend): „Sehr erfreut, Sie zu sehen, Herr Lehmann. Wie lange wollen Sie sich hier aufhalten?"

Lehmann: „Nun, ich denke, so lange mein Geld reicht."

Meierwitz: „O, wie verdrießlich — ich hoffte, Sie würden sich einige Tage hier aufhalten!"

(Prophezeiung.) Frau: „Lieber Samuel, Du bist doch so ein gelehrter Mann, kannst Du mir nicht sagen, wann ich sterben werde?"

Samuel (den Talmud nachschlagend): „Du wirst sterben am Vorabend eines Festtages."

Frau: „An welchem Festtage?"

Samuel: „Das kann ich Dir nicht sagen, ich weiß nur, daß nach Deinem Tode, der nächste Tag wird sein ein — großer Festtag."

(Was halten Sie) von der zweiten Heirath des alten Schauspielers Gr. mit dem Fräulein v. B., der Bräutigam ist sechzig und die Braut dreiunzwanzig Jahre alt?"

„Es kommt mir gerade so vor," versetzte der Gefragte, „als wenn ein Müller nur noch einige Scheffel Getreide zu mahlen hat und sich dazu eine neue Mühle baut."

(Auf einem Balle,) wo der Tanzsaal für die Menge der Tanzenden nicht ausreichte, sagte ein Tänzer zu seiner Tänzerin, sich das Gesicht mit dem Taschentuche trocknend: „Es ist unerträglich heiß, ich schwitze wie ein Esel; schwitzen Sie, mein Fräulein, nicht auch so?"

„Nein," versetzte dieses, „ich gehöre ja zu einem andern Geschlechte."

(Die böhmische Köchin.) Hausfrau: „Sie sind jetzt zehn Jahre in meinem Dienst, Anna, haben sich stets brav aufgeführt. Ich werde dafür sorgen, daß Sie einen Preis bekommen."

Anna: „Ach, dank' schön, gnädige Frau, mag ich nit Preiß.'"

Hausfrau: „Ach, wer wird so bescheiden sein. Warum wollen Sie nicht?"

Anna: „Was soll ich mit Preiß', hab ich schon Landsmann zum Schatz."

(Beweis.) Tochter: „Papa, hältst du es für ein Unrecht, nach Geld zu heirathen?"

Vater: „Gewiß ist das ein Unrecht, mein Kind, und wenn dich der alte Millionär Meier nimmt, so darfst du überzeugt sein, daß er es nur aus Liebe thut."

(Der ärgste Feind.) Pfarrer: „Michl, der Schnaps ist Euer ärgster Feind."

Michl: „In der Bibel steht geschrieben, daß wir auch unsern Feind lieben sollen."

Pfarrer: „Ganz richtig, lieber Michl, aber wo steht geschrieben daß Ihr in verschlucken sollt?"

(Gut umschrieben.) Neuankömmling (im Gebirgshotel, zu einem der älteren Gäste): „Feine Aussicht — wirklich großartig. Apropos, wie sind denn hier im Hotel die Betten?"

Alter Gast: „Wie man's nimmt! Der Wirth scheint jedenfalls zu glauben, daß alle seine Gäste ein gutes Gewissen haben."

(Keine Arbeit.) Arbeiter: „Geben Sie uns Arbeit, lieber Herr, wir müssen unsere Kinder ernähren!"

Rentner: „Da kann ich leider nicht helfen, denn ich habe selbst keine Arbeit."

Logogriph.

Gar Niemand mag es sein auf Erden,
Das Gegentheil will Jeder werden;
Denn jenes macht fast immer Plage,
Und dies verschafft sehr gute Tage.
Das Zweite trägst Du stets bei Dir,
So gut wie ich und jedes Thier;
Von letzterm wird's, zertheilt, gebunden,
Mit Speis' gefüllt, bei Tisch gefunden.

Rösselsprung.

am	und	haus	en	den	mit	wir	zer
zu	dar	bo	arm	wo	streu	haf	hei
kopf	nicht	sie	je	Frisch		ihr	uns
um	wir	aus	be	los	de	tern	ten
hin	sind	ge	gewagt!		wir	der	in
sind	ist	blei	daß	for	groß	frisch	kräf
all	frisch	welt	freu	ü	wagt	uns	son
die	en	ber	und	so	ne	ten	ge

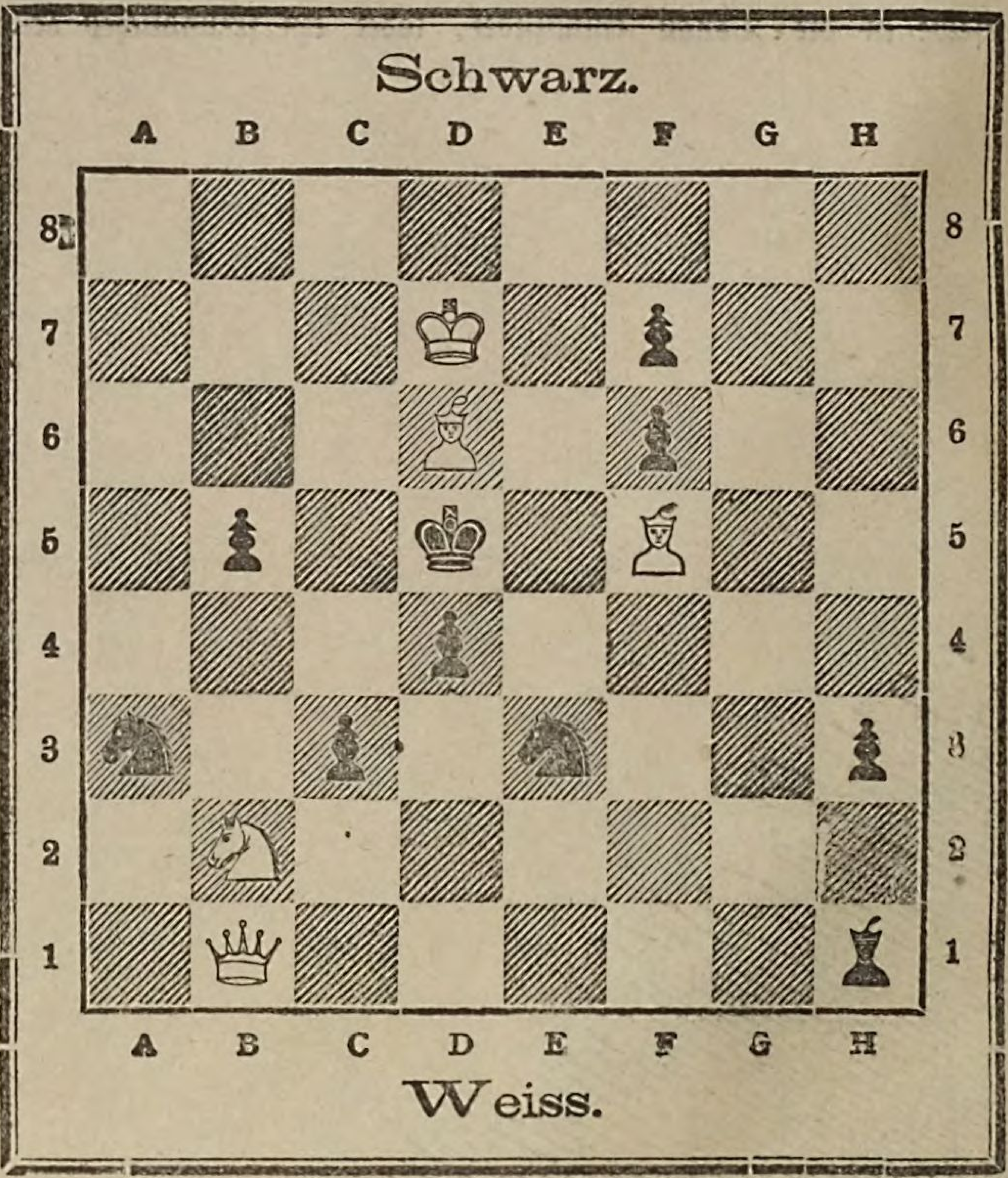
Auflösung des Logogriphs in Nr. 45:

Ohren, Mohren.

Schachzeitung № 200.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von A. L. Bert in Kalifornien.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Schach in Amerika.

Der Wettkampf zwischen den amerikanischen Schachmeister Showalter und dem ungarischen Schachkämpen Kemeny in Philadelphia endete zu Gunsten von Showalter, der 7 Partien gewann, während sein Gegner in 4 Partien den Sieg erstritt und weitere 4 remis blieben. Die nachfolgende 6. Partie des Matches wurde am 9. März gespielt.

Vierspringerspiel.

Weiß Kemeny	Schwarz Showalter	Weiß Kemeny	Schwarz Showalter
1. e2—e4	e7—e5	15. Le3—d2	Sc6—e7
2. Sg1—f3	Sg8—f6	16. f4—f5	f7—f6
3. Sb1—c3	Sb8—c6	17. Ta1—e1	d7—d5
4. Lf1—b5	Lf8—c5	18. Lb5—d3	c7—c6
5. Sf3×e5	Sc6×e5	19. Te1—e2	Lc8—d7
6. d2—d4	Lc5—d6	20. Th1—e1	Se7—c8 (b)
7. f2—f4	Se5—c6	21. c3—c4	Sc8—b6
8. e4—e5	Ld6—b4	22. Df3—h5	d5—c4 (c)
9. e5×f6	Dd8×f6	23. Te2—e7	c4×d3
10. Lc1—e3	Df6—h4 + (a)	24. Ld2—h6	d3—d2
11. g2—g3	Dh4—e7	25. Te7×g7 +	Kg8—h8
12. Ke1—f2	Lb4×c3	26. Tg7×h7 +	Kh8×h7
13. b2×c3	o—o	27. Dh5—g6 +	Schwarz
14. Dd1—f3	De7—a3	gibt die Partie auf.	

a) Wozu? Sogleich d7—d5 wäre am Platze.

b) Auf 20. Ta8—e8 würde Weiß 21. Df3—h5 entgegnen.

c) Nun mußte wenigstens Tf8—f7 geschehen, wenn der alsbaldige Zusammenbruch der schwarzen Stellung aufgeschoben werden wollte.

Schach in Wien.

Das Turnier in Wien weist nach der 20. Runde folgenden Stand auf: Englisch, Schlechter, Weiß je 13½, Marco 13, J. Schwarz 12, Halprin 10½, Judd 10, Albin und Zinkl je 8½ Horwitz und Mandelbaum je 6½, Fenzl 3.

Schach in Berlin.

In Berlin sind die drei Schachmeister von Bardeleben', Mieses und Walbrodt zu einem kleinen Turnier unter sich zusammengetreten. Die erste Partie Mieses — Walbrodt wurde remis.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 197 von Fellows.

1. $\frac{\text{Db2—c1}}{\text{Beliebig}}$ 2. S., S., ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von G. Geisel, R. Kern, B. H.—, Frl. J. R.—, Gustav Schmidt, L. Schönhuber, J. B. Schuler und R. Weiß.

Briefkasten: J. R. hier. 1. Df5 oder g4 löst die Aufgabe Nr. 199 nicht, aber Sie werden mehr Erfolg haben, wenn Sie Ihren zweiten Zug als ersten verwenden.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 47. Mittwoch den 6. Mai. 1896

8 (Nachdruck verboten.)

Namenlos?

Nach dem Französischen bearbeitet von C. Dreher.

„Das Kind erhielt den Namen Septime; zwei Stunden später starb seine Mutter. — Wie wahnsinnig vor Schmerz sank Herr de Vernel auf's Krankenlager und schwebte mehrere Wochen lang zwischen Leben und Tod; wieder hergestellt, nahm er sein Kind aus den Händen Sophie Maurals, kehrte nach Frankreich zurück und übergab es einer Amme in einem Dorfe in der Umgebung von Tours. Indem er sich ganz dem Kinde widmen wollte, und da er zu bemerken glaubte, daß die Freundin Flavienne's, welche ihm die erste Pflege hatte angedeihen lassen, eine ganz besondere Zuneigung für dasselbe hegte, machte er ihr ein Jahr später das Anerbieten, seine Gattin zu werden.

„Sie haben die Mutter geliebt," hatte Armand de Vernel gesagt, „versprechen Sie mir, nun auch den Sohn zu lieben." Einen Monat später war Sophie Maural Gräfin."

Der Vertheidiger war zu Ende. Madame de Vernel saß da, bleich wie der Tod; ihre Hand hielt zitternd ein Riechfläschchen, dessen Inhalt sie bald nach und nach einathmete.

Die Zuhörer, auf's Höchste erstaunt, sahen sich fragend an, und allgemein vollzog sich eine Umstimmung zu Gunsten Septime's; selbst der hohe Gerichtshof schien von dem Eindruck der eben vernommenen Worte tief berührt zu sein.

„Beweisen Sie, was Sie vorbringen, werden unsere Gegner ausrufen," hob der Advokat nochmals an; ja, meine Herren, ich werde es beweisen, hier ist der Beweis!"

„Damit entfaltete der Advokat das Schriftstück, welches Herr Demartius während der Sitzungspause ihm übergeben hatte, und las Folgendes mit lauter Stimme vor, während Alles gespannt lauschte: „Septime ist wirklich mein Sohn; er ist in London aus der gesetzlichen giltigen Ehe hervorgegangen, welche ich mit Flavienne de Saint-Lament geschlossen habe; die Erklärung über seine Geburt ist auf dem französischen Consulate abgegeben worden; ein Jahr nach dem Tode meiner innigstgeliebten Flavienne habe ich Sophie Maural geheirathet, ihre beste Freundin, ihre Milchschwester, und zwar unter der Bedingung, daß sie für Septime die Liebe und Zuneigung hege, welche eine Mutter für ihren leiblichen Sohn hegt, und daß sie ihm niemals das Geheimniß offenbaren solle, welches seine Geburt umgibt, selbst dann nicht, wenn aus unserer Ehe andere Kinder hervorgehen sollten.

„Ich vertraue die vorliegenden Zeilen der Rechtlichkeit meines liebwerthen Freundes Demartius an, und ich bitte ihn, dieselben im Nothfalle zu Gunsten meines Sohnes zu benutzen."

„Ausgefertigt in Saint-Robert den . . . Dez. 18 . ."

„Unterzeichnet: Armand de Vernel."

Wie der Vertheidiger Septime's es vorausgesagt hatte, war die Sache vollständig klargestellt, mit anderen Worten, sie war jetzt abgethan, kein Zweifel war mehr möglich, daß Madame de Vernel in ihren selbstsüchtigen Plänen sich so weit vergessen hatte, den rechtmäßigen Sohn ihres Gatten aus dem Schlosse zu vertreiben, seine Ehre auf's Spiel zu setzen und sein ganzes Dasein sozusagen zu vernichten — bloß aus dem Grunde, weil sie seine Heirath mit Helene d'Orsey ohne allen Grund mißbilligte, und ihre eigene Nichte gern als Gattin Septime's gesehen hätte.

Nach kurzer Berathung erschien der Gerichtshof wieder im Saale, und das Urtheil bestätigte die Rechte Septime's. Madame de Vernel wurde zu den Kosten verurtheilt.

Septime, der sich begreiflicherweise vor Freude über den unerwartet glücklichen Ausgang des Prozesses kaum zu fassen wußte, eilte auf Herrn Demartius zu und umarmte ihn herzlichst, während die Gräfin leise und fast unbemerkt aus dem Saale schlich und nur durch Polizeisergeanten vor der Wuth des Volkes geschützt werden konnte, das nahe daran war, eine Strafe an ihr zu vollziehen, die der Gerichtshof nicht aussprechen konnte.

* * *

Wer einige Jahre später zufällig von Lyon nach Grenoble gereist wäre, hätte auf dieser Strecke in der Nähe von Saint-Robert immer noch das alte Schloß bemerken können, in welchem unsere Erzählung ihren Anfang nahm. Vielleicht würde er dann durch die Lichtungen des Parkes hindurch gewahren, wie ein Herr und eine Dame in den schattigen Alleen von hohen Linden und Kastanienbäumen dahinwandeln, ganz freudigen Blickes von Zeit zu Zeit auf zwei schöne, liebenswürdige Kinder blickend, die ihre munteren, kindlichen Spiele in den schattigen Gebüschen und den herrlichen Blumenboquets treiben.

Die Beiden sind Septime und Helene, die inzwischen überglückliche Gatten geworden.

Jedes Jahr ist Herr Demartius in seinen Ferien der fleißigste Gast auf dem Schlosse. Mitten in dieser Familie scheint der alte Gerichtsrath um zwanzig Jahre jünger geworden zu sein; vor Vergnügen reibt er sich die Hände, und wenn er seine Freunde betrachtet, so sagt er oft: „Das ist mein Werk, jetzt kann ich glücklich sterben, denn ich habe ja Menschen glücklich gemacht!"

Was Madame de Vernel anlangt, so lebte sie in der ersten Zeit nach dem unglücklichen Ausgange des Prozesses mit ihrem Sohne abgeschlossen von aller Welt auf ihrem Schlosse. Jedermann mied sie wie eine Aussätzige. Niemand konnte mehr ihre Launen und Verdrießlichkeiten ertragen, so daß sie schließlich ganz allein in ihrem Hause hauste, oft ganze Stunden hindurch in den öden Gängen ihres Parkes umherirrend und sich wie eine Wahnsinnige geberdend.

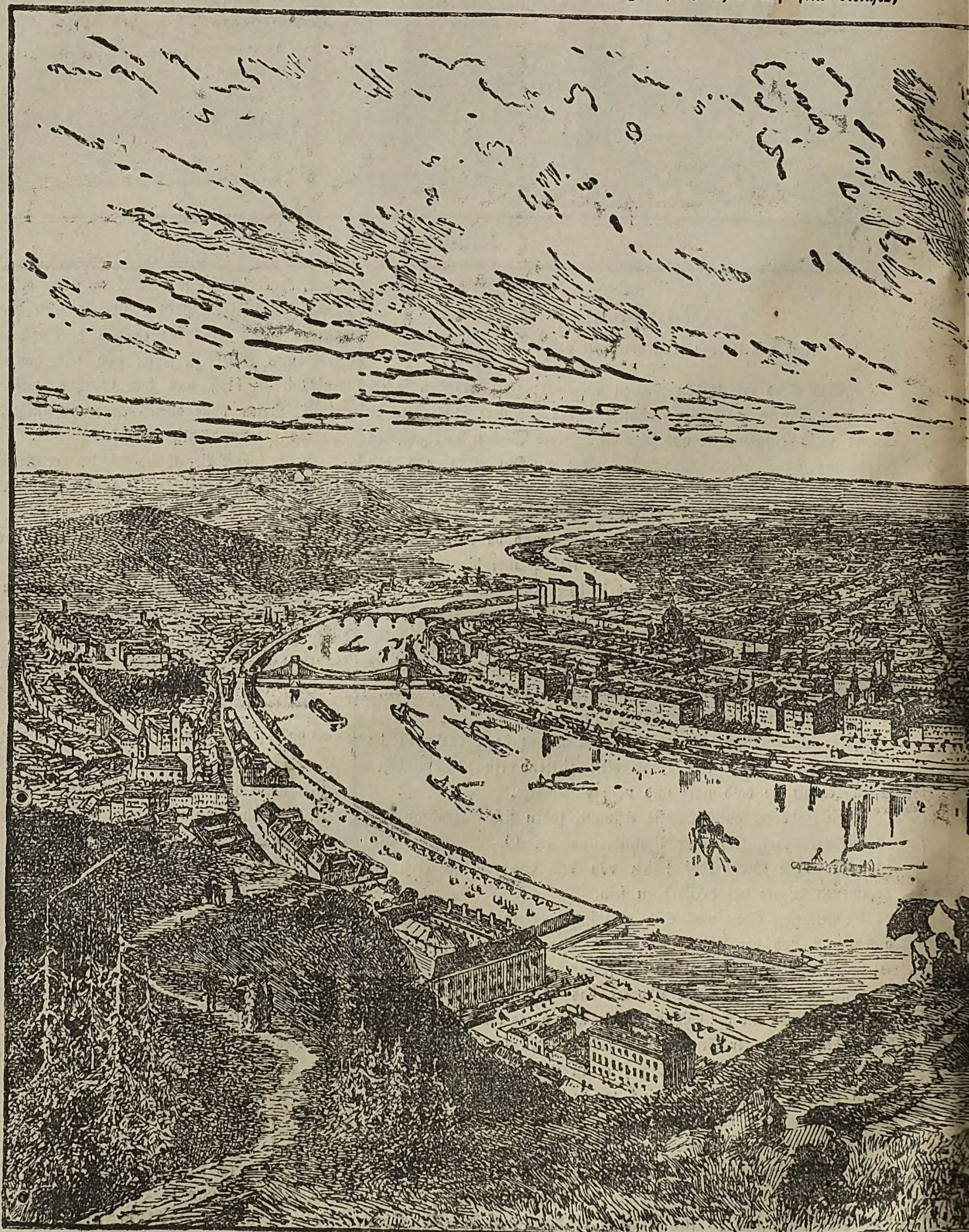
Eines Tages war sie verschwunden — das ganze Haus war verschlossen; man vernahm bald, daß sie ihr Haus an einen reichen Fabrikanten verkauft habe und dann auf und davon gegangen sei, ohne daß sie Jemand anzugeben vermochte, wohin.

Auch Septime, mit dem sie in begreiflicher Weise alle und jede Beziehung abgebrochen hatte, wußte nicht mehr als jeder Andere, so

gern er auch Alles darum gegeben hätte, um zu erfahren, was aus ihr geworden sei. Indeß kam er noch oft und besuchte die Stätte, wo er so viele Jahre glücklich verlebt und wo einstens jene für ihn so schreckliche Scene stattgefunden hatte, die sein ganzes Dasein fast vernichtet hätte. Bisweilen begleitete ihn Herr Demartius dahin und betrachtete tiefbewegt jenes Gemach, wo er mit der unglücklichen Frau jene entscheidende Unterredung gehabt.

So waren auch eines Tages Septime und Helene mit ihren Kindern und Herrn Demartius in dem großen Saale des Schlosses, bei dem nunmehrigen Besitzer, mit dem sie ein enges Freundschafts-Bündniß geschlossen hatten, versammelt, um eine kleine Festlichkeit zu feiern. Alle befanden sich in der fröhlichsten Stimmung; man lachte und scherzte, und mit freudiger Wehmuth gedachte Septime der Tage, die er in diesen Räumen verlebt hatte.

Plötzlich klingelte es draußen. Der Hausherr eilte an's Fenster, um zu sehen, was es gäbe. Ein armes zerlumptes Weib, dem das größte Elend in den Gesichtszügen geschrieben stand, bat um ein Almosen. Sie konnte sich kaum aufrecht halten und schien sehr krank zu sein; die eingefallenen, hohlen Wangen, der trockene Husten, der sie jeden Augenblick befiel, verrieth es nur allzu deutlich, daß sie dem Hausherrn die Wahrheit sagt. Mitleidig beschenkte der Letztere besser als sonst die arme Frau, die sich indeß noch nicht gleich entfernte, sondern noch eine Zeit lang stehen blieb und wie es schien, das Haus und seine Umgebung so genau betrachtete, daß es ihm auffällig wurde.



Ansicht der Millenniums-Feststadt

Septime war unterdessen, während der Hausherr unten vor dem Hause mit der Frau sich unterhielt, gleichfalls an's Fenster getreten und sah in den Hof hinab. Kaum aber war er der Frau drunten ansichtig geworden, als eine tödtliche Bläffe sein Gesicht überzog — er mußte sich auf die Fensterbank stützen, um nicht umzusinken.

Dann ermannte er sich wieder und eilte, ohne ein Wort zu sagen, die Treppe hinab. Der Hausherr, ohne auf sein bleiches, zerstörtes Wesen zu achten, sagte zu ihm, als er ihn herunterkommen sah:

„Sehen Sie dieses Weib — sie bleibt stehen und betrachtet das Haus und Alles so aufmerksam; was mag sie nur haben!"

Starren Blickes betrachtete ihn Septime, so daß der Fabrikant heftig erschrack; dann sagte er tonlos: „Sehen Sie dort, Madame de Bernel?"

Aber kaum hatte der Hausherr Zeit, über das, was Septime ihm gesagt hatte, nachzudenken, als ein durchdringender Schrei von der Stelle ertönte, wo die Bettlerin gestanden hatte. Unwillkürlich blickten Beide hin und gewahrten, wie das Weib jammernd und



Budapest. (Vom Blocksberge aus gesehen.)

stöhnend zusammenbrach, während ein mächtiger Blutstrom, der ihrem Munde entquoll, die Erde färbte.

„Sie stirbt!" schrie Septime in der höchsten Angst, indem er auf das Weib zueilte, während der Hausherr die übrigen Gäste zu Hilfe rief.

Eine Zeit lang lag sie wie besinnungslos da; dann sagte sie, während Alle sie theilnahmsvoll umstanden, mit schwacher Stimme: „Septime — ich bin es — verzeihe, verzeihe! . . . ich . . ."

Sie vermochte nicht mehr ein Wort hervorzubringen. Septime ergriff ihre Hand unter heftigem Schluchzen und drückte dieselbe herzlich, während sie mit dankbarem Blicke zu ihm auffah. Dann sank sie wieder auf den Rasen zurück — ein kurzes Röcheln — und sie war nicht mehr.

„Ein schreckliches Ende!" sagte der Hausherr.

„Sie hat gebüßt, was sie verbrochen . . Madame de Vernel wollte sterben, so scheint es fast, dort, wo sie einst in besseren Tagen gelebt . . . Aber sie hat meine Verzeihung mit sich in die Ewigkeit hinüber genommen," sagte Stptime tief bewegt.

Es war in der That Madame de Vernel. Sie war nach langem Hin- und Herschweifen in verschiedenen Gegenden bis an den Bettelstab gekommen, und gefoltert und gepeinigt von den schrecklichsten Gewissensbissen irrte sie umher, dem Hunger preisgegeben, bis sie, von leicht erklärlicher Neugier getrieben, an ihrem ehemaligen Besitze ankam, und dort ihr allzu jähes Ende fand.

Sie wurde auf dem Dorfkirchhofe beerdigt, und jedes Jahr an ihrem Todestage bekränzte Septime ihr Grab mit herrlichen Blumen und betete inbrünstig für die Ruhe ihrer Seele.

Budapest.

Die königliche Haupt- und Residenzstadt **Budapest** besteht aus den 1873 zu einer Stadtgemeinde verbundenen ehemals selbstständigen Municipien Pest, Ofen (ung. Buda), Altofen (ung. O-Buda), Steinbruch (Köbánya), die vormalige Comitats-Enclave Margarethen-Insel (Margit sziget). Budapest ist eine der ältesten Städte, doch wurde sie während der Tartareneinfälle und später durch die Türkenkriege

so oft zerstört, daß sie erst während des 16. und 17. Jahrhunderts wieder neu zu erstehen begann; daher kommt es auch, daß Budapest trotz seines bis in die vorrömisch-pannonische Zeit zurückreichenden Alters sonst gar keine alten Baudenkmale aufzuweisen hat und den Eindruck einer amerikanisch aufstrebenden Stadt macht. Während das am rechten Donauufer in einer Seehöhe von 127 m gelegene Ofen, an reizende Hügel und Berge sich lehnend, in immer höheren Terrassen hinansteigt, breitet sich die viermal so große Schwesterstadt Pest ungehindert auf der Ebene des linken Ufers weit aus. Ofen mit der Akropolis von Budapest ist die königliche Residenz und wird größtentheils von Beamten und Adeligen bewohnt, Pest ist mit seinen zahlreichen Neubauten der Sitz des regen Handelsverkehrs, der Geschäftsthätigkeit, aber auch der Brennpunkt des nationalen und wissenschaftlichen Lebens. So ergänzten sich Ofen und Pest schon lange gegenseitig und die Vereinigung beider zu einer Stadt erscheint nur als die formelle Documentirung einer längst vollzogenen Thatsache.

Ofen ist durch die prachtvolle Kettenbrücke und zwei andere Brücken mit Pest verbunden und besteht aus drei Bezirken: I. Festung, Tabor, Christinenstadt; II. Wasserstadt, Landstraße, Untere Neustift; III. Alt-Ofen, Obere Neustift und Werftinsel. Den Haupttheil bildet die Festung, auf einem felsigen Berge 61 m über der Donau gelegen, mit der während der Revolution 1849 theilweise zerstörten, jetzt wiederhergestellten königlichen Burg, welche gegen die Donau eine 179.4 m lange Front bildet, und die Hofkirche (den Aufbewahrungsort der 1849 durch Kossuth entführten, 1853 wieder aufgefundenen ungarischen Krönungskleinodien), eine Gemäldesammlung und Bibliothek, sowie einen schönen Garten enthält. — Ofen gewährt mit Pest eines der schönsten Städtebilder, die es gibt, und hat eine äußerst liebliche Umgebung. Den Glanzpunkt bildet die Margarethen- oder Palatinsinsel auf der Donau, die von dem 1847 verstorbenen Palatin Erzherzog Josef in einen reizenden Garten umgestaltet wurde; sein Sohn Erzherzog Josef entdeckte auf derselben großartige Heilquellen und ließ dort eine Badeanstalt ersten Ranges errichten, die der majestätischen Donau eine unvergleichliche Zierde geworden ist. Südlich der Stadt erhebt sich der Blocks- oder St. Gerhardsberg mit herrlicher Aussicht; ferner gehören hieher westlich der Schwabenberg, auf den eine Zahnradbahn und auf dem sich viele schöne Landhäuser befinden, der Johannisberg mit weittragender Fernsicht, der Stadtmeierhof und der Laßlovsky'sche Meierhof, der Auwinkel, einst Thiergarten des Königs Mathias Corvinus.

Budapest zählt über 520,000 Einwohner, darunter 125,000 Juden. Zur Feier des 1000jährigen Bestandes des ungarischen Reiches findet zur Zeit in Budapest die Milleniums-Ausstellung statt, die am 2. Mai durch den Kaiser feierlich eröffnet wurde.

Humoristisches.

(**Trost im Leiden.**) Ein sitzengebliebener Untertertianer eines neunklassigen Gymnasiums schloß seinen Aufsatz über das dort fast alljährlich wiederkehrende Thema „Gedanken am Anfange eines neuen Schuljahres" mit den Worten: „Das Einzige, was mich niederdrückt, ist das Gefühl der Trennung von meinem lieben Freunde Julius (nach Obertertia versetzt), doch hoffe ich, daß er in Obertertia sitzen bleiben wird und ich im nächsten Jahre wieder mit ihm vereint sein werde."

(**Falsche Aehnlichkeit.**) „Vater, ist das der Abendstern dort am Himmel?"

„Ja mein Sohn!"

„Ist der auch ein Jud'?"

„Was fällt Dir denn ein!"

„Ja, die Mama hat doch heut' früh zu Dir gesagt: der Morgenstern sei ein Jud', — und da hab' ich geglaubt, der Abendstern sei auch einer!"

Logogriph.

Die Küche ist es wo ich wohne,
Doch komm' ich oftmals auch zu Tisch
Und bring' Gemüse, Fleisch und Fisch;
Doch nichts erhalte ich zum Lohne,
Als daß man schließlich mich zerbricht,
O dieß verdient' ich wahrlich nicht! —
Du wirst ein neues Wort bekommen,
Sobald Du fügst ein Zeichen ein;
Und hast Du dieß nicht mitgenommen,
So kommst Du sicher nicht hinein.

Lösung des Rösselsprunges in Nr. 46:

Frisch gewagt!
Bleibe nicht am Boden haften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften!
Ueberall sind sie zu Haus.
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 46:
Arm, Darm.

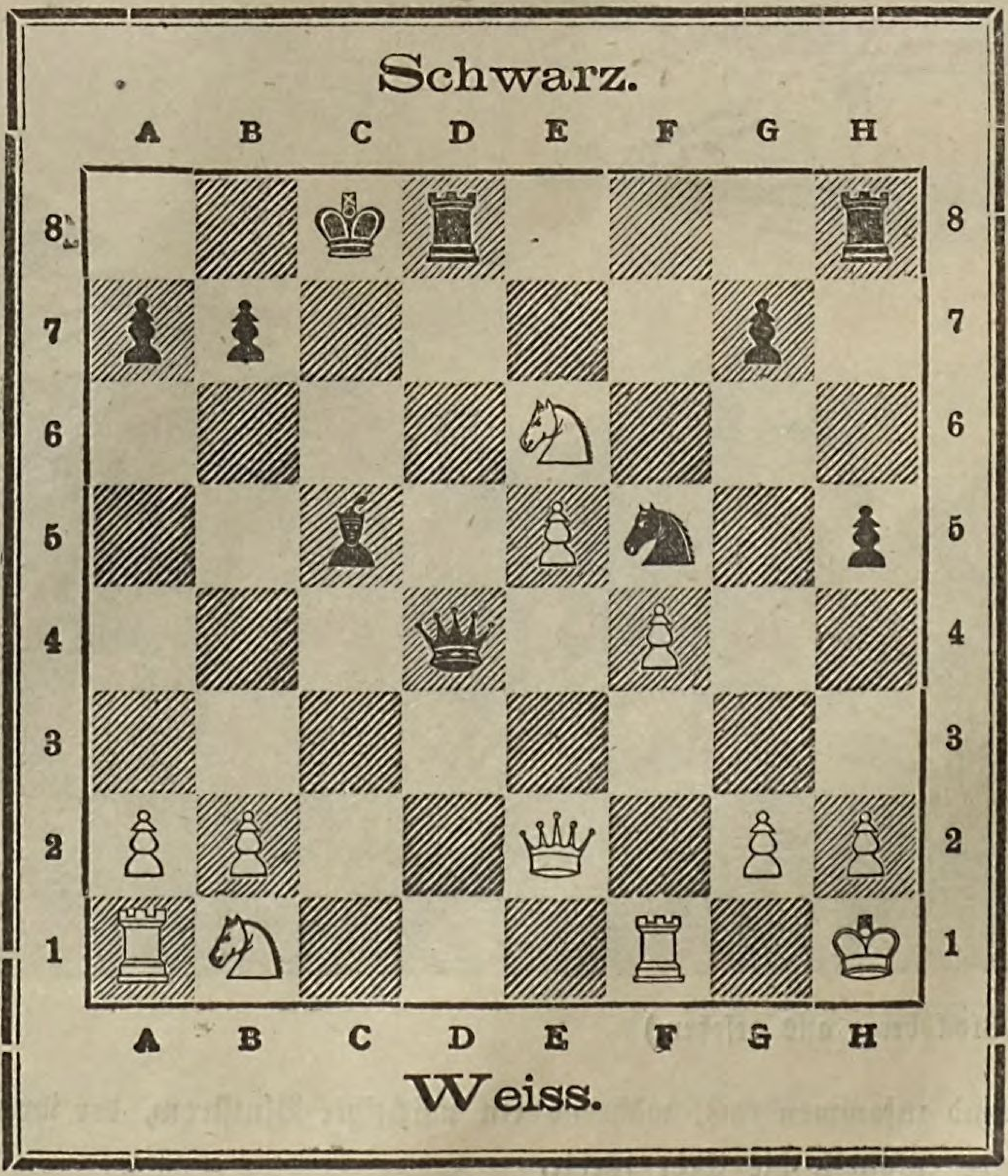
Schachzeitung № 201.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Berichtigung: In der Aufgabe der Schachzeitung Nr. 199 ist auf b6 ein schwarzer Bauer nachzutragen.

Endspiel.

In einer im April 1894 in Paris gespielten Partie ergab sich folgende Stellung.



Es folgte nun ein blendender Schluß:

1.	. . . . .	h5—h4	5.	Tf1—f2	Ld4×f2 +
2.	Se6×d4	Sf5—g3 +	6.	D×Lf2	Td8—d1 +
3.	h2×g3	h4×g3 +	7.	Df2—f1	Th8—h1 +
4.	Kh1—g1	Lc5×d4 +	8.	Kg1×h1	Td1×f1 ‡

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 49. Montag den 11. Mai. 1896

2 (Nachdruck verboten.)

Wie mein Neffe zu seiner Frau kam.

Humoreske von Rudolf v. Eichhoven.

„Und das schönste Mädchen aus Finsterwald hat mir einen Blick geschenkt, Onkel," ruft er und schlägt auf meine Kniee, daß ich einen lauten Schmerzensschrei ausstoße.

„Donnerwetter, Junge," sage ich ein wenig ärgerlich, „meinst Du, mein Kniee sei ein Pferdeschenkel?"

„Nicht böse, lieber Onkel", schmeichelt er; „aber wenn Du meinst, ich dürfe einen königlich preußischen Pferdeschenkel derartig malträtiren, so bist Du sehr im Irrthum."

„Ich danke Dir für Deine Güte", entgegne ich halb besänftigt. „Nun erzähle nur weiter. Ist es eine kohlensaure Jungfrau?"

„Weit gefehlt, Onkel," ruft er, „ein Mädchen aus den besten Ständen. Denke Dir, ich habe sie vor einigen Wochen schon flüchtig in unserm elenden Neste gesehen, wo sie auf Besuch gewesen sein muß. Schon damals erschien sie mir als das entzückendste Geschöpf. Heute saß sie mit einigen anderen Damen ebenfalls im Schloßgarten und nahm strickend oder häkelnd ihren Kaffee ein. Ich sage Dir, Onkel, eine Perle an Schönheit, fast noch ein halbes Kind —"

„Mit einem Wort ein Engel erster Klasse", falle ich ein und reiche meinem begeisterten Neffen das Rauch-Service.

„Allerdings", sagt er und steckt sich eine Cigarre an. Ich selbst rauche nicht, es wirkt so schwächend auf den Magen. „Sie ist höchstens achtzehn Jahre alt. Keiner meiner Kameraden kennt sie genauer. Einer meinte, sie heiße von Steinecker."

„Hm, mir ganz unbekannt, vielleicht zu Besuch hier", entgegne ich, in meinem Gedächtniß blätternd.

„Mag sie heißen, wie sie will," fährt er fort. „Sowie ich sie gesehen, schieße ich mit dem rauchlosen Pulver meiner Blicke auf sie los; aber sie merkt nichts. Endlich schaut sie auf, ihre Augenstrahlen begegnen den meinen und sie erröthet leicht. Onkel, in diesem Augenblick stand es fest bei mir: die oder keine."

Statt aller Antwort zähle ich an meinen Fingern und komme bis sieben. Er sieht mich erstaunt und verwirrt an und fragt: „Aber was soll denn das, Onkel?"

„Das ist das siebente Mal, mein Junge", entgegnete ich lachend, „daß Du mir sagst: die oder keine! Zum ersten Male als Primaner."

„Das siebente Mal und das letzte Mal", betheuert er mit jener felsenfesten Entschiedenheit, welche die Nachwirkung eines opulenten Mittagsmahles verleiht. „Die oder keine! Später hat sie noch einmal aufgeblickt und mich verstohlen angesehen — eine hinreißende Schönheit!"

„Natürlich liebt sie Dich," sage ich in spöttischem Tone. Das reizt ihn. Er springt auf und geht mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Spotte nur Onkel," sagt er, „ich sage Dir, daß ich es ernst meine . . ."

Nun bin ich seine Sentimentalitäten müde und entgegnete ohne jeden Uebergang: „Dein Bob hat heute Nachmittag von schöner Hand die allerschönsten Haue gekriegt."

Das bringt ihn auf andere Gedanken; er streichelt das schweifwedelnde Vieh zärtlich und erkundigt sich nach dem Verlauf des Abenteuers. Natürlich geräth er in heftige Entrüstung gegen meine Nachbarin, die doch wahrscheinlich völlig im Recht gewesen und der ich nicht böse sein kann, da sie dem Ungeheuer doch Raison beigebracht hat. Er stößt greuliche Drohungen gegen sie aus und betheuert, er werde ihr die Mißhandlung Bobs an der elenden, halb verschmachtet aussehenden Katze heimzahlen. Erst beim Abendessen beruhigt er sich, und nach dem Essen fängt er wieder von dem Mädel an. Das Schlimmste auf der Welt ist wahrhaftig ein sentimental gewordener Kürassier.

Am anderen Morgen habe ich meinen geliebten Neffen, der des Morgens um 5 Uhr schon aus den Federn muß, zum Mittagessen. Beim Braten tritt Friedrich, der höchst intelligente Bursche meines Neffen, in das Zimmer und überreicht mir ein nicht übel duftendes Briefchen von meiner Nachbarin. Nichts Gutes ahnend, öffne ich und lese:

„Herr Gietlhuber, der Hund, welcher Ihrem Besuch gehört, hat sich wieder in meine Küche gewagt und meine kleine Lady belästigt. Ich bitte dringend, Herr Gietlhuber, auf das unverschämte Thier zu achten und es festzulegen. Sollte er sich wiederum bei mir blicken lassen, so wird meine Köchin meinen Weisungen gemäß verfahren, die Ihnen nicht angenehm sein werden. Ich bin, Herr Gietlhuber, Ihre ergebene Ferdinande Bonefeldt, Forstraths-Wittwe."

Die Sache ist mir gar nicht angenehm; denn ich will mit meinen Nachbarn und besonders Nachbarinnen in Frieden leben. Als ich aber meinem Neffen den Brief mit dieser Bemerkung überreiche, bricht er in lautes Gelächter aus, eilt an den Schreibtisch und wirft mit fliegender Feder ein paar Zeilen auf einen Bogen Postpapier, steckt ihn in ein Couvert und übergibt es Friedrich zur Besorgung an die Frau Forstrath.

„Aber, was hast Du denn geschrieben?" fragte ich ängstlich.

„Eine Entschuldigung, lieber Onkel," entgegnet er, noch immer lächelnd. „Die Dame wird zufrieden sein. Immer galant."

Ich habe eine geheime Angst, daß der Junge etwas angefangen hat, was mir sehr unangenehm werden kann, habe indessen keine Zeit, ihn weiter auszuforschen, weil das Diner mich wieder in Anspruch nimmt. Gleich nach dem Essen bricht Albert auf. Er müsse in den Schloßgarten, wo er sich mit einigen Kameraden zu treffen gedenke; natürlich hoffe er, das Mädel zu Gesicht zu bekommen.

Abends kommt mein Neffe mit strahlendem Gesichte aus dem Casino heim. Er hatte Nachmittags einen, wie er meinte, genialen Streich ausgeführt. Ehe er sich zum Schloßgarten begab, hatte er ein feines Spitzentaschentuch gekauft. Zu seiner großen Freude war

die Dame seines Herzens wieder anwesend, und sein Benehmen wurde ihr auffällig, und zwar, wie er mit rührender Bescheidenheit behauptete, nicht unangenehm. Als die Damen sich erhoben, ging er ihnen mit anderen Reserve-Offizieren nach, und vor dem Ausgange aus dem Schloßgarten trennte er sich von seinen Kameraden und ging den Damen nach. Auf dem Schloßplatze beschleunigte er seine Schritte, zog das Spitzentaschentuch hervor und stellte sich den Damen mit der Frage vor, ob eine von ihnen es etwa verloren habe. Ich hätte den Bengel wohl in dieser Situation sehen mögen Seinen Zweck erreichte er, die Damen lächelten huldvoll, und sie erröthete. Was kriegen die jungen Männer heutzutage für Einfälle, wenn sie sich den Damen nähern wollen!

Albert blieb in angemessener Entfernung hinter den jungen Mädchen und ließ sie nicht aus den Augen. Vor dem Thore trennte sich die kleine Gesellschaft, und die Steinecker mit noch einer anderen Dame wandte sich der Schloßstraße zu. Albert hinter ihnen her. Nicht lange und die Steinecker ist allein, da die andere Dame in der Schloßstraße wohnt. Mein Neffe folgt ihr klopfenden Herzens und sieht, daß sie in die Schützenstraße, eben die Straße, wo auch wir wohnen, einbiegt. Leider wurde er an der weiteren Verfolgung seines schönen Wildes gehindert, weil er einem Premier-Lieutenant in die Arme läuft, der ihn mit zum Casino lockt. Albert mußte natürlich folgen, da er doch nicht sagen konnte, auf welcher Spur er sich befinde.

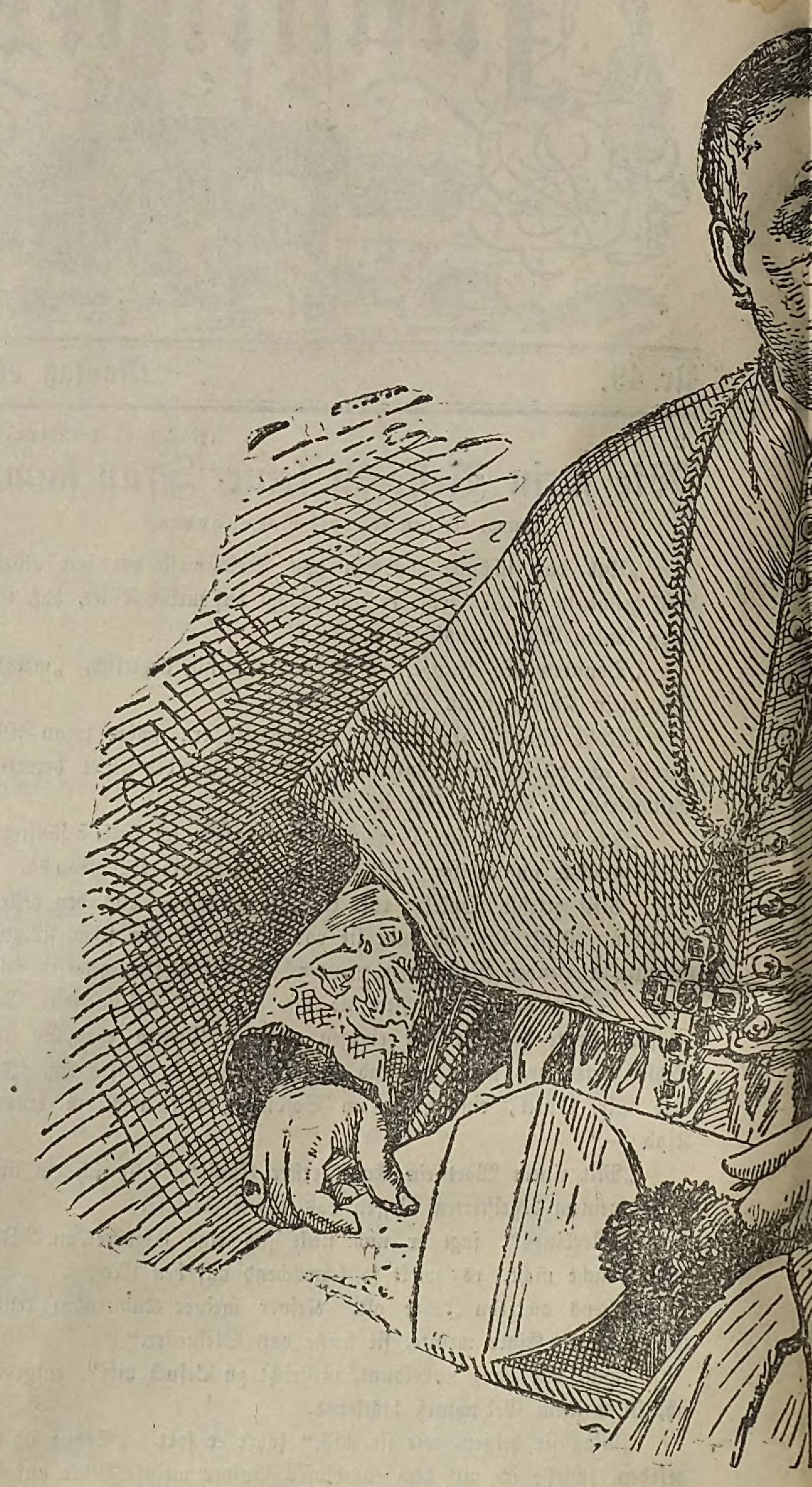
Und nun wiederholte er mir zum zweiundneunzigsten Male mit derselben Bestimmtheit und Begeisterung: „die oder keine!" und beredet mich endlich, daß ich ihn morgen in den Schloßgarten begleiten solle, um die Dame kennen zu lernen. Das fehlte noch! Ich mit meinen fünfundfünfzig Jahren und einem Gewichte von hundertzehn Kilo an der Seite meines Neffen hinter einem Mädel herlaufen! Glücklicherweise kann ich ihm die Einladung eines Freundes zu einem am folgenden Tage stattfindenden Gartenfeste der „Ressource" überreichen, welchem Abends ein Ball folgen soll. Anfangs wirft er die Karte geringschätzig auf den Tisch; als ich aber bemerke, daß Fräulein von Steinecker als Angehörige der höheren Stände sicher dem Feste beiwohnen werde, ist er Feuer und Flamme. Zunächst will er jedoch in den Schloßgarten gehen und feststellen, daß die Dame seines Herzens dort nicht ist.

Am andern Nachmittag gebe ich ihm die väterliche Ermahnung mit auf den Weg, keinen dummen Streich zu machen und dem Mädel das Herz nicht sofort vor die Füße zu legen. Man muß doch erst wissen, wer sie ist, woher sie kommt und auch was und wie viel sie hat. Ich weiß zwar, daß meine Ermahnungen auf den leichtsinnigen Jungen keinen Eindruck machen, vielleicht, weil es mir nie gelingt, ihm gegenüber meine Autorität hoch zu halten; aber es ist meine Pflicht als Onkel, ihn zu warnen.

Abends schlage ich denn auch den Weg zur Ressource ein, wo mein Neffe jedenfalls schon seine beiden Tanzbeine schwingt, als müsse er Geld damit verdienen. Louis nimmt mir den Ueberrock ab und bedauert, daß der „Herr Assessor" — ich habe nämlich das Assessor-Examen gemacht, um wenigstens einen Titel zu meinen mehr als genügenden Mitteln zu haben — nicht schon zum Gartenfest erschienen sind; es sei prächtig gewesen. Als ich in den Conversationssaal trete, der nur von wenigen alten Herren besetzt ist, fällt mein erster Blick auf meinen — Neffen, der mit bleichem Gesichte einsam vor einer Flasche Wein sitzt. In seinen Mienen spiegelt sich das ganze Elend eines Mannes, der mit seiner Liebes-Erklärung an die unrechte Thüre gekommen ist, oder einen Streich ausgeführt hat, dessen Dummheit größer ist, als die Zahl seiner Jahre erlaubt. Ich gehe rasch auf ihn zu und frage: „He Junge, was ist?"

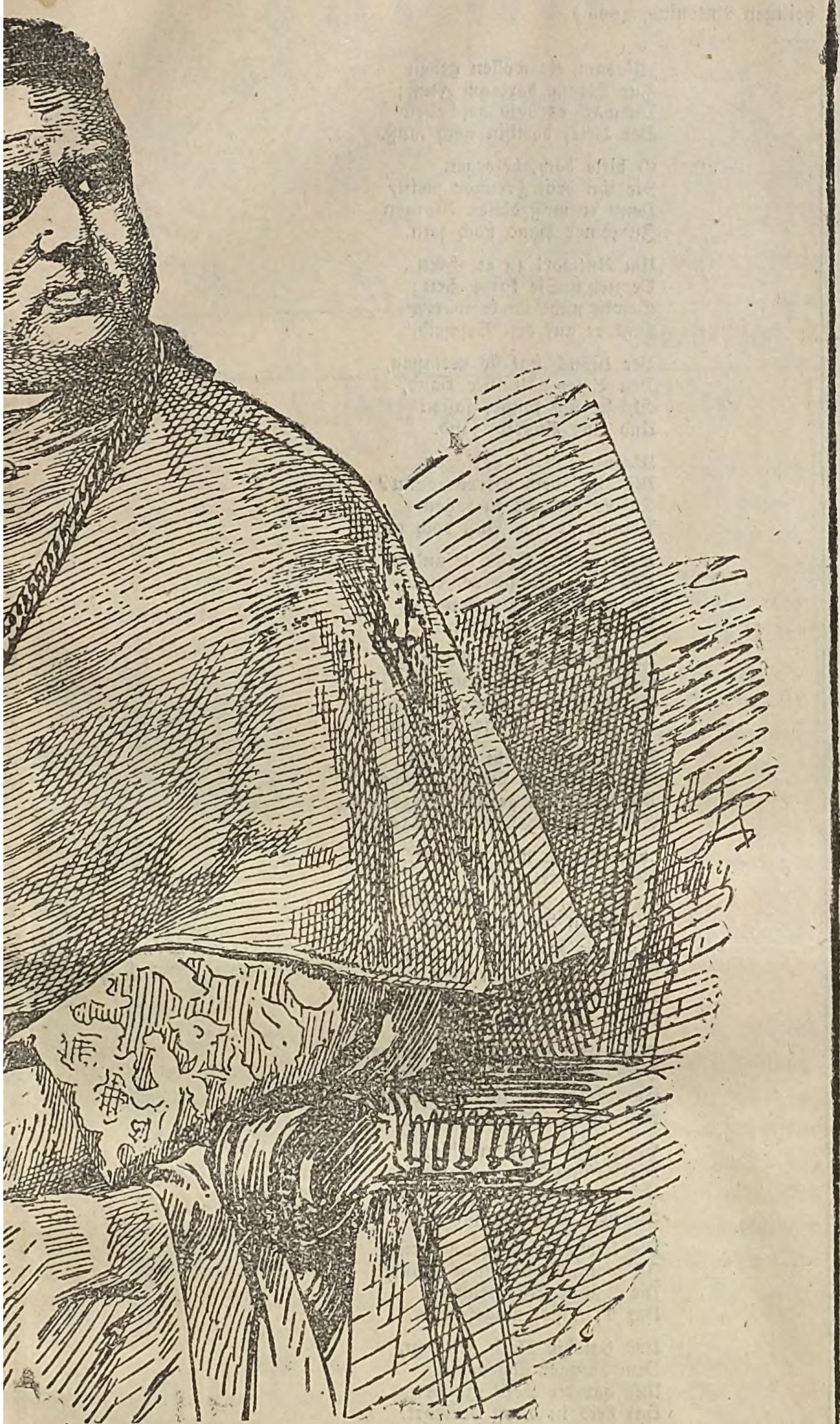
(Fortsetzung folgt.)

Kardinal G



Aus Rom erhalten wir die telegraphische Nachricht von dem Ableben des Cardinal Galimberti. Geboren am 27. April 1838 in Rom als Sohn des angesehenen Advocaten Angelo Galimberti und seiner Gemahlin Marquise Angela Bourbon del Monte Quatrossi, besuchte er zuerst das römische Collegium und trat im Jahre 1849 in das Seminar, wo er in glänzendster Weise seine Studien absolvirte. Im Jahre 1858, nachdem er drei Jahre Theologie studirt hatte, hielt er einen öffentlichen Vortrag über theologische Thesis und einen zweiten Vortrag im folgenden Jahre über die Theologie der Wissenschaft. Beide Vorträge erregten bedeutendes Aufsehen. Er wurde in Folge dessen später Professor des Kirchenrechtes bei der Propaganda und fungirte als solcher auch an der römischen Universität. Nachdem er kurze Zeit darauf zum Prälaten ernannt wurde und der Heilige Vater Papst Leo XIII. eine Commission behufs Förderung historischer Studien einsetzte, wurde Galimberti zum Consulenten bei der Propaganda erwählt, wo ihm die wichtigsten Ressorts,

alimberti †.

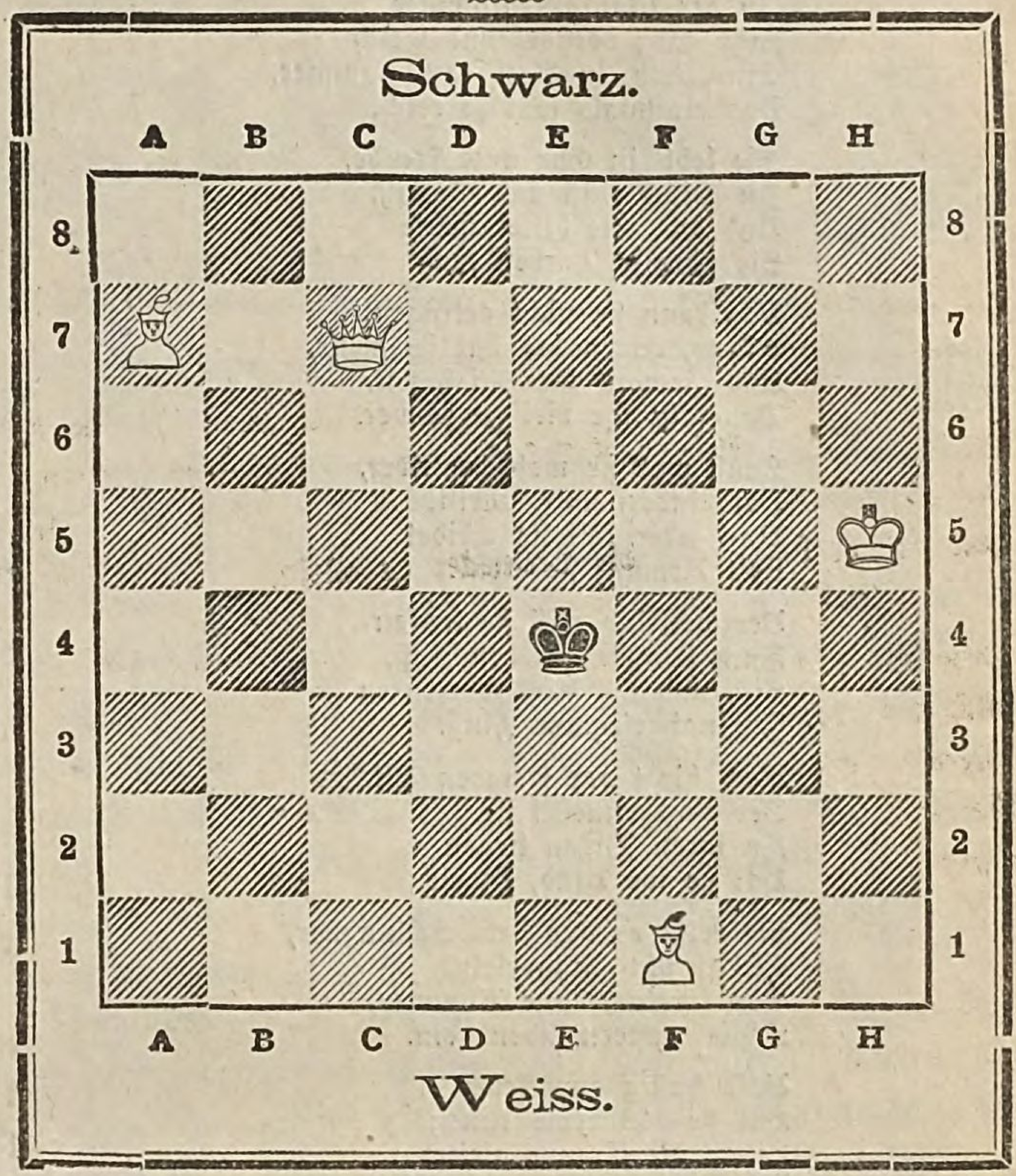


bischöfliche und andere geistliche Angelegenheiten, anvertraut waren. Außerdem bekleidete er durch viele Jahre beim vaticanischen Gerichte die Stelle eines Richters und die eines Secretärs bei der Kirchencommission. Als solcher hatte er Gelegenheit, in mehreren sehr wichtigen Fragen, besonders während des Culturkampfes mit Deutschland und während der Carolinen-Angelegenheit zwischen Deutschland und Spanien zu interveniren. Im März 1887 wurde er vom Papste als außerordentlicher Gesandter nach Berlin anläßlich des Jubiläums Kaiser Wilhelms entsendet. Einen Monat später wurde er zum Nuntius am Wiener Hofe ernannt und am 5. Juni desselben Jahres in der Metropolitan-Kirche zu St. Stephan in Wien zum Erzbischof consecrirt. Am 16. Januar 1893 wurde er zum Cardinal erhoben und in Wien als Nuntius durch Agliardi ersetzt.

Schachzeitung № 202.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von J. Oehquist in Helsingfors.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Die nachstehende Berathungspartie wurde jüngst anläßlich einer Schachfestlichkeit gespielt, welche der Club zu Hastings veranstaltete.

Evansgambit.

Weiß: Blackburne und Herington.		Schwarz: Bird und Chapmann	
1. e2—e4	e7—e5	19. f2—f3	Lg4—d7
2. Sg1—f3	Sb8—c6	20. Dd1—d2	c4—c3
3. Lf1—c4	Lf8—c5	21. Tc1×c3	g6×h5
4. b2—b4	Lc5×b4	22. Se2—g3	De8—g6
5. c2—c3	Lb4—c5	23. Sg3×h5	Ta8—c8
6. d2—d4	e5×d4	24. Lb1—d3	Lb6—c5
7. c3×d4	Lc5—b6	25. a2—a3	b7—b5
8. Lc1—b2	Sc6—a5	26. g2—g4	b5—b4
9. d4—d5	Sg8—e7	27. Tc3×c5 (c)	d6×c5
10. Lc4—d3	d7—d6	28. Sh5—f4	Dg6—g5
11. Sb1—c3	c7—c5	29. Th1—h5	Sa5—b3
12. Sc3—e2	o—o	30. Dd2—h2	b4×a3
13. Ta1—c1	f7—f6 (a)	31. Th5×g5	f6×g5
14. Sf3—h4	Se7—g6	32. e4—e5	Sb3—d4
15. Sh4×g6	h7×g6	33. Dh2—h7 +	Kg8—f7
16. h2—h4 (b)	Dd8—e8	34. Ld3—g6 +	Kf7—e7
17. h4—h5	c5—c4	35. Dh7×g7 +	Schwarz
18. Ld3—b1	Lc8—g4	gibt die Partie auf.	

a) Diese Vertheidigungsweise hat Bird schon 1879 gegen Blackburne angewendet (vgl. № 207 der Bachmann'schen Partiensammlung.)

b) Die weißen Verbündeten setzen den Angriff sehr energisch und mit feinem Positionsverständniß fort.

c) Durch dieses Qualitätsopfer wird die einzige wirksame Figur von Schwarz beseitigt und den weißen Figuren der ungestörte Angriff gegen die feindliche Königsseite ermöglicht.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 198 von Cook.

1. Tc8—c6 / Beliebig   2. D., T. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hütinger, Zach. Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von Jos. Cancer, G. Geisel, R. Kern, B. H.—, Frl. F. N.—, Gustav Schmidt L. Schönhuber, F. B. Schuler und R. Weiß.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das Clublokal befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Ein liebliches Wunder des heiligen Antonius.

(Erzählt im Almanach des heiligen Antonius, 1896.)

In der Mansardenkammer
Sitzt ganz verstört und bleich
Ein Weib, in Noth und Jammer,
Das einstmals war so reich.

Sie lebt' in Ehr und Freude,
In Glück einst und Genuß,
Und ach, wie bitter heute
Sie gänzlich darben muß.

Das kann sie nicht ertragen,
Nichts, gar nichts hat sie mehr,
Und Jemand dies zu sagen,
Das fällt ihr viel zu schwer.

Sonst war sie wohl beneidet,
Hat Andern mitgetheilt,
Nun jeder kalt sie meidet
Seit Armuth sie ereilt.

Verzweifelnd will sie lenken
Zum Wasser hin den Fuß,
Sich und ihr Kind versenken
Im nahgeleg'nen Fluß.

Noch birgt vor fremden Blicken
Der Morgennebel sie.
Zu ihren Füßen liegen
Hat sie ihr Kind, Marie.

Sie reißt es aus dem Schlummer,
Ein lieblich Mägdelein,
Das sorglos, ohne Kummer,
Schlief gestern Abend ein.

Bald hastig angekleidet
Hat sie das arme Kind;
Hinab die Treppe gleitet
Mit ihm sie pfeilgeschwind.

Nach raschem, stummem Gange,
Nur unfern von dem Strom,
Ein Glöcklein, leis am Strange,
Läßt klingen sein „Komm, komm".

Das Kind versteht dies Reden
Und schaut zur Mutter hin;
„Laß uns in's Kirchlein treten,
Und morgenbeten d'rin."

Die Mutter hört die Töne,
Tritt ein in's Gotteshaus,
In dem Franciscus-Söhne
Die Gnaden spenden aus.

Des kleinen Lämpchens Strahlen
Erhellt des Heiligen Bild,
Der in den heiligen Hallen
Als Kirchenpatron gilt.

O Mutter! ruft entzücket,
Und froh bewegt Marie,
Schau, Sanct Antonius blicket
So lieb her, Mutter sieh!

Die Schwester hat erzählet
Uns in der Schule viel:
Wer ihn zur Fürbitt' wählet,
Der komm' gewiß zum Ziel.

Besonders gern soll geben
Er armen Kindern Kost;
Mich hungert aber eben
„„O hilf uns aus der Noth."

Zum Heil'gen also flehet
Das Kind voll Zuversicht,
Die Mutter aber gehet,
Sie läßt erhellen nicht

Das trübe finstere Herze,
In dem Verzweiflung kocht,
Denn hoffnungsloser Schmerze
Hat ganz es unterjocht.

Wie sie die Schwell' betreten,
Steht an des Kirchleins Thor
Ein Mönch; mit milden Reden
Tritt er zu ihr hervor.

„Madam, sie wollen gehen
Zur Straße dort am Fluß;
Da wär' es bald geschehen
Der Brief dorthin noch muß.

O bitte doch, besorgen
Sie ihn dem Freunde mein,
Denn er muß diesen Morgen
In seiner Hand noch sein.

Um Antwort zu erfahren
Verzieh'n Sie kurze Zeit;
Gewiß nicht lange warten
Läßt er auf den Bescheid."

Der Mönch hat sie verlassen,
Den Brief hält ihre Hand,
Eh' sie sich konnte fassen
Und eine Ausred' fand.

Warum soll sie versagen
Die Bitt' dem Ordensmann?
Eh' es beginnt zu tagen,
Kommt sie am Fluß doch an.

Bald ist das Haus gefunden,
Das jener Mönch gemeint;
In wenigen Sekunden
Der Adressat erscheint.

Als er den Brief erbrochen,
Gelesen ihn noch kaum,
Hat Worte er gesprochen,
Die, wie ein schöner Traum,

Der Aermsten jetzt erhellet
Des Trübsinns finstere Nacht,
Die sie bisher gequälet,
Ein Hoffnungsstern ihr lacht.

„Sie sind zu mir gesendet,
Damit ich rette Sie"
Spricht er, zu ihr gewendet,
„O sagen Sie mir, wie?

Ich muß die Bitt' erfüllen,
Die hier an mich ergeht,
Um Sanct Antonius willen
Werd' ich ja angefleht.

Mein Gut und mein Vermögen
Verdank ich ihm, nächst Gott,
Zum Dank für so viel Segen
Soll enden Ihre Noth."

Sie fängt an zu erzählen,
Die Thränenfluth nun rinnt
Und statt den Tod zu wählen,
Sie neu zu leben sinnt.

Die Wohnung leer und trübe
Ist wohnlich bald und traut,
Die thät'ge Nächstenliebe
Hat d'rin sich umgeschaut.

Und hat die Noth gehoben,
Dem Hunger abgewehrt,
Und hat die Seel' erhoben,
Hat Leid in Trost verkehrt.

Das Mägdlein jubelnd danket
Dem großen Helfer laut
Durch den Der Hilf erlanget,
Der Ihm sein Leid vertraut.

Welch' lieblich frohe Kunde
Von „Anton's" Wunder macht,
Der in der bängsten Stunde
Der Armen Hülf gebracht.

Wer sieht da nicht erhöret
Der Kinder schlicht Gebet,
Dem er sofort gewähret,
Was unbewußt es fleht.

Gebet von armen Kindern
In Le'nhard Ihr genießt,
Wenn, ihre Noth zu lindern,
Auch ihnen Opfer fließt.

Ihr legt's ja in die Hände
Des heiligen Wundersmann
Und für die fromme Spende
Er nichts versagen kann."

NB. Für Liebesgaben wird täglich von den Kindern in St. Leonhard ein Rosenkranz gebetet und bei besonders genannten Anliegen von den Schwestern eine neuntägige Andacht gehalten.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 52. Donnerstag den 21. Mai. 1896

Das Landhaus in Hampshire.

(Erlebnisse eines Privatdetektivs.)

„Wer die Kunst um ihrer selbst willen liebt", begann eines Tages Sherlock Holmes, indem er das Anzeigeblatt des „Telegraph" aus der Hand legte, „der findet häufig in den unwichtigsten und geringfügigsten Erscheinungen den höchsten Genuß. Wie ich mit Vergnügen sehe, hast Du Dir, mein lieber Watson, diese Wahrheit bis zu einem gewissen Grade eigen gemacht. Hast Du doch in den kurzen Berichten über unsere Fälle, die Du aufzuzeichnen und — ich muß es sagen — gelegentlich auch auszuschmücken so freundlich warst, nicht sowohl die vielen causes célèbres und sensationellen Prozesse, in denen ich eine Rolle gespielt habe, in den Vordergrund gestellt, als vielmehr jene kleinen Fälle; die — obwohl an sich vielleicht alltäglicher Art — mir doch oft gerade Gelegenheit zu den streng folgerichtigen Herleitungen und Schlüssen gaben, die meine eigenste Spezialität bilden."

„Und doch," versetzte ich, „kann ich mich selbst nicht ganz von dem Vorwurf der Sensationssucht freisprechen, der gegen meine Berichte schon erhoben worden ist."

„Du hast vielleicht den Fehler gemacht," fuhr er fort, während er mit einem Stückchen glühender Kohle aus dem Kamin seine lange Weichselrohrpfeife anbrannte, die er an Stelle der Thonpfeife zu nehmen pflegte, wenn er sich eher in streitbarer als in beschaulicher Stimmung befand, — „Du hast vielleicht den Fehler gemacht, daß Du Dich bemüht hast, allen unseren Leistungen Farbe und Leben zu verleihen, statt Dich auf die Hervorhebung jenes streng logischen Schließens von der Ursache auf die Wirkung zu beschränken, das in Wirklichkeit den einzigen bemerkenswerthen Zug an der ganzen Sache bildet."

„Ich denke doch, ich habe Dir dabei volle Gerechtigkeit widerfahren lassen," erwiderte ich etwas kühl, denn ich fühlte mich abstoßend berührt von der Selbstsucht, die, wie ich mich schon mehr als einmal hatte überzeugen müssen, einen ziemlich stark ausgesprochenen Zug in meines Freundes merkwürdigem Charakter bildete.

„Nein, es ist nicht Eigenliebe oder Einbildung von mir," bemerkte er darauf, indem er nach seiner Gewohnheit nicht sowohl meine Aeßerung beantwortete, als vielmehr das, was ich dabei gedacht hatte. „Wenn ich volle Gerechtigkeit für meine Kunst verlange, so thue ich das, weil ich dieselbe als etwas Unpersönliches — als etwas über mir Stehendes betrachte. Verbrechen kommen alle Tage vor, streng folgerichtiges Denken findet sich selten. Deshalb hättest Du dich mehr bei dem letzteren als bei ersterem aufhalten sollen. Statt belehrenden Vorträgen ist unter deiner Hand ein ganz gewöhnliches Geschichtenbuch entstanden."

Es war ein kalter Morgen im Beginn des Frühjahrs, und wir saßen nach dem Frühstück zusammen bei einen munter flackerndem Feuer in dem alten Zimmer in Backer-Street. Dicker Nebel wallte zwischen den trübselig dreinschauenden Häuserreihen, und die Fenster gegenüber nahmen sich hinter den schweren gelben Dunststreifen aus wie dunkle, formlose Flecken. Unsere Gaslampe brannte und warf ihren blendenden Schein auf das weiße Tischzeug und das blickende Porzellan und Silberzeug unseres noch nicht abgedeckten Frühstückstisches. Holmes war den ganzen Morgen über sehr schweigsam gewesen und hatte sich ununterbrochen in den Anzeigentheil der ganzen Reihe von Zeitungen vertieft, bis er schließlich seine Nachforschungen aufgab und in nicht besonders rosiger Laune aus seiner Versunkenheit erwachte, um mir über meine schriftstellerischen Mißgriffe eine Vorlesung zu halten.

„Sensationssucht," fuhr er nach einer langen Pause fort, während deren er immerzu Wolken aus seiner Pfeife geblasen und in das Kaminfeuer geblickt hatte, „wird man dir außerdem kaum zur Last legen können, handelt es sich doch bei einem guten Theil der Fälle, die du deines Interesses gewürdigt hast, gar nicht um Verbrechen im strengen Sinne des Wortes. Eher bist du vielleicht über dem Bestreben, dem Sensationellen aus dem Wege zu gehen, ins Alltägliche verfallen."

„Dies läßt sich wohl manchmal von dem Ausgang eines Falles sagen, die Methode aber, nach der die Behandlung der Fälle erfolgte, war stets entschieden eigenartig und interessant, darauf muß ich beharren."

„Ach was! Mein lieber Junge, was kümmert sich das Publikum, das große oberflächliche Publikum, um die feineren Schattierungen streng logischer Ableitung und Schlußfolgerung! Aber wahrhaftig, wenn deine Erzählungen trivial ausfallen, so kann man dir keinen Vorwurf daraus machen, denn die Tage der großen Fälle sind vorüber. Die Menschheit, oder zum wenigsten die Verbrecherwelt, hat alle Kühnheit und Originalität verloren. Meine eigene bescheidene Praxis befindet sich allem Anschein nach auf dem besten Wege, zu einem Fundbureau für verlorene Gegenstände und zu einer Auskunftsstelle für Schulmädchen herabzusinken. Schlimmer kann es übrigens jetzt wohl kaum mehr kommen. Mit dieser Zuschrift, die ich heute früh erhielt, dürfte ich doch vermuthlich beim Nullpunkt angelangt sein. Da, lies!" Damit warf er mir einen ganz zerknitterten Brief zu.

Derselbe war von Montague Place abends vorher datiert und lautete:

Werther Herr Holmes!

„Ich bin im Zweifel, ob ich eine mir angebotene Gouvernantenstelle annehmen soll oder nicht und möchte sehr gerne Ihren Rath in der Sache in Anspruch nehmen. Ich werde daher, wenn ich Sie nicht störe, morgen Vormittag zehn ein halb Uhr vorsprechen.

Ihre ergebene

Violet Hunter."

„Kennst Du die Schreiberin?" fragte ich.

„Nein."

„Es ist gerade zehn ein halb Uhr."

„Jawohl, und ich glaube sicher, ich höre sie eben klingeln."

„Die Sache kann interessanter ausfallen als Du denkst. Du erinnerst Dich doch der Geschichte mit dem blauen Karfunkel, die sich zuerst ganz nur wie eine possenhafte Verkettung von Umständen ausnahm und sich dann zu einem wichtigen Kriminalfall entwickelte. So kann es diesmal auch gehen."

„Nun, wir wollen hoffen! Wir werden ja nicht lange im Zweifel darüber sein; denn ich müßte mich sehr täuschen, oder die Schreiberin des Briefchens ist bereits zur Stelle."

Er hatte noch nicht ausgeredet, als die Thür aufging und eine junge Dame eintrat. Dieselbe war einfach aber hübsch gekleidet, hatte ein frisches, aufgewecktes Gesicht voll Sommersprossen und verrieth durch ihr entschiedenes Auftreten, daß sie sich bis dahin allein hatte durch die Welt schlagen müssen.

„Sie nehmen mir doch nicht übel, daß ich Sie belästige?" begann sie, als mein Freund sich erhob, um sie zu begrüßen; „aber es ist mir etwas höchst Sonderbares begegnet, und da ich keine Eltern oder irgend sonstige Angehörige habe, die ich um Rath fragen könnte, so dachte ich, Sie wären vielleicht so freundlich, mir zu sagen, was ich thun soll."

„Bitte, nehmen Sie Platz, Fräulein Hunter. Mit Vergnügen stehe ich Ihnen in jeder Weise zu Diensten."

Ich sah wohl, daß Holmes von dem Wesen und der Ausdrucksweise seiner neuen Klientin sich angenehm berührt fühlte. Er ließ den Blick in seiner prüfenden Weise über sie hingleiten und setzte sich sodann mit gesenkten Lidern und aneinandergelegten Fingerspitzen zurecht, um ihrer Geschichte zuzuhören.

„Ich war", begann sie, „fünf Jahre lang Erzieherin in der Familie des Obersten Spence Munro. Allein vor etwa zwei Monaten erhielt derselbe einen Posten in Halifax in Neu-Schottland und nahm seine Kinder dorthin mit, so daß ich meine Stelle verlor. Längere Zeit suchte ich durch die Zeitungen nach einem Ersatz, jedoch ohne Erfolg. Zuletzt begann die kleine Summe, die ich mir erübrigt hatte, auf die Neige zu gehen, und ich wußte nun nicht mehr, was beginnen.

„In dem bekannten Westaway'schen Stellenvermittlungsbureau im Westend pflegte ich so ziemlich jede Woche einmal nachzufragen, ob sich nicht etwas für mich Passendes gezeigt habe. Als ich nun vorige Woche zu der Inhaberin des Bureaus, Fräulein Stoper, in ihr Privatkabinet gerufen wurde, traf ich daselbst einen Herrn an ihrer Seite sitzend. Derselbe war von wahrhaft ungeheurer Körperfülle, und sein mächtiges Kinn fiel ihm in mehrfachen Falten auf die Brust. Er hatte äußerst freundliche Züge und trug einen Zwicker auf der Nase, durch den er die eintretenden jungen Damen angelegentlichst musterte.

„Bei meinem Eintritt schnellte er förmlich von seinem Stuhle empor und wandte sich hastig zu Fräulein Stoper. „Das ist die Rechte", sagte er, „ich könnte gar nichts Besseres finden. Herrlich, herrlich!" Er machte einen solchen Eindruck von Wohlbehagen, daß es eine wahre Freude war, ihn anzuschauen.

„Sie wollen sich nach einer Stelle umsehen, Fräulein?" redete er mich an.

„Jawohl."

„Als Gouvernante?"

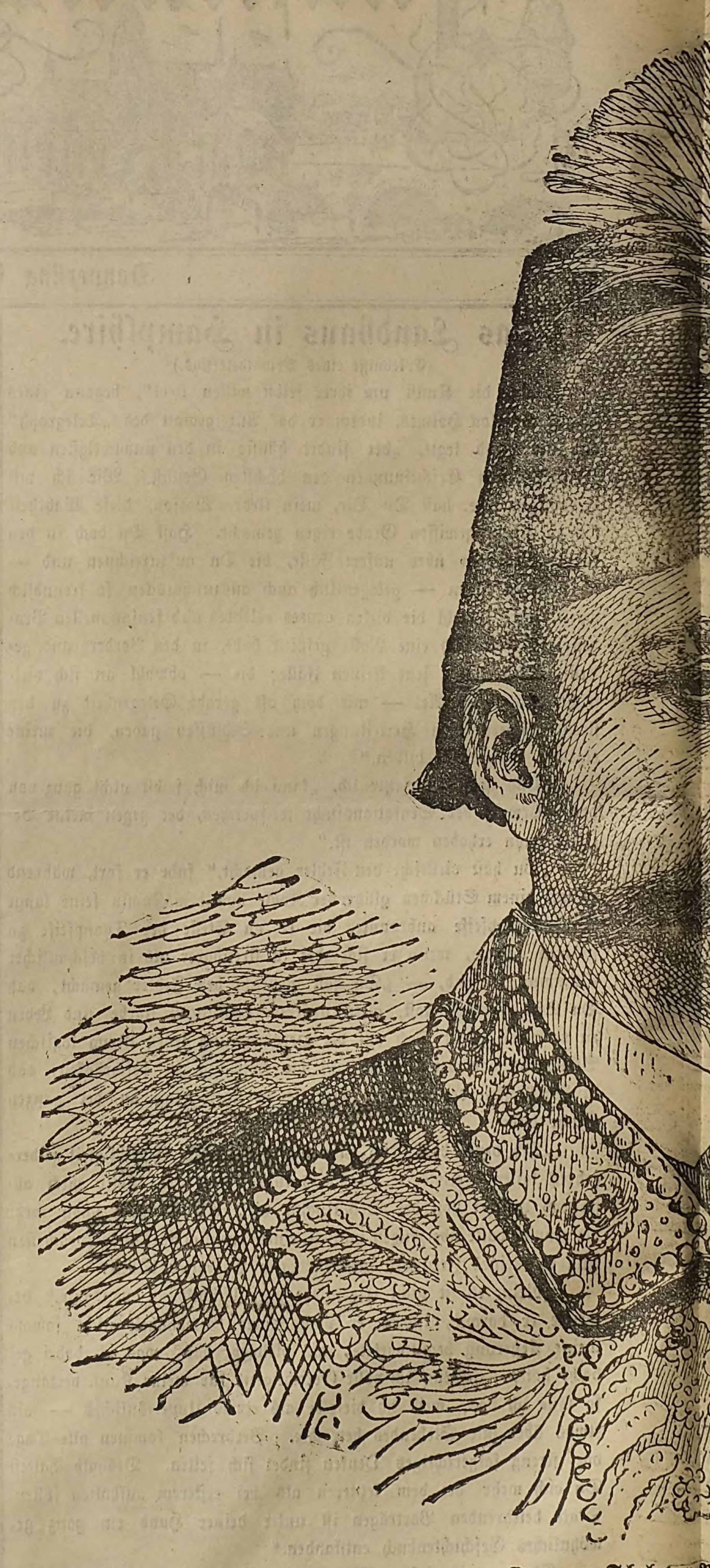
„Ja."

„Und welches sind Ihre Gehaltsansprüche?"

„In meiner letzten Stelle, bei Oberst Munro, hatte ich vier Pfund monatlich."

„O, ho, ho! Eine wahrhaft hundemäßige Bezahlung!" rief er, mit seinen fetten Händen in der Luft herumfahrend, als befände er sich in höchster Aufregung. „Wie mochte man einer Dame von so hervorragenden Eigenschaften und Leistungen eine solch' erbärmliche Summe bieten!"

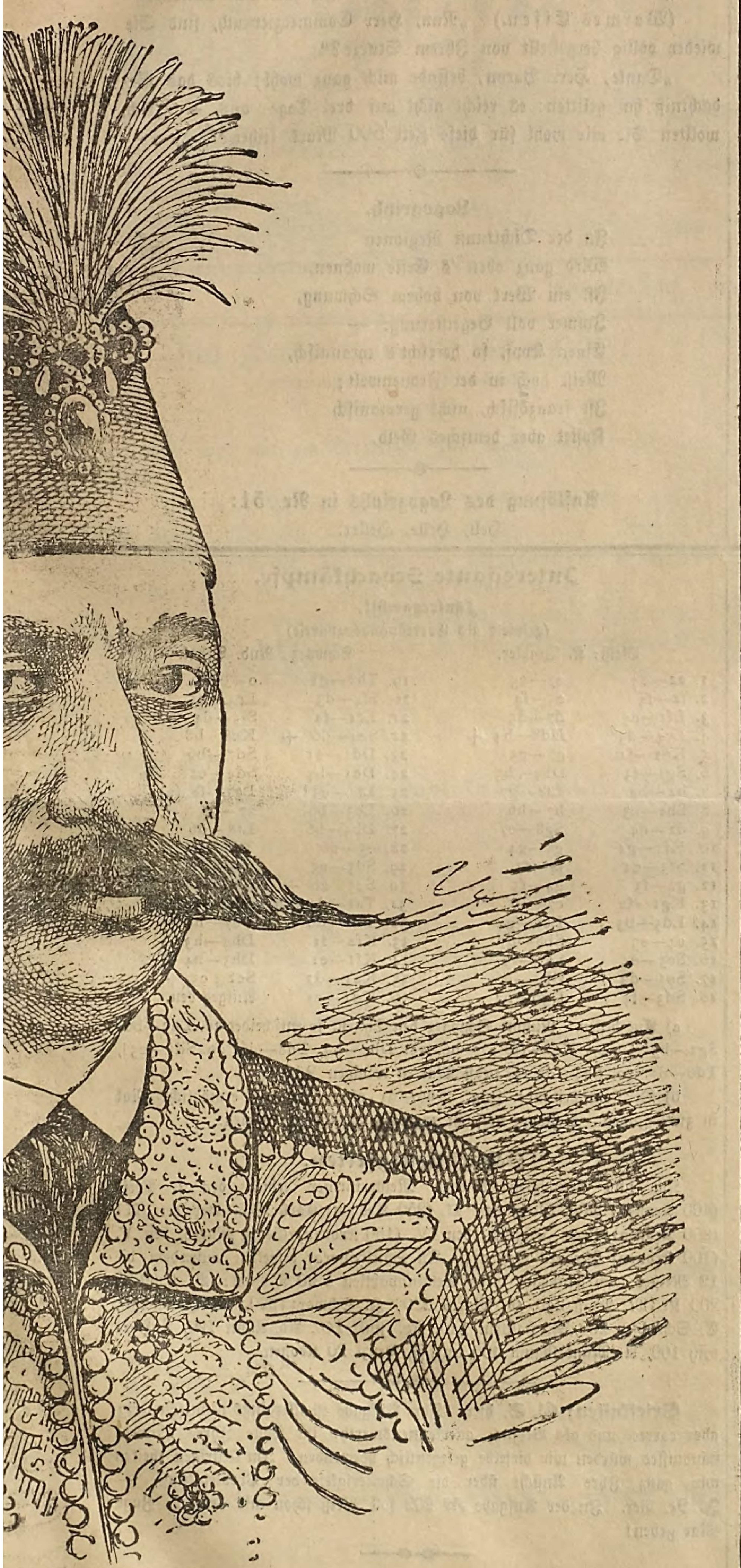
„Meine Leistungen sind doch vielleicht nicht so bedeutend als Sie glauben", bemerkte ich. „Etwas Französisch, etwas Deusch, Musik und Zeichnen."



Der neue Schah von P

„Ah, pah, pah", rief er, „das kommt alles nicht in Frage. Ob Sie Erscheinung und Benehmen einer Dame von Stand haben oder nicht, darauf allein kommt es an. Trifft dies nicht zu, so

eignen Sie sich nicht zur Erziehung eines Kindes, dem eines Tages vielleicht eine erhebliche Rolle in der Geschichte dieses Landes zufallen wird. Trifft es aber zu, wie konnte Ihnen dann ein an-



Persien Mussafereddin.

ständiger Mann zumuthen, sich mit einem Gehalt von unter hundert Pfund zu begnügen. Bei mir würde Ihr Gehalt mit diesem Betrage beginnen!"

„Sie können sich vorstellen, Herr Holmes, daß mir in meiner bedrängten Lage dies Angebot so verlockend erschien, daß ich kaum daran zu glauben vermochte. Der Herr jedoch, der vielleicht den ungläubigen Ausdruck auf meinem Gesicht bemerkte, nahm nun eine Banknote aus seiner Brieftasche.

„Es ist außerdem meine Gewohnheit," fuhr er fort und verzog dabei sein Gesicht zu einem Lächeln von solcher Liebenswürdigkeit, daß seine Augen nur noch wie zwei glänzende Streifen zwischen den sie umgebenden Falten hervorblitzten, „meinen jungen Damen die Hälfte ihres Gehaltes im voraus zu behändigen, damit ihnen die kleinen Auslagen für die Reise und für ihre Garderobe nicht schwer fallen."

„Eine derartige Liebenswürdigkeit und Umsicht war mir, soweit ich mich erinnern konnte, noch bei keinem Herrn in meinem ganzen Leben vorgekommen. Da ich bereits Schulden bei meinen Lieferanten hatte, so kam mir der Vorschuß sehr gelegen; aber trotzdem lag etwas Unnatürliches in dem ganzen Handel, das in mir den Wunsch erweckte, noch einiges Nähere zu erfahren, ehe ich mich völlig band.

„Darf ich fragen wo Sie wohnen?" sagte ich.

„Hampshire — Copper Beeches; reizender Landsitz fünf Meilen hinter Winchester. Sie können sich keine anmuthigere Gegend, keine heimlichere Behausung denken, mein liebes Fräulein."

„Und meine Obliegenheiten? Darüber möchte ich doch auch gerne etwas erfahren."

„Ein einziges Kind, ein kleiner lieber Range von genau sechs Jahren. Wenn Sie sehen könnten, wie er Schwaben und andere Käfer mit dem Pantoffel todtschlägt! Klatsch, klatsch! geht es, und im Nu sind sie kaput." Dabei lehnte er sich in seinen Stuhl zurück und lachte wieder, daß seine Augen völlig verschwanden.

„Ich war nicht wenig verdutzt über den eigenthümlichen Zeitvertreib des Kindes, allein da dessen Vater so darüber lachte, dachte ich, er mache vielleicht Scherz.

„Meine einzige Obliegenheit wäre also," fragte ich weiter, „für das eine Kind zu sorgen?"

„Nein, nein, das ist nicht Alles!" rief er. „Sie wären außerdem verpflichtet, was Sie ja gewiß als selbstverständlich betrachten würden, den kleinen Weisungen von Seiten meiner Frau nachzukommen, immer vorausgesetzt, daß deren Befolgung für eine Dame keinerlei Anstand böte. Dagegen haben Sie doch kein Bedenken, he?" (Fortsetzung folgt.)

Der neue Schah von Persien Mussafereddin.

Die Aehnlichkeit mit dem Papa ist sprechend. Mussaferedin ist das Ebenbild seiners Vaters, der am 1. Mai durch Mörderhand seinen Tod fand. Als fünfter Schah aus dem Herrschergeschlechte Katscher, hat nun Mussafereddin Mirza den Thron Persiens bestiegen, der zweitälteste Sohn Nassreddin. Der neue Schah ist am 25. März 1853 geboren, hat also das 43. Lebensjahr überschritten und er war bisher Statthalter von Täbris, eine Würde, die stets dem Thronfolger zufällt, um sich so für den Staatsdienst praktisch vorzubereiten. Ueber die Persönlichkeit des neuen Großkönigs liegen keinerlei authentische Mittheilungen vor. Es ist noch fraglich, ob er die civilisatorische Arbeit fortsetzen wird.

Humoristisches.

(Moralischer Zwang.) A: „. . Ich sehe doch das Ehepaar oft im Restaurant sitzen und sich eifrig und angelegentlich unterhalten, und da heißt's immer, die Leute vertragen sich nicht besonders!"

B: „Ja wissen Sie, wenn die was miteinander zu besprechen haben, da gehen sie stets in's Restaurant — denn zu Hause prügeln sie sich gleich!"

(Unnöthige Sorge.) „. . So — schön, daß Sie meine Vorschrift befolgen und, anstatt Bier, Wein trinken! Er ist doch hoffentlich nicht zu stark?!"

„Ganz gewiß nicht, Herr Doktor! Ich habe ihn ja von meinen Verwandten geschenkt bekommen!"

(Affenliebe.) „. . Nun hast Du's für Deinen Hochmuth! Auf Jedermann hast Du herabgesehen, Niemand war Dir als Gesellschaft für Deinen Sohn gut genug — jetzt ist er im Examen durchgefallen!"

„Allerdings — aber in bester Gesellschaft!"

(Ein guter Kerl.) „. . Können Sie mir vielleicht 105 M. pumpen?"

„Weshalb gerade 105?"

„Ich will gleich 5 Mark abzahlen, damit Sie den guten Willen sehen!"

(Der Mode-Dichter.) Mutter: „Seht, Kinder, das ist der berühmte Dichter — das ist der Herr, der in unser'm Salon in grünem Einband mit Goldschnitt liegt!"

(Zeitkinder.) „. . Also, Else, Du erhörst mich nicht?! . . Nun denn, wenn ich groß sein werde — erschieß ich mich!"

(Bescheidene Reflektion.) „Wenn i' so seh', wie g'scheidt mi' dös Vieh alleweil anschaut, woaß i' wirkli nöt, warum s' me all'weil an' Ochs'n heiß'n!"

(Definition.) „Vaterleben, was is denn genial?"

„Alles was nix einbringt."

(Gelehrtenstolz.) „Arthur, halte einmal das Kind!"

„Was fällt Dir ein, Karoline?! . . . Ich halte nur Vorträge!"

(Warmes Eisen.) „Nun, Herr Commerzienrath, sind Sie wieder völlig hergestellt von Ihrem Sturze?"

„Danke, Herr Baron, befinde mich ganz wohl; blos das Gedächtniß hat gelitten: es reicht nicht auf drei Tage aus. — „Ach, wollten Sie mir wohl für diese Zeit 500 Mark leihen?"

Logogriph.

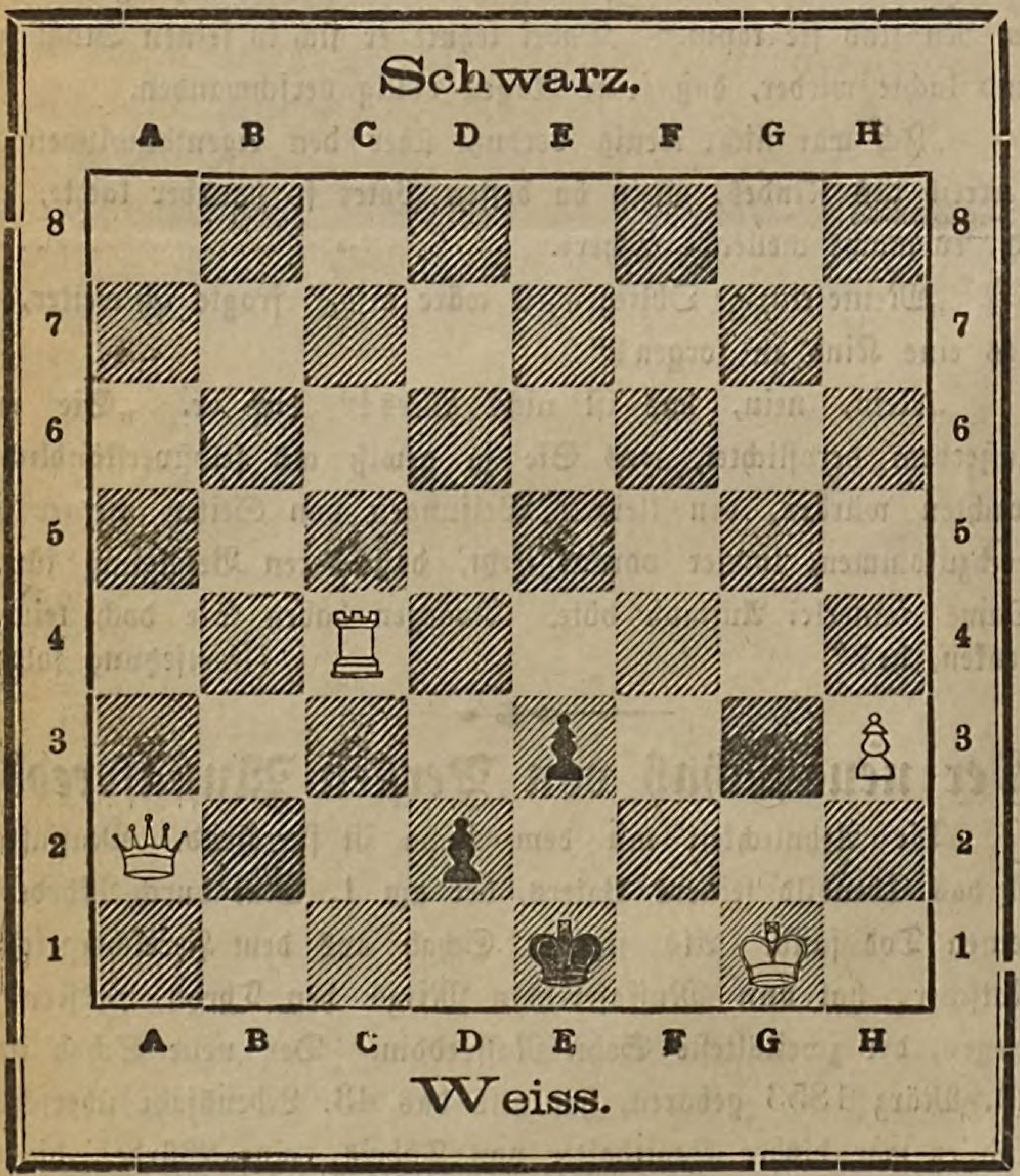
In der Dichtkunst Regionen
Wird ganz oben 's Erste wohnen,
Ist ein Werk von hohem Schwung,
Immer voll Begeisterung. —
Einen Kopf, so herrscht's tyrannisch,
Meist doch in der Frauenwelt;
Ist französisch, nicht germanisch
Kostet aber deutsches Geld.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 51:
Hell, Helle, Heller.

Schachzeitung № 203.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Ch. W. in Copenhagen.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 199 von Antonio.

Mit schwarzem Bauer auf b6

1. Kc7—d6 / Ke4—f5	2. Dd8—f6 + / Beliebig.	3. Df6-e5, f3, Th3-f3 ‡
1. .... / Ke4—d4	2. Dd8—d7 / Beliebig.	3. Dd7—a4, g4 ‡
1. ...... / g5—g4	2. Dd8—e8 + / Beliebig	3. De8—e5, a4 ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von G. Geisel, R. Kern, Frl. J. N.— Gustav Schmidt, L. Schönhuber und R. Weiß.

Interessante Schachkämpfe.

Läufergambit.

(gespielt als Correspondenzpartie)

Weiß: K. Traxler.	Schwarz: Rud. Behal.		
1. e2—e4	e7—e5	19. Th1—g1	o—o—o
2. f2—f4	e5—f4	20. Sf4—d3	Lg5—h5
3. Lf1—c4	d7—d5	21. Lc1—f4	Sf5—d4
4. Lc4—d5	Dd8—h4 +	22. Se4—d6 +	Kc8 - b8
5. Ke1—f1	g7—g5	23. Dd1—e1	Sd7—b6
6. Sg1—f3	Dh4—h5	24. De1—b4	Sd4—e2
7. h2—h4	Lf8—g7	25. Lf4—e3!	Lg7—f8 (a)
8. Sb1—c3	h7—h6	26. Le3—b6	a7—b6
9. d2—d4	Sg8—e7	27 Db4—b6	Lf8—d6
10. Kf1—g1	g5—g4	28. e5—d6	Td8 - d6
11. Sf3—e1	f4—f3	29. Sd3—c5	f7—f5;
12. g2—f3	g4—f3	30. Sc5—a6 +	Kb8—c8
13. Kg1—f2	c7—c6	31. Ta1—d1! (b)	Dh7—e7
14. Ld5—b3	Lc8—g4	32. Td1—d6	De7—h4 +
15. e4—e5	Sb8—d7	33. Kf2—f1	Dh4—h3 +
16. Sc3—e4	Se7—f5	34. Kf1—e1	Dh3—h4 +
17. Se1—d3	Dh5—g6	35. Ke1—d1	Se2 c3 +
18. Sd3—f4	Dg6—h7	36. Kd1—c1	Aufgegeben.

a) Am besten. Nimmt Schwarz den Thurm so entscheidet 26. Le3—b6, Sg1—h3 +. 27. Kf2—f1, a7—b6. 28. Db4—b6, Td8—d6. 29. Sd3—c5!, Td6—d7. 30. Sc5—d7 + nebst Mat in wenigen Zügen.

b) Der entscheidende Zug. Td6—d1 oder Th8—d8 ermöglicht Mat in zwei Zügen. Schwarz versucht ergeblich Remis zu erzielen.

Schachneuigkeiten.

Im nun beendigten Wiener Meisterturnier erhielt den I. Preis (400 Kronen) Max Weiß, den II. (250 Kronen) Carl Schlechter den III (200 Kronen) Berth. Englisch, den IV. (150 Kronen) Georg Marco, den V. (100 Kronen) Jacques Schwarz. An Spielhonorar erhielten außerdem die 12 Meister nach Maßgabe ihrer Gewinnpartien á 20 Kronen: B. Englisch 200 Kr. M. Weiß 240, G. Marco 220, J. Schwarz 220. M. Judd 200, C. Schlechter 200, A. Halprin 140, Ad. Zinkl 140, Ad. Albin 120, L. Horwitz 100, A. Mandelbaum 100 und F. Fenzl 20 Kronen.

Briefkasten: G. S. hier. Ihre Aufgabe ist allerdings nicht schwierig aber correct und als Versuch anerkennenswerth; im Falle Ihres Einverständnisses würden wir dieselbe gelegentlich verwenden. Im Uebrigen theilen wir ganz Ihre Ansicht über die Schwierigkeit der Problemkunst. — **J. N.** hier. In der Aufgabe № 202 soll Weiß schon mit dem 2. Zuge Mat geben!

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das Clublokal befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 53. Donnerstag, den 28. Mai. 1896

Das Landhaus in Hampshire.

(Erlebnisse eines Privatdetektivs.)

(Fortsetzung.)

„Es wird mir ein Vergnügen sein, mich nützlich machen zu können.“

„Nun ja, z. B. was die Kleidung betrifft. Wir sind wunderliche Leute, wissen Sie, — wunderlich aber gutmüthig. Falls wir von Ihnen verlangten, ein Kleid von uns anzuziehen, so würden Sie keinen Einwand gegen diesen kleinen Wunsch erheben, nicht wahr?“

„Nein,“ erwiderte ich ziemlich erstaunt über diese Aeußerung.

„Oder sich dahin oder dorthin zu setzen, — daran würden Sie doch keinen Anstoß nehmen?“

„O nein.“

„Oder vor Ihrem Eintritt bei uns Ihre Haare ganz kurz abzuschneiden?“

„Ich traute meinen Ohren kaum. Wie Sie vielleicht bemerken, Herr Holmes, sind meine Haare ziemlich üppig und haben einen ganz besonderen kastanienbraunen Ton, was schon von künstlerischer Seite ausdrücklich festgestellt worden ist. Es fiel mir deßhalb nicht ein, dieselben so kurzer Hand einfach daran zu geben.

„Es thut mir leid, aber das geht schlechterdings nicht,“ erwiderte ich. Er hatte seine kleinen Augen voll gespannter Erwartung auf mich geheftet, und ich sah, wie jetzt bei dieser meiner Antwort ein Schatten über meine Züge flog.

„Ich bedaure, aber dieser Punkt ist ganz wesentlich,“ sagte er. „Es ist das eine kleine Grille von meiner Frau, und auf weibliche Grillen muß man Rücksicht nehmen, wissen Sie, mein Fräulein. Also, Sie wollen Ihre Haare wirklich nicht abschneiden?“

„Nein, dazu könnte ich mich in der That unmöglich entschließen,“ antwortete ich fest.

„So, dann muß ich leider verzichten. Es ist schade, denn Sie würden sonst wirklich sehr hübsch gepaßt haben. Unter diesen Umständen, Fräulein Stoper, möchte ich gerne noch ein Paar von Ihren jungen Damen sehen.“

„Die Genannte hatte sich die ganze Zeit über mit ihren Papieren zu schaffen gemacht, ohne an eines von beiden ein Wort zu richten, allein nun warf sie mir einen so unfreundlichen Blick zu, daß ich nicht anders annehmen konnte, als ich habe sie durch meine abschlägige Antwort um eine recht ansehnliche Vermittlungsgebühr gebracht.

„Wünschen Sie noch länger vorgemerkt zu bleiben?“ fragte sie mich.

„Bitte, ja, Fräulein Stoper.“

„Nun, das wird wohl keinen großen Werth haben, da Sie die vortrefflichsten Anerbietungen in dieser Weise ausschlagen. Sie können doch kaum von uns erwarten, daß wir uns noch viele Mühe geben werden, Ihnen abermals eine solche Gelegenheit zu verschaffen. Guten Tag, Fräulein Hunter.“ Damit gab sie dem Thürsteher das Zeichen, mich hinauszugeleiten.

„Nun, Herr Holmes, als ich wieder zu Hause war und daselbst nichts vorfand als eine ziemlich leere Speisekammer und auf dem Tische zwei oder drei Rechnungen, da begann ich mir doch die Frage vorzulegen, ob ich nicht einen thörichten Streich gemacht habe. Denn schließlich, wenn diese Leute absonderliche Launen hatten und höchst merkwürdige Dinge von einem verlangten, so zahlten sie auch gehörig dafür. Hundert Pfund im Jahre verdienen nur sehr wenige Gouvernanten in England. Und dann, was nützten mich meine Haare? Es gibt viele, denen sie kurz geschnitten besser stehen; vielleicht gehöre ich auch zu dieser Zahl. Am nächsten Tage neigte ich bereits sehr der Auffassung zu, daß ich einen Fehler begangen habe, und am dritten war ich fest davon überzeugt. Ich hatte meinen Stolz schon beinahe soweit überwunden, daß ich auf dem Bureau nochmals nachfragen wollte, ob die Stelle noch offen sei, als ich von dem Herrn selbst diesen Brief erhielt. Ich will Ihnen denselben vorlesen:

The Copper Beeches bei Winchester.

„Werthes Fräulein!

Fräulein Stoper war so freundlich, mir Ihre Adresse zu geben; ich schreibe Ihnen deßhalb von hier aus, um bei Ihnen anzufragen, ob Sie sich Ihren Entschluß noch einmal überlegt haben. Mein Frau wünscht sehr, daß Sie bei uns eintreten; dieselbe ist ganz entzückt von der Schilderung, die ich von Ihnen gemacht habe. Wir sind bereit, 30 Pfund im Vierteljahr, also jährlich 120 Pfund zu geben, um Sie für alle Unannehmlichkeiten, die ihnen etwa aus unseren Grillen erwachsen könnten, schadlos zu halten. Im Grunde wollen diese letzteren übrigens gar nicht so viel bedeuten. Meine Frau hat eine Vorliebe für eine ganz bestimmte Schattirung von bleu électrique und wünscht deshalb, daß Sie morgens im Hause ein Kleid von dieser Farbe tragen. Sie brauchen sich jedoch ein solches nicht anzuschaffen, da wir selbst eines besitzen, das meiner zur Zeit in Philadelphia befindlichen Tochter gehörte und das Ihnen vermuthlich vollkommen passen wird. Unsere besonderen Wünsche wegen des jeweiligen Sitzplatzes und des Zeitvertreibs, den Sie wählen sollen, werden Ihnen keinerlei Unannehmlichkeit verursachen. Was Ihre Haare betrifft, so ist es unzweifelhaft schade darum, um so mehr, als mir selbst während unseres kurzen Zusammenseins deren Schönheit aufgefallen ist, allein leider muß ich auf diesem Punkte unwiderruflich beharren und will nur hoffen, daß Sie in der Erhöhung Ihrer Bezüge einen Ersatz für den Verlust finden. Ihre Obliegenheiten bei dem Kinde sind sehr leichte. Also machen Sie den Versuch, und ich werde Sie in Winchester in meinem Wagen abholen. Lassen Sie mich wissen, mit welchem Zuge Sie eintreffen.

Ihr ergebener Jephro Rucastle.“

„Dies ist der Brief, und ich bin entschlossen, anzunehmen. Ehe ich jedoch den entscheidenden Schritt thue, hätte ich doch gerne die ganze Angelegenheit noch Ihrer Erwägung unterbreitet."

„Nun, Fräulein Hunter, wenn Sie sich bereits entschlossen haben, so ist die Frage ja schon entschieden," meinte Holmes lächelnd.

„Aber sind Sie nicht der Ansicht, ich sollte lieber abschreiben?"

„Für eine Schwester von mir wäre mir die Aussicht auf diese Stelle nicht gerade erwünscht, das muß ich gestehen."

„Wie soll man sich alles das erklären, Herr Holmes?"

„Ohne nähere Anhaltspunkte möchte ich keine Vermuthung aufstellen. Vielleicht haben Sie sich selbst eine Ansicht darüber gebildet?"

„Nun ich kann mir nur eine einzige Erklärung dafür denken. Herr Rucastle machte einen sehr freundlichen, gutmüthigen Eindruck. Wäre es nicht möglich, daß seine Frau verrückt ist, und daß er dies geheim zu halten sucht, damit sie nicht etwa in eine Anstalt verbracht wird, und daß er ihren tollen Launen in jeder Weise entgegen kommt, um einem Ausbruch vorzubeugen?"

„Das ist eine Erklärung, und wie die Sache liegt, hat sie in der That am meisten für sich. Soviel ist jedenfalls sicher, daß eine solche Häuslichkeit nichts Anziehendes für eine junge Dame hat."

„Aber der Gehalt, Herr Holmes, der Gehalt!"

„Nun ja, freilich, die Bezahlung ist gut — zu gut; das ist es gerade was mir nicht behagen will. Warum bezahlt man Ihnen 120 Pfund im Jahr, während unter gewöhnlichen Verhältnissen 40 Pfund vollauf genügen? Dahinter muß ein ganz wichtiger Grund stecken."

„Ich dachte, ich wolle Sie in die Verhältnisse einweihen, damit Sie wissen, um was es sich handelt, falls ich später einmal Ihrer Hilfe bedürfen sollte. Das Bewußtsein, daß Sie hinter mir stehen, würde mir viel mehr Mut verleihen."

„Nun, dieses Bewußtsein dürfen Sie getrost mitnehmen. Ich versichere Sie, daß Ihr kleines Problem das interessanteste zu werden verspricht, das mir seit mehreren Monaten in den Weg gekommen ist. Dasselbe bietet einige Züge ganz besonderer, überraschender Art. Sollten Sie sich je einmal in Zweifel oder Gefahr befinden —"

„Gefahr? — Was für eine Gefahr denken Sie sich als möglich?"

Holmes schüttelte ernst den Kopf. „Könnten wir uns darüber bestimmt aussprechen, so wäre es ja keine Gefahr mehr. Doch es bedarf nur eines Telegramms, und ich werde zu jeder Tages- oder Nachtstunde zu Ihrem Beistande bereit sein."

„Das genügt." Damit erhob sie sich frisch und munter, und ihre Züge zeigten keine Spur von Aengstlichkeit mehr. „Nun gehe ich ganz guten Muthes meiner neuen Bestimmung entgegen. Ich werde Herrn Rucastle unverzüglich schreiben, meine theuren Haare heute abend opfern und morgen nach Winchester fahren."

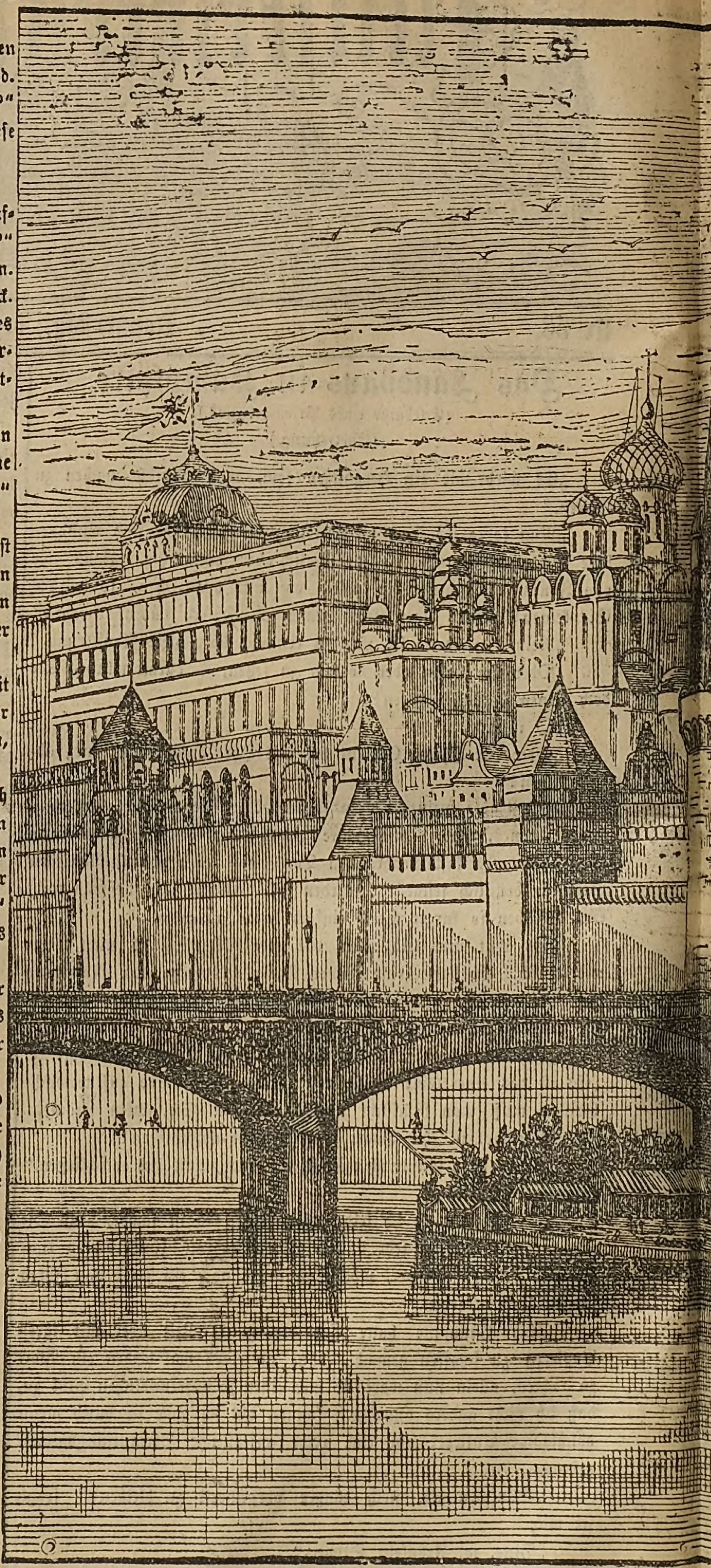
„Die junge Dame scheint mir Manns genug zu sein, sich selbst zu beschützen," bemerkte ich, als wir ihren raschen, festen Schritt auf der Treppe erklingen hörten.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Czarenkrönung.

Am 18. d. M. begannen mit der Ankunft des Kaisers Nikolaus II. und seiner Gemahlin die großartigen Feierlichkeiten, die in der Siebenhügelstadt an der Moskwa, — „Mütterchen Moskau", wie sie der Russe mit Vorliebe nennt, — nun durch zwei Wochen fortdauern und in der Krönungskathedrale ihren Haupt- und Glanzpunkt finden werden.

Das Programm der Festlichkeiten ist so umfassend, daß wir nur die wichtigsten Momente hervorheben können. Am Montag,



Der Czarenpalast und die Krön

den 18. d. M., der zugleich der 28. Geburtstag des Czaren ist, fand die Ankunft des jungen Kaiserpaares statt, das sich, ohne die Stadt zu berühren, nach dem Petrowsky-Palais begab, demselben Fürstenbau, wo Napoleon I. in der fürchterlichen Brandnacht des Jahres 1812 Zuflucht suchte. Drei Tage hielt das Czarenpaar hier Rast, bis zum 22. ds. Abends, wo große Serenaden dargebracht wurden. Am 23. erst hält der Enkel der Romanoffs seinen feierlichen Einzug in die Burg seiner Ahnen, durch die Triumphpforte Twerskaja, bis zur der wunderthätigen Kapelle der von jedem orthodoxen Russen hochverehrten iberischen Muttergottes. Hier wird eine Andachtsstation gehalten und nun bewegt sich der Zug zwischen den Spalieren der Moskauer Regimenter bis zur heiligen oder goldenen Kremlpforte, umringt von den gepanzerten Reitern der Chevaliergarde, Czar Nikolaus, hoch zu Roß, gefolgt von den Prinzen seines Hauses, den vornehmsten Krönungsgästen und seinen Generalen. Ihm folgt die Kaiserin in der von acht milchweißen Zeltern gezogenen Galakarosse.

Der Zug macht vor der Kathedrale Halt und begibt sich sodann zum Alexander-Palast. Hier maß, der Sitte folgend, das Czarenpaar die vorgeschriebenen dreitägigen Fasten abhalten, um sich für die heilige Krönungshandlung vorzubereiten. Während das Kaiserpaar in diesem Buenretiro weilt, werden Herolde in der Tracht altfranzösischer Musketiere im Dreispitz und Allongeperrücke die Stadt durchreiten nnd unter dem Klange silberner Posaunen wird das Krönungsmanifest verlesen und Abdrücke desselben an das Volk vertheilt.

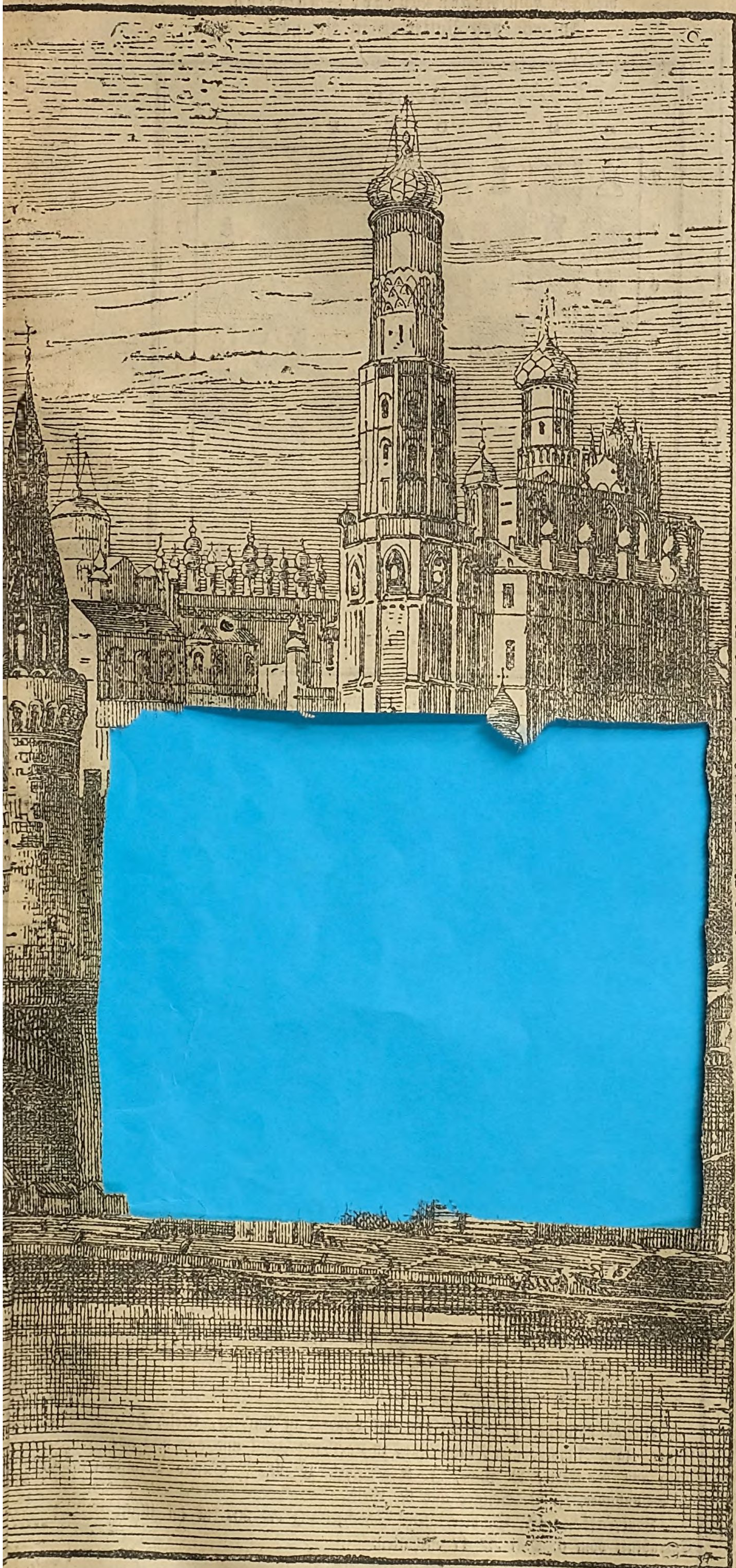
Am Pfingstdienstag, den 26. ds. Mts., fand die eigentliche Krönung unter dem althergebrachten Gepränge statt. Es ist dasselbe geblieben seit dem durch ein von Murza Khan im Namen des Tatarenkaisers verkündetes Edikt vor mehr wie einem halben Jahrtausend die Krönungsstätte von Wladimir nach Moskau verlegt wurde.

Der wichtigste Schauplatz all der märchenhaften Pracht, die sich da entfalten wird, ist die Czarenburg, der Kreml, mit seinem Palast und der Krönungskathedrale, die wir in einer gelungenen Abbildung unseren Lesern vorlegen. Der Kreml, diese herrlichste Schöpfung moskowitischer Baukunst mit seinem Konglomerat von Tempeln und Palästen, eine Stadt in der Stadt, die mehr wie drei Kilometer in ihrem Umfange mißt, ist, trotzdem tatarische, polnische und französische Invasionen ihn so oft in Trümmer legten immer und immer wieder herrlicher phönixgleich aus seinen Brandruinen erstanden. In seiner jetzigen Gestaltung bietet er, zumal in seinem Krönungsschmuck, den Superlativ des Schönen.

Auf unserem Bilde sind folgende Gebäude des Kreml (von links nach rechts) zu sehen: Der neue Palast, die Erzengelkirche, die Himmelfahrtskirche (Krönungskathedrale) und den zur Rechten bildet die weltbekannte Kirche „Iwan Weliky" (Iwan der Große).

Der achteckige, freistehende Riesenthurm derselben überragt mit seinen 82 Metern Höhe und dem hohen vergoldeten Kreuz alle anderen Thürme. Das Kreuz wurde einst von den Franzosen weggeschleppt und nach ihrem Abzuge in einem Sumpfe wieder gefunden. Weithin funkelt die mit echtem Dukatengolde überzogene Kuppel des Iwan Weliky in das Land hinein und bezaubernd ist der Rundblick, welchen man von oben genießt. In der Osternacht, wenn Tausende auf dem weiten Kremlplatze andächtig harren, verkündet seine riesige Glocke zuerst die Wunder der Auferstehung, und einfallend in ihren durchdröhnenden Klang thun die Tausende von Glocken und Glöckchen Moskaus den ehernen Mund auf, um das „Christoss wokres" (Christi ist erstanden) in die stille Nacht hinauszutönen.

Vor dem Iwan Weliky ruht auf hohem Granitsockel der Czar Kolokol, die Riesenglocke Moskaus und sicherlich die größte Glocke



…ungs-Kathedrale in Moskau.

der Welt, ein einzig dastehendes Produkt der Gießkunst. Sie wiegt 200.000 Kilogramm und soll etwa eine halbe Million Rubel gekostet haben.

Die Himmelfahrtskirche, Nopenskij Sobor, hat fünf stark vergoldete Kupeln, von denen die mittlere ein auf einem Halbmonde stehendes Kreuz trägt. Seit den Zeiten Iwan's des Schrecklichen findet in der Nopenskij-Kathedrale die feierliche Krönung und Salbung aller Herrscher Rußlands statt. Das Innere wirkt durch seine Pracht geradezu blendend. Der Ikonostas oder Bildwand, welche den Altarplatz vom Schiffe trennt, ist mit Gold, Silber und Edelsteinen überladen. An den Wänden wie an den Säulen bis hinauf zu den Kapitälen reihen sich die kostbarsten Heiligenbilder, auf Goldgrund gemalt. Den werthvollsten Platz aber bildet unstreitig das der Sage nach vom Evangelisten Lukas gemalte Bild der Jungfrau von Wladimir, der Schutzgöttin Moskaus. Der Rahmen dieses Kunstwerkes hat allein einen Werth von nahezu 400,000 Gulden.

Humoristisches.

(Auch ein Schwerenöther.) Handwerksbursche: „Ein armer Handwerksbursche bittet um eine kleine Gabe, liebe Frau!“

Frau (die Katze auf dem Arm): „Ich gebe nichts, machen Sie, daß Sie fortkommen!“

Handwerksbursche (zur Katze): „Vielleicht legen Sie, verehrtes Fräulein, ein gutes Wort bei Ihrer Frau Mama für mich ein?“

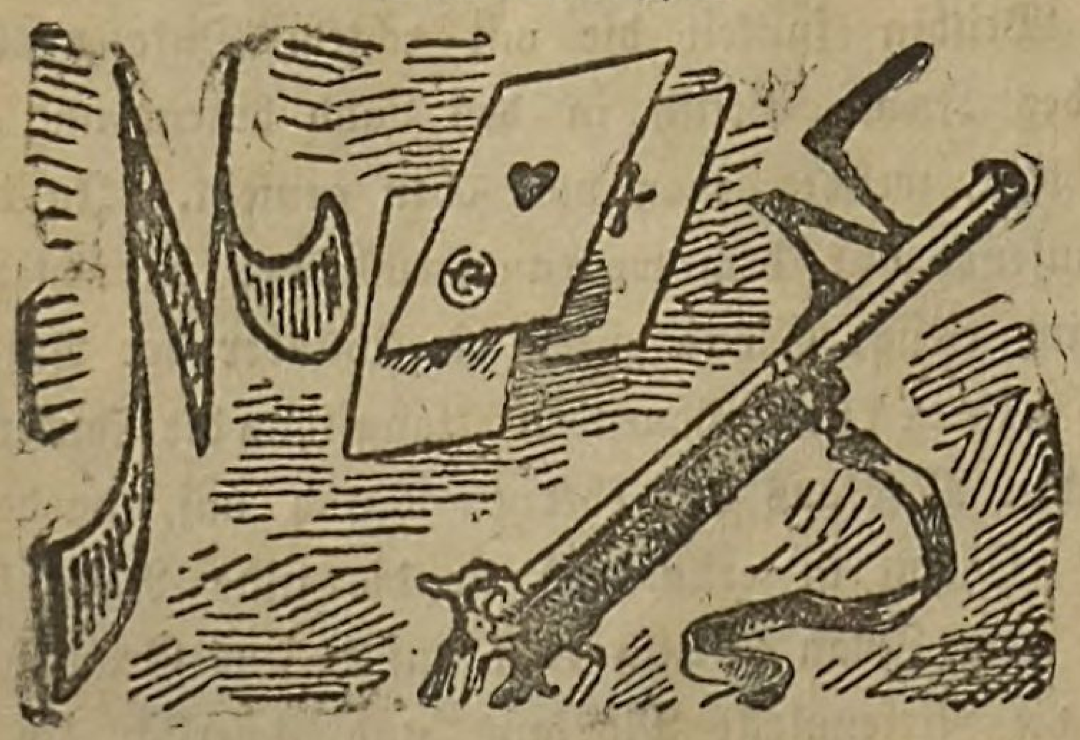
(Umsicht in der Gefahr.) Fremder: „Wollen Sie nicht packen? Es brennt ja im Hause.“

Der Herr Sekretär: „Wir packen ja schon! Aber helfen Sie, wir suchen die wichtigsten Dokumente zusammen und da fehlt uns der Impfschein unserer verstorbenen Tochter.“

Rösselsprung.

pfingst	be	ver	grün	blühn	die	sen	ew
herz	ist	im	hol	schlos	ur	rei	du
welt	fest	heil	ber	ten	stehn	gen	dem
der	schen	saa	Pfingst-		er	siehst	cher
kain	ge	zau	zauber.		blü	im	der
blü	und	men	ten	be	sam	der	leuch
geist	bleibt	ten	gol	gos	tend	wun	son
pracht	be	er	raum	traum	nen	sen	auf

Bilderräthsel.

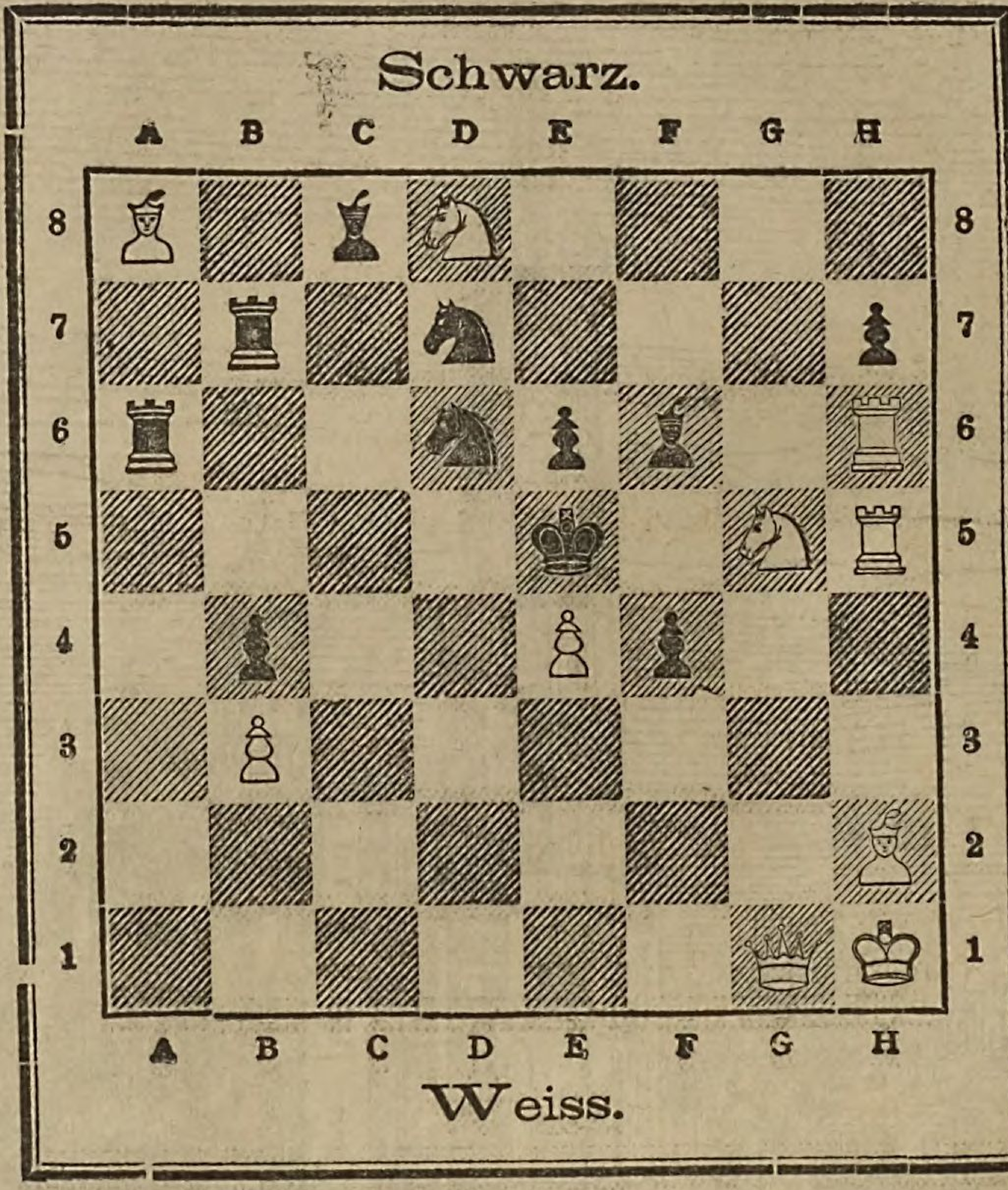


Auflösung des Logogriphs in Nr. 52:
Ode, Mode.

Schachzeitung № 204.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Patterson in Newyork.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

ds

besuchen und will sich dann an dem Nürnberger Turnier betheiligen, wozu auch Tschigorin, Pillsbury und Showalter erwartet werden. Dagegen hat Lasker abgelehnt, sich zu betheiligen.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 200 von Bert.

1. $\frac{\text{Sb2—c4}}{\text{Beliebig}}$ 2. D., S. ††

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hütinger, Zach. Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von R. Kern, B. H.—, J. K.—, Frl. J. N.— Gustav Schmid, L. Schönhuber, F. B. Schuler und R. Weiß.

Brifkasten: G. S. hier. Die Schachzeitung № 201 ist im illustr. Extrablatt vom 6. Mai № 47 enthalten.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das Clublokal befindet sich im **Neuen Haus**, **Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 54. Sonntag den 31. Mai. 1896

3 (Nachdruck verboten.)

Das Landhaus in Hampshire.

(Erlebnisse eines Privatdetektivs.)

(Fortsetzung.)

„Sie wird es wohl auch brauchen können," erwiderte Holmes ernst; „ich müßte mich sehr täuschen, wenn wir nicht schon in wenigen Tagen von ihr hören."

Es dauerte auch gar nicht lange, so ging seine Vorhersagung in Erfüllung. Vierzehen Tage verflossen, während deren ich häufig meine Gedanken auf der Wanderung zu diesem alleinstehenden weiblichen Wesen ertappte, das vom Schicksal auf einen solch räthselvollen Irrweg verschlagen worden war. Der ungewöhnlich hohe Gehalt, die sonderbaren Bedingungen, die leichten Obliegenheiten — all dieses wies auf eine Abweichung von dem regelmäßigen Geleise des Lebens hin, und doch konnte ich schlechterdings nicht mit mir darüber ins reine kommen, ob es sich dabei nur um eine verrückte Laune oder um einen verbrecherischen Zweck handelte, und ob der Mann ein philanthropischer Schwärmer oder ein Schurke war. Was Holmes betrifft, so sah ich ihn oft eine volle halbe Stunde lang mit gerunzelten Brauen in tiefes Nachdenken versunken dasitzen, fing ich jedoch von der Sache an, so winkte er immer ab. „Thatsachen, Thatsachen!" rief er ungeduldig aus. „Ich muß doch vor allem festen Grund unter den Füßen haben." Wenn er sich aber dann erhob, machte er jedesmal die Bemerkung, seiner eigenen Schwester würde er niemals gestattet haben, eine derartige Stelle anzunehmen. Das erwartete Telegramm traf eines Abends spät ein als ich eben im Begriffe war, mich zurückzuziehen und er sich zu einer seiner beliebten chemischen Untersuchungen niederließ, die ihn die ganze Nacht festhielten; hatte ich ihn doch schon oft, wenn ich ihn abends über seine Gefäße und Gläser gebeugt verlassen hatte, am nächsten Morgen zur Frühstücksstunde noch in derselben Stellung getroffen. Er riß den gelben Umschlag auf, überflog den Inhalt der Depesche und warf dieselbe sodann mir zu.

„Sieh gleich die Züge im Kursbuch nach," sagte er dabei, indem er sich wieder seiner Beschäftigung zuwandte. Es war eine kurze, dringende Aufforderung. Dieselbe lautete:

„Kommen Sie, bitte, morgen mittag in den „Schwarzen Schwan" in Winchester. Kommen Sie ja gewiß, ich weiß nicht mehr weiter. Hunter."

„Willst du mich begleiten?" fragte Holmes aufschauend.

„Ja, gerne."

„Dann sieh nur gleich nach."

„Da ist ein Zug um halb zehn Uhr," sagte ich in mein Kursbuch blickend, „trifft in Winchester um halb zwölf Uhr ein."

„Das macht sich ja ganz hübsch. Dann will ich, denke ich, meine Untersuchung hier lieber ruhen lassen. Denn wir müssen morgen früh völlig frisch sein."

Gegen elf Uhr des nächsten Vormittags befanden wir uns bereits in ziemlicher Nähe der alten Hauptstadt Englands. Holmes hatte sich während der ganzen Fahrt in die Morgenblätter vergraben. Als wir jedoch auf dem Gebiete von Hampshire angelangt waren, warf er dieselben beiseite, um seine Blicke an der Gegend zu weiden. Es war ein wundervoller Frühlingstag, am lichtblauen Himmel flogen weiße Federwölkchen hin, und trotz dem hellen Sonnenschein lag in der Luft etwas wonnig Ermattendes. Rings in der Runde bis zu den fernen Hügeln von Aldershot blickten allenthalben die roten und grauen Dächer der Gehöfte aus dem zarten jungen Grün hervor.

„Wie frisch und hübsch diese Häuschen daliegen!" rief ich mit der ganzen Begeisterung eines Mannes, der eben erst die Nebeldünste von Backer-Street hinter sich gelassen hatte.

Doch Holmes schüttelte ernst den Kopf. „Weißt du, Watson," meinte er, „das gehört zu den Schattenseiten meiner Geistesanlage, daß ich immer alles unter dem Gesichtspunkte des Falles ansehen muß, der mich gerade beschäftigt. Du hast beim Anblick dieser zerstreut daliegenden Behausung nur die Empfindung ihrer Schönheit. Ich dagegen muß immer daran denken, wie sie so einsam liegen und wie leicht sich daran ein Verbrechen begehen läßt, das seiner Strafe entgeht."

„Gütiger Himmel," rief ich aus, „wer möchte bei diesen alten, heimlichen Behausungen an Verbrechen denken?"

„Mich erfüllen sie stets mit einem gewissen Schauder. An der Hand meiner Erfahrungen bin ich fest überzeugt, die verrufensten Gassen Londons liefern keine so reiche Ausbeute an Missethaten als dieses lachende Gelände hier."

„Das klingt ja ganz entsetzlich!"

„Und doch ist die Ursache eine ganz naheliegende. Der Druck der öffentlichen Meinung tritt in der großen Welt ergänzend ein, wo die Macht des Gesetzes nicht ausreicht. Da gibt es keine noch so elende Gasse, wo der Schmerzensschrei eines gequälten Kindes oder die rohe Gewaltthat eines Trunkenboldes nicht Mitleid und Empörung bei den Umwohnern erweckte, und dann ist das gesammte Räderwerk der Behörden jederzeit so bei der Hand, daß ein Wort der Klage hinreicht, um dasselbe in Gang zu setzen, und es ist nur ein Schritt vom Verbrechen zum Gefängniß. Dagegen betrachte diese einsamen Häuser, sämmtlich umgeben von eigenem Grund und Boden, bewohnt von armen, unwissendem Volk, das Gesetz und Recht kaum von ferne kennt. Stelle dir die Thaten höllischer Grausamkeit, heimlicher Verruchtheit vor, die sich vielleicht Jahr aus Jahr ein an solchen Stätten abspielen, ohne daß eine Seele es ahnt. Hätte die Familie, bei der unsere Schutzbefohlene einzutreten hatte, in Winchester gewohnt, ich würde mir niemals Sorgen um sie gemacht haben; daß dieselbe fünf Meilen von dort entfernt auf dem Lande wohnt, darin liegt die Gefahr. Und doch ist sie selbst offenbar persönlich nicht bedreht."

„Nein, wenn sie uns nach Winchester entgegen kommen kann, so kann sie ja ihren Aufenthaltsort ungehindert verlassen."

„Gewiß. Ihre Freiheit ist ihr nicht genommen."

„Was kann dann aber nur dahinter stecken? Kannst du dir denn gar keine Erklärung denken?"

„Ich habe mir sieben verschiedene Erklärungen ausgedacht, von denen jede sich mit den Thatsachen, soweit wir solche kennen, decken würde. Aber welche derselben die richtige ist, läßt sich nur auf Grund der neuen Mittheilungen bestimmen, die unser zweifellos harren. Nun, da ist ja bereits der Thurm der Kathedrale, wir werden also bald alles wissen, was Fräulein Hunter mitzutheilen hat."

Das Gasthaus zum „schwarzen Schwan", an der Hauptstraße nicht ferne vom Bahnhof gelegen, ist als gut bekannt, und dort fanden wir Fräulein Hunter bereits unser erwartend. Sie hatte ein Zimmer für uns bestellt und auf dem Tische stand ein Imbiß bereit.

„Ich bin so froh, daß Sie gekommen sind," sagte sie mit aufrichtigem Ausdruck. „Es ist so sehr gütig von Ihnen beiden, aber ich weiß auch in der That nicht, was anfangen. Ihr Rath wird mir von unschätzbarem Werthe sein."

„Bitte, erzählen Sie uns Ihre Erlebnisse."

„Das will ich, und ich muß mich damit beeilen, denn ich habe Herrn Rucastle versprochen, um drei Uhr zurück zu sein. Er gab mir heute vormittag Urlaub in die Stadt; natürlich hatte er keine Ahnung zu welchem Zwecke."

„Erzählen Sie uns nur alles hübsch nach der Reihe," wiederholte Holmes, indem er seine Beine gegen das Feuer ausstreckte und sich zum Zuhören zurechtsetzte.

„Ich möchte gleich vorausschicken," begann Fräulein Hunter, „daß mir im großen Ganzen keinerlei schlechte Behandlung von Herrn und Frau Rucastle widerfahren ist. Gerechterweise muß ich das hervorheben. Allein ich werde nicht klug aus den Leuten und fühle mich daher beunruhigt."

„Was kommt Ihnen unverständlich vor?"

„Die Gründe für ihr Verhalten. Doch ich will Ihnen alles ganz genau berichten. Bei meiner Ankunft hier holte mich Herr Rucastle in seinem Jagdwagen nach Copper Beeches ab. Letzteres liegt allerdings ganz schön, wie er gesagt hatte, dagegen ist das Haus selbst durchaus nicht freundlich, denn es ist ein plumpes viereckiges Gebäude, dessen weiße Tünche ganz mit Flecken und Streifen von innerer und äußerer Feuchtigkeit überzogen ist. Es steht ganz im Freien und ist auf drei Seiten von Wald, auf der vierten von einem Felde umgeben, das sich bis zur Straße nach Southampton hinabzieht, die auf etwa hundert Schritt Entfernung im Bogen am Einfahrtsthor vorbeiführt. Dieses Feld auf der Vorderseite gehört zum Hause, während die Wälder ringsum Lord Sutherton's Privateigenthum sind. Gerade vor dem Haupteingang des Hauses stehen eine Anzahl Blutbuchen, von denen das Anwesen seinen Namen hat. — Während der Fahrt war Herr Rucastle, der selbst kutschirte, äußerst liebenswürdig, und noch am selben Abend stellte er mich seiner Frau und seinem Kinde vor. Die Vermuthung, die uns anläßlich meines Besuches bei Ihnen so naheliegend erschien, hat sich nicht bestätigt. Frau Rucastle ist nicht geisteskrank. Ich fand in ihr eine stille, blasse Frau, die offenbar noch nicht dreißig Jahre alt, also bedeutend jünger ist als ihr Mann, der wohl kaum weniger als fünfundvierzig zählen wird. Aus dem Gespräch der beiden entnahm ich, daß sie seit ungefähr sieben Jahren verheirathet sind, daß er Witwer war und aus erster Ehe die eine Tochter hatte, die sich nun in Philadelphia befindet. Unter vier Augen theilte mir Herr Rucastle mit, der Grund, der dieselbe fortgetrieben habe, sei eine ganz unvernünftige Abneigung gegen ihre Stiefmutter gewesen. Da die Tochter nicht unter zwanzig Jahren alt gewesen sein kann, so mag freilich ihre Stellung gegenüber der jungen Frau ihres Vaters sich mißlich gestaltet haben. Was das geistige Wesen dieser letzteren betrifft, so kam mir dieses ganz genau so farblos vor wie ihre Wangen. Sie machte gar keinen Eindruck auf mich, weder in günstigem noch in entgegengesetztem Sinn. Sie ist eine völlige Null. An ihrem Gatten und ihrem kleinen Jungen hängt sie sichtlich mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Unablässig wandern ihre hellgrauen Augen von dem einen zum andern, um ihnen jeden geringsten Wunsch an den Augen abzulesen und demselben wenn möglich zuvorzukommen. Er seinerseits ist gegen sie ebenfalls gut in seiner plumpen, ungestümen Weise, und so mußte ich sie im Ganzen für ein glückliches Paar halten. Und doch hatte sie eine geheime Sorge, diese Frau. Oft saß sie ganz in Gedanken verloren da mit dem allertraurigsten Ausdruck auf ihren Zügen. Mehr als einmal habe ich sie in Thränen getroffen. Manchmal habe ich schon gedacht, es seien Sorgen wegen der Sinnesart ihres Kindes, die sie bedrücken; denn ich habe noch niemals ein so gänzlich verdorbenes, schlecht geartetes kleines Wesen getroffen. Er ist klein für sein Alter, hat aber einen ganz unverhältnißmäßig großen Kopf. Sein ganzes Dasein scheint lediglich in einer ununterbrochenen Abwechslung von Ausbrüchen wilder Leidenschaften und zeitweilen finsteren Trotzes zu bestehen. Geschöpfe, die schwächer sind als er, zu quälen, ist das einzige Vergnügen, nach dem er strebt, und für den Fang von Mäusen, kleinen Vögeln und Insekten verräth er eine ganz bemerkenswerthe Begabung. Doch ich will über diesen Jungen lieber keine Worte weiter verlieren, derselbe hat ja in der That mit meiner Geschichte nur wenig zu schaffen."

„Ich bin dankbar für alle Einzelheiten," bemerkte mein Freund, „ob dieselben Ihnen wichtig erscheinen oder nicht."

„Ich werde mich bestreben, nichts von Bedeutung zu übergehen. Das einzige Unangenehme im Hause, was mir sogleich auffiel, war das Aussehen und Benehmen der Dienerschaft. Diese besteht nur aus einem Manne und dessen Frau. Toller, so heißt er nämlich, ist ein rauher, wunderlicher Mensch mit gräulichem Haar und Bart, der beständig nach geistigen Getränken riecht. Zweimal schon, seit ich da bin, war er gänzlich betrunken, und doch schien Herr Rucastle sich nichts daraus zu machen. Seine Frau ist eine sehr große, starke Person mit mürrischem Gesicht, so schweigsam wie ihre Herrin, nur weit weniger liebenswürdig. Die beiden sind ein höchst unangenehmes Paar, allein glücklicherweise bringe ich meine Zeit meist im Kinderzimmer und in meiner eigenen Behausung zu, welche ganz nahe beisammen in einem Flügel des Gebäudes liegen.

„Die ersten zwei Tage nach meiner Ankunft in Copper Beeches ist mein Leben sehr ruhig verlaufen. Am dritten jedoch kam Frau Rucastle gleich nach dem Frühstück herunter und flüsterte ihrem Gatten etwas zu.

„Oh, ja," sagte dieser darauf, sich zu mir wendend, „wir sind Ihnen sehr verbunden, Fräulein Hunter, daß Sie auf unsern Wunsch eingegangen sind und sich Ihre Haare abgeschnitten haben. Ich versichere Sie, es hat Ihrer Erscheinung nicht im mindesten Eintrag gethan. Jetzt wollen wir sehen, wie Ihnen das blaue Kleid steht. Es liegt bereit auf Ihrem Bette, und wenn Sie es anziehen wollten, so würden wir Ihnen beide sehr dankbar sein."

„Das Kleid, das für mich bereit lag, hatte einen ganz eigenthümlichen blauen Farbenton, der Stoff war ausgezeichnet, eine Art Beige, dagegen verrieth dasselbe durch unverkennbare Spuren, daß es früher schon getragen worden war. Es paßte mir wie angemessen. Als sich Herr und Frau Rucastle hievon überzeugten, legten sie darüber beide ein Entzücken an den Tag, das mir ganz unnatürlich übertrieben vorkam. Sie warteten im Wohnzimmer auf mich, einem sehr großen Raum, der die ganze Front des Hauses einnimmt und mit drei hohen Fenstern, die bis auf den Boden herabreichen, versehen ist. Am Mittelfenster, und zwar mit der Lehne gegen dieses, stand ein Stuhl. Auf diesen Stuhl mußte ich mich setzen, während

Herr Rucastle auf der andern Seite des Zimmers auf- und abging und dabei eine ganze Reihe der tollsten Geschichten zum Besten gab,



Kaiser Nikolaus II. und Kaiserin Alexandra Feodorowna.

die ich je gehört habe. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie komisch das war; ich war schließlich ganz müde von lauter Lachen. Frau Rucastle dagegen, die offenbar keinen Sinn für Humor besitzt, verzog den Mund nicht zum leisesten Lächeln, sondern saß mit den Händen auf dem Schoße und trauriger, ängstlicher Miene da.

Nach einer Stunde ungefähr bemerkte Herr Rucastle plötzlich, es sei jetzt Zeit an die täglichen Beschäftigungen zu gehen, ich könne mich wieder umkleiden und zu dem kleinen Eduard ins Kinderzimmer verfügen.

(Fortsetzung folgt.)

Kaiser Nicolaus II. und Kaiserin Alexandra Feodorowna.

Nikolaus II., Kaiser und Selbstherrscher aller Reussen, hat in der Uspensky-Kathedrale die Krone des Reiches auf sein Haupt gesetzt und sodann seine Gemahlin, die Kaiserin Alexandra Feodorowna, gekrönt, worauf das Kaiserpaar von dem Metropoliten von Petersburg gesalbt wurde. Der Kaiser von Rußland ist bekanntlich auch das Haupt der orthodoxen Kirche und die Krönung ist daher nicht nur ein Akt von politischer, sondern auch von kirchlicher Bedeutung. Prunkvoll über alle Maßen vollzog sich die Krönung nach dem althergebrachten Ceremoniell. Nikolaus II. Alexandrowitsch ist am 18. Mai 1868 geboren, folgte seinem Vater Alexander III. im October 1894 in der Regierung nach und ist mit Alix, Prinzessin von Hessen, die bei der Taufe den Namen Alexendra Feodorowna annahm, vermählt. Der Ehe ist ein Mädchen, Großfürstin Olga, entsprossen.

Humoristisches.

(Doppelsinnige Antwort.) „. . Frau Assessor, Sie haben so schöne, gepflegte Hände — was thun Sie dafür?"

„Ich . . Ich thue nichts!"

(Immer Jurist.) Gerichtsrath, zu seiner Tochter: „. . Ich sage Dir, Emilie, wenn Du Dein schroffes Benehmen der Herrenwelt gegenüber nicht änderst, so bleibst Du in 1., 2 und 3 Instanz sitzen!"

Logogriph.

Ueber alle Häuser seh'n wir ragen
Weit hinauf den schmalen Bau;
Fest noch immer, altersgrau,
Könnt er Vieles, was geschehen, sagen.
Oftmals hat das Zweite ihn umtobt,
Dessen Stärke aber stets erprobt;
Nur durch seine Löcher kann es dringen,
Ihn zu stürzen, wird ihm nicht gelingen.

Bilderräthsel.



Lösung des Rösselsprunges in Nr. 53:

Pfingstzauber.

Wundersam siehst Du die holde
Welt im Pfingstfestzauber blüh'n.
Reicher stehn im Sonnengolde
Blüthenpracht und Saatengrün.
Ist der heilige Geist ergossen
Leuchtend auf der Erde Raum,
Bleibt kein Menschenherz verschlossen
Dem urew'gen Blüthenraum.

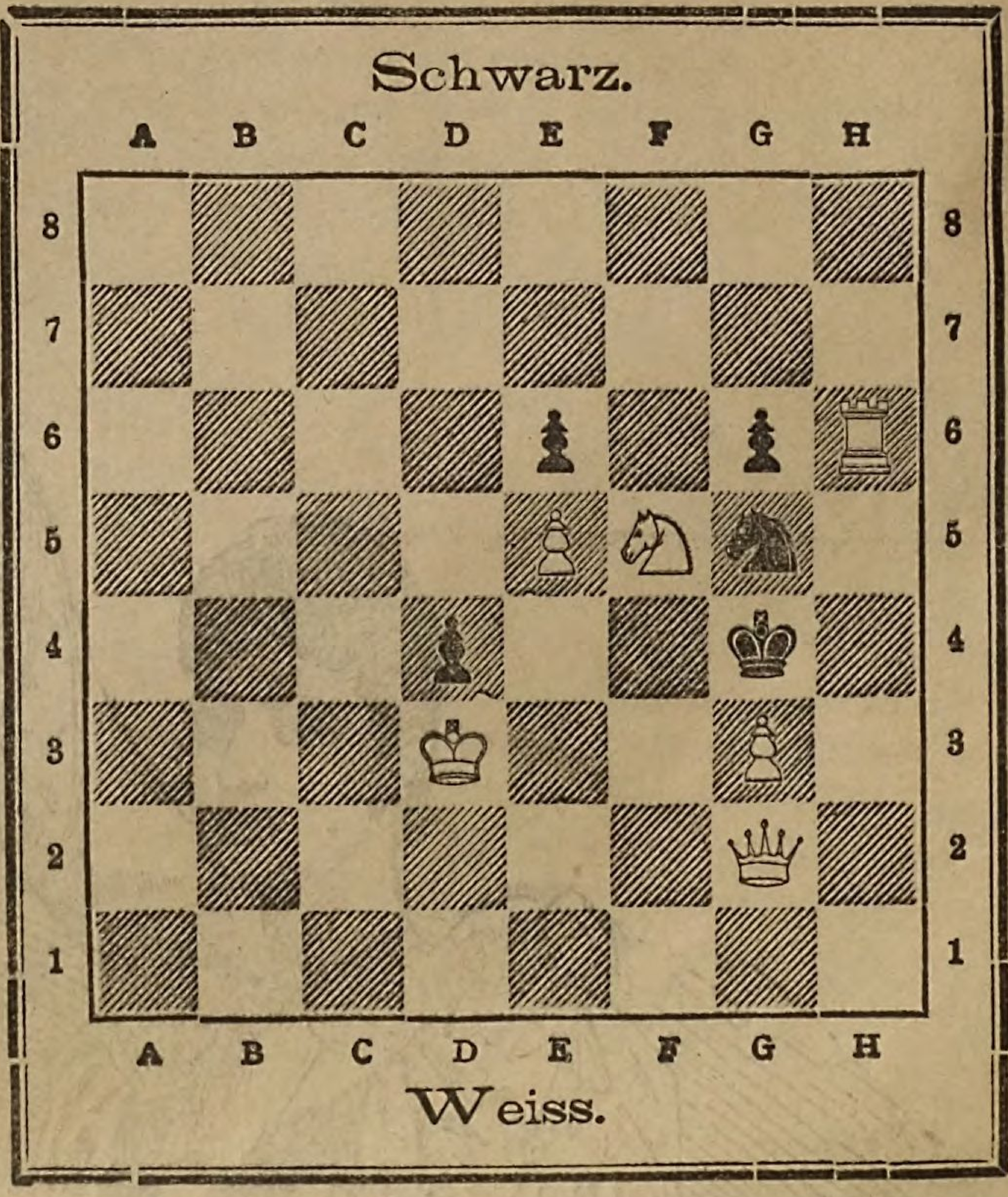
Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 53:

Massenauflauf.

Schachzeitung № 205.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Greede in Libau.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Schachneuigkeiten.

Der Nürnberger Schachcongreß.

Infolge von Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Lokalkomitee in Nürnberg und der Bundesverwaltung in Leipzig (Dr. Max Lange) hat der Nürnberger Schachclub es abgelehnt, den 10. Congreß des deutschen Schachbundes, dessen Uebernahme er bei dem letzten Congreß zu Leipzig zugesagt hatte und zu dem seinerseits alle Vorbereitungen schon getroffen waren, durchzuführen. Er veranstaltet dafür ein großes internationales Meisterturnier, welches am Sonntag den 19. Juli im Museum zu Nürnberg seinen Anfang nimmt. Zu diesem Turnier sind 7 Preise in der Höhe von 2000, 1500, 1000, 600, 400, 200 und 100 M. ausgesetzt, außerdem Spezialpreise in Aussicht genommen. — Nach unserer Meinung dürften die entstandenen Mißhelligkeiten, welche bedauerlicher Weise den Ausfall oder mindestens die Verschiebung des 10. deutschen Schachcongresses veranlaßten, wohl auf die Normirung der Preise zurückzuführen sein, welche der Nürnberger Club aus eigenen Mitteln über das sonst übliche Maaß erhöhte, um eine möglichst zahlreiche Theilnahme der ersten Schachgrößen zu erzielen. Diesem Bestreben scheint die Bundesverwaltung mit Rücksicht auf die sich daraus für spätere Turniere sich ergebenden Consequenzen mit vielleicht mehr als nöthiger Energie entgegengetreten zu sein und damit den Conflikt heraufbeschworen zu haben. Es wäre wünschenswerth, wenn der Nürnberger Club die Beweggründe, welche ihn zu obiger Maßnahme veranlaßten, der Allgemeinheit bekannt geben wollte. Wir wünschen ihm indeß zu seinem Beginnen den Erfolg, welchen seine Opferwilligkeit verdient.

Schach in Wien.

In Wien haben die vier ersten Sieger des Winterturniers einen Wettkampf unter sich begonnen. Im ersten Gange siegte Marco über Schlechter, die Partie Englisch—Weiß wurde remis. Jeder hat mit Jedem 4 Partien zu spielen und werden für die gewonnene Partie 30 fl., für die verlorene 10 fl. und für die Remispartien je 15 fl. vergütet aus einem Preise von 1000 fl., den Baron Albert Rothschild gestiftet hat.

Schach in Berlin.

Im Dreimeisterkampfe blieb C. v. Bardeleben Erster mit 4 Gewinnpartien, ihm folgte Walbrodt mit 3, Mieses mit 2.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 202 von Ochquist.

1. $\frac{\text{La7—b8}}{\text{Beliebig}}$ 2. D. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von R. Kern, H. B.—, J. K.—, Gustav Schmidt, J. B. Schuler und R. Weiß.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 57. Sonntag den 7. Juni. 1896

1 (Nachdruck verboten.

Durch den Anzeiger.

Von Curt Müller.

Das war gestern ein Zechen und Toasten! Wenn ich ehrlich sein will, so muß ich gestehen, daß ich nicht weiß, wann und wie ich nach Hause gekommen bin. So eine Kindtaufe — um eine solche handelte es sich den ganzen gestrigen Tag — so eine Kindtaufe ist aber auch von allen Familienfesten am meisten dazu angethan, um den Becher richtig zu füllen und zu leeren. Denn das Kind selbst spielt dabei die unbedeutendste Rolle. Mein Freund Springwurz hielt das erste Kindtaufsfest. Er ist gerade dreizehn Monate mit seiner Elly verheirathet, und Monsieur Storch hatte sich noch zur rechten Zeit eingefunden, ehe er nach Süden zieht, um die Italiener und Nubier mit weißen und schwarzen Babies zu beschenken. Also der Springwurz hatte gestern sein kleines Springwürzlein, von dem der Vater behauptet, es sähe täuschend der Mutter, und die Mutter hinwiederum, es sähe verblüffend dem Vater ähnlich, taufen lassen. Die Basen und Muhmen stimmten natürlich ganz der freudestrahlenden Mutter bei und riefen: „Der ganze Vater bis auf den Schnurbart!"

Ich aber sagte gar nichts. Ich weiß heute noch nicht, wie mein Pathchen — ich stand zum ersten Male Gevatter — aussieht. Ich trank und plauderte unaufhörlich mit all' den fremden Leuten die theils ebenfalls wie ich Gevatter geworden waren, theils aus diesen oder jenen Gründen sich an dem Freudenfeste betheiligten. Alles, was mir nun von dem gestrigen Tage geblieben ist, ist ein jämmerlicher Kater und eine interessante Geschichte. Sie ist um so interessanter, weil sie die beiden Eltern des Täuflings, dessentwegen gestern die ganze Zecherei stattfand, betrifft. Die Geschichte handelt von dem ersten Zusammentreffen des glücklichen Elternpaares und endet mit dem berühmten: „Auf ewig Dein!"

Du möchtest sie gerne wissen, lieber Leser? Ich bin zwar in Liebesgeschichten stets discret gewesen, indessen da sie mein Gevatter Springwurz gestern so öffentlich in der Weinlaune erzählte, so finde ich keinen Grund, weshalb ich nicht auch einmal indiscret sein sollte. Also denken wir, es wäre gestern Abend.

Vater Springwurz sitzt mit seiner glücklichen Gattin, der jungen Mutter, am Tische. Alle um sie herum. Das Gespräch ist im regsten Gange. Man lacht und scherzt. Der Wein hat seine Wirkung gethan. Da klopft Papa Springwurz an das Glas. Es wird still. „Der 25. Toast!" denke ich für mich. — „Meine Herrschaften!" beginnt Papa Springwurz. — „Bravo!" ertönt eine Stimme ganz unten an der Ecke der Tafel. — „Sie sind in keiner sozialdemokratischen Versammlung!" ruft einer von der entgegengesetzten Ecke dem Bravorufer zu.

„Meine Herrschaften!" beginnt Papa Springwurz von Neuem. „Dreizehn Monate bin ich nun verheirathet. Dreizehn soll eine Unglückszahl sein. Ich glaube nicht an solche Ammenmärchen. Dreizehn ist eine glückliche Zahl, denn im dreizehnten Monat nach unserer Eheschließung ist mein liebes Fritzchen, mein Kronprinz und Stammhalter, getauft worden."

„Bravo!" ruft der da unten an der Ecke.

„Sind Sie doch ruhig!" entgegnet der oben an der Ecke. „Ich glaube, Sie sind blos ärgerlich, daß Sie immer stören. Das ist der Neid der besitzlosen Klasse!"

Ein Kichern geht durch die Reihen. Der unten an der Ecke wird roth.

„Meine Herrschaften!" fährt Papa Springwurz fort, nachdem er einen kräftigen Zug aus dem Glase gethan hat. „Wenn Sie mir gestatten, so erzähle ich Ihnen heute die Geschichte, wie ich die Mutter meines glücklich aus der Taufe gehobenen Kronprinzen kennen lernte."

„Bravo", riefen Alle. Frau Springwurz wird roth bis an die Stirne, steht auf und geht in die Küche.

„Es war an einem Maiennachmittag", so beginnt Papa Springwurz zu erzählen. „Ich saß in meinem Bureau und — hatte gerade nichts zu thun. Da bringt mir die Zeitungsfrau den Anzeiger herein. Er kam mir gerade gelegen. Ich vertiefe mich in ihn und lese Seite für Seite; ja sogar die Annoncen überfliege ich. Da sehe ich in einer Ecke die Ziffern F. S. stehen. Die Buchstaben fielen mir natürlich auf, da sie die Anfangsbuchstaben meines Namens sind. Ich lese die Annonce genauer: „Geehrter Herr! Letzten Brief erhalten. Bin zur persönlichen Bekanntschaft gern bereit. Stehe heute Abend präcis 8 Uhr am Gabeljürgen. Rothe Rose an der Brust." Ich lächelte. Weiß der Kuckuck, wie plötzlich in mir der Gedanke aufstieg, mir einen Ulk zu machen und auf Abenteuer auszugehen. Ich bekam den Gedanken nicht wieder aus dem Kopf. Sie kannte den F. S., mit dem sie Briefe gewechselt hatte, sicherlich noch nicht. Denn sie sprach ja vom persönlich Bekanntwerden. Konnte ich nicht den F. S. spielen? Mir schien die Sache zwar bedenklich und doch reizte sie mich wieder. Es schlug sieben Uhr. Das Geschäft wurde geschlossen und ich schlenderte nachdenklich durch die Straßen. Sollte ich? Sollte ich nicht? Nein, ich mußte die verliebte Dame mit der rothen Rose kennen lernen. Wenn sie mir gefiel, dann konnte sich der F. S. eine andere suchen. Betreffs der Handschrift in den Briefen würde ich sie später schon beruhigen können. Ich wollte dann vorbringen, daß ich die Briefe an sie alle dictirt hätte 2c. Der F. S. aber wollte ich gewesen sein und war es ja in der That. Also nicht gezagt! Es war bereits in zehn Minuten 8 Uhr. Ich zog vor, etwas eher auf dem Platz zu sein, damit die ganze Geschichte bereits erledigt wäre, ehe der wahre F. S. sich auf der Bildfläche zeigte. Richtig! Da stand sie! Die rothe Rose an der Brust. — Das stimmte!

„Donnerwetter, ist das ein famoses Kind!" dachte ich. „Und die sucht Männerbekanntschaft durch die Zeitung?"

Ich ging stracks auf sie zu. „Mein Fräulein, welches Glück —"

Sie schaute mich erröthend an und fragte verlegen: „Mein Herr, was wünschen Sie von mir?"

„Pardon, ich bin der F. S."

„Ich kenne Sie nicht", sagte sie unwillig und wandte sich zum Gehen.

Ich aber war muthiger geworden. „O, das Püppchen spielt vortrefflich Komödie", dachte ich. Sie begann mich in der That zu fesseln.

„Ich kenne Sie auch nicht!" sagte ich, neben ihr herschreitend.

„Mein Herr, dann bitte, lassen Sie mich in Ruhe."

„Aber Fräulein, sind Sie grausam! Ich gestehe Ihnen, ich sehe Sie zum ersten Male, aber ich liebe Sie!"

„Das ist perfid", rief das Mädchen unter Thränen aus. „Sie scheinen mich als Gegenstand Ihres Hohnes auserschen zu haben."

Ich machte einen Moment Halt. Hatte ich mich geirrt? Mir that das arme Mädchen in tiefster Seele leid. Ich hatte ihr weh gethan. Ja, aber hatte sie nicht selbst annoncirt? Und nun spielte sie die Beleidigte? Ich ging ihr wieder nach. Ich wollte Alles wieder gut machen.

„Mein Fräulein," sagte ich stammelnd, denn mein Muth war schon bis auf Null Grad gesunken, „ich habe sie in der That lieb! — Wahrhaftig! — Ich bin heirathsfähig, habe gute Stellung, bin ein guter Kerl — —"

Herr Gott, weiß ich, was ich in der Verirrtheit für Blödsinn redete!

Jetzt blieb Sie vor einer Hausthüre stehen und sagte: „Mein Herr, wenn Sie ein Ehrenmann sind, dann bitte, folgen Sie mir nicht weiter!"

Sie sagte das in energischem Tone.

„Ja, aber Fräulein, Sie haben doch mit mir correspondirt?"

„Herr, was fällt Ihnen ein!"

„Natürlich! Ich bin ja der F. S. — Besinnen Sie sich doch! Sie haben mich heute an den Gabeljürgen bestellt. Im Anzeiger steht es schwarz auf weiß gedruckt. Und jetzt behandeln Sie mich so?"

„Abscheulich!" rief das Mädchen und lief weinend die Treppe hinauf.

Ich aber stand wie ein begossener Pudel an der Hausthüre.

„Sollte ich mich doch geirrt haben?" sprach ich für mich. Da kam eine Frau die Treppe herunter. Als sie die Hausthüre passiren wollte, sagte ich: „He, gute Frau! Wer ist denn das Fräulein gewesen, die eben zur Treppe hinaufging?" Erst sah sie mich mißtrauisch an. Doch als ich ihr einen Fünfer in die Hand drückte, sagte sie gefällig: „Das ist Fräulein Elly, die Tochter des Kaufmanns Renner."

Ich schlug mich vor die Stirn. Himmel! Renner, der Kaufmann Renner, mit dem ich erst vor Kurzem Geschäftsverbindungen angeknüpft hatte! Die ganze Geschichte beruhte auf einem grenzenlosen Irrthum! Kopfschüttelnd ging ich nach Hause. — — —

(Schluß folgt.)

Das Riesenunglück von Moskau.

„Es war ein gegenseitiges Morden. Die Menschen mordeten einander ohne Verstand, ohne Absicht — sie arbeiteten wie eine Maschine!" Mit diesem furchtbaren Satze charakterisirt ein Berichterstatter die Situation auf dem Chodynsky-Felde bei Moskau während der Katastrophe. Eine Stunde — die Zeit von 6—7 Uhr Früh des Samstags — genügte, um 3000 Menschen zu tödten. Das Unglück ist das furchtbarste, das die an Katastrophen leider so reiche Chronik aufzählt. Die ganzen Schrecken des blutigen Samstagmorgens führt uns die nebenstehende Illustration vor Augen. Das ungestüme Drängen der sinnlos vorwärts stürzenden Massen, das Hineinfallen der Unglücklichen in die Gruben, welche die Gabenzelte umgeben, in die Teufelsgruben vom Chodynsky-Felde, wie sie das Volk nennt, das Alles ist auf unserem Bilde, das an Ort und



Die Katastrophe auf

Stelle vom Berichterstatter des Wiener Extrablattes skizzirt worden ist, zu sehen.

K. S. Wanderungen durch die Bayerische Landesausstellung.

Wir treten, beim Industrie- und Hauptgebäude angekommen, durch den mächtigen Kuppelbau in die in einen Blumengarten um-

geschaffene lange Wandelhalle ein und beginnen von hier aus unsern längst beabsichtigten Rundgang durch die Ausstellung. Die mit Blumenbeeten aller Art reichbesetzte Promenadehalle bildet den



dem Chodynsky-Felde.

Mittelpunkt des Hauptgebäudes und von ihr aus hat man eine bequeme Uebersicht über die theils recht geschmackvoll ausgeführten Portalbauten der verschiedenen Kreisabtheilungen. Schon gleich beim Niedersteigen in die Wandelhalle fällt uns das von der Bayerischen Granit-Aktien-Gesellschaft in Regensburg errichtete Ausstellungsobjekt, ein 12 Meter hoher Obelisk aus Granit durch seine imposante Gestalt auf. Vier auf dem Sockel ruhende Steinwasen sind von der Kunstgärtnerei Trede & Sohn in Regensburg mit edlen Wasser- und Blattpflanzen in äußerst kunstsinniger Weise dekorirt und erregen das Interesse vieler Besucher. Als Gegenstück zu dem Obelisk befindet sich in der Wandelhalle eine hübsche Pyramide der Passauer Parkettwaaren-Fabriken. Die Lücke in der Mitte füllt ein lustig plätschernder Springbrunnen aus. Gegenüber diesem Springbrunnen erhebt sich das große repräsentativ gehaltene Hauptportal der oberpfälzischen Kreisabtheilung. Dasselbe hat eine Front von 42 Meter und erzielt, durch wuchtige Säulen unterbrochen, eine kolossale Wirkung. Links und rechts des Hauptbogens des Portals befindet sich ein gut erdachter Pfeilervorbau mit gekuppelten Säulen. Oben in der Bekrönung des Vorbaues ist das Regensburger Wappen angebracht, während auf dem Gesimse entlang die Namen aller Städte der Oberpfalz mit großen, weit sichtbaren Lettern aufgemalt sind. Hinter den beiden seitlichen Arkadenstellungen des Portals sind zwei große Säulen angebracht, welche architektonisch recht gut wirken. Man ist überrascht von der Reichhaltigkeit der in dem Raume, welchen wir durch den 11 Meter hohen Hauptbogen betreten, aufgestapelten Ausstellungsobjekte. Der große, dekorativ reich ausgestattete Saal schließt rückwärts mit einer Arkadenstellung ab. Von diesen Arkaden aus gelangt man als Fortsetzung der großen Hauptgallerie in einen mittelalterlichen Hof, dessen Hintergrund als Charakteristik für die Oberpfalz und Regensburg das Regensburger Rathhaus bildet, geziert mit den beiden herrlichen gothischen Motiven des Erkers und des Portals; die daran angebrachten 2 Reliefsfiguren versinnbildlichen den „Schutz“ und „Trutz“. Links des Hofes befindet sich die, zur Ausstellung kirchlicher Gegenstände benützte romanische Kapelle. Das Arrangement der oberpfälzischen Kreisabtheilung, welcher wir in unseren nächsten Berichten eine eingehendere Besprechung bezw. Kritik zu widmen beabsichtigen, besorgte der fürstlich Thurn und Taxis'sche Oberbaurath Herr Schulze unter Assistirung des Herrn Architekten Joseph Koch in Regensburg. Sämmtliche Dekorationsobjekte, darunter auch das große Hauptportal sind mit dem von der Terranova-Industrie Kupferer und Schleuning in Freihung i. d. Oberpf. gelieferten gelbfarbigem Putzmaterial „Terranova“ verputzt. Die Stukkaturarbeiten wurden durch Norb. Veil und Bildhauer Joh. Grau in Regensburg zur Ausführung gebracht.

Humoristisches.

(Vom Kasernenhofe.) „Wer streckt denn da nun wieder seine dämliche Fassade so weit vor! Einjähriger Plüddemann, gehen Sie zurück! Mensch, Sie sind ja noch dümmer wie die alten Centauren, die waren wenigstens bloß zur Hälfte Pferd, aber bei Ihnen ist ja von den Stiefelnägeln bis zur Helmspitze jeder Zoll ein Rhinoceros.“

(In der Apotheke.) „Ich bekomme für zwanzig Pfennig Heftpflaster, dann ein Packet gereinigte Baumwolle, eine Flasche Karbolwasser, zwei Wickelbinden und ein Stück Jodoformgaze!“

„Ist denn dem Herrn Professor ein Unfall passirt?“

„Noch nicht — aber er will Nachmittags — ein Grillenhäuschen schnitzen!“

(Entsetzlich.) „Warum so niedergeschlagen?“

„Ach, denken Sie nur das Pech! Durchlaucht geruhten an der Tafel einen Witz zu machen — Alles will eben ein homerisches Gelächter anstimmen, da tritt mir ein servirender Diener auf den Fuß und ich kreische ein „Au!“ daß sich die ganze Gesellschaft nach mir wendet . . Was muß Durchlaucht von mir denken!?“

(Macht der Gewohnheit.) Prinzipal (zum Korrespondenten: „Schreibt der Müller schon wieder, daß er seine Note momentan nicht begleichen kann. Da hört sich doch Alles auf! . Gleich schreiben Sie ihm einen saugroben Brief! . . (diktirt): In höflicher Erwiderung Ihres geehrten Schreibens . . .!“

(Rechtfertigung.) „Hören Sie, mit Ihrem Freund können Sie mir gestohlen werden. Kaum vor acht Tagen haben Sie mich mit ihm bekannt gemacht, und heute gewinnt er mir schon 20 Mark im Skat ab!"

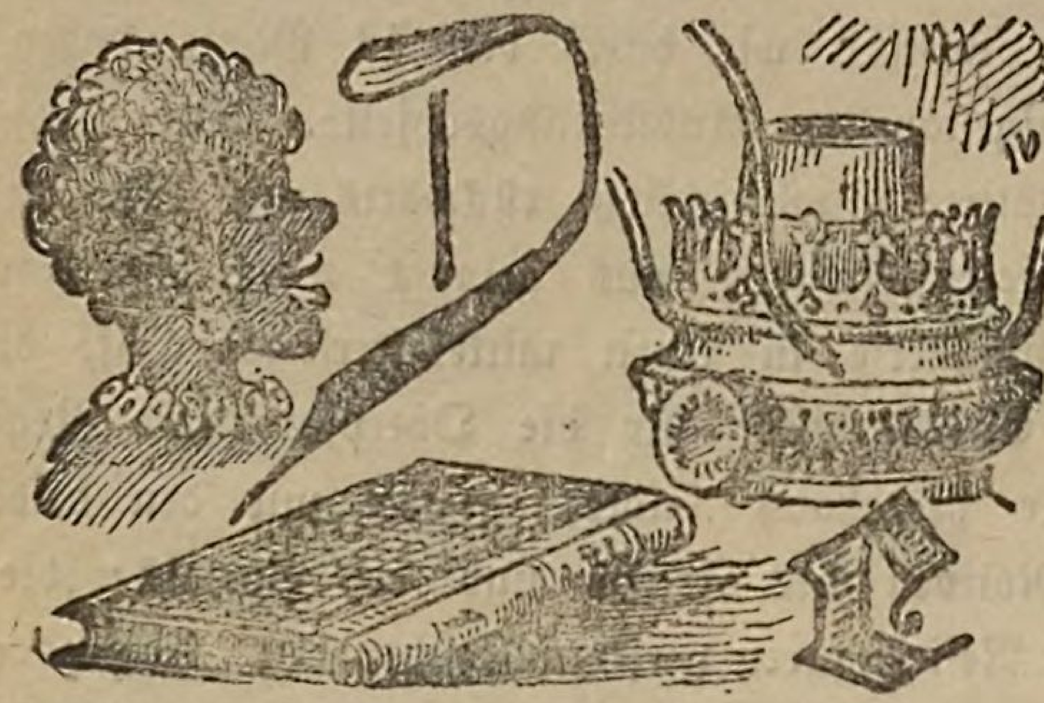
„Ja, daran sind Sie selbst schuld! Sagt' ich denn nicht: Er gewinnt bei näherer Bekanntschaft!?"

(Weiblicher Scharfsinn.) Frau A.: „Dein Urtheil, liebe Freundin, ist für mich maßgebend. Welcher von den beiden Hüten kleidet mich besser?"

Frau B.: „Natürlich, der rosafarbene! Der steht Dir wundervoll zu Gesichte!"

Frau A. (eine Stunde später zum Mädchen): „Tragen Sie den rosafarbenen Hut zur Modistin zurück und sagen Sie, daß ich den perlgrauen behalte!"

Bilderräthsel.



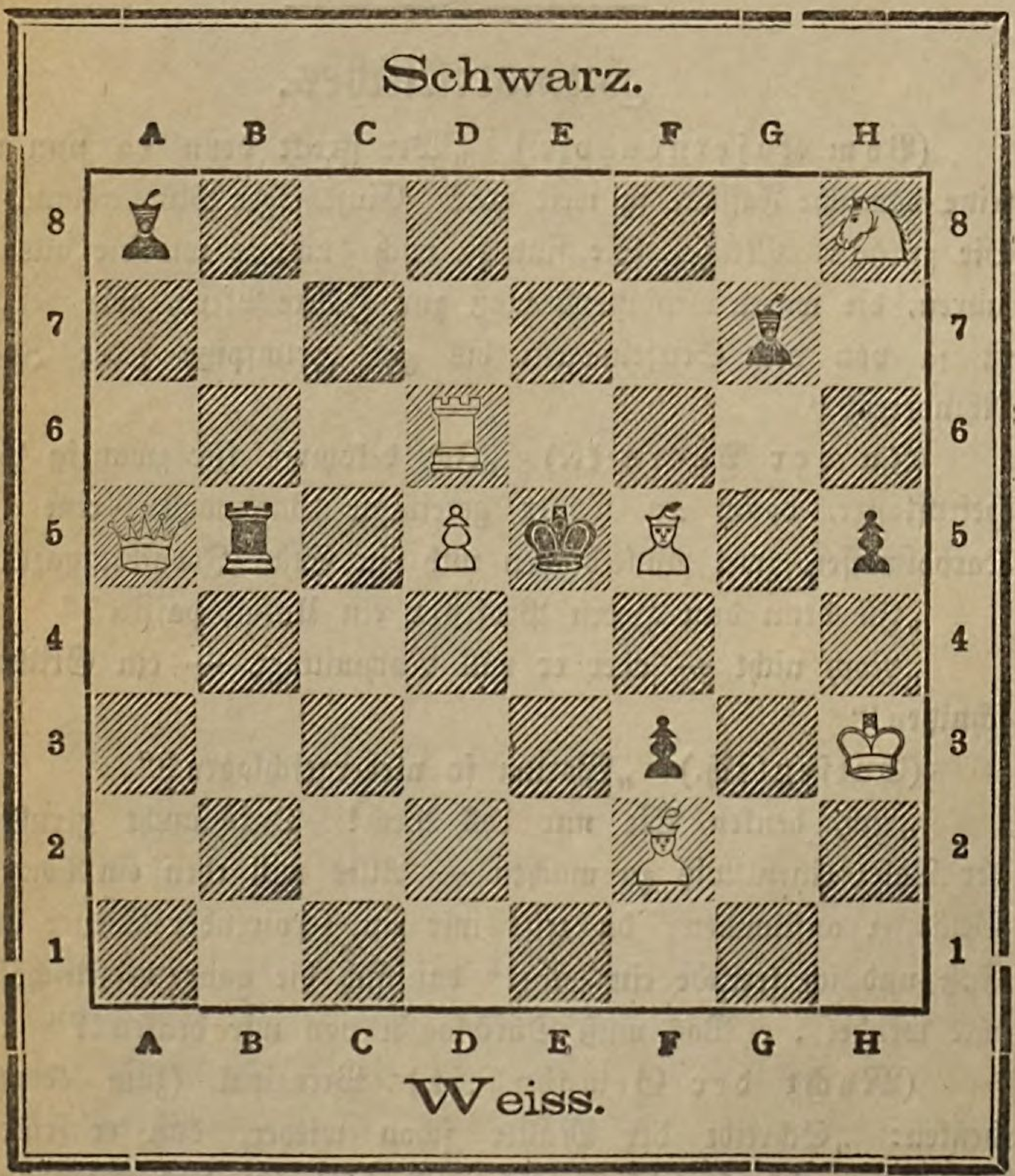
Auflösung des Logogriphs in Nr. 56:
Kanon, Kanone.

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 56:
Durch Zweifel zur Wahrheit.

Schachzeitung № 206.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von G. Chocholous in Prag.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Die folgende Partie stammt aus dem Turnier, welches zur Zeit zwischen den ersten Spielern der französischen Hauptstadt im Cafe de la Regence ausgefochten wird, und wurde am 29. April ds. gespielt.

Spanische Partie.

Weiß Janowski	Schwarz A. de Riviere	Weiß Janowski	Schwarz A. de Riviere
1. e2—e4	e7—e5	21. Dd1×d6	Lf6×b2
2. Sg1—f3	Sb7—c6	22. Dd6×e6 +	Kg8—h8
3. Lf1—b5	a7—a6	23. Ta1—d1	Ta8—e8
4. Lb5—a4	Sg8—f6	24. De6—g4	Te8—e7
5. o—o	Lf8—e7	25. f2—f4	Te7—g7
6. Sb1—c3	d7—d6	26. e4—e5	c6—c5
7. d2—d4	e5×d4	27. Dg4—e2	Tg7—f7 (e)
8. Sf3×d4	Lc8—d7	28. Sg3—e4	Tf7×f4
9. Sd4—e2	o—o	29. Tf1×f4	Tf8×f4
10. Se2—g3	Dd8—c8 (a)	30. Se4×c5	Db7—a8
11. Kg1+h1	b7—b5	31. Sc5—e6	Tf4—f8
12. La4—b3	Scb—a5	32. Se6×f8	Da8×f8
13. Lb3—d5	c7—c6	33. e5—e6	Lb2—f6
14. Ld5—b3	b5—b4	34. Td1—d7	Lf6—e7
15. Sc3—e2	Sa5×b3	35. De2—f3	Kh8—g7
16. a2×b3	Dc8—b7 (b)	36. Df3×f8 +	Kg7×f8
17. Lc1—g5	Ld7—e6 (c)	37. Td7—a7	h7—h5
18. Se2—d4	g7—g6 (d)	38. g2—g3	Le7—c5
19. Lg5×f6	Le7×f6	39. Ta7—f7 +	Kf8—e8
20. Sd4×e6	f7+e6	40. Kh1—g2	Aufgegeben.

a) Der Zweck dieses Damenzuges ist nicht recht ersichtlich.

b) Offenbar, um mit c6—c5 und Ld7—c6 einen Angriff gegen die weiße Königsstellung einzuleiten. Es ist indeß die gedrückte schwarze Stellung nicht dazu angethan, die zu so weitläufigen Manövern erforderliche Zeit zu gewähren.

c) d6—d5 geht nun wegen 18. e4—e5 nicht an.

d) Le6—d7 ist wegen Sd4—f5 bedeutungslos.

e) Ein verfehlter Angriffsversuch in einer allerdings aussichtslosen Stellung.

Das Nürnberger Turnier.

Die Motivirung, welche das Nürnberger Komite seinem plötzlichen Entschlusse, den deutschen Schachcongreß abzulehnen und dafür ein internationales Meisterturnier in Scene zu setzen, im Sammler und im Wochenschach zu Theil werden läßt, kann den um die Blüthe des deutschen Schachspiels besorgten Schachfreund nicht recht befriedigen. Die angebliche Rechtfertigung des eingeschlagenen Verfahrens zeigt von einer bedauerlichen Animosität und das Pochen auf die aus Eigenem aufgebrachten Mittel macht in Hinblick auf den vorher eifrig in Gang gesetzten Klingelbeutel einen ebenfalls wenig befriedigenden Eindruck. Es ist ja offenbar kein Zweifel, daß der derzeitige Bundesverwalter bei der ganzen Angelegenheit in einen etwas allzu diktatorischen Ton verfallen ist, der nur zu sehr geeignet war, verletzend zu wirken. Dies hätte indeß keinen Grund dazu bieten sollen, die sachlichen Ziele, welche bei einem deutschen Congresse namentlich in Frage kommen, nämlich die Heranbildung und Aneiferung des jüngeren Nachwuchses zu fördern, in so rücksichtslosen Weise bei Seite zu setzen. Außerdem kommt noch in Betracht, daß die Billigung der für erforderlich erachteten Abweichungen von der Meisterturnierordnung doch eigentlich von der Delegirtenversammlung abhängt. Die Entschlüsse des Nürnberger Comites sind daher sachlich keineswegs einwandfrei, so begreiflich andrerseits das anerkennenswerthe Bestreben ist, das Turnier möglichst glänzend zu gestalten.

Briefkasten: J. K. hier. In der Aufgabe Nr. 204 scheitert 1. Dd1 an Sd7—c5. — **J. N.** hier. 1. Tf4 in der Aufgabe Nr. 203 wird durch e3—2 widerlegt; der Lösung zu Nr. 204 scheint eine falsche Aufstellung zu Grunde zu liegen. — **F. M.** in **K. P.** Auf 1 Db3 lassen Sie folgen Ke2, 2. Tc4—e4, Ke2—f3; statt dessen würde aber Schwarz sicher d2—d1=D+ ziehen.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. **Spielabende: Mittwoch und Samstag Cafe Prinzengarten.** Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Logogriph.

Schön bin ich wohl, und ohne mich,
Was freute, was entzückte Dich?
Doch, tönt ein freundlich i mit mir,
So bin ich dreimal schöner Dir,
Und was ich bin, das wär' ich nie
Recht rüstig ohne dieses i;
Du würdest lieber mich vernichten,
Als auf das i für mich verzichten.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt
zum Regensburger Anzeiger

Nr. 59. Sonntag den 14. Juni. 1896

1 (Nachdruck verboten.)

Der Mann mit der Schramme.

(Erlebnisse eines Privatdetektivs.)

Isa Whitney, der Bruder des weiland Elias Whitney, Doktors der Theologie und Rektors des Predigerseminars von St. Georgen, war ein starker Opiumraucher. Soviel ich weiß, kam er durch eine Jugendeselei dazu, als er noch auf der Schule war. Er hatte damals Dr. Quincey's Beschreibung seiner Träume und Empfindungen gelesen*) und tränkte infolge dessen seinen Rauchtabak mit Opiumtinktur, um womöglich dieselbe Wirkung zu erzielen. Es ging ihm aber dabei wie schon so manchem Anderen vor ihm: er fand, daß es viel leichter ist, sich eine Gewohnheit anzueignen, als sie wieder abzulegen, und so blieb er Jahre lang ein Sklave dieses Giftes, wodurch er seinen Freunden und Verwandten zum Gegenstand des Abscheus oder auch des Mitleids wurde. Noch sehe ich ihn vor mir in einem Lehnstuhl zusammengekauert mit dem gelben, aufgedunsenen Gesicht, den schlaffen Augenlidern und den zu der Größe eines Stecknadelkopfes verkleinerten Pupillen, die traurigen Ueberreste eines edeln Menschen.

Eines Abends — es war im Juni 1889 — so um die Zeit, wo der Mensch anfängt zu gähnen und nach der Uhr zu sehen, wurde an meinem Hause die Klingel gezogen. Ich richtete mich in meinem Stuhle auf, und meine Frau ließ ihre Handarbeit in den Schooß sinken, wobei ihr Gesicht einige Verstimmung zeigte. „Ein Kranker," sagte sie. „Du wirst nochmals fortgehen müssen."

Ich seufzte auf, denn soeben war ich von schwerem Tagewerk heimgekehrt.

Wir hörten die Thüre gehen, ein paar hastige Worte sprechen und dann rasche Schritte über das Linoleum kommen. Unsere Zimmerthüre flog auf und herein trat eine dunkel gekleidete, schwarz verschleierte Dame.

„Entschuldigen Sie meinen späten Besuch", begann sie, doch plötzlich allen Halt verlierend, stürzte sie auf meine Frau zu und warf sich ihr schluchzend um den Hals.

„Ach, ich bin in entsetzlicher Lage!" rief sie aus, „und bedarf dringend des Beistandes."

„Was, das ist Käthe Whitney?" sagte meine Frau und schlug ihrem Gaste den Schleier zurück. „Wie Du mich aber erschreckt hast, Käthe! Als Du hereinkamst, hatte ich keine Ahnung, wer Du seiest."

„Ach, ich wußte mir keinen andern Ausweg, als zu Dir zu flüchten."

Das war die alte Geschichte. Wer immer in Noth war, der kam zu meiner Frau, wie die Vögel zum Leuchtthurm.

„Wie lieb von Dir, daß Du gekommen bist. Jetzt vor allem nimm nur erst etwas Wein mit Wasser und setze Dich hier behaglich her, dann erzählst Du uns Alles. Oder möchtest Du lieber, daß ich James zu Bett schicke?"

„Nein, gewiß nicht! denn ich bedarf auch des Doktors Rath und Beistand. Es handelt sich um meinen Mann. Seit zwei Tagen ist er nicht mehr nach Hause gekommen, und ich bin in entsetzlicher Angst um ihn!"

Nicht zum erstenmal sprach sie mit uns von ihrem Kummer um den Gatten, mit mir als Arzt und mit meiner Frau als alter Freundin und Vertrauten noch von der Schule her. Wir beruhigten und trösteten sie nach Kräften. Ob sie wisse, wo ihr Gatte sich aufhalte? Ob sie eine Möglichkeit sehe, seiner habhaft werden zu können?

Es schien so. Sie hatte in Erfahrung gebracht, daß er in letzter Zeit, wenn der krankhafte Drang ihn überkam, eine Opiumhöhle im entferntesten Osten der Stadt aufgesucht habe. Bisher hatten sich seine Orgien immer nur auf einen Tag beschränkt, worauf er dann wankend und gebrochen am Abend heimgekehrt war. Aber diesmal war er schon seit zweimal vierundvierzig Stunden im Banne der Leidenschaft und lag ohne Zweifel unter dem Auswurf des Schiffervolks, um das Gift in sich aufzunehmen oder dessen Folgen zu verschlafen. Dort könnte man ihn finden, dort in der „Goldschenke" in der Oberen Swandamstraße, dessen war sie gewiß. Aber was konnte sie dabei thun? Wie sollte sie, die junge, ängstliche Frau, in einen solchen Ort eindringen und ihren Gatten aus der Mitte des Gesindels, das ihn umgab, herausreißen?

So lagen die Dinge, und in der That gab es nur einen einzigen Ausweg. Ob ich sie nicht dorthin begleiten würde? Oder — ob es am Ende besser wäre, ich ginge allein? Ich sei ja ihres Mannes ärztlicher Rathgeber und besäße als solcher Einfluß auf ihn. Ich wäre viel unbehinderter in Allem. Ich gab ihr mein Wort darauf, ihn binnen zwei Stunden in einem Wagen heimzusenden, vorausgesetzt, daß ich ihn wirklich an dem von ihr bezeichneten Orte fände. Und zehn Minuten später hatte ich auch schon den Lehnstuhl und das behagliche Wohnzimmer im Rücken und fuhr davon in einer Angelegenheit, die mir schon jetzt höchst absonderlich vorkam, wenn sich auch erst später herausstellte, wie absonderlich sie noch werden sollte.

Der erste Theil meiner Expedition ging ohne viel Schwierigkeit von Statten. Die obere Swandamstraße ist eine häßliche Gasse, die hinter den großen Lagerhäusern steckt, von denen die Nordseite des Flusses bis östlich von London-Bridge umsäumt ist. Zwischen einer Trödelbude und einer Schnapskneipe führte eine steile Treppe zu einem Loche, finster wie ein Kellerschacht, und damit hatte ich die gesuchte Spelunke gefunden. Ich hieß den Kutscher warten und stieg die Stufen hinab, die von dem unausgesetzten Wandel trunkener Füße in der Mitte stark ausgetreten waren. Beim flackernden Schein einer Oellampe über der Thüre fand ich die Klinke und trat in einen langen niedrigen Raum, der von braunem Opiumrauch

*) Dieses berühmte Buch ist unter dem Titel: „Bekenntnisse eines Opiumessers" von Quincey, in einer deutschen Uebersetzung im Verlag von R. Lutz, Stuttgart, erschienen. Preis 2 Mark.

dick angefüllt und wie das Zwischendeck eines Auswanderungsschiffes mit übereinander geschichteten hölzernen Pritschen ausgestattet war.

In all dem Qualm vermochte man kaum die Gestalten zu erkennen, die in sonderbar phantastischen Stellungen umherlagen, mit eingezogenen Achseln, gekrümmten Knieen, zurückgeworfenem Kopfe und aufwärts gekehrtem Kinn. Ab und zu richtete sich ein dunkles, glanzloses Auge auf den Ankömmling. Aus den düstern Schatten klommen kleine rothe Lichtstreifen auf, bald heller, bald matter, je nachdem das brennende Gift in den Köpfen der Metallpfeifen zu oder abnahm. Die meisten von ihnen lagen stumm da; doch murmelten einzelne vor sich hin, während andere wieder mit seltsam leiser, eintöniger Stimme sich miteinander unterhielten, die Sätze heftig hervorstoßend, um dann plötzlich in Schweigen zu versinken; jeder spann an seinen eigenen Gedanken weiter, ohne sich viel an das Gerede des andern zu kehren. Am andern Ende des Raumes stand ein kleines Becken mit glühenden Kohlen, neben dem ein hagerer alter Mann auf einem dreibeinigen Stuhle saß. Er hatte das Kinn auf die Fäuste und die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, und starrte verlorenen Blickes in die Gluth.

Bei meinem Eintritt sprang ein schmutziger Malaie mit einer Pfeife und einem Quantum Opium auf mich zu und wollte mir eine leere Lagerstelle anweisen.

„Ich danke Ihnen, meine Absicht ist nicht zu bleiben,“ sagte ich. „Ein Freund von mir, Herr Isa Whitney, befindet sich hier, und diesen wünsche ich zu sprechen.“

Bei diesen Worten bewegte sich etwas zu meiner Rechten, und ich vernahm einen Ausruf. Ich sah hin und erkannte in dem Dunst Herrn Eduard Whitney, der blaß und verstört mit wirren Haaren dasaß und mich anstierte.

„Mein Gott, Sie sind's, Watson!“ sagte er. Er war in einem kläglichen Zustand der Nachwirkung des Giftes, und jeder Nerv an ihm zitterte.

„Wie viel Uhr ist es doch nur, Watson?“

„Bald elf.“

„Und welchen Tag haben wir?“

„Freitag den 19. Juni.“

„Gerechter Gott! Ich glaubte, es sei Mittwoch. Und es ist auch Mittwoch. Wie können Sie einen armen Kerl nur so erschrecken?“ Damit begrub er sein Gesicht in seinen Händen und begann laut zu schluchzen.

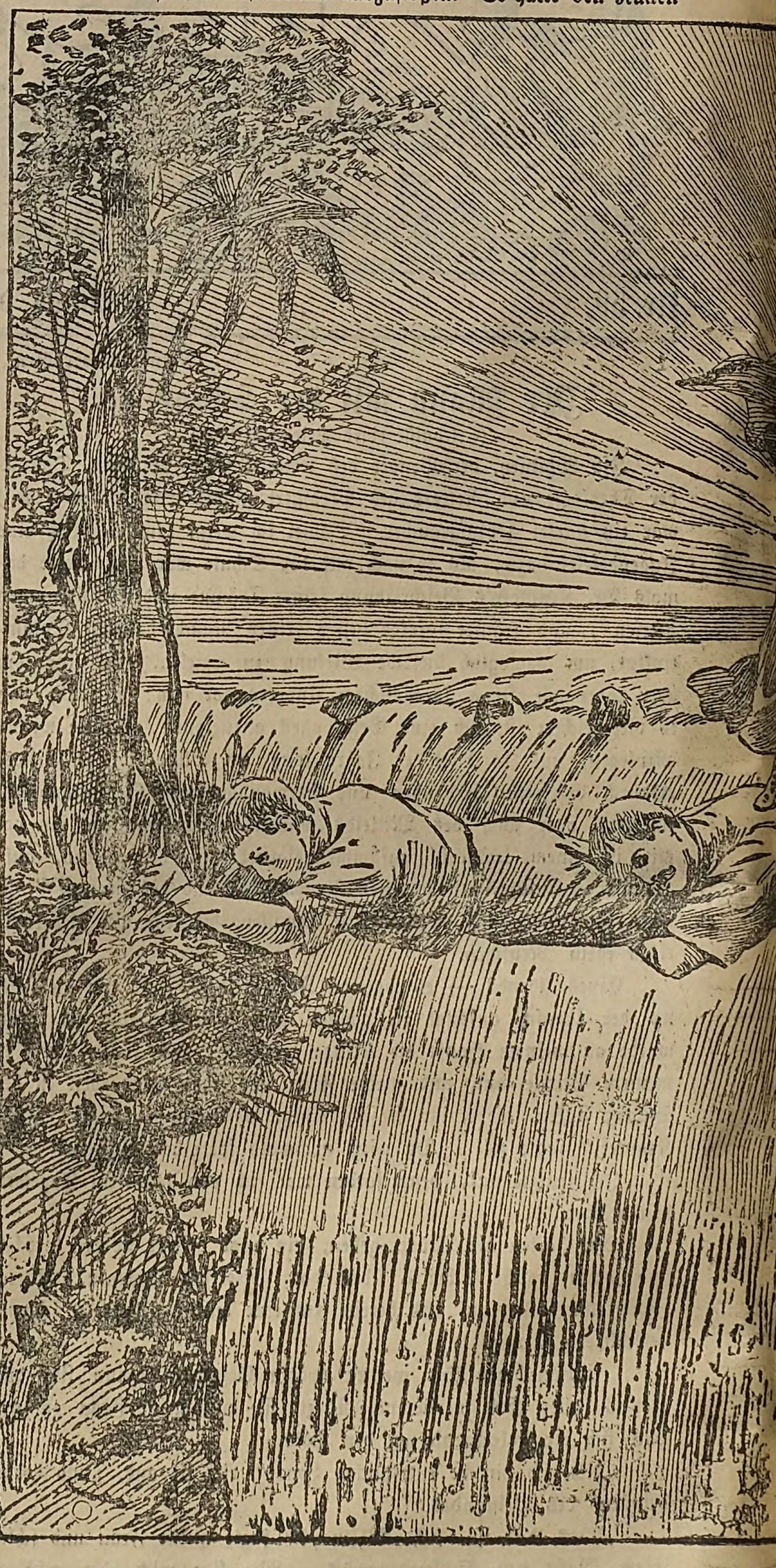
„Aber ich versichere Sie, daß es wirklich Freitag ist, Sie Mann des Jammers. Ihre Frau wartet nun seit zwei Tagen auf Sie. Sie sollten sich vor sich selbst schämen!“

„Das thue ich auch. Aber Sie täuschen sich, Watson, denn ich bin erst seit ein paar Stunden hier, drei — vier Pfeifen etwa — ich weiß nicht mehr, wie viele. Doch ich will mit Ihnen nach Hause gehen, denn ich möchte Käthe, mein armes, liebes Käthchen, nicht ängstigen. Geben Sie mir Ihre Hand! Haben Sie einen Wagen bei sich?“

„Ja, es wartet einer draußen.“

„Dann will ich ihn benützen. Doch, ich muß noch etwas schuldig sein. Sorgen Sie doch dafür, Watson. Ich bin ganz verwirrt und unfähig, mir selbst zu helfen.“

Um der Einwirkung der abscheulichen, betäubenden Giftdämpfe zu entgehen, schritt ich mit angehaltenem Athem den schmalen Gang zwischen der Doppelreihe von Schläfern entlang und suchte nach dem Wirth. Als ich an der hageren Gestalt beim Kohlenbecken vorüberkam, fühlte ich mich plötzlich an meinem Rockschoß gezupft, und eine leise Stimme flüsterte mir zu: „Gehen Sie an mir vorüber und dann sehen Sie sich nach mir um.“ Diese Worte trafen mein Ohr ganz deutlich. Ich blickte nieder. Sie konnten nur von dem Alten neben mir herrühren, und doch saß er so geistesabwesend, schlotterig und vom Alter gebeugt da, wie zuvor, und seine Opiumpfeife baumelte zwischen seinen Knieen, als wäre sie eben den schlaffen Fingern entglitten. Ich machte zwei Schritte weiter und sah zurück. Und nun bedurfte ich meiner ganzen Selbstbeherrschung, um nicht einen Schrei maßlosen Erstaunens auszustoßen. Er hatte den Rücken

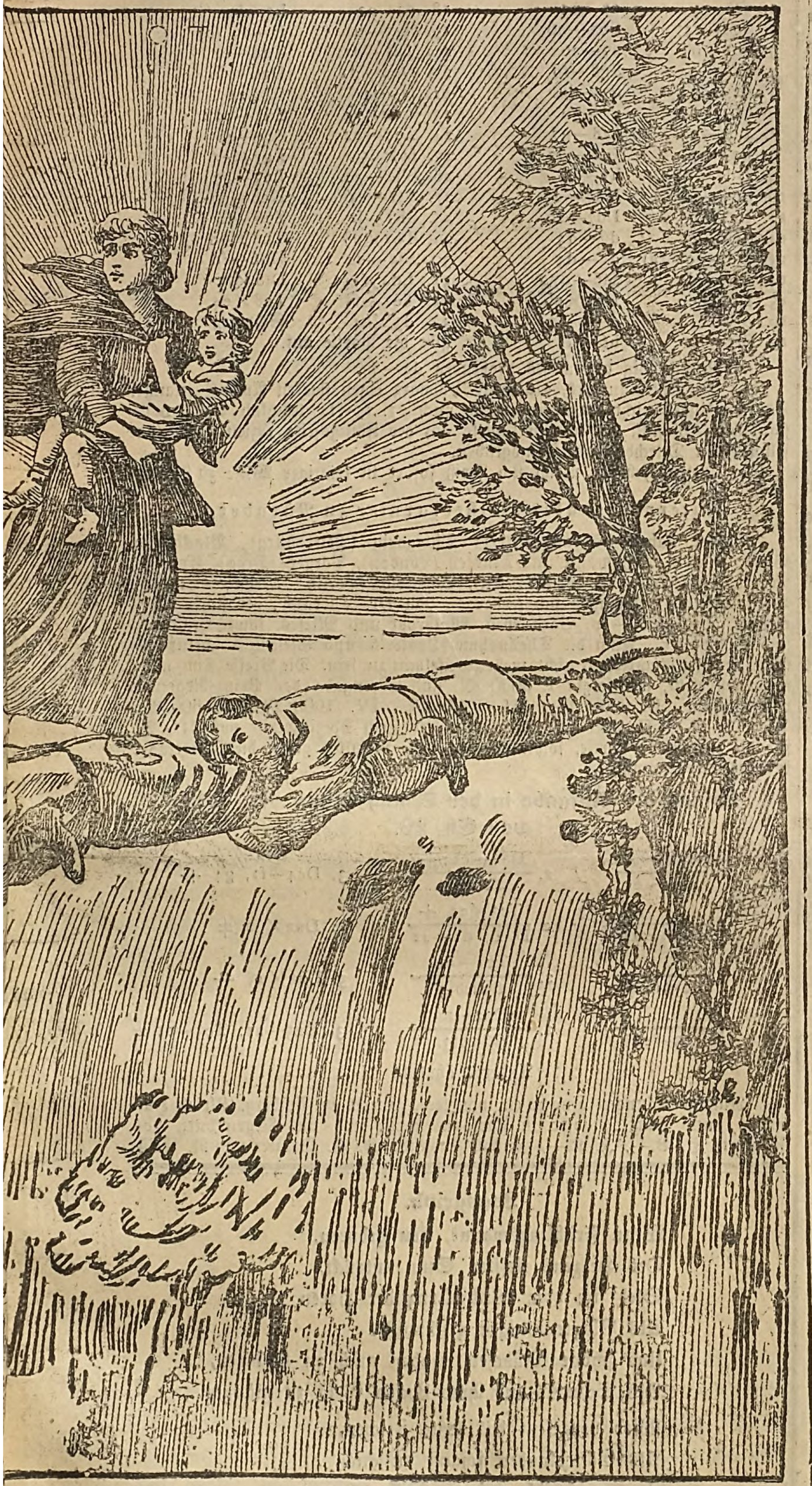


Eine Scene aus dem Sensation

so gewendet, daß ihn Niemand außer mir sehen konnte. Seine Gestalt war voll geworden, die Runzeln waren verschwunden, die matten Augen hatten ihr Feuer wieder gewonnen, und niemand anders war der Mann, der da am Feuer saß und an meiner Ueberraschung sich höchlich belustigte, als Sherlock Holmes. Er gab mir einen leichten Wink, mich ihm zu nähern, und sofort, als er das Gesicht den andern wieder zuwandte, nahm es wieder den Ausdruck schlaffen Alters an.

„Holmes!“ flüsterte ich, „wie kamst Du nur in dieses Loch?“

„So leise wie möglich", antwortete er, „mein Gehör ist vorzüglich. „Wenn Du die Güte hättest, Dich Deines jammerwürdigen Freundes dort zu entledigen, so wäre es mir sehr erwünscht, ein wenig mit Dir zu plaudern."



Theaterstück „Die lebende Brücke".

„Draußen habe ich einen Wagen stehen."

„Dann schicke ihn doch damit nach Hause. Du kannst es wohl riskiren, denn allem nach ist er jetzt so windelweich, daß weiteres Unheil nicht zu befürchten ist. Auch möchte ich Dir empfehlen, Deiner Frau durch den Kutscher wissen zu lassen, daß Du bei mir bist. Wenn Du so lange draußen warten willst, so werde ich in fünf Minuten bei Dir sein."

Sherlock Holmes etwas abzuschlagen, war äußerst schwierig denn er verstand seine Bitten so klar und zwingend auszusprechen daß man sich denselben nicht wohl entziehen konnte. Zudem hatte ich das Gefühl, daß, sobald Whitney im Wagen säße, auch meine Verpflichtung gegen ihn zu Ende; und was konnte ich mir eigentlich Besseres wünschen, als eines der wunderlichen Abenteuer, wie sie meinem Freunde zum Lebensbedürfniß geworden waren, mitmachen zu dürfen? In wenigen Minuten war das Blatt an meine Frau geschrieben, Whitney's Rechnung bezahlt, er selbst in den Wagen gesetzt und durch's Dunkel der Nacht fortgefahren.

Kurz darauf stieg eine verkommene Gestalt aus der Opiumhöhle empor, und an meiner Seite schritt Sherlock Holmes. Zwei Straßenlängen weit schleppte er sich mühsam mit gebücktem Rücken und unsicherem Tritt vorwärts. Dann blickte er um sich, richtete sich auf und brach in ein herzliches Lachen aus.

„Und nun, Watson," sagte er, „bildest Du Dir gewiß ein, daß ich auch noch das Opiumrauchen den Cocaineinspritzungen und all den andern kleinen Schwächen hinzugesellt habe, die mir die schätzenswerthe Bekanntschaft mit Deinen medizinischen Anschauungen verschafft haben."

„Allerdings war ich überrascht, Dich hier zu sehen."

„Und ich nicht minder Dich . . ."

„Ich suchte einen Freund."

„Und ich einen Feind."

„Einen Feind?"

„Ja, einen meiner natürlichen Feinde, oder daß ich es richtiger sage, meine natürliche Beute. Mit einem Wort, Watson, ich stecke eben in einer ganz merkwürdigen Geschichte und hatte gehofft, in dem unzusammenhängenden Geschwätz dieser Kerle einen Schlüssel zu finden, wie mir das schon mehrfach geglückt ist. Wäre ich jedoch in diesem Loche erkannt worden, so wär's um mich geschehen, denn ich habe es früher schon für meine Zwecke ausgebeutet, und Laskar, der Schurke von einem Wirth, hat mir Rache zugeschworen. An der Rückseite des Gebäudes befindet sich eine Fallthüre, in der Nähe der Paulswerfte, die könnte Schaudergeschichten erzählen von dem, was in mondlosen Nächten da schon hindurchgegangen ist."

„Wieso? Du meinst doch nicht etwa, daß Menschen . . .?"

„Jawohl, Menschen, Watson, wir wären reiche Leute, wenn wir für jeden armen Teufel, der dort für ewig stumm gemacht worden ist, unsere tausend Pfund bekämen. Dies ist die scheußlichste Mördergrube auf dieser ganzen Uferseite, und ich fürchte sehr, daß Neville St. Clair hier hineingerathen ist, um nie wieder herauszukommen. Und damit steckte er beide Zeigefinger zwischen die Zähne und ließ einen schrillen Pfiff ertönen, dem ein ähnlicher aus einiger Entfernung antwortete, worauf Rädergerolle und Pferdegetrappel sich hören ließen. „Nun, wie ist's, Watson," fragte Holmes, als ein großer Jagdwagen aus der Dunkelheit auftauchte, dessen Seitenlaternen zwei lange, goldene Lichtstreifen vor sich herwarfen. „Du gehst doch mit?"

„Gern, wenn ich Dir nützlich sein kann."

„Ein treuer Freund ist immer nützlich und vollends noch, wenn er zugleich Mann der Feder ist. Mein Zimmer „zu den Cedern" hat zwei Betten."

„Zu den Cedern?"

„Ja, nämlich in St. Clairs Haus, denn dort wohne ich über die Dauer der Untersuchung."

„Wo liegt es denn?"

„Bei Lee in Kent. Wir haben eine Fahrt von sieben Meilen vor uns."

„Aber ich weiß ja von gar nichts."

„Natürlich, doch wirst Du bald Alles erfahren. Sitze nur auf. Schon gut, Johann, wir kutschiren selbst. Hier ein Trinkgeld. Morgen gegen elf Uhr können Sie mich erwarten. So, jetzt lassen Sie los, und nun vorwärts!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Scene aus dem Sensations-Theaterstück „Die lebende Brücke“.

Ein Bühnenstück „Die lebende Brücke“, das einem auf das Sensationsbedürfniß der Menge spekulirenden Engländer sein Dasein verdankt, hat nunmehr auch seinen Weg über den Kanal nach Wien gefunden, wo man es im „Theater an der Wien“ verzapft. Die Verquickung von Bühnenkunst und Akrobatik, wie wir sie auf deutschen Theatern mitunter bei Balletaufführungen sehen können und in noch stärkerem Maße bei den englischen Ausstattungsstücken und Pantomimen gewahren, findet in dem Schauerstücke „Die lebende Brücke“ einen ganz monumentalen Ausdruck in der umstehend abgebildeten Scene. Eine verfolgte Mutter will da mit ihrem Kinde die über einen Wasserfall führende Brücke passiren. Ihre Verfolger haben aber die Brücke zerstört. Nun stellen sich drei Akrobaten übereinander auf und und werfen sich der Länge nach über den Abgrund, eine feste lebende Brücke bildend, auf der Mutter und Kind dem sicheren Tode entrinnen. Diese Kraftproduktion, die den Zugnummern unserer Spezialitäten-Theater und Circusmanegen Konkurrenz macht, mag an sich eine ganz sehenswerthe Leistung sein, im Rahmen eines Werkes aber, das noch den Anspruch auf Zugehörigkeit zur dramatischen Kunst erhebt, ist sie eine außerordentlich betrübende Erscheinung. Die „lebende Brücke“ zeigt uns den Uebergang von der niederen Bühnenkunst zur höheren Gymnastik mit unheimlicher Deutlichkeit, und der Wassersturz, der unter dem lebendigen Bauwerke dahinbraust, scheint uns den letzten Rest von Kunstgeschmack unbarmherzig in den Abgrund schwemmen zu wollen.

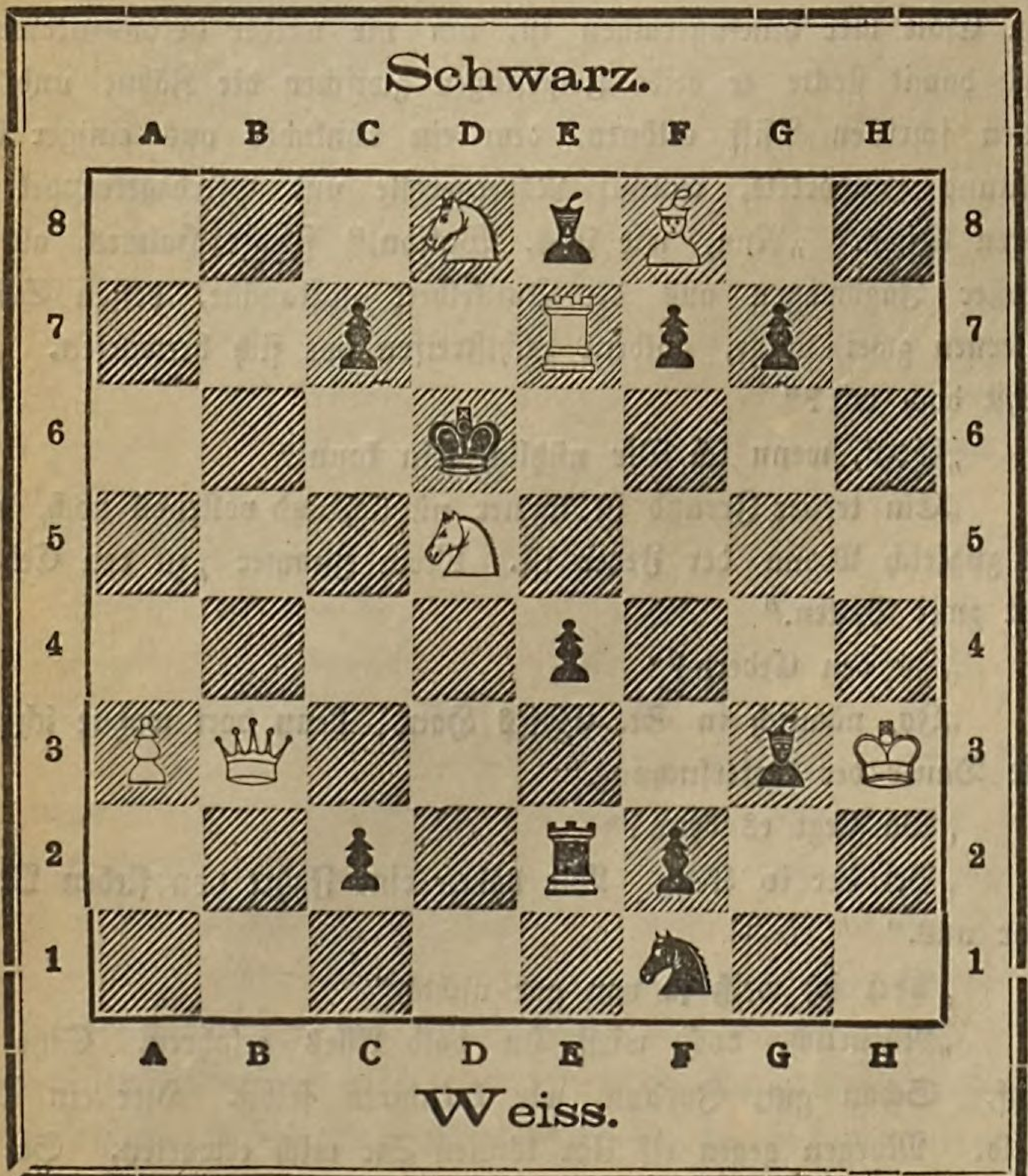
Humoristisches.

Gemüthlich.) Bauer: „Wie viel Bier hab' ich Kellner?“
Kellner: „Na, fünf Maß!“
Bauer: „Oho, ich denk' drei!“
Kellner: „Da seht ihr's, euch Bauern muß man überfragen; abziehen thut ihr ja doch alleweil!

Schachzeitung № 207.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von J. Jespersen in Svendborg.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Aus dem Wiener Viermeisterturnier.

Gespielt zu Wien am 25. Mai 1896.

Spanische Partie.

Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
Englisch	Weiß	Englisch	Weiß
1. e2—e4	e7—e5	18. a2—a3	h5—h4
2. Sg1—f3	Sb8—c6	19. Sg3—h1	f7—f5 (b)
3. Lf1—b5	a7—a6	20. Ta1—e1	Td8—e8
4. Lb5—a4	Sg8—f6	21. De2—d1	De6—d6
5. d2—d3	d7—d6	22. f2—f4	f5×e4
6. Sb1—c3	g7—g6	23. Te1×e4	Sd7—c5?
7. Lc1—e3	Lf8—g7	24. Te4—e2	Sc5—e6
8. h2—h3	Lc8—d7	25. f4×e5	Lg7×e5
9. Dd1—d2	h7—h6	26. Sh2—g4	Le5—g7
10. Sc3—e2	Dd8—e7	27. Tf1—e1	Kc8—d7
11. La4—b3	Ld7—e6	28. Sh1—f2	Se6—f4 (c)
12. Se2—g3	d6—d5	29. Te2×e8	Th8×e8
13. Dd2—e2 (a)	d5—d4	30. Sf2—e4	Dd6—f8
14. Le3—d2	Sf6—d7	31. Ld2×f4	Df8×f4
15. Lb3×e6	De7×e6	32. Te1—f1	Te8×e4
16. o—o	o—o—o	33. d3×e4	Schwarz
17. Sf3—h2	h6—h5	gibt die Partie auf.	

a) Nothwendig wegen des drohenden d5—d4.

b) Es sieht nun aus, als wenn Schwarz einen starken Angriff erlange. Es kann indeß nicht durchdringen, da auch 21. f5—f4 lediglich einen vollständigen Abschluß des weißen Spiels auf der Königsseite erzielt, ohne daselbst einen Durchbruch zu ermöglichen.

c) Diesen Fehlzug macht sich Weiß sofort in kräftiger Weise zu Nutzen.

Internationales Meisterturnier zu Nürnberg.

Bisher haben sich angemeldet: Tschigorin (Petersburg), Blackburne, Burn, Mason, Teichmann und Tinsley (London), Porges (Prag), Englisch, Marco, Schlechter und Weiß (Wien), Schallopp (Berlin), Metzger (Stettin). Voraussichtlich betheiligen sich ferner — von Dr. Tarrasch, der sicher Theil nimmt, abgesehen — v. Bardeleben, Walbrodt und Mieses, sowie Pillsbury und Showalter. Auch die Theilnahme Lasker's und Steinitz's scheint zufolge neuester Nachrichten nicht mehr zweifelhaft zu sein. Die Preise sind nunmehr festgesetzt, wie folgt: I. 3000 M. und Ehrengabe des Prinz-Regenten von Bayern, II. 2000 M., III. 1500 M., IV. 1000 M., V. 600 M., VI. 300 M., VII. 200 M. Außerdem sind noch Spezialpreise von 100 M. für die eleganteste Partie, sowie für das beste Resultat gegen die Preisträger in Aussicht genommen.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 203 von Ch. W.

1. Tc4—c3 / Ke1—e2	2. Da2—c4 + / Beliebig.	3. Dc4—f1, g4 ‡
1. . . . . . . / d2-d1=D,L.	2. Tc3×e3 + / D, L. d1—e2	3. Da2×e2 ‡
1. . . . . . . / d2-d1=S	2. Tc3—c1 / Beliebig	3. Da2×a5 ‡
1. . . . . . . / e3—e2	2. Da2—a5 / Beliebig.	3. Da5—a1, Tc3—c1 ‡

Anderes ähnlich.

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, und Zach. Inhofer in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von R. Kern, H. B.--, J. K.—, Gustav Schmidt, J. B. Schuler und R. Weiß.

Logogriph.

Wenn Frühlingswonne, neu geboren,
Des Herzens tiefsten Sinn entzückt,
Steh' ich vom Wechseltanz der Horen
Als Blumenkönigin geschmückt.
Und schöne Mädchen winden mich zu Kränzen,
Als Schmuck auf ihrer Locken Gold zu glänzen.
Wird vorgesetzt das letzte Zeichen,
Als Götterknaben schaust du mich,
Zeus muß sich meinem Willen beugen,
Ich quäle, ich beglücke Dich;
Aus meinen Händen fallen Dir die Loose,
Doch ohne Dornen reich' ich keine Rose.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 58:

Wunder.

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 58:

Wer nicht durch Zweifel zur Wahrheit dringt, kennt wahre Wahrheit nimmer.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 62. Montag den 22. Juni. 1896

4 (Nachdruck verboten.

Der Mann mit der Schramme.

(Erlebnisse eines Privatdetektivs.)

Ein großes, behagliches Zimmer stand für uns bereit, und bald lag ich in den Federn, denn ich war müde von dieser Nacht voll Abenteuer. Sherlock Holmes dagegen war ein Mensch, der tage- ja eine ganze Woche lang in rastloser Thätigkeit ausharren konnte, solange ihn ein ungelöstes Problem beschäftigte. Er beleuchtete es dann nach allen Seiten, wälzte es hin und her, war unermüdlich, das Beweismaterial neu zu ordnen, bis er die Lösung endlich gefunden oder sich überzeugt hatte, daß die Beweismittel ungenügend waren. Es wurde bald klar, daß er sich auch heute zu einer Nachtsitzung vorbereitete. Nachdem er Rock und Weste abgelegt hatte, hüllte er sich in seinen großen blauen Schlafrock ein und zog im Zimmer umher auf der Jagd nach Kissen, die er sich von Bett, Sofa und Armstühlen zusammenlas. Damit baute er sich eine Art orientalischen Divans, auf den er sich mit gekreuzten Beinen niederließ, und vor ihm lag ein Packet Rauchtabak und Streichhölzer. Bei mattem Lampenschein sah ich ihn dort sitzen, eine alte Thonpfeife im Munde, die Augen geistesabwesend in eine Ecke der Zimmerdecke gerichtet, von blauen Rauchwolken umhüllt, schweigend, unbeweglich, die scharf geschnittenen Gesichtszüge vom Lichte beschienen. So saß er da, als ich in Schlaf versank, und so saß er noch, als ein Ausruf mich erweckte und die Sommersonne bereits in unser Zimmer schien. Noch stack ihm die Pfeife im Munde, noch kräuselte sich der Rauch empor und der Raum war von dichtem Tabaksqualm erfüllt, aber von dem Häufchen Rauchtabak, das ich in der Nacht gesehen hatte, war nichts mehr vorhanden.

„Bist Du wach, Watson?" fragte er.

„Ja."

„Bereit zu einer Morgenfahrt?"

„Gewiß."

„Dann kleide Dich an. Niemand rührt sich noch, doch weiß ich, wo der Stallknecht schläft, und den kleinen Wagen wollen wir schon herausbekommen." Dabei lachte er in sich hinein, seine Augen funkelten; der ganze Mann schien völlig ausgewechselt zu sein und nicht mehr der düstere Denker der verflossenen Nacht. Beim Ankleiden sah ich auf die Uhr. Kein Wunder, daß sich noch Niemand rührte. Es war erst fünfundzwanzig Minuten nach vier Uhr. Kaum war ich fertig, als Holmes mit der Nachricht zurückkam, daß jetzt eingespannt werde.

„Ich muß eine meiner Theorien erproben," sagte er, indem er seine Stiefel anzog. „Watson, meiner Ansicht nach stehst Du hier einen der größten Esel von ganz Europa vor Dir stehen. Ich verdiene es, von hier bis Charing-Croß geschuhriegelt zu werden. Aber den Schlüssel zu dieser Geschichte habe ich, glaube ich, jetzt gefunden."

„Und wo ist er?" fragte ich lächelnd.

„Im Badezimmer", erwiderte er. „Jawohl, ich scherze nicht," fuhr er fort, als er mein ungläubiges Gesicht sah. „Soeben war ich dort und habe ihn hier in dieser Ledertasche mitgenommen. Vorwärts, mein Junge, wir wollen sehen, ob er nicht zum Schloß paßt."

So leise als möglich schlichen wir uns die Treppe hinab und traten hinaus in die klare Morgensonne. Auf der Straße stand unser Gefährt mit dem halbangekleideten Stallknecht, der das Pferd hielt. Rasch stiegen wir ein und fort gings auf der Londoner Straße. Vereinzelte Bauernwagen, die Gemüse nach der Weltstadt brachten, machten einigen Lärm, aber still und leblos, wie eine in Traum versunkene Stadt, lagen die zahlreichen Landhäuser zu beiden Seiten des Weges.

„Dieser Fall ist doch in mancher Beziehung recht merkwürdig," sagte Holmes und trieb sein Pferd zu einem Galopp an. „Blind wie ein Maulwurf bin ich gewesen, das muß ich gestehen, doch ist es immer noch besser, man wird erst spät klug, als gar nicht."

In der Stadt sahen eben die ersten Frühaufsteher mit verschlafenen Augen zum Fenster heraus, als wir durch die Straßen des Surreyviertels fuhren. Durch die Waterloo-Bridge-Straße hinab kamen wir über den Fluß, wandten uns dann zur Rechten und gelangten in die Bowstraße. Sherlock Holmes war auf der Polizei wohlbekannt, und die beiden Schutzleute vor der Thüre begrüßten ihn. Einer davon hielt das Pferd, während der andere uns hineinführte.

„Wer hat Dienst?" fragte Holmes.

„Inspektor Bradstreet."

„Ei, guten Tag, Bradstreet, wie geht's?"

Ein großer, stattlicher Beamter kam in Dienstmütze und Uniform den mit Steinfließen belegten Gang herab.

„Könnte ich ein paar Worte mit Ihnen sprechen, Bradstrett?"

„Gewiß, Herr Holmes. Treten Sie nur hier in mein Zimmer ein."

Es war ein kleines, amtsbureaumäßig ausgestattetes Zimmer, ein riesiges Hauptbuch lag auf dem Tisch und ein Telephon trat an der Wand hervor. Der Inspektor setzte sich an sein Pult.

„Womit kann ich dienen, Herr Holmes?"

„Ich komme wegen jenes Bettlers, des Boone, wissen Sie, des Menschen, der im Verdacht steht, bei dem Verschwinden des Herrn Neville St. Clairs aus Lee betheiligt zu sein."

„Ja, der wurde eingebracht und soll noch weiter verhört werden."

„So ist mir gesagt worden. Haben Sie ihn hier?"

„Ja, in einer Zelle."

„Ist er ruhig?"

„Ja, der macht wenig Mühe, aber ein schmutziger Kerl ist er."

„Schmutzig?"

„Freilich, und kaum können wir ihn dazu bringen, daß er sich die Hände wäscht, ein Gesicht hat er so schwarz wie ein Kesselflicker. Nun, sobald einmal das Rechtsverfahren im Gange ist, bekommt er sein regelrechtes Gefängnißbad, und meiner Treu, wenn Sie ihn sähen, Sie würden mir beistimmen, daß er dessen bedarf."

„Sehr gern möchte ich ihn sehen!"

„Wirklich? Das läßt sich leicht machen. Kommen Sie nur mit. Die Tasche kann hier bleiben."

„Nein, danke, ich nehme sie lieber mit."

„Auch recht. Hierher bitte." Er führte uns einen Gang hinunter, öffnete eine verriegelte Thüre, stieg eine Wendeltreppe hinab und brachte uns auf einen weißgetünchten Korridor, an dessen beiden Seiten eine Reihe von Thüren war.

„Die dritte rechts ist die seinige," sagte der Inspektor. „Hier, diese ist's." Und sachte schob er einen Schieber im oberen Theil der Thüre zurück und blickte durch die Oeffnung.

„Er schläft," sagte er. „Jetzt können Sie ihn bequem sehen." Wir näherten uns Beide und sahen durch das Gitter. Der Gefangene hatte das Gesicht uns zugewandt und lag in tiefem Schlafe da, langsam und schwer athmend. Er war ein mittelgroßer Mann, derb gekleidet, wie es seinem Berufe zukam, und durch die Risse seines zerlumpten Rockes kam sein buntes Hemd zum Vorschein. Der Inspektor hatte recht gehabt, wenn er den Gefangenen außerordentlich schmutzig nannte, aber die dicke Schmutzkruste, die sein Gesicht bedeckte, war nicht im Stande, seine abschreckende Häßlichkeit zu verhüllen. Eine alte Schramme lief in einem breiten Striemen vom Auge bis zum Kinn und hatte bei der Vernarbung die Oberlippe derart hinaufgezogen, daß drei Zähne in einem erstarrten Hohnachen unbedeckt blieben. Ein dichter Busch gelbrothen Haares fiel ihm tief über Augen und Stirne.

„Ist er nicht der reinste Adonis?" spottete der Inspektor.

„Jedenfalls braucht er das Waschen," bemerkte Holmes, „und da ich dies vermuthete, erlaubte ich mir, das hiezu Nothwendige mitzubringen." Damit öffnete er seine Ledertasche und zog zu meinem Staunen einen sehr großen Badeschwamm hervor.

„Ha, ha!" lachte der Inspektor, was für ein drolliger Mensch Sie sind!"

(Schluß folgt.)

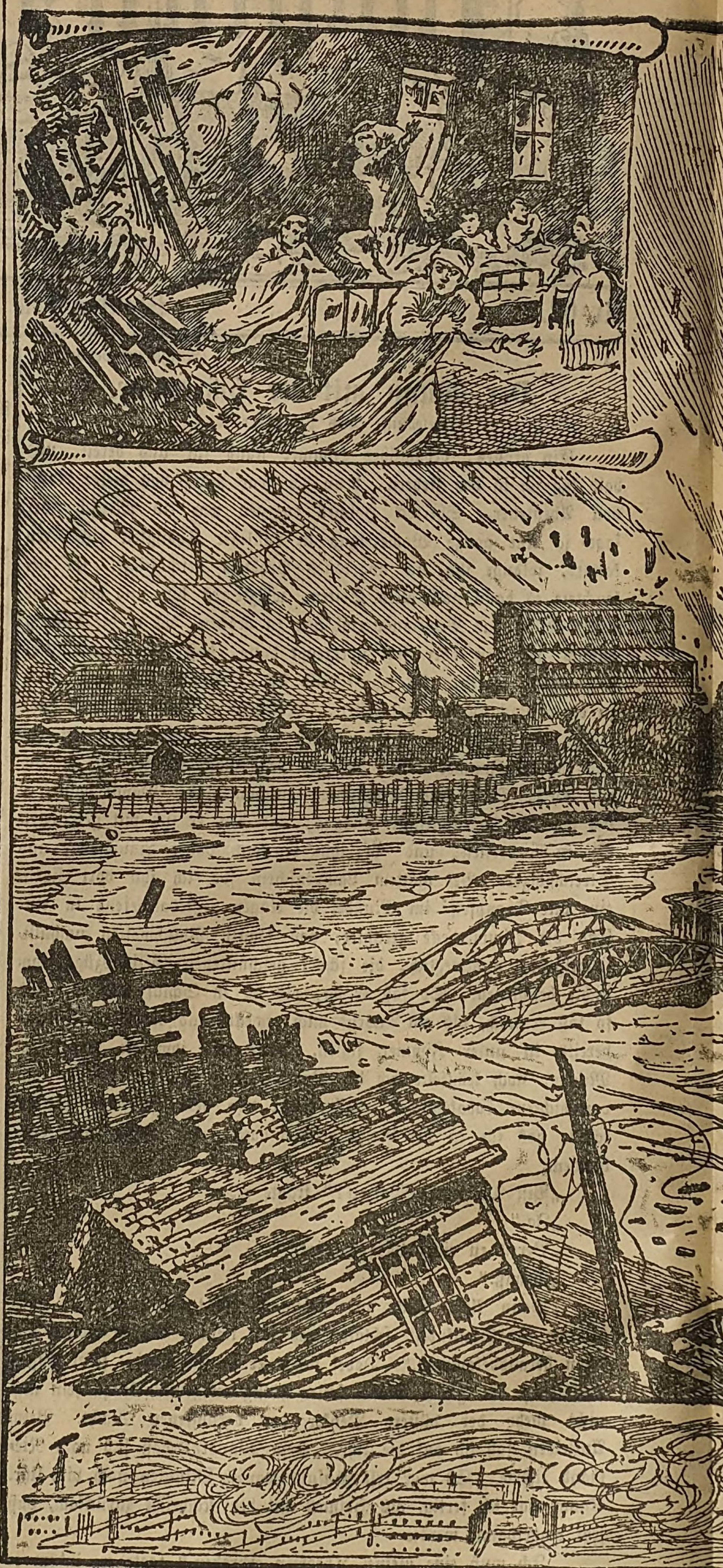
Schreckens-Scenen vom Wirbelsturme in St. Louis.

Ueber das furchtbare Naturereigniß, das vor drei Wochen die Stadt St. Louis am Missouri in den Vereinigten Staaten heimgesucht hat, haben wir seinerzeit an der Hand der eingelangten telegraphischen Nachrichten berichtet.

Nunmehr sind aber auch briefliche Mittheilungen und bildliche Darstellungen über die entsetzlichen Wirkungen des Wirbelsturmes zu uns gelangt, auf Grund deren wir unsere früheren Berichte ergänzen und durch die in nebenstehendem Bilde wiedergegebenen, nach Augenblicksphotographien und Schilderungen von Augenzeugen gearbeiteten Zeichnungen illustriren können.

Die ganze Größe des Unglückes, durch das eine volkreiche Stadt und ein weiter Landstrich in der Umgebung furchtbar verheert wurden, als wenn der grimmigste Feind mit den grimmigsten Zerstörungsmitteln da gehaust hätte, läßt sich so erst recht deutlich übersehen.

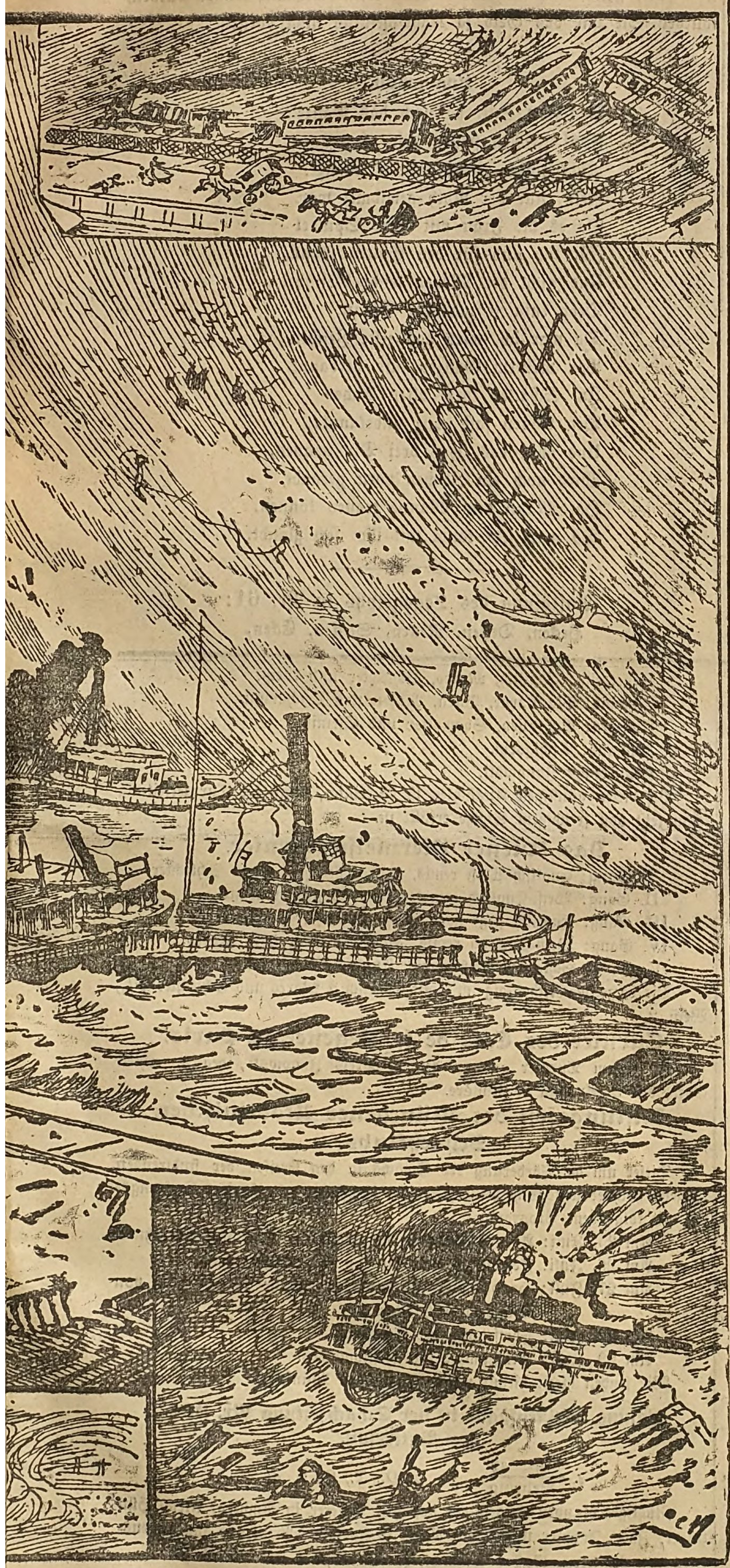
Von der elementaren Gewalt dieses Sturmes, der u. A. die berühmte Eads-Brücke am östlichen Ende der Stadt „wie Papier durchschnitt", geben einige unserer Skizzen furchtbares Zeugniß. So sehen wir in der Darstellung, die die Mitte unseres Tableaus einnimmt, wie die großen Mississippi-Dampfer gleich Nußschalen an das Ufer geschleudert und zertrümmert wurden. Viele hohe Elevatoren und zwölfstöckige Lagerhäuser am Flußufer wurden in Trümmer gelegt, unter denen zahllose Menschen den Tod fanden.



Schreckens-Scenen vom Wi

Als sich die Leute aufmachten, um die Verheerungen zu besichtigen, mußten sie sich durch ein förmliches Dickicht von verwickelten Telegraphen- und Telephonstangen durcharbeiten. Die Dampfer

lagen, soweit sie nicht gesunken waren, das Oberste zu unterst gekehrt am Ufer.



Wirbelsturme in St. Louis.

Schrecklich hauste der Sturm außer der Stadt. Ein Eisenbahnzug wurde, wie auf unserem Bilde rechts oben ersichtlich, gleich einem Kinderspielzeug durcheinander geworfen. Merkwürdigerweise kamen hier die Passagiere, abgesehen von zahlreichen Beulen und geringen Verletzungen, insgesammt mit dem Leben davon.

Ein Beispiel von Glück im Unglück zeigt auch der (links oben) dargestellte Einbruch des City-Hospitals. Obwohl das Gebäude vollständig zur Ruine wurde, verlor doch keiner der entsetzten Patienten das Leben.

Dagegen gingen die ganze Mannschaft und sämmtliche Passagiere des Dampfers „Odell", der, wie das Bildchen rechts unten zeigt, an einen Pfeiler der Eads-Brücke geschleudert wurde, jämmerlich zu Grunde, da in Folge des Anpralles der Kessel explodirte und das Schiff untersank.

Das Bildchen links unten gibt eine beiläufige Vorstellung von dem Gange des Wirbelsturmes durch die Stadt. Man konnte seine Bahn klar sehen. Augenzeugen, die zur Zeit des Ausbruches des Sturmes sich auf dem Flusse befanden, versichern, daß die trichterförmige Wolke, welche von Südwesten kam, sich zu theilen und dann wieder zu vereinigen schien, als sie über den Fluß zog. Sie sah aus wie eine ungeheure Wasserhose.

Wie in der Stadt selbst, wüthete der Sturm auch in der Umgebung. Auf den Prärien von Illinois wurden mehr als zwölf Personenzüge vom Sturme erfaßt und entweder in den Graben geworfen oder zum Stillstande gebracht. Im Süden von Illinois hat der Cyclon auch furchtbare Verwüstungen angerichtet. Im Dorfe Lewden wurden 360 Personen getödtet. In New-Madrid wurden 7 getödtet und 30 verwundet. In Anderson, Indiania, beziffert sich der Schaden auf 250,000 Dollar. In Columbia, Pennsylvanien, machte der Cyclon die Walzwerke dem Erdboden gleich.

Eine der schrecklichsten Scenen war es, als der Sturm einen Gasometer der städtischen Gasanstalt zerbrach. Das entströmende Gas entzündete sich und die Leute wurden durch hoch in die Luft schießende Flammen erschreckt, die jedoch fast ebenso schnell wieder verschwanden, als sie aufgetaucht waren.

Die letzte Wirbelsturmperiode hat alle vorhergegangenen an Schrecken überboten. Die Menschenleben, die in den verflossenen Wochen in Texas, Kansas, Illinois und Michigan dem Wirbelsturme zum Opfer fielen, zählen bereits nach Hunderten.

Der Sturm von St. Louis war unzweifelhaft der verderblichste, der je den Westen heimgesucht hat. Die ganze vorhergehende Woche hindurch herrschte eine äußerst hohe Temperatur, die brühwarme Luft war mit Feuchtigkeit übersättigt, die durch die südlichen Winde vom Golf von Mexiko herübergetragen wurde.

Gegen Mittag des 27. Mai machte sich ein schnelles Fallen des Barometers bemerkbar: Sturmwellen zogen im Nordwesten auf, die elektrischen Entladungen waren überaus gewaltsam und folgten einander fast ununterbrochen. Das Barometer, das seit Mittag um 0,25 Zoll gesunken war, sank um 5 Uhr um 1,53 Zoll. Um 5 Uhr 4 Minuten brach der Sturm plötzlich mit aller Gewalt los und verursachte während seiner nur halbstündigen Dauer die unglaublichsten Verheerungen. Der Lärm, den die Katastrophe verursachte, war das Schlimmste von Allem. Es war ein betäubendes Donnern, Krachen, Splittern, — es muß Jedermann, der es hörte, entsetzt haben.

Humoristisches.

(Aus der Kinderstube.) Der kleine Max: „Mama, leih' uns deinen Chignon."

Mama: „Zu was denn Kind?"

Max: „Wir wollen Indianer spielen, und da brauchen wir einen Skalp!"

(Mißlungene Höflichkeitsform.) „Also liebe Frau Stipps, nun besuchen Sie mich auch bald einmal. Ich habe Sie schon oft belästigt und Sie mich erst einmal."

(Guter Rath.) A.: „Du, ich habe da einige Tausend Thaler, die ich anlegen möchte; weißt Du mir keinen Rath?"

B.: „Aber die Frage: hast Du denn nicht eine Tochter und ich einen Jungen von zwanzig Jahren!"

(Starke Konkurrenz.) Vater (von sechs erwachsenen Töchtern): „Heute war ein braver junger Mann bei mir und hat um die Hand von einer von Euch angehalten. Er liebt sie schon lange und sagte mir, daß sie ihn ebenfalls liebe. Rathet einmal, wer die Betreffende ist."

Alle Sechs (zugleich): „Ich!"

(Beim Photographen.) Dorfschöne: „I bitt halt, döß S' mi photographier'n."

Photograph: „Sehr gern, mein Fräulein. Wünschen Sie ein Brustbild oder ein Kniestück?"

„Wenn's Ihnen nit zu viel Mühe macht, dann möcht' i schon bitten, daß 's G'sicht a mit d'rauf kömmt."

(Der erste Mittag.) Junger Ehemann: „Höre 'mal, das Kochen hast Du auch wohl nur mir zum Aerger gelernt!"

(Bäuerin): „Junge, wenn Du jetzt nicht gleich ruhig bist, sperre ich Dich in den Hühnerstall!"

Hansl (trotzig): „Meinetwegen, aber das sage ich Dir im voraus, Eier werde ich Dir nicht legen!"

(Auch ein Grund.) „Ein Herr wird auf der Straße von einem ihm gänzlich unbekannnten Mann um 5 Mark angepumpt. Es entwickelt sich zwischen beiden folgendes Gespräch: „Ich verstehe Sie nicht! Sie pumpen mich um 5 Mark an, und ich kenne Sie doch gar nicht!"

B.: „Ja, eben deshalb! Denn wenn Sie mich kennen würden, würden Sie mir das Geld ja wahrscheinlich nicht borgen."

Logogriph.

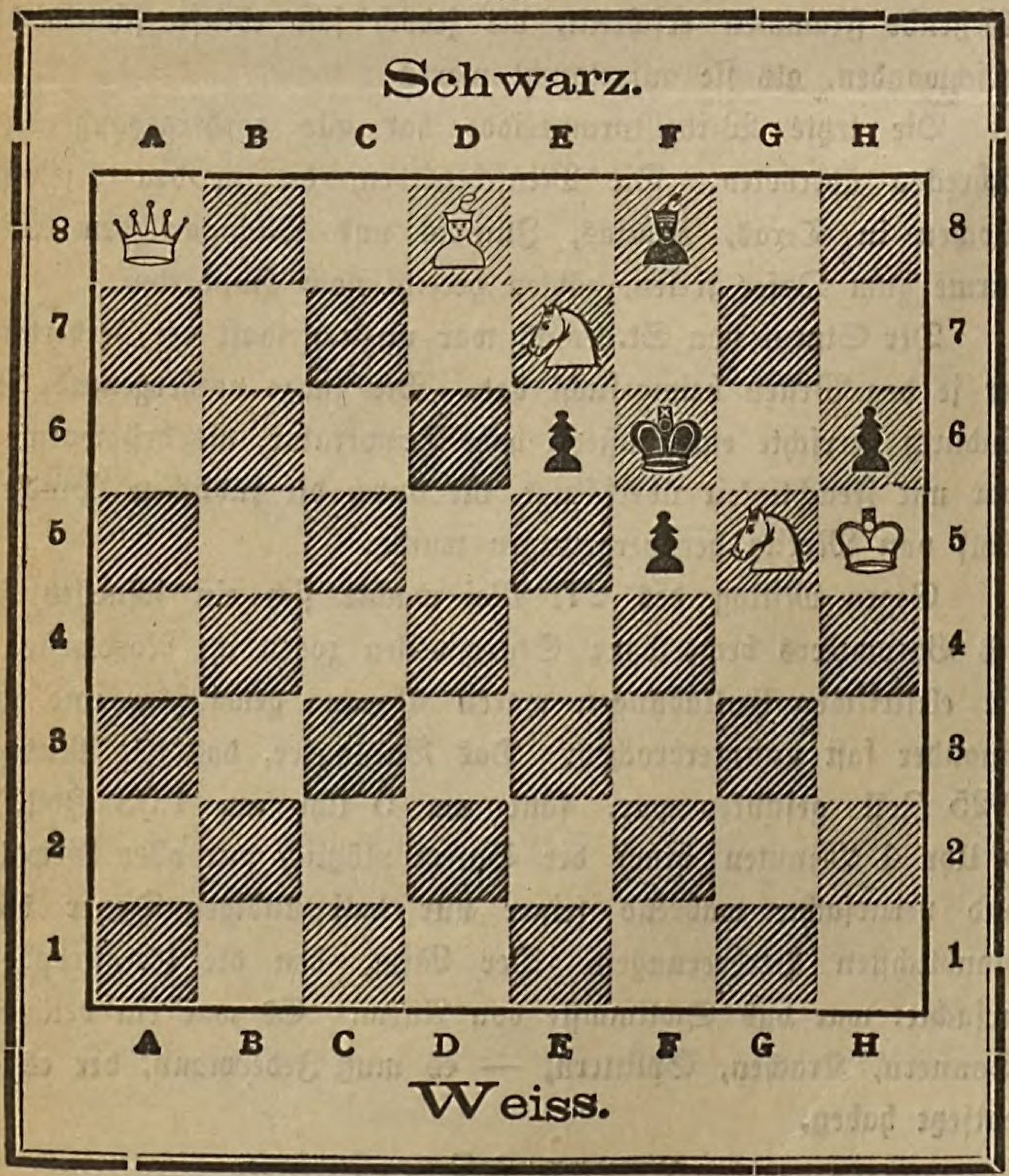
O schöne Zeit, da noch das Ganze —
Fünf Zeichen stellen Dir es dar —
Nicht einem eiteln äußern Glanze,
Nein, nur der Noth gewidmet war,
Da es die Frau mit ihrer Spindel
Für sich und für den Gatten spann,
Und nicht der Moden leicht Gesindel
Drob ruinirte manchen Mann.
Da war ich, wird das erste Zeichen
Von meinem Ganzen nun verbannt,
Im Schatten ihrer alten Eichen
Den Ahnen fast ganz unbekannt.
Und ohne das, was drei Dir nennen,
Wird noch ein Zeichen vorn geraubt,
Hat Mann dem Manne trauen können,
Da man jetzt kaum mit ihm sich glaubt.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 61:
Hecken, Decken, Recken, Stecken, Ecken.

Schachzeitung № 208.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Gustav Schmidt in Regensburg.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Das internationale Meisterturnier in Nürnberg.

Nach den bisherigen Anmeldungen (29) zu schließen verspricht das Turnier eines der großartigsten aller Zeiten zu werden. Da indeß über die Zahl 20 wohl kaum hinausgegangen werden wird, dürfte das Comite schon jetzt vor der heiklen Aufgabe einer engeren Wahl unter den Bewerbern stehen. Da die ersten Schachgrößen unserer Zeit nunmehr ihre Betheiligung fast alle zugesagt haben, besteht begründete Hoffnung auf das Zustandekommen der nachstehenden großartigen Theilnehmerliste: Deutschland: v. Bardeleben, Lasker, Metzger, Mieses, Schallopp Dr. Tarrasch und Walbrodt.
Oesterreich: Englisch, Marco, Schlechter und Weiß.
England: Blackburne, Burn, Mason und Teichmann.
Amerika: Pillsbury, Showalter und Steinitz.
Rußland: Tschigorin.
Frankreich: Janowski.
Bei diesen günstigen Aussichten ist begreiflich, wenn die Turnierleitung schon jetzt von freudigem Stolze erfüllt ist.

Das Wiener Viermeisterturnier.

I. Gang: Englisch-Weiß remis, Marco gewinnt gegen Schlechter.
II. Gang: Weiß-Englisch remis, Marco-Schlechter remis.
III. Gang: Englisch siegt über Weiß, Schlechter-Marco remis.
IV. Gang: Weiß-Englisch remis, Schlechter siegt über Marco.
V. Gang: Schlechter-Weiß remis, Englisch-Marco remis.
Die derzeitige Reihenfolge ist somit Englisch 3, Marco und Schlechter $2^1/_2$, Weiß 2.

Turnier des Cafe de la Regence zu Paris.

In diesem Turnier gewann den 1. Preis Janowski, den 2. erhielt Goetz, den 3. Arnous de Rivière.

Stiftungsfest des Münchener Akademischen Schachklubs.

Dieser um die Förderung des Schachs in den Kreisen der studirenden Jugend hochverdiente Schachklub feiert demnächst sein zehnjähriges Stiftungsfest mit folgendem Programm:
Am 25. Juli: Abends Empfang der Gäste im Klublokal Abenthum.
Am 26. Juli: Festbankett und Ausflug in das Isarthal.
Am 27. Juli: Haupt- und Nebenturnier (Preise in der Höhe von 300 bzw. 100 Mark.)
Am 28. Juli: Fortsetzung der Turniere.
Am 29. Juli: Stichkämpfe und Festkommers.
Wir senden hiezu hiemit unsere herzlichsten Wünsche!

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 204 von Patterson.

1. $\frac{\text{Dg1—a7}}{\text{Beliebig}}$ 2. D., T., S., S. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von R. Kern, Gustav Schmidt, J. B. Schuler und R. Weiß.

Briefkasten: X. G. hier. Wir haben schon wiederholt bemerkt, daß in der Regel eine Aufgabe mit Schach nicht beginnt; in № 207 ist auch nach 1. Sb7+ das durch T×c7 beabsichtigte Mat wegen des Läufers auf g3 unmöglich.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 65. Montag den 29. Juni. 1896

(Nachdruck verboten.)

Das neue Portemonnaie.

Von V. Corony.

(Schluß.)

„Das ist zu viel gesagt!" rief der Assessor, mühsam an sich haltend. „Du mußt doch selbst zugestehen, daß man mitunter gezwungen ist, derartige Zugeständnisse zu machen."

„Ich bestreite es! Niemand kann etwas Beleidigendes darin finden, wenn ich mich zur rechten Zeit erhebe und verabschiede."

„Und dieser unbedeutenden Sache wegen, die kaum der Rede werth ist, willst Du trennend zwischen mich und Käthchen treten, das ist nicht recht."

„Ich nenne es vernünftig und vorsorglich. Meine Tochter soll keine vernachlässigte Frau werden. Noch einmal, die Ausrede: „Es war nicht anders möglich, ich mußte, die Umstände zwangen mich dazu", lasse ich nicht gelten. Ein echter, rechter Mann ist überhaupt durch nichts zu zwingen. Was das betrifft, so urtheile ich nach mir selbst. Wenn Du mich einmal als Schlemmer siehst und wenn ich Dir sage: „Ich konnte nicht anders", dann magst Du Deine Werbung wiederholen, — früher nicht und somit natürlich niemals."

Halden sprang auf und stürzte fort. Käthchen sah, am Fenster stehend, dem Geliebten nach und wußte, daß ihr kurzer Liebestraum zu Ende sein sollte. Recht trübselig schlich der so heiter begonnene Tag vorbei. Das Mädchen ging mit rothgeweinten Augen umher und Freimüller war im höchsten Grade verstimmt, mit sich und der ganzen Welt unzufrieden. Das hinderte ihn aber nicht, seine Obliegenheit mit jener Pünktlichkeit zu erfüllen, die ihm zur zweiten Natur geworden war. Nach Schluß der Bureaustunde setzte er sich mit dem gekränkten Töchterchen zu Tische und machte dann, wie allabendlich, einen längeren Spaziergang.

Während er so dahinschritt, legte plötzlich Jemand die Hand auf seine Schulter. Erstaunt wandte er sich um und erblickte den Präsidenten.

„Gut, daß ich Sie treffe, mein lieber Freimüller," sagte Herr von Gerhard. „Sie kommen mir wie gerufen."

„Womit kann ich dienen, Herr Präsident?" rief der Sekretär. Er knickte förmlich zusammen vor Ehrfurcht.

„Offen gestanden, es handelt sich um ein kleines Geheimniß — sehr unschuldiger Art natürlich — aber gleichwohl bitte ich zu schweigen."

„Wie das Grab!"

„In jenem Hause dort, dessen erste Etage sie so hell erleuchtet sehen, wohnt meine Tante, die Gräfin von Löwenklau."

„Ich weiß, daß die gnädigste Frau dort wohnt", bestätigte Freimüller mit einer tiefen Verbeugung.

„Aber Sie wissen vielleicht nicht, daß sie — unter uns gesagt — ein wenig genau ist." Auch das war dem Sekretär nicht unbekannt. Er wußte sogar, daß die reiche Erbtante für schauderhaft geizig galt, hütete sich aber, solches auszusprechen.

„Daß ich schnell zur Sache komme!" fuhr Herr von Gerhard fort. „Wir sind dort zum Thee, man servirte aber bisher nur leichtes Gebäck und ich vermuthe fast, daß man auch später nichts Anderes anbieten wird. Unglücklicherweise verhinderten mich heute wichtige Geschäfte, ordentlich zu Mittag zu speisen. Gegenwärtig befindet sich die alte Dame bei ihrer Whistpartie, ich konnte mich dennoch auf kurze Zeit entfernen und brauche mich nicht zu fürchten, daß meine Abwesenheit bemerkt wird. Wissen Sie hier in der Nähe eine Restauration, wo man gut und ungenirt soupiren kann?"

„Im Schwan soll man ausgezeichnet bedient werden," stotterte der Regierungssekretär.

„Wo ist das? Ich kenne diese Art Lokale gar nicht."

„Wenn ich mir erlauben dürfte, Sie hinzuführen, Herr Präsident, — es ist gar nicht weit."

„Ich bin Ihnen sehr verbunden. Aber Sie begreifen, daß die Sache unter uns bleiben muß."

„Gewiß!"

„Sind Sie Stammgast im Schwan?"

„O nein. Ich gehe niemals dorthin."

Das Restaurant war bald erreicht. Der Sekretär wollte sich verabschieden, allein Herr von Gerhard sagte:

„Kommen Sie doch mit, lieber Freimüller!"

Konnte man eine so huldvolle Einladung ablehnen? Unmöglich!

„Es kennt Sie also wirklich Niemand hier?" erkundigte sich der Präsident nochmals.

„Niemand."

„Es wäre mir auch sehr unlieb. Man würde dann vielleicht fragen: „Mit wem ist der Sekretär da?" und allerlei Vermuthungen aufstellen. Die Sache könnte sich herumsprechen und ich fürchte Frau von Löwenklau verdächte es mir. Also es braucht Niemand zu erfahren, wer wir Beide sind. Diskretion, lieber Freimüller Diskretion!"

„Ehe ich meinen Namen nennen würde, ließe ich mich in Stücke schneiden. Ich gebe mein heiliges Ehrenwort, unverbrüchliches Schweigen zu beobachten," versicherte der Sekretär.

„Ich bin überzeugt, daß ich mich auf Sie verlassen kann."

Beide traten ein und nahmen in einem der kleinen Seitenzimmer Platz. Der Herr Präsident bestellte das Souper für zwei Personen und trug dem Kellner auf, recht schnell zu bedienen, da die Zeit karg zugemessen sei. Freimüller fühlte sich bis in den Olymp gehoben. Während er aß und trank, schwebten ihm allerlei entzückende Visionen vor. Er sah sich zum Kanzleirath befördert, man veranstaltete ein Diner ihm zu Ehren. — Und was konnte noch alles im Schooße der Zeit liegen! Vielleicht kam sogar dereinst ein Tag, an welchem ein Orden — genug, genug! Jetzt war es wirklich geboten, den kühnen Flug der Gedanken zu hemmen.

Herrn von Gerhard schien es ausgezeichnet zu schmecken. „Sie hatten Recht, mich hierher zu führen", bemerkte er mit anerkennender Miene. „Man speist vortrefflich und auch der Wein läßt nichts zu

wünschen übrig. Ja, wie gesagt, ich bin Ihnen sehr verbunden und werde meinerseits nicht unterlassen —"

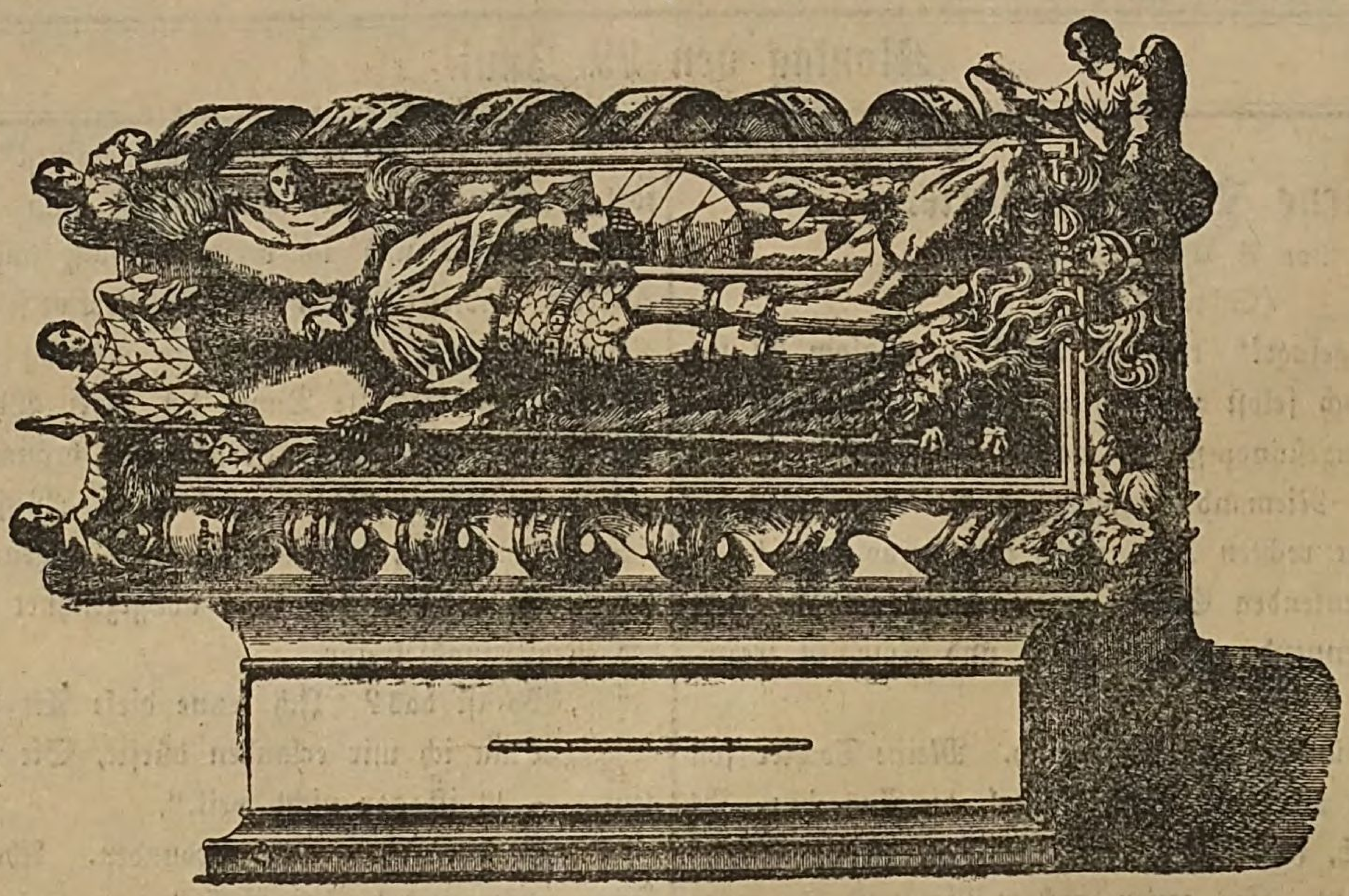
Mit gespannter Aufmerksamkeit harrte der Sekretär der Vollendung dieses vielversprechenden Satzes, allein der Herr Präsident war plötzlich verstummt. Er lauschte den Schlägen der Thurmuhr, und als der letzte verklang, rief er:

„Um's Himmelswillen! So lange tafeln wir schon? Die Whistpartie muß zu Ende sein. Lieber Freimüller, haben Sie die Güte, die Rechnung einstweilen zu begleichen. Morgen bringe ich die Sache gleich in Ordnung. Ich bin in höchster Eile. Nochmals besten Dank. Und vergessen Sie nicht: Diskretion! Diskretion!"

Ein freundlicher Händedruck und er war verschwunden. Mit

Herrn Präsidenten gegebene Wort brechen? — Nimmermehr! — Die Uhr zum Pfande lassen? Es war immer noch die alte silberne, die er nie durch eine werthvollere ersetzen wollte, weil er so an sie gewöhnt war; und die Stahlkette, für die gab Niemand fünfzig Pfennige. — Wenn ihm kein Rettungsengel gesendet wurde, mußte er sich als verloren betrachten. Es blieb ihm dann keine andere Wahl, als wortbrüchig — und davon konnte keine Rede sein — oder etwa gar wegen Zechprellereien verhaftet zu werden. Geschah aber das Entsetzliche, dann mußte er auch seine Personalien angeben. Welche verzweifelte Situation! — Wieder erschien der Kellner, um abzuräumen.

„Mein Gott, welchen Grund habe ich eigentlich, noch hier zu



Monument des Herzogs Albert II. von Bayern in Straubing.

stolzem Lächeln lehnte sich der Sekretär zurück und rauchte eine von den Cigarren, die ihm sein verehrter Gönner angeboten hatte. Er theilte jetzt ein Geheimniß mit Herrn von Gerhard, dieser betrachtete ihn als Vertrauensperson, ja, hing sogar gewissermaßen von ihm ab.

Nun war es aber auch Zeit, nach Hause zu gehen. Er klingelte. Wie laut und selbstbewußt das klang! Der Kellner ließ aber trotzdem ein wenig warten. Unterdessen zog Freimüller sein Portemonnaie heraus und öffnete es. — — Großer Gott! Ewige Barmherzigkeit! Welche entsetzliche grauenvolle Leere gähnte ihm da entgegen! — Wie — nichts? — Gar nichts? — Kein Pfennig? — Und er steckte doch noch diesen Morgen eine ganz nette Summe hinein. Was bedeutet das? Trieb die Hölle ihr Spiel? War das Geld etwa herausgefallen und in seiner Tasche? — Nein, auch dieser letzte Hoffnungsstrahl erlosch. Nur ein Stückchen Bleistift und ein altes Federmesser kamen zum Vorschein. Da begann es plötzlich furchtbar zu tagen. Käthchen hatte ja den Inhalt des alten Portemonnaies in das neue geschüttet, dieses lag aber zu Hause auf dem Schreibtisch. Was war zu thun?

Der Kellner eilte dienstbeflissen herbei.

„Bringen Sie mir — noch einmal die Speisekarte", sagte Freimüller mit heiser klingender Stimme. Ach, die Rechnung konnte er ja nicht verlangen. „Eine Portion Rehbraten —". O Gott, es war ja einerlei, was er bestellte. Er wollte nur Zeit gewinnen, um zu überlegen. Das Gewünschte kam.

„Auch noch eine Flasche Wein gefällig?"

Wie im Traum hörte der Sekretär die Frage und nickte stumm. Da saß er nun wie ein Lucullus, aber es wäre ihm unmöglich gewesen, auch nur einen Bissen hinunter zu würgen. Indes der Braten mußte verschwinden, deshalb wickelte er ihn in ein Zeitungsblatt, welches er glücklicherweise bei sich trug.

Hätte er nur seinen Namen nennen dürfen! Aber das dem

sitzen?" dachte Freimüller mit wahrer Seelenqual und hielt sich aus Verlegenheit die Speisekarte vor's Gesicht.

„Noch etwas gefällig."

Wie ein Verhöhnen seines Jammers klang es.

„Ja, — eine Portion Aal in Gelee."

„Sehr zu empfehlen."

Der Aal leistete dem Rehbraten Gesellschaft. Es gab nun schon ein ganz anständiges Päckchen zu verstecken.

Freimüller hatte zu bemerken geglaubt, daß der Kellner anfange, ihn mit erstaunten und mißtrauischen Blicken zu betrachten. — Wirklich, da kam der Mensch schon wieder und schritt bis dicht an den Tisch heran. Was war er im Begriff zu sagen?

„Benöthigen Sie die Speisekarte noch, mein Herr?"

„Nein, — das heißt: ja — eine Lachssemmel wäre mir angenehm."

„Sehr wohl."

„Welche schauderhafte Meinung werden diese Leute von mir fassen!" redete sich der Sekretär selbst in Gedanken an.

Er blickte zu dem Kronleuchter empor, als flehe er diesen an auf ihn herabzustürzen. Die Lachssemmel verschwand zu dem übrigen. Nein, es war nicht mehr zu ertragen. Die Entscheidung nahte mit ehernen, unaufhaltsamen Schritten. Ein rasches Klopfen. Der Kellner steckte den Kopf zur Thüre herein. „Haben Sie geklingelt, mein Herr?"

Es war offenbar nur eine Finte von dem Menschen. Aber Freimüller fühlte sich jetzt vom Muthe der Verzweiflung erfaßt. „Eine Tasse schwarzen Kaffee und — die Rechnung!" schrie er fast. Seine eigene Stimme kam ihm fremd vor.

Nun war es heraus, das entsetzliche Wort und die Katastrophe unvermeidlich. Vielleicht glaubte man ihm doch auf sein ehrliches Gesicht, vielleicht gab man sich mit der Erklärung, daß er durch

einen unglücklichen Zufall kein Geld bei sich habe und morgen wiederkommen wolle, zufrieden. Er fühlte selbst, auf wie schwachen Füßen diese Hoffnung stand, wollte aber dennoch das Letzte versuchen. Kaum hatte jedoch der Sekretär einen Blick auf die Rechnung geworfen, als er alle Anzeichen einer nahenden Ohnmacht empfand und nur noch lispeln konnte: „Eine Flasche — Selterwasser —"

„Das war vorauszusehen!" sagte der Kellner draußen achselzuckend zu seinen Kameraden. „Jetzt wird ihm schlecht. Aber er verdient auch nichts Besseres. So was von Unmäßigkeit ist mir denn doch noch nicht vorgekommen."

Wie einem zum Tode Verurtheilten war Freimüller zu Muthe. Wäre nur das Fenster nicht so hoch gewesen, er hätte — weiß der

„Willst Du mir jetzt etwa gar eine Moralpredigt halten? Es gibt Situationen, in welchen man gegen seine bessere Ueberzeugung handeln muß, wo man sich absolut nicht helfen kann. Ich gerieth in eine solche."

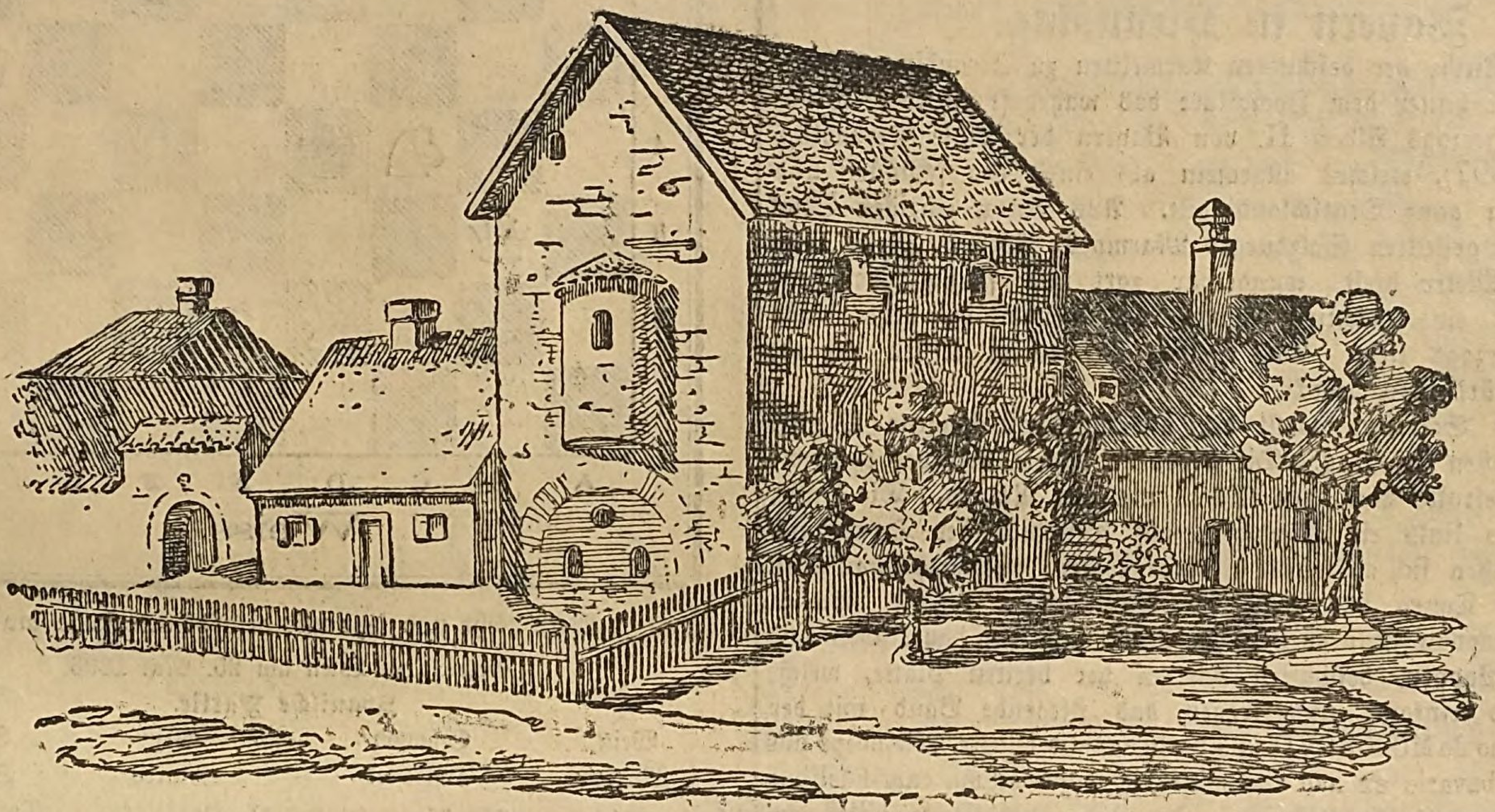
„Du behauptetest indeß heute Morgen noch, das könne Dir gar nicht passiren."

„Es ist unedel, mich daran zu erinnern. Du mißbrauchst meine Verlegenheit. Willst Du bezahlen oder nicht?"

„Natürlich, mit dem größten Vergnügen!"

„Es ist gut. Aber Diskretion! Hörst Du! Diskretion! Was lachst Du denn so verschmitzt? Das ist unausstehlich!"

„Weil Du mir heute in Aussicht stelltest, ich dürfe meine



Die sogenannte Synagoge beim Straßen-Parzifal zu Burgweinting, nun eine Scheuer.

Himmel — einen Fluchtversuch gewagt. Mit düsterm Blick prüfte er die Höhe. Nein, das war nicht zu riskiren. Man konnte sich die Beine brechen.

Dort kam Jemand mit elastischem Schritte gegangen. O der Glückliche, Beneidenswerthe, der sich goldener Freiheit erfreute! — Himmel, waltete kein Irrthum? — Nein, das Licht der Gaslaterne fiel grell auf das junge, hübsche Gesicht. Der Regierungsrath riß das Fenster auf, lehnte sich weit hinaus und machte: „Pst! — Pst!"

Eduard Halden blickte erstaunt empor und wollte seinen Augen nicht trauen.

„Wie, Du bist es? Um diese Stunde — und hier?"

„Pst! — Komm schnell herauf, aber um Gottes Willen nenne meinen Namen nicht!"

Einige Sekunden später trat der Assessor ein. „Sage mir nur um Alles in der Welt, wie kommst Du hierher, Onkel?"

„Frage nicht! — Genug, daß ich da bin und in einer erbärmlichen Lage. Hast Du Geld?"

„O ja."

„Nun wohl, ich habe keines. Bezahle einstweilen diese Rechnung."

„Zwei Soupers?" rief der junge Mann überrascht. „Ja, mit wem soupirtest Du denn?"

„Das ist meine Sache. Bezahle!"

„Aber hier steht noch außerdem: ein Rehbraten, ein Aal in Gelee, eine Lachssemmel, eine Flasche Rüdesheimer und eine Tasse schwarzer Kaffee. Ist denn das richtig?"

„Eine Flasche Selterwasser kommt noch dazu", preßte Freimüller dumpf heraus.

„Ich glaube zu träumen. Das sieht Dir ja gar nicht ähnlich. „Und weißt Du, wie spät es ist? — Zwei Uhr vorüber."

Werbung wiederholen, wenn ich Dich in derartiger Lage fände, und Du mir jetzt sagst: „Ich konnte nicht anders!"

„Nun wohl — mein Wort in Ehren!" — Doch damit Du nicht etwa eine irrige Meinung von Deinem künftigen Schwiegervater fassest, will ich Dir etwas anvertrauen, wenn Du mir ewiges Schweigen gelobst."

„Bei Allem, was mir heilig ist!"

Der Regierungssekretär erzählte flüsternd, was geschehen. „Aber stillgeschwiegen gegen Jedermann, auch gegen Käthe! Wir Beide — ich und Du — haben uns zufällig getroffen."

„Ja, rechne auf meine Verschwiegenheit!"

Arm in Arm wandelten sie dahin. Käthchen hatte schon mit größter Angst gewartet. Die Hausthüre aufschließen hörend, flog sie dem Vater entgegen, blieb aber wie versteinert stehen, als auch Halden die Treppe heraufkam.

„Ich begegnete Eduard. Wir verplauderten einige Stunden. Es gelang ihm, mich zu überzeugen, daß er Dich wahrhaft liebt, und weil auch Du nicht von ihm lassen willst, so brachte ich ihn noch mehrere Minuten hierher, damit Ihr Euch als Brautleute begrüßen könnt," erklärte der alte Herr kaum in's Zimmer getreten.

„O Du einziger, süßer, herrlicher Papa", jubelte das Mädchen. „Wie glücklich machst Du mich! Es soll Dir aber auch gut bei uns gehen. Was wir Dir an den Augen absehen, wollen wir thun!"

Geschäftig half sie dem Vater den Rock ausziehen, fragte aber plötzlich neugierig: „Was ist denn das für ein Packet?"

„Das? — Ach, Du meinst, was in diesem Papier ist?" stammelte Freimüller verlegen.

„Ja; darf ich einmal sehen?"

„Das — nun — das sind einige kleine Einkäufe, die ich besorgte. Verschiedene Eßwaaren —".

„Aber man hat sie Dir abscheulich schlecht eingewickelt, Papa!“ rief Käthe entrüstet. „Sieh nur her, Rehbraten, Aal und Lachs — Alles aufeinander gelegt. Das ist ja unverantwortlich!“

Halden brach in lautes Gelächter aus. Der alte Sekretär murrte: „Lege das Zeug nur bei Seite. Wir geben es morgen der Aufwartefrau.“ Gleichsam um den Zwischenfall rasch in Vergessenheit zu bringen, ging er zum Buffet, entkorkte eine Flasche und sagte: „Stoßen wir an auf Euer Glück!“ — „Und auf das Deine!“

Noch einmal füllte Freimüller die Gläser und rief mit Begeisterung: „Der Herr Präsident soll leben!“

„Und Käthchens Geburtstagsgeschenk, das neue Portemonnaie, daneben,“ flüsterte ihm der Assessor in's Ohr.

Monument des Herzogs Albert II. von Bayern in Straubing.

In der Kirche der beschuhten Karmeliten zu Straubing befindet sich unmittelbar hinter dem Hochaltare das wahrhaft fürstliche Grabdenkmal des Herzogs Albert II. von Bayern der Linie Straubing-Holland († 1397), welches allgemein als eines der schönsten und kunstvollsten in ganz Deutschland gilt. Aus einem einzigen Stück roth und weiß gefleckten Salzburger Marmors, über 2 Meter lang und etwa 1 Meter breit, wunderbar zart und fleißig gemeißelt, bildet dasselbe eine mächtige Tumba, auf welcher die geharnischte Figur des Herzogs liegt. Das Haupt, auf einem Kissen ruhend, ist mit dem Fürstenhut bedeckt.

Von den Schultern wallt der auseinandergeschlagene Mantel bis zu den Füßen hernieder. Die gehobene Rechte hält das bayrische Banner, die gesenkte Linke den Schild mit den Rauten. Die Füße, in deren Nähe links ein Hündchen, als Sinnbild der Treue, sich anschmiegt, stützen sich auf einen niedergestreckten, aufwärts schauenden Löwen, dessen Tatzen das Ende der Panierstange fassen. Sieben Engelbüsten, wovon fünf oben, zwei unten mit den bayerischen und holländischen Wappen, beschäften sich an der breiten Platte, welche das Mittelbild einfaßt, und tragen das fliegende Band mit der Inschrift: Anno do MCCCXCVII. die beate agnetis Illustr. „Princeps dus Albertus dux bavarie ex hac vita migravit, cujus anima cum fidelibus requiescat in pace.“ Zu deutsch: „Im Jahre des Herrn 1397 am Tage der seligen Agnes ist der Durchlauchtigste Fürst Herr Albert, Herzog in Bayern, aus diesem Leben geschieden, dessen Seele mit allen Gläubigen ruhen möge in Frieden.“

Der Judentempel in Burgweinting.

In dem eine Stunde östlich von Regensburg entfernten, an der Landshuter Straße liegenden Dorfe Burgweinting fällt ein über der Brücke rechts an der Straße befindliches Gebäude durch seine eigenthümliche Bauart besonders auf.

Dasselbe ist aus rauhen Bruchsteinen aufgeführt, beiläufig 14 Meter lang, 6 Meter breit, und stimmt ganz mit der Form eines Tempels überein. An der nördlichen Mauerseite nimmt man ein vorspringendes Halbrondel (Absis) wahr, ähnlich wie bei dem nach Osten liegenden Chor christlicher Kirchen. Statt eines Gewölbes scheint das Gebäude ursprünglich mit einer holzgetäfelten Decke versehen gewesen zu sein, welche jedoch im Laufe der Zeit bei der Umwandlung in eine Scheune behufs Gewinnung eines 2. Stockwerkes weichen mußte. Von jeher wurde dieses Gebäude allgemein für einen Judentempel, eine Synagoge gehalten. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß bei einer früheren Judenverfolgung in Regensburg die Juden sich nach Burgweinting geflüchtet und dort für längere Zeit niedergelassen haben. Im Innern konnte man vor nicht allzu langer Zeit noch an den weißen Wandflächen einzelne von rother Farbe herrührende Flecken wahrnehmen, so daß dieselben einst bemalt gewesen zu sein scheinen. Ober der Stiege zum zweiten Stockwerk zeigte sich eine aus großen rothen Buchstaben bestehende lateinische Inschrift, welche nach Schuegraf also lautete:

—— /\ TÆETART.ETOMNI \/ A·SAN ——

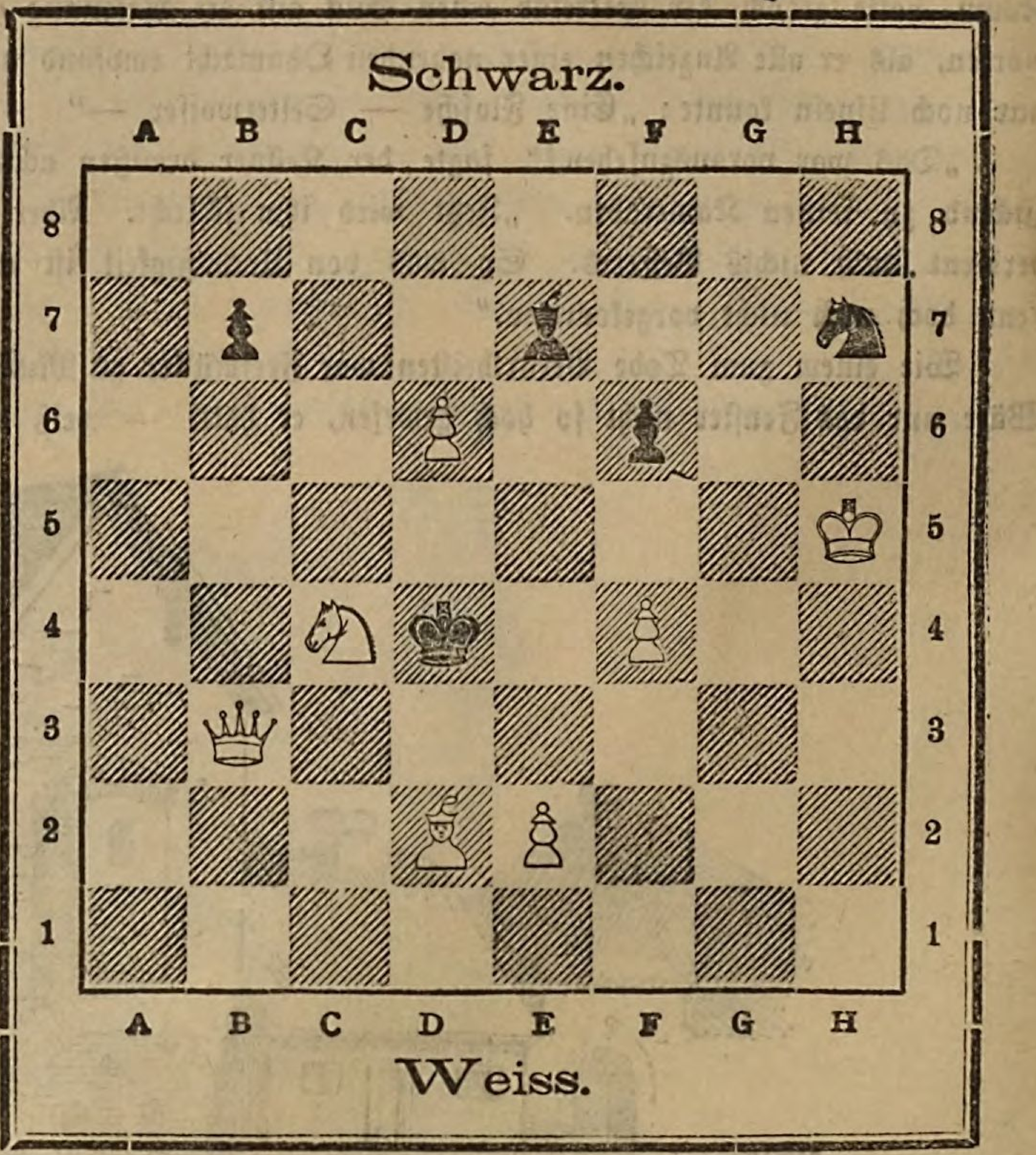
Leider wurde Anfang und Ende derselben bei den Reparaturen der Mauer zerstört, und ist jetzt überhaupt die ganze Schrift so defekt, daß es sehr schwer ist, sie zu entziffern. Die Charaktere der Schriftzeichen deuten auf den Anfang des 14. Jahrhunderts. Es liegt die Vermuthung nahe, daß auch an den anderen Seitenwänden eine ähnliche Schrift angebracht war, welche jedoch nun durch Bretter und Balken verdeckt und nicht mehr sichtbar ist.

Das Gebäude gehört zu dem Anwesen Haus-Nr. 17 (dem sogen. Parzefalhofe) und wird gegenwärtig als Scheune benützt.

Schachzeitung № 209.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von L. Vetesnik in Prag.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Gespielt zu Wien am 25. Mai 1896.

Spanische Partie.

Weiß Marco	Schwarz Schlechter	Weiß Marco	Schwarz Schlechter
1. e2—e4	e7—e5	18. Da4—a5	Ta8—b8
2. Sg1—f3	Sb8—c6	19. Da5×c7	Tb8×b2 (c)
3. Lf1—b5	a7—a6	20. Lc1×b2	De4×e3 +
4. Lb5—a4	Sg8—f6	21. Tf1—f2 (d)	Lf6—h4
5. Sb1—c3	Lf8—c5	22. g2—g3 (e)	De3—e4
6 Sf3×e5	Sc6×e5	23. Dc7×c6	De4×c6
7. d2—d4	Lc5—d6	24. g3×h4	Tf8—e8
8. o—o	o—o	25. Lb2—a3	Dc6—g6 +
9. f2—f4	Se5—c4	26. Tf2—g2	Dg6—f6
10. e4—e5	Ld6—e7	27. Ta1—f1	Df6×h4
11. e5×f6	Le7×f6	28. La3—b4	Te8—e1
12. Sc3—d5	b7—b5	29. Tg2—f2	Dh4—g4 +
13. La4—b3	Lc8—b7	30. Kg1—h1	Te1×f1 +
14. Lb3×c4	b5×c4	31. Tf2×f1	Dg4—e2
15. Sd5—e3	Dd8—e7 (a)	32. Kh1—g1	h7—h5
16. c2—c3	De7—e4	33. h2—h3	h5—h4
17. Dd1—a4 (b)	Lb7—c6	34. Tf1—f2	De2—e3

Weiß gibt die Partie auf.

a) Natürlich nicht d7—d5, womit der Läufer abgesperrt würde.

b) Durch diesen Damenzug, statt dessen Dd1—c2 geschehen sollte, kommt Weiß in Nachtheil.

c) Ganz in dem kühnen Style des jungen österreichischen Meisters.

d) Auf 21. Kg1—h1 folgt De3—e2!

e) Erzwungen, da bei 22. Ta1—f1, Lh4×f2 + 23. Tf1×f2, De3—e1 + 24. Tf2—f1, De1—e2 25. Tf1—f2, De2—d1 + 26. Tf2—f1. Dd1—c2 27. Tf1—f2, Dc2—b1 + 28. Tf2—f1, Db1×b2 zu noch schnelleren Verlust führt.

Internationales Turnier zu Nürnberg.

Es haben sich nunmehr auch Pillsbury und Showalter aus Amerika außerdem noch Geza Maroczy aus Pest angemeldet. Der Bildung einer in ihrer Art einzigen Turnierliste steht somit nichts mehr im Wege.

Schach in London.

In London hat sich unter dem Titel „Divan Association“ eine Meistervereinigung gebildet, der u. a. Lasker, Gunsberg, Teichmann, Mason, Tinsley, van Vliet und Guest angehören. Das erste Debut gegen den City of London Club war indeß nicht besonders erfolgreich, da jede Partei 4 Spiele gewann.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 205 von Breede.

1. $\frac{\text{Th6—h5}}{\text{Beliebig}}$ 2. D., T., S., B. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von R. Kern, B. H.—, Gustav Schmidt, J. B. Schuler und R. Weiß.

Briefkasten. X. G. hier. In der Aufgabe № 207 kann auf 1. Dc4 wegen Le8—d7 + oder c7—c5 kein Mat folgen. — Nr. 208 stimmt.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 67. Montag den 6. Juli. 1896

(Nachdruck verboten.)

Eine dunkle That.

Kriminal-Roman von Thomas Cobb.

2. Kapitel.

Was Joseph Bodger las.

Die Weststraße Londons grenzt zwar an einen wohlhabenden Stadttheil, gehört aber selbst keineswegs zu dieser vornehmen Nachbarschaft. Während die Kirchenglocken zum Früh-Gottesdienst rufen, zieht die Musikbande der Heilsarmee mit klingendem Spiele vorüber; verwahrlost aussehende Kinder trugen Milchkrüge über die Gasse und nur wenige Läden sind geöffnet.

Aus dem schmalen, dunklen Hauseingang einer der zahllosen Miethskasernen, kam an diesem Morgen, wohl frühzeitig durch das Glockengeläute geweckt, Joseph Bodger zum Vorschein, und schlug den Weg nach der unweit der Straßenecke gelegenen Barbierstube ein. Der untere Theil der Ladenfenster war weiß übertüncht, um den unbefugten Einblick in das Innere zu verhindern, an der Thür hing ein Schild mit folgender Inschrift:

Vertrau' Dein Haar Jones' Sorgfalt an,
Denn besser kann's kein anderer Mann!

Dieser vertrauenerweckenden Einladung folgend, trat Joseph ein, setzte sich auf einen leeren Stuhl, legte den Kopf zurück, und sein stachliches Kinn wurde alsbald mit warmem Seifenschaume bearbeitet.

„Gut' Morgen, Joseph!“ sagte Herr Jones, dem sein eigenes glänzendschwarzes Haar und der gekräuselte Bart als bestes Aushängeschild dienten. „Ein rechter Stoppelbart“, fuhr er geringschätzig fort, während er das Messer, vor Beginn der Arbeit, in gefährlicher Nähe von Josephs Nase abzog. „Um Sie, mein Freund, zu rasieren, bedarf es einer kräftigen Hand. Nun, wie ist's jetzt?“ schloß er nach vollendetem Geschäfte, sich vertraulich vornüber lehnend, — „hab' ich's recht gemacht?“

Joseph stand, äußerlich ein verwandelter Mann, vom Sessel auf. So nützlich wird ein Penny selten angewendet — er gab sogar noch einen zweiten aus, kaufte sich die Sonntag-Morgenzeitung und schlenderte mit dieser in der Tasche nach dem Hyde-Park. Dort streckte er sich in der Nähe des Marmorbogens in's Gras und begann den Polizeibericht zu lesen. Kaum hatte er das Blatt geöffnet, so war auch seine ganze Aufmerksamkeit durch folgenden Artikel gefesselt:

Ein spurlos verschwundener Dichter.

„Herr Derwent, der wohlbekannte Verfasser zahlreicher, reizender Dichtungen und volksthümlicher Erzählungen für die Kinderwelt, ist kürzlich unter höchst geheimnißvollen Umständen aus seinem Hause verschwunden. Des Dichters Gattin, an der er mit inniger, leidenschaftlicher Liebe hing, war nach langer, schmerzhafter Krankheit gestorben und wurde am 4. dieses Monats, Dienstag Nachmittag, zu ihrer letzten Ruhestätte gebracht.

„Herr Derwent, der mit seiner einzigen Tochter den herben Verlust beweinte, folgte dem Sarge nach dem Gottesacker, sah die theure Leiche in die Gruft senken und kehrte hierauf nach seinem Heim zurück, dem am Rande des freundlichen Dorfes Rookfield gelegenen, von ihm selbst „das Krähennest“ benannten Landhause.

„Wiewohl schwer gebeugt und in traurigster Gemüthsstimmung, ob des erlittenen Schicksalsschlages, schien Herr Derwent sowohl geistig als körperlich vollkommen gesund. Nachdem er gespeist und mit seiner Tochter den Abend verbracht hatte, wobei nichts in seinem Benehmen den leisesten Verdacht irgend einer geheimen Absicht aufkommen ließ, zog er sich zur Nachtruhe in sein eigenes Zimmer zurück.

„Mittwoch morgens fand eine Dienerin die Thür der Eingangshalle unverriegelt, ein Umstand, der keinerlei Befremden hervorrief, da Herr Dervent vor dem Frühstück häufig spazieren zu gehen pflegte.

„Die Frühstücksstunde kam, doch nicht der Hausherr. Sein Bett war unberührt, und er ist seither nicht wieder gesehen worden. Der hochgeschätzte Schriftsteller, der nicht nur von allen geliebt wurde, die ihn kannten, sondern auch wegen seiner gemüthvollen, geistreichen Werke die Gunst des großen Publikums im hohen Maße genoß, blieb für die Seinen und die um ihn trauernden Freunde spurlos verschwunden.

„Das sonst so stille, friedliche Dorf war überdies während der Nacht von Dienstag auf Mittwoch, in welcher der unglückliche Dichter einem dunkeln Schicksal zum Opfer fiel, der Schauplatz einer zweiten Missethat. In dem von Oberst Askew bewohnten Herrenhause, das einige hundert Meter vom Krähenneste entfernt liegt, wurde zur selben Zeit ein Einbruchsdiebstahl verübt und eine beträchtliche Menge Silbergeräthe entwendet.

„Von dem Wunsche beseelt, unseren Lesern die genauesten Einzelheiten des ebenso traurigen als geheimnißvollen Vorganges zu bieten, sandten wir gestern einen Berichterstatter nach Rookfield. Fräulein Derwent wollte ihm zuerst keine Unterredung gewähren, als man ihr jedoch bedeutete, daß die Veröffentlichung aller Nebenumstände durch ein soviel gelesenes Blatt, wie das unsere, zweifellos die Entdeckung erleichtern würde, willigte sie endlich ein, unseren Berichterstatter zu empfangen.

Die Unterredung unseres Berichterstatters mit der Tochter des vermißten Dichters.

„Das „Krähennest“ kann ohne Uebertreibung als ein ideales Dichterheim bezeichnet werden. Am Ausgang eines malerisch gelegenen Dorfes erbaut, anderthalb Meilen von der nächsten Eisenbahnstation entfernt, bietet es den genußreichsten Fernblick über den sanftgeschwellten Forst von Rookfield.

„Das Haus ist nicht hoch, doch geräumig, von einem ausgedehnten Garten umgeben, in dem der gelbe Frühlingssafran bereits die saftigen Knospen sprengt. Schlingpflanzen umrankten die

Fenster und auf den frisch hergerichteten Blumenbeeten, die das Haus von der wenig befahrenen Landstraße trennen, wird bald der purpurne Rhododendron in Blüthe prangen.

„Fräulein Derwent empfing unseren Berichterstatter in einem entzückenden, alterthümlichen Gemache, dessen Wände unten mit Eichenholz getäfelt, oben durch engbestellte Bücher-Regale gänzlich verdeckt sind.

„Fräulein Florence Derwent ist eine reizende, junge Dame von 19 Jahren, groß, vornehm und schön, in tiefe Trauer gekleidet. Trotz ihrer offenbaren Selbstbeherrschung genügte ein zufälliges Wort, eine flüchtige Anspielung, um ihre sanfte Stimme zu erschüttern, ihre grauen Augen mit einem Thränenflore zu verschleiern.

„Dies war also des Dichters Zimmer'" begann unser Reporter. „Die Geburtsstätte edler Gedanken, die von hier aus die Welt durchwanderten."

„Es war meines Vaters Studierzimmer," bestätigte Fräulein Derwent. „Jeden Morgen, soweit meine Erinnerung zurückgreift, saß er an diesem Tische — unfaßbar scheint es mir, ihn nie mehr hier zu sehen!"

„Sollte dies wirklich außer Möglichkeit liegen, verehrtes Fräulein?"

„Die Hoffnung ist gering!" rief sie erregt „wenn er noch lebt, warum kehrt nicht zurück? Dienstag Abend sah ich ihn zum letztenmal — heute haben wir Samstag und kein Wort, kein Zeichen von ihm hat uns erreicht. Er hatte keinen Feind auf Erden — alle liebten und schätzten ihn — wer konnte diesem Mann ein Unrecht zufügen?"

„Man stellt die Vermuthung auf, er habe sich möglicherweise selbst ein Leid angethan."

„Diese Erklärung ist für jeden, der seinen Charakter und seine Lebensweise kennt, ausgeschlossen," antwortete sie lebhaft, „selbst Inspektor Holt glaubt nicht an seinen Tod; wie aber könnte er leben und mich in dieser Ungewißheit lassen!"

„Inspektor Holt scheint demnach die Annahme nicht zu verwerfen, Her Derwent sei in die Hände von Räubern gefallen?" warf unser Berichterstatter ein.

„Was hätte einen Dieb oder Räuber an meinem Vater verlocken sollen? Er trug niemals Werthsachen bei sich, nur eine Uhr, die ohne Kette in seiner Tasche steckte. Wenn er, wie ich annehmen muß, nach dem Kirchhofe ging, um der Mutter Grab zu besuchen, so verfolgte er die gewohnte Straße, die in geringen Zwischenräumen mit Häusern besetzt ist; auch war er ein starker Mann — er hätte kräftigen Widerstand geleistet und durch seinen Hilferuf die Nachbarschaft aus dem Schlafe geweckt."

„Wenn Sie, mein Fräulein, eine Sie vielleicht peinlich berührende Frage entschuldigen wollen — bemerkten Sie Dienstag Abend nichts Außergewöhnliches in Ihres Vaters Benehmen?"

„Nicht das geringste," lautete die entschiedene Antwort. „Dr. Viret, der ihn nach Hause begleitete, als das Begräbniß vorüber war, kann bezeugen, daß niemand zurechnungsfähiger sein konnte, als der arme Vermißte."

„Dr. Viret? meinen Sie den berühmten Pathologen?"

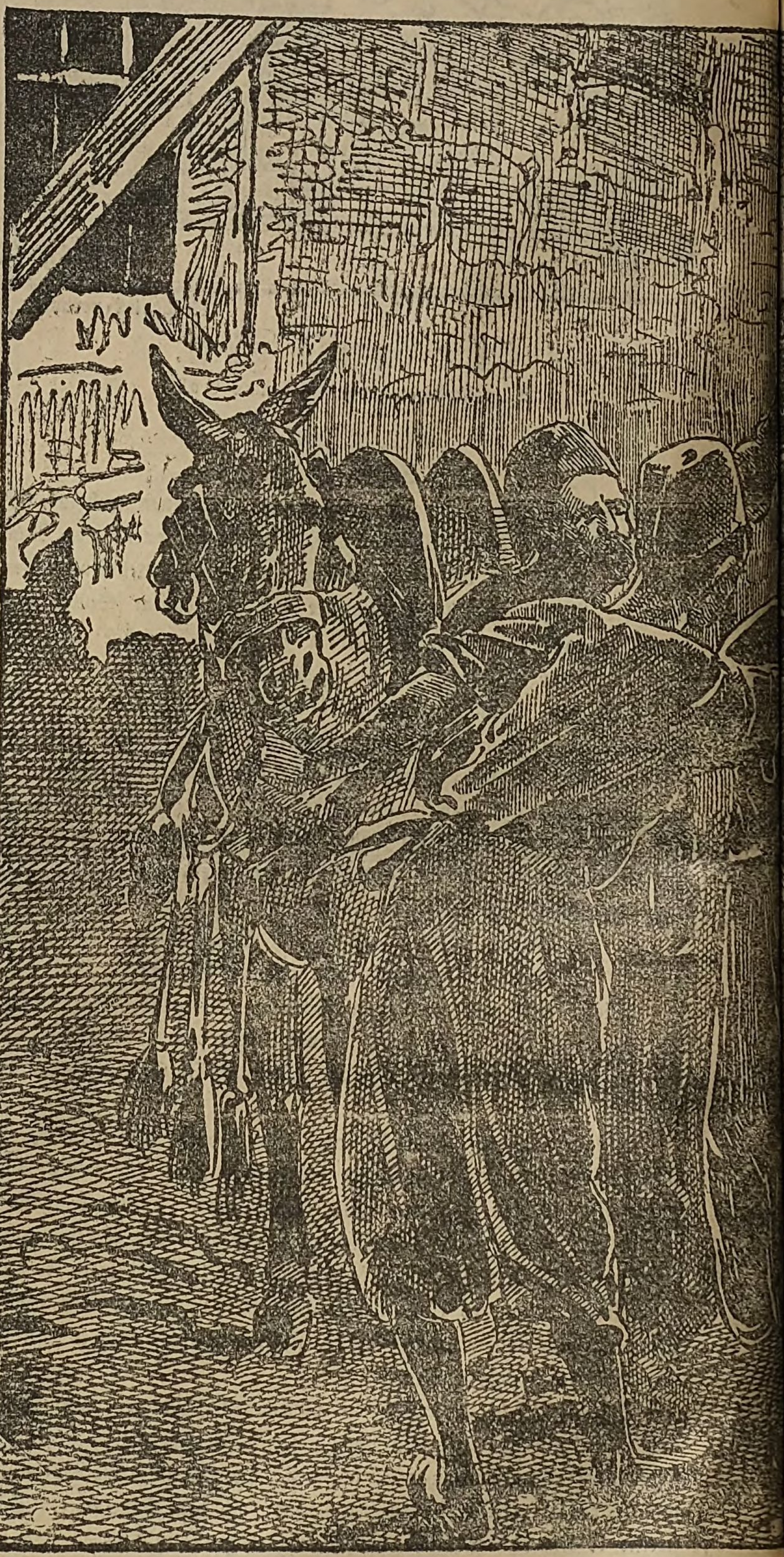
„Denselben — er übt keine Praxis, da aber unser Hausarzt in dem fünf Meilen entfernten Wisborough wohnt, und die Krankheit meiner Mutter oft schleunige Hilfe, selbst bei Nacht, erheischte, so nahm sich Dr. Viret auf die Bitte seines Berufsgenossen ausnahmsweise dieses Falles an."

„Darf ich fragen, welcher Art die Krankheit Ihrer Mutter gewesen?"

„Ihr Tod wurde durch ein Zusammentreffen mannigfacher Leiden herbeigeführt — ursprünglich jedoch litt sie am Wangenkrebs."

„Ich glaube, Dr. Viret ist Spezialist für Krebsleiden?"

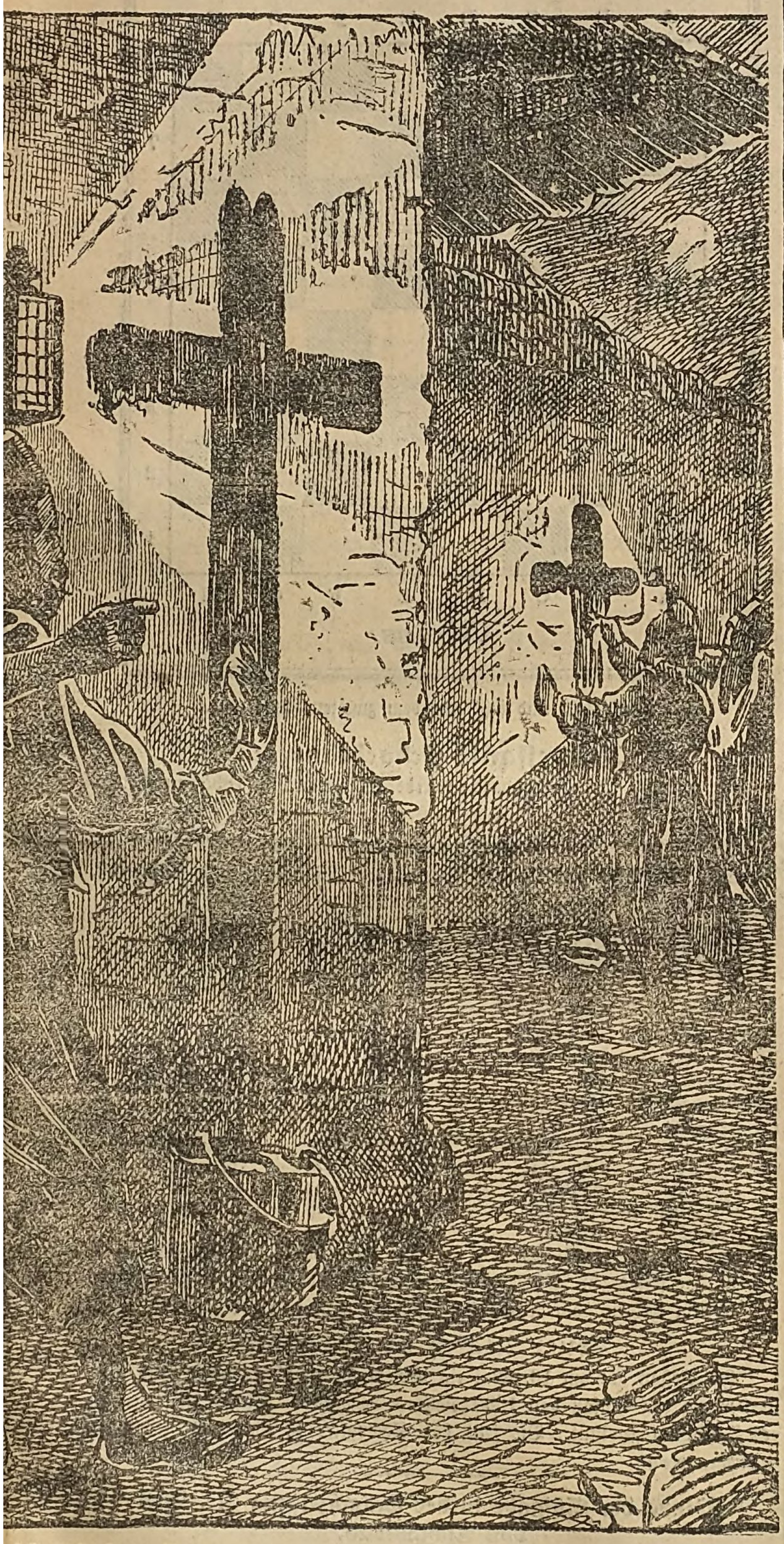
„Er zeigte in der That wissenschaftliches Interesse für meiner Mutter Krankheit — besondere Erscheinungen, die ich nicht imstande bin, Ihnen näher zu erklären, begleiteten den Verlauf des Leidens. Schließlich übernahm Dr. Viret, der in unserer nächsten Nähe wohnt, die alleinige Behandlung — Dr. Brown sprach nur gelegentlich vor — und ich konnte seither seine Güte und Sorgfalt für unsere theure Kranke nicht dankbar genug anerkennen."



Das blutige Kreu

„Nach einem weiteren, höchst anregenden Gespräche über des Dichters letzte Arbeiten, bat unser Gewährsmann um die Erlaubniß, das Zimmer sehen zu dürfen, in dem Herr Derwent sich zuletzt aufgehalten. Erst nach sichtlichem Zögern geleitete ihn Fräulein Derwent die Treppe zum ersten Stockwerke hinauf nach einem kleinen einfachen Schlafgemach. Einige ausgewählte Kupferstiche schmückten die Wände, auf dem Ankleidetische lag eine vielgelesene Bibel, und neben dem alterthümlichen Ofen stand ein mit Kattun überzogener Lehnstuhl.

„Ich sagte meinem Vater unten in seiner Studierstube gute Nacht," erzählte Fräulein Derwent; kaum war ich nach meinem hier oben gelegenen Zimmer gegangen, als ich seine Stimme hörte. O, wie erschütternd ist es, Zeuge des tiefsten Seelenschmerzens eines starken Mannes zu sein! Mein Vater stand am Fuße der Stiege,



...eichen des Hasses.

blickte aufwärts und rief in thränenerstickten, herzzerreißenden Tönen den Namen meiner Mutter: „Alice! Alice!" Wir hatten sie erst am Nachmittag zu Grabe getragen. Ich eilte hinab, nahm zärtlich seine Hand und führte ihn hieher in sein Schlafzimmer, wo ich ihn nochmals küßte, um ihn nach einiger Zeit, scheinbar beruhigt, zu verlassen. Als ich ihn zum letzten Mal sah, saß er in diesem Lehnstuhl — kurz darauf schlug es 11 Uhr — seither ist jede Spur von ihm verschwunden."

„Doch nicht so ganz", flüsterte Joseph Bodger, seine Lektüre unterbrechend. „Einer hat ihn noch später gesehen — und das bin ich! Schwören möchte ich, daß er es war, als ob ich es hier schwarz auf weiß gelesen hätte."

Das Zeitungsblatt zusammenfaltend, überblickte Joseph die erste Seite und fand gleich obenan die folgende Anzeige:

„1000 Pfund Belohnung!

„Roderich Derwent ist in der Nacht vom 4. auf 5. März aus seinem Hause verschwunden. Der Vermißte ist 55 Jahre alt, 5 Fuß $4^1/_4$ Zoll groß, breitschulterig gebaut, hat lichtbraune, gekrauste, etwas mit grau gemischte Haare, dünnen Schnurr- und Backenbart, breites blühendes Gesicht, war mit schwarzem Ueberrock und Filzhut bekleidet, wurde zuletzt im „Krähennest", Rockfield, Suffex, gesehen.

„Die oben genannte Belohnung wird demjenigen ausbezahlt, welcher im Stande ist, Angaben zu machen, die entweder zur Auffindung des Vermißten, oder, falls sein Tod sich bestätigt, zur Entdeckung des Mörders führen.

„Nähere Auskunft bei Edwards Sohn und Mathews, Rechtsanwälte, Nr. —, Old Jewry, E. C."

„Ich wette, das paßt in meinen Kram," murmelte Joseph, sich aus dem Grase erhebend. Hatte er den hier beschriebenen Mann doch später als alle andern zu Gesicht bekommen, und obendrein ein Weib, das ihm unmittelbar folgte! „Da gibt's Geld zu verdienen," dachte er weiter, indem er seinen Platz beim Marmorbogen verließ, „diese 1000 Pfund sollen mein werden."

(Fortsetzung folgt.)

Das blutige Kreuz als Zeichen des Hasses.

Als im Mittelalter das „große Sterben", die schwarze Pest, vernichtend durch Europa zog, da wußten sich die armen geängstigten Menschen keinen anderen Schutz von der verderblichen Ansteckung, als daß sie die Häuser, in denen Jemand von der schrecklichen Seuche ergriffen worden war, mit einem weißen Kreuze versahen, einem Warnungszeichen, damit sich Jedermann, den nicht Christenpflicht dahin führte, von ihnen fernhalte.

Seither hat das Kreuz nur als Symbol für die Werke edelster Nächstenliebe Verwendung gefunden, als rothes Kreuz, als weißes Kreuz und in jüngster Zeit als goldenes Kreuz.

Sich eines mit Blut hingemalten Kreuzes als Merkzeichen des Hasses zu bedienen, das blieb den fanatischen Mohamedanern vorbehalten. Sie haben diese Kennzeichnung auf der Insel Kreta in Anwendung gebracht, um die Häuser, in denen sie ihrer Mordlust ungestraft und ohne Rücksicht fröhnen durften, von denjenigen zu unterscheiden, die von Anhängern des Propheten bewohnt waren. Unser umstehendes Bild stellt die blutgierigen Türken bei dieser schauerlichen Beschäftigung dar.

Wie unseren Lesern bekannt ist, scheint sich in neuester Zeit der mohamedanische Fanatismus in einer Weise zu vergrößern, die die höchste Besorgniß erwecken mußte, wenn man sich nicht andererseits zur Beruhigung sagen dürfte, daß dies vielleicht das letzte Aufflackern dieser Religion des Hasses gegen das Christenthum ist.

Der seinerzeit vielgenannte „kranke Mann", das osmanische Reich, scheint sich gegenwärtig in den letzten Zuckungen eines absterbenden Lebens zu befinden. In den verschiedensten Gegenden des, trotz aller im Laufe der Jahre vorgenommenen Amputationen, noch immer ausgedehnten Reiches beginnt es in unheimlicher Weise zu gähren und überall ist es der Gegensatz zwischen Christenthum und Mohamedanismus, der die blutigen Aufstände mit ihren Greueln zur Folge hat; in Armenien, bei den Drusen auf den Libanon und zuletzt in Kreta.

Seit Monaten folgten sich ununterbrochen die Berichte über die Schandthaten, die von Türken gegenüber den christlichen Bewohnern

des Osmanenreiches verübt worden sind, Tausende und Abertausende von Christen sind bereits in grausamster Weise hingemordet worden und wenn es dem Einschreiten der bewaffneten Macht gelingt, an einem Orte die Ruhe, die Ruhe des Friedhofes, herzustellen, flammt an zehn andern Orten die Flamme der Empörung auf, immer von neuem genährt durch die Thaten des Hasses, durch die der in den letzten Zügen liegende Koranglaube sich an den Bekennern des Christusglaubens zu rächen sucht, so lange er noch die Macht in Händen hat.

Und die Diplomatie steht unthätig zu, von der Besorgniß gelähmt, daß, bei dem allfälligen Entschreiten einer Macht, die andern oder einige von den andern bei der schließlich doch unvermeidlichen Theilung der Türkei zu kurz kommen könnten. Und geschützt von der gegenseitigen Eifersucht der Mächte, kann der mohamedanische Fanatismus auch weiterhin seine blutigen Orgien feiern.

Humoristisches.

(Ausgleich.) Vater zum Freier: „Ja, wenn Sie für meine Aelteste einen Mann finden, dann kriegen Sie meine Jüngste."

(Die verkannte Wagendeichsel.) Kamen da kürzlich zwei Schwarzwaldbauern nach der schwäbischen Residenz. Als sie aus dem Bahnhofgebäude heraustraten, betrachteten sie staunend die elektrischen Straßenbahnwagen auf der nahen Zentralhaltestelle. „Guck au do na," sagte plötzlich der Eine, „jetzt machet die narrete Schtuagerter d' Wagadeichsel oba na." Sprachs und verschwand mit einem Kollegen in der nächsten Restauration, um sich von seinem Schrecken zu erholen.

(Auch eine Mitgift.) Erster Schnorer: „Nu, Schmul, ich hab gehört, Du verheiratest Deine Tochter. Was gibst Du ihr denn mit?"

Zweiter Schnorer: „Ich geb' ihr mit — die Provinzen Posen und Westpreußen."

Erster Schnorer: „Wie haißt, die Provinzen Posen und Westpreußen?"

Zweiter Schnorer: „Nu, do werd' ich künftig nicht mehr schnoren gehen."

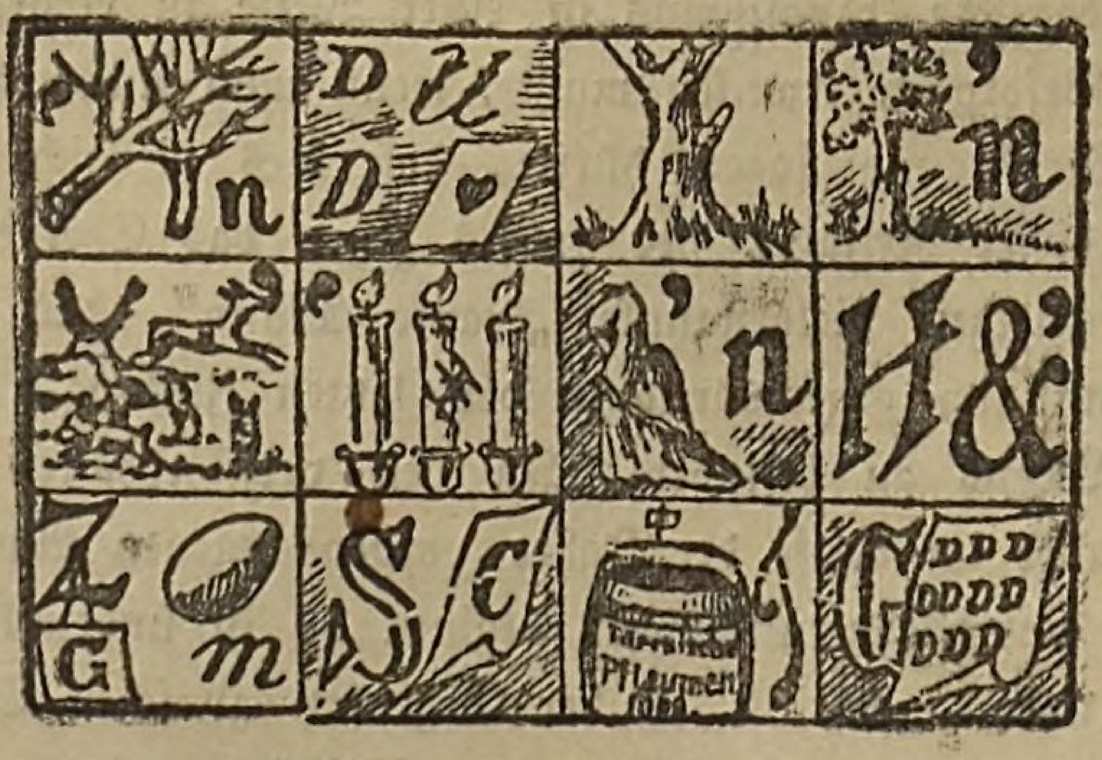
(Stoßseufzer.) Junge Hausfrau: „Gott sei Dank mit dem Kochen bin ich fertig, wenn's nur auch schon gegessen wär'!"

Logogriph.

Ganz sind wir dunkel wie die Nacht,
Und doch gezeugt in Mittagspracht;
Ein Zeichen weg, dein armer Kopf
Wird ohne uns ein leerer Topf.

Bilderräthsel.

(Rösselsprung.)

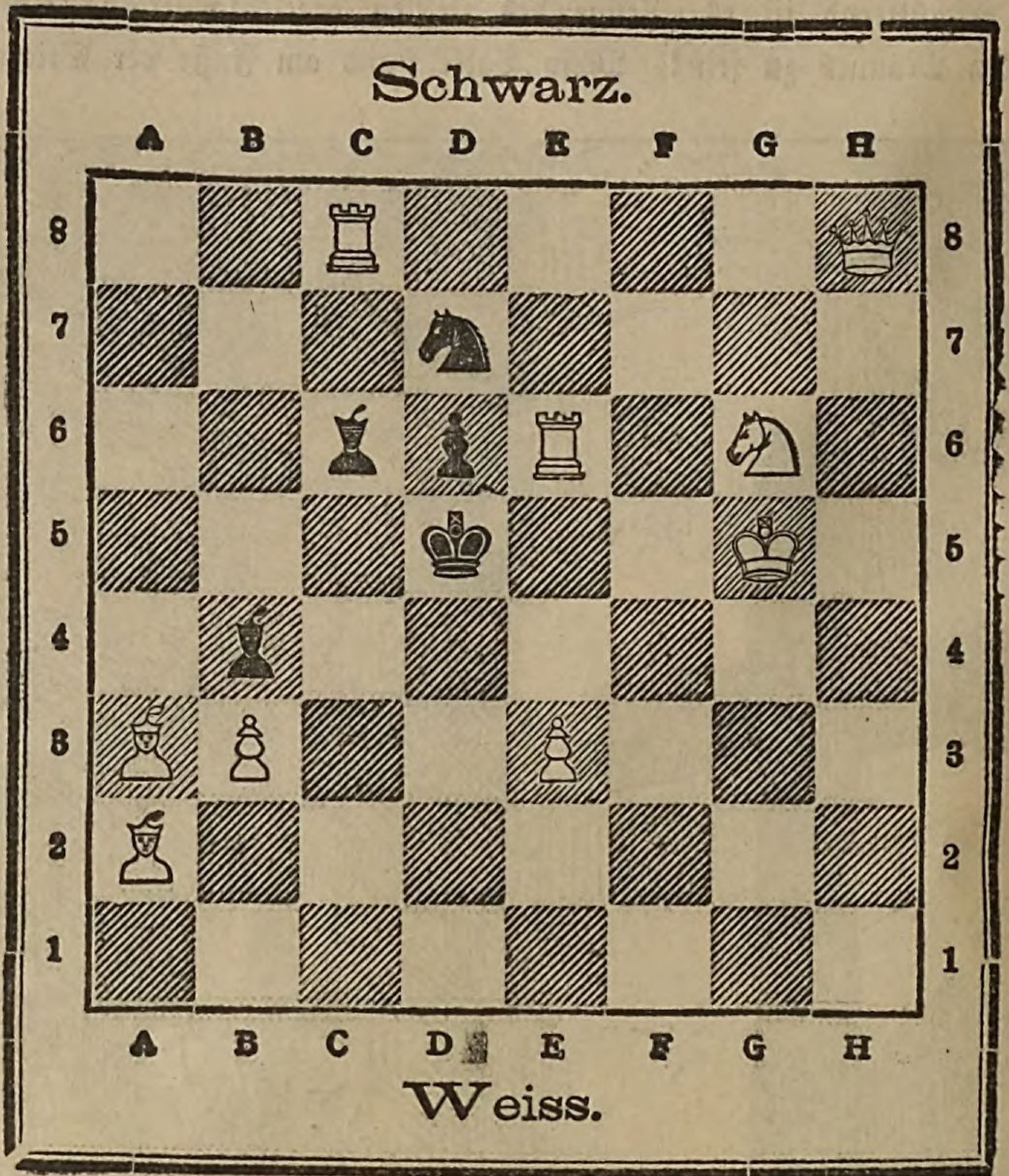


Auflösung des Logogriphs in Nr. 65:
Greis, Reis, Eis.

Schachzeitung № 210.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von W. Mayerhofer in Newyork.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Die folgende Berathungspartie wurde im November 1895 zu Petersburg gespielt.

Vierspringerspiel.

Weiß: Schiffers und Lerin. Schwarz: Tschigorin und Sabonroff.

1. e2—e4	e7—e5	18. Sf5—g3	f6—f5
2. Sg1—f3	Sb8—c6	19. Df3—h5	Kg8—h8
3. Sb1—c3	Sg8—f6	20. Dh5—g5	f7—f6
4. Lf1—b5	Lf8—b4	21. Dg5—h6	f5—f4
5. o—o	o—o	22. Sg3—h5	Dd7—e7
6. d2—d3	Lb4×c3	23. Tf1—e1	Tf8—e8 (a)
7. b2×c3	Dd8—e7	24. f2—f3	Ta8—b8
8. Lc1—g5	Sc6—d8	25. Ta1—b1	Lc8—f5
9. Sf3—h4	Sd8—e6	26. g2—g4	f4×g3 e. p.
10. Sh4—f5	De7—d8	27. h2×g3	Tb8—d8
11. Lg5—h4	c7—c6	28. g3—g4	Lf5—c8
12. Lb5—c4	d7—d5	29. Te1—e2	Td8—d6
13. e4×d5	Se6—f4	30. Tb1—b8	Sg6—h4
14. Lg5×f6	g7×f6	31. Dh6—e3	Lc8—d7
15. Dd1—g4 +	Sf4—g6	32. Tb8×e8 +	Ld7×e8
16. d5×c6	b7×c6	33. Te2—h2	f6—f5 (b)
17. Dg4—f3	Dd8—d7	34. Th2×h4	Aufgegeben.

a) Die schwarzen Thürme suchen vergeblich Aktionsfreiheit zu erlangen

b) Ein Fehler, doch befand sich Schwarz ohnehin im Nachtheil.

Neuer Match in Amerika.

In Boston hat am 16. Mai ein Wettkampf zwischen Barry und Showalter um den Einsatz von 1000 Dollars begonnen. Sieger ist, wer zu erst 7 Partien gewinnt. Bis jetzt hat Showalter 4, Barry 1 gewonnen 3 blieben remis.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 206 von Chocholous.

1. Lf5—c2 / Tb5×a5, Lg7×h8	2. Td6—e6 + / Beliebig	3. Lc2-b3, Lf2-e3 ‡
1. . . . . . . / K×d6	2. Da5—d8 + / Kd6—e5	3. Sh8—g6 ‡
1. . . . . . . / T×d5	2. Da5—c5 / Beliebig.	3. Lf2-g3, Dc5-e3, Sh8-g6 ‡
1. . . . . . . / La8×d5	2. Sh8—f7 + / Ke5—f4	3. Da5—d2 ‡

Anderes ähnlich.

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger und Zach. Inhofer in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von R. Kern, B. H.—, Gustav Schmidt, J. B. Schuler und R. Weiß.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 69. Freitag den 10. Juli. 1896

4 (Nachdruck verboten.)

Eine dunkle That.

Kriminal-Roman von Thomas Cobb.

Den Schutz des Maulbeerbaums verlassend, stahl sich Joseph längs der Hecke, die das „Krähennest“ von der „Waldaussicht“ trennte, so weit vor, bis er eine Lücke in derselben entdeckte. Mit so wenig Geräusch als möglich kroch er hindurch und schlich auf der andern Seite behutsam vorwärts bis zu dem Zaun, welcher die Grenze von Owen Fairfords Grundstück bildete. Ebenso wie vor dem Hause standen auch hier einige Lindenbäume, deren Stämme sich in dichtem Gebüsch verbargen. Als Joseph durch das Blätterwerk in's Freie lugte, bemerkte er dieselbe dunkle Gestalt, die er Dienstag Nacht gesehen und die nun langsam den breiten Kiesweg vor dem Hause auf und nieder ging.

Wieder machte ihr unheimlicher Anblick sein Blut erstarren, als er sie in aufrechter Haltung mit steifem Oberkörper, und plumpen, weitausgreifenden, männlichen Schritten einherwandeln sah, in Schwarz gekleidet, dicht verschleiert, die großen, weißen Hände an den Seiten niederhängend. Nicht lange, so blieb sie vor der Thür stehen, durch deren Spalt ein blasses Licht über den Gartenpfad leuchtete, zog einen Schlüssel aus der Tasche, steckte ihn in's Schloß — Joseph hörte das Klirren des Metalles — öffnete und verschwand im Innern des Hauses.

Die „Waldaussicht“ zählte zu den ältesten Gebäuden Rookfields. Der schmale Eingang hatte ein Schutzdach und an jeder Seite ein Fenster, während sich zur Rechten ein niederer Stall an das Hauptgebäude anschloß. Der untere Theil des Hauses bestand aus dunkelrothen Ziegeln; beim oberen Stockwerk sah man dagegen bis zum überhängenden Dach hinauf das vergipste Holzgebälk. An den Fenstern waren außen Gitterläden, innen Rollvorhänge angebracht.

Nachdem es Joseph gelungen war, auf so unerwartete Weise den Wohnort der geheimnißvollen Frau zu entdecken, galt es zunächst, ihre Person und Lebensverhältnisse festzustellen. Für den Augenblick verbot die vorgerückte Stunde jede weitere Nachforschung; Joseph verließ daher seinen Schlupfwinkel und strich umher, bis er endlich in einem Heuschober eine passende Schlafstätte fand.

Gegen sieben Uhr am folgenden Abend nahm er seinen Schlachtplan von neuem auf, jedoch mit offenem Visier, indem er sich bei Owen Fairfords Haus ungescheut zur Beobachtung aufstellte. Als er kaum eine Viertelstunde gewartet hatte, belohnte ihn das Erscheinen eines jungen, schmucken Frauenzimmers von auffallend zierlicher Gestalt. Sie trug eine knapp anschließende schwarze Tuchjacke, einen blauen Rock, just kurz genug, um ein paar niedlicher Schuhe hervorsehen zu lassen, dazu ein schwarzes, mit herausfordernd rother Feder geschmücktes Hütchen, das dem runden, hübschen, frischwangigen Gesichte vortrefflich stand.

Es war Sarah nie so recht klar geworden, warum sie eine Stelle auf dem Lande angenommen. Sie hatte sich heute zu einem Ausgange entschlossen, weil es gerade ihr freier Abend war, denn der Unterhaltung wegen, die Rookfield bot, hätte sie ebenso gut zu Hause bleiben können. Ohne bestimmtes Ziel wandelte sie durch den Garten zum Gitterthore hinaus, als ihr Blick auf einen jungen Mann fiel, der den hohen Spitzhut verwegen auf sein großes linkes Ohr gedrückt trug und ein Spazierstöckchen in prahlerisch-ungezwungener Weise handhabte.

Er trat rasch auf die Seite, um sie vorbei zu lassen, doch kaum war Sarah einige Schritte weiter gegangen, als ihr einfiel, daß sie ihren Sonnenschirm vergessen hatte. Es war der Blüthenmond der Narzissen und Primeln, die Stunde halb acht vorbei — doch schien es ihr gerathen, umzukehren, und den genannten nützlichen Gegenstand zu holen, bevor sie ihren Spaziergang fortsetzte.

Diesmal wich der junge Mann nicht mehr aus, sondern entschuldigte sich artig, daß er ihren Weg kreuze. Sie faßte ihn genauer in's Auge und bemerkte zu ihrem Erstaunen, daß seine welkes, spitziges Gesicht älter aussah, als die geschmeidige Gestalt es vermuthen ließ.

„Bitte um Vergebung, Fräulein,“ sagte Joseph, „ich wollte Ihnen gewiß nicht im Lichte stehen, in keiner Beziehung — ich wollte nur fragen, ob ich auf dem rechten Wege bin.“

Keiner Abweisung begegnend, schleuderte Joseph an Sarahs Seite dem Dorfe zu.

„Wie reizend Sie wohnen!“ fuhr er gesprächig fort — „ein nettes, kleines Schlößchen, so was man ein heimliches Nestchen nennt; ich möchte wetten, ein hübscher kleiner Hausstand darin?“

„Der Hausstand besteht nur aus Frau Cowdrey und mir,“ antwortete Sarah schnippich, „wir haben nicht Raum genug für viele Leute.“

„Wer ist Frau Cawdrey?“

„Alles in allem; Köchin, Wirthschafterin und Hausfrau zugleich,“

„Dann sind Sie ja nur zu zweien im Hause?“

„Wir möchten gern einen männlichen Diener haben, wenn ein tauglicher zu finden wäre; die Bearbeitung des Gartens nimmt jetzt Herrn Fairfords ganze Zeit in Anspruch — ach Gott, meine Lust wäre das Umgraben gerade nicht — Herr Fairford thut es zwar mit großem Eifer, ermüdet aber zu rasch bei der Arbeit — dann wären auch die Stiefel und Eßbestecke zu putzen, nur müßte der Mann über dem leeren Stalle schlafen und das schreckte bisher jeden ab.“

„Wirklich — trotz Ihrer Nähe — das wundert mich,“ erwiderte Joseph galant. „Ist im Hause selbst gar kein Raum, oder sollte die Familie so zahlreich sein?“

„Es ist niemand im Hause außer Frau Cawdrey, mir und Herrn Fairford“ wiederholte Sarah. „Wir sind überhaupt erst seit zwei Monaten da, wir kamen im Januar — ich könnte nicht behaupten, daß die Reise angenehm war.“

„Schade, daß Sie mich nicht zur Hilfe hatten!“ warf Joseph ein. „Nun, und wie war's dann weiter?“

„Ach, ich erinnere mich noch ganz wohl. An einem Mittwoch kamen wir, ich und Frau Cawdrey, die mich in London in ihre Dienste genommen, mit dem großen Gepäck hier an. Wir fanden Herrn Fairford im Hause, doch reiste er dieselbe Nacht ab. Als wir Freitag mit der Einrichtung fertig geworden und das Haus schlossen, war er noch immer abwesend; ich dachte daher, es träfe mich der Schlag, als ich ihn Samstag früh vor mir stehen sah."

„Er war demnach während der Nacht heimgekehrt?"

„Natürlich," rief Sarah, „doch konnte er bestimmt keinen Eisenbahnzug benützt haben. Ich vermuthe, Frau Cawdrey hat ihn hereingelassen. Auf jeden Fall stand er Samstag morgens im Vorsaal, um mich weidlich zu erschrecken."

Damit endete Sarahs erste Unterredung mit Joseph. Sie war nicht wenig erstaunt, ihm am nächsten Vormittag gegen elf Uhr auf den Stufen zur Hausflur zu begegnen.

„Ist Herr Fairford daheim?" fragte er, dem Mädchen vertraulich zunickend. „Ich hörte, man brauche hier einen geschickten Diener."

Allein gelassen auf dem mattenbelegten Vorplatze, während Sarah davonschwebte den Hausherrn zu benachrichtigen, benützte der neue Ankömmling die freie Minute zu einer flüchtigen Umschau. Linker Hand bemerkte er eine offene Thür, vermuthlich zum Empfangszimmer — im Hintergrunde führte die Stiege nach dem oberen Stockwerke, und dort sah Joseph eine Einrichtung, die seine Aufmerksamkeit sofort in hohem Grade erregte: Eine aus Brettern offenbar neu hergestellte Verschalung lief längs des Stiegenabsatzes von einer Wand zur andern, während eine kleine darin angebrachte Thür den Durchgang zur oberen Treppe bildete. Durch diese frisch angestrichene Holzwand war der erste Stock von den unteren Räumen vollkommen abgetrennt.

Noch starrte Joseph hinauf, nachdenklich überlegend, was oder wer dort oben verborgen sein mochte, als Sarah zurückkam, um ihn nach dem zur Rechten des Flures gelegenen Speisezimmer zu führen, einem geräumigen Gemache, mit gediegener Einrichtung, das jedoch etwas vernachlässigt aussah, als sorge keine Hausfrau für Ordnung und Behaglichkeit.

Fairford, der an dem gedeckten Frühstückstisch saß, legte bei Josephs Eintreten die Zeitung beiseite, stand auf und stellte sich, die Hände in den Taschen, vor das knisternde Feuer.

„Was wünschen Sie?" fragte er kurz, den Mann scharf in's Auge fassend.

„Entschuldigen Sie, ich hörte, Sie brauchten einen anstelligen Diener zu allerlei Hausarbeit."

Joseph nahm eine demüthige Haltung an; seine Züge waren zwar durchaus nicht einnehmend, auch schaute er Owen nicht gerade in's Gesicht, sondern schielte immer nach der eigenen Nasenspitze, aber in dem glatt gebürsteten, schwarzen Rocke und den reinlichen Beinkleidern konnte er ganz für einen Bedienten gelten, der eine neue Stellung sucht."

„Sind Sie aus hiesigem Orte?" forschte Owen weiter.

„Nein, ich war zwei Jahre in London, im Dienste des Obersten Hoskins, Bergstraße, Mayfair. Seit einem Monat bin ich ausgetreten, um meine Gesundheit zu kräftigen. Ich würde gern in dieser gesunden Gegend bleiben."

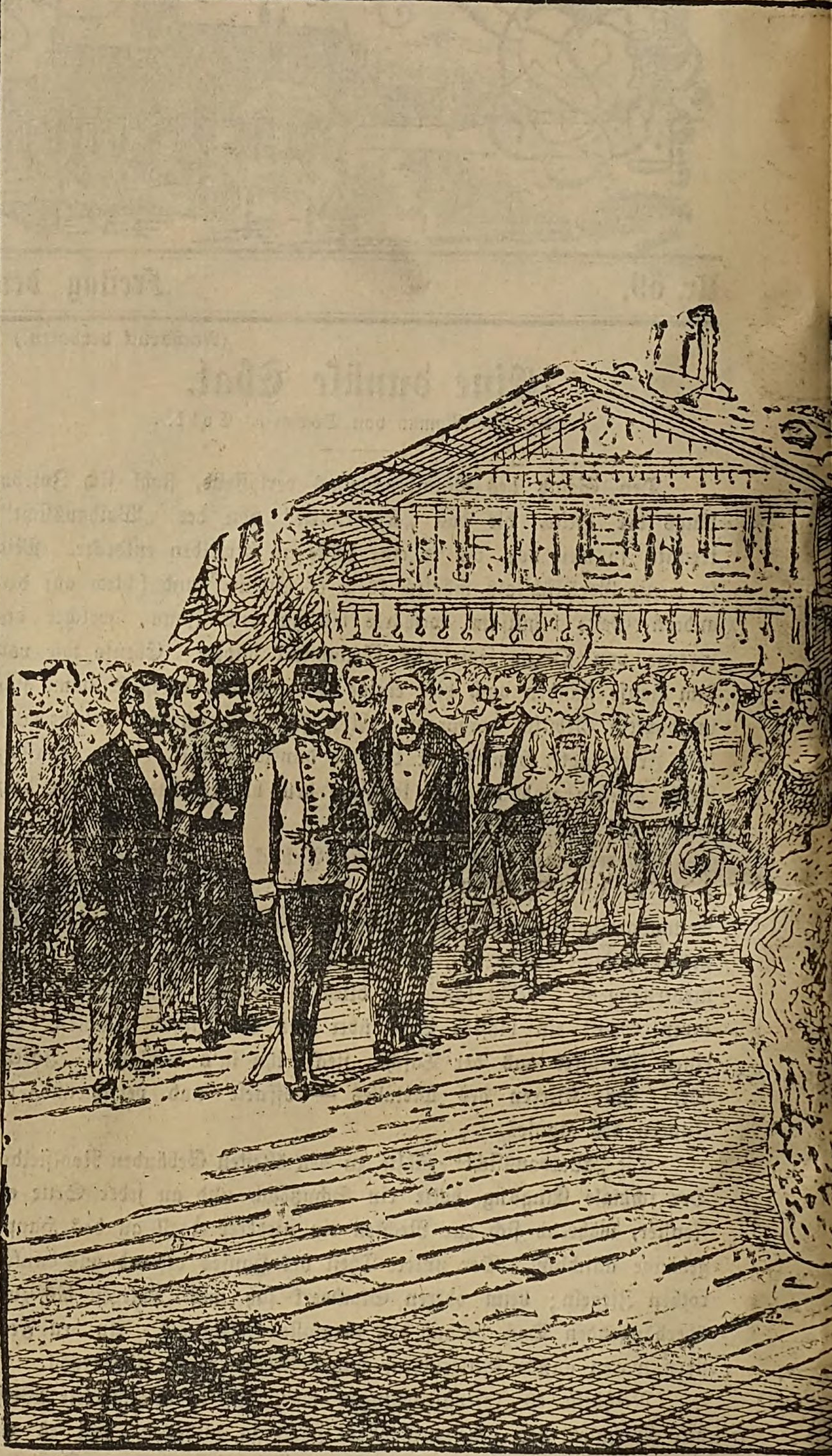
„Ich brauche keinen Bedienten", sagte Owen, „sondern einen tüchtigen Mann, um die Dienerinen zu unterstützen und den Garten zu bearbeiten."

„Die Liebe zur Gärtnerei ist mir zur zweiten Natur geworden — ich bin auf dem Lande geboren und aufgewachsen."

„Würden Sie Anstoß daran nehmen, über dem Stalle zu schlafen? Ich halte keine Pferde, erachte es aber für unpassend, einen Mann im Hause wohnen zu lassen."

„Mein Vater war Kutscher — wenn Sie mich wählen ließen, würde ich den Stall vorziehen — ich hab' da immer so ein Gefühl, als wäre ich zu Hause."

Nach einer kurzen Auseinandersetzung in Betreff des Lohnes, wobei sich Joseph durchaus nicht anspruchsvoll erwies, bemerkte Owen: „Vermuthlich besitzen Sie Zeugnisse?"



Der Kaiser von Oesterreich in der Tiroler Ausste[llung]

„Oberst Hoskins ist nach dem Auslande gereist", gab Bodger schlagfertig zur Antwort; „er wies mich behufs weiterer Empfehlung an seinen Haushofmeister und wenn Sie die Güte haben wollten, an ihn zu schreiben, so würden Sie nur das Beste von mir erfahren."

Owen nahm Papier und Bleistift aus der Tasche und fragte nach Josephs Namen.

„Wilhelm Saunders."

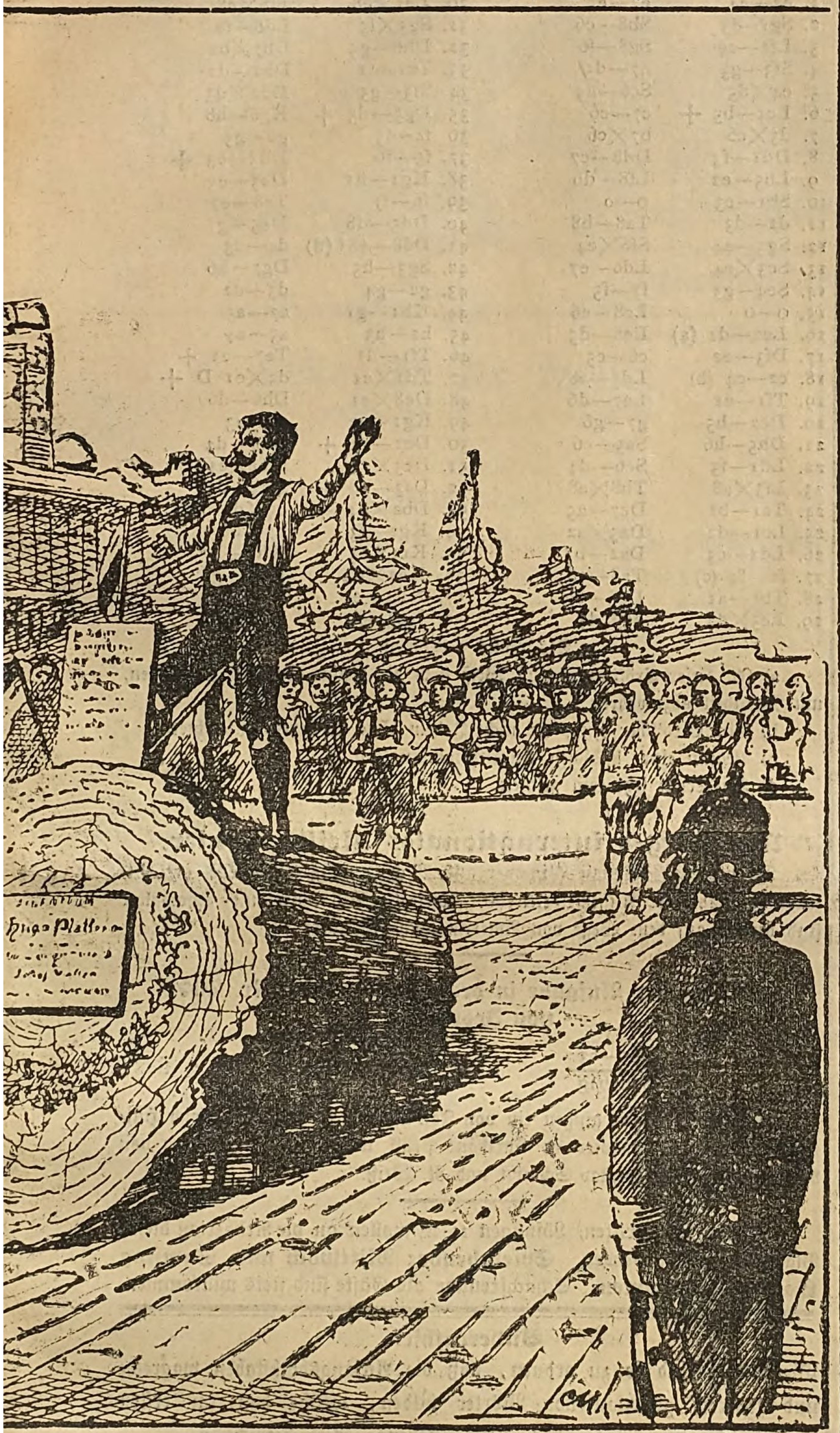
„Und Namen und Adresse des Haushofmeisters?"

„Herr Bodger, Euer Gnaden — Joseph Bodger, wohnt Seymourstraße Nr. —".

„Ich werde mich noch heute an Herrn Bodger wenden", schloß

Owen. „Wenn ich Günstiges über Sie höre, so können Sie nächsten Montag in meine Dienste treten. Wo trifft Sie ein Brief?"

„Bei Herrn Jones, Haarkünstler und Barbier, London, Weststraße Nr. 3. Ich sehe dem Zeugnisse ganz beruhigt entgegen; Niemand kann über mich etwas Nachtheiliges sagen."



ng. Vor dem vierhundert Jahre alten Nußbaume.

„In diesem Falle würde ich Sie benachrichtigen, und Sie könnten Montag Abend eintreten."

Damit verabschiedete Owen den höflichen Bewerber, der mit dem nächsten Zuge wieder nach der Hauptstadt zurückkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaiser von Oesterreich in der Tiroler Ausstellung.

In der Wiener Rotunde ist gegenwärtig eine Tiroler und Vorarlberger Fremdenverkehrs-Ausstellung installirt, die den Zweck hat, das Interesse für diese beiden Juwele unter den an Naturschönheiten so reichen Ländern Oesterreichs zu beleben und zu heben.

Die interessante kleine Ausstellung hatte am 30. v. M. ihren Ehrentag. Der österreichische Kaiser erschien nämlich an diesem Tage, einer Einladung des Komite's folgend, in der Rotunde. Geführt von den Ausstellungsfunktionären, besichtigte der Kaiser mit großem Interesse die Panoramen und die Herrlichkeiten Tirols und Vorarlbergs zeigenden Aquarelle und Photographien, sowie die zahlreichen anderen Gegenstände, die die Ausstellung enthält, und gab dabei wiederholt seiner Befriedigung und Anerkennung Ausdruck.

Als der Monarch den Rundgang beendet hatte und zum Westportale gekommen war, wo sich die schönen Heilmann'schen Panoramen befinden und wo das Lieblingsplätzchen der Ausstellungsbesucher ist, da man hier außer musikalischen Genüssen auch einen guten Tropfen Tirolerwein bekommt, wurden dem hohen Besucher alle Produktionen, über die die Ausstellung verfügt, vorgeführt. Die weibliche Schützenkapelle Kirchmaier empfing den Kaiser mit der Volkshymne, die Schuhplattler tanzten und die Tiroler Sängergesellschaft ließ eines ihrer schönsten Heimathlieder erklingen. Dann kamen die Miniatur-Schuhplattler, der Hans und die Resi Rieger, zwei putzige Kinder, die es den Alten genau abgeguckt haben, wie man regelrecht schuhplattelt.

Der Kaiser lachte herzlich über die originelle Scene und sprach sein Wohlgefallen aus. Den Schluß bildete die Vorführung einer Bauernhochzeit aus dem Passeyerthale. Nicht nur die Kostüme, auch die Theilnehmer waren echt, lauter Tiroler und Tirolerinnen, die sich prächtig ausnahmen in den kleidsamen Trachten. Vor der Musik sprang der „Goaserer" von Bozen, mit seinem bürgerlichen Namen Fritz Largajolli, ein lustiger Bursch voller Schnurren, der, nachdem sich die Hochzeitsleute an den Tisch gesetzt, auf einen Nußbaum sprang und eine humoristische Ansprache hielt, über die der Kaiser herzlich lachte.

Diese Szene stellt nun unser umstehendes Bild dar. Als die Tiroler dann den Kaiser umdrängten und ihm die Hände küßten, hatte die Feststimung ihren Höhepunkt erreicht. Der Monarch war sichtlich angenehm berührt von dem, was er in der Tiroler und Vorarlberger Fremden-Verkehrausstellung gesehen, und daß er diesem Gefühle auch Worte lieh, wird den Veranstaltern der Ausstellung der schönste Lohn für ihre Bemühungen sein.

Literarisches.

Kommentar zum neuen Viehversicherungsgesetz. Von diesem namentlich für unsere Landgemeinden so überaus wichtigen Gesetze, welches bekanntlich am 1. November d. J. in Kraft tritt, ist soeben in dem C. H. Beck'schen Verlage in München eine handliche Ausgabe mit werthvollen Erläuterungen für den praktischen Gebrauch erschienen. Der Herausgeber und Verfasser derselben ist der Ministerialrath Fr. von Thelemann in München von welchem auch der Entwurf des Viehversicherungsgesetzes herrührt. Dieser Umstand kommt natürlich seiner Auslegung des neuen Gesetzes in hohem Maße zu Gute und verleiht derselben eine ganz besondere Bedeutung. Außer dem genauen Gesetzestexte und den Erläuterungen desselben bringt die Ausgabe auch das Normalstatut für die schon bestehenden Ortsviehversicherungsvereine, welche der staatlichen Viehversicherungsanstalt auf Grund des neuen Gesetzes jetzt beitreten werden. Ebenso, und darauf glauben wir besonders aufmerksam machen zu sollen, sind die Vollzugsanweisungen und eine große Anzahl Formulare beigegeben, welche das Hineinfinden in das neue Gesetz außerordentlich erleichtern. Der Preis von Mk. 2.25 für den 212 Seiten zählenden kartonirten Band ist ein sehr niedriger zu nennen.

Humoristisches.

(Sicheres Mittel.) Bauer (zum Lehrer): „Herr Lehrer, 's Obst wird zeitig und da möcht' ich Sie halt bitten, daß S' beim nächsten Spaziergang auf'm Weg, der durch meine Obstgärten geht, die Buben fleißig singa lass'n, damit die Kerl net's ganze Obst abfress'n."

(Zur modernen Pädagogik.) „Erst werden unsere Töchter ausgebildet, dann eingebildet und zuletzt wissen Sie mit ihrer Bildung weder ein noch aus."

(Noch besser.) Junge Frau: „Du erlaubst doch, lieber Oskar, daß ich zu Weihnachten Mama einlade?"

Mann: „Warum nicht — meinetwegen kannst du sie sogar — an den Christbaum hängen!"

Homonyme.

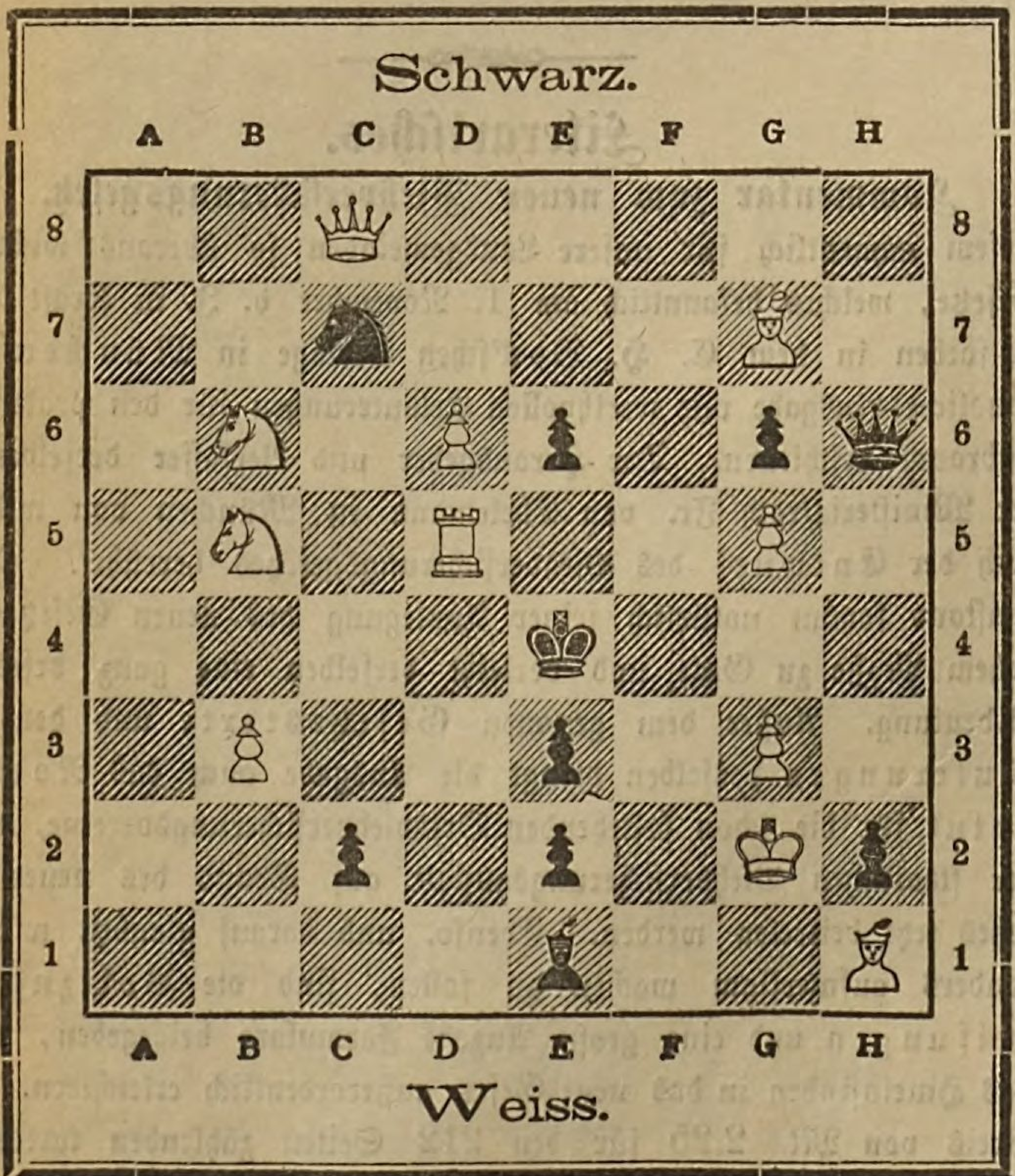
Tief unter Schloß und Riegel
Versteckt mich mancher gern;
Nur edlem Roß und Adler
Ist nie der Zutritt fern.
Mit mir sich zu berathen,
Wird oft umsonst gerathen;
Doch wo ich Nein! recht ernstlich sprach,
Da gibt man mir von selbst schon nach.

Frei zeig ich mich dem Auge,
Ein Schmuck für manche Stadt;
Und täglich meinen Räumen
Man unermüdet naht.
Sich kläglich dort berathen,
Streut oft des Reichthums Saaten
Und wer als Matador dort sprach,
Dem gibt gar Mancher willig nach.

Schachzeitung № 211.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von R. Steinweg in Berlin.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Die Lösung dieser einem Berliner Lösungsturnier entnommenen Aufgabe mußte vom Brette ab ohne Figurenberührung geschehen und wurde die erste Lösung noch 20 Minuten eingereicht.

Interessante Schachkämpfe.

Die folgende überaus spannende Berathungspartie wurde während des Congresses zu Hastings im August vor. Js. gespielt.

Zweispringerspiel im Nachzug.

Weiß: Bird und Burn.		Schwarz: Pillsbury und Schiffers.	
1. e2—e4	e7—e5	30. Le1×e8	Tf8×e8
2. Sg1—f3	Sb8—c6	31. Sg3×f5	Ld6—f8
3. Lf1—c4	Sg8—f6	32. Dh6—g5	Db7×b2
4. Sf3—g5	d7—d5	33. Ta1—f1	Db2—d2
5. e4×d5	Sc6—a5	34. Sf5—g3	Dd2×d3
6. Lc4—b5 +	c7—c6	35. Dg5—d5 +	Kg8—h8
7. d5×c6	b7×c6	36 f4—f5	g6—g5
8. Dd1—f3	Dd8—c7	37. f5—f6	Dd3—e3 +
9. Lb5—e2	Lf8—d6	38. Kg1—h1	De3—e5
10. Sb1—c3	o—o	39. f6—f7	Te8—e7
11. d2—d3	Ta8—b8	40. Dd5—d8	De5—g7
12. Sg5—e4	Sf6×e4	41. Dd8—e8! (d)	d4—d3
13. Sc3×e4	Ld6—e7	42. Sg3—h5	Dg7—h6
14. Se4—g3	f7—f5	43. g2—g4	d3—d2
15. o—o	Lc8—e6	44. Kh1—g1	a7—a5
16. Le2—d1 (a)	Le6—d5	45. h2—h3	a5—a4
17. Df3—e2	c6—c5	46. Tf1—d1	Te7—e1 +
18. c2—c4 (b)	Ld5—a8	47. Td1×e1	d2×e1 D +
19. Tf1—e1	Le7—d6	48. De8×e1	Dh6—d6
20. De2—h5	g7—g6	49. Kg1—g2	a4—a3
21. Dh5—h6	Sa5—c6	50. De1—c3 +	Dd6—d4
22. Ld1—f3	Sc6—d4	51. Dc3×a3	Dd4×c4
23. Lf3×a8	Tb8×a8	52. Da3—b2 +	Dc4—d4
24. Ta1—b1	Dc7—a5	53. Db2×d4 +	c5×d4
25. Lc1—d2	Da5×a2	54. Kg2—f3	h7—h6
26. Ld2—c3	Da2—b3	55. Kf3×e4	Kh8—h7
27. f2—f4 (c)	Ta8—e8	56. Ke4×d4	Kh7—g6
28. Tb1—a1	Db3—b7	57. Kd4—e5	Kg6×f7
29. Lc3×d4	e5×d4	58. Ke5—f5	Lf8—d6

Als remis gebrochen.

a) In dieser Eröffnung muß Weiß stets die größte Vorsicht anwenden, um Nachtheil abzuwehren.

b) Ein Bird'scher Zug, der nicht Jedem ohne Weiteres einleuchtet.

c) Beginn einer hübschen Angriffskombination.

d) Wiederum sehr fein gespielt.

Nürnberger internationales Meisterturnier.

Da nun auch Simon Winawer aus Warschau sich angemeldet hat, beträgt die Zahl der Angemeldeten 39. Steinitz, Pillsbury und Showalter sind bereits auf dem Wege von Amerika nach Nürnberg.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 207 von Jespersen.

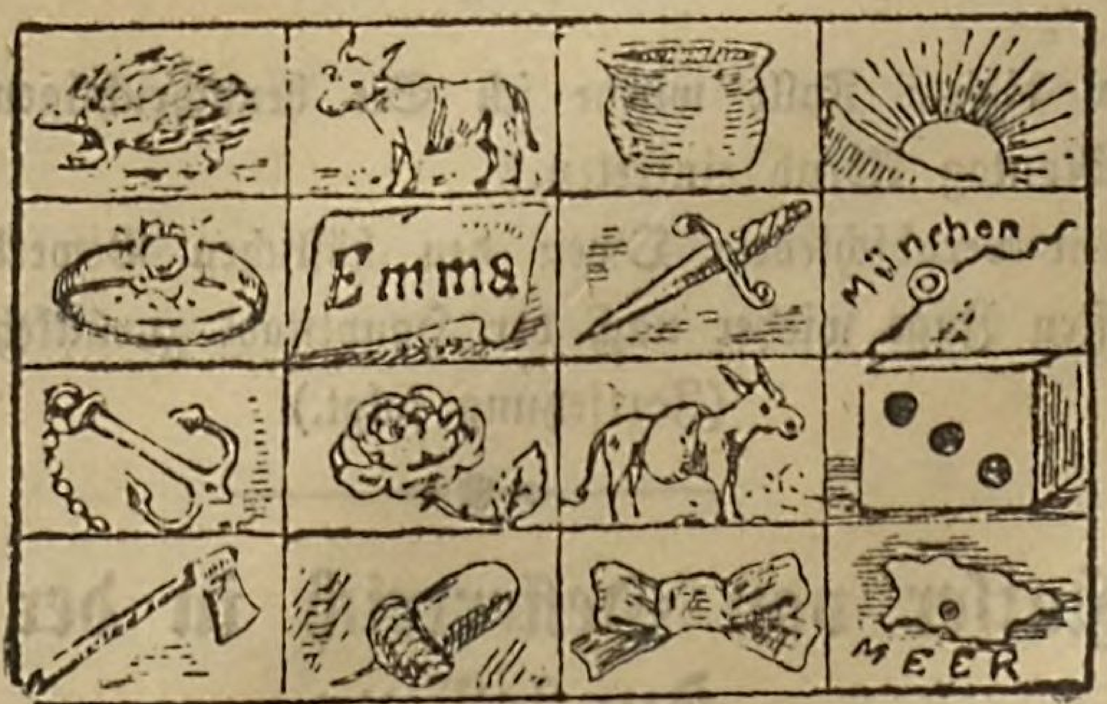
1. Sd5—c3 / Beliebig   2. D., T., S., S. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger und Jach. Inhofer in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von R. Kern, B. H.—, Gustav Schmidt und R. Weiß.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. **Spielabende: Mittwoch und Samstag Cafe Prinzengarten.** Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Bilderräthsel.

Die Bilder sind so zu ordnen, daß die Anfangsbuchstaben wagrecht und senkrecht gleichlaufende Wörter bilden, welche das im ersten Feld jeder wagerechten Reihe stehende Bild bezeichnen.



Auflösung des Homonyme in Nr. 68:

Kaiserkrone.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 70. Montag den 13. Juli. 1896

5 (Nachdruck verboten.)

Eine dunkle That.

Kriminal-Roman von Thomas Cobb.

6. Kapitel.
Doktor Viret.

Von Anfang an war Doktor Virets Laufbahn glänzend gewesen. Schon als junger Mann galt er für einen berühmten Chirurgen; mit 40 Jahren vermählte er sich mit einem schönen Mädchen, das zwanzig Jahre jünger war als er, und im Alter von kaum 50, besaß er Ansehen und Stellung, ein reichliches Einkommen, sowie eine reizende, blondhaarige Tochter, die Wonne und das Entzücken seines Lebens.

Er stand auf dem Höhepunkte seines Glückes, nun verließ es ihn treulos. Frau Viret erkrankte. Auf Anrathen der Aerzte sollte sie vor Anbruch einer kalten Jahreszeit England verlassen, und den Winter in Madeira zubringen. Zuerst verweigerte sie bestimmt jede Trennung von ihrer Familie; nur auf Dr. Virets Versprechen, ihr 10jähriges Töchterchen Else dürfe sie begleiten, fügte sie sich seinem Willen. So schloß er denn an einem milden Oktober-Nachmittage Weib und Kind zum letztenmale in die Arme und stand thränenfeuchten Auges auf dem Quai von Southampton, während die „Prussia“ in die offene See hinausdampfte.

Zwei Tage später, als er beim Frühstück saß, fiel sein Blick auf die großen fettgedruckten Anfangszeilen eines Berichtes im neuesten Morgenblatte:

„Entsetzlicher Unglücksfall an der Küste von Portugal.
Die Prussia ein Wrack.
Mehr als 300 Personen todt.“

Das Frühstück blieb unberührt; die zahlreichen Kranken im Vorzimmer hatten umsonst gewartet. Dr. Viret reiste Tag und Nacht nach Lissabon, um von dort die meerumschäumte, felsige Küste zu erreichen, an welcher die Prussia gestrandet war.

Als das Schiff auf die Klippen lief, befanden sich die meisten Passagiere in ihren Kabinen. Getäuscht durch den Nebel und die starke Strömung, glaubte sich der Kapitän 30 Seemeilen vom Lande entfernt. Als er des warnenden Lichtes ansichtig wurde, war es bereits zu spät. Viele ertranken, bevor sie das Deck erreichten, und unter den Wenigen, welche sich durch die brandenden Wellen gerettet hatten, fand Dr. Viret einen Mann, der ihm Bericht über die letzten Lebensmomente seiner Theueren erstatten konnte. Dieser, ein kühner, geschickter Schwimmer, hatte den Kampf mit dem tosenden Elemente aufgenommen, als er Mutter und Kind, die einander fest umschlungen hielten, auf sich zutreiben sah. Von dem Vertrauen beseelt, auch mit einer Bürde belastet die Küste zu gewinnen, wollte er auf Frau Virets Flehen, nur ihr Kind zu retten, das ohnmächtige Mädchen aus den Armen der Mutter lösen, als ein schaumbedeckter Wellenberg die hilflosen Frauen von ihrem Beschützer losriß. Dem Manne selbst schwanden die Sinne. Aus kurzer Betäubung erwacht, schwamm er allein auf hoher See, bis er endlich, nach einer letzten verzweifelten Anstrengung aus Land geworfen, mit dem nackten Leben davonkam.

Nach Verlauf einiger Tage der qualvollsten Bemühungen, gelang es Dr. Viret, auf einem Felsenrisse die angeschwemmten Leichen von Frau und Kind zu entdecken. Es blieb ihm nichts mehr zu thun übrig, als beide im zunächst gelegenen katholischen Friedhofe zu bestatten, worauf er, ein gebrochener, freudloser Mann, nach London zurückkehrte.

Seit diesem erschütternden Ereignisse hatte Dr. Viret nie mehr die ärztliche Kunst geübt. Er entsagte jedem weltlichen Ehrgeize, löste seinen Hausstand in der Residenz auf, kaufte, nach längerem, ziellosem Umherschweifen, in Rookfield ein kleines, unter dem Namen „der Lorbeerhof“ bekanntes Besitzthum, baute dem vernachlässigten Hause einen Flügel an und widmete sich ausschließlich wissentschaftlicher Forschung. Fast gegen seinen Willen erhöhten die Resultate dieser Arbeiten seinen Beruf noch bedeutend, und bereicherten die medizinische Wissenschaft mit den werthvollsten Entdeckungen, so daß sein eigener unermeßlicher Verlust zum Segen und Gewinn für die Menschheit wurde.

Lange hatte er bereits dies Einsiedlerleben geführt, als er eines Tages, bei einem Besuche im Pfarrhause, mit einigen ihm bisher fremden Personen zusammentraf, unter anderen mit Fräulein Askew, einer strengen, energischen, ältlichen Dame, Mitglied zahlreicher Vereine, deren Benennungen sich sämmtlich durch die Vorsilbe „Anti“ kenntzeichneten. Sie war Anhängerin des Anti-Impfvereins, unterstützte eine Anti-Tabakgenossenschaft mit werkthätiger Hilfe und arbeitete mit besonderer Begeisterung im Dienste der Anti-Vivisektion.

Während einer Pause des Gespräches holte Fräulein Askew aus ihrer weiten Tasche eine mächtige Rolle hervor, entfaltete sie vor dem sitzenden Gelehrten und bat ihn ohne weitere Einleitung, seinen Namen eintragen zu wollen.

Pfarrer Daubney, nicht minder feurig der guten Sache ergeben, zog seinen Sessel erwartungsvoll näher.

„Wozu wünschen Sie meine Beihilfe?“ fragte Dr. Viret argwöhnisch.

„Wir wollen eine Petition einbringen, um der unnöthigen, grausamen Mißhandlung wehrloser Thiere ein Ziel zu setzen,“ erklärte Fräulein Askew. „Ich bin überzeugt, Sie werden zu diesem edlen Zwecke ihre Unterschrift nicht verweigern.

Was sich hierauf ereignete, läßt sich mit wenigen Worten berichten. Augenzeugen versichern, daß der Doktor einen derben Fluch ausstieß, erzürnt aufsprang und das Haus verließ, ohne dem Gastgeber Lebewohl zu sagen.

Von diesem Zwischenfalle an brach Dr. Viret jede gesellige Verbindung ab, während Pfarrer Daubney, um seinem Unwillen Luft zu machen, des Gelehrten Haus fortan stets „die Metzgerbude“ nannte.

Es war zwar richtig, daß Dr. Viret zum Zwecke wissenschaft-

licher Forschung häufig Vivisektionen vornahm, wozu er durch einen amtlichen Erlaubnißschein ermächtigt war, doch zeigte er sich andrerseits als ausgesprochener Freund der Thierwelt. Seine Pferde genossen die sorgsamste Pflege und führen ein weitaus bequemeres Dasein als er selbst. Tiger, der zottige, schwarzbraune Bernhardiner, folgte seinen Herrn überall hin, nur nicht ins Laboratorium, das niemand, auch nicht des Doktors Lieblingshund, betreten durfte.

Ein in Serpentinen angelegter Fahrweg führte vom Hauptkreuzungspunkte der Dorfstraße aus nach dem niedlichen epheuumsponnenen Häuschen; die Stallungen, welche dazu gehörten, lagen abgesondert im Hofe. Das hinter dem Wohngebäude angebrachte, mit Oberlicht versehene Laboratorium, verrieth sich sofort durch den ihm entströmenden, durchdringenden Chloroformgeruch. Ein Operationstisch nahm die Mitte des Raumes ein, zahlreiche Diplome und Auszeichnungen gelehrter Gesellschaften bildeten die Ausstattung der sonst kahlen Wände. Unter ihnen in Manneshöhe standen auf breiten von Ecke zu Ecke laufenden Gestellen Käfige mit langohrigen Kaninchen, Mäusen, Ratten und Meerschweinchen, einige munter, in bester Gesundheit, andere anscheinend bereits todt. Streifen weißen Papiers, an der Außenseite der Käfige angebracht, verzeichneten in flüchtig hingeworfenen Bleistiftnotizen den jeweiligen Fortschritt des Experiments. Luftpumpen, mit Glasstöpfeln versehene Flaschen, Linsen, Mikroskope, Instrumente verschiedenster Form, viele nach Doktor Virets Erfindung, vollendeten die Einrichtung des Gemachs, in welchem der Gelehrte an demselben Mittwoch Morgen, gegen elf Uhr, als Joseph Bodger sich bei Owen Fairford verdingte, ein Skalpell in der Hand, am Operationstische, über ein todmattes Meerschweinchen gebeugt, seiner Arbeit oblag.

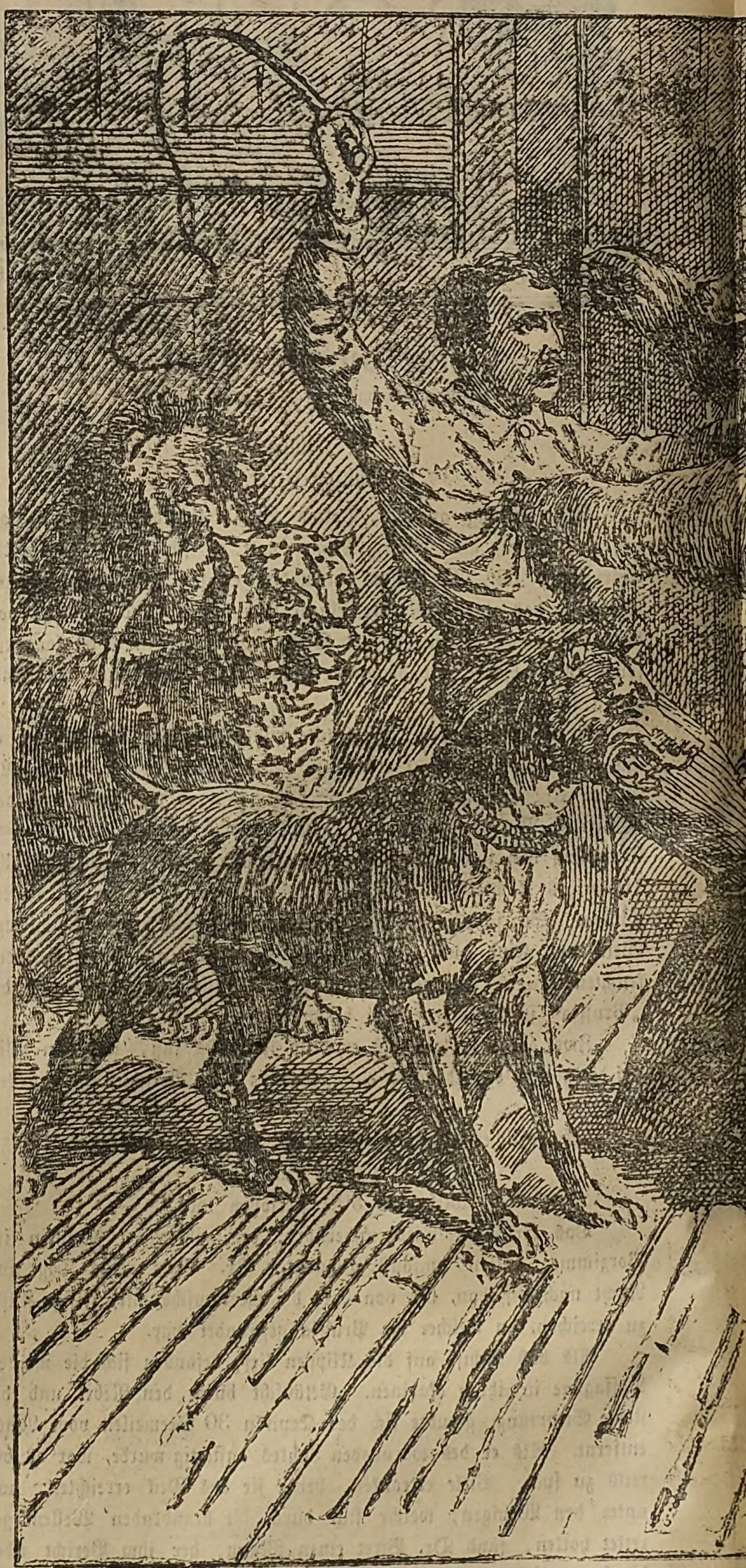
Wenn er aufrecht stand — obwohl die letzten Jahre ihn stark gealtert hatten — kam er an Größe Owen Fairfard fast gleich. Seine Gestalt war mager und eckig, die Bewegungen linkisch, wie es bei scheuen, einsam lebenden Menschen zumeist der Fall ist. Das Hinterhaupt war kahl, doch stand ein Büschel röthlichen, steifen Haares über seiner hohen Stirn, während ihm der dichte Backenbart bis über den Kragen herabhing. Was in einem schönen Gesicht lang zu sein pflegt war bei ihm kurz, und was kurz sein sollte langgestreckt. Dazu kam noch eine dicke, formlose Nase und eine weitvorstehende Oberlippe. Ob schlechtes oder gutes Wetter, er trug stets den gleichen, unzugeknöpften, abgeschabten schwarzen Ueberrock, den er niemals mit einem neuen zu vertauschen schien. Gegen plötzlichen Temperaturwechsel schützte er sich durch ein Flanellhemd von grauer Farbe, nach Sitte des einfachen Arbeiters, und die grobe Weste reichte, hoch geschlossen, bis zum Halse hinauf. Fügt man zu diesem anspruchslosen Anzuge Schuhe, nach einer von ihm selbst gelieferten Zeichnung, die nicht der schönen Form, nur der Bequemlichkeit huldigten, einen auffallend breiten Hut, fest in die Stirn gedrückt, und einen knorrigen Eichenstock, so hat man das vollendete Bild Doktor Virets, wie er auf seinen gewohnten Gängen durch das Dorf jedem Bewohner zur wohlbekannten Erscheinung geworden war.

Alle zwei Jahre reiste er nach dem Grabe seiner Frau und eines Kindes. Monatelang nachher blieb er die Beute eines bis zu gefährlichem Trübsinn gesteigerten, oft sogar verzweifelten Seelenzustandes.

Als Dr. Brown ihn bat, die Behandlung Frau Derwents zu übernehmen, willigte er aus doppelten Gründen ein: für's Erste, weil des Arztes Bericht über die Krankheit und deren Verlauf sein wissenschaftliches Interesse erregte, hauptsächlich jedoch, weil die Leidende Florence's Mutter war.

Gar Manches an dem anmuthigen Mädchen, ihre Schönheit, das goldige Haar, der frische, heitere Sinn, der ungetrübt aus den glänzenden Augen lachte, so lange der Schmerz ihr holdes Haupt noch nicht gestreift, vor Allem jedoch das gleiche Alter, mahnte Dr. Viret an seinen verlorenen Liebling. Im selben Jugendreize würde das Töchterchen jetzt an seiner Seite stehen, hätte ein grausames Schicksal es nicht vorzeitig dem Vater entrissen.

Jahr um Jahr versuchte er sich des Kindes Gestalt vorzustellen, wie sie emporgewachsen, sich entwickelt hätte. Florence Derwent, die

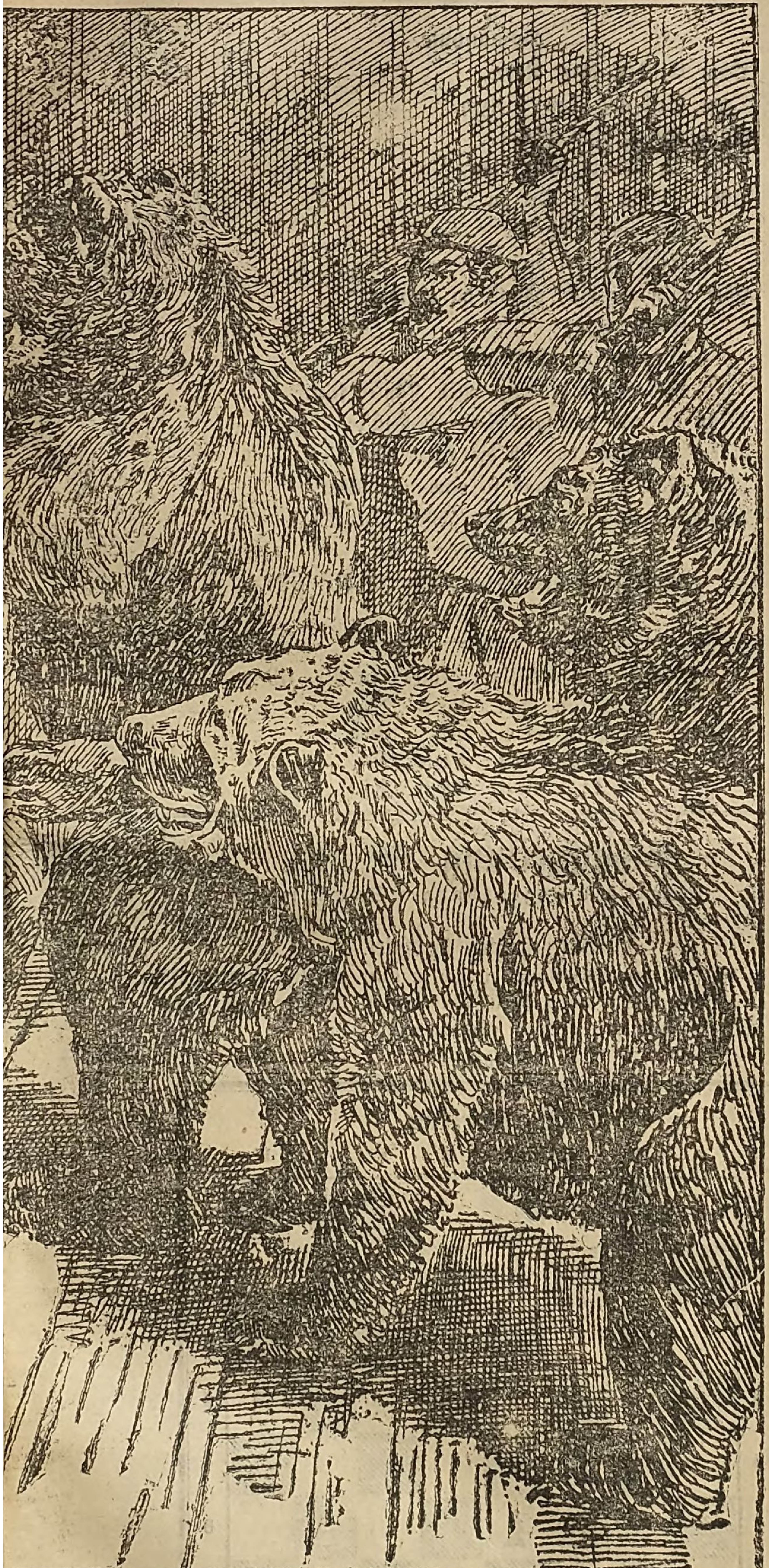


Ein Kampf mit Bes

im gleichen Monate geboren war, erschien ihm wie Elsa's Zwillingsschwester, in ihr bewunderte er der eigenen Tochter Aufblühen und begleitete sie vom Kindesalter zur Schwelle knospender Jugendblüthe, bis sie einen bevorzugten, wenn nicht den ersten Platz in seinem Herzen einnahm.

Trotzdem hatte er Jahre lang in Rockfield gelebt, ohne Florence

gesprochen zu haben, ohne durch das geringste Zeichen den Antheil zu verrathen, den er für sie hegte; erst als die vorher erwähnten Umstände zu unmittelbarer Berührung mit der Familie Derwent führten, kamen, ihm selbst unbewußt, die lang verborgenen Em-



...en auf Leben und Tod.

pfindungen zum Durchbruche, um schließlich zur einzig lebensvollen Regung seiner vom Leide abgestumpften Seele zu erwachsen.

Um 12 Uhr betrat er an jenem Morgen Derwents Studierzimmer.

„Selbstverständlich keine weiteren Nachrichten?" fragte er, Florence's Hand erfassend.

„Keine! Werden wir überhaupt je etwas erfahren?" gab sie zurück. „Inspektor Holt ermuthigt mich, zu hoffen, aber mein Herz ist viel zu schwer bedrückt, um an eine tröstliche Aussicht zu glauben."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kampf mit Bestien auf Leben und Tod.

Eine aufregende Scene spielte sich am letzten Freitag im Circus Hagenbeck ab, der sich gegenwärtig auf der Berliner Gewerbeausstellung befindet. Hagenbeck's Schwager ist der Thierbändiger Möhrmann, ein unerschrockener Dresseur, der in einem Käfige gleichzeitig Löwen, Tiger, Pantherkatzen, drei Bären, darunter einen furchtbar wilden Grizzlybären, und eine starke Dogge vereinigt, um an allen diesen Thieren seine Kunststücke zu zeigen. Am genannten Tag wurde diese Dogge zur Retterin ihres Herrn. Kaum hatte Möhrmann mit der Vorführung des Grizzlybären begonnen, als die Bestie sich auf ihn stürzte und gleichzeitig auch die zwei anderen Bären auf ihren Herrn und Meister eindrangen. Die anderen Raubthiere sahen zu, wie der Grizzlybär mit seinen Tatzen schwere Wunden schlug, und wer weiß, welches gräßliche Ende Möhrmann bereitet worden wäre, hätte nicht die treue Dogge die zwei anderen Bären zurückgejagt. Rasch herbeigeeilte Wächter brachten den wilden Grizzlybären durch tüchtige Peitschenhiebe zur Ruhe und Möhrmann konnte, wenn auch aus vielen Wunden blutend, den Käfig verlassen. Die Vorstellung wurde sofort abgebrochen und das entsetzte Publikum verließ den Circus.

K. S. Wanderungen durch die Bayerische Landesausstellung.

5.

Außer den in unserem Berichte bereits aufgeführten Meistern und Fabrikanten haben in der kleinen Vorhalle des Regensburger Rathhauses auch noch die lithographisch-artistische Anstalt X. Rief in Regensburg und J. M. Schmidt, Spiegel- und Bilderfabrik ebendortselbst eine hübsche Kollektion ihrer Erzeugnisse ausgestellt.

X. Rief, welcher in der Herstellung von kunstvoll ausgestatteten Diplomen sein Können auf dem Gebiete der Lithographie und Druckerei am besten zeigt, hat mehrere Urkunden und prachtvolle Diplome ausgestellt, die tadellos in der Ausführung sind. Die in der Kollektion eingereihten Plakatdrucke sind ebenso wirksam, wie hübsch für den Gebrauch ausgeführt. Autographische Musikalien sind nicht nur billiger im Verhältniß zu den mit Typendruck hergestellten, sondern dieselben erweisen sich infolge ihrer scharfen Ausführung auch als leichtleserlicher und dadurch praktischer und werthvoller für den Spieler. Außer einem Choralbuch führt X. Rief auch noch einige andere auf diesem Wege hergestellte Musikalien vor Augen, welche den Sachverständigen und Interessenten von dem Vorgesagten voll und ganz überzeugen. Das von Cäsar Fritsch in München verlegte, nach Naturaufnahmen des fürstlich Thurn und Taxis'schen Oberbauraths Max Schultze in Regensburg gefertigte „Alpine-Skizzenbuch" mit Ansichten aus den deutschen und österreichischen Alpen dient in Folge seiner prachtvollen Ausstattung nicht nur allein als wissenschaftliches Werk, sondern seine vielen sauberen Abbildungen können auch gleichzeitig als herrliche, mustergetreue Vorlageblätter für Landschaftszeichnen benützt werden.

In der rechtsseitigen Ecke der beinahe zu sehr mit Ausstellungsobjekten überfüllten Halle, sind von J. M. Schmidt einige recht geschmackvoll gearbeitete Möbel im Empire-Stil, nebst dazu passenden hohen Spiegeln in reichverzierten, tadellos vergoldeten Rahmen ausgestellt. Unter den hellgehaltenen Möbelstücken zeichnet sich besonders der niedlich gearbeitete Tisch durch stilvollendete Schönheit aus. Die Flächen, Zangen des Tischchens sind mit vergoldeten Hohlkehlen angenehm unterbrochen. Tisch und Stühle haben gedrebte, durch flache

Schnitzarbeiten verzierte Füße; dieselben sind ebenfalls reich vergoldet. In den Verbindungsstücken der beiden Stuhllehnen ist ein kleines ovales, sehr scharf gemaltes Damenportrait angebracht.

Beim Verlassen des kleinen Vorsaales bemerken wir im Vestibül des etwas düsteren Treppenaufganges ein Kunstwerk ersten Ranges. Der Maler, Bildhauer und Vergolder J. Koller in Neumarkt hat daselbst an einer, dem Beschauer wenig günstigen Stelle eine Uhr aufgehängt, die weniger wegen eines künstlichen Mechanismus des Uhrwerkes, sondern mehr wegen des herrlichen, ideellen Aufbaues des großen Zifferblattes Aufsehen erregt. Das Zifferblatt stellt den Kosmos dar, dessen Mittelpunkt die Sonne als Wärme-, Licht- und Lebensspenderin, im Gegensatz zur Erde und der Zeit, welche durch eine rückwärts angebrachte Uhr mit Hilfe der Zeiger vorn auf dem Zifferblatt die Stunden angibt. Weil nun die Sonne das Symbol der Weltuhr ist, so erscheint ihre halbplastische Verkörperung in der Mitte des Zifferblattes vollkommen gerechtfertigt. Die Sonne ist aber nicht nur Lichtquelle, sondern auch Spenderin der Wärme, von welcher jed' Wachsthum und Gedeihen abhängt. Also ist beides: Zeit und Wachsthum auf dem Zifferblatt durch Ziffern und Blumen, auf welche jene freischwebend sich erheben, vorhanden. Durch einen kleineren Kranz von Blumenknospen werden die Viertelstunden und durch einen um denselben gelegten größeren Kranz, der bereits zur Blüthe entwickelte Blumen, die aus der Brust und dem Rücken des Sonnengottes emporblühen, trägt, die Stunden angezeigt. Die Sonne, Bedeutung der Zeit und alles Wachsthums, wird ebenso sinnig wie kunstreich in der Umrahmung durchgeführt. Als nächste Wirkung des Wachsthums erscheinen um die Uhr die vier Jahreszeiten, welche gewissermaßen aus den Eckverzierungen in der zierlichen Form ihrer charakteristischen Symbole hervorquellen. Links oben in der Ecke sieht man den Frühling mit einem geschnitzten Blumenstrauß, rechts oben den Sommer mit einem Büschel Aehren, rechts unten den Herbst mit Weintrauben und links unten den Winter mit einem im Schnee springenden Hasen. Als weitere Wirkung zeigen sich auf der äußeren Umfassungsrahme jene vier Elemente, innerhalb welcher sich jedes Wachsthum vollzieht. Dieselben sind auf kleine Felder sauber gemalt und wie folgt, eingetheilt: links oben das Feuer, rechts das Wasser, rechts unten die Luft (durch fliegende Vögel gekennzeichnet) und links die Erde (Landschaft). Zwischen diesen sind die Symbole alles dessen, was Wesen hat auf Erden, ebenfalls gemalt angebracht und zwar linksseitig zwischen Feuer und Erde das Thierreich, rechts zwischen Wasser und Luft das Pflanzenreich und auf der unteren Rahme zwischen Luft und Erde das Mineralreich (Gebirgslandschaft). Oben aber in der Mitte der Rahme zwischen Feuer und Wasser prangt das Symbol des Zeitgottes, welcher in der einen Hand die rinnende Sanduhr, in der andern die Sense, mit nach unten gerichtetem Auge im raschen Fluge über die Erde eilt.

Humoristisches.

(Aus der Kinderlehre.) „Was meinst Hans, was hast Du mit Deinen Sünden verdient?" fragt ein Herr Pfarrer einen Schüler. „I gäb sie wohlfeil, Herr Pfarrer," sagte dieser.

(Berechtigter Stolz.) Der Generalleutnant Graf Coutard hatte das Großkreuz der Ehrenlegion erhalten und erschien am Hofe, wo ihm von allen Seiten Glückwünsche ausgesprochen wurden. Er verneigte sich artig und sagte: „Mein Vater ist nur ein armer Handwerker gewesen."

Einer der Höflinge wehrte herablassend ab mit den Worten: „Aber es ist ja nicht nöthig, lieber Graf, daß Sie Ihre Abkunft uns mittheilen . . . "

„Herr!" rief da Coutard beleidigt und sich hochaufrichtend aus: „Sie glauben wohl, es geschehe aus Bescheidenheit? . . . Ich bin stolz darauf!"

(Eine Schlagfertige.) Bummler (laut sprechend): „Schau die Dame an mit ihrer rothen Toilette, wenn der ein Ochs in die Nähe kommt, wird er wild."

Dame (sich umwendend): „Die Situation spricht gegen Ihre Behauptung."

Homonyme.

Ohne Glieder, ohne Räder,
Ohne Seil und ohne Walzen,
Ohne Segel, ohne Ruder
Trag' ich schwere Lasten fort,
Führe Balken von Ort zu Ort.
Oft auch Quartier
Such' ich bei dir;
Aber ich plage dich, gönnst du es mir.
Edelgestein
Bin ich zum Schein;
Leicht wird betrogen mein Käufer sein.
Wenn ich mich kräftiger Rede bemeist're,
Rühm' ich mich, daß ich die Hörer begeist're,
Hörte nicht Griechenland so mich und Rom
Rauschen dahin als den herrlichsten Strom?

Auflösung des Homonyme in Nr. 69:
Börse.

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 69:

Rind	Igel	Napf	Dolch
Isar	Sonne	Axt	Ring
Name	Anker	Masche	Esel
Drei	Rose	Eichel	Insel

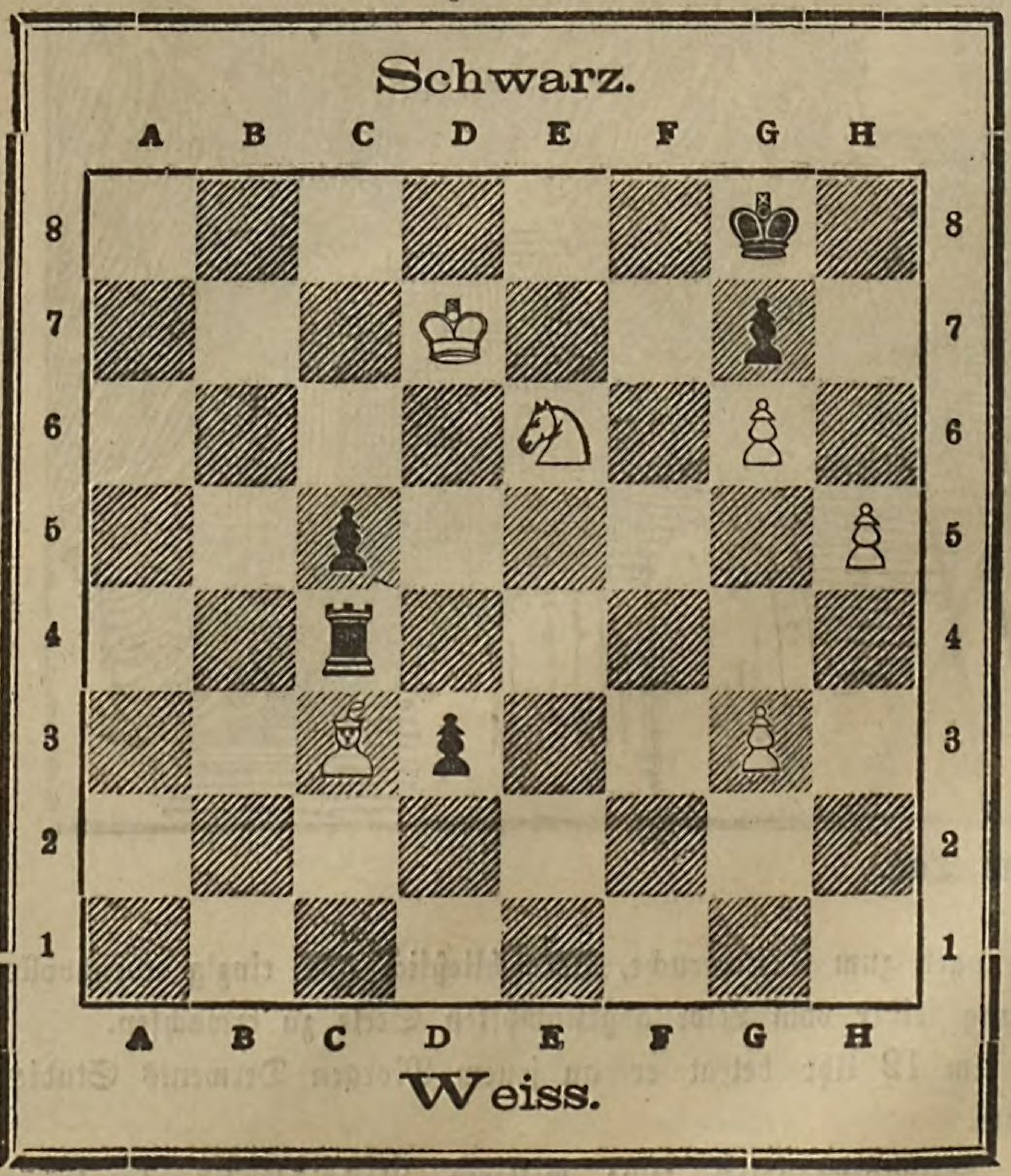
Schachzeitung № 212.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Interessantes Endspiel.

In der folgenden Endstellung, die sich in einer zu Augsburg im Juni ds. Js. gespielten Partie ergab, spielte Weiß nun 1. Lc3×g7 und gewann wie? das lassen wir unsern Lesern über herauszufinden.

Häusler.



Bachmann.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 72. Montag den 20. Juli. 1896

7 (Nachdruck verboten.)

Eine dunkle That.

Kriminal-Roman von Thomas Cobb.

7. Kapitel.
Der neue Diener.

Am Morgen nach Joseph Bodgers Unterredung mit Owen Fairford pochte Ersterer an die Hausthür Nr. —, Seymourstraße, Hyde-Park. In den Fenstern des Erdgeschosses kündigten gedruckte Zettel an, daß hier Wohnungen zu vermiethen waren. Ein verdächtig aussehender Mann mit rother Zwiebelnase, zitternden Händen und weinerlicher Stimme ließ Bodger ein.

„Beim Himmel, Joseph, ich erkannte Dich nicht, solch ein Stutzer bist Du geworden!“ rief er mit aufrichtigem Erstaunen. „Gottlob, daß Du nicht mehr hinter Schloß und Riegel bist! Gesegnet sei Dir die Freiheit, wenn Du Deinen Unterhalt ehrlich verdienen willst!“

„Da würde nicht viel für mich herauskommen!“ antwortete Bodger, „hör' zu, was ich Dir jetzt sage und spiele Dich nicht auf den ehrsamen Heuchler. Es wird ein Brief an mich abgegeben werden — an Herrn Joseph Bodger, daß Du mir den ja nicht öffnest! Wenn Du es thust, drehe ich Dir das Genick so lange um, bis Dein alter, blöder Kopf mir in der Hand bleibt. Ich werde morgen wiederkommen — lieferst Du mir die Botschaft richtig ab, so sollst Du einen Schilling dafür haben.“

Die Folge war, daß die Post bald darauf einen von Joseph Bodger unterzeichneten Brief beförderte, in welchem Herrn Owen Fairford auf seine Nachfrage gemeldet wurde, Wilhelm Saunders erfreue sich eines recht guten Leumundes, er sei vollkommen ehrlich und treu, höflich, nüchtern und geschickt zu jedem häuslichen Geschäfte; nur liebe er es, mit den Mädchen zu plaudern und neige etwas zur Unpünktlichkeit.

Samstag früh fand Joseph im Laden des Barbiers Jones in der Weststraße die Antwort, in der ihm bedeutet wurde, Wilhelm Saunders habe sich am nächsten Montag in der „Waldaussicht“ zu Rookfield einzufinden.

Getreu dem Befehle erschien Joseph an dem genannten Tage um acht Uhr Abend, in Begleitung eines Bahnbediensteten, der einen kleinen, angestrichenen Blechkoffer trug, vor Owen Fairfords Haus.

„Ich hoffe, das Zeugniß ist gut ausgefallen,“ sagte er höflich, die Hand an die Hutkrempe legend.

„Sonst hätte ich Sie nicht kommen lassen,“ erwiderte Owen kurz. „Nehmen Sie Ihren Koffer und folgen Sie mir.“

Ausgenommen einige große Packkisten, stand der Stall, nach welchen der Hausherr den neuen Diener führte, vollkommen leer. Im äußersten Winkel stieg man auf einer hölzernen Leiter zu einer nett hergerichteten Schlafkammer hinauf.

„Kommen Sie nachher in die Küche,“ befahl Fairford, als Joseph seinen Koffer in die Ecke gestellt hatte, „Frau Cawdrey wird für Ihr Nachtessen sorgen.“

„Besten Dank, Herr!“

Sobald er allein war, überblickte Bodger neugierig den ihm zur Verfügung gestellten Raum. Von dem einzigen Fenster aus sah man in einen großen, mauerumfriedeten Garten. Dem Fenster gegenüber bemerkte Joseph eine zweite Thüre, die sich bei näherer Untersuchung als geschlossen erwies.

Ins Haus zurückkehrend, schritt er am Speisezimmer und einem an demselben gelegenen Gemache vorbei; dann verengte sich der Vorsaal zu einem schmalen Gange, an dessen Ende eine Thür in den Garten führte. Aehnlich wie im oberen Stockwerke, konnte dieser Theil des Hauses durch eine frisch angestrichene Verschalung von den übrigen Räumen abgeschlossen werden. Jetzt stand der Verschluß offen und wurde — wie Joseph bemerkte — durch einen an der Wand befestigten Haken am Zuklappen verhindert. Verschiedene Eingänge führten nach dem Innern des Hauses. An eine offenstehende Thüre pochte Joseph sachte an — er vermuthete richtig, daß sie zur Küche führe.

„Herein!“ rief eine harte, weibliche Stimme, und Bodger trat auf die Schwelle. „Guten Abend, junger Mann,“ ließ Frau Cawdrey sich vernehmen, „ich hoffe, Sie haben Ihre Stiefel gut abgeputzt!“

Die Haushälterin mochte fünfzig Jahre zählen; sie war ein ernstes, stattliches Frauenzimmer, in schwarzem, einfachem Anzuge und weißer Haube. Mit ihrem Schlüsselbund am Gürtel glich sie nach Josephs Ansicht einem bärbeißigen, weiblichen Gefängenwärter.

„Ich habe so lange an meinen Schuhen gerieben, bis die Sohle durchgewetzt war,“ antwortete der neue Hausgenosse mit gesenktem Kopf. Dann schielte er flüchtig zu Sarah hinüber, die im Hintergrunde stand und deren Herz ängstlich klopfte, da sie fürchtete, Bodger könnte sein erstes Zusammentreffen mit ihr vorläufig verrathen.

„Kommen Sie her zum Nachtessen,“ befahl Frau Cawdrey, worauf sie ihren Platz am oberen Ende des gedeckten Tisches einnahm, während Joseph und Sarah sich unten einander gegenüber saßen.

Bodger konnte sich des Einflusses, den die strenge Haushälterin auf ihn ausübte, nicht erwehren. Jedes Wort, das sie sprach, klang wie unwiderruflicher Befehl, ihre Anwesenheit und Stellung im Hause, ihre Alleinherrschaft über Küche und Diener schien ein Geheimniß zu bergen, das vor Allem der Aufklärung bedurfte.

„Ein nettes, behagliches Haus!“ bemerkte Joseph, seine nächste Umgebung mit scheinbar unbefangenen Blicken musternd.

„Mich freut es, wenn Sie dieser Meinung sind,“ gab Sarah vorlaut zurück, „was mich betrifft, so gefällt es mir gar nicht; ja, ich möchte wetten, das Haus ist verhext.“

„Warten Sie nur“, sagte Joseph, „jetzt, wo ich da bin, sollen Sie sich bald recht gemüthlich fühlen!“

„Ihr längeres oder kürzeres Bleiben wird ganz von Ihrer Aufführung abhängen," fiel Frau Cawdrey mit scharfem Ton ein; „Du aber, Sarah, solltest Dich schämen, so gottlose Reden zu führen — verhext! Wer hat je so etwas gehört!"

Damit war jedes weitere Gespräch abgeschnitten. Joseph bemerkte, daß die Haushälterin, sie mochte thun, was sie wollte, ihn nie aus den Augen verlor. Ihr Wesen blieb gleich rauh und abweisend — ganz geeignet, dem neuen Diener eine heilsame Scheu vor ihr einzuflößen.

Als er, den Leuchter in der Hand, wieder in sein Kämmerchen hinaufgeklettert war, verriegelte er zuerst die eine Thüre und trachtete hierauf die zweite, dem Fenster gegenüber, zu öffnen, zu welchem Zwecke er seinem Blechkoffer einige sonderbar geformte Instrumente aus gebogenem Eisendrahte entnahm. Bodger kniete nieder, untersuchte genau das Schlüsselloch und öffnete nach längerem Bemühen die versperrte Thür. Sie führte nach einem leeren Heuboden, den er, beim Schein des Lichtes, einem raschen Ueberblicke unterzog. Etwa sechs Fuß vom Estrich entfernt, erspähte er ein kleines Fenster. Mit Hilfe eines aus der Schlafkammer herbeigeholten Stuhles konnte er gemächlich den ganzen Vorgarten überschauen. Obwohl er den größten Theil der Nacht auf diesem erhöhten Standpunkt verbrachte und sorgsam die ganze Umgebung musterte, sah er Niemanden weder das Haus noch den Garten verlassen — er war daher am nächsten Morgen, als er zum Frühstück in's Wohnhaus hinüberging, um nichts klüger geworden, als am Abend seiner Ankunft.

Frau Cawdreys Anblick dünkte ihm bei Tageslicht womöglich noch starrer und abschreckender. Sie wies ihm seine Arbeit an, doch kaum hatte sie ihm eine halbe Stunde später den Rücken gekehrt, verließ auch er die Spülbank, stahl sich in den Vorsaal und schlich neugierig die Treppe hinauf. Den Kopf nachdenklich zur Seite geneigt, besah er aufmerksam die in der Stiegenabtheilung angebrachte Thür. Auf Thürschlösser verstand er sich sonst meisterhaft, aber über den hier angebrachten Verschluß schüttelte er ernsthaft das Haupt. Die Thüre hatte keine Klinke, konnte daher von der Außenseite nur durch den passenden Schlüssel geöffnet werden, und zwar mußte dieser, nach der Konstruktion des Schlüsselloches zu urtheilen, einen merkwürdig gewundenen Bart besitzen.

„Sie sind gar fleißig bei der Arbeit," rief ihm Sarah vom Vorsaale aus zu.

„Ich warf nur einen Blick auf dies seltsame Pförtchen," antwortete er, indem er rasch die Stufen wieder herabkam. „Unser Hausherr scheint sich recht sorgsam einzuschließen."

„Herr Fairford wohnt nicht oben," erklärte Sarah, „er schläft hinter dem Speisezimmer. Sehen Sie diese Thür," flüsterte sie leise, nach dem Ende des Korridors deutend, wo der Ausgang in den Garten offen stand wie am Abend vorher. „Wenn ich zu Bette gehe, ist der Durchgang frei, so wie jetzt, hingegen finde ich ihn stets verschlossen, sobald ich des Morgens mein Zimmer früher verlasse, als Frau Cawdrey das ihrige. Es ist mir gar nicht angenehm — bei Nacht eingesperrt zu sein — was sollte ich thun, wenn Feuer ausbricht? Ueberdies höre ich zuweilen Schritte einer unsichtbaren Person."

„Wie können Sie wissen, daß die Schritte Jemand Unsichtbarem angehören?" fragte Joseph scheinbar harmlos.

„Wo sind die Schuhe des Nachtwandlers?" gab Sarah zurück. „Sie haben nur zwei Paar geputzt, beide für Herrn Fairford. Ein Mensch muß essen, und wenn einer oben wohnt, so lebt er entschieden von der Luft."

(Fortsetzung folgt.)

K. S. Wanderungen durch die Bayerische Landesausstellung.

6.

Wir haben schon zu Anfang bemerkt, daß in der oberpfälzischen Kreisabtheilung von allen Gruppen besonders die Metallindustrie einen ganz hervorragenden Platz einnimmt und wollen deshalb auch in unserer heutigen Besprechung mit den in dieser Gruppe (IX) einschlagenden Ausstellungsgegenständen beginnen.

Da ist in erster Linie Gebrüder Goldschmied's Velociped-Fabrik in Neumarkt i. O., welche durch Vorführung unzähliger, auf das sauberste gearbeiteter Renn- und Tourenmaschinen, das wohlverdiente Interesse aller Sports- und Fachleute in Anspruch nimmt. — Selten haben sich zwei so markante Erscheinungen des „eisernen Jahrhunderts", wie es die vollendete Technik und der Sport der Neuzeit sind, in so glücklicher und erfolgreicher Weise verknüpft, als im Radfahrwesen, jener Blüthe des sportlichen und Verkehrswesens, das in unseren Tagen zur glänzendsten Entwicklung gelangt ist. In unserer Erinnerung leben noch die ersten schüchternen Anfänge des Stahlrades, dessen ursprünglicher Bauart man es wohl kaum zugetraut hätte, daß sie so epochemachend in das Leben der Jetztzeit eingreifen würde, wie dies in den letzten Jahren thatsächlich geschah. Wir sehen heute das Fahrrad als das vollendetste Produkt moderner Technik.

Die von Gebr. Goldschmidt ausgestellten Räder zeichnen sich nicht allein durch leichten eleganten Rahmenbau, sondern auch durch Solidität der Konstruktion aus. Zu den Maschinen ist nur gediegenes und dauerhaftes Material verwendet und stehen somit sämmtliche Fabrikate, was Eleganz und Stabilität anbelangt, ganz auf der Höhe der Zeit. Ein Hauptbestandtheil des Fahrrades sind die Kugellager und gerade hierauf richtet die Fabrik bei Anfertigung der verschiedenen Maschinen ihr Hauptaugenmerk.

Die Fahrradfabrik von Gebr. Goldschmid ist eine der ältesten und leistungsfähigsten des Continents und wurde schon vielfach mit hohen und höchsten Auszeichnungen prämiirt. Auch ist die Firma Lieferantin vieler Staats- und Militärbehörden und insbesondere der bayerischen Armee.

Im großen Umfange haben auch die Amberger Emaillir- und Stanzwerke von Gebrüder Baumann, Firma Joh. Baumann's Wittwe in Amberg ausgestellt. Das Geschäft wurde im Jahre 1735 in Wunsiedel gegründet und Mitte der Sechziger Jahre nach Amberg verlegt. Die Zahl der in der Fabrik beschäftigten Arbeiter beträgt 1950. Die aus der Fabrik hervorgegangenen, verschiedenartigen Gebrauchsgegenstände zeichnen sich durch gefällige Form, Feuerfestigkeit, Säurebeständigkeit und chemische Reinheit aus. Täglich werden in der Fabrik etwa 37,000 Stück fertige Geschirre produzirt. Zur Anfertigung der Gegenstände sind nicht weniger als 10,000 verschiedene Stanzwerkzeuge vorhanden. Der jährliche Verbrauch an Stahlblechen beziffert sich auf circa 2,500,000 Kilo. Der zu massig ausgefallene Ausstellungspavillon, der sich in der großen Mittelhalle der oberpfälzischen Abtheilung breit macht, wurde durch Schreinermeister Stefan Rummel gefertigt. Die Schlosserarbeiten sind von Schlossermeister Loritz und die Tapeziererarbeiten von Joh. Steindl, sämmtlich in Regensburg.

Der Todessprung vom Stefansthurme.

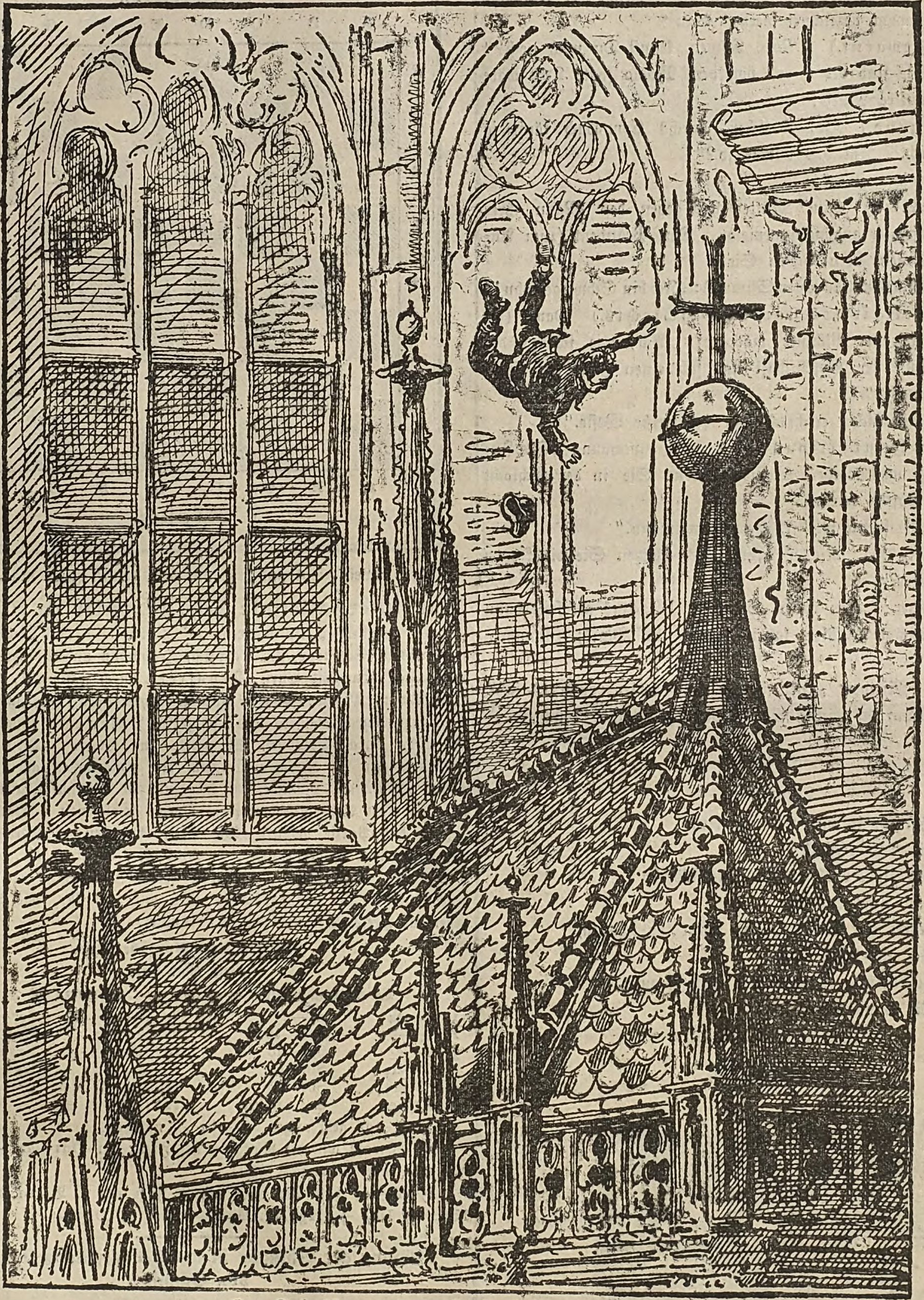
Der merkwürdigste Selbstmord, der in der Millionenstadt Wien seit langer Zeit verübt worden ist, war unstreitig der Todessprung des Schuhmachergehilfen Egydius Leis, durch den sich dieser von der halben Höhe des Stefansthurmes auf das Dach der sogenannten Taufkapelle des Domes herabstürzte.

Unser vorstehendes, nach den Berichten von Augenzeugen gearbeitetes Bild zeigt den Lebensmüden, der die That offenbar in

einem Momente von Geistesverwirrung beging, beim Herabfallen auf den First des Daches, dessen spitzgezackte Ziegel seinen Brustkorb völlig zerfleischten. Der Sturz erfolgte mit solcher Heftigkeit, daß das Mauerwerk und das Dach an der Auffallsstelle stark beschädigt

fangen suchte): „Großer Gott, da wäre ich also beinahe — Wittwe geworden!"

(Selbstverständlich.) Gigerl (in einer Gesellschaft seine Erlebnisse erzählend): „. . . . Kaum komme ich also in die Ab-



Der Todessprung vom Stefansthurme.

wurde. Der entseelte Leichnam kollerte über die schiefe Fläche des Daches herab bis zu dem durch eine Balustrade geschützten Rand. Von dort wurde der fürchterlich verstümmelte Körper herabgeholt.

Humoristisches.

(Beinahe.) Alte Jungfer (die Todesanzeige eines Künstlers lesend, den sie vor zwanzig Jahren vergeblich in ihren Netzen zu

ruzzen — alle Taschen voll Gold und Banknoten — stürzte Horde von 10, 15 Banditen, bis an die Zähne bewaffnet, auf mich ein!"

Dame: „Entsetzlich! . . . Und Sie wurden natürlich bis auf den letzten Pfennig ausgeplündert?"

Gigerl: „Keine Ahnung . . . nur um Photographie gebeten!"

(Annonce.) „Für ein Schweizer Alpenhotel werden Münchner Kellnerinnen im Tiroler Kostüm gesucht, welche französisch sprechen können."

(Stilblüthen.) „Die Leiche war arg verstümmelt und völlig entkleidet; in einer Seitentasche fand man einen mit Bleistift beschriebenen Zettel . . . — Die Gouvernante machte eine Bewegung mit der Hand, als ob sie aus der Tiefe ihrer Seele etwas hervorholen wolle. — Die Galerie war bis auf das letzte Plätzchen gefüllt, und im Saale herrschte eine Hitze, gegen welche der Aequator ruhig als ein Zephyr bezeichnet werden kann."

(Zeitig gewarnt.) „Nun, Ellchen, kennst Du mich noch?"

„O ja, Sie sind der Herr, von dem Mama sagt: Das wäre ein Fang für uns're Marie!"

(Beruhigend.) He, Kutscher, durchs Coupédach läuft ja das Wasser durch. „Ist das immer so?"

„Nur wenn's regn't."

(Vor Gericht.) Eine Mutter hat gegen den Mann ihrer Tochter einen Prozeß anhängig gemacht. Der Präsident (zum Angeklagten): „Welchen Beruf haben Sie?"

Der Angeklagte (mit dumpfer Stimme): „Ich bin Schwiegersohn!"

(Die Eitelkeit des starken Geschlechts.) Dame (die Probe auf Eitelkeit der Männer machend): „Ach, wie schade! der schönste Herr aus der Gesellschaft hat sich einen Fleck auf seine weiße Weste gemacht."

„Alle Herren blicken erschreckt auf ihre weiße Weste."

(Aus der Instruktionsstunde.) Hauptmann: „Sie Infanterist Stangl, was werden Sie thun, wenn Sie in der Schlacht in das Knie getroffen werden?"

Stangl: „Umfallen wer' i, Herr Hauptmann."

(Gut taxiert.) Richter: „Wie hoch schätzen Sie die Ihnen gestohlenen Stiefel?"

Schadenträger: „Neu haben Sie mich 16 Mark gekostet, dann habe ich sie zweimal besohlen lassen, macht 12 Mark; zusammen also 28 Mark."

(Naiv.) Miether: „Hier in diesem Zimmer raucht es ja!"

Wirth: „Nun, da können Sie es dann gleich als Rauchzimmer benützen!"

Logogriph.

Ihr seht in mir Extremitäten,
Die man versteckt,
Und die der Arme blos aus Nöthen
Dem Aug' entdeckt.
Nehmt mir den Kopf, so könnt ihr schauen,
Wie nur durch mich
So Männer werden, wie auch Frauen.
Wie wunderlich!

Bilderräthsel.



Auflösung des Logogriphs in Nr. 71:

L, La, Lau, Laut, Laute, Lauter.

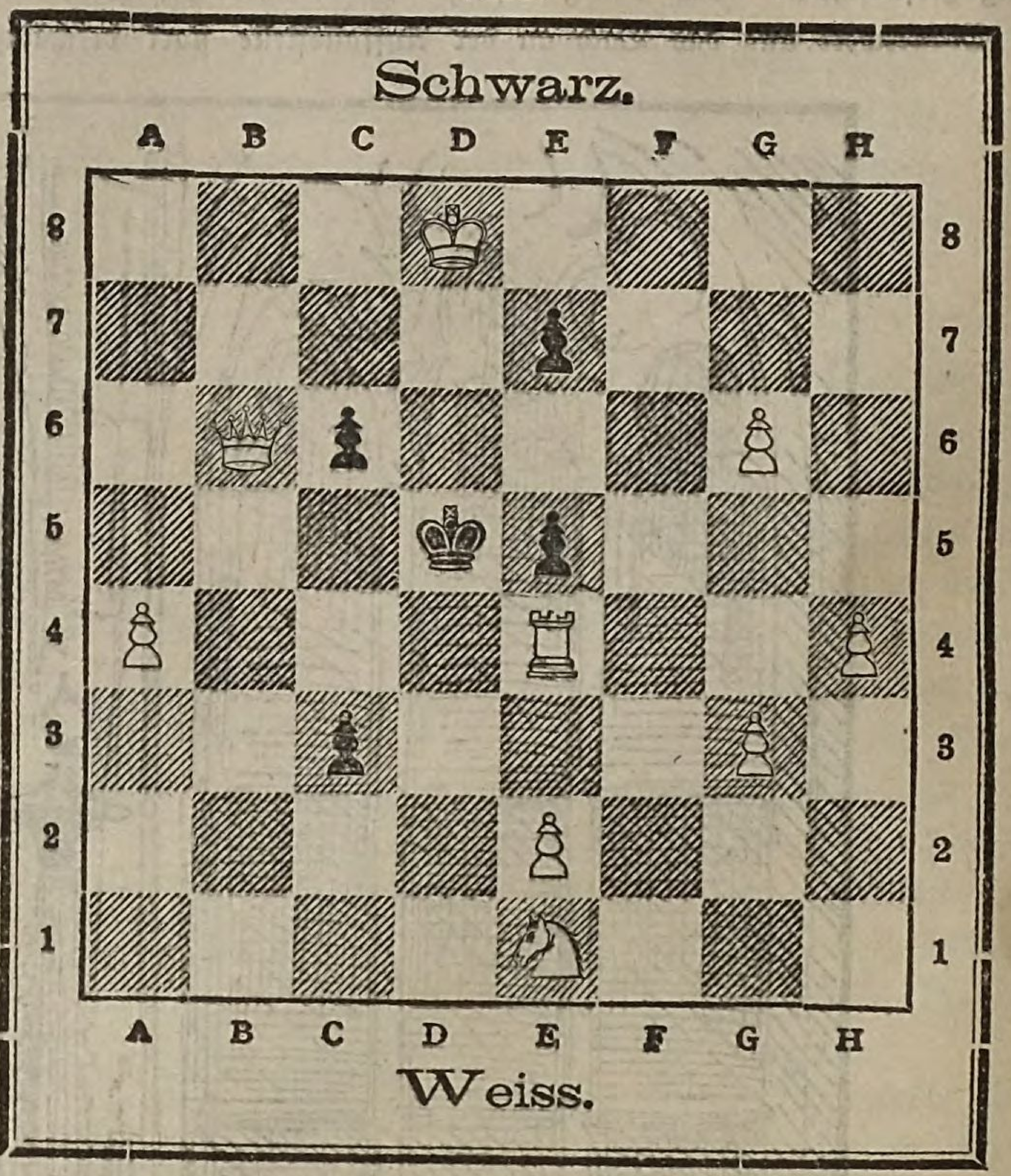
Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 71:

Naturalienkabinette.

Schachzeitung № 213.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von V. Tazar in Prag.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Das internationale Schachturnier zu Nürnberg.

Die endgiltige Theilnehmerliste ist folgende: Deutschland ist vertreten durch Lasker, Schallopp, Dr. Tarrasch, Teichmann und Walbrod, England durch Blackburne und Burn, Frankreich durch Janowski, Oesterreich durch Albin, Marco, Porges und Schlechter, Ungarn durch Maroczy, Rußland durch Schiffers und Tschigorin, Polen durch Winawer, Nordamerika durch Pillsbury Showalter und Steinitz. Diese 19 illustren Namen machen das Turnier zu einem der großartigsten aller Zeiten. Der Kampf beginnt am Sonntag den 19. Juli im Museum Königstraße 1 und zwar an allen Werktagen von 9—1 Vorm. sowie von 4 Nachm. bis zum Schluß der Partie gespielt. Die Preise betragen: 1 Ehrengeschenk des Prinz-Regenten und 3000 M., 2. 2000 M., 3. 1500 M., 4. 1000 M., 5. 600 M., 6. 300 M., 7. 200 M. sodann noch einige Preise in Werthgegenständen. Die schönste Partie wird mit 300 M., das beste Resultat gegen die Preisträger mit 100 M. prämiirt.

Eine tragische Vorgabepartie.

Weiß ohne Sb1.

Weiß: Bachmann	Schwarz: M . . . r	Weiß: Bachmann	Schwarz: M . . . r
1. e2—e4	e7—e5	7. d5—d6	Se7—c6
2. Sg1—f3	Sb8—c6	8. Se5×f7	Ke8×f7
3. c2—c3	Sg8—f6	9. Lf1—c4 +	Kf7—g6 (b)
4. d2—d4	Sf6×e4	10. Dd1—d3 +	Kg6—h5 (c)
5. d4—d5	Sc6—e7	11. Lc4—f7 +	g7—g6
6. Sf3×e5	Se4—f6 (a)	12. Dd3—h3 ‡	

a) d7—d6 geht wegen Lf1—b5 + nicht an.

b) Schwarz will die Rückgabe der Figur bei Dd1—e2 + vermeiden und geht dabei direkt in's Mat.

c) Sf6—e4 hält das Mat um 2 Züge auf z. B. 11. Dd3×e4 +, Kf6; 12. Dh4 +, Kg6 13. Dg4 +, Kf6, 14. Dg5 ‡

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 208 von Schmidt.

1. $\frac{\text{L.d8—c7}}{\text{Beliebig}}$ 2. D., L., S. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger Bach. Inhofer und Franz März (auch zu Nr. 207) von Karthaus-Prüll und aus Regensburg von R. Kern, B. H.—, Gustav Schmidt, J. B. Schuler und R. Weiß.

Notiz: Zuschriften, Lösungen ꝛc. ꝛc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. **Spielabende: Mittwoch und Samstag Cafe Prinzengarten.** Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 75. Montag den 27. Juli. 1896

10 (Nachdruck verboten.)

Eine dunkle That.

Kriminal-Roman von Thomas Cobb.

„Endlich," rief Bodger mit sichtlich erleichtertem Herzen. Er sprang vom Sessel, zündete ein Licht an, entnahm seinem Koffer einige Werkzeuge, stieg die Leiter hinab, verließ den Stall und blieb erst vor dem Zimmer des im Erdgeschosse gelegenen Wohnzimmers stehen.

Es war ihm ein Leichtes, den Riegel zurückzuschieben. Er schwang sich in das dunkle Gemach und schlich geräuschlos bis zum Eingang. Wenn er die Thür verschlossen fand, hätte es ihm keine Schwierigkeiten bereitet, sie mit Hilfe der mitgebrachten Instrumente zu öffnen, doch wollte er womöglich keine Spur seiner nächtlichen Entdeckungsreise hinterlassen. Er zitterte heftig, als er mit den kalten Fingern nach der Klinke griff — das Glück war ihm hold — die Thür ging widerstandslos auf, und Joseph huschte, leise wie eine Katze, ohne Hemmniß die Treppe hinauf. Doch hier verlegte ihm das fest verschlossene Pförtchen in der Stiegenabtheilung den Weg. Er schlich wieder zurück und wandte sich ebenso geräuschlos der Thüre von Owens Schlafzimmer zu.

Dicke Schweißtropfen standen auf Josephs blasser Stirn, als er dort mit schlotternden Knieen athemlos lauschend stille hielt. Er war sich der Kühnheit seines Unternehmens vollkommen bewußt, — es galt festzustellen, ob auch Owen Fairford an der nächtlichen Wanderung des unbekannten Weibes theilnahm; seiner Berechnung nach hätte er zehn gegen eins gewettet, daß er des Hausherrn Schlafgemach leer finden würde, allein, selbst Joseph Bodgers Scharfsinn konnte irre gehen und wenn er jetzt in Fairfords Hände fiel, war sein Spiel für immer verloren.

Mit der Rechten umklammerte Bodger ein in der Tasche verborgenes Stemmeisen, das ebenso gut als Werkzeug, wie als Vertheidigungswaffe dienen konnte, mit der Linken faßte er die Klinke, machte die Thüre vorsichtig auf und kroch dann auf allen Vieren in größter Herzensangst nach Owens Bett hin. Sobald er den Pfosten desselben fühlte, hielt er horchend still. Mit bebender Hand rieb er ein Zündhölzchen an und ließ den schwachen Lichtschimmer auf die Lagerstätte fallen. Zu seiner unaussprechlichen Genugthuung war sie leer, ja sogar unberührt; auf der Decke lag der schwarze Rock, den Owen noch beim Abendessen getragen hatte.

Wohlbehalten in seiner Kammer wieder angelangt, riß Bodger Jacke und Kragen vom Leibe, zündete seine Pfeife an, setzte sich auf den Bettrand und begann das Erlebte einer reiflichen Ueberlegung zu unterziehen.

Was sollte dies Alles bedeuten? Owens Zimmer leer — die sonderbare Unbekannte zu nächtlicher Stunde auf Streifzügen durch das Dorf begriffen! Angenommen, Frau Cawdrey sorge für die leiblichen Bedürfnisse jener Person, — zu welcher Tageszeit verkehrte sie mit ihr? er sowohl, wie Sarah, welche die Neugier dazu trieb, standen zu jeder Stunde auf der Wacht, und keines von beiden hatte jemals Frau Cawdrey durch die geheimnißvolle Thür nach oben gehen sehen.

Bodger war der Lösung des großen Räthsels näher gerückt, nur über einen Umstand waltete für ihn kein Zweifel: hier gab es Geld zu verdienen. Doch galt es erst etwas mehr Licht in das Dunkel zu bringen, bevor er einen Erpressungsversuch wagen durfte. Er mußte daher auf seinem Posten ausharren, den Garten im Schweiße seines Angesichtes bearbeiten, die Stiefel geduldig putzen und vor allem seine Luchsaugen Tag und Nacht offen halten.

Am folgenden Montag saß Florence allein in ihrem Wohnzimmer, als Owen eintrat und sich im Verlauf seines Besuches nach Annens Befinden erkundigte.

„Sie ist übler daran als je," berichtete Florence, „man darf sie weder bei Tag noch bei Nacht allein lassen, auch Doktor Viret scheint äußerst besorgt zu sein."

„Das klingt recht traurig," meinte Owen theilnehmend; „doch dachte ich mir wohl, daß es schlecht mit ihr steht. Die Nachfrage sollte mir nur zum Vorwande dienen, Sie aufzusuchen."

„Dessen bedarf es doch nicht, Herr Fairford!"

„Dann lassen Sie es als Beschwichtigung meines Gewissens gelten," beharrte Fairford. „Es klingt abscheulich feige, und doch kann ich über die Empfindung nicht hinaus, daß ich in Ihrem Hause nichts mehr zu suchen habe."

„Trotzdem sind Sie hier," warf Florence mit sanftem Lächeln ein.

„Weil unser innerstes Wesen oft unwiderstehlich nach Befriedigung begehrt — wir bezahlen sie nachträglich theuer genug, aber das läßt sich nicht ändern."

Owen stand auf, um sich zu verabschieden. Florence's Lebewohl war diesmal um einen Schatten kühler, sie grollte ihm wegen seiner dunklen Reden. Warum sprach er so sonderbar? Warum baute er selbst Schranken auf, die den früher so harmlosen Verkehr nothwendig erschweren mußten? Er wollte nichts mehr in ihrem Hause zu suchen haben, und nahm doch die erste Gelegenheit wahr, um wiederzukommen. Florence war klug genug, den verborgenen Sinn seiner Worte zu verstehen, auch wünschte sie nicht, daß er sich deutlicher ausspreche.

Mit einbrechender Nacht verschlimmerte sich Annens Zustand derart, daß Florence, trotz dem Widerstande der Kranken, Doktor Viret berufen wollte.

„Er wird mir ebenso wenig helfen, wie meiner armen Herrin," sagte Anna, „für mich ist ohnehin alles vorbei, gottlob, es ist Niemand mehr im Hause, der Sie, mein liebes Fräulein, von mir trennen könnte, so wie man mich unserer theueren Verstorbenen entriß. Ich fürchte den Tod nicht," fügte sie ruhiger hinzu, „nur die Schmerzen, die Athemnoth ist so entsetzlich, daß man darüber wahnsinnig werden könnte."

Vorläufig gab Florence nach, um die Kranke nicht noch mehr zu erregen, als jedoch gegen ein Uhr Nachts Unruhe und Beängstigung stetig zunahmen, erachtete sie es als ihre Pflicht, nach dem Arzte zu schicken, da Annens Zustand das Aeußerste befürchten ließ.

Florence gab Lisa, dem rothhaarigen Hausmädchen, den Auftrag, nach dem „Lorbeerhofe" zu gehen. Sie war die Tochter des Todtengräbers Mogford, und im Dorfe geboren und aufgewachsen; doch furchtsam von Natur, erschrack sie heftig bei dem Gedanken, während der Nacht allein bis zu Doktor Virets Wohnhaus zu gehen. Sie wagte es indessen nicht, dem Befehle der Herrin zu widersprechen, ließ eine brennende Kerze auf einem der hohen Eichenstühle in der Vorhalle stehen, öffnete die Hausthüre und trat gefaßt ihre Wanderung an.

Kaum eine Viertelstunde später wurde stark an der Hausglocke gerissen. Florence weckte die Köchin, als sie diese aber zittern und zögern sah, ging sie selbst, das Thor zu öffnen. Sie besorgte, ein erneuter Lärm könnte Anna wecken, die soeben nach vorübergegangenem Anfalle einzuschlummern schien.

Wie groß war ihr Erstaunen, als sie Lisa auf den Stufen stehen sah. Kaum war die Thüre aufgeschlossen, so rannte das Mädchen in die Halle, warf sich auf einen Stuhl, verbarg ihr Gesicht in beiden Händen und brach in krampfhaftes Weinen aus.

„Du warst nicht bei Doktor Viret?" rief Florence, sich ängstlich über die Schluchzende beugend, „was ist geschehen?"

„O!" stöhnte Lisa, noch immer von Thränen halb erstickt — „ich ginge auch nicht mehr, und wenn es mein und Annens Leben gelte! Großer Gott, ich bin ja geraden Weges an sie angerannt."

„An wen? so sprich doch!"

„Ich weiß es nicht, Fräulein — an ein großes, kräftiges, schwarzes Weib, das wie ein Gespenst im Schlafe daherwandelte" — ein Schauer überflog Lisa's bebende Gestalt — „sie hatte das Gesicht mit einem Schleier dicht verhüllt, und o gütiger Himmel, so lange weiße Hände! Als ich mit lautem Aufschrei zurücktaumelte, warf sie mir nur einen Blick zu und ging, ohne mich zu beachten, mit großen Schritten weiter."

„Um Gottes willen, Fräulein, schließen Sie das Haus ab!" rief die Köchin, die im Nachtgewande ängstlich die Treppe herabgekommen war.

„Noch nicht!" entgegnete Florence, sichtlich bemüht, ihre Stimme zur Ruhe und Festigkeit zu zwingen. „Ich werde vorerst bei Annen nachsehen — wenn sie nicht besser ist, gehe ich selbst, Doktor Viret zu holen."

Bei allem Muthe, den sie gezeigt, empfand es Florence doch als eine Erleichterung, als sie Anna fest eingeschlafen fand und somit Doktor Virets ärztlichen Besuch mit gutem Gewissen bis zum Morgen hinausschieben konnte.

10. Kapitel.

Arnold Derwent.

„Warum ließen Sie mich nicht früher holen?" lautete Doktor Virets erste Frage, als er am folgenden Morgen gegen elf Uhr Annens Krankenzimmer mit Florence verließ.

„Ich hatte nach Ihnen geschickt," erwiderte Florence, mit ihm in das Bibliothekzimmer tretend, jedoch — —"

„Es kam Niemand zu mir."

„Ganz richtig — Lisa sollte die Botschaft überbringen — als sie in die Nähe der Kirche kam, scheint sie irgend Jemand gesehen zu haben und war darüber derart entsetzt, daß sie halb todt vor Angst nach Hause zurückrannte."

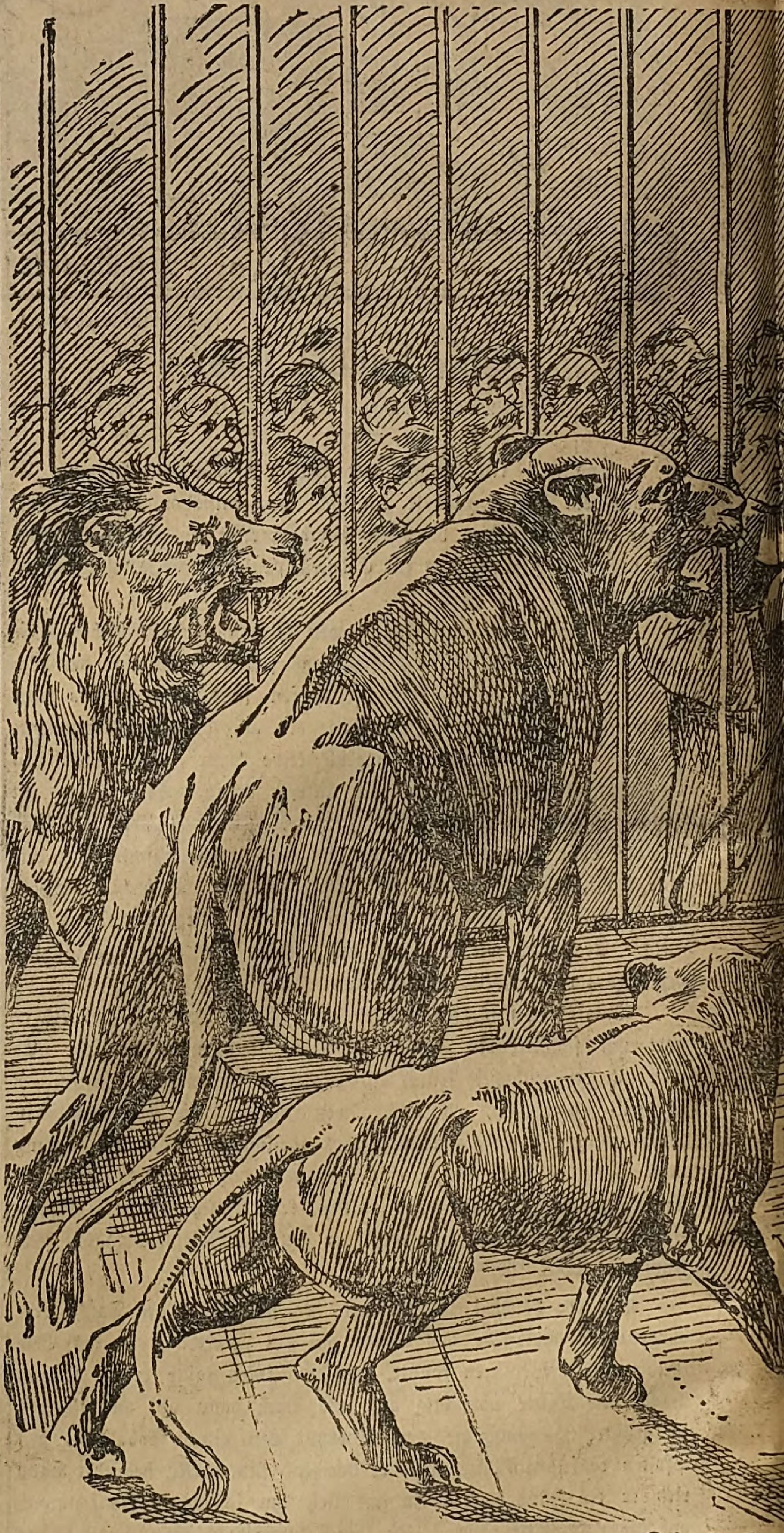
„Unsinn, Florence! Wie können Sie darauf hören?"

„Lisa beharrte bei ihrer Aussage, sie sei an eine große, schwarz gekleidete, dicht verschleierte Frau beinahe angerannt; sie dürfte demnach in der That einer bestimmten Person begegnet sein."

„Wer könnte es gewesen sein?" versetzte Doktor Viret ungläubig — „zu dieser Stunde geht Niemand ohne besondere Ursache über die Dorfstraße. Offenbare Sinnestäuschung!"

„Vielleicht sah Lisa eine Nachtwandlerin?"

„Kennen Sie eine? Ich nicht! Doch nun zu Ihnen, liebes



Die Hochzei

Kind — Sie sehen recht müde und abgespannt aus. Ich möchte Sie weder drängen noch quälen, nur als Arzt zu Ihnen reden, auch wenn Sie meinen Rath nicht begehren — packen Sie Ihren Koffer und kommen Sie mit mir nach dem „Lorbeerhofe"."

„Ich bat Sie schon einmal, lieber Doktor, mich nicht der Undankbarkeit zu zeihen."

„Dankbarkeit kommt hier nicht in Frage — meine Haushälterin hat das hübscheste Zimmer für Sie in Bereitschaft gesetzt."

„Ich kann Anna unmöglich allein lassen."

„Richtig!" erwiderte Viret nachdenklich. „Ich vergaß die Kranke, die Ihre Pflege nicht leicht entbehren kann. Ich fürchte jedoch, Annens Tage sind gezählt, und keinesfalls können Sie für immer hier bleiben."



im Löwenkäfig.

„Edwards meinte, ich solle bis zu Arnolds Eintreffen das „Krähennest" nicht verlassen," antwortete Florence kleinlaut.

„Arnold kann vor einem Monat nicht kommen, selbst wenn Edwards Brief ihn ohne Verzögerung erreicht hat."

Doktor Viret hatte kaum diese Worte gesprochen, als die Thür hastig aufgerissen wurde und Lisa mit dem Rufe: „Herr Derwent!" Florence entgegenstürzte.

„Vater, Vater!" schrie das Mädchen im Zustande höchster Erregung, indem sie sofort beflügelten Schrittes nach der Halle eilte. An der Schwelle hielt Doktor Viret sie zurück; er legte die Hand mit beruhigender Geberde auf ihren Arm.

„Theures Kind, nicht der Vater, nur Ihr Vetter kann es sein," sprach er mit sanfter, beschwichtigender Stimme. „So rede doch, Mädchen!" wandte er sich zürnend der erschreckten Lisa zu.

„Ich meinte Herrn Arnold Derwent!"

„Warum sagtest Du das nicht gleich?"

Ohne Lisas Entgegnung abzuwarten, hatte sich Florence von Doktor Viret losgerissen. Sie lief fast in die Arme eines mittelgroßen, breitschulterigen, blonden jungen Mannes, der, ein frohes Lächeln auf dem freimüthigen Antlitze, ihr stürmisch entgegenkam, ihre beiden Hände ergriff und sie brüderlich küßte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hochzeit im Löwenkäfig.

Der Schauplatz der letzten Neuheit in Hochzeiten war Johannesburg in Südafrika. Der Circus Fillis war eine Zeit lang durch Südafrika gereist. In Johannesburg verliebte sich eine der Schönen der Stadt, Miß May Malraison, in den Direktor des Circus, der gleichzeitig auch Löwenbändiger ist, Herrn August Windschermann, einen Deutschen von Geburt. Man beschloß, die Hochzeit im Löwenkäfige abzuhalten, und zwar — um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden — vor zahlendem Publikum . . . Der Circus war am Tage der Hochzeit natürlich überfüllt. Das Brautpaar wurde bei seinem Erscheinen im Löwenkäfig stürmisch acclamirt. „Wollen Sie eintreten?" fragte Herr Windschermann den Reverenden, der die Trauung vorzunehmen hatte. „Ich — ich ziehe es vor, draußen zu bleiben," sagte dieser. Und bei diesem Arrangement blieb es. Braut und Bräutigam standen innerhalb des Käfigs, Arm in Arm, knapp am Gitter, und beantworteten die gebräuchlichen Fragen klar und deutlich. In der linken Hand hielt der Bräutigam-Löwenbändiger eine Peitsche und warf von Zeit zu Zeit einen strengen Blick auf die wilden Bestien im Käfige. An den Gitterstäben im Handbereiche hingen einige Waffen für den Fall, als die Löwen so ungalant sein sollten, gegen die Anwesenheit einer Dame in ihrem Heim zu remonstriren. Doch die Löwen benahmen sich höchst anständig. Die Braut trug Brauttoilette, der Bräutigam hingegen hatte aus Vorsicht seine Bändigeruniform angelegt, da er fürchtete, daß ihn die Löwen in Frack, Claque und Lack nicht erkennen würden. Das umstehende Bild ist nach der Skizze eines amerikanischen Blattes gezeichnet.

Pürkelgut.

Der älteste Name des nahe bei Regensburg noch innerhalb des Burgfriedens der Stadt an der Landshuter Straße gelegenen, jetzt fürstlich Thurn und Taxis'schen Oekonomiegutes Pürkelgut war Einhausen, wahrscheinlich, weil hier z. B. nur ein einziges Haus eines alten Landedelmannes gestanden.

Einer der ersten urkundlich nachweisbaren Besitzer war Wolfgang Horneck, Bürger von Regensburg. Mehrere Angehörige dieses Geschlechtes bekleideten im 16. Jahrhundert im Staate sowohl als in der Kirche von Regensburg die höchsten Würden. Dieser Wolfgang Horneck nun, dessen Vater bischöflicher Kanzler daselbst war, erbaute im Jahre 1529 ein kleines Schlößchen, wie die Gedenktafel über dem Thore noch heute aufweist, und umgab es mit Ringmauern und Gräben. Derselbe starb jedoch schon zwei Jahre darauf (am 29. Mai 1531), nachdem er, ein bedeutender Sprachenkundiger, fast den dritten Theil Europas durchwandert hatte, und wurde in der Stiftskirche zu St. Emmeram begraben, wo sein Denkmal aus Erz noch zu sehen ist. Nachdem die darauffolgenden Jahre einen raschen Wechsel der Besitzer des Gutes Einhausen auf-

weisen — [so besaßen es u. a. die Bürger Hans Amann, Wolf Haller, Albrecht Portner, ganz kurze Zeit auch der Magistrat Regensburg], — wurde es 1633 von Johann Lerchenfelder von Regensburg um 4500 Gulden an einen gewissen Stephan Herb verkauft. Während der Belagerung der Stadt durch die Schweden 1634 von Grund aus zerstört, lag dasselbe nun beinahe hundert Jahre verwüstet und öde. Erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts kam es in den Besitz der Bürger Cornelius Dimpfl, dann Johann Adam Friedl, von welch letzterem es 1729 der Bürger und Kaufmann Johann Jakob Pürkel von Regensburg (der Besitzer des früher Bertram'schen, nun Coppenrath'schen Hauses am Domplatze) käuflich erwarb. Dieser erbaute sofort das Schloß von Grund aus neu und größer, und nannte es nach seinem Namen Neu-Pürkeleck (später Pürkelgut). Bei dessen Familie verblieb das Gut bis in die neuere Zeit. Im Kriegsjahre 1809 war Pürkelgut in den letzten Tagen des Monats April wieder nahe daran, zu einem Steinhaufen zusammengeschossen zu werden. Zum Glück mußte der hier stehende linke Flügel der österreichischen Armee, weil der rechte über die Abensberger Straße gedrängt wurde, wegen der Gefahr, abgeschnitten zu werden, in aller Eile unter Zurücklassung sämmtlicher Geschütze, mit welchen das Schloß rings umgeben war, von hier abziehen, worauf Napoleon nach seiner Verwundung bei Regensburg für kurze Zeit seinen Wohnsitz hier aufschlug. Bald nach dem Tode des Gutsbesitzers Heinrich Hartmeyer, eines Angehörigen der Pürkel'schen Familie, welcher die Oekonomie bedeutend verbesserte und auch eine Bierbrauerei einrichtete und betrieb, trat dessen Verwandter, der durch ausgezeichnete ökonomische Kenntnisse hervorragende spätere k. Oekonomierath Georg Hamminger (gestorben 1894 in Regensburg) 1837 in den Besitz von Pürkelgut mit einem Areal von 331 bayrischen Tagwerk, von welchem es im Jahre 1844 durch Kauf um die Summe von 128,000 Gulden an das fürstliche Haus von Thurn und Taxis überging. Nach dem Brande der Oekonomiegebäude im Februar 1848 wurden dieselben schon im darauffolgenden Jahre wieder ganz neu hergestellt; das Schloß selbst ist unbewohnt.

Humoristisches.

(Alter Adel.) Die Familie Gurgelhausen ist wohl von sehr altem Adel?"

„O freilich, Die haben noch von den Kreuzzügen her — Schulden!"

(Aus der Kinderstube.) Mutter: „Der kleine Fritz vom Herrn Major nimmt Leberthran viel lieber als Du! Er freut sich sogar immer darauf!"

Der kleine Hans (verächtlich): „Der Streber!"

(Triftiger Grund.) Frage: „Warum bekommen die Soldaten Mittags kein Dessert?"

Antwort: „Weil der Soldat nicht desertiren darf."

(Schwer zu bezeichnende Farbe.) „Was der Herr dort für eine eigenthümliche Gesichtsfarbe hat!"

„Jawohl, der sieht aus wie ein Mohr, der die Gelbsucht hat!"

(Wenig rücksichtsvoll.) Sie: „Männchen, ich möchte diesen Sommer in's Bad reisen."

Er: „Einverstanden!"

Sie: „Es frägt sich aber, in welches?"

Er: „Suche Dir irgend ein Bad aus, Du kannst reisen, in welches Du willst."

Sie (schmollend): „Aber Arthur, das ist gar nicht schön von Dir, wie kannst Du mir so jeden Widerspruch abschneiden?"

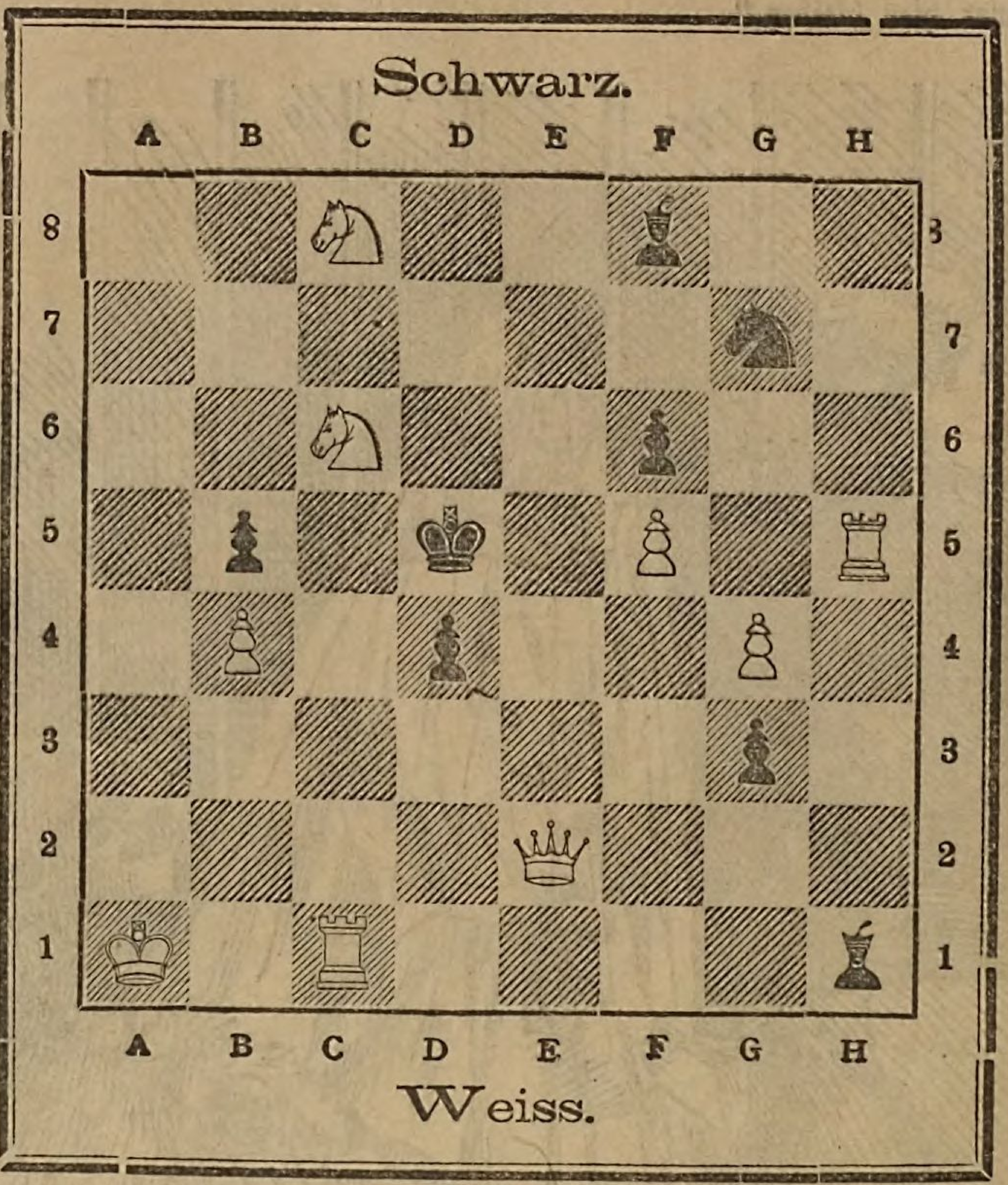
Auflösung des Logogriphs in Nr. 74:

Heide.

Schachzeitung № 214.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von E. Frankenstein in London.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Internationales Meisterturnier zu Nürnberg.

In der Theilnehmerliste ist noch eine Aenderung dadurch eingetreten, indem Burn aus Liverpool seine Anmeldung aus geschäftlichen Rücksichten zurückgezogen hat. Dafür ist Herr Chatouset aus Pest, eingereiht worden.

Schach in Amerika.

Der Wettkampf Barry-Showalter endete zu des Letzteren Gunsten. Showalter gewann 7 und verlor 2 Spiele. 4 blieben remis. Die folgende Partie beendete den Wettkampf.

Russisches Springerspiel.

Weiß Barry	Schwarz Showalter	Weiß Barry	Schwarz Showalter
1. e2—e4	e7—e5	14. o—o	Tb8—a8
2. Sg1—f3	Sg8—f6	15. d4—d5	Le6×d5
3. d2—d4	Sf6×e4	16. Da7—e3 +	Ld5—e6
4. Lf1—d3	d7—d5	17. De3—g3	g7—g6
5. Sf3×e5	Sb8—d7	18. f2—f4	f7—f5
6. Dd1—e2	Dd8—e7	19. b2—b3	Sd7—f6
7. Ld3×e4	d5×e4	20. Lc1—b2	Lf8—c5 +
8. Sb1—c3	Sd7×e5	21. Kg1—h1	o—o
9. Sc3—d5 ?	De7—d6	22. Ta1—e1	Lc5—d4
10. De2×e4	Lc8—e6	23. Tf1—f3	Sf6—e4
11. Sd5—c3	Se5—d7	54. Dg3—h3	Se4—f2 +
12. De4×b7	Ta8—b8	25. Tf3×f2	Ld4×f2
13. Db7×a7	Dd6—c6 !	26. Sc3—d5	Le6×d5

Weiß gibt die Partie auf.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 209 von Vetesnik.

1.	2.	3.
e2—e4 / K×e4	Sc4—b6 / Beliebig.	Db3—d5 ‡
...... / Kd4—c5	Db3×b7 / Beliebig	Db7—d5 ‡
..... / f6—f5	Ld2—e3 + / K×e4	Sc3—d2 ‡
..... / b7—b6	Sc4—e5 / Beliebig	Db5—d5, d3, b4 ‡
...... / b7—b5	Db3—e3 + / K×Sc4	De3—c3 ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll und aus Regensburg von B. H.—, Gustav Schmidt, J. B. Schuler und R. Weiß.

Briefkasten. J. L. in A. In der Aufgabe № 210 wird 1. La3×b4 durch Sd7—e5 widerlegt. — G. S. hier. Ihr neuer Versuch ist correct, nur würden wir, falls Sie uns denselben wieder freundlichst zur Verfügung stellen sollten, auf h3 noch einen weißen Bauern nachtragen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 78. Montag den 3. August. 1896

13 (Nachdruck verboten.)

Eine dunkle That.

Kriminal-Roman von Thomas Cobb.

„Gewiß, allein seither hat sich Alles für mich zum Besseren gewendet. Ich konnte damals den gegenwärtigen Lauf der Ereignisse nicht annähernd voraussetzen. Es mag Dir hart erscheinen, liebe Flora, und wir wollen auch erst später eingehend darüber reden — aber es ist eine unleugbare Thatsache — ich bin Onkel Roderichs Erbe."

„Wenn er wirklich gestorben ist, Arnold."

„Du weißt, es kann nicht anders sein; meintest Du doch selbst Du hättest bereits jeder Hoffnung entsagt."

„Jawohl," antwortete Florence traurig, „nur steht diese Entsagung im Widerspruche zu meinen Empfindungen. Wie soll ich Dir diese oft recht unverständlichen Gefühle erklären? Wenn Inspektor Holt oder ein anderer es versucht, mich zu überzeugen, der Vater sei nicht gestorben, so vermag ich mir kaum vorzustellen, daß er lebt und doch nicht zurückkehrt; kommt hingegen eine zweite Person, so wie Du, die seinen Tod als eine feststehende Thatsache auffaßt, dann klammert sich mein Herz in heller Verzweiflung an jeden Strohhalm von Hoffnung, ich überdenke nochmals die gesammte Kette der Ereignisse und sage mir, daß wir keinen einzigen giltigen Beweis seines Ablebens besitzen, keinen, der uns wirklich berechtigt, an seinen Tod zu glauben."

„Ich gebe es zu, Flora, wir besitzen keinen offenbaren Beweis — meine Aufgabe soll es daher sein, Dir einen solchen zu liefern; gab mir doch auch der alte Edwards den Rath, das Wild aufzuspüren, bevor ich es schieße."

„Du meinst wohl, es sei Deine Aufgabe, des Vaters Mörder der Gerechtigkeit zu übergeben, wenn wir in der That an ein Verbrechen glauben müssen," unterbrach ihn Florence schaudernd.

„Jawohl; das heißt — an Onkel Roderichs Mördern ist mir gar nichts gelegen — man mag sie hängen oder nicht, das gilt mir gleichviel, mein Bestreben geht nur dahin, den Beweis seines Todes zu liefern."

„Dies wird Dir so leicht nicht gelingen," versetzte Florence eifrig — „jedes Bemühen der Polizei schlug in dieser Richtung so gründlich fehl, daß Inspektor Holt zu dem Schlusse gelangen mußte, der Vater weile noch immer unter den Lebenden."

„Darin, liebste Flora, liegt eben der Unterschied zwischen mir und Inspektor Holt — ihm ist's eine Geschäftssache, mir, um offen zu reden, eine Frage über Leben und Tod, denn ich bin mittellos und brauche Geld."

Entrüstet erhob sich Florence von ihrem Platze, ihr Busen wogte, gerechter Zorn glühte in den schönen, sonst so sanften Augen. „Wie kannst Du jetzt, in dieser Stunde, an elendes Geld denken?" rief sie vorwurfsvoll, „wie niedrig, wie hartherzig von Dir! Was liegt an Geld und Geldeswerth, wenn ein Mann, wie mein Vater, für uns verloren ist!"

„Mir geht jedenfalls das Geld verloren, wenn er am Leben ist!" erwiderte Arnold, der sich gleichfalls erhoben hatte. „Nein, Flora, wende Dich nicht ab mit dem Gedanken, ich fühlte keine Theilnahme für Dich — Dein Unglück geht mir verteufelt zu Herzen, aber was nützt es, der verschütteten Milch nachzuweinen; Onkel Roderich ist nun einmal mausetodt — das lasse ich mir nicht ausreden. Ich besitze keinen Kreuzer Vermögen — hier winken mir über tausend Pfund jährliches Einkommen — ich wäre kein Mensch, wenn ich nicht trachtete, mir dies Gut so bald als möglich zu sichern, und das bin ich doch — ein ganz gewöhnliches, schwaches Menschenkind!"

Da Florence fürchtete, ihre Fassung nicht länger bewahren zu können, verließ sie rasch das Zimmer. Erst beim zweiten Frühstück traf sie wieder mit Arnold zusammen. In gewohnter Güte bestrebt, ihre frühere vortheilhafte Meinung über den Vetter zurückzugewinnen, suchte sie das Gespräch in gleichgiltige Bahnen zu lenken, worauf Arnold sofort einging.

„Beiläufig bemerkt," begann er, „ich sah, die „Waldaussicht" ist bewohnt — wer hat das Haus gemiethet? Hoffentlich anständige Leute?"

„Ein Herr Fairford, dem der Vater aufrichtig zugethan war, er lebt seit drei Monaten in Roolfield."

„Ein alter Fuchs natürlich, wenn Onkel Roderich sich an ihn anschloß."

„Herr Fairford ist weder alt noch jung, er sieht kaum älter aus als Du."

Im Laufe des Nachmittags langte Arnolds Gepäck im „Krähenneste" an. Bald darauf erbat er sich von seiner Base den Schlüssel zu Herrn Derwents Weinkeller. Als er vor Tische im Wohnzimmer erschien, war sein Gesicht derart erhitzt, daß Florence sich eines bangen Gefühles nicht entschlagen konnte.

„Verdammt ruhiges Haus!" sagte er, indem er auf einem Sopha neben ihr Platz nahm. „Aber vielleicht kann sich mit der Zeit auch ein Wanderbursche wie ich hier heimisch fühlen. Uebrigens werde ich in den nächsten Tagen genug Beschäftigung finden. Ich fürchte, ich habe Dich heute recht lange allein gelassen."

„Ich war oben in Annens Zimmer," versetzte Florence; „ich hatte die arme Kranke ohnehin mehr vernachlässigt, als es sonst meine Gewohnheit ist."

„Die gute alte Anna — sie war eine brave Dienerin — schade, daß sie so früh ihren Laufpaß bekommt; nun," fügte er etwas ernster hinzu, „wir müssen alle sterben, und selbst ein Leichtfuß wie ich, könnte darüber nachdenklich werden. „Ernte Dein Heu, solange die Sonne scheint," lautet die Moral. Dieser Lehre will auch ich folgen, sobald Du, Flora, nichts dagegen einzuwenden hast."

„Ich habe gar nichts mitzusprechen!“ erwiderte Florence, indem sie ihren Platz mit einem Stuhle in der Nähe des Klaviers vertauschte.

„Wieso, Flora?“

„Sobald mein Vater für todt erklärt wird, ist alles Dein, und ich habe kein Recht mehr hier im Hause.“

„Ach was, wie kannst Du nur so reden! Du weißt, ich gebe ohne Dich keinen Pfifferling für den ganzen Besitz.“

Er stand vom Sopha auf, näherte sich Florence und stützte die Arme auf die Rücklehne ihres Sessels.

„Es ist schön von Dir, so zu sprechen,“ gab sie ruhig zur Antwort, „doch gibt es auch sonst allerlei Schwierigkeiten. Unter Anderm habe ich kein baares Geld in Händen — wäre mir nicht Doktor Viret zu Hilfe gekommen — — —“

„Der gute Mann, wie danke ich ihm dafür! Gewiß, ohne Geld kann man nicht leben — ein Grund mehr für Dich, ruhig hier zu bleiben. Auch mir fehlt es gegenwärtig an Glücksgütern, ich weiß oft nicht, wie ich mich durchbringen soll.“

„Entschuldige mich,“ brach Florence das Gespräch ab, „ich muß zu Annen gehen.“

Oben angelangt, überlegte sie zum ersten Male, ob sie nicht gut daran thäte, Doktor Virets Vorschlag anzunehmen, denn über einen Umstand war sie nicht länger im Zweifel, daß die Nothwendigkeit sie baldigst zwingen würde, das Vaterhaus zu verlassen.

12. Kapitel.
Die falsche Fährte.

„Komm, Flora!“ sagte Arnold am Mittwoch Vormittag, nachdem Doktor Viret seinen Besuch bei Anna abgestattet hatte, „laß uns zu Tante Alicens Grab gehen.“

Erfreut über die Aufforderung machte sich Florence kurz nach zwölf Uhr in Begleitung ihres Vetters auf den Weg zum Kirchhofe. In einem Weidenkörbchen trug sie mehrere Narzissen, die sie sammt der Wurzel im Garten ausgegraben hatte, sowie eine kleine Schaufel, um die Blumen auf der Mutter Grab zu pflanzen. Im Vorübergehen zeigte sie Arnold das Haus des Obersten Askews: „Du erinnerst Dich, daß hier der Einbruch verübt wurde.“

„Jawol,“ antwortete Arnold, „und noch mehr — Onkel Roderich kam in der verhängnißvollen Nacht hier vorbei.“

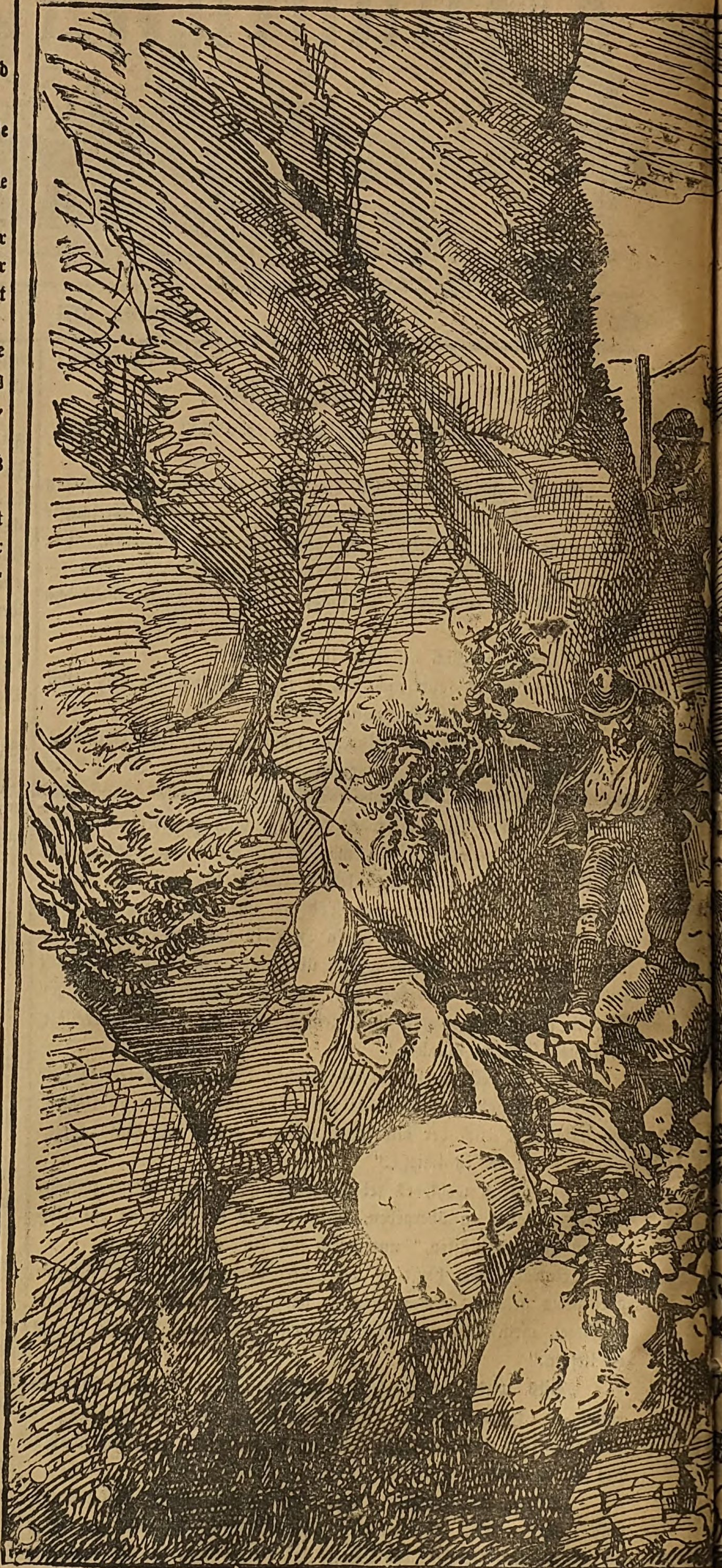
„Wie kannst Du das als bestimmt annehmen?“

„Ich bin dessen so sicher, Flora, als hätte ich ihn gesehen. Er verließ das Haus, verfolgte diese Straße und betrat den Kirchhof durch das Gitterthor, gerade so, wie wir es zu thun im Begriff sind. Er konnte keine andere Absicht haben, als das Grab seiner Frau zu besuchen.“

Wenige Minuten später standen sie zu Füßen des noch frischen Hügels. Unter dem Eibenbaume, der seit Jahrhunderten an derselben Stelle gegrünt hatte, während die Geschicke der Menschen sich wandelten, und Florencens Vorfahren die kurze Spanne Zeit von ihrer Geburt bis zum Tode durchlebten, erhob sich der Marmorstein, auf dem die Namen aller verstorbenen Mitglieder der Familie Derwent eingemeißelt waren. Der friedvolle Ruheplatz konnte von der Straße aus nicht gesehen werden, da Baum und Mauer ihn verbargen; Florence durfte somit ungehindert niederknieen, um die mitgebrachten Blumen in das längliche Beet zu versetzen, das vorläufig nur mit einigen immergrünen Pflanzen geschmückt war.

„Arme Mutter!“ flüsterte sie, zu Arnold aufblickend; „wie gut und sanft sie war! Du sahst sie zuletzt vollkommen gesund — es muß Dir unfaßbar scheinen, die Mutter jetzt unter diesem Erdhügel zu wissen.“

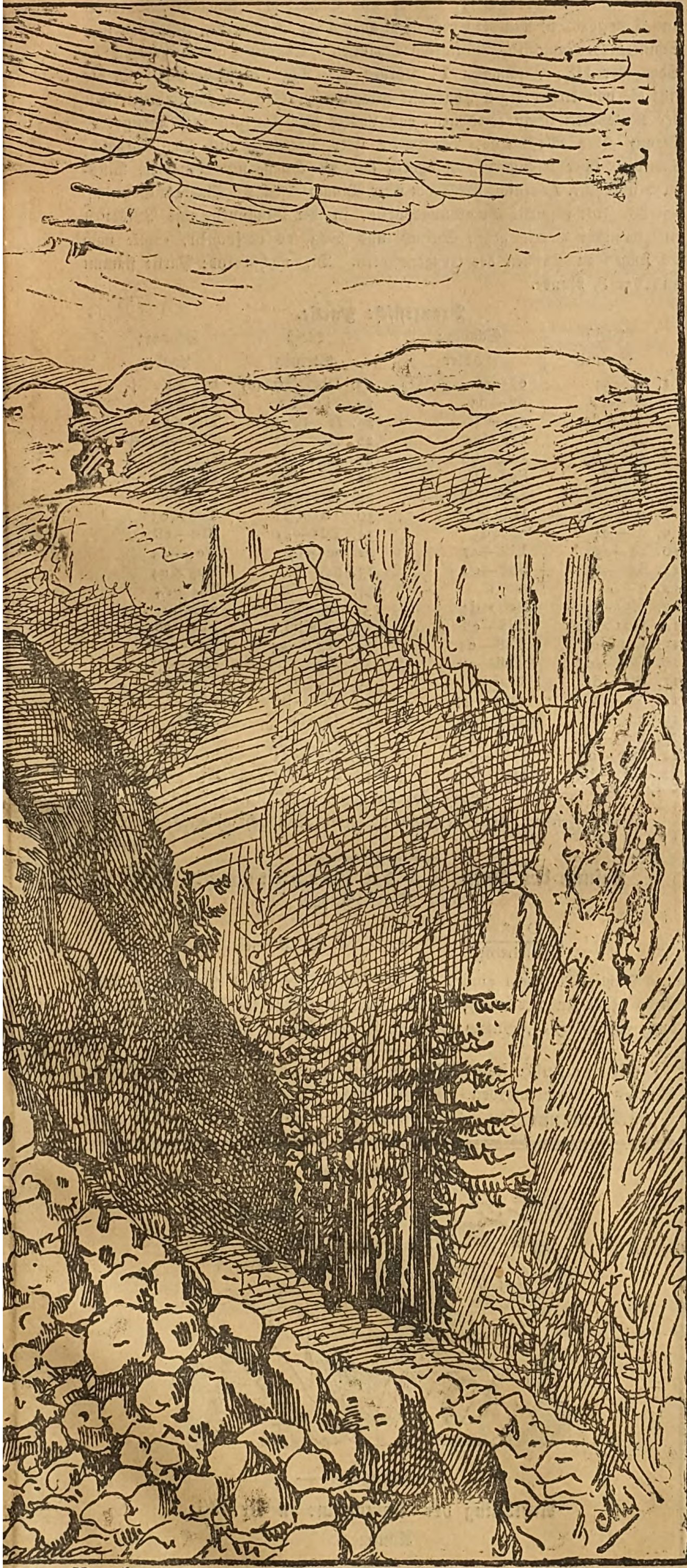
„Verzeihe, Flora,“ erwiderte er, indem er sich aus tiefem Nachsinnen aufrüttelte, „ich dachte soeben an den Onkel; er konnte nirgends anders hingegangen sein, als hierher — ich möchte darauf schwören! Es bleibt nun die Frage zu beantworten, was später mit ihm geschah.“



Das Touristenung

Das Mädchen beugte sich tief über die Narzissen. Arnold vergrub die Hände in den Taschen, pfiff leise ein Liedchen und schlenderte nach dem Gitterthor, um dort zu warten, bis Florence ihre Arbeit beendet hatte.

Als sie auf dem Heimwege sich der „Waldaussicht“ näherten, kam ihnen Owen entgegen.



uf der Raxalpe.

„Ist das der Bursche, von dem Du [mir sprachst?“ fragte Arnold.

„Es ist Herr Fairford.“

„Bitte stelle mich ihm vor.“

Florence blieb stehen und machte Owen mit ihrem Vetter bekannt, wobei sie nicht umhin konnte, einen Vergleich zwischen den beiden Männern zu ziehen. Fairford war um einen Kopf größer als Arnold, hielt sich aber nicht so aufrecht wie jener. Er schien traurig und verstimmt, als er sich bei Florence nach Annens Befinden erkundigte.

„Ihr Zustand verschlimmert sich,“ antwortete Arnold an Stelle seiner Base. „Eine furchtbare Plage, die das Haus zu einem Spital verwandelt, mir sehr unangenehm; von Spitälern habe ich mehr als genug gesehen. Wie wär's, Herr Fairford, möchten Sie nicht heute im „Krähenneste“ vorsprechen und mit uns speisen? Zu welcher Stunde, Flora?“

Owen lehnte die Einladung zu Tische ab, erklärte sich jedoch mit Vergnügen bereit, später zu kommen. „Wenn Sie erlauben Fräulein Derwent, gegen neun Uhr — so wie ich es früher gewohnt war.“

Als Fairford zur festgesetzten Stunde eintraf, fand er Arnold allein im Wohnzimmer — Florence war zu ihrer kranken Dienerin hinaufgegangen.

„Fräulein Derwent erwartete Ihre Rückkunft noch nicht so bald,“ sagte Owen, während Arnold ihm einen Platz anbot. Im nächsten Augenblicke stand er wieder auf, um Florence zu begrüßen, die soeben eingetreten war.

„Nein,“ antwortete Arnold. „Ein Glück, daß ich zu rechter Zeit vom Kap absegelte — des alten Edwards' Brief hätte mich wahrscheinlich nie erreicht, und eine Zeitung nehme ich sehr selten zur Hand. Man hat ohnehin schon zu lange gezaudert — es dürfte nunmehr ein hartes Stück Arbeit geben.“

„Verzeihen Sie! welche Arbeit meinen Sie?“ fragte Owen, indem er verständnißlos zu Arnold aufblickte.

„Meines Onkels Tod zu beweisen.“

(Fortsetzung folgt.)

Zum Touristenunglück auf der Raxalpe.

Schauerliche Einzelheiten sind es, die von der Auffindung der beiden Wiener Touristen erzählt werden, welche jüngst beim Abstieg der Raxalpe sich zu Tode stürzten. Erst nach stundenlangem erschöpfenden Suchen, entdeckte man in einer Tiefe von vielen hundert Metern einen Leichnam. Es soll, wie einer der Theilnehmer der Expedition erzählt, ein schauerlicher, selbst das muthigste Herz und die stählernsten Nerven ergreifender Anblick gewesen sein. Tief drunten ein unkenntliches Etwas, ein formloser Klumpen, darüber eine Wolke von Mücken und Fliegen und in der Höhe greisend ein gieriger Raubvogel . . . Noch furchtbarer war das Aussehen der zweiten am Sonntag gefundenen Leiche. Der Unglückliche hatte blos die Schuhe und die Fragmente von Strümpfen an den Füßen, sowie das Stück eines Hemdes auf der Brust — sonst fehlte Alles. Von dem Anzug hatte er nichts mehr auf dem Körper, der ganz zerfleischt, gleichsam zerrissen war. Der Kopf war so arg zerschlagen, das Gesicht derart verunstaltet, daß man in der That nicht mehr ausnehmen konnte, wen man vor sich habe. Die Leiche lag, wie bemerkt, auf Geröll, das mit Blut gefärbt war. Ein Blick auf die Umgebung ließ den Zusammenhang des Unglücks ohne Mühe errathen. Oberhalb des Gerölls starrt die Klobenwand, während nebenan starke Bäume stehen. Der Tourist mußte direkt von der Klobenwand abgestürzt sein, er fiel dann zwischen die Bäume, die Aeste zerrissen ihm die Kleider und den Leib, ließen ihn aber, wohl in Folge der Gewalt, mit welcher er hinabschoß, durch und er wurde auf das Geröll geschleudert. Während des Passirens durch die Bäume wurde ihm der Bauch aufgeschlitzt und man erblickte auf den Aesten Gedärme. Wohl war die Leiche stark verwest, so daß man einen Augenblick hätte zweifeln können, ob man in dem Todten [einen der

erst in den letzten Tagen verunglückten Touristen zu suchen habe. Die Stelle jedoch, an welcher man den Todten fand, paßte so vollkommen in die Etape, welche Mayer und Strasser genommen hatten, daß ein Zweifel weiter nicht möglich war.

Vorstehendes Bild der Bergungsaction wurde nach einer Skizze eines Theilnehmers gefertigt.

Humoristisches.

(Der Spezialist.) A.: „Wer ist denn der blasse, nervöse Mann da drüben, der so furchtbar krank aussieht?"

B.: „Das ist Doktor H., der berühmte Spezialist für Magenleiden."

(Auch ein Gläubiger.) Konkursmassen-Verwalter: „Was wollen Sie denn eigentlich hier?"

Bettler: „Meine Forderung anmelden; bei Herrn Itzig habe ich früher jede Woche zehn Heller bekommen."

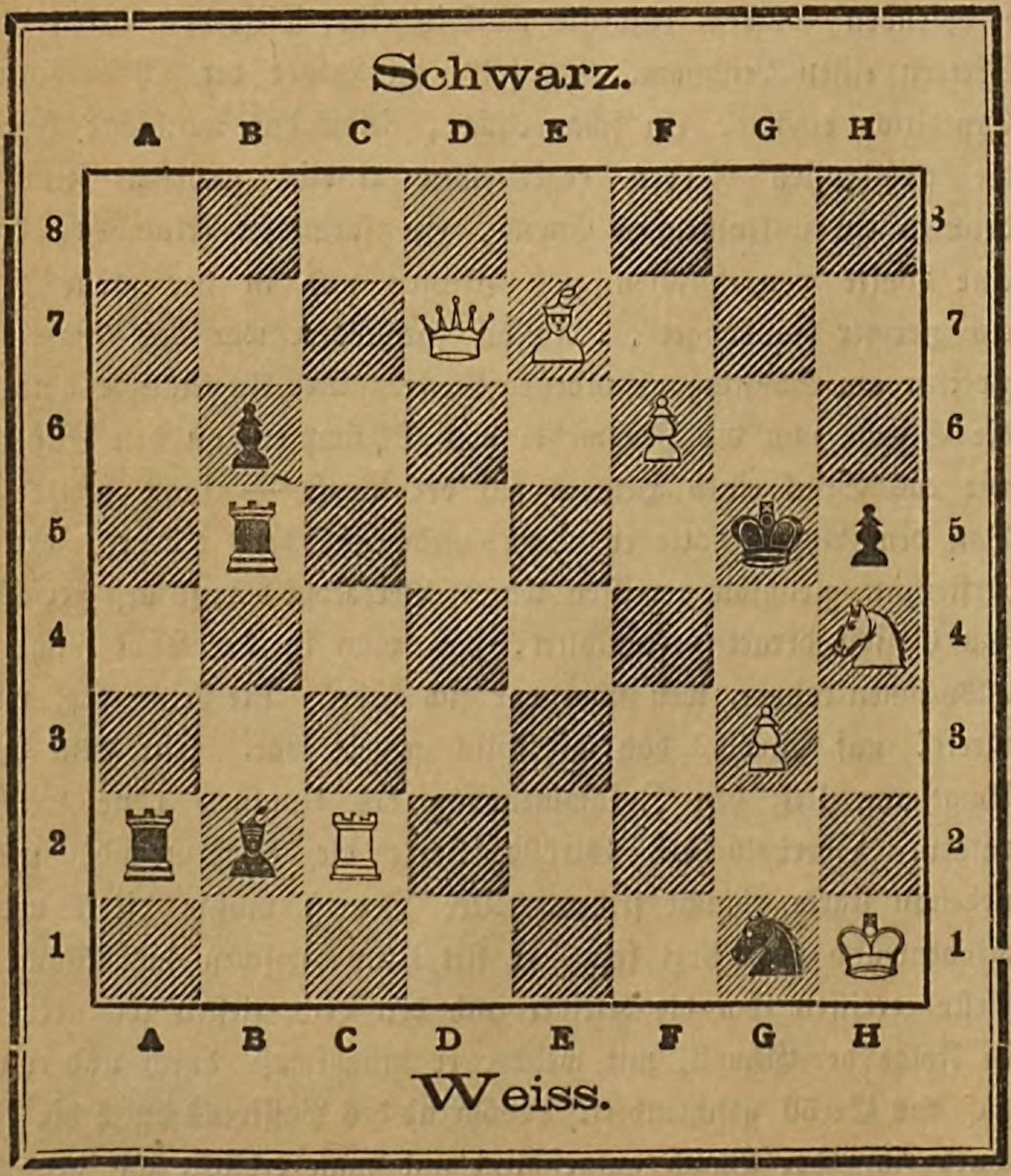
Homonyme.

Willst die Zahl der Zeichen wissen,
Nun, so merk's, es sind nur vier;
Nicht versetzt und nicht zerrissen,
Zeigen sie stets gleich sich Dir.
Ist des Wortes Sinn auch sehr verschieden,
Da gar manche Deutung in ihm liegt,
Bin ich, wenn nur drei Du findest, wohl zufrieden,
Und die Lösung ist geglückt.
Statt des Thaues Perlengaben
Will's im Frühjahr Niemand haben;
Wenn's im Sommer dann die Früchte sind,
Freut sich Mann und Weib und Kind.
Wenn's in dritter Deutung Tonnen bindet,
Muß es fest und kräftig sein;
Wenn's um Arme sich und Finger windet,
Strahlt's in Goldesglanz mit Edelstein.

Schachzeitung № 215.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Dr. Galitzky in Kasan.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Das internationale Meisterturnier zu Nürnberg

hat am Sonntag den 19. Juli programmgemäß seinen Anfang genommen, und ist schon ziemlich weit vorgeschritten. Der Stand nach der 8. Runde ist folgender: Walbrodt $6^1/_2$, Lasker und Steinitz 6, Janowski, Tarrasch und Tschigorin 5, Maroczy und Schlechter $4^1/_2$, Blackburne, Pillsbury und Schiffers 4, Marco $3^1/_2$, Albin und Schallopp 3, Charousek und Winawer $2^1/_2$, Showalter $1^1/_2$, Teichmann 1, Porges $^1/_2$. Die eleganteste Partie ist bis jetzt die von Albin gegen Charousek gewonnene. Von den Zusammentreffen der Matadoren ist zu erwähnen, daß Lasker über Steinitz und Tschigorin, Steinitz über Blackburne, Blackburne über Pillsbury und Dr. Tarrasch, Schlechter über Tschigorin, Tschigorin über Blackburne und Winawer, Pillsbury über Dr. Tarrasch, Walbrodt über Winawer siegte. Eine am Sonntag den 26. Juli gespielte Berathungspartie, in der Blackburne und Pillsbury eine spanische Partie gegen Steinitz und Schiffers versuchten, endete nach 52 Zügen zu Gunsten der Erstgenannten. Die nachstehende Partie stammt aus der 3. Runde.

Französische Partie.

Weiß Steinitz	Schwarz Lasker	Weiß Steinitz	Schwarz Lasker
1. e2—e4	e7—e6	23. Db5×b7 (a)	Lc7×h2 +
2. d2—d4	d7—d5	24. Sf3×h2	Te4—h4
3. Sb1—d2	c7—c5	25. f2—f3	Th4×h2
4. d4×c5	Lf8×c5	26. Db7—c7	Th2—h1 +
5. Sd2—b3	Lc5—b6	27. Kg1—f2	Dh5—h4 +
6. e4×d5	Sg8—f6	28. Dc7—g3	Dh4×g3 +
7. Lf1—b5 +	Lc8—d7	29. Kf2×g3	Th1×d1
8. Lb5×d7 +	Dd8×d7	30. Ta1×d1	Te8×e3
9. c2—c4	e6×d5	31. Td1—c1	Sf6—e8
10. c4—c5	Lb6—c7	32. a2—a4	Te3—a3
11. Sg1—f3	Sb8—c6	33. b4—d5	Ta3×a4
12. o—o	o-o	34. Tc1—b1	Ta4—c4
13. Sf3—d4	Sc6×d4	35. b5—b6	a7×b6
14. Dd1×d4	Tf8—e8	36. c5×b6	Tc4—c8
15. Lc1—e3	Te8—e4	37. Kg3—g4	Se8—d6
16. Dd4—d3	Ta8—e8	38 Kg4—h5	Kg8—g7
17. Tf1—d1	h7—h6	39. b6—b7	Tc8—b8
18. a2—a3	Dd7—g4	40. Tb1—b6	Sd6—f5
19. b2—b4	g7—g5	41. f3—f4	g5×f4
20. Dd3—c3	Dg4—f5	42. Kh5—g4	Sf5—e3 +
21. Dc3—d3	Df5—g6	43. Kg4—f4	Se3—c4
22. Dd3—b5	Dg6-h5	44. Tb6—b4	Kg7—f6

Weiß gibt die Partie auf.

a) Ein Fehlzug, der von Schwarz sofort gründlich widerlegt wird. (Times).

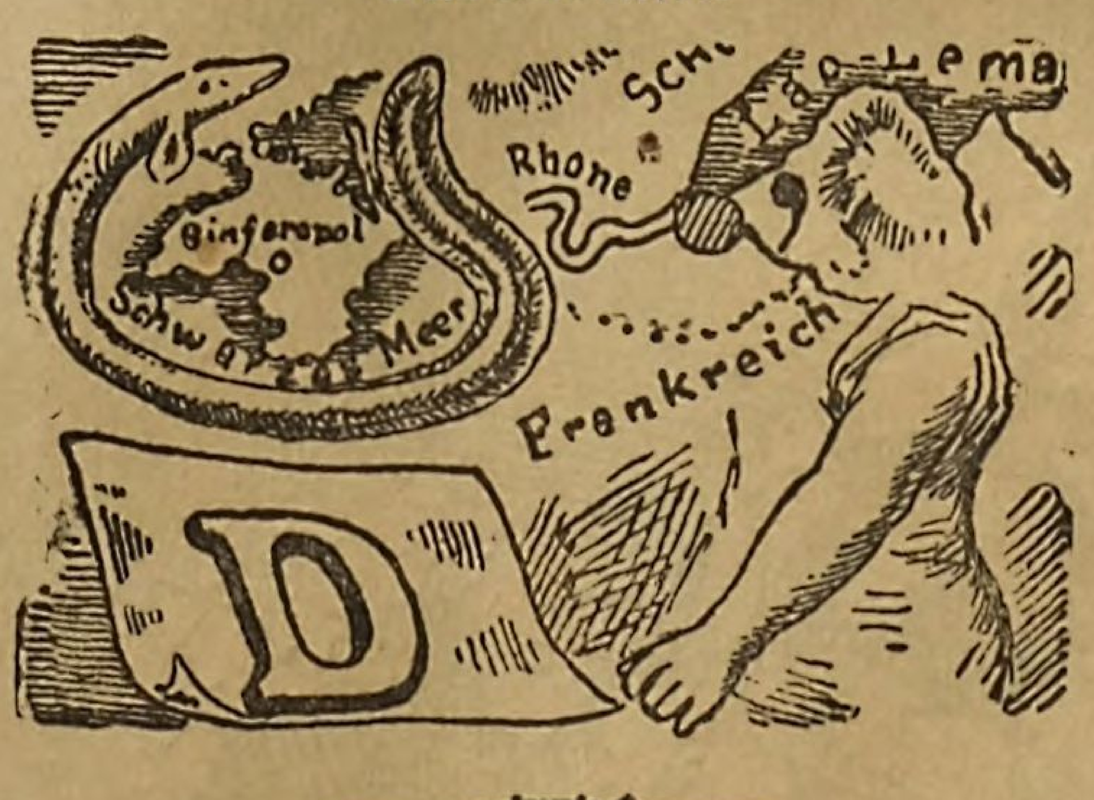
Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 210 von Mayerhofer.

1. $\frac{\text{D.h8—d8}}{\text{Beliebig}}$ 2. D., T., S., B. ++

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll und aus Regensburg von B. H.--, Gustav Schmidt, J. B. Schuler und R. Weiß.

Notiz: Zuschriften, Lösungen rc. rc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. **Spielabende: Mittwoch und Samstag Cafe Prinzengarten.** Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Bilderräthsel.



Auflösung der Homonyme in Nr. 76:

Kammer.

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 77:

Auch der Weise ist einmal Schüler gewesen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 81. Montag den 10. August. 1896

16 (Nachdruck verboten.)

Eine dunkle That.

Kriminal-Roman von Thomas Cobb.

Nachdem er auf eine kurze Weile verschwunden war, tauchte er mit einem in braunes Papier gewickelten Bündel wieder in Josephs Gesichtskreise auf, warf den Pack in die Flamme und drückte ihn mittelst einer Zange tief in die lodernde Gluth. Nochmals verschwand er, um mit einer Flasche zurückzukehren, deren Inhalt er in das Feuer goß und hierauf rasch nach rückwärts sprang, während die Flammen mit großer Heftigkeit in die Höhe schlugen.

Klar zeichnete sich Owens Profil von dem dunklen Hintergrunde ab, als er sich nun auf die Ecke des Küchentisches setzte, die Arme gekreuzt, die Lippen fest aufeinander gepreßt und bewegungslos zusah, wie das Feuer sich langsam verzehrte, der letzte Gluthschein geisterhaft über Wand und Decke huschte, die Flamme allmählich niedersank und schließlich knisternd erstarb.

Nachdem Owen die Küche verlassen hatte, öffnete Joseph gemächlich das Fenster und kroch hinein. Wiewohl er eine Kerze anzündete und die Asche sorgfältig durchstöberte, konnte er keinen Bestandtheil entdecken, der ihm verrathen hätte, welcher Gegenstand hier verbrannt worden war. Als er nach einer Stunde wieder herauskam, hatte er ebensowenig eine Erklärung dieses letzten Schauspiels gefunden, wie für alles seither Beobachtete. Er versäumte nicht, die Glasscheibe, die er am Rande des Grabens hingelegt hatte, mit dem Fuße zu zertreten — vielleicht vermuthete Frau Cawdrey, sie sei zufällig herausgefallen, jedenfalls würde sie, bei aller Wachsamkeit, kaum auf den Gedanken kommen, daß Bodger der Urheber ihrer Zerstörung gewesen war.

14. Kapitel.
Arnold macht einen Besuch.

„Wie geht's der alten Anna, Flora?" fragte Arnold Samstag Morgens beim Frühstück. „Hatte sie eine ruhige Nacht?"

„Eine Nacht der heftigsten Schmerzen," lautete die Antwort. „So oft sie einschlummern wollte, fuhr sie in Erstickungsnoth angstvoll empor. Doktor Viret meint, sie werde in einem dieser Anfälle hinübergehen."

„Angina pectoris, deutlich nachweisbar," sagte Arnold mit selbstbewußter Weisheit. „Du solltest eine Wärterin nehmen, Du kannst das unmöglich Nacht für Nacht aushalten."

„Wir müssen die Auslagen berücksichtigen", erwiderte Florence, deren Gesicht die Spuren großer Müdigkeit trug; — „Du vergissest, Doktor Viret sorgt thatsächlich für alle unsere Bedürfnisse; auch ist Anna keine gewöhnliche Dienerin, — was in meinen Kräften steht, thue ich gern für sie."

„Wenn das der Fall ist, läßt sich Nichts dagegen sagen," entgegnete Arnold, indem er sich erhob. „Uebrigens, Flora, habe ich einen Besuch vor."

„Wo?" fragte Florence rasch aufblickend.

„Wo anders als bei unserem Nachbar?"

„Arnold!"

„Warum sollte ich Fairfords Besuch nicht erwidern? Es ist doch weiter nichts daran, wenn ich einen Freund von Dir und Onkel Roderich begrüße? Oder hast Du etwas dagegen einzuwenden, einen vernünftigen Grund vorzubringen?"

„Frage mich nicht nach meinen Gründen, Arnold, allein ich wünsche entschieden, daß Du nicht zu Fairford gehst, ja, ich bitte Dich, mir den Gefallen zu erweisen und diesen Besuch zu unterlassen."

„Sieh', Flora," antwortete er, „ich wüßte wenig Dinge, die ich nicht willig aufgeben könnte, sobald Du es von mir begehrst."

„Ja, ja, es wird uns leider zumeist nur das gewährt, was wir nicht verlangen," versetzte Florence trübe. „Ich wünschte nur eines, aber an der Erfüllung dieser Bitte hängt mein Herz."

Florence sah flehend zu ihm empor. Arnold zog einen Stuhl an ihre Seite, setzte sich neben sie, und lehnte sich mit gekreuzten Armen über den Tisch.

„Liegt Dir nicht ebenso viel daran, wie mir, die Wahrheit über Onkel Roderichs Tod zu erfahren?" fragte er im Tone gewinnender Ueberredung.

„Du weißt, wie sehr ich mich nach Aufklärung sehne, wie begierig ich bin, den Thatsachen endlich auf den Grund zu kommen, doch weder Fairford — noch irgend Jemand in seinem Hause könnte uns hierüber auch nur die geringste Mittheilung machen. Sie wissen nicht mehr als ich und Du."

„Ich weiß gar nichts! Wie sollte ich auch, da ich zur betreffenden Zeit noch in England war; doch sie weiß Alles — je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr befestigt sich meine Ueberzeugung."

„Du weisest also meine Bitte zurück?" rief Florence, indem sie sich in ihrer ganzen Höhe aufrichtete, so daß Arnold, in Bewunderung ihrer schönen Gestalt verloren, für einen Augenblick Owen und den besprochenen Besuch vergaß — „nur um diese eine kleine Gefälligkeit hatte ich Dich gebeten, und Du bist hartherzig genug, mir nein darauf zu sagen."

„Der Teufel weiß, ich hätte lieber mit ja geantwortet", versetzte Arnold, „allein um deinethalben, ebenso wie in meinem Interesse halte ich fest an dem einmal gefaßten Entschlusse."

„Das ist barer Unsinn!" gab Florence unwillig zurück — „Du brauchst meinethalben gar nichts zu unternehmen."

„Gut!" fuhr Arnold fort. „Sobald Du von der Ansicht ausgehst, jene Frau könne uns keine Mittheilung machen, wo liegt dann ein Grund zur Unruhe, wenn ich Fairford besuche? Woher kommt Dir diese auffallende Sorge, besagtes Weib in irgend einer Hinsicht belästigt zu wissen?"

Ein Erröthen flog über Florencens Wangen. „Nicht aus

diesem Grunde", erwiderte sie ruhiger, „glaubst Du wirklich, daß diese — diese Person in der „Waldaussicht wohnt?"

„Ich glaube daran, so wie Du, Flora."

„Wenn auch, so wünscht Fairford entschieden die Sache geheim zu halten, und ich verabscheue jede Einmischung in die Angelegenheiten fremder Leute."

„Damit sind wir auf den Kern der Frage gekommen. Ich halte diese Sache für meine eigene Angelegenheit, weil sie mich persönlich sehr nahe berührt. Ich beabsichtige nicht, meinen Plan vorschnell zu verrathen, für heute gilt es nur einen flüchtigen Besuch abzustatten, dessen geheimer Zweck Fairford verborgen bleiben soll — ein freundschaftlicher Gang von einem Nachbar zum andern."

„Jawohl — freundschaftlich!" rief Florence vorwurfsvoll. Sie ließ Arnold allein und flüchtete in die Einsamkeit ihres Zimmers, von dem Gedanken gequält, sie habe in dem Bestreben, Owen zu schonen, ihre innersten Empfindungen allzusehr preisgegeben. War sie denn in der That so sicher, daß die vielbesprochene Frau in keiner, wenn auch der harmlosesten Verbindung mit ihres Vaters Verschwinden stand? Und war es so weit mit ihrem Herzen gekommen, daß sie lieber die Wahrheit umging, als Owen einer Unannehmlichkeit auszusetzen? Oder fürchtete sie vielleicht eine Enthüllung, welche Owens guten Ruf schädigen konnte?

(Fortsetzung folgt.)

K. S. Wanderungen durch die Bayerische Landesausstellung.

9.

Schon bei Besprechung der so gern besuchten Kosthalle in der oberpfälzischen Kreisabtheilung haben wir darauf hingewiesen, daß auch der Ofen- und Thonwaarenfabrikant A. Wallner in Tirschenreuth durch Aufstellung eines nach altem Muster gefertigten herrlichen Ofens sehr viel zur Zierde des betreffenden Raumes beigetragen habe.

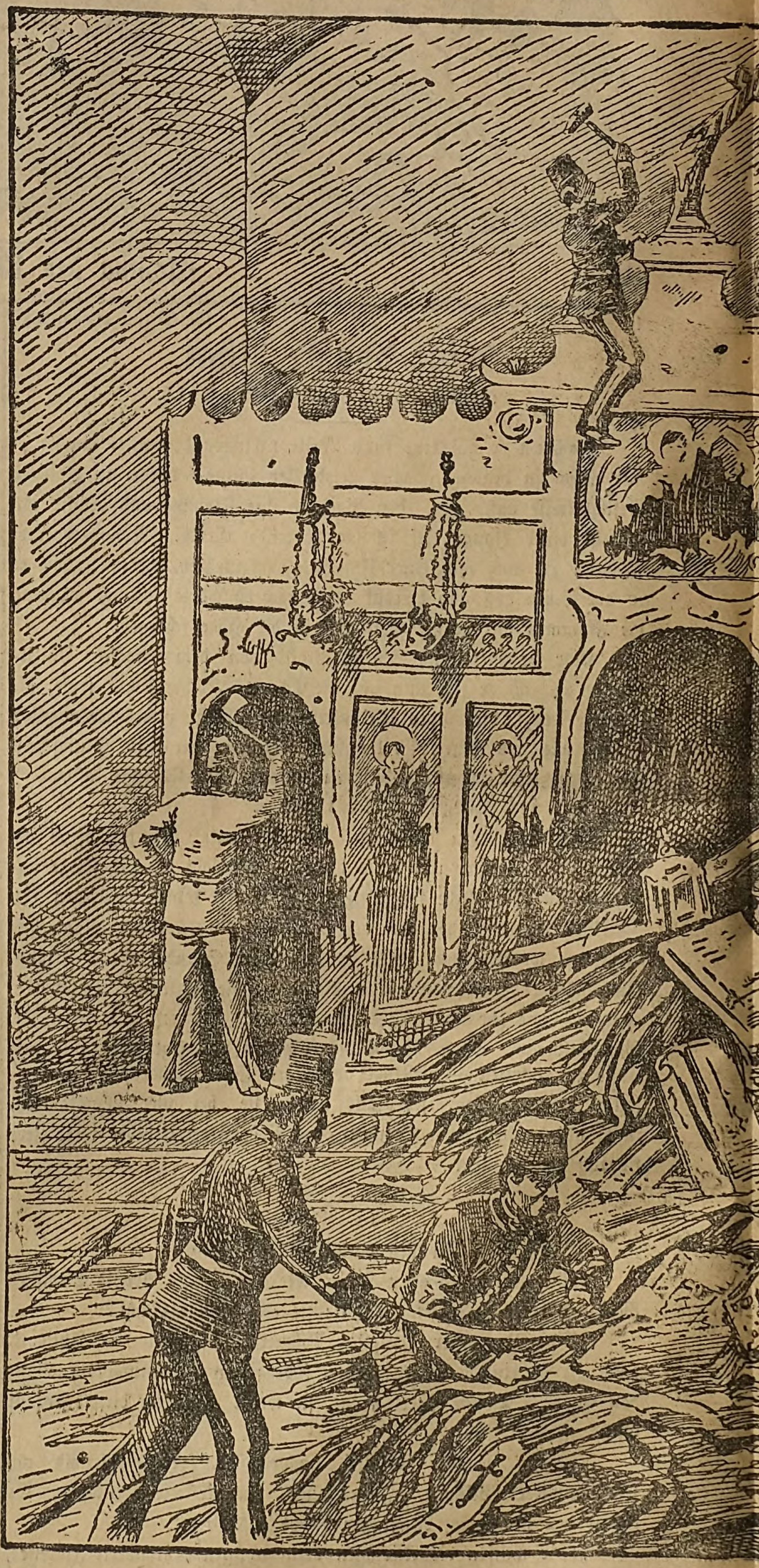
Heute wollen wir nun auch der in der linken Seitenhalle der Oberpfälzer Kreisabtheilung plazirten herrlichen Oefen und sonstigen keramischen Erzeugnisse der Tirschenreuther Ofenfabrik, Inhaber: A. Wallner und W. Gevekoht mit einer eingehenden Besprechung gedenken.

Der mit Musterkacheln und keramischen Verzierungen aller Art reich dekorirte Ausstellungsplatz der Firma zeigt dem Beschauer vier auf das prachtvollste ausgestattete Oefen in Rokoko- und Frührenaissance-Stil. Welch' wunderbare Nachbildung nach einem vielhundertjährigen Originale ist nicht der an der linken Ecke des Eingangs stehende herrliche Zimmerofen mit seinen dem Charakter des Zeitalters entsprechend in der Farbe getönten und lasirten, mit Ornamenten aller Art reichverzierten Kacheln! Die Kopie nach dem Originale aus dem 16. Jahrhundert ist den Kunstverständniß besitzenden Fabrikanten in trefflichster Weise gelungen.

Aber auch der blaßgelbe Rokoko-Kamin mit seinem schön geschweiften Aufsatz ist ein herrliches Meisterstück. Die Mitte des Gesimsbogens ist mit einem bildlich gut wirkenden, zart geformten Engelskopf verziert. Der Sockel ist geschweift. Die Vorderfläche ist mit Blumengeränke und einigen Amoretten sehr vortheilhaft bekleidet.

Der Ofen eignet sich sowohl zur Holz- als auch Gasfeuerung; daneben steht ein ganz besonders reich mit figürlichem und ornamentalem Schmuck ausgestatteter Speise-Zimmerofen. Ein wegen seiner schönen Herstellungsart Anerkennung verdienender Ofen befindet sich in der Ecke der seitlichen Front. Derselbe, ein Schlafzimmer-Gasofen, hat einen wunderbar geschmackvollen Aufsatz mit einem neckischen Amorettenpaar. In der fast die ganze Höhe und Breite der Vorderfläche des Aufsatzes einnehmenden Muschelverzierung befindet sich eine hübsche Frauenbüste. Aber auch der ziemlich hoch angelegte dunkelblaue runde Ofen mit hübscher Golddekoration ist ein wahres Kabinetstück der modernen Ofenfabrikation.

Die Firma hat sich durch die Anfertigung von stilgerechten



Türkische Soldaten zerstö[...]

Copien nach alten im Germanischen Museum und auf der k. Burg in Nürnberg befindlichen Originalen schon im In- und Ausland einen großen Ruf erworben.

Eine Neuerung auf dem Gebiete der Rauchverbrennung und rationellen Ausnützung finden wir an dem von dem Vertreter der

Tirschenreuther Ofenfabrik Wallner und Gevekoht, Herrn Peter Fauth in Nürnberg erfundenen Sparrost und Chamotte-Rippensteinen. Beide Gebrauchsgegenstände haben, von einer größeren Anzahl Private und auch von mehreren Behörden im vergangenen



ren eine Kirche in Galata.

Winter erstmals in Verwendung genommen, ihre Feuerprobe glänzend bestanden.

Nicht weniger als 3 Büchsenmacher haben sich durch Ausstellung ihrer mehr oder weniger hübsch gearbeiteten Schußwaffen in dem gleichen Raume Concurrenz gemacht. Wir wollen dem Urtheil eines vielleicht fachmännisch über diese Ausstellungsgruppe urtheilenden Kritikers keineswegs vorgreifen, wenn wir sagen, daß Jeder der 3 Aussteller bei dem Arrangement seiner Schießwerkzeuge das Möglichste versucht und auch gethan hat und die Fabrikanten wirklich alles Lob verdienen.

Der schon vielfach, darunter mit einer goldenen Medaille ausgezeichnete Gewehrfabrikant Jg. Kowar in Amberg, dessen Geschäft seit 1876 besteht, hat in einem wirklich hübschen Ausstellungsschranke eine ganze Menge auf das solideste gearbeitete Gewehre, darunter: Zimmergewehre mit Zündhütchenauswerfer, Militärgewehr Modell 88 mit Auswerfmaschine und Schnellfeuervorrichtung, Zimmergewehre für runde Zünder mit selbstthätiger Sicherung. Besondere Aufmerksamkeit hat der Aussteller der äußeren Ausstattung seiner Fabrikate zugewendet und sind es namentlich die in Nußbaum geschnitzten wohlgeformten Kolben, welche dem Gewehre ein nettes gefälliges Aussehen und leichte Schmiegsamkeit an die Wange beim Gebrauch verleihen. Ein sehr gut construirtes Gewehr zum Erlegen von Hochwild mit ganz hervorragenden Neuerungen befindet sich gleichfalls in der Kowar'schen Kollektion.

Büchsenmachereigeschäftsinhaber Carl Lebrecht in Amberg hat eine große Anzahl Gewehre neuester Systeme, darunter einige Drillinge ausgestellt, welche wahre Prachtstücke in dieser Art sind. Ein weiteres kostbares Objekt ist ein Scheibengewehr mit wundervoller Zisllirarbeit und herrlich gestochenem Schaft. Außerdem befindet sich noch ein Selbstspanner (hahnloses Gewehr), ein Drilling mit Hahn, ein Selbstspanner mit Ausschleudermechanismus, ein Selbstspanner mit Hahn und selbstthätiger Sicherung und eine Skottflinte in der Lebrecht'schen Kollektion. Nicht allein fertige Gewehre, sondern auch das hierbei zur Verwendung gelangende Material ist im Schranke den Augen der Beschauer vorgelegt. Das C. Lebrecht'sche Geschäft ist eines der leistungsfähigsten dieser Branche und erfreut sich schon Jahre hindurch eines weitverzweigten immer mehr und mehr wachsenden Kundenkreises.

Ein prachtvoll aufgebauter, von Drechslermeister J. Retter in Regensburg gefertigter Waffenständer dient mehreren Gewehren als Standort. Der mit großer Sorgfalt hergestellte Ständer ist zu einem verhältnißmäßig billigen Preise an Liebhaber verkäuflich.

Nicht minder reichhaltig und großartig hat die bereits großes Renommé besitzende Büchsenmacherei von J. A. Kuchenreuther in Regensburg ausgestellt. Die von dem Fabrikanten zur Ausstellung gebrachten verschiedenartigen Jagd- und Scheibenbüchsen zeichnen sich durch gutfunktionirenden Mechanismus und sehr saubere Ausführung aus.

An der rechten Wandfläche des gleichen Raumes befindet sich das Arrangement der Kollektivausstellung oberpfälzischer Holzindustrieller. Die bei der Kollektivausstellung betheiligten Gewerbetreibenden haben durch die Vorführung ihrer sehr sauber gearbeiteten verschiedenartigen Erzeugnisse ein wirklich anerkennenswerthes Können bewiesen. Die fünf Theilnehmer sind: C. Auer in Furth i/W., welcher Säbelgriffe, Domino- und Damenbrettsteine verfertigt. Dessen Ortsnachbar J. Bertl in Dirberg hat Lottospielkästen und Lottosteine der Kollektion einverleibt. Kästchen und Etais werden in ganz besonders sauberer Ausführung durch Spielwaarenfabrikant P. Enderlein in Arnschwang fabrizirt. Hölzer für Kleider-Hut-, Wichs- und Schuhbürsten fertigt en masse und dauerhaft aus harten Hölzern J. Hanauer in Gleißenberg bei Furth i/W., J. Hötschger in Michelfeld dagegen macht Kästchen für Reißzeuge in allen gewünschten Größen.

Vom Aufstande auf Kreta.

Noch immer lodert die Flamme des Aufruhrs auf der Insel Kreta. Die vom Sultan einberufene Nationalversammlung hat

weder den Willen, noch die Macht, die Verhältnisse zu ändern. Es müßte ihr denn gelingen, den eingewurzelten Haß zwischen Griechen und Türken zu tilgen.

Freilich ist der Haß so alt, wie das Zusammentreffen der Mohamedaner mit den Christen auf Kreta, d. i. über zweihundert Jahre, seit dem Jahre 1669 nämlich, wo die Türken der Herrschaft der Venezianer ein Ende machten.

Obwohl die Kretenser, des Druckes der Venezianer müde, die Türken selbst herbeigerufen hatten, zuckten sie doch unter den Raubgriffen dieser Unholde schmerzlich zusammen. Früher stand wenigstens das Kreuz unangefochten auf den Höhen ihrer Berge, aber als die Türken — durch Verrath — in das Gebiet des mächtigsten Stammes, des Gebirgsvolkes der Spakioten, die sich durch Kraft und Sittenreinheit auszeichnen, eingedrungen waren, begann ein wahrer Vernichtungskrieg. Die schönen und starken Frauen und Töchter der Sphakioten wanderten schaarenweise auf die Sklavenmärkte von Kairo, Damaskus und Smyrna und die türkischen Soldaten durften sich ungescheut alle Grausamkeiten erlauben.

Zwar wurde, wenn man dem kretensischen Volksliede Glauben beimessen darf, durch den Grimm und Heldenmuth der Bergessöhne der Feind geworfen:

„Vom Schrecken wie vom Raubthier gehetzt, in wirren Haufen,
Die Türken unter Weh und Ach bis nach Rettimo laufen.
Da fragt man sie: „Wohin denn sind die Waffen Euch gekommen?"
„Die Sphakioten haben sie als Beute uns genommen."
Und wieder fragt's: „Wo habt Ihr denn die Helden all' gelassen?"
„Die Sphakioten im Gebirg, die Schrecklichen, sie fraßen."
Und noch zum Dritten fragt man sie: „Wo sind denn Eure Führer?"
„Gewürgt von den Sphakioten all'!" — „O Schade um die Führer!""

Aber von Zeit zu Zeit erneute sich die Türkennoth immer wieder, so wie auch jetzt von den türkischen Soldaten und den türkischen Bewohnern die größten Scheußlichkeiten verübt worden sind.

Unser umstehendes Bild, nach der authentischen Aufnahme eines englischen Berichterstatters gezeichnet, zeigt uns die türkischen Soldaten am Werke, wie sie die griechische Kirche in Galata, einige Meilen von der Hauptstadt Kanea, in bestialischer Weise zerstören.

Homonyme.

Ich denk' ein Wort, Ihr kennt's genau,
Es hat zwei Sinne, einen Bau;
Ich will dazu den Schlüssel reichen:
Es hat zwei Silben und fünf Zeichen.
Das Eine liegt am Wasser und ist groß,
Und Großes schützt's in seinem Schooß;
Es läßt, gar fest, sich nicht erschüttern,
Es trotzt den Stürmen, trotzt Gewittern.
Das Zweite kann nicht Vieles fassen,
Doch wird es uns zu Vielen passen.
O laß, Du trägst es ganz gemächlich,
Es ja nicht fallen, 's ist zerbrechlich!
Die meisten kannst in Küchen sehen,
Allwo sie oft in Reihen stehen.

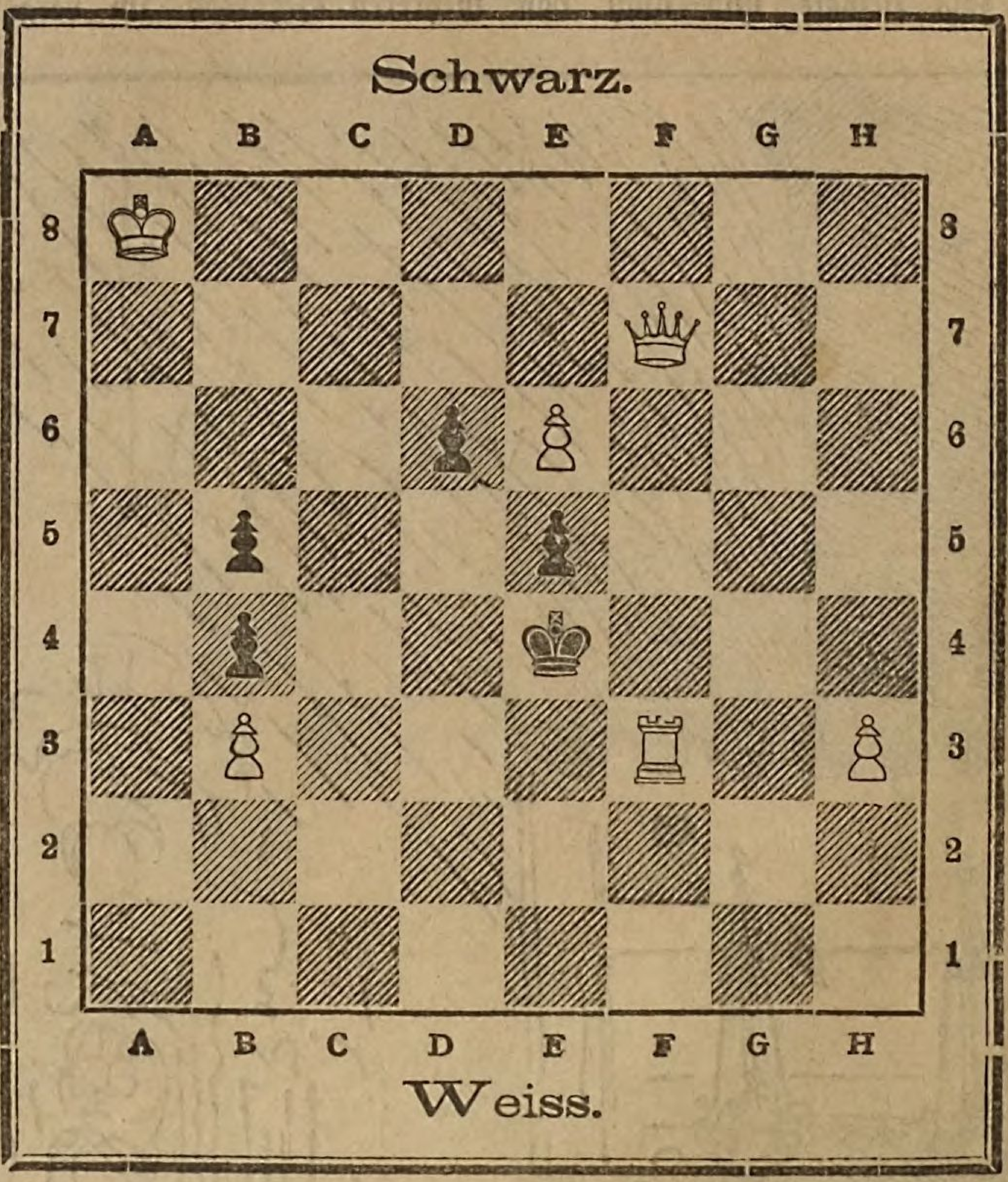
Bilderräthsel.



Schachzeitung № 216.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Gustav Schmidt in Regensburg.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Das Nürnberger Schachmeisterturnier.

Stand nach der 12. Runde: Janowski, Lasker, Steinitz, Walbrodt 8, Maroczy, Schlechter, Dr. Tarrasch $7\frac{1}{2}$, Pillsbury, Tschigorin $6\frac{1}{2}$, Schiffers 6, Blackburne, Marco 5, Schallopp $4\frac{1}{2}$, Albin, Charousek, Showalter 4, Winawer $3\frac{1}{2}$, Porges $2\frac{1}{2}$, Teichmann 2.

Die folgende dem Fränk. Kurier entnommene Partie ist eine der interessantesten der bisher gespielten und stammt aus der 10. Runde.

Spanische Partie.

Weiß: Albin		Schwarz: Steinitz.	
1. e2—e4	e7—e5	25. De2—e3	Kg8—h7
2. Sg1—f3	Sb8—c6	26. Lc2—a4	De8—f7
3. Lf1—b5	Lf8—c5	27. Sc3—e2	c7—c5
4. c2—c3	Sg8—f6	28. b2—b4	c5×b4
5. d2—d4	e5×d4	29. a3×b4	Td8—c8
6. e4—e5	Sf6—e4	30. Sf3—e1	Tc8—c4
7. c3×d4	Lc5—b4 +	31. f2—f3	Tc4×b4
8. Ke1—f1	Dd8—e7	32. La4—c2	Tf8—c8
9. Dd1—c2	f7—f5	33. g3—g4	Tb4—b2
10. h2—h4	Lb4—a5	34. De3—c1	Tb2—a2
11. a2—a3	La5—b6	35. Dc1—b1	Ta2×c2
12. Lc1—e3	o—o	36. Se1×c2	Se4—c3
13. Lb5—c4 +	Kg8—h8	37. Se2×c3	Tc8×c3
14. h4—h5	De7—e8	38 g4—g5	h6×g5
15. Dc2—e2	Sc6—e7	39. Lf4×g5	Se7—c6
16. Sb1—c3	d7—d6	40. Db1—b2	Tc3—c4
17. Le3—f4	Lc8—d7	41. f3—f4	Df7—c7
18. Ta1—e1	Ld7—c6	42. Kg2—h1	Lb6—a5
19. Th1—h2	Ta8—d8	43. Sc2—e3	Tc4—b4
20. g2—g3	d6—d5	44. Db2—g2	Dc7—f7
21. Lc4—d3	Kh8—g8	45. Te1—g1	Tb4×d4
22. Kg1—g2	Lc6—d7	46. Lg5—f6	Td4—d3
23. Ld3—c2	Ld7—e6	47. Dg2×g7 +	Df7×g7
24. Te1—d1	h7—h6	48. Tg1×g7 +	Aufgegeben.

Deutscher Schachcongreß zu Eisenach.

Im Hauptturnier erhielt den 1. Preis und die Meisterwürde Barnes aus Frankfurt a/M mit $10\frac{1}{2}$ Gewinnpartien, den 2. und 3. Preis theilten v. Popiel und Süchting mit je 10. Ein zwischen Berger und Lipke arrangirter Wettkampf blieb unentschieden, nachdem jeder der beiden Meister 1 Partie gewonnen hatte und die übrigen 5 remis geblieben waren.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 211 von Steinweg.

1. $\frac{\text{Sb6—d7}}{\text{Beliebig}}$ 2. K., D., T., S., S. ++

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll und aus Regensburg von B. H.—, Gustav Schmidt, J. B. Schuler und R. Weiß.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 84. Montag den 17. August. 1896

19 (Nachdruck verboten.)

Eine dunkle That.

Kriminal-Roman von Thomas Cobb.

„Nein, nein, Jakob, ich bleibe mit dem Vater und Du gehst ihr entgegen."

„Am besten wäre es, der Vater ginge allein!" meinte Jakob, der im entscheidenden Augenblicke alle Lust zur Führerschaft verloren hatte.

„Laßt uns alle drei zusammen ihr den Weg vertreten," entschied der Vater.

Ein unterdrückter Schrei entschlüpfte sämmtlichen Helden.

„Sie kommt!" stöhnte Johann aus heiserer Kehle.

Vorsichtig streckten sie ihre Häupter über die Mauer und lugten ins Freie. Den Jungen klapperten die Zähne vor Furcht, und Vater Mogford, der kein Gebiß mehr aufzuweisen hatte, zitterte wie Espenlaub.

Da kam die große, finstere Gestalt dahergeschritten, genau wie Lisa sie beschrieben hatte; das Gesicht war durch den Regenschirm verdeckt, die bloße, linke Hand hing an der Seite herab. Als die Erscheinung auf gleiche Höhe mit ihnen kam, duckten sich die Mogfords in ihrem Hinterhalte noch tiefer, und krochen unter dem Schutze der Mauer nach dem Gitterthore. Vater Mogford öffnete es.

„Macht keinen Unsinn!" brummte Jakob, den lebhaftes Verlangen beseelte, bei geschlossenem Thore zurückzubleiben; da jedoch das Gitter bereits offen stand, schritten sie einmüthig vorwärts und machten vor dem schwarzverhüllten Wesen Halt, um ihm den Weg zu vertreten. Im nächsten Augenblick flog der Regenschirm in die Höhe, zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen sahen sie sich dem strengen Antlitze Owen Fairfords gegenüber. Er trug einen langen, schwarzen Mantel, welcher seine Figur derart verbarg, daß bei der herrschenden Dunkelheit und dem dichten Regen ein Irrthum in Betreff des Geschlechts leicht erklärlich war.

„Was wollt ihr?" rief Fairford. „Warum versperrt ihr die ganze Breite des Weges?"

Mogford fühlte, er sei in eine böse Falle gerathen, auch wußte er nicht, welche Entschuldigung er vorschützen solle. Er zog die Kappe, kraute sich den struppigen Kopf, stammelte eine unverständliche Bitte um Vergebung und trat, gefolgt von seinen Söhnen, einen schmählichen Rückzug an. Er versicherte später, man hätte ihn in dieser Verwirrung mit dem kleinen Finger umwerfen können, ein Weib aber meinte kurz und bündig: „Lisa ist rein übergeschnappt!"

Noch waren indessen die Ereignisse der Nacht nicht zu Ende. Treu seinem Worte, hatte Arnold schon öfters umsonst gewacht und gewartet. Er versicherte Florence, hätte er nicht durch seinen Besuch in der „Waldaussicht" Owen zu verdoppelter Vorsicht veranlaßt, so wäre jene Frau gewiß zum Vorschein gekommen und ihm von selbst in die Hände gefallen. Die heutige Nacht schien seinen Absichten besonders günstig. Fairford konnte ihm nicht so viel Zähigkeit zutrauen, um auch den entfesselten Elementen zum Trotze auf seinem Posten auszuharren. Gerade bei solchem Wetter würde er seine Wachsamkeit aufgeben und der Frau, die er zweifellos während der vergangenen Nächte im Hause eingeschlossen hatte, einen Ausgang gestatten.

Etwas nach halb zwölf war Arnold auf den Anstand unter dem Maulbeerbaum gegangen, nachdem er so lange als thunlich gezögert, um die heute wenig beneidenswerthe Wacht möglichst zu beschränken. Der dicht niederfallende Schüttregen legte sich ihm gleich einem Schleier über die Augen. Als er gegen ein Uhr Schritte zu hören vermeinte, streckte er den Kopf spähend nach vorn und bemerkte in der That eine Gestalt, die soeben im Begriffe war, das entferntere der beiden Gitterthore zur „Waldaussicht" zu durchschreiten. Schleunigst rannte Arnold längs der Hecke hin, um den Garten durch das zweite ihm näher gelegene Thor zu erreichen. Er wollte der nächtlichen Erscheinung den Weg verlegen, bevor diese zur Hausthür gelangen konnte.

Trotz seines beflügelten Laufes kam Arnold zu spät am Eingange an. In der Erregung, die ihn aller Besonnenheit beraubte, warf er sich mit Gewalt gegen die Thür; diese wurde von innen aufgerissen und er stand Owens blassem, finsterem Gesichte gegenüber. Doch Arnold ließ sich nicht einschüchtern; rasch setzte er den Fuß auf die Strohmatte, um sich den Eintritt zu erzwingen.

„Verlassen Sie mein Haus!" rief Owen, indem er drohend auf den Eindringling niedersah. Allein Arnolds Blut war in Wallung gerathen; ungestüm trat er um einen Schritt vor; doch schon war Owen zurückgetreten, hatte den rechten Arm gerade ausgestreckt und dem nach vorwärts drängenden Arnold einen kräftigen Schlag mitten auf die Stirn versetzt, der ihn seiner ganzen Länge nach auf dem Kiesweg zu Falle brachte.

Arnold stürzte auf den Ellbogen, den er im rechten Winkel gebogen hatte. Als Owen das Thor zum zweitenmal schließen wollte, hörte er einen lauten Schmerzensschrei und eilte die Stufen hinab.

„Sind Sie verletzt?" fragte er, sich über den Gefallenen beugend.

„Großer Gott, Sie haben mir den Arm gebrochen!"

„Was fiel Ihnen ein, gewaltsam den Weg in mein Haus zu erzwingen?" fuhr Owen fort, während er Arnold unter die Schultern griff, um ihm aufzuhelfen.

„Machen Sie mir jetzt keine Vorwürfe," stieß Arnold mühsam heraus. „Nehmen Sie ein Taschentuch und knüpfen Sie eine Schlinge. War gut gezielt — hat wenig gefehlt, und ich läge beim Henker als todter Mann hier am Wege."

16. Kapitel.
Annens Tod.

Noch brannte Licht in der Halle des „Krähennestes“, als Arnold, von Owen gestützt, dort ankam. Die Glocke klang schrill durch die Stille der Nacht — es vergingen einige Minuten, bevor Lisa das Thor öffnete. Sie war ganz angezogen, wenige Schritte hinter ihr stand Florence, die Augen vom Weinen geröthet.

„Ich dachte, Du hättest den Hausschlüssel,“ rief sie, dann erst erkannte sie Owen, und bei der Erinnerung an ihres Vetters Absicht, strömte alles Blut in ihre blassen Wangen.

„Ich habe ihn auch,“ antwortete Arnold, „doch mein Arm ist gebrochen. Um des Himmels willen, schicke rasch zu Viret, damit er ihn einrichtet und mich von diesem höllischen Schmerze befreit.“

Das verletzte Glied ruhte in einer von Owen flüchtig geknüpften Schlinge, während Arnold, der einer Ohnmacht nahe schien, es mit der linken Hand stützte.

Sie führte ihn nach dem Speisezimmer, wo Lisa die Lampe anzündete.

„Sage, was ich für Dich thun kann,“ drängte Florence, deren weiches Herz bei Arnolds sichtbarer Pein von Mitleid überströmte — war sie doch noch weit entfernt, die Ursache derselben zu errathen.

„Vorläufig gar nichts — bitte, lasse nur rasch Viret kommen. Während man ihn holt, kannst Du eine Scheere nehmen und den Aermel des Rockes aufschneiden.“

„Ich werde selbst nach dem Doktor gehen,“ fiel Owen ein. In der nächsten Minute war er wieder draußen im Sturm und Regen und eilte, so rasch er konnte nach dem Lorbeerhof. Als er die Glocke zog, schlug Tiger an und setzte sein lautes Gebell fort, bis Doktor Viret selbst das Hauptthor aufschloß. Er war vollkommen angekleidet, da er die ganze Nacht über einen Ruf an Annens Sterbebett erwartet hatte.

„Herr Fairford!“ rief er überrascht, denn Owens Erscheinen kam ihm völlig unerwartet.

„Fräulein Derwent sendet mich — ihr Vetter hat den Arm gebrochen!“

Sofort begab sich Doktor Viret nach seinem Laboratorium: „Bitte, Herr Fairford, kommen Sie mit,“ bat er höflich. „Sie sagten — den Arm gebrochen?“

Owen trat nach dem Arzte ein. Als die Lampe brannte, blickte er in dem Gemache umher, über dessen vierfüßige Bewohner er sich wohl verwundern mochte.

„Ich muß irgendwo eine Schiene haben,“ sagte Doktor Viret, indem er ein Schubfach nach dem andern aufzog. „Ich weiß, ich ließ mir ein paar kommen, als mein Kutscher sich vor drei Jahren den Arm verletzte. Ah, gefunden!“ Er steckte die Schiene, eine Rolle Charpie und einige Binden zu sich. „Auch etwas Chloroform könnte nicht schaden,“ fügte er vorsorglich hinzu.

Die beiden Männer verließen, von Tiger gefolgt, das Haus, und erst als sie rasch die Dorfstraße hinunter gingen, fragte Doktor Viret, wie dieser Unfall sich zugetragen habe.

„In gewisser Beziehung durch meine Schuld,“ entgegnete Owen aufrichtig. „Ich hatte einen Gang durch das Dorf gemacht . . .“

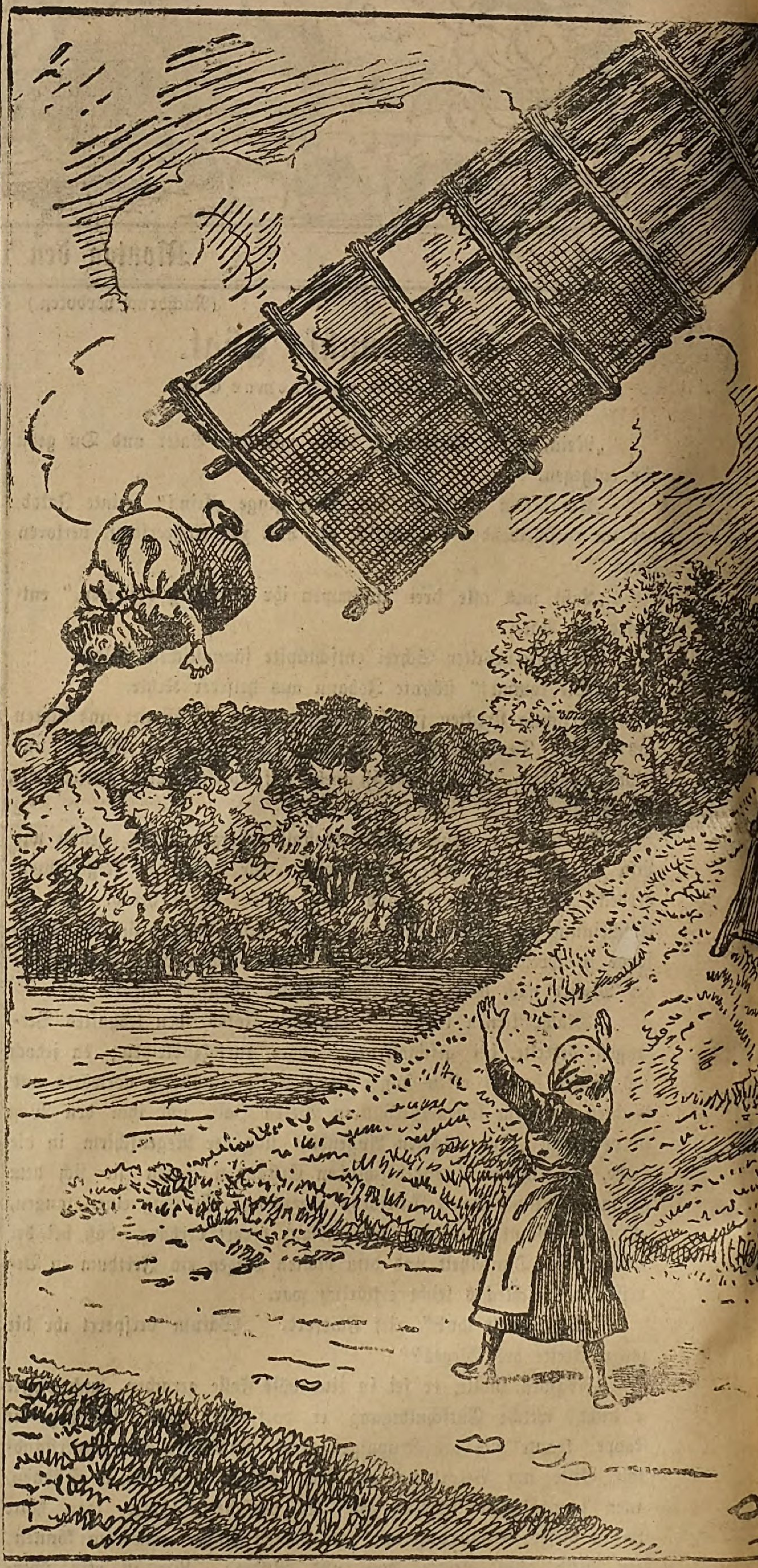
„Hm! ein rauhes Wetter zum Spazierengehen, Herr Fairford.“

„ . . . von dem ich gegen ein Uhr zurückkehrte,“ fuhr Owen fort, ohne des Doktors Einwurf zu beachten. „Ich wollte soeben das Hausthor schließen, als sich Jemand mit voller Kraft dagegen stemmte. Ich riß die Thür auf und sah Derwent vor mir. Obwohl er mich erkennen mußte, beharrte er bei seinem Vorhaben, den Eintritt zu erzwingen, was ich nicht ungestraft geschehen lassen konnte. Ich gestehe, daß ich einigermaßen den Kopf verlor — kurz — ich versetzte ihm einen Schlag zwischen die Augen, er fiel nach rückwärts und leider so unglücklich, daß er den Arm brach — doch glaube ich, es ist ein ungefährlicher, einfacher Bruch.“

„Vielleicht hat er nun endlich genug!“ murmelte Doktor Viret, mehr für sich, als zu seinem Begleiter. „Gehen Sie öfters um ein Uhr durch das Dorf?“ wandte er sich zu Owen, während sie den kürzesten Weg nach dem „Krähenneste“ quer über den Kirchhof einschlugen.

„Nicht oft.“

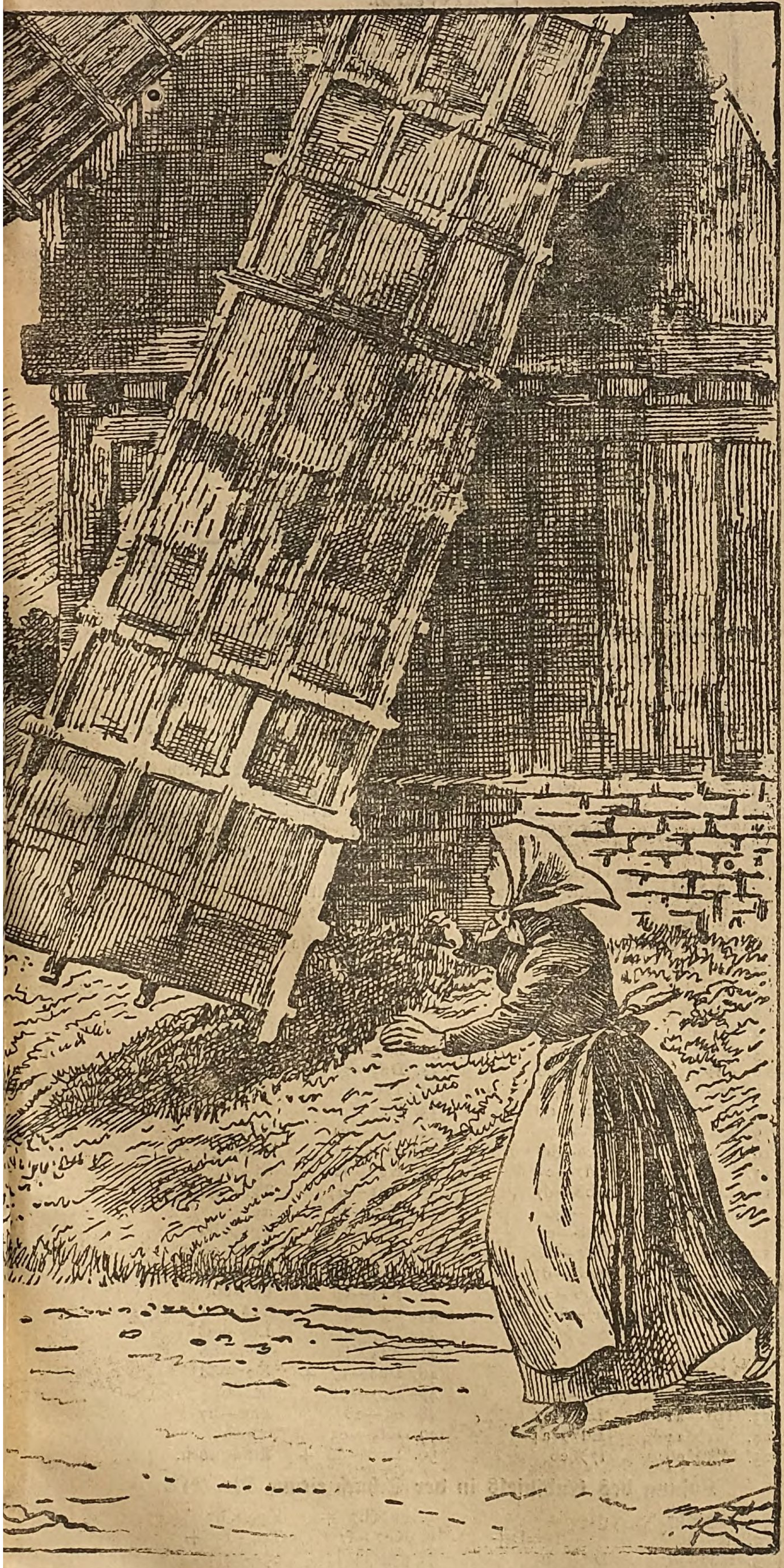
Diese zurückhaltende Antwort Fairfords konnte kaum zu weiteren



Von den Flügeln ei

Bemerkungen ermuthigen; Doktor Viret schwieg, bis sie die freie Straße wieder erreicht hatten.

„Wäre es unbescheiden, wenn ich Sie fragte, was Sie heute Nacht zu dem späten Gang veranlaßte?" sprach er endlich.



…er Windmühle erfaßt.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor, aber ich muß Ihnen die Antwort schuldig bleiben."

Florence öffnete das Thor und geleitete Doktor Viret zu Arnold. Owen zögerte einen Augenblick, dann folgte er entschlossen den Beiden in's Speisezimmer.

„Machen Sie es kurz, Doktor," rief Arnold, „ich weiß, es thut schauderhaft weh. Fairford wird Ihnen helfen. Haben Sie Chloroform mitgebracht?"

Viret stellte das mit einem Glasstöpsel verschlossene Fläschchen nebst den übrigen Gegenständen auf den Tisch.

(Fortsetzung folgt.)

K. S. Wanderungen durch die Bayerische Landesausstellung.

10.

Das Kunstgewerbe ist auf der Bayerischen Landesausstellung, insbesondere aber auch in der Kreisabtheilung Oberpfalz und Regensburg hervorragend vertreten. Nicht nur, daß es in seiner eigentlichen Bedeutung sehr werthvolle Erzeugnisse zur Schau gestellt hat, auch das Gewerbe an sich zeigt, zu welcher Höhe es sich durch Vervollkommnung der Technik und die Intelligenz der Ausübenden aufzuschwingen vermag.

Kunstgewerbliche Gegenstände in gediegenster Vollendung führt uns in der kleinen Nebenhalle der oberpfälzischen Abtheilung die Zinngußwaarenfabrik von Goldschmidt u. Dreichlinger in Neumarkt vor Augen. Schon der aus verschiedenen Holzarten zusammengesetzte sechseckige Ausstellungsschrank der Firma ist ein mit vielem Verständniß und großer Akkuratesse hergestelltes Objekt, das von Kennern und Interessenten der Möbelbranche vielfach bewundert wird.

Im Inneren des geräumigen Schaukastens sind hübsch aneinandergereiht die Spezialitäten und Kunstgegenstände der leistungsfähigen Firma dem Beschauer vor Augen geführt; darunter ist besonders originell und reizend ein Glasservice mit Bemalung; dasselbe ist nach Form der Nürnberger runden Stadtthorthürme gefertigt und verdient wirklich alle Beachtung. Aber auch die mitausgestellten wohlgeformten Credenzgläser mit ihrer feurigen, geschmackvollen Bemalung sind anerkennenswerthe Arbeiten.

Ein Hauptaugenmerk haben Goldschmidt u. Dreichlinger auf die Anfertigung des Deckelbeschläges verwandt.

Die Firma, welche sich ganz speziell mit der Fabrikation gepreßter Seidel, Stamm- und Wirthschaftsseidel, dann Gläser und Seidel mit einfachem und Crystallschliff, Bernstein- und antikgrüne Glasseidel befaßt, stellt auch Porzellanseidelkrüge mit Lichtbildern und solche mit Musikwerken her.

Das Geschäft, welches einen stets reichen Export nach allen Ländern, hauptsächlich aber nach Nordamerika, Schweden und Rußland unterhält, wurde im Jahre 1864 fondirt und reussirte sehr bedeutend.

Der nachbarliche, ebenfalls recht hübsch aus Eichenholz gebaute Schrank des Konditors und Thee-Brod-Fabrikanten St. Winkler in Neumarkt ist mit dem Spezialfabrikat der ausstellenden Firma: Theebrod „Mikado" äußerst sinnig und sehenswerth ausgestattet. Unter einem aus Theebrod und anderem feinem Gebäck errichteten, mit blauem Seidenstoff ausgeschlagenem Baldachin thront die Büste des Prinzregenten.

Die Winkler'schen Fabrikate werden an einem im gleichen Saale errichteten Verkaufsplatze durch eine adrette Dame dem stets kaufbereiten Publikum verabreicht. Ganz besonders tüchtig ist Winkler in der Herstellung der Nürnberger Schachtel-Lebkuchen, welche sich durch einen äußerst pikanten Geschmack auszeichnen und gerne gekauft werden. Auf der in der Zeit vom 15. bis 25. Juli ds. Js. in Brüssel abgehaltenen internationalen Ausstellung für Lebens- und Genußmittel wurde die Winkler'sche Konditorei für ihre vorzüglichen Fabrikate, besonders aber des Theebrodes „Mikado" mit der goldenen Medaille ausgezeichnet. Das Theebrod dient hauptsächlich als Ersatz des sogenannten russischen Theebrodes; stellt sich hierbei aber ganz wesentlich billiger.

Ein seltener Unglücksfall.

Ein seltener Unglücksfall ereignete sich Dienstag Abends in Retz. Das zehnjährige Töchterchen des dortigen Windmühlenbesitzers Joseph Bergmann kam beim Spielen der im Gange befindlichen Windmühle zu nahe und wurde von einem Flügel derselben bei den Kleidern erfaßt und in die Höhe gerissen. Die Eltern sahen voll Entsetzen ihr Kind in dieser furchtbaren Situation. Die Mühle zum Stehen bringen! . . . Das war selbstverständlich der erste Gedanke Bergmanns und seiner Gattin. In schrecklicher Angst rannte der Vater in das Mühlengebäude, während die Mutter und ein kleines Mädchen, welches die Spielgenossin der in den Lüften Schwebenden gewesen war, händeringend emporblickten. Diesen Moment vergegenwärtigt unser heutiges Bild. Das Kind ist bei dem Unglücke noch ziemlich glimpflich davongekommen. Im ersten Augenblicke hielt man die Kleine für verloren, doch der Engel der Kinder wachte über die Tochter des Windmühlenbesitzers und befindet sich das Mädchen schon außer Gefahr.

Humoristisches.

(Der kleine Menschenfreund.) Fritzchen rutscht mit seinen guten Anzug fortwährend auf einem Treppengeländer herauf und herunter.

„Fritz!“ ruft die Mutter ärgerlich, „was machst Du denn da?“

„Hosen für arme Buben!“

(Brave Kinder.) „Nun, Johanna, waren die Kinder während meiner Abwesenheit recht brav?“

„O ja . . . nur zum Schluß haben sie tüchtig gerauft miteinander!“

„Warum denn nur?“

„Jedes wollte am bravsten gewesen sein!“

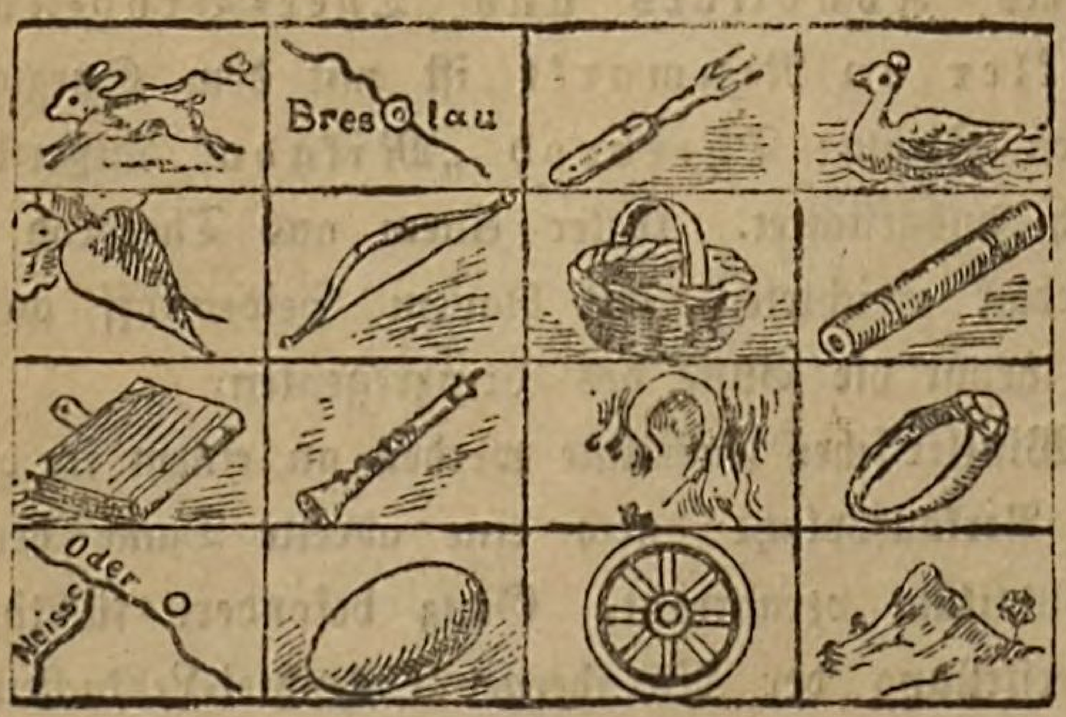
(Ihm fehlt's.) Ehemann: „Weßhalb hast Du mir eigentlich gerathen, diese Xantippe zur Frau zu nehmen?“

Freund: „Ja, weißt Du, Du warst so ein dummer Kerl, und da dachte ich: vielleicht wird er durch Schaden klug.“

Homonyme.

Durch mich steigt manches Wesen hoch.
Der Mensch kann's nicht, entbehrt mich noch.
Die Mitte hat mich nicht, ich bild' die Seiten,
Es mag die Schaar marschieren oder reiten.
Ich bin ein stummes Ding, doch kann ich klingen
In tausend Tönen, die zum Herzen dringen.

Bilderräthsel.



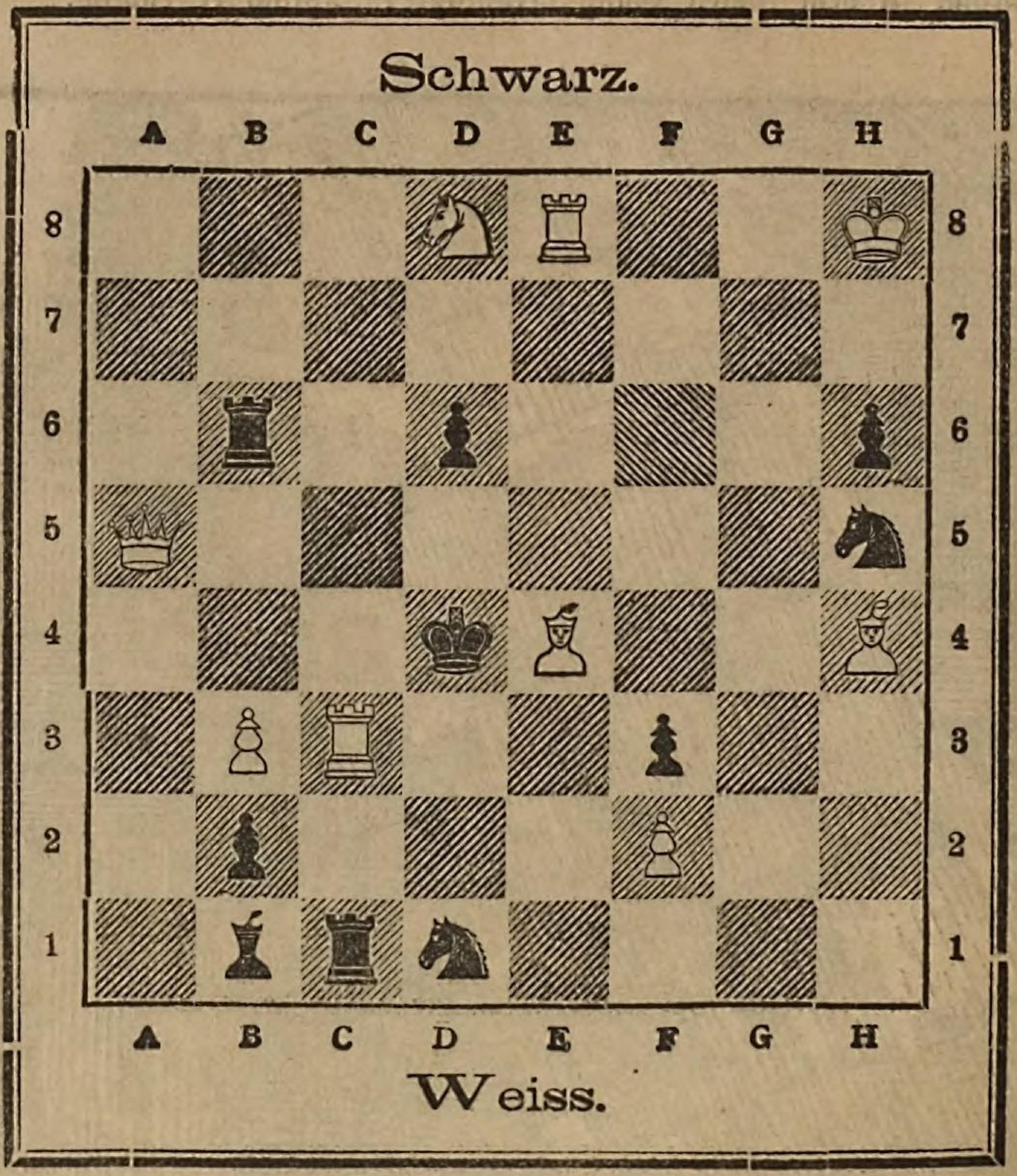
Die in den einzelnen Feldern stehenden Bilder sind so zu ordnen, daß die Anfangsbuchstaben derselben wagrecht und senkrecht gleichlautend die in der ersten senkrechten Reihe stehenden Bilder bezeichnen.

Auflösung der Homonyme in Nr. 83:
Fichte.

Schachzeitung № 217.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von G. Slater in Bolton.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Das internationale Schachmeisterturnier zu Nürnberg.

Das Turnier endete Montag Abends zu vorgerückter Stunde mit der Partie Tarrasch—Albin, die um Mitternacht von Tarrasch gewonnen wurde. Preisträger: 1. Lasker $13^{1}/_{2}$, 2. Maroczy $12^{1}/_{2}$, 3. und 4. Pillsbury und Tarrasch 12, 5. Janowski $11^{1}/_{2}$ 6. Steinitz 11, 7. getheilt von Schlechter und Walbrodt mit $10^{1}/_{2}$. Es folgen: Tschigorin und Schiffers mit $9^{1}/_{2}$ Blackburne 9, Charousek $8^{1}/_{2}$, Marco 8, Albin 7, Winawer $6^{1}/_{2}$, Porges und Showalter $5^{1}/_{2}$, Schallopp $5^{1}/_{2}$, Teichmann 4. Den Preis für da' beste Resultat gegen die Preisträger 100 Mark erhielt Blackburne.

Die folgende Partie ist wohl die schönste des Turniers.

Weiß Pillsbury (Amerika)	Schwarz Lasker (England)	Weiß Pillsbury (Amerika)	Schwarz Lasker (England)
1. e2—e4	e7—e6	26. Sf4×e6	La4—d7
2. d2—d4	d7—d5	27. Se6×Dd8	Ta8×d8
3. Sb1—c3	Sg8—f6	28. Le3—c5	Td8—c8
4. e4—e5	Sf6—d7	29 Lc5×Le7	Ke8×e7
5. f2—f4	c7—c5	30. Df2—e3	Tc8—c6
6. d4×c5	Sb8—c6	31. De3—g5 +	Ke7—f7
7. a2—a3	Sd7×c5	32. Tf1—c1	Tc8×c1 +
8. b2—b4	Sc5—d7	33. Dg5×c1	Th8—c8
9. Lf1—d3	a7—a5	34. Dc1—e1	h4—h3
10. b4—b5	Sc6—b8	35. g2×h3	Tc8—g8 +
11. Sg1—f3	Sd7—c5	36. Kg1—f2	a5—a4
12. Lc1—e3	Sb8—d7	37. De1—b4	Tg8—g6
13. o—o	g7—g6	38. Kf2—f3	a4—a3
14. Sc3—e2	Lf8—e7	39. Db4×a3	Tg6×b6
15. Dd1—e1	Sd7—b6	40. Da3—c5	Tb6—e6
16. Sf3—d4	Lc8—d7	41. Dc5—c7	Kf7—e7
17. De1—f2	Sb6—a4	42. Kf3—f4	b7—b6
18. Ta1—b1	h7—h5	43. h3—h4	Te6—c6
19. b5—b6	Sc5×d3	44. Dc7—b8	Ld7—e8
20. c2×d3	Le7×a3	45. Kf4×f5	Tc6—h6
21. f4—f5	g6×f5	46. Db8—c7 +	Ke7—f8
22. Se2—f4	h5—h4	47. Dc7—d8	b6—b5
23. Tb1—a1	La3—e7	48. e5—e6	Th6—h7
24. Ta1×a4	Ld7×a4	49. Kf5—e5	b5—b4
25. Sd4×e6	f7×e6	50. Dd8—d6 +	Aufgegeben.

Lösung des Endspiels in der Schachzeitung Nr. 212

1. Lc3×g7	d3—d2	5. g6×h7 +	Kg8×h7
2. h5—h6	d2—d1=D+	6. Ke7—f7	Tc4—f5 +
3. Kd7—e7	Dd1—h5	7. g3×f4	c5—c4
4. h6—h7 +	Dh5×g7	8. Se6—g5 ‡	

Richtig angegeben von Jos. Laurer in Amberg und Zach. Inhofer von Karthaus-Prüll.

Briefkasten: F. M. in K. P. In der Aufgabe Nr. 214 würde auf 1. Tc2 folgen Le4 und wäre wegen des L auf f8 Ihr Mat durch D×b5 nicht möglich; in der Aufgabe Nr. 215 ist Ihnen entgangen, daß auf 1. Le7 folgt Ta2—a7 und auf Lf4 ‡ Schwarz ziehen würde K×f6.

U. H. Wir haben Ihre nunmehr richtige Lösung zu Nr. 215 vorgemerkt.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 86. Freitag den 21. August. 1896

21 (Nachdruck verboten.)

Eine dunkle That.

Kriminal-Roman von Thomas Cobb.

„Warum — warum haben sie ihn aufgemacht?" fragte Florence, vor Angst erbebend.

Arnold schritt langsam im Zimmer auf und ab. Auch der oberflächlichste Beobachter hätte erkannt, daß die Nachrichten, welche die Tochter mit natürlichem Grauen ergriffen, ihn auf ganz andere Weise berührten. Sein hübsches, ansprechendes Gesicht leuchtete von einer freudigen Erregung, die er kaum zu bemeistern vermochte.

„Als man das Grab öffnete," berichtete Fairford, „entdeckte der Todtengräber Mogford, daß mit dem obersten Sarge etwas nicht in Ordnung sei und sandte nach dem Wachtmeister Cadman. In dessen Gegenwart wurde der Deckel, der nur mit vier Schrauben befestigt war, abgehoben, und statt Ihrer Mutter Leichnam lag der todte Herr Derwent darin."

„Auf jeden Fall," warf Arnold dazwischen, „ist das Geheimniß endlich enthüllt."

Zum erstenmale seit Owens Ankunft wurde sich Florence der Anwesenheit ihres Vetters bewußt. Sein Benehmen flößte ihr Abscheu und Verachtung ein — selbst in dieser grauenvollen Stunde dachte er nur an den eigenen Vortheil. Ach! wie tief sank er in ihrer Achtung. Das frühere, freundliche Bild, das sie noch festzuhalten bestrebt war, verblaßte für immer in ihrem Herzen.

„Das ist alles, was ich weiß," fiel Owen rasch ein, wie um des anderen rohes Betragen zu bemänteln. „Man wird den Sarg hierher bringen — ich fürchtete, der unerwartete Anblick könnte Sie ohne Vorbereitung treffen."

„Die Mutter!" stöhnte Florence. „Wo ist die geliebte theure Mutter? Was hat man mit ihr gemacht? Wer hat ihren Leichnam entwendet und wo wurde er verborgen? O, es ist entsetzlich, noch viel grauenhafter, als ich es jemals auszudenken wagte! Man hat schimpflich an ihr gehandelt — nur ein Unmensch konnte solcher That fähig sein!"

Noch während sie sich dem ersten, sinnbethörenden Schmerze hingab, hörte man von draußen den Schall schwerer Tritte. Mit einem bangen Blick auf ihr geisterhaftes, bleiches Gesicht öffnete Owen die Thüre und eilte hinaus.

„Sagte ich Dir doch, Onkel Roderich sei todt," rief Arnold, der seiner Befriedigung Luft machen mußte. „Geschworen hätte ich darauf! Nun," fuhr er fort, als könne er sich das für ihn so erfreuliche Resultat nicht oft genug wiederholen — „auf jeden Fall ist das Räthsel endlich gelöst."

„Gelöst!" fiel Florence mit bitterem Vorwurfe ein, „im Gegentheil, wir stehen einem noch dunkleren Geheimnisse gegenüber, einem Verbrechen, das uns mit Schauder erfüllen muß. Wann und wo wird es aufgedeckt werden? Wer hat den Vater gemordet, der Mutter Grab entheiligt?"

Beide schwiegen, Florence erschöpft, Arnold mit seinen Gedanken beschäftigt; nur des Mädchens stürmische Athemzüge, das Ticken der schwarzen Marmoruhr auf dem Kamine, sowie Arnolds rastloses auf und nieder Wandeln unterbrachen die tiefe Stille. Das Geräusch seiner Schritte that Florence weh, sie bat ihn, ruhig zu bleiben — er willfahrte, und als kein Laut mehr sie störte, horchte das Mädchen mit angehaltenem Athem auf jeden Ton, der von außen an ihr Ohr schlug. Sie vernahm schwere Tritte auf der Stiege, wie von Männern, die eine Last langsam vorwärts bewegen, dann wieder Stille, bis die Thür aufging und Owen von neuem erschien.

„Verzeihen Sie, daß ich mir so viele Freiheiten nehme," sagte er, rasch an ihre Seite tretend — „ich habe Ihren Dienern Befehle gegeben, als ob sie die meinen wären. Der Sarg ist hinaufgetragen worden."

„In sein Zimmer?"

„Ich dachte, das würde Ihnen recht sein."

Sie erhob sich schnell. „O," rief sie, „wird man dem theuern Vater endlich Ruhe gönnen! Bitte, Herr Fairford, ich muß ihn sehen."

Er öffnete ihr sogleich die Thür. Wer sie kannte, der wußte auch, daß sie bei aller Sanftmuth einen starken Willen besaß.

Der Sarg, von Staub bedeckt, wie man ihn aus der Gruft genommen, stand auf drei Stühlen am Fußende des Bettes, Arnold auf der einen, Florence auf der anderen Seite. Owen hob den Deckel und lehnte ihn gegen den Ankleidetisch.

Thränenlos sah das Mädchen auf das theuere Antlitz herab; des Zeitraumes vergessend, der seit dem Verschwinden ihres Vaters verflossen war, hatte sie erwartet, die geliebten Züge würden noch unentstellt sein, ein getreues Abbild des Lebenden, friedvoll und bleich, gleich jenem der Mutter, als sie diese zum letztenmal sehen durfte. Wie anders nun die grause Wirklichkeit! —

Noch erschütternder als auf Florence wirkte der Anblick auf Arnold. Der Stoß, den sein Nervensystem durch den Armbruch erlitten hatte, mochte wohl schuld daran sein. Während Florence nur stumm ihr Antlitz in beiden Händen verbarg, taumelte er nach rückwärts und wäre zweifellos gefallen, hätte nicht Owens starker Arm ihn gehalten.

„Schwach, wie ein Weib!" sagte er eine Minute später, gleichsam zu seiner Entschuldigung. „Ich sollte an einen derartigen Anblick durch meine medizinischen Studien gewöhnt sein, allein fast raubt er mir die Sinne."

Als sie das Trauergemach verließen, wandte sich Owen zu Florence: „Sie dürfen in diesem Hause nicht bleiben," bat er dringend.

„Was fällt Ihnen ein — wozu setzen Sie ihr das in den Kopf?" rief Arnold, als sie in's Speisezimmer traten; „überdies —"

An Fairford ging Arnolds Einwendung spurlos vorüber. Er sorgte ausschließlich für Florence, und sie fühlte sich getröstet in dem

Bewußtsein, daß ein starker, besonnener Mann für sie dachte und handelte.

„Doktor Viret wartet nur darauf, Sie in seinem Hause aufzunehmen," redete er ihr theilnehmend zu. „Ich würde Sie am liebsten sofort nach dem „Lorbeerhofe" führen."

Florence zögerte einige Minuten, sie beobachtete aufmerksam Arnolds Benehmen. Was sie heute an ihm erfahren hatte, erleichterte ihr nicht nur den Abschied, sondern bildete geradezu ihren Hauptbeweggrund, das Vaterhaus zu verlassen. Sie nahm daher Owens Vorschlag an, sagte, daß sie in kürzester Zeit bereit sein werde, und ließ die beiden jungen Männer allein.

„Wahrhaftig, Fairford," rief Arnold, „Sie nehmen sich viel heraus! Doch könnte ich Ihnen manches verzeihen in Anbetracht der wichtigen Entdeckung, deren Ueberbringer Sie waren."

Florence schied nicht ohne heißes Weh von der Heimstätte, der sie voraussichtlich für immer Lebewohl sagte. Sie empfand klar die Unmöglichkeit ihres Bleibens, solange sich des Vaters Leiche im Hause befand und Arnold die Genugthuung, welche ihn erfüllte, rücksichtslos zur Schau trug. Mit einem flüchtigen Händedruck trennte sie sich von ihrem Vetter und folgte Owen durch den Garten auf die freie Dorfstraße.

„Herr Derwent ist der Meinung, ich hätte mir zu viele Freundesrechte angemaßt," sagte Owen nachdenklich, „ich hoffe, Sie theilen diese Ansicht nicht."

„O nein!" entgegnete sie treuherzig, „ich bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet."

Schweigend gingen sie weiter. Als sie sich dem Kirchhofe näherten, legte Owen wortlos Florencens Arm in den seinen, denn noch immer umstanden müßige Gaffer das offene Grab und er beschleunigte den Schritt, um so rasch wie möglich Doktor Virets Haus zu erreichen.

Der Doktor stand in der Halle, als er die jungen Leute den Gartenweg heraufkommen sah. Ueberrascht, Florence in Owens Begleitung zu sehen, eilte er ihnen hastig entgegen.

„Sie haben den Vater gefunden und nach Hause gebracht!" rief das Mädchen ihm zu, „doch ach! nur seinen Leichnam."

Diese unerwartete Nachricht schien den Doktor für einen Augenblick gänzlich zu überwältigen. Er faßte sich jedoch wunderbar schnell, nahm zärtlich Florencens Hand und geleitete sie nach dem Laboratorium. Ohne seine Fragen abzuwarten, erzählte sie ihm Alles, was sie bisher erfahren hatte." Er lag im Sarge der Mutter," schloß sie athemlos. „O, Doktor, sagen Sie mir, wo hält man die arme theure Mutter verborgen?"

Sie kam über diesen Gedanken nicht hinweg, welcher sie nun empfindlicher schmerzte, als die Bestätigung ihrer traurigsten Befürchtungen über das Schicksal des Vaters — den Leichnam der Mutter entwendet zu wissen, war mehr, als sie ertragen konnte.



Der Kronprinz von Italien und seine Braut.

„Haben Sie den Todten gesehen?" fragte Viret, nachdem Owen ihm die näheren Umstände der Entdeckung mitgetheilt hatte.

„Ja, ich sah ihn", erwiderte Florence — „es war eine Pflicht, der ich mich nicht entziehen durfte. War es wirklich der Vater? Ich konnte diese entstellten, formlosen Züge nicht mehr erkennen. Ach, mein Freund, erklären Sie mir, was mit der Mutter geschehen ist? Wer hat sie geraubt und wo ruht nunmehr ihre Leiche?"

Mit väterlicher Theilnahme legte Doktor Viret die Hand auf die Schulter des weinenden Mädchens, wobei er Owen bedeutungsvoll ansah.

„Ich hielt es für unangemessen, Fräulein Derwent länger im „Krähenneste" zu lassen", entgegnete letzterer; „wenn ich hier nicht weiter von Nutzen bin . . ."

„Wir haben noch Annens Begräbniß vor uns," fiel Doktor Viret ein. „Die Zeit eilt — es sollte Jemand dem Sarge folgen — Derwent wollen wir gar nicht darum angehen, und für mich bleibt manches Andere zu besorgen. Es wird", fuhr er zu Florence gewendet fort, „wahrscheinlich schon morgen eine gerichtliche Untersuchung stattfinden. Ihre Interessen müssen hierbei durch einen Anwalt — am besten durch Edwards vertreten werden. Es ist zu spät zum schreiben, kaum noch Zeit, nach London zu reisen und Edward vor Kanzleischluß zu sprechen. Ich muß mit dem nächsten Zuge fort — wer wird also unsere Stelle bei Annens Leichenzug einnehmen?"

Die Befürchtung, man würde ihre alte Dienerin ungeleitet ins Grab senken, berührte Florence auf das wehmüthigste. In dieser neuen Verlegenheit blickte sie flehend auf Owen; er verstand sie,

ohne daß sie die Bitte in Worte kleidete, erklärte er sich bereit, dem Begräbnisse beizuwohnen und eilte schleunigst nach dem „Krähenneste" zurück.

Nachdem Doktor Viret seine Haushälterin, eine schmächtige, alte Frau von etwa sechzig Jahren, mit weißem Haare und welkem Gesicht, doch sanftem, gütigem Benehmen, gerufen und Florence ihrer Sorge übergeben hatte, verließ auch er in Eile das Haus.

Auf dem Wege zur Eisenbahn hielt er im Postamte an und Holt. Da wir keine Zeit verlieren dürfen, hielt ich es für zweckmäßig, den Herrn Inspektor an unserer Berathung theilnehmen zu lassen. Setzen Sie sich, Doktor, und berichten Sie uns die letzten Ereignisse. Also zuvörderst: „Wo wurde der Leichnam gefunden und wann?"

Aufmerksam lauschten die Herren Doktor Virets Erzählung keiner der beiden unterbrach den eingehenden Bericht. Als der Doktor zu Ende, knöpfte der Inspektor seinen Rock zu und lehnte,



Jackson, der Auffinder Nansen's.

sandte folgendes Telegramm an Edwards: „Derwents Leichnam gefunden — komme, mich mit Ihnen zu berathen."

Schon mit dem nächsten Zuge dampfte er der Hauptstadt zu.

18. Kapitel.

Nochmals Inspektor Holt.

Ein heimwärts drängender Menschenstrom überfluthete das Pflaster von Cheapside; zwei endlose Reihen von Wagen rollten auf der Straße dahin; rathlos stand Doktor Viret an einer Ecke im Gewühl der Großstadt, als ein höflicher Sicherheitsbeamter sich seiner annahm und ihn über die Königsstraße nach Alt-Jewry lootste.

Die Kanzleien der Herren Edwards, Sohn und Mathews lagen ihm nun zur Linken; ein verspäteter Schreiber geleitete ihn die Treppe hinauf zu dem persönlichen Empfangszimmer seines Herrn.

Edwards, ein kleiner, hochschulteriger Mann von etwa fünfzig Jahren, glatt rasirt, mit langem, ergrautem Haar, der eher einem Schauspieler, als einem Rechtsanwalt glich, stand, die Hände lässig in den Taschen, an den Kamin gelehnt. Bei Doktor Virets Eintritt lachte er gerade herzlich über eine Geschichte, die ihm der zweite im Zimmer anwesende Herr — niemand anders als Inspektor Holt — erzählte.

„Ohne Ihr Telegramm," sagte Edwards, auf Doktor Virets Entschuldigung über die späte Besuchsstunde, „hätten Sie mich nicht mehr hier angetroffen. So ist die Leiche des armen Derwent doch endlich entdeckt worden! Ich setze voraus, Sie kennen Inspektor

sich vorwärts, bereit, in die nähere Besprechung des Sachverhaltes einzugehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kronprinz von Italien und seine Braut.

Kronprinz Victor Emanuel von Italien hat sich in Cettinje mit der Prinzessin Helene von Montenegro verlobt. Der Prinz von Neapel, der einzige Sohn des italienischen Königspaares, ist am 11. November 1869 geboren. Prinzessin Helene von Montenegro ist das vierte von neun Kindern des Fürsten Nikolaus und der Fürstin Milena. Sie ist am 8. Jänner 1873 geboren.

Jackson, der Auffinder Nansen's.

Bekanntlich ist Nanson am Franz Joseph-Land von der Expedition Jackson angetroffen und auf dem Schiffe „Windward" aufgenommen worden. Auf diesem hat Nansen die Fahrt nach Vardö gemacht. Die Jackson-Expedition war am 10. Juli 1894 aus England abgegangen. Sie ging direkt nach Franz Joseph-Land, um da zu überwintern und im nächsten Frühjahre in das Land über 82 Grad nördlicher Breite und dann über den Austria-Sund nach Petermann-Land vorzudringen. Auf ihrem Schiffe, dem Wallfischfahrer „Windward" führte Jackson Holz, Segeltuch und Filz mit, um aus diesem Material auf dem Franz Joseph-Land

Hütten, wie sie auf unserem Bilde zu sehen sind, zu errichten. Die Kosten der Nordpol-Expedition trägt ein reicher Engländer Namens A. C. Harmsworth. Unser Bild zeigt Jackson in seiner Polar-Ausrüstung.

Literarisches.

Im Verlage von **Albert Klein's Buchhandlung in Kempten** ist soeben die 4. Auflage des von J. L. Craemer in München verfaßten Werkes **„Der bayerische Selbstanwalt“** erschienen und durch alle Buchhandlungen zum Preise von Mark 4 zu beziehen.

Der Inhalt des sehr praktisch ausgearbeiteten Handbuches bietet so viel des Lehrreichen für Bürger und Landmann, welche sich über vorkommende Rechtsfälle informiren wollen, daß wir das Werk im Allgemeinen sowohl, als auch im Besonderen den ländlichen Gemeinde-Verwaltungen, Handels-Geschäften, technischen Betrieben, Gutsadministrationen ꝛc. nur empfehlen können.

Das ganze Verfahren vor den Einzelngerichten, soweit die Selbstvertretung in Betracht kommt, ist mit praktischen Formularen (über 100 an der Zahl) detaillirt ausgearbeitet, alle möglichen Gesuche und Anträge an Behörden, das Wechselrecht, Kosten und Gebührenwesen, Schöffen- und Schwurgerichte, das Versicherungs- und Verehelichungs-Wesen, die bedingte Verurtheilung und Sonstiges finden darin eingehende Erörterung unter Hinweis darauf: „Wie man sich zu verhalten, wie man zu schreiben habe“.

Humoristisches.

(Kein Ausweg.) „Nein, Friedrich, ich kann nicht die Ihre werden!“

„Sie weisen mich also ab?!“

„Ich bin Mitglied des Emanzipationsklubs der Frauen und da kann ich nicht die Ihre werden . . . aber Sie der Meine, wenn Sie wollen!“

(Romanphrase.) „Spät kam er zu Hause an. — Dann ließ er sich noch drei Eier bringen und versank bald darauf in dumpfes Brüten.“

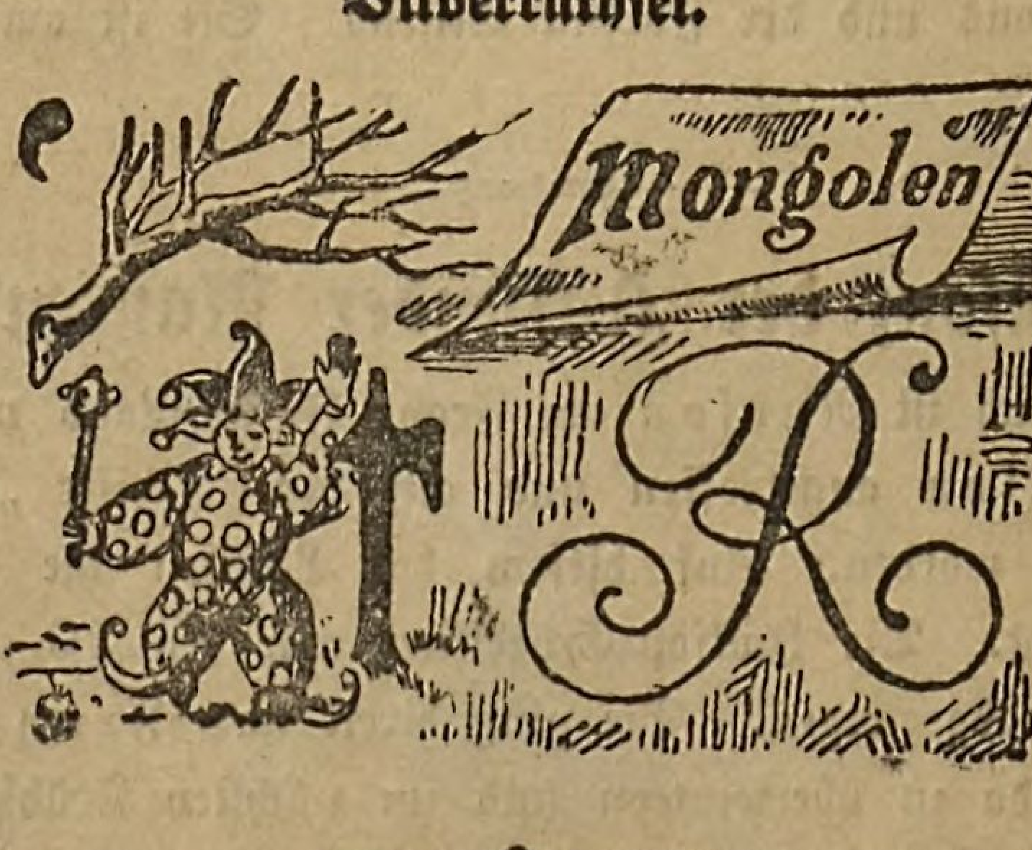
(Druckfehlerteufel.) (Aus einer Annonce.) „Verkaufe meinen Bernhardinerhund, großer Kinderfreund, kolossal bissig.

(Wenig Selbstvertrauen.) Braut: „Mein Gott, was wird das nach der Hochzeit werden . . . . selbst kochen und dann dem Manne im Essen mit gutem Beispiele vorangehen müssen.“

(Ein gutes Kind.) Mutter: „Die Müller'schen Kinder sind doch zu ungezogen! Daß Du mir nicht wieder mit ihnen spielst, Willy!“

Willy (nach einer Pause): „Aber hauen darf ich sie doch Mama?“

Bilderräthsel.

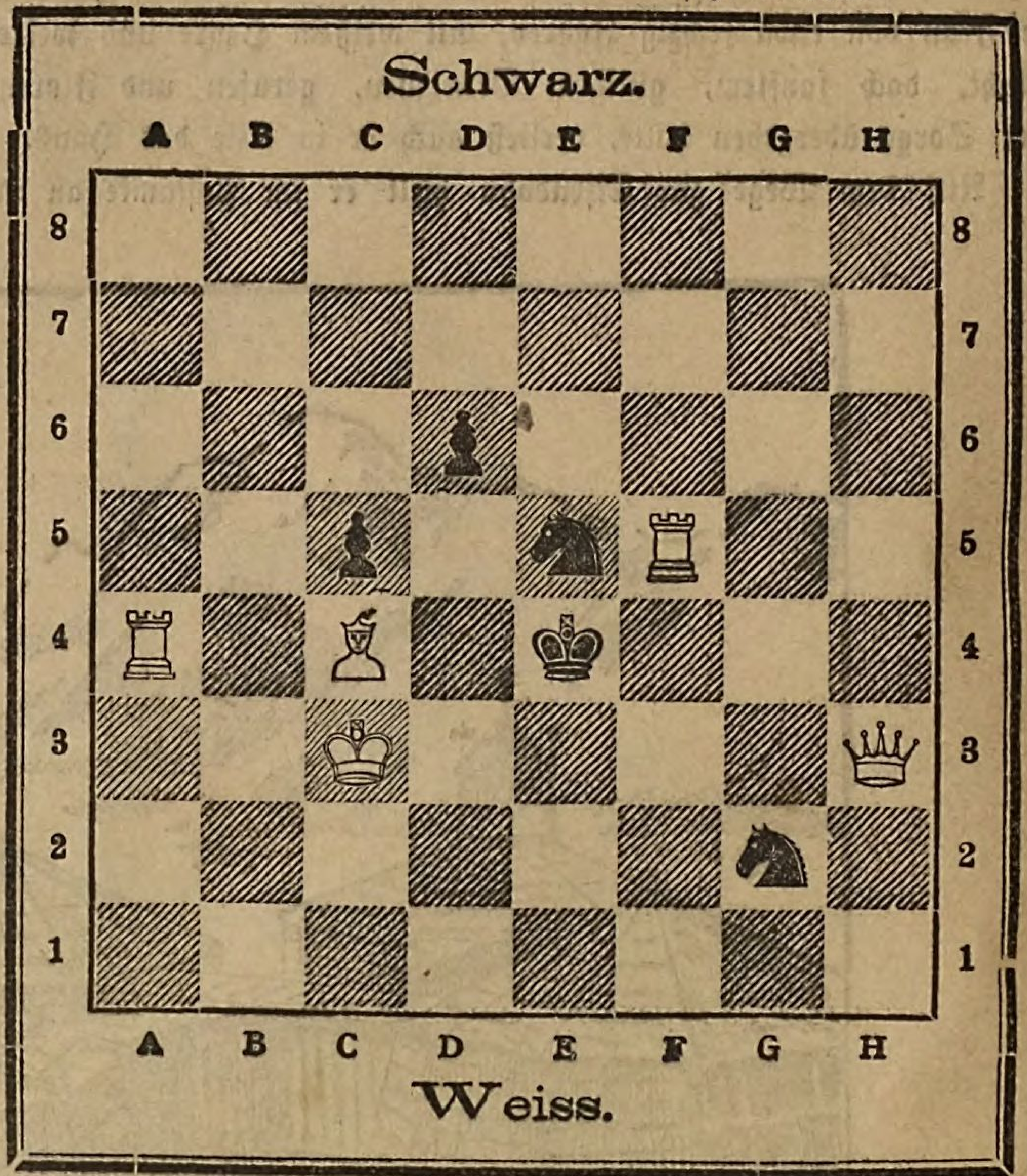


Auflösung der Homonyme in Nr. 85:
Laden.

Schachzeitung № 218.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Schmeißer in Aschersleben.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Internationales Meisterturnier zu Nürnberg.

Die von Adolf Roegner gestifteten beiden Ehrenpreise wurden den im Turniere leer ausgegangenen russischen Meistern Schiffers und Tschigorin verliehen. Den von Heydebrand von der Lasa gestifteten Preis von 100 M für das beste Resultat gegen die Preisträger erhielt Blackburne, der gegen Pillsbury, Tarrasch und Walbrodt gewonnen und mit Janowski, Maroczy und Schlechter remis gemacht hat.

Folgende Partie wurde am 23. Juli gespielt.

Zweispringerspiel.

	Weiß Albin	Schwarz Charousek		Weiß Albin	Schwarz Charousek
1.	e2—e4	e7—e5	18.	e4×f5	Lc8×f5
2.	Sg1—f3	Sb8—c6	19.	Sg3×f5	Tf8×f5
3.	Lf1—c4	Sg8—f6	20.	d3—d4	Tf5—h5
4.	d2—d3	Lf8—c5	21.	d4×e5	d6×e5
5.	c2—c3	d7—d6	22.	Ta1—d1	Dd8—f8
6.	b2—b4	Lc5—b6	23.	Td1—d7 (b)	Ta7—a8
7.	a2—a4	a7—a6	24.	Lc4—f7	Df8—c8
8.	a4—a5	Lb6—a7	25.	Te1—d1	Th5—h6
9.	Lc1—e3	o—o	26.	Sf3—g5	Sg6—f8
10.	Dd1—b3	Sc6—e7	27.	Lf7—c4	Th6—f6
11.	Sb1—d2	c7—c6	28.	Td1—d6	g7—g6
12.	Le3×a7	Ta8×a7	29.	Td6×f6	Sf8×d7
13.	Db3—c2	Se7—g6	30.	Tf6—f7	Sd7—f6
14.	o—o	Sf6—h5 (a)	31.	h2—h3	h7—h6
15.	Tf1—e1	Kg8—h8	32.	Sg5—e6	Sf6—h5
16.	Sd2—f1	f7—f5	33.	Dc2—e4	Schwarz
17.	Sf1—g3	Sh5—f4		gibt die Partie auf.	

a) Ein Angriffsversuch, der Mangels der nöthigen Unterstützung bald in sich zusammenbricht.

b) Damit erlangt Weiß das Uebergewicht. Von hier ab spielt Albin sehr schön.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 213 von Tazar.

1. Se1—c2 / Kd5×e4 — 2. Db6×c6 + / Ke4—f5 — 3. Sc2—e3 ‡

1. . . . . . . / Kd5—d6 — 2. Sc2—d4 / e5×d4, Kd6—d5, — 3. Db6—d4, ×c6 ‡

1. . . . . . / Kd5—e6 — 2. Db6×c6 + / Ke6—f5 — 3. g3—g4 ‡

1. . . . . . / c6—c5 — 2. Te4—c4 / Beliebig — 3. Db6-e6, ×c5, Tc4×c5 Sc2-e3 ‡

1. . . . . . . / e7—e6 — 2. Te4—c4 / Beliebig — 3. Db6×c6, e5, ×c5, Sc2-e3 ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll und aus Regensburg von B. H.—, Gustav Schmidt, J. B. Schuler und R. Weiß.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 89. Freitag den 28. August. 1896

(Nachdruck verboten.)

Eine dunkle That.

Kriminal-Roman von Thomas Cobb.

Er widmete zuerst einige warme Worte der natürlichen Theilnahme, welche alle hier Anwesenden für die Tochter des Verstorbenen empfanden, für das bedauernswerthe Mädchen, dem heute Morgen die schwere Prüfung der Zeugenschaft nicht erspart werden konnte. Die Pflicht der Geschworenen sei es nun, die Aussagen sämmtlicher Zeugen zu vergleichen und sich hieraus ein selbstständiges Urtheil zu bilden. Was die Ursache des Todes betrifft, so könne nach Doktor Browns Erläuterungen hierüber kein Zweifel mehr herrschen.

Der Redner ging hierauf zu den geheimnißvollen begleitenden Umständen des Falles über, welcher die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt in hohem Maße beschäftige. Der Verstorbene sei eine hochgeschätzte, allgemein beliebte Persönlichkeit gewesen, dessen Ruf als Schriftsteller sich weit über die Grenzen des Heimathlandes hinaus erstreckte. Anna Thursday ausgenommen, war ihm Niemand feindlich gesinnt, und als der Tod ihm die Gattin raubte, brachte man ihm die allgemeinste Theilnahme entgegen. Die Geschworenen hatten Fräulein Derwents Bericht mitangehört. Wenn der Unglückliche ihrer Ansicht nach, getrieben von Seelenschmerz und Unruhe, noch in später Nachtstunde ausgegangen sei, um das Grab seiner Frau zu besuchen, so handle es sich vor Allem darum, was weiter geschah, als Herr Derwent am Kirchhofe angelangt war.

Zur Beantwortung dieser Frage besitze man vorläufig nur die Aussage des Todtengräbers, welcher den Zustand geschildert habe, in dem er Frau Derwents Sarg gefunden, sowie den Anblick, der sich beim Oeffnen desselben bot. Als genannter Sarg zum erstenmal der Erde übergeben wurde, enthielt er die sterbliche Hülle von Frau Derwent. Bei der heutigen Sitzung handle es sich jedoch nicht um die Frage, durch welche Missethat Frau Derwents Leichnam verschwunden sei, sondern nur darum, auf welche Weise und weshalb Herr Derwent ermordet wurde. Leider fehle bis jetzt jeder Nachweis über die Person des Verbrechers sowohl, als darüber, was diesen bewog, sein Opfer in dem Sarge zu bergen, aus dem er den anderen Leichnam erst entfernen mußte. Trotzdem dieser Theil der Untersuchung sich noch in undurchdringliches Dunkel hülle, glaube er doch nicht, daß es geboten sei, die Verhandlung zu vertagen. Die Angelegenheit sei bewährten Händen übergeben und solle ohne Aufschub weiter verfolgt werden.

Nachdem der Vorsitzende einen Blick auf die Uhr geworfen hatte, schloß er seine Rede mit der üblichen Belehrung an die Geschworenen, worauf diese ohne weitere Berathung und ohne ihre Plätze zu verlassen, durch ihren Obmann den einstimmig gefällten Wahrspruch verkündeten: „Vorsätzlicher, von einer unbekannten Person verübter Mord.“

20. Kapitel.
Inspektor Holt in Thätigkeit.

Wenige Stunden nach Schluß der Verhandlung stattete Inspektor Holt einen Besuch im „Krähenneste“ ab. Er fand Arnold im Speisezimmer auf dem Sopha liegend und entschuldigte sich höflich wegen seines unangemeldeten Eintritts.

Arnold befand sich bereits in der Besserung und der Besuch kam ihm nicht ungelegen. „Ich freue mich sehr, Sie zu sehen, Herr Holt,“ sagte er; „Rechtsanwalt Edwards kam nach beendeter Verhandlung hierher, und hat mich soeben verlassen. Ich hätte gern dem gerichtlichen Verfahren beigewohnt, doch paßt ein gebrochener Arm nicht gut in solchen überfüllten Raum. Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Wenn es keine Störung verursacht,“ erwiderte der Beamte, „so wäre es mir von Interesse, Anna Thursdays Schlafzimmer in Augenschein zu nehmen.“

„Jeder Raum des Hauses steht zu Ihrer Verfügung“, lautete Arnolds entgegenkommende Antwort.

„Ich kenne bereits das ganze Haus,“ bemerkte Holt, „nur dieses eine Zimmer konnte ich wegen Annens Krankheit nicht sehen.“

Arnold erhob sich vom Sopha und geleitete den Inspektor nach dem Schlafgemache der alten Dienerin.

Zuerst öffnete Holt die beiden Wandkästen; nicht zufrieden mit einer sorgfältigen Besichtigung der verschiedenartigen Gegenstände, welche deren Inhalt bildeten, leerte er alle Schubladen und Fächer und klopfte das Holzwerk ab, um sich zu überzeugen, ob keine geheime Abtheilung hinter demselben verborgen sei. Hierauf ging er an den Wänden entlang, pochte mit den Knöcheln an die Mauer, blickte in jede Schachtel und bat endlich um Erlaubniß, den Teppich abheben zu dürfen, worauf er niederkniete und den Bretterboden genau untersuchte.

„Man sollte meinen, Sie hofften den Leichnam der armen Tante darunter zu finden!“ lächelte Arnold, der an der Thüre stehen geblieben war und mit der linken Hand die Lederhülle stützte, welche den gebrochenen Arm umgab.

„So viel ich hörte, hing die verstorbene Dienerin mit außerordentlicher Treue an Frau Derwent?“ fragte der Inspektor, noch immer auf allen Vieren.

„Sie hätte ihr Leben für Tante Alice geopfert,“ entgegnete Arnold, „wenigstens damals, als ich noch ab und zu hieher kam. In den letzten Monaten war ich von England abwesend.“

„Das hat man mir gesagt. — Sie kamen an Bord des Stirling-Castle zurück.“

„O nein! Ich landete mit dem Radnor in Southampton — der Stirling-Castle ließ mich heimtückisch auf Teneriffa sitzen — es traf sich verflucht ungeschickt.“

„Wären Sie an Bord des Stirling-Castle geblieben,“ fuhr Holt, sich aus seiner gebückten Stellung erhebend, fort, „hätten Sie

die englische Küste in den letzten Tagen des Februar erreicht — vielleicht würde dann Herr Derwent heute noch leben. Uebrigens war es ein höchst glücklicher Gedanke, Anna Thursday im Grabe Ihrer Tante zu bestatten — es geschah auf Ihre Anregung?"

„Ein Schuß in's Schwarze, nicht wahr?" versetzte Arnold selbstbewußt. „Daraus ergibt sich, daß eine edle Handlung stets ihren Lohn findet! Ich ging von der Ansicht aus, unnöthige Ausgaben nach Möglichkeit zu vermeiden; das Grab stand bereit, es schien mir herzlos, die alte Anna von unserer Familiengruft auszuschließen."

„Ganz richtig," stimmte der Inspektor bei, „im entgegengesetzten Falle wären voraussichtlich Jahre vergangen, ohne den ersehnten, rechtskräftigen Beweis an's Tageslicht zu fördern." Holt hielt inne, um einige Stäubchen von den Knien seiner dunkelgrauen Beinkleider zu entfernen. „Thursday", wiederholte er, „ein sonderbarer Name! War Anna eine Engländerin?"

„Ich glaube, sie wurde in England geboren — bestimmt weiß ich es nicht — offenbar floß heißes afrikanisches Blut in ihren Adern."

„Sie scheint der Herrin mehr Anhänglichkeit bewiesen zu haben als dem Herrn?" warf der Inspektor halb fragend ein.

„Sie war eine brave Person, und mir seit meiner Kindheit von Herzen gut. Man sagt, sie sei zu guterletzt recht widerhaarig geworden, wohl zumeist infolge ihrer Krankheit."

„Alle Südländer haben eigenartige Gewohnheiten," bemerkte Holt, indem er noch einmal Annens Zimmer überblickte.

„So ist es! Uebrigens, Herr Inspektor, wenn Sie der Wahrheit auf die Spur kommen wollen, so könnte ich Ihnen wohl einen Fingerzeig geben."

„Möchten Sie die Sache denn nicht ergründen?" rief der Beamte, Arnold scharf in's Auge fassend.

„Natürlich ist es mein sehnlichster Wunsch, dieses verwünschte Geheimniß zu enträthseln," entgegnete dieser; „ich gehöre im Allgemeinen zu den Leuten, die sich um Alles bekümmern und ihre Nase überall vorwitzig hineinstecken; dabei habe ich manches schon erfahren, was uns von Nutzen sein könnte, und will Sie gern auf die rechte Fährte bringen. Cherchez la femme! ich meine die Frau hier im nächsten Hause."

„Wohnt denn dort eine Frau?"

„Darauf möchte ich schwören."

„Schwören Sie nicht voreilig, Herr Derwent. Ich sprach mit Doktor Viret hierüber, und erfuhr, daß dies Gerücht nur von einer Dirne herrührt, welche behauptet, eine schwarz gekleidete Dame gesehen zu haben . . ."

„Noch dazu verschleiert."

„So schien es ihr, doch die Nacht war stockfinster und jedenfalls lief das Mädchen davon, ohne sich weiter nach der seltsamen Erscheinung umzusehen. Ueberdies widerlegte Ihr Zusammenstoß mit Herrn Fairford die Aussage Lisas. Nein, nein, Herr Derwent, nächst dem wirklichen Mörder, oder der Mörderin, bleibt noch immer der Dieb, welcher bei Oberst Aslew einbrach, die für uns wichtigste Person. Doch, ich halte Sie zu lange auf, und möchte bitten, mir noch einen Blick auf den Sarg zu gestatten."

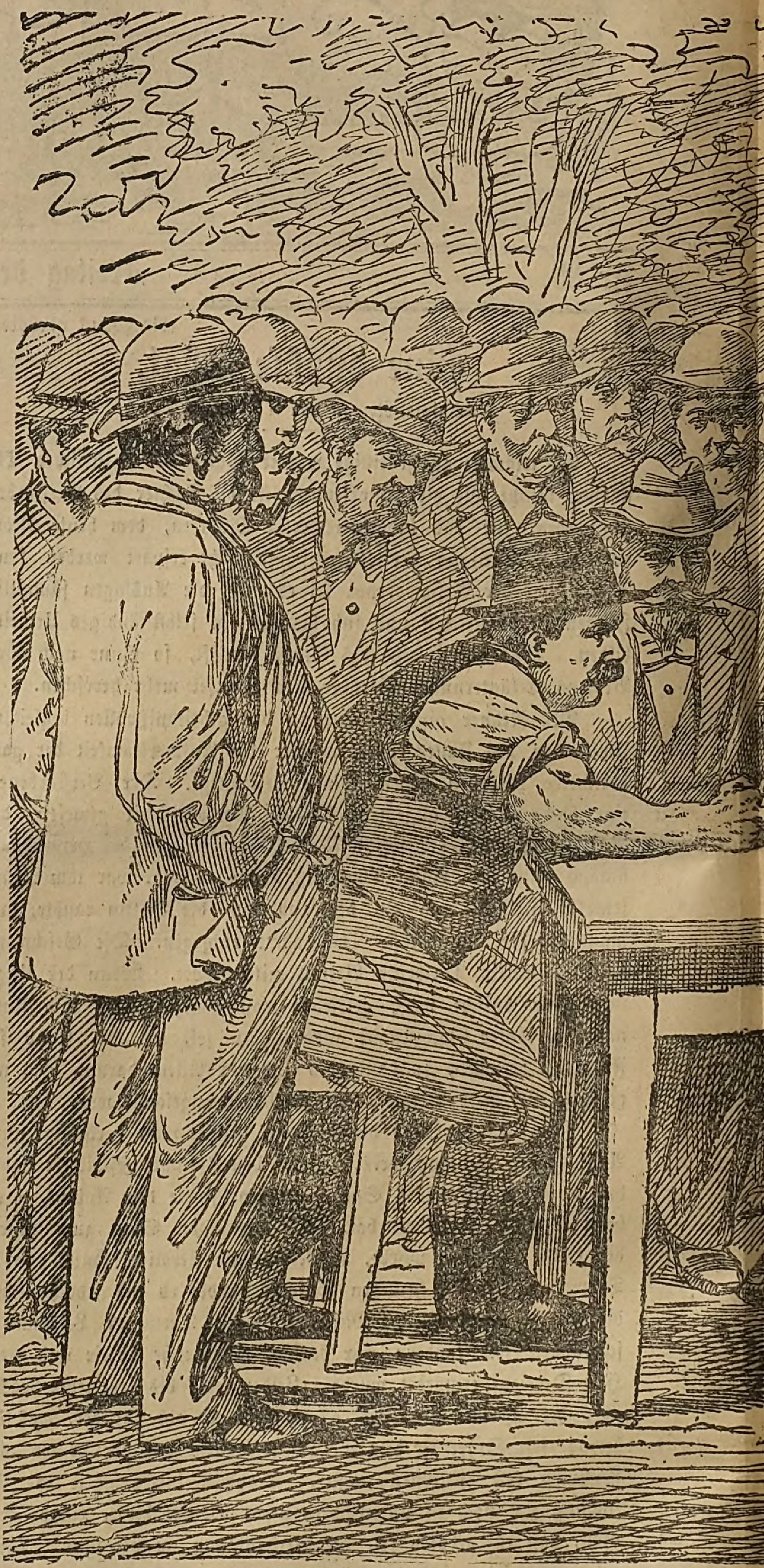
Er folgte Arnold über den breiten Flur, betrat mit diesem Derwents Schlafzimmer, besichtigte den Sarg und hob vorsichtig den Deckel ab.

„Cadman sagte mir," bemerkte der Inspektor, „die Uhr des Verstorbenen befinde sich noch immer der Tasche. Ganz richtig, da ist sie! Wie ich höre, trug Herr Derwent niemals eine Kette?"

„Nie, so viel ich mich erinnere."

Holt wandte nun seine Aufmerksamkeit dem Innern des Sarges zu und prüfte die Seitenflächen und Ecken, als wollte er herausbekommen, auf welche Art der Deckel abgenommen worden sein könne.

„Verstehen Sie etwas von Tischlerarbeit?" fragte er, zu Arnold aufblickend, der ihm gegenüber stand.



Der Sieg des Tirolers Marcher i

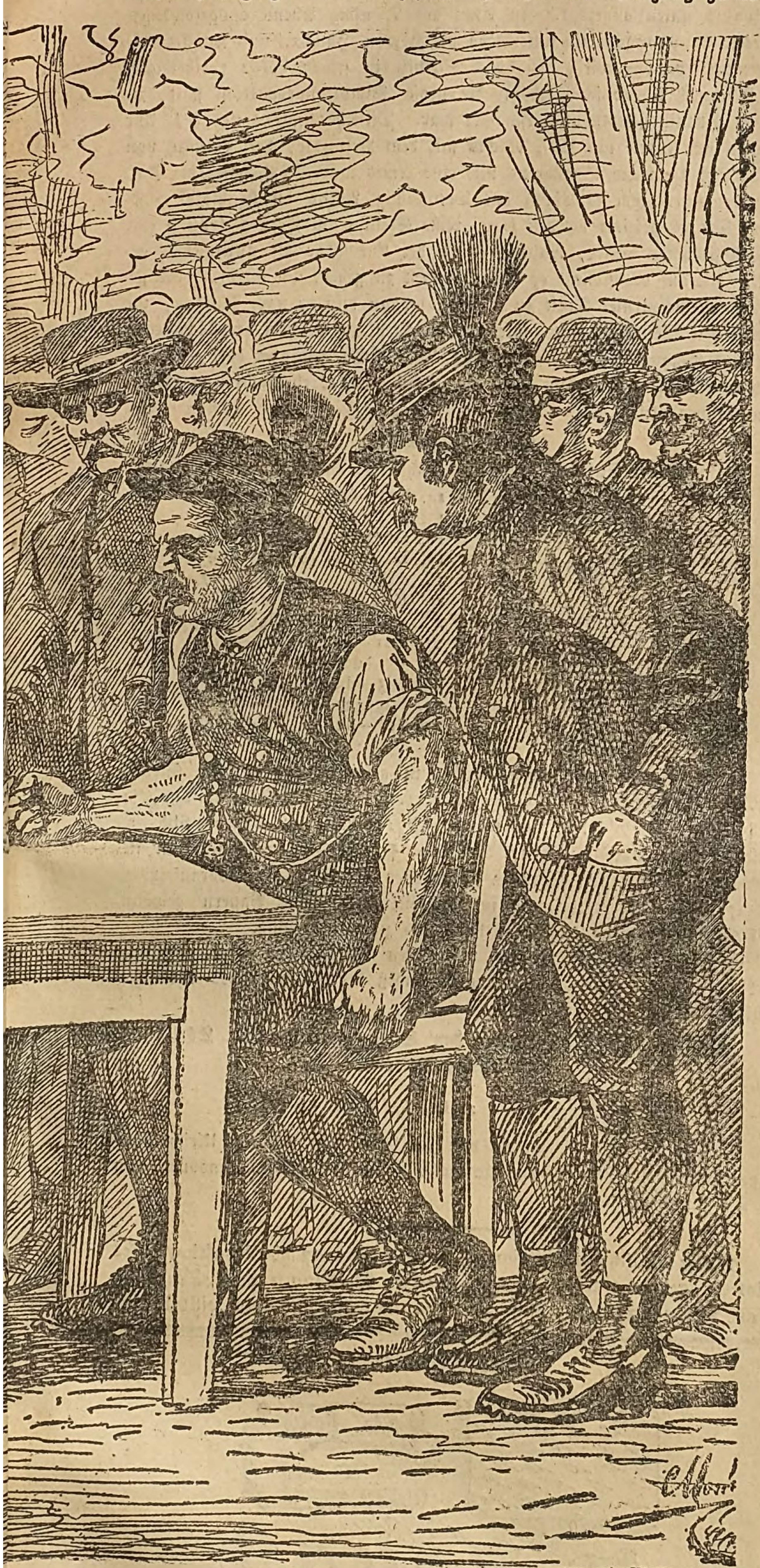
„Als Knabe beschäftigte ich mich öfters mit kleinen Versuchen. Warum fragen Sie darnach?"

„Wenn Sie mit dem Daumen über den Rand fahren, so werden Sie denselben so glatt finden, als hätte er kaum die Werkstätte verlassen."

„Was folgern Sie daraus?"

„Daß kein Pfuscher hier die Hand im Spiel gehabt hat; man

bemerkt nicht die geringste Spur einer gewaltsamen Oeffnung des Deckels. Je ungeübter der Mann, desto heftiger die angewendete Kraft — so lehrte mich stets die Erfahrung. Wer diesen Sarg aufmachte, ging dabei bedachtsam, ohne jede Ueberstürzung zu Werke.



...über den Wiener Athleten Stähr.

Der Verbrecher beseitigte die Bretter, mit welchen die Gruft bedeckt war, sprang hinab, nahm den Schraubenzieher und zog eine Schraube nach der anderen heraus; dann kletterte er wieder empor, legte sich auf den Boden, streckte die Hand so weit aus als nöthig, um den Sargdeckel zu fassen und . . ."

„Halten Sie ein!" schrie Arnold mit einer abwehrenden Bewegung, „Sie machen mich krank!" Ueberwältigt von Entsetzen, rannte er die Stiege hinab, indem er es Inspektor Holt überließ, den Sarg zu schließen und ihm nachzufolgen.

„Vermuthlich bleiben Sie nun hier im Hause?" fragte dieser, als er ins Speisezimmer kam, um nach seinem Hute zu suchen.

„Das hängt von Umständen ab," erwiderte Arnold. „Verzeihen Sie, Herr Inspektor, daß ich kopflos davonlief, allein ich fühle mich nicht so stark wie gewöhnlich, und Ihre Schilderung klang in der That . . ."

„Allzu naturgetreu, nicht wahr, Herr Derwent", fiel Holt gutmüthig ein. „Ich hoffe, Sie erholen sich bald — guten Abend für heute."

Sobald der Inspektor das „Krähennest" im Rücken hatte, rieb er sich vergnügt die Hände und wanderte rüstigen Schrittes dem „Lorbeerhofe" zu. Man geleitete ihn nach dem Wohnzimmer, wo Doktor Viret und Florence ihn erwarteten, da letztere, gegen des Doktors Wunsch, keiner Unterredung fern bleiben wollte, welche das Schicksal ihrer Eltern betraf.

Das Mädchen sah nach den Aufregungen der Gerichtsverhandlung blaß und abgespannt aus, doch erhellte sich ihr umflorter Blick, als sie Holt begrüßte, denn sein zuversichtliches Wesen flößte Florence noch immer Vertrauen ein, trotzdem seine erste Meinung sich als irrig herausgestellt hatte. War es ja auch der gerichtlichen Untersuchung nicht gelungen, einen Lichtstrahl in ihre von Zweifeln gepeinigte Seele zu werfen; Florence graute nach wie vor bei dem Gedanken, daß ihrer Mutter Leichnam durch schnöden Raub entweiht worden war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein interessanter Wettkampf.

Die Kreise der „Starken" befinden sich in begreiflicher Erregung; einer ihrer erlesensten Kämpen, den bisher Niemand zu besiegen im Stande war, hat in einer — allerdings in Wien wenig verbreiteten und geübten Spezialität der Athletik seinen Meister gefunden. Einer der Matadore der Wiener Kraftmenschen, Herr Franz Stähr, hat in einem „Preisrangeln" mit einem Tiroler, dem wackeren „Schulzmüllner" Josef Marcher aus Kirchdorf bei Sankt Johann, im buchstäblichen Sinne des Wortes „den Kürzeren gezogen"; er ist unterlegen und der wackere Tiroler hat den ausgesetzten Preis von 2000 fl. eingeheimst.

Man darf dem biederen „Schulzmüllner" nur auf unserem Bilde — dasselbe ist nach photographischen Aufnahmen gearbeitet und stellt beide Wettkämpfer portraitgetreu dar — schauen, um sofort zu ersehen, daß er einer der bestgerathenen Söhne des „Landl", wie die Tiroler ihre herrliche Heimath kosend nennen, ist. Ueber zwei Meter mißt der erst 32 Jahre alte Recke an Körpergröße, seine Armstärke beträgt 38 Centimeter, der Umfang seiner Schenkel gar 92 Centimeter — eine ganz anständige Damen-Taille.

Das „Hakelziehen" ist ein uralter Tiroler Kraftsport. Zwei Männer setzen sich an einen Tisch, haken die Mittelfinger ihrer Rechten ineinander und beginnen, ohne sich irgendwie aufzustützen, zu ziehen. Der Sieger muß hiebei seinen Gegner über den Tisch heranziehen können. Der Wettkampf zwischen Marcher und Stähr fand Donnerstag den 20. ds. in der Schuen'schen Maierei in Mauer statt. Drei Gänge wären ausgemacht; da aber Herr Stähr in den beiden ersten Gängen „gerangelt" wurde, entfiel der dritte Gang. Den ersten Gang erfocht Marcher leicht, der zweite wurde ihm etwas schwieriger, doch dauerte auch dieser Gang nicht lange. So blieb der Tiroler Sieger und sein Erfolg ist um so höher anzuschlagen, da es ein trefflicher und tüchtiger Gegner war, mit dem er es zu thun gehabt hatte.

Mehr als 500 Personen hatten diesem interessanten Wettkampfe beigewohnt.

Humoristisches.

(Druckfehler.) . . . der Graf hatte diese Vorurtheile schon mit der Buttermilch eingesogen . . . (Annoncen.) Ein guter, dauerhafter Biermagen wird möglichst noch vor den Feiertagen zu erwerben gesucht. — Für das bevorstehende Sommerhalbjahr bringe ich den Herren Landwirthen und Gärtnern meine erprobten Nasenmähmaschinen in Erinnerung.

(Loyalität.) „Der Sonderzug eines Fürsten hat eine Stunde auf sich warten lassen. Der Fürst spricht den am Bahnhof versammelten Spitzen der Stadt sein Bedauern darüber aus, daß er so spät gekommen."

Bürgermeister: „O, Durchlaucht können nie spät genug kommen."

(Schlechte Zeiten.) „Wie geht das Geschäft, Herr Baumeister?"

„Miserabel! Und noch dazu muß man jetzt besseres Material verwenden weil man die Häuser oft ein paar Jahre lang nicht anbringt!"

(Seine Auffassung.) Baron: „Höre mal, Johann, ich bin manchmal sehr grob, aber ich werde schon wieder gut. Du kannst doch etwas vertragen?"

„Johann: „O, ja, so Stücker 12 Flaschen!"

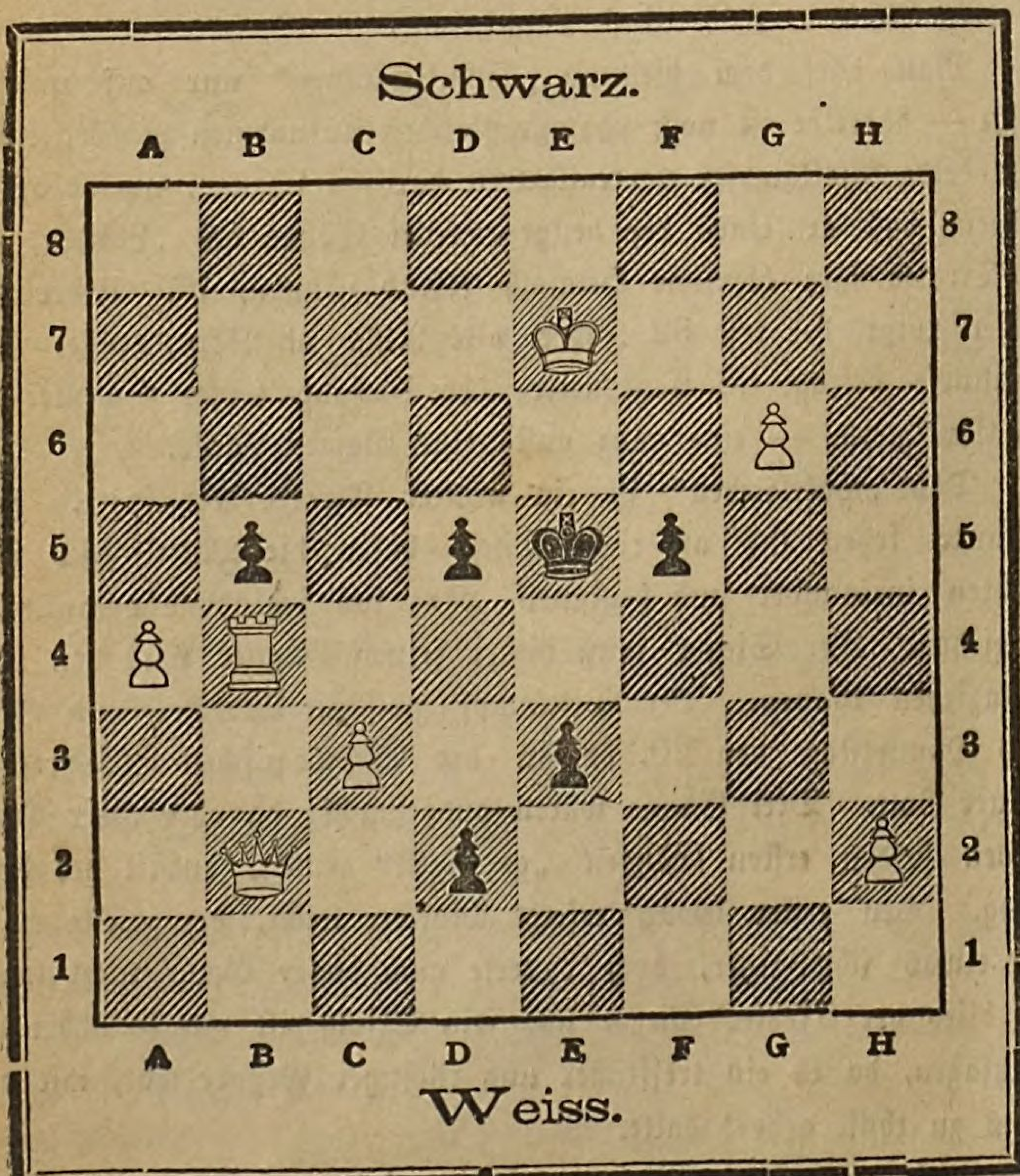
Homonyme.

Ein Schild wird Dir in Kürze künden,
Was Alles Du in mir kannst finden
Und haben, freilich nur um Geld,
Umsonst ist nichts in dieser Welt!
Ich kann Dir auch insoferne nützen,
Indem ich werd' die Fenster schützen.
Es muß mit mir sich mancher plagen,
Wenn Fracht erhalten soll ein Wagen;
Doch ruf' ich auch der Gäste Zahl,
Vielleicht auch Dich, zum Freudenmahl.

Schachzeitung № 219.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von A. Corrias in Neapel.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Steinitz in Augsburg.

Am Sonntag den 9. August c 8½ Abends traf der Altmeister Steinitz von Nürnberg kommend in Augsburg ein, woselbst er bis Freitag früh verweilte. Am Montag Abend spielte er im Klublokal (Café Augusta) eine Berathungspartie gegen die Herren Häusler und Bachmann, die remis blieb; dieselbe ist unten angefügt. In einer am Dienstag Abend ausgefochtenen weiteren Berathungspartie unterlagen die Herren Häusler und Kunstmann, welche ein Evansgambit gaben, das Steinitz in seiner Weise vertheidigte. Am Mittwoch Abend fand sodann die große Simultanproduktion statt, zu welcher Steinitz hauptsächlich engagirt war. Dieselbe begann um 8½ Uhr Abends und endete um 12½ Nachts mit dem Resultate, daß Steinitz von 20 Partien 19 gewann, während nur eine remis wurde. Nachdem der Gast noch mit einem ihm zu Ehren am Donnerstag Abend im Klublokal gegebenen Souper gefeiert worden war, reiste Steinitz am Freitag früh 9 Uhr nach Wörishofen weiter, woselbst er sich der Kneippkur zu unterziehen gedenkt. Hierauf beabsichtigt er nach Budapest zu gehen, um an dem dort geplanten Meisterturnier Theil zu nehmen, sodann reist er nach Moskau, um daselbst den Wettkampf mit Lasker auszufechten, zu welchem der Cigarettenfabrikant Kostanjobler die Summe von 4000 Rubel gespendet hat. — Pillsbury ist von Nürnberg nach Karlsbad gereist, wo er ebenfalls eine größere Simultanproduktion gibt.

Kieseritzkygambit.

	Weiß: Steinitz	Schwarz: Bachmann und Häusler
1.	e2—e4	e7—e5
2.	f2—f4	e5×f4
3.	Sg1—f3	g7—g5
4.	h2-h4	g5—g4
5.	Sf3—e5	Sg8—f6
6.	Lf1—c4	d7—d5
7.	e4×d5	Lf8—d6
8.	d2—d4	Sf6—h5
9.	Sb1—c3	f7-f6
10.	Se5×g4	Sh5—g3
11.	Dd1—f3	h7—h5
12.	Sg4—f2 (a)	Sg3×h1
13.	Sf2×h1	Lc8—g4
14.	Df3—f2	f6—f5
15.	Lc1×f4	Ld6×f4
16.	Df2×f4	Dd8—d6
17.	Df4-e5 + (b)	Dd6×e5
18.	d4×e5	Sb8—d7
19.	Ke1—f1	a7—a6
20.	a2—a4	Ke8-e7
21.	Ta1—e1	Ta8—f8
22.	d5—d6 +	c7×d6
23.	Sc3—d5 +	Ke7—e8
24.	Sd5—c7 +	Ke8—e7
25.	Sc7—d5 +	Ke7—e8

Remis.

a) In einer anderen gegen Bachmann gespielten Partie fuhr Steinitz hier, wie folgt, fort: 12. Lc1×f4, Sg3×h1 13. Sg4—e3, Ld6×f4; 14. Df2×f4, Dd8—d6 15. Df4×d6, c7×d6 16. Sc3—b5; es hätte nun Schwarz Sb8—a6 spielen sollen, worauf nach 17. Sb5×d6 +, Ke8—f8 zum Gewinn für Schwarz geführt hätte. Schwarz spielte aber 16. Ke8—d7, worauf Weiß mit 17. Se3—f5 fortfuhr und im Endspiel durch seine Bauern gewann, weil der Springer h1 abgesperrt blieb und zu Verlust ging.

b) Dieser Zug, der zu zwei vereinigten Mittelbauern führt, sieht sehr stark aus. Die beiden Bauern kommen indeß bei der Nähe des schwarzen Königs nicht zur Geltung.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 214 von Frankenstein.

1. Th5—g5 / Beliebig   2. D., T., S., S. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger und Zach. Inhofer von Karthaus-Prüll und aus Regensburg von B. H.—, und R. Weiß.

Notiz: Zuschriften, Lösungen rc. rc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. **Spielabende: Mittwoch und Samstag Cafe Prinzengarten.** Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen

Bilderräthsel.



Auflösung der Homonyme in Nr. 88:

Trauen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 92. Freitag den 4. September. 1896

27 (Nachdruck verboten.)

Eine dunkle That.

Kriminal-Roman von Thomas Cobb.

Nachdem Joseph die Thür geschlossen hatte, setzte sich Owen müde an den Tisch, und stützte den Kopf auf. „Ich bedarf Ihrer Dienste nicht länger," begann er, „ich werde Ihnen einen vollen Monatslohn, von heute an gerechnet, auszahlen, außerdem eine Summe für Ihren Unterhalt, wünsche jedoch, daß Sie Ihren Koffer packen und mein Haus sofort verlassen."

Joseph erwiderte kein Wort, sondern blickte mit verschlagenem Ausdruck vor sich hin, während Owen das Geld aus verschiedenen Taschen hervorsuchte und zusammenzählte. „Ich denke, so wird die Rechnung stimmen — wünschen Sie ein Zeugniß für Ihr Verhalten?"

Joseph schritt zum Tische und strich das Geld mit der rechten Hand in die bereitgehaltene linke. „Wie wär's, Herr, wenn wir ein wenig über Ihr Verhalten sprächen?" sagte er mit Ruhe.

Owen sah ihn erstaunt an. „Sind Sie betrunken?" fragte er scharf.

„O nein, durchaus nicht," lautete die Antwort, „ich bin vollkommen nüchtern, aber ich habe nicht umsonst diese vielen Wochen in Ihrem Hause gelebt — ich hielt die Augen offen und den Mund zu. Was hätten Sie gesagt, wenn ich bei der Gerichtsverhandlung als Zeuge vorgetreten wäre? Ein wenig verdutzt dreingeschaut, nicht wahr? Noch ist's nicht zu spät! Die tausend Pfund Belohnung hat bisher noch Niemand eingestrichen; ich hoffe sie in kürzester Zeit von einem oder dem anderen ausbezahlt zu erhalten."

Wiewohl Bodger diese Rede mit möglichster Frechheit vom Stapel ließ, war er doch äußerst gespannt auf die Wirkung, welche sie bei Owen hervorbringen würde. Der auffällige Wechsel in dessen Haltung und Aussehen überstieg seine kühnsten Erwartungen — der Schlag hatte offenbar getroffen. Fairford warf den Kopf heftig zurück, die auf dem Tische ruhende Hand zitterte, sein Gesicht war geisterhaft bleich bis auf die dunkeln Ringe unter den Augen. „Ich verstehe Sie nicht, Saunders," sagte er dumpf.

„Sie werden mich verstehen, Herr, bevor wir miteinander fertig sind."

„Sie erwähnten die Gerichtsverhandlung vom verflossenen Freitag — wollten Sie mir andeuten, daß Sie Enthüllungen über Herrn Derwents Ermordung beibringen können? Ist das der Fall, warum besprechen Sie diese Angelegenheit mit mir?"

Eins stand für Joseph fest — wäre Owen nicht in die Sache verwickelt gewesen, so hätte er ihn sofort zur Thüre hinausgeworfen — die einfache Thatsache, daß er Bodger geduldig anhörte, bewies seinen Zusammenhang mit dem Verbrechen.

„Erstens", begann Joseph mit possenhafter Förmlichkeit, „kann ich Enthüllungen über den an Herrn Derwent verübten Mord machen; zweitens komme ich damit zu Ihnen, weil Sie das, was ich weiß, nicht hoch genug bezahlen können, drittens, sind Sie der Erste, dem ich mein Angebot mache."

Owen verrieth deutliche Zeichen von Ungeduld. „Kommen Sie zur Sache!" sprach er hastig.

„Ich bin eben dabei! Haben Sie keine Sorge! Zuerst und vor allem: Wer ist die schwarzgekleidete Frau, die in Ihrem Hause wohnt und während der Nacht durch das Dorf streift?"

„Ich werde Ihre kecken Fragen nicht beantworten. Sie behaupten, gewisse wichtige Kenntnisse zu besitzen — worin bestehen diese?"

„Ich bin der geheimnißvollen Frau, ebenso wie Ihnen, mehr als einmal gefolgt," antwortete Joseph, „auch sah ich, daß Sie verschiedene Gegenstände in der Küche verbrannten."

„Sie waren also nichts anderes, als ein Spion in meinem Hause!"

„Das war ich, doch nicht allein bei Ihnen," gab Joseph frech zurück. „Nette Dinge, die man überall beobachten konnte! Die Hauptsache ist: jenes Weib, wenn es überhaupt ein weibliches Wesen ist, wohnt hier im Hause und kennt Herrn Derwents Mörder." Bodger bemerkte, wie Owen zusammenzuckte: er beeilte sich daher, seinen Vortheil auszunützen. „Die Frau kennt ihn und Sie, Herr Fairford, auch — leugnen Sie es nicht, Sie wissen, wer Herrn Derwent umgebracht hat. Wir wollen nun auf den Kern der Sache kommen. Sie waren bisher ängstlich bemüht, die Geschichte im Dunkel zu erhalten; wenn Sie Ihr Geheimniß auch ferner bewahren wollen, so gibt es nur den einen Weg, mit mir vernünftig zu unterhandeln."

„Erklären Sie sich deutlicher," erwiderte Owen finster.

„Sobald ich rede, befördert Holt die bewußte Frau in kürzester Zeit an's Tageslicht. Nicht, daß ich ein besonderes Bedürfniß fühlte, mit Holt zu verkehren, doch müßte ich unter allen Umständen auf meinen Vortheil bedacht sein."

„Ich fange an, Sie zu verstehen," versetzte Owen. „Bei Ihrem fortwährenden Spioniren sind Dinge zu Ihrer Kenntniß gekommen, von denen Sie glauben, daß ich sie zu verbergen trachte".

„Ganz richtig, Herr."

„Sie bieten mir Ihr Schweigen unter gewissen Bedingungen an."

„Ueber die wir uns schon einigen werden," ergänzte Joseph, dem alles Uebrige ein Kinderspiel dünkte.

„Sollte ich mich weigern, auf Ihre Bedingungen einzugehen, dann drohen Sie mir, Ihre Enthüllungen der Polizei mitzutheilen."

„Man würde jedenfalls nicht viel Zeit verlieren, daraus Nutzen zu ziehen."

„Möglich; doch eines haben Sie vergessen — Sie sagten mir nicht, worin Ihre werthvolle Entdeckung besteht, sprechen Sie von einer Frau . . ."

„Welche in diesem selbigen Hause wohnt; was nur Ihnen, Frau Cawdrey und mir — ja mir — bekannt ist; eine seltsame

Persönlichkeit, die den ganzen Tag unsichtbar bleibt und nur des Nachts ausgeht."

„Das haben Sie mir bereits erzählt, auch daß sie die näheren Umstände von Derwents Ermordung kennen soll. Bleiben wir bei der Sache. In welcher Weise gelangte die bewußte Frau zu dieser Kenntniß?"

Bodger überlegte einige Augenblicke, er war nahe daran, den entscheidenden Schlag zu führen. Den trockenen Lippen befeuchtend, sah er Owen scheu aus den Augenwinkeln an. „Sie folgte Herrn Derwent in der verhängnißvollen Nacht vom vierten März auf dem Fuße," sagte er endlich. „Sie beobachtete seine Schritte, und war keine hundert Ellen von ihm entfernt."

„Woher wissen Sie das?" fragte Owen. Er war vollkommen ruhig, doch das Zittern der Stimme, sein erhitztes Gesicht, die von Aufregung leuchtenden Augen verriethen Joseph den Sturm, der in ihm tobte.

„Das Woher geht Sie nichts an," antwortete Bodger kühn, „meine Angaben beruhen auf voller Wahrheit, und können nicht bestritten werden. Sie, Herr Fairford, streben nur Eines an: ein friedliches, ungestörtes Leben, und das erreichen Sie durch kein anderes Mittel, als wenn Sie meine Bedingungen annehmen."

„Das mag alles ganz richtig sein," entgegnete Owen, „allein Inspektor Holt wird Ihrer Aussage so wenig Glauben schenken, wie ich. Sie stellen eine Behauptung auf, ohne dieselbe zu beweisen. Gesetzt, Sie sprächen die Wahrheit und ich wäre geneigt, Ihr Schweigen zu erkaufen — wer bürgt mir dafür, daß Sie nicht auf Betrug oder gemeine Gelderpressung ausgehen?"

Zum erstenmal zögerte Joseph. Wenn Owen nicht Willens gewesen wäre, mit ihm zu unterhandeln, hätte er sich nicht herabgelassen, die Sache des Näheren zu besprechen. Daß er vorsichtig zu Werke ging, war nicht zu verwundern. Aber, wie sollte Joseph, ohne seine eigene Schuld zu gestehen, die Sache auf eine Weise erklären, welche Fairford genügte? Der ganze Schlachtplan gründete sich auf die Annahme, daß Owen sein Geheimniß um jeden Preis auch ferner vor den Augen der Welt zu verbergen wünschte. Darin allein lag auch Josephs Sicherheit. „Ich will es Ihnen aufrichtig sagen," sprach er entschlossen, „ich selbst sah die bewußte Frau."

„Dann sahen Sie Herrn Derwent ebenfalls?"

„Jawohl, Beide."

„Wo?"

„Auf der Straße, dort . . ." Joseph deutete mit dem Kopfe nach der Richtung des Fensters.

„Jedenfalls seltsam, daß Sie als Fremder damals zu so später Stunde im Dorfe herumstreichen — es war, wenn ich nicht irre, ein Uhr vorbei."

„Oho, wie gut Sie über die Zeit unterrichtet sind!" gab Bodger schlagfertig zurück.

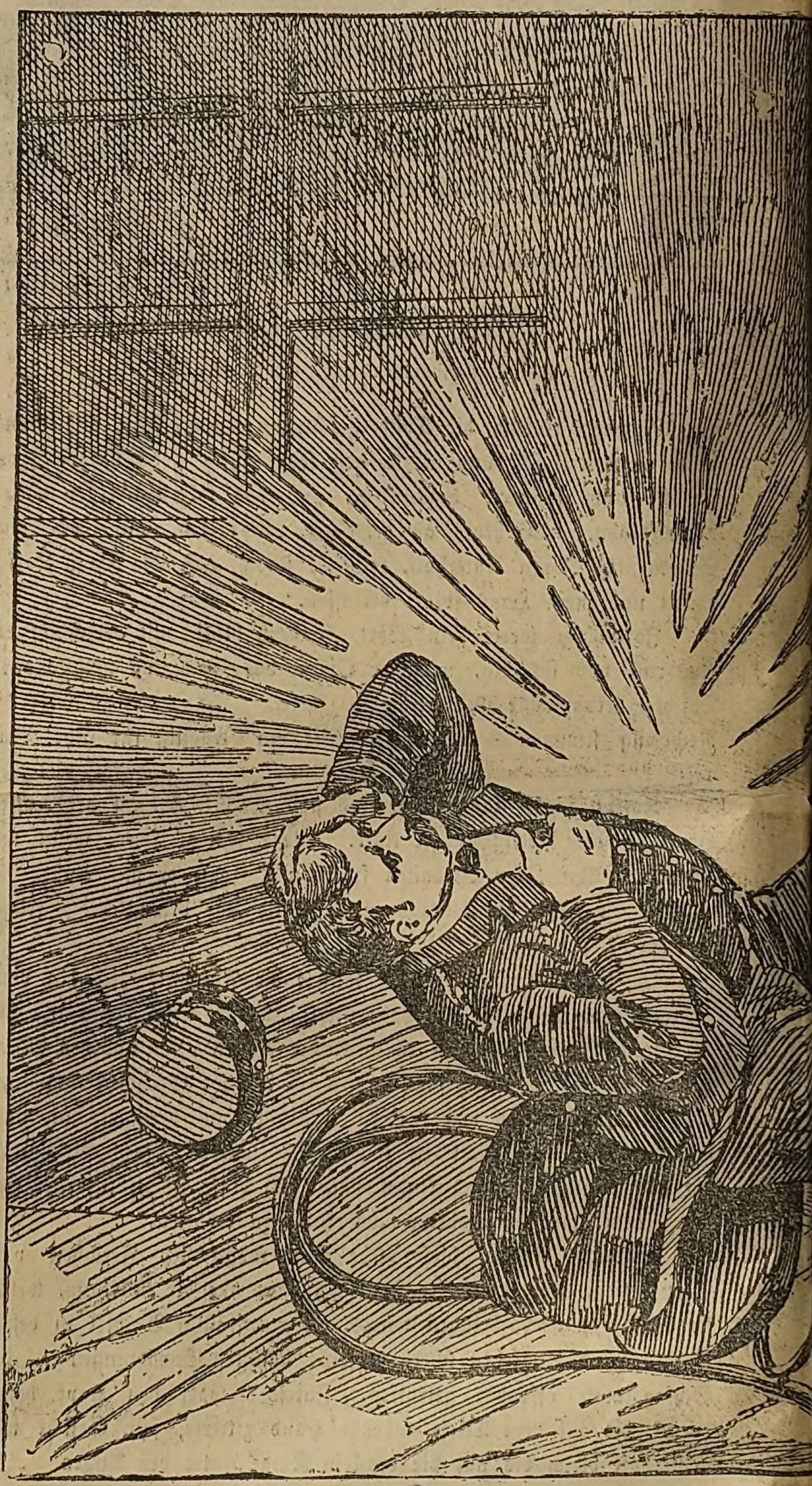
Von dem Augenblicke an, als Derwent seine Tochter um elf Uhr gute Nacht gesagt hatte, wußte man nichts mehr von ihm. Joseph war der Einzige, welcher bezeugen konnte, daß der Ermordete um ein Uhr auf der Straße gewesen war, und nicht etwa erst gegen Morgen das Haus verlassen hatte.

Fairford war aufgesprungen und schritt erregt im Zimmer hin und her. „Also," begann er, vor Bodger stehen bleibend, „Sie waren zufällig um ein Uhr auf der Dorfstraße und begegneten Herrn Derwent?"

„Ich sah ihn und die Frau, die hinter ihm drein ging; sie war schwarz gekleidet, fast so groß wie Sie, dicht verschleiert und schaute gerade vor sich hin. Nun dächte ich aber, Herr, wir hätten genug geplaudert — wie wär's, wenn wir unsere Geschicht zum Abschluß brächten?"

„Ich gebe zu, Saunders, Sie besitzen Kenntniß von Dingen, die, wenn sie jetzt in die Oeffentlichkeit drängen, mir viel Sorge und Unannehmlichkeiten bereiten könnten. Auch ich kann Sie auf mein Ehrenwort versichern, daß gar nichts für Sie herauskommen würde, wenn Sie auf der Stelle Holt Ihre Enthüllungen machten; doch will ich nicht leugnen, daß es mir lieber wäre, wenn Holt vorläufig nichts davon erführe."

„Das glaube ich Ihnen gern."



Beim Telegraphi

„Von Ihnen verlange ich, daß Sie Rookfield so rasch als möglich verlassen. Ich will kein weiteres Wort über Ihre Aufführung verlieren. Sie kennen meine Wünsche. Packen Sie jetzt Ihre Sachen?"

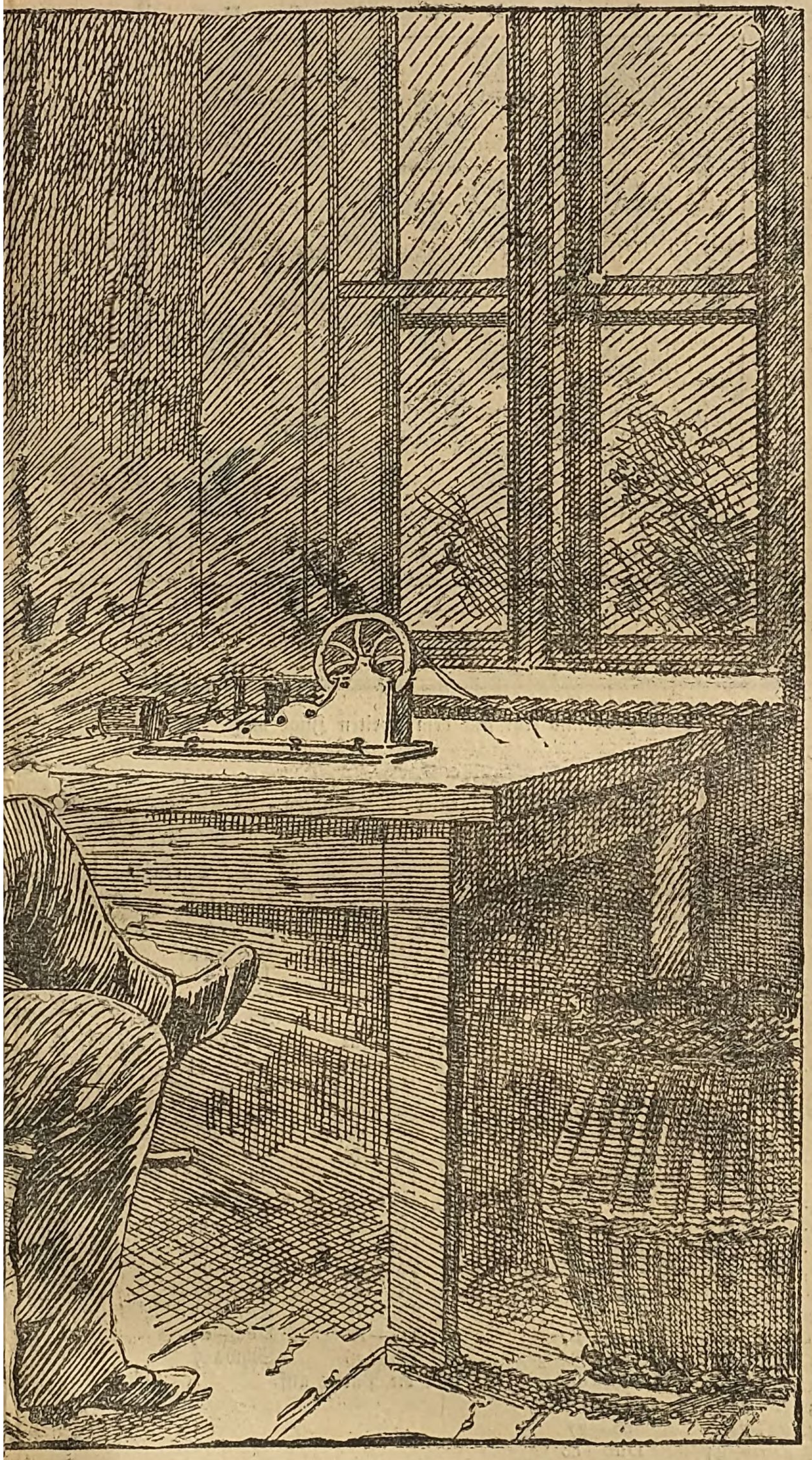
„Sobald Sie auch meinen Wunsch erfüllen", antwortete Joseph tückisch, „und mir die Kleinigkeit von tausend Pfund freundlichst auszahlen. Geben Sie mir das Geld, und ich fliege davon, wie ein Vogel."

„Um zurückzukehren und mehr zu holen, wenn die erste Summe verpraßt ist."

„Damit hat's gute Wege," meinte Joseph, „zahlen Sie mir das Geld, und ich bin stumm wie ein Fisch."

„Glauben Sie etwa, ich hätte tausend Pfund hier im Hause bereit?“ warf Owen ein.

„Das nicht,“ gab Bodger zur Antwort. „Sie haben mich ja schon öfters nach Wisborough auf die Bank geschickt und brauchen mir nur eine Anweisung zu geben, mit der Ermächtigung, sie in Geld umzusetzen.“



n Blitze erschlagen.

Owen stand dicht neben Joseph und blickte nachdenklich in dessen verschmitztes Gesicht. Er schien einen plötzlichen Entschluß zu fassen. „Sie müssen sich einige Minuten gedulden,“ sagte er. „Setzen Sie sich und warten Sie auf mich!“ Hierauf öffnete Fairford die Thür und verließ rasch das Zimmer.

23. Kapitel.

Owen Fairford gewinnt das Spiel.

Sobald Joseph allein war, konnte er seine freudige Bewegung nicht länger bemeistern. Er reckte die Arme empor und wiegte sich im Tanzschritte auf dem Teppiche hin und her.

Freilich wäre ihm das baare Geld lieber gewesen, doch war er von früheren Gelegenheiten her den Beamten und Schreibern der Bank von Wisborough wohl bekannt. Als der Zeiger der Uhr auf dem Kaminsimse stetig vorrückte, erfaßte ihn Ungeduld und Besorgniß — es ging auf fünf Uhr, war also bereits zu spät, um die Anweisung heute noch zu Gelde zu machen.

Ach! Endlich Schritte in der Hausflur! Der glückliche Augenblick nahte, da Bodger den Lohn für so viel Beharrlichkeit einheimsen sollte. Die Thür ging auf, Owen Fairford trat ein, doch zu Josephs unermeßlichen Erstaunen mit ihm der Wachtmeister Cadmann und ein Polizeidiener, der an der Schwelle stehen blieb. Cadman war ein großer, starker Mann in mittleren Jahren, mit blühendem, rothem Gesicht und dichtem, schwarzem Schnurr- und Backenbarte. Da der Nachmittag sehr heiß war, und Owen zur Eile gedrängt hatte, um Joseph nicht lange warten zu lassen, standen die Spuren des beschleunigten Ganges auf des Wachtmeisters breiter Stirn; er zog ein großes, rothes Taschentuch hervor und wischte sich mit der einen Hand die dicken Schweißtropfen ab, während die andere den Czako hielt. Nie im Leben war Bodger derart überrascht worden wie heute, nicht einmal in jener denkwürdigen Nacht, als er durch das Hinterfenster einer abgelegenen Villa in St. Johns Wood einstieg und dort Inspektor Holt, der damals noch nicht Inspektor war, seiner harrend fand.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Opfer der jüngsten Unwetter.

Nebenstehende Illustration vergegenwärtigt den Augenblick der Katastrophe eines gewiß seltenen Unglücksfalles. Der Stationschef der Staatsbahn in Sola, Bezirk Saybusch in Galizien, Michael Dzikowski, wurde während eines der letzten Unwetter, welche die dortigen Gegenden verwüsteten, von einem Blitzstrahle getroffen und niedergestreckt, als er während des Sturmes und Gewitters beim Telegraphen-Apparate beschäftigt war. Der Blitzstrahl fuhr an einer in der Nähe des Hauses stehenden Telegraphensäule herab und tödtete den Stationchef. Dzikowski war als sehr pflichteifriger Beamter bekannt und im Orte sehr beliebt gewesen. Sein jäher und auf so schreckliche Weise durch eine Elementargewalt erfolgter Tod rief deshalb allgemeines Entsetzen wach und das Sensations-Ereigniß läßt die Bevölkerung von Sola noch immer nicht zur Ruhe kommen. Man erörterte in lebhafter Weise, daß der getödtete Stationschef Dzikowski vielleicht durch eigene Unvorsichtigkeit ein Opfer seines Berufes geworden ist. Es besteht eine Vorschrift, daß bei Gewittern der elektrische Strom isolirt werden und der Telegraphen-Apparat überhaupt nicht in Action gesetzt werden soll. Vermuthlich hat der Stationsvorstand die Gefährlichkeit seiner Manipulation entweder nicht bedacht, oder unterschätzt und fand durch diese Unterlassung sein Ende.

Humoristisches.

(Durch die Blume.) Erster Freund: „Ich muß mich noch entschuldigen, daß ich Dir nicht zur Vermählung gratulirt habe.“

Zweiter (düster): „Du hast recht gehabt.“

(Darum.) „Ach, diese Frühjahrstoilette der Frau Direktor! Ganz Duft!“

„Ja, wegen ihrer duftigen Toiletten ist auch ihr Mann verduftet.“

(Unteroffizier) (zum Rekruten): „Was sind Sie draußen?“

Rekrut: „Brenner!“

Unteroffizier: „Branntwein- oder Durchbrenner?“

(In der Physikstunde.) Lehrer (bei einem Experiment in der Optik): „Was geschieht, wenn ein Licht in einem Winkel von 45 Grad auf einem Wasserspiegel fällt?“

Schüler: „Es geht aus!“

(Abgetrumpft.) „Du sollst Dir Deine Ohren beschneiden lassen, Brian," sagte ein „witziger" Tourist zu einem irischen Bauer, indem er ihn am Ohrenläppchen zupfte, „sie sind zu groß für einen Menschen."

„Das Donnerwetter," war die Antwort, „ich dachte gerade, Ihre sollten verlängert werden; sie sind sicher zu klein für einen Esel."

(Verschnappt.) Richter: „Würden Sie den Rock wieder erkennen, den Ihnen der Angeklagte gestohlen hat?"

Zeuge: „Ganz gewiß!"

Angeklagter: „Da sehen Sie, meine Herren, daß Sie dem Zeugen nichts glauben können; den Rock hab' ich ja auf dem Leib!"

(Im Heirathsbureau.) Mutter: „Meine Tochter spielt auch perfekt Klavier."

Heiratsvermittler: „Schadet nichts; wird sich schon noch ein Schwerhöriger finden."

(Unerwartete Wendung.) Sie: „Du glaubst also an nichts?"

Er: „Ich glaube nur das, was ich verstehe."

Sie: „Nun, das kommt auf dasselbe hinaus."

(Kleines Mißverständniß.) Hausfrau: „Köchin, nächsten Sonntag haben wir unsern Hausball! Ich bin neugierig, was Sie leisten können!"

Köchin: „O, ich tanze alles, gnädige Frau, — nur Lancier kann ich nicht!"

(Eine Ungläubige.) Professor (zu seiner Frau): „Weißt Du auch, Amalie, daß ein Eisenbahnzug von der Erde bis zur Sonne 220 Jahre lang zu fahren hätte?"

Frau des Professors: „Ach — machst Du auch schon schlechte Witze über die Sekundärbahnen?"

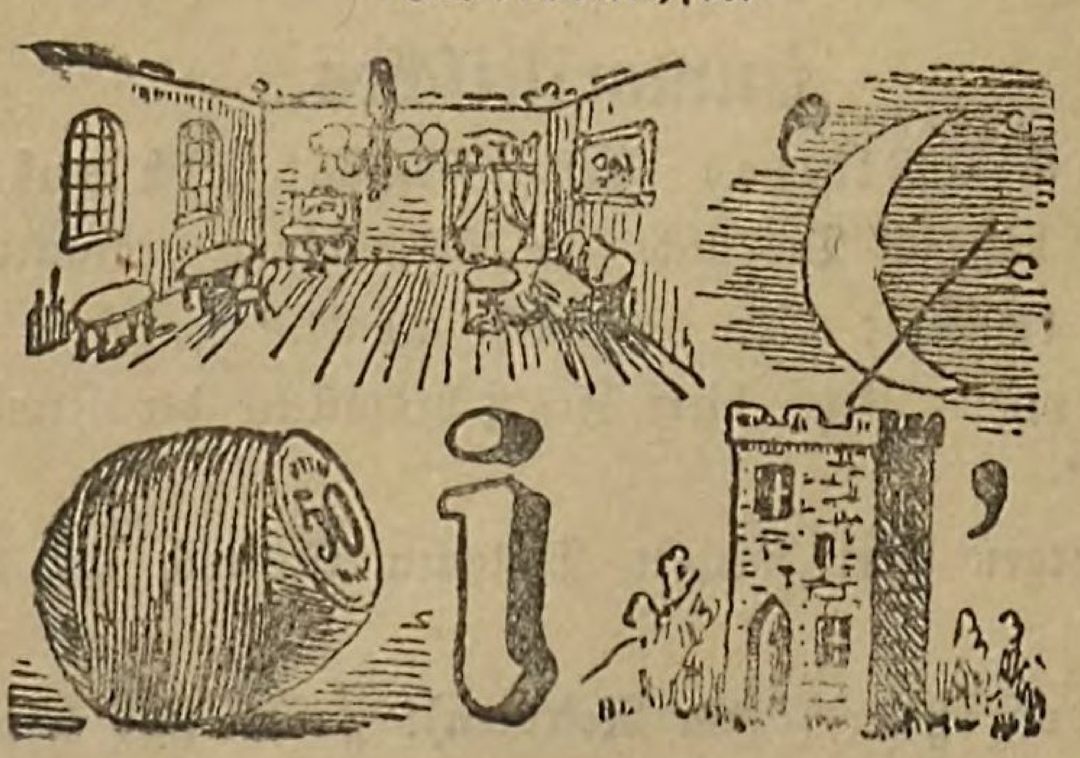
(Leider nicht.) Soldat: „Das ganze Militärleben habe ich satt, es ist nicht zum Aushalten."

Köchin: „Kannst Du nicht kündigen?"

Homonyme.

Ein vierfach Sinn, den hier Du findest,
Belohnt die Müh' des Denkens Dir:
Ein Blumenbüschl, den Du bindest,
Zum Wohlgeruch, zu schöner Zier.
Ein Musikus, gar oft genannt,
Als Walzer-Componist bekannt.
Ein Streit, den Mancher muß bestehen,
Wo wenig Blut jedoch zu sehen.
Ein Vogel, der sehr ferne lebt
Und nie auf seinen Flügeln schwebt

Bilderräthsel.



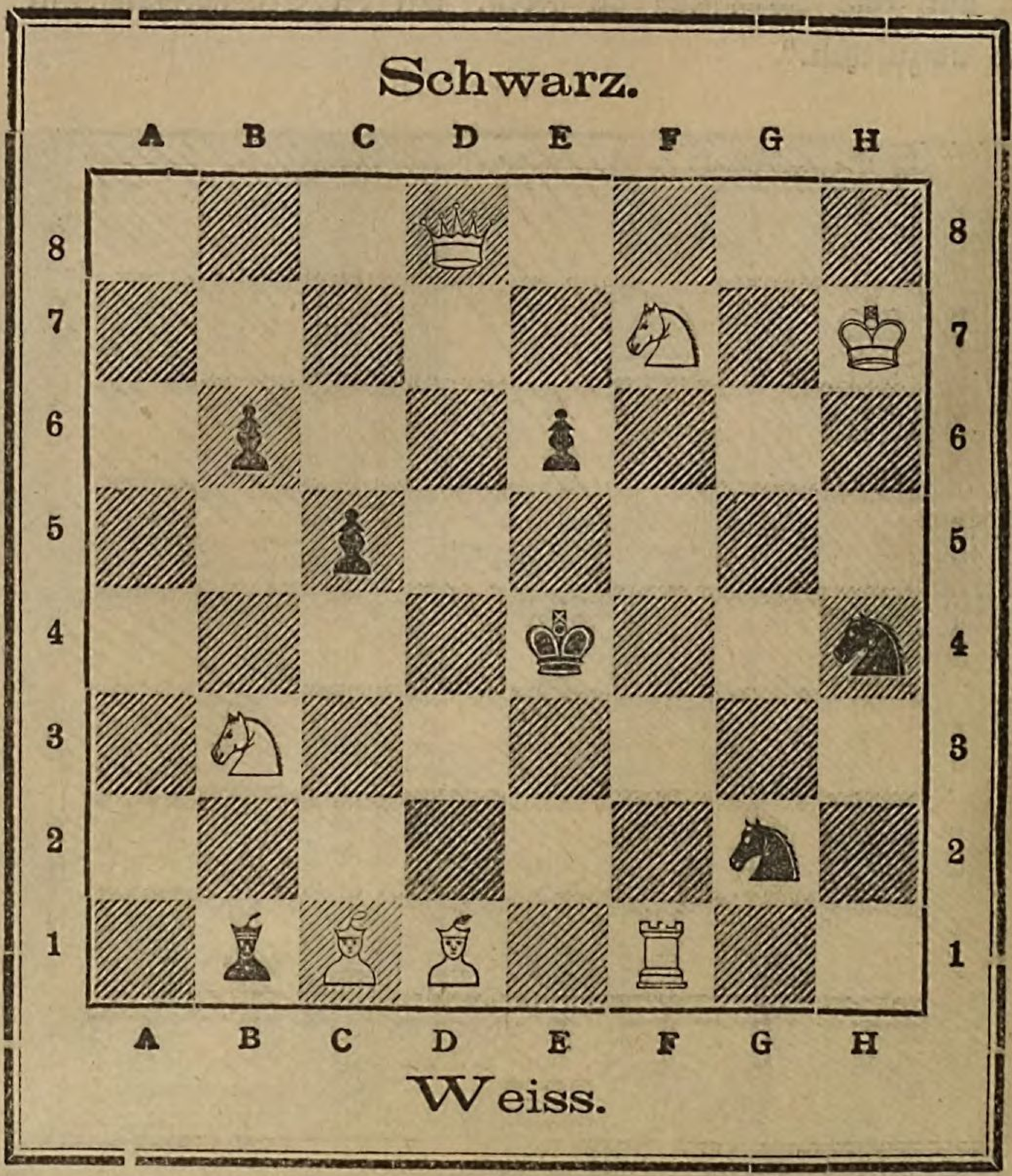
Auflösung der Homonyme in Nr. 91:]

Mark.

Schachzeitung № 220.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von H. Wood in London.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Italienische Partie.

gespielt im Meisterturnier in Nürnberg.

Weiß Blackburne	Schwarz Dr. Tarasch	Weiß Blackburne	Schwarz Dr. Tarrasch
1. e2—a4	e7—e5	26. Dg4—g3	Sg7—h5
2. Sg1—f3	Sb8—c6	27. Dg3—f3	Sh5—f6
3. Lf1—c4	Lf8—c5	28. d3—d4	Dc8—g4
4. c2—c3	Sg8—f6	29. Df3—d3	Ta8—d8
5. d2—d3	d7—d6	30. e4—e5	d6×e5
6. Sb1—d2	o—o	31. f4×e5	Sf6—d7
7. b2—b4	Lc5—b6	32. Tc2—e2	c7—c6
8. a2—a4	a7—a6	33. Te2—e4	Dg4—g5
9. Lc4—b3	Lc8—e6	34. Dd3—h3	f7—f5
10. o—o	Le6×b3	35. Sh4—f3	Dg5—e7
11. Dd1×b3	Lb6—a7	36. Te4—h4	Tf8—h8
12. Ta1—a2	Sc6—e7	37. Sg2—f4	Kh7—g7
13. Sd2—c4	Se7—g6	38. Tf1—g1	Sd7—f8
14. Db3—d1	Tf8—e8	39. Dh3×f5	De7—f7
15. Lc1—g5	h7—h6	40. Sf4—h5 +	Kg7—g8
16. Lg5×f6	Dd8×f6	41. Sh5—f6 +	Kg8—g7
17. Sc4—e3	Sg6—f4	42. Th4—f4	Th8—h7
18. g2—g3	Sf4—e6	43. Df5—e4	Df7—e6
19. Sf3—h4	g7—g6	44. Sf6×h7	Kg7×h7
20. Kg1—h1	Kg8—h7	45. Tf4—f6	De6—d5
21. Se3—g2	Te8—f8	46. Tf6×g6	Schwarz gibt die Partie auf.
22. Ta2—c2	Df6—d8		
23. f2—f4	e5×f4		
24. g3×f4	Se6—g7		
25. Dd1—g4	Dd8—c8		

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 215 von Dr. Galitzky.

1. Le7—a3 / Beliebig   2. D., L.‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger und Zach. Inhofer von Karthaus-Prüll und aus Regensburg von B. H.—, Gustav Schmidt (auch zu Nr. 214) und R. Weiß.

Notiz: Zuschriften, Lösungen rc. rc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. **Spielabende: Mittwoch und Samstag Cafe Prinzengarten.** Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 94. Freitag den 11. September. 1896

29 (Nachdruck verboten.)

Eine dunkle That.

Kriminal-Roman von Thomas Cobb.

„Jawohl, am Morgen des fünften März gegen ein Uhr. Wir bekommen dadurch doch einige nähere Auskunft: Herr Derwent ging nach dem Kirchhofe und unmittelbar hinter ihm eine schwarz gekleidete Frau, die, wie ich bestimmt weiß, in der „Waldaussicht“ wohnte. Da außer Ihnen, Herr Doktor, allem Anscheine nach kein Mensch die Schwelle jenes Hauses überschritten hat und Sie erst in der vorletzten Nacht dort waren, so werden Sie einsehen, von wie unberechenbarem Werthe jede Mittheilung hierüber für unsere Angelegenheit ist.“

So hatte Arnold wirklich recht! Owen lebte nicht allein — seit Florence ihn kannte, bewahrte er das tiefste Geheimniß über diese Frau. Nun das so lange Verborgene an's Tageslicht kam, fragte sie nicht, in welcher Beziehung dieselbe zu ihres Vaters Ermordung stand, sondern nur, welche Bande Owen an sie knüpften, ob sie sein Weib war oder nicht.

„Hieraus folgt noch immer nicht, daß jene zum Ueberdrusse besprochene Frau Herrn Derwent gesehen haben muß,“ murrte Doktor Viret, der offenbar jede weitere Aussprache zu vermeiden wünschte.

„Darüber dürfen wir nicht voreilig entscheiden,“ gab Holt mit Bestimmtheit zurück. „Mein Gewährsmann behauptet, sie hätte ihn gesehen — er heißt Bodger, ein alter Bekannter von mir — er las die Anzeige von der ausgeschriebenen Belohnung, es gelang ihm, den Wohnort der geheimnißvollen Frau zu erspähen, worauf er sich, um deren Spur weiter zu verfolgen, bei Herrn Fairford als Diener verdingte.“

„So war Fairfords Diener der Dieb?“ rief Florence.

„Ganz richtig — gestern machte er einen Erpressungsversuch bei Fairford, wurde aber auf Anregung des letzteren durch Wachtmeister Cadman verhaftet.“

„Würde Fairford so gehandelt haben, wenn er etwas Unehrenhaftes zu verbergen hätte?“ fiel Doktor Viret ein.

„Darüber erlaube ich mir kein Urtheil, Herr Doktor, jedenfalls war es ein kühner Streich. Wenn Fairford nichts zu fürchten hätte, warum verließ er Rookfield?“

„Er hat Rookfield verlassen?“ stammelte Florence.

„Er ist nicht mehr hier?“ rief gleichzeitig Doktor Viret.

„Er reiste gestern gegen neun Uhr Abends ab. Nachdem Sie, Herr Doktor, Montag Nacht bis zwei Uhr in der „Waldaussicht“ waren, verließ Fairford — wenn wir Bodgers Erzählung trauen dürfen — um sechs Uhr Morgens das Haus und war bis zum Nachmittag abwesend; erst gegen neun Uhr verschwand er für immer aus Rookfield. Eine einzige Person, eine Art Haushälterin, hütet die vereinsamte Wohnung, doch war aus dem halsstarrigen Frauenzimmer kein Wort herauszubekommen. Voraussichtlich hatte Fairford alle Anordnungen für seine heimliche Flucht getroffen. Er rechnete darauf, binnen wenigen Stunden außer unserem Bereich zu sein und konnte daher Joseph Bodger ruhig dem Arm des Gesetzes übergeben. Hätte er seinen Wohnort nicht verlassen, so würde ich die Sache vielleicht von einem anderen Gesichtspunkt betrachten. Ich weiß, daß weder Jemand von der Dienerschaft, noch Fairford selbst erkrankt war — es handelte sich demnach ausschließlich um die schwarze Dame. Was nützt es, Herr Doktor, wenn Sie mir heute jede Auskunft verweigern, einmal werden Sie doch reden müssen. Ich wiederhole Ihnen nochmals, daß es Ihre Pflicht ist, mir alles zu sagen.“

Nicht weniger gespannt als Inspektor Holt, harrte Florence auf Doktor Virets Antwort. Ihr Blick hing an seinem gefurchten Antlitz, sie hatte ihn noch nie so unruhig, so aufgeregt gesehen. „Florence!“ sagte er nach kurzer Ueberlegung, „gehen Sie auf Ihr Zimmer und lassen Sie uns allein!“

„Nein!“ antwortete das Mädchen entschlossen, „bitte, lassen Sie mich hier, ich glaube, es ist mein Recht — ich kann es verlangen.“

Viret zuckte ärgerlich die Achseln und wandte sich dem Beamten zu. „Seit vielen Jahren habe ich der Ausübung des ärztlichen Berufes entsagt“, begann er. „Als Herr Fairford Sonntag Nacht zu mir kam, um mich zu bitten, ihn nach der „Waldaussicht“ zu begleiten, schlug ich es ihm zuerst kurzweg ab. Ich rieth ihm, Doktor Brown aus Wisborough kommen zu lassen. Er erklärte jedoch den Fall für äußerst dringend — was sich durchaus nicht bestätigte und schien derart bestürzt, daß mir nach langem Hin- und Herreden nichts übrig blieb, als seinem Drängen nachzugeben. Gleichzeitig nahm er mir das Versprechen ab, sein Geheimniß nicht zu verrathen, er begründete diesen Wunsch, nach meiner Ansicht, in vollkommen ausreichender Weise. Wenn Sie auf Ihrem Willen beharren, Herr Inspektor, so muß ich freilich das gegebene Wort brechen; und doch kann ich Sie versichern, daß meine Aussage Ihnen bei Erforschung der Wahrheit nicht vom mindesten Nutzen sein wird.“

„Ich bedauere sehr, Herr Doktor, aber ich bin genöthigt, auf der Mittheilung zu bestehen; ich würde sonst die Pflicht meines Amtes verletzen.“

Doktor Viret wandte sich nochmals zu Florence. „Liebes Kind,“ sagte er weich, „verlassen Sie uns, was ich dem Herrn Inspektor berichten muß, würde Sie auf das Peinlichste berühren.“

„O, ich bin ja an Leid und Schmerz gewöhnt!“ antwortete das Mädchen. „Uebrigens“, fuhr sie von ihrer inneren Erregung fort, „mein Vertrauen trügt mich nicht — was Sie uns auch erzählen werden, es kann Herrn Fairford nicht zur Unehre gereichen.“

Viret warf einen raschen Blick auf Florencens glühende Wangen. Seine Stirn war tief gefurcht, die Brauen zogen sich finster zusammen, doch in den Augen loderte die Flamme warmer Begeisterung. „Nein,“ rief er, „das gewiß nicht — der junge Mann ist ja in seiner Art ein wahrer Held.“

„Bitte, zur Sache," rief der Inspektor und sah ungeduldig auf die Uhr. „Kommen Sie zu dem Weibe!"

„Seine Mutter — sie ist eine Aussätzige."

Holt steckte die Uhr wieder in die Tasche. „Sahen Sie die Kranke?" erkundigte er sich ruhig.

Florence starrte Doktor Viret wortlos an, ihr Herz pochte stürmisch — nicht das Grauen über den Zustand der bedauernswerthen Frau machte ihre Pulse fliegen, ihre Augen in Thränen schwimmen; sie dachte nur an Owens edles Opfer. Nun war ihr Alles klar und — die Frau war **nicht** seine Gattin.

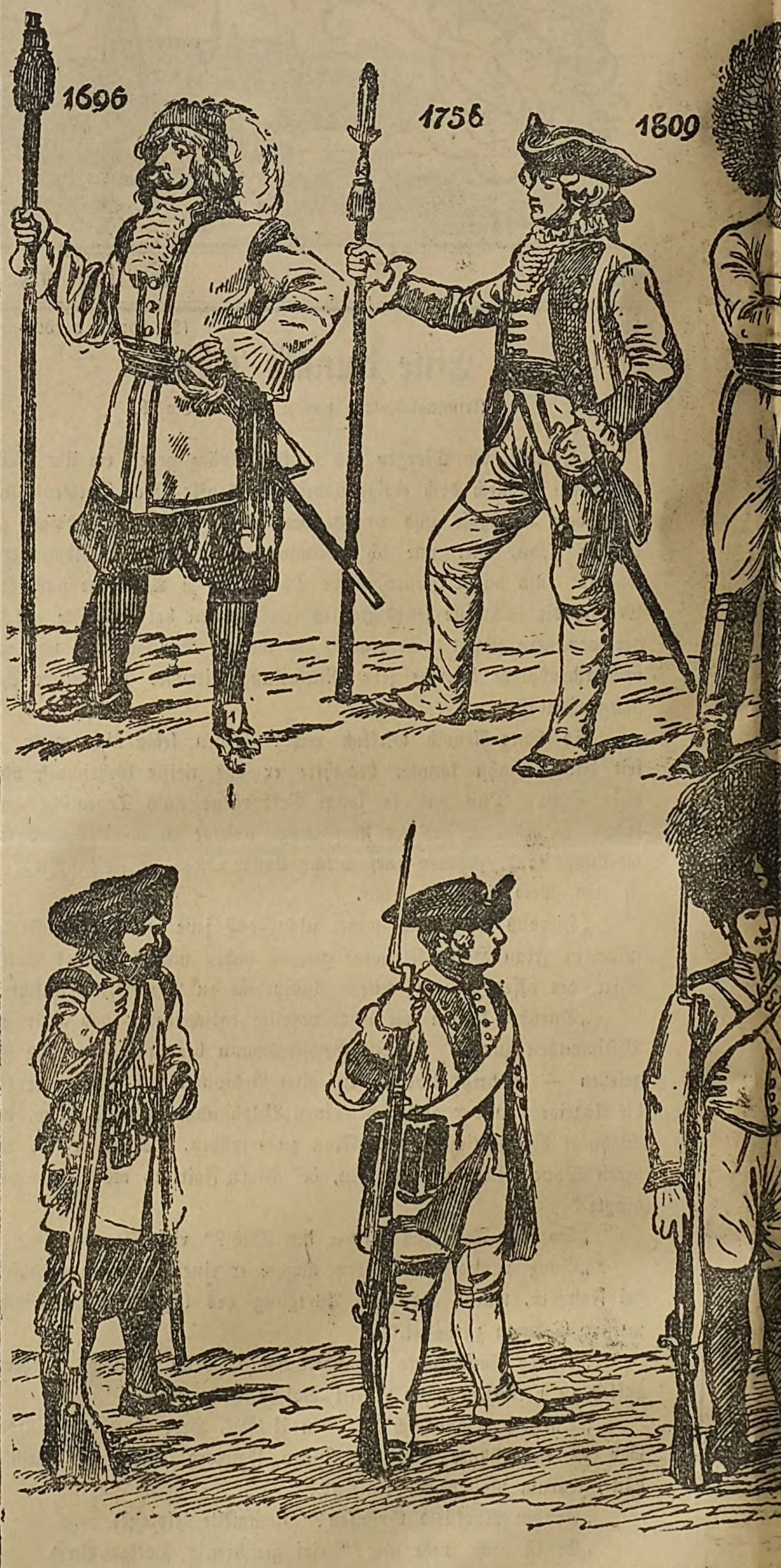
„Fairford erzählte mir seine Leidensgeschichte bei unserem nächtlichen Gange," berichtete Viret. „Da ich Frau Fairford nothwendig sehen mußte, konnte er ohne Scheu von ihr sprechen — über seine eigene Person bewahrte er die größte Zurückhaltung, aber mein Interesse war wach geworden, und ich fragte ihn aus. Fairford war mit hohen Ehren, als vierter seines Jahrganges, von der Universität Cambridge abgegangen. Eine glänzende Laufbahn stand ihm bevor; er widmete sich dem Rechtsstudium und ein Sitz im Parlamente konnte ihm nicht fehlen. Vor etwa acht Jahren, als Fairford das Alter von sechsundzwanzig erreicht hatte, erkrankte sein Vater an einer schweren Lungenentzündung, von welcher er sich nie mehr ganz erholte. Er reiste in Begleitung seiner Gattin nach Honolulu, wo er ein Jahr später seinem Leiden erlag. Kurz darauf verfiel Fairfords Mutter in eine langwierige Krankheit — sie lag dem Tode nahe, und hatte nur Eingeborene zu ihrer Pflege. Als der Sohn Honolulu erreichte, fand er sie bereits auf dem Wege der Besserung und trat mit ihr die Rückreise nach der Heimath an.

„Eine Woche nach der Abfahrt bekam Frau Fairford einen ernsten Rückfall, und drei Tage bevor sie in England landeten, nahm der Schiffsarzt den Sohn beiseite und theilte ihm mit, daß zu dem ursprünglichen Leiden seiner Mutter noch der Aussatz, wahrscheinlich in Folge von Ansteckung, hinzugetreten sei. Nachdem sie das Schiff verlassen hatten, mußte sich Fairford der traurigen Pflicht unterziehen, die Kranke über die Natur ihres Leidens aufzuklären. Sie hatte auf der Insel Erfahrung genug gesammelt, und täuschte sich nicht über ihren entsetzlichen Zustand. Doch graute ihr davor, ihn öffentlich kundzugeben. Sobald die Wahrheit bekannt wurde, war sie gezwungen, sich der Behandlung und den Vorschriften zu unterwerfen, welche für Aussätzige bestehen.

„Die Symptome verschlimmerten sich rasch, der letzte Schein von Hoffnung schwand. Was sollte nun weiter geschehen. In dieser entsetzlichen Lage," fuhr Doktor Viret mit steigender Bewunderung fort, „beschloß der junge Mann, sein künftiges Leben nur der Mutter zu opfern, kurz vor der Wahl zog er seine Kandidatur zurück, miethete ein Haus in Ponders Green, zwanzig Meilen von hier; schloß das obere Stockwerk von den übrigen Räumen ab und richtete es vollkommen für die Bedürfnisse der Kranken ein. Nach vielen Schwierigkeiten gelang es Fairford, für ungewöhnlich hohen Lohn ein Frau zu finden, — dieselbe Frau Cawdrey welche bis heute sein Hauswesen leitete — die sich bereit erklärte, den nöthigen Verkehr mit Fairfords Mutter zu unterhalten. Sie übernahm gleichzeitig die meisten häuslichen Besorgungen, da es wünschenswerth erschien, daß so wenig Personen als möglich im Hause Zutritt hatten.

„Je weiter Frau Fairfords entstellendes Leiden um sich griff, desto mehr begehrte sie nach gänzlicher Abgeschlossenheit. Sie kam um Mitternacht in Ponders Green an — außer Frau Cawdrey wußte Niemand von der Dienerschaft um ihre Anwesenheit. Zuerst besorgte Frau Cawdrey die persönliche Bedienung der Kranken, doch als diese, bei fortschreitender Verunstaltung, sich selbst nicht mehr vor ihrer Wärterin zeigen wollte, traf Fairford die nöthigen Anstalten, daß seine Mutter sich ihre Mahlzeiten allein bereiten und ungesehen ihr trauriges Dasein fristen konnte.

„Der übrigen Hausgenossen wegen mußte die äußerste Vorsicht beobachtet werden. Fairford verbrannte die abgelegten Kleider der Kranken und leistete ihr manchen Dienst, den eine minder aufopfer-



Zum 200jährigen Jub

ungsfähige Natur für ungeziemend oder entwürdigend erachtet hätte. Zur Nachtzeit erging sich Frau Fairfard im Garten, während der Sohn mittlerweile ihre Zimmer ordnete, stets bemüht, so viel Behagen um seine Mutter zu verbreiten, als es ihr Zustand irgend gestatte. Später ließ sie sich verleiten, ihre nächtlichen Spaziergänge bis zur Dorfstraße auszudehnen — die abenteuerlichsten Gerüchte begannen aufzutauchen, die Diener klagten über seltsame Geräusche,

Schritte unbekannter Hausgenossen, das Volk erklärte das Haus für verhext; einige Male unternahm es Fairford auf Wunsch seiner



[Jubi]läum der Deutschmeister.

Mutter, doch sehr gegen seine Ueberzeugung, in einer dunkeln Vermummung des Nachts durch das Dorf zu gehen. Allein auch diese Maßregel erwies sich als nutzlos. Sie waren in Ponders Green nicht mehr vor Entdeckung sicher und sahen sich genöthigt, hierher überzusiedeln, wo sie die gleiche Taktik mit demselben ungünstigen Erfolge wiederholten. Das ist Alles, Herr Inspektor, was ich Ihnen mitzutheilen habe."

So traurig Doktor Virets Erzählung lautete, versetzte sie dennoch Florence in jene gehobene, begeisterte Stimmung, welche jedes edle junge Herz erfaßt, sobald es von einer That selbstlosester Aufopferung hört. Doch Holt ließ ihr keine Zeit, diesen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. „Eine unglückselige Geschichte, Doktor," sagte er, „aber Sie haben uns noch nicht gesagt, weshalb Sie Sonntag Nacht berufen wurden?"

„Sind Sie noch immer nicht befriedigt?"

„Nicht so ganz! Auch bleibt mir zu erfahren übrig, warum Mutter und Sohn abgereist sind und wohin?"

(Fortsetzung folgt.)

Zum 200jährigen Jubiläum der Deutschmeister.

Wien's „Deutschmeister-Tage" sind zu Ende.

Es war eine glanzvolle Festeszeit, die noch erhöht wurde durch das Gefühl, daß es sich um eine große und majestätische Kundgebung des Patriotismus handle, die aus dem Herzen des Volkes kam.

Im nebenstehenden Bilde bieten wir den Lesern eine überaus interessante Darstellung der verschiedenen Uniformen, welche die Deutschmeister von der Zeit der Errichtung des Regimentes bis auf den heutigen Tag getragen haben. Der Zeichner führt uns je einen Offizier und einen Soldaten des Mannschaftsstandes — die Offiziere sind in der oberen Reihe, die Mannschaft je unter der Figur des betreffenden Offiziers gruppirt — aus den Jahren 1696, 1756, 1809, 1848 und schließlich die Adjustirung unserer heutigen „Hoch- und Spleni" vor.

Zur Zeit der Errichtung des Regimentes bis in das Jahr 1756 war — nebst Federhut, Degen und Schärpe — das Hauptabzeichen des Offiziers die Pike, an deren Ausstattung und Verzierung der Chargengrad zu erkennen war. Die „Gemeinen" hatten Anfangs noch Flintengabeln, auf welche das Gewehr beim Schießen aufgelegt und dann mittelst Lunte abgefeuert wurde. 1756 wurde der dreieckige Hut, der Treffenrock, das Camisol (Weste) und die enge Hose mit Gamaschen getragen.

Aus dem Jahre 1809 führt uns der Künstler Grenadiere vor, welche die imposante Bärenmütze als Kopfbedeckung tragen. Aus dem aufgeklappten Rocke war damals der Frack geworden, den Offiziere und Mannschaften trugen. Die Beinkleider waren eng und weiß wie der Frack. Die Offiziere trugen hohe Stiefel, die Mannschaft Gamaschen, welche bis über das Kniee reichten und bei der Paradeadjustirung weiß, im Felde und im Dienste schwarz waren.

Im Jahre 1850 hielt sich noch der Frack, der Czako hatte eine andere weniger geschweifte Form bekommen. Eine besonders bemerkenswerthe Veränderung in der Adjustirung bildet die Einführung des Waffenrockes, die 1850 erfolgte; seither ist der Waffenrock das Kleid des Heeres geblieben, hat aber eine andere Farbe erhalten. Das historische Weiß ist dem Dunkelblau gewichen. Die neueste Uniform bildet den Schluß des nebenstehenden Bildes.

Humoristisches.

(Wahrscheinlich.) „Sie nur, Otto, mein Mops liegt den ganzen Tag auf der Schlummerrolle!"

„Wahrscheinlich ist es ein Schlummerrollmops!"

(Verschnappt.) A.: „Warum sehen Sie mich so an, bin ich Ihnen vielleicht was schuldig?"

B.: „Nein, mein Herr!"

A.: „Ein anderes Mal also erschrecken Sie mich nicht erst!"

(Die kennt er.) Erster Schusterjunge: „Du, August, kennst Du Goethe's Faust?"

Zweiter Schusterjunge: „Nee, Goethen's nich, aber mein Meester seine kenn ich."

(Liebesdienst.) Herr (auf der Sekundärbahn zum Schaffner): „Ja, sagen Sie mir nur, was bedeutet denn das, der Zug fährt immer ein Stückchen vorwärts — dann ein Stückchen rückwärts und pfeift und pustet?“

„Wissens, der Herr Baron hat heute Jagd und hat uns gebeten, wir sollen ihm die Hasen ein bissel munter machen!“

(Entschuldigt.) Onkel (beim Bezahlen der Zeche): „Wie, ich habe erst vier Glas Bier und du schon sieben getrunken?“

Neffe: „Du gingst auch hinter mir, lieber Onkel, als wir hierherkamen!“

(Mutterwitz.) Er: „Sie haben so ein nettes Händchen, Fräulein Tini!“

Sie: „Na, weil's Ihnen gar so gut gefällt — da — behalten Sie's!“

(Berufseifer.) Diener (zu seinem Herrn, einem jüngeren Arzt): „Mir träumt schon durch zwei Nächte, es säße ein Patient im Wartezimmer!“

Arzt: „Sollte er heut Nacht wieder kommen, Johann, dann rufst du mich sofort!“

(Ein Zerstreuter.) „Ist der Herr Majer zu sprechen?“

„Nein, der ist ja gestern gestorben.“

„So, so, entschuldigen Sie, da will ich heute nicht stören. Ich kann ja in der nächsten Woche wieder anfragen!“

Homonyme.

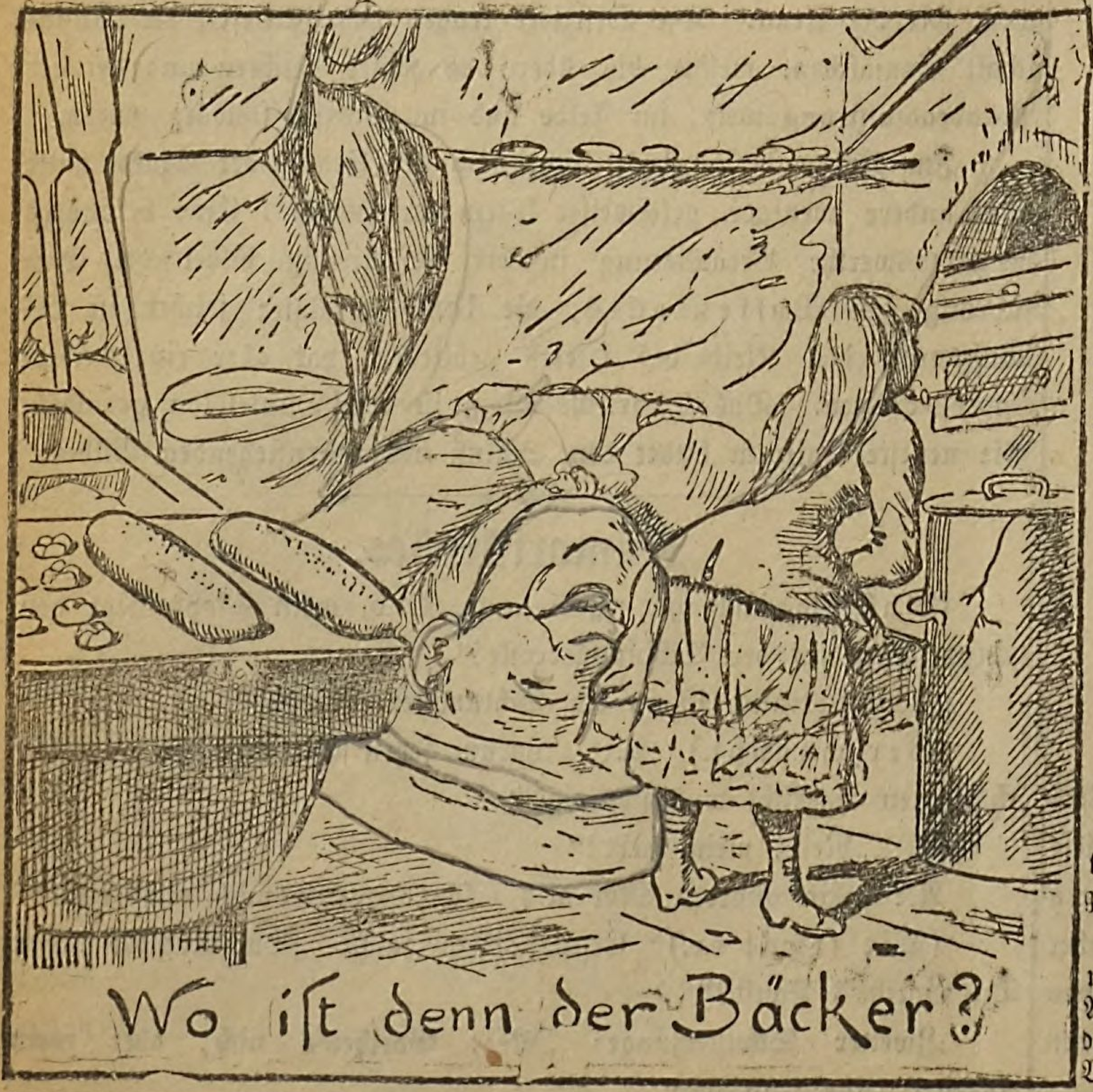
Es ist an Thüren und an Kästen
Und sichert uns, obwohl nur klein,
Vor nicht beliebten Diebesgästen,
Es läßt sie einfach nicht hinein.

Du siehst's auch majestätisch ragen,
Es steht vor Dir gar schön und groß;
Es stammt vielleicht aus alten Tagen,
Und Schönes birgt's in seinem Schooß.

Auflösung der Homonyme in Nr. 93:

Nagel.

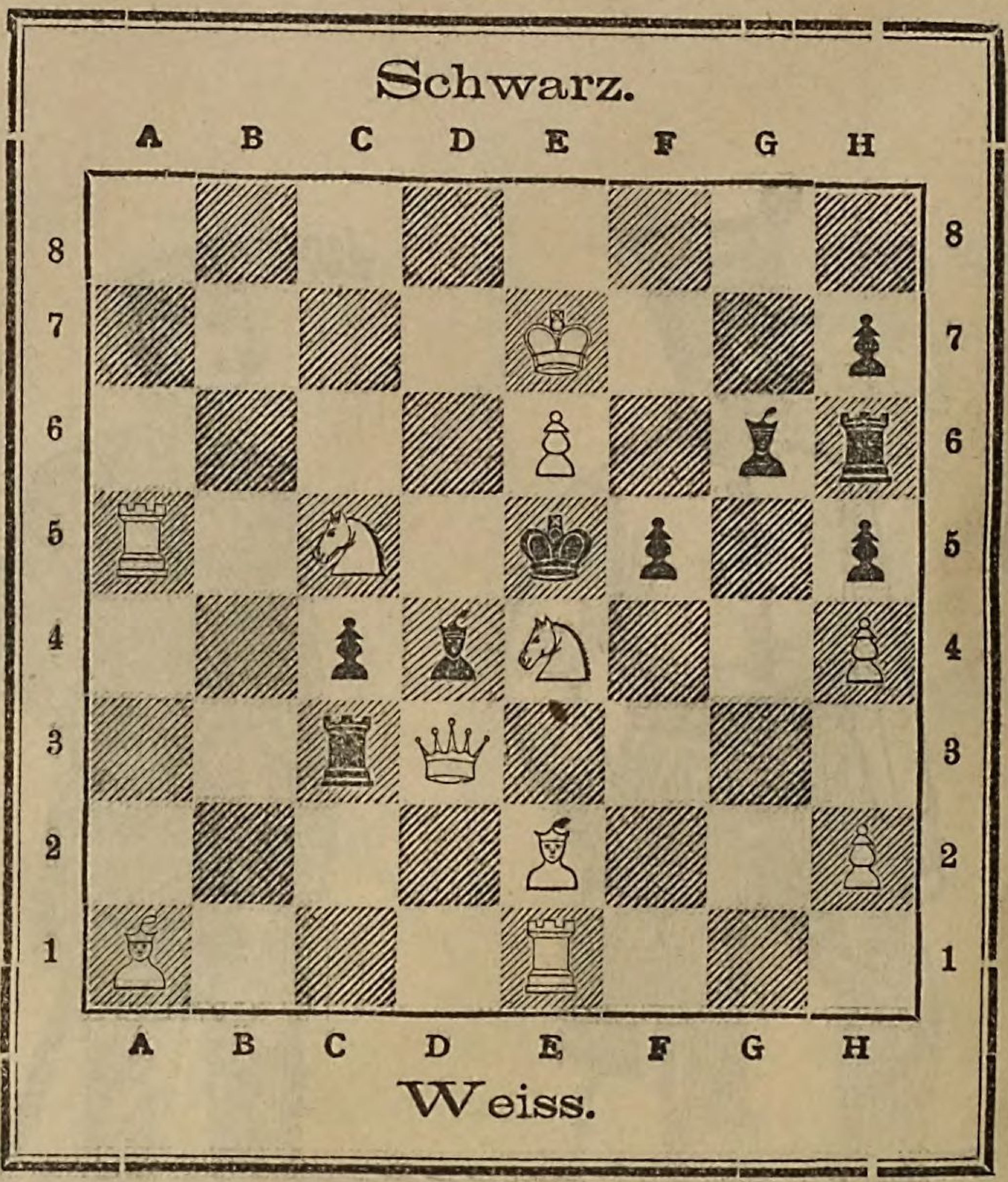
Vexirbild.



Schachzeitung № 221.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Jespersen in Svendborg.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Abgelehntes Damengambit

gespielt im Meisterturnier in Nürnberg.

Weiß Maroczy	Schwarz Charousek	Weiß Maroczy	Schwarz Charousek
1. d2—d4	d7—d5	28. Td1×d3	Lc6—e4
2. c2—c4	e7—e6	29. Lc3×g7	Dc7×g7
3 Sb1—c3	c7—c6	30. Db2×g7 +	Kh8×g7
4. e2--e4	d5×e4	31. Td3—d7	Tf8—f7
5. Sc3×e4	Sg8—f6	32. Td7×f7 +	Kg7×f7
6. Se4—c3	Lf8—e7	33. Kh1×h2	Kf7—f6
7. Sg1—f3	o—o	34. g2--g4	f5—f4
8. Lf1—d3	c6—c5	35. h3—h4	Kf6—e5
9. o—o	c5×d4	36. Kh2—g1	Ke5—d4
10. Sf3×d4	Sb8—d7	37. Kg1—f2	Kd4—c3
11. Sd4—f3	Dd8—a5	38. b4—b5	Kc3—d4
12. Lc1—d2	Sd7—e5	39. g4—g5	Kd4—e5
13. Sc3—e4	Se5×f3 +	40. Lb3—d1	Ke5—d4
14. Dd1×f3	Da5—c7	41. Ld1—e2	Le4—g6
15. Ld2—c3	Sf6×e4	42. Le2—f1	Lg6—e4
16. Df3×e4	f7—f5	43. Lf1—e2	Le4—g6
17. De4—e2	Le7—d6	44. Le2—f1	Lg6—e4
18. h2—h3	e6—e5	45. a2--a3	Kd4—e5
19. b2—b4	e5—e4	46. Lf1—g2	Le4—d3
20. Ld3—c2	b7—b6	47. Lg2--d5	Ld3—g6
21. f2—f3	e4×f3	48. Ld5--g8	Ke5—e4
22. Tf1×f3	Lc8—d7	49. h4—h5	Lg6×h5
23. Lc2—b3	Kg8—h8	50. Lg8×h7 +	Ke4—d4
24. De2—b2	Ld7—c6	51. g5—g6	Kd4×c4
25. Tf3—d3	Ta8—d8	52. g6—g7	Lh5—f7
26. Ta1—d1	Ld6—h2 +	53. a3—a4	Aufgegeben.
27. Kg1—h1	Td8×d3		

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 216 von Gustav Schmidt.

(Der weiße Bauer von h3 ist auf g3 zu setzen.)

1. Df7—f8 / Ke4—d4	2. Df8×d6 + / Kd4—e4	3. Dd6—d3 ‡
1. ...... / Ke4—d5	2. Tf3—d3 + / Beliebig	3. Df8×d6, f3, Td3×d6 ‡
1. ..... / d6—d5	2. Ka8—a7 / Beliebig	3. Df8×b4, a8 ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll und aus Regensburg von B. H.—, J. B. Schuler und R. Weiß.

Briefkasten: **G. S.** hier. Um auf d6—d5 das Duale Tg3 zu vermeiden mußte der Bauer seine Stellung ändern. — **A. C.** hier. In der Aufgabe Nr. 220 muß auf 1. Sg5 + folgen Ke4—e5 dadurch wird aber der weiße König in Schach gesetzt! — **H. M.** hier. Auch für Sie gilt das Vorbemerkte.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 98. Montag den 21. September. 1896

33 (Nachdruck verboten.)

Eine dunkle That.

Kriminal-Roman von Thomas Cobb.

An einem sonnigen Aprilmorgen erschien Florence später als gewöhnlich im Speisezimmer. Viret hatte sein Frühstück noch nicht begonnen — er stand an den Kamin gelehnt und starrte auf einige Briefe, die offen vor ihm auf dem Tische lagen. „Florence!“ begann er, „ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen, welche Sie einigermaßen überraschen wird.“

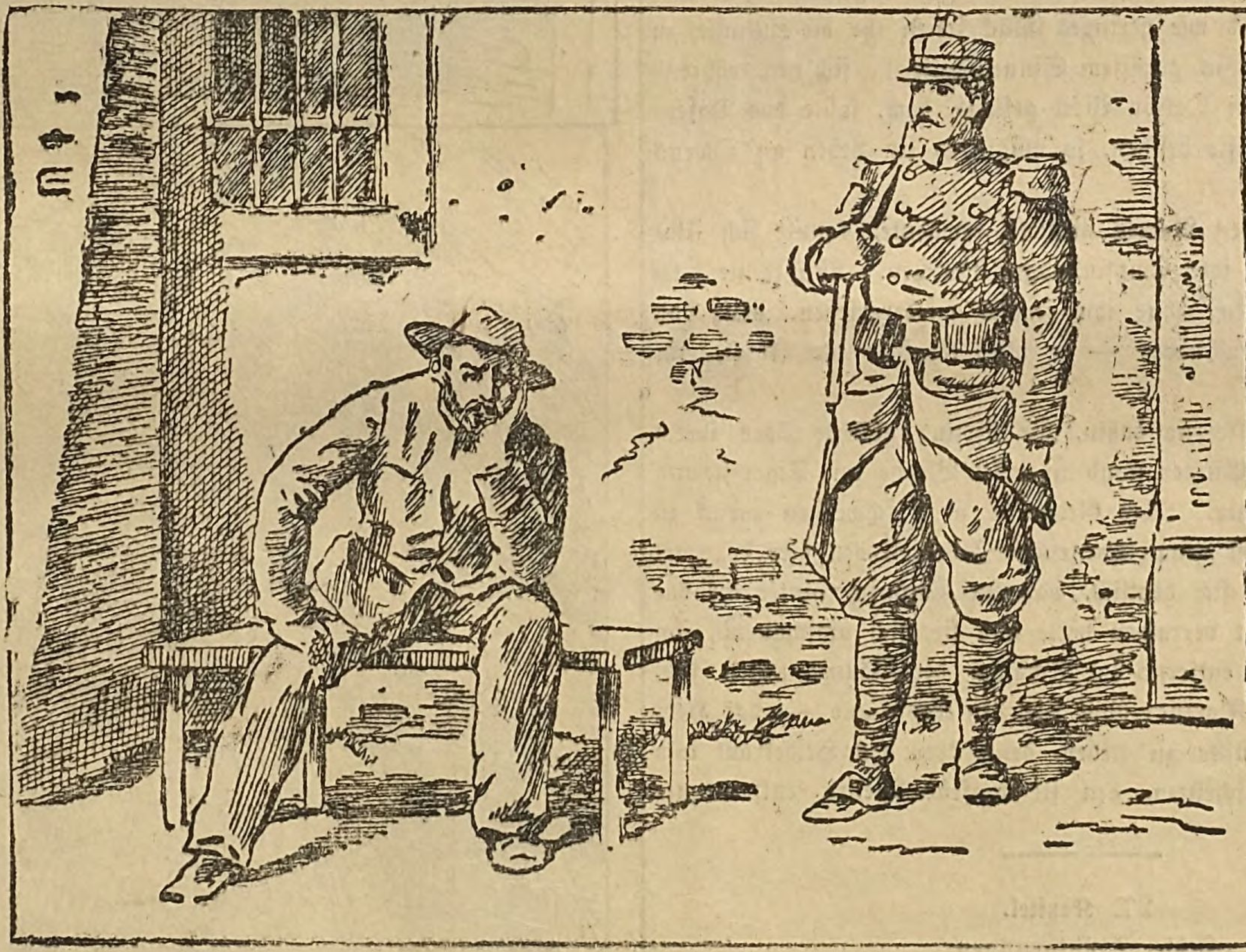
Noch ruhte die Hand, die sie ihm zum Morgengruße gereicht hatte, in der seinen, — rasch blickte Florence zu ihm auf.

„Ich werde demnächst verreisen,“ fuhr Viret fort.

„Für lange?“ fragte das Mädchen.

„O nein, nur für einige Tage. Sie sind ja gar nicht erstaunt darüber?“

Florence wußte, daß Viret schon im vorigen Herbste die Fahrt nach Portugal verschoben hatte, um ihr das Vergnügen einer Erholungsreise durch Schottland zu verschaffen; sie schloß daher, er beabsichtige, das Versäumte nachzuholen und war zu zartfühlend, um ihn mit neugierigen Fragen zu bestürmen. „Wann werden Sie abreisen?“



Der ehemalige Capitän Dreyfus auf der Teufelsinsel.

Er dachte eine Weile nach, als gälte es den Zeitpunkt seiner Reise zu berechnen. „Sagen wir übermorgen — Donnerstag“ — erwiderte er.

Während der beiden folgenden Tage beschäftigte sich Florence mit der Besorgung seines Gepäckes und sparte keine Mühe und Sorgfalt, um ihm so viel sie konnte, ihre wahrhaft töchterliche Anhänglichkeit zu beweisen. Am Tage der Abreise lehnte er ihre Begleitung zum Bahnhofe ab. Als der Wagen vorfuhr, der Koffer aufgeladen wurde, und Florence vom Fenster des Wohnzimmers den letzten Vorbereitungen zusah, trat Viret vollständig gerüstet ein, um Abschied von ihr zu nehmen.

„Können Sie mir nicht sagen, wann ich Sie zurückerwarten darf?“ fragte Florence; ihr Blick begegnete dem seinen — es fiel ihr auf, wie müde und angegriffen er aussah.

„Gott weiß wann!“ erwiderte Viret tonlos — er faßte ihre Hand und drückte sie wiederholt auf das zärtlichste. „Leben Sie wohl, Florence!“ sprach er hastig mit stockender Stimme.

An der Thüre wandte er sich nochmals um: „Sind Sie glücklich gewesen in meinem Hause?“ fragte er, zu Florence zurückkehrend.

„Gewiß, sehr glücklich!“ antwortete sie, betroffen über sein sonderbares Benehmen.

„Florence!“ fuhr er fort, „zuerst liebte ich Sie in der Erinnerung an meine verlorene Elsa, jetzt liebe ich Sie noch weit mehr um Ihrer selbst willen. Leben Sie wohl, theures Kind, Gott segne Sie!“

Er beugte sich vor, um ihre Stirn zu küssen, that einen Schritt nach der Thür hin, und als er nochmals zurückblickte, rollten zwei große Thränen über seine eingefallenen Wangen.

Tiefe Einsamkeit lastete auf dem stillen Hause. Staunend bemerkte Florence, welchen bedeutenden Platz Doktor Viret in ihrem Leben eingenommen hatte. Tiger schloß sich in doppelter Anhänglichkeit an die Zurückgebliebene, und theils zu ihrer Zerstreuung, theils dem prächtigen Thiere zu Liebe, verließ Florence am Tage nach Doktor Virets Abreise das Haus, um in der frischen, frostigen Morgenluft einen Gang durch den Rookfielder Forst zu machen.

Noch trug sie Trauerkleidung; nur ein lila Band hatte sie um Hut und Hals geknüpft. Sie sah liebreizender aus als je, wie sie leichten Schrittes dem Walde zuwanderte, während Tiger in mächtigen Sätzen ihr voraneilte.

Kein Ort auf Erden besaß für Florence größeren Reiz als der Wald von Rookfield. Ueberall begleitete sie dort die Erinnerung an vergangene Tage — wie oft war sie hier mit ihrem Vater gewesen, und einmal auch zu denkwürdiger Stunde mit Owen Fairford! Wohin ihre Gedanken sich nur wandten, begegneten sie wehmüthigen Bildern, und wie geringes Glück schien ihr die Zukunft zu verheißen! Glücklich, in gewissem Sinne, hatte sie sich nur während der letzten Monate bei Doktor Viret gefühlt, doch, sollte das Dasein wirklichen Werth für sie besitzen, so mußte es ein Leben an Owens Seite sein.

Obwohl sie seinen Namen niemals erwähnte, konnte sich Florence doch nicht über ihre Empfindungen täuschen. Müßte sie auch einst in's Grab sinken, ohne ihn jemals wiedergesehen, ohne von ihm jemals gehört zu haben — er blieb trotzdem ihr Ideal, ihr Held, ihr Geliebter!

Sinnend wandelte sie dahin, die Sonne glänzte über ihrem Haupte, der goldene Ginster stand in voller Blüthe und Tiger sprang muthwillig um sie her. Ihre Gedanken aber schweiften zurück zu dem Tage, wo sie, fast genau vor einem Jahre, Owen hier begegnet war. Sie erinnerte sich deutlich, daß ein Geräusch hinter ihr damals seine Gegenwart verrathen hatte und sie, sich umschauend, ihn nur wenige Schritte entfernt im Schatten der Bäume stehen sah. Unwillkürlich wandte Florence auch jetzt den Kopf, und — das Herz drohte ihr plötzlich stille zu stehen, denn über das Heidekraut kam Owen rüstig dahergeschritten, den sie tausend Meilen entfernt geglaubt hatte.

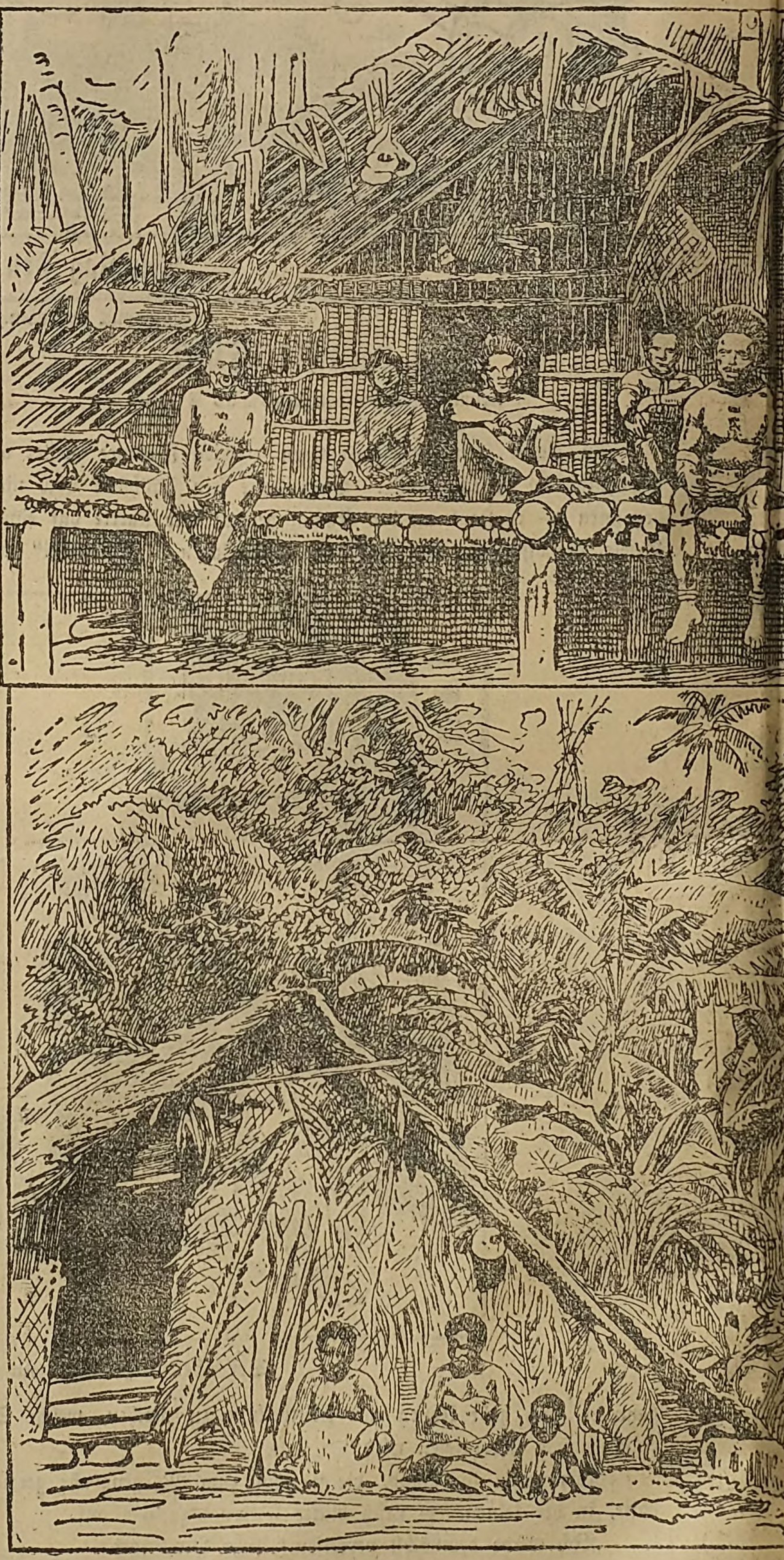
27. Kapitel.

Letzte Aufklärungen.

Weit und breit war Niemand zu sehen, als die beiden Liebenden, die einander entgegeneilten. Ein Schrei des Entzückens entfloh den Lippen des Mädchens — sie streckte beide Hände nach Owen aus. Er ergriff sie mit stürmischer Geberde, zog das liebliche Wesen eng an sich und küßte sie voll Inbrunst. So feierten sie wortlos, inmitten des heiligen Friedens der Natur, ihre Verlobung.

Zusammen schritten sie weiter und tauschten ihre beglückenden Empfindungen aus. Florence wagte nicht nach Fairfords Mutter zu fragen, so sehr es sie drängte, die Ursache der fluchtartigen Reise zu erfahren. Doch Owen ließ sie nicht lange in Ungewißheit.

„Niemand von uns schloß in jener unvergeßlichen Sonntagnacht die Augen,“ erzählte er. „Als Viret zu meiner Mutter kam, hatte sie sich schon beinahe wieder erholt. Sobald der Doktor uns verlassen hatte, brachte sie einen Wunsch zur Sprache, der ihr seit Monaten auf dem Herzen lag. Bisher setzte ich ihrem Verlangen entschiedenen Widerstand entgegen, allein nach den Ereignissen dieser Nacht mußte ich mich ihrem Willen fügen. „Anstatt hier zu bleiben, wo ich für mich und meine Umgebung nur eine Last bin“, sprach sie, laß mich dorthin ziehen, wo ich offen im Tageslichte wandeln und jenen helfen darf, die gleich mir dem entsetzlichsten Leiden aller

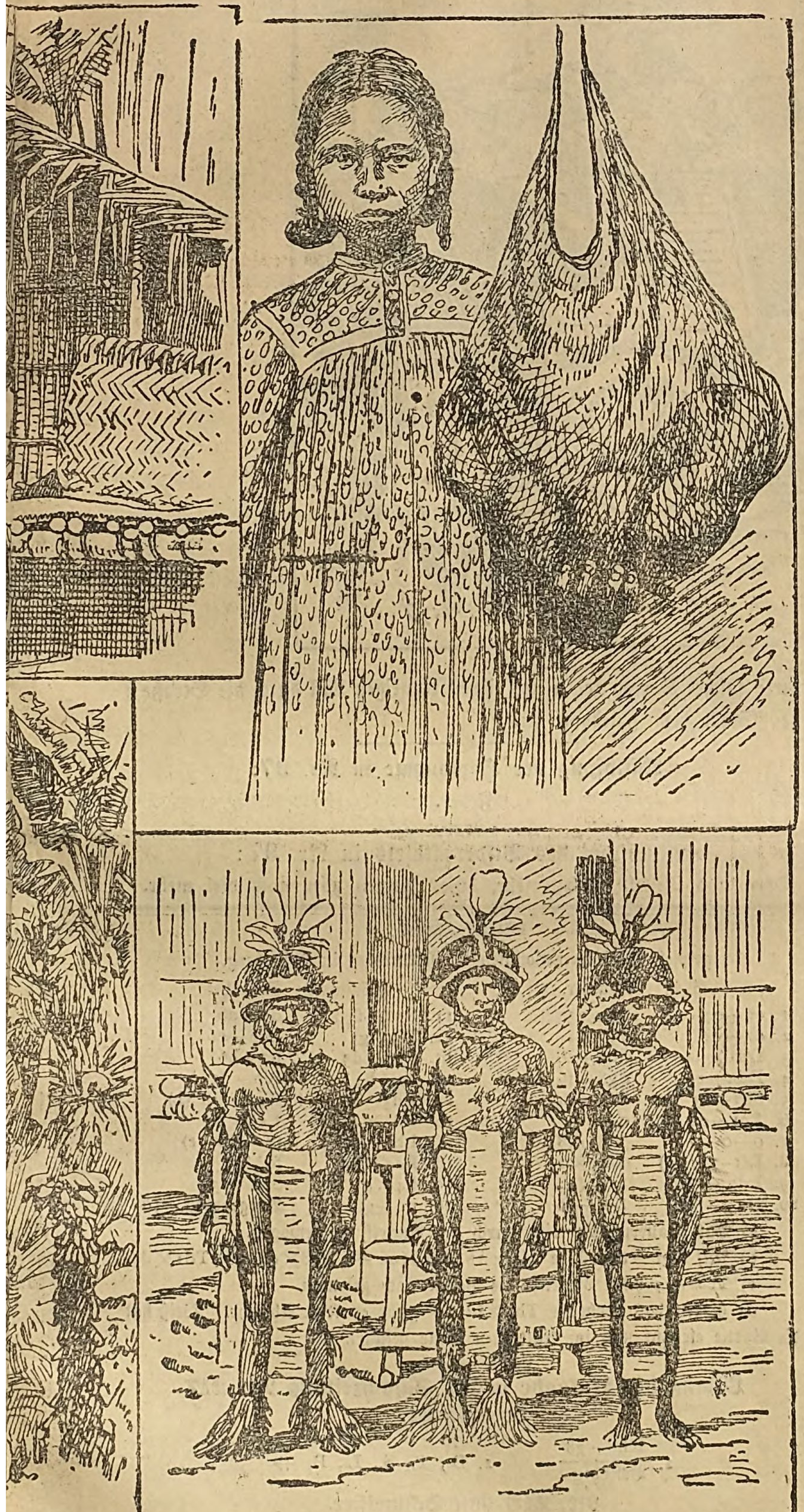


Bilder von den

verfallen sind!“ Als ich endlich nachgab, bestand die Mutter auf unserer sofortigen Abreise. Es war Gefahr im Verzuge, und die Angst, an die Oeffentlichkeit gezogen zu werden, überwog bei ihr jedes andere Bedenken. Vielleicht bist Du im Stande, mein Liebling, unsere Empfindungen zu verstehen! Ich führte meine Mutter nach Molokai und nahm dort für immer Abschied von ihr. So grausam es klingt — es war das beste, was wir für einander thun konnten! Hier in England lastete ein grauenvolles Geschick mit er-

drückender Schwere auf meiner armen Mutter; möge sie dort in barmherziger Pflege ihrer Leidensgenossen das eigene Unglück vergessen!"

(Fortsetzung folgt.)



Salomons-Inseln.

Wo die österreichischen Forscher ermordet wurden.

Auf dem ausgedehnten australischen Archipel, der unter dem Sammelnamen „die Salomons-Inseln" bekannt ist, war eine Abtheilung der Bemannung des österreichischen Kriegsschiffes „Albatros" Gegenstand eines blutigen Angriffes der dort hausenden Menschenfresser. Die Leser wissen bereits, daß auf der Insel Gualdalcanar ein Detachement des „Albatros" von Eingeborenen überfallen wurde, wobei der Geologe Baron Foullon und der Seecadet Armand de Beaufort, sowie zwei Matrosen getödtet, vier Mann schwer und zwei Mann leicht verwundet wurden. Es muß einen harten Kampf abgesetzt haben, denn viele Eingeborene wurden erschossen und der Rest entfloh. Der Ueberfall geschah am 10. August in dem unwirthlichen Gebirge der Insel, wohin das Detachement zu wissenschaftlichen Zwecken vorgedrungen war. Unser heutiges Bild führt uns in die ferne Gegend im Stillen Ocean, in das Land der Menschenfresser. Wir sehen oben einen Pfahlbau, unten eine Laubhütte der wilden Ureinwohner, das Mädchen ist ein civilisirtes Kind von der Küste, indeß die drei finsteren Gestalten unten Krieger dieser Inselgruppe sind.

Der ehemalige Capitän Dreyfus auf der Teufelsinsel.

Die Franzosen haben in den letzten Wochen wieder ihren Sensationsbraten gehabt, ohne den es einmal in Paris nicht geht. Bis zur Ankunft des russischen Kaiserpaares, das dem Boulevard neuen Stoff bieten wird, unterhalten sich die Franzosen mit dem Capitän Dreyfus, der angeblich von der Teufelsinsel entflohen sein soll. Dreyfus wurde nämlich des Landesverrathes überwiesen, weil er Mobilisirungspläne an Deutschland verkauft hat. Er wurde zur Deportation für Lebenszeit verurtheilt und büßt seine Strafe auf der Teufelsinsel ab. Um nun zu beweisen, daß diese Gerüchte unwahr seien, läßt die Regierung eine Photographie vervielfältigen, die den einstigen Capitän vor seinem Blockhause auf der Teufelsinsel zeigt. Eine Copie dieser Photographie ist unser heutiges Bild.

Humoristisches.

— Vater (zu dem Meister, bei dem sein Sohn als Lehrling dient): „Nun, Meister, wie sind Sie mit dem Knaben zufrieden?"

Meister: „O sehr gut; er kann schon lügen und stehlen; und wenn er noch etwas zu arbeiten gelernt hat, kann ein tüchtiger Mann aus ihm werden."

— Alfons (vor dem Spiegel sich betrachtend). Richard: „Ich glaube, Du bist der glücklichste Mensch von der Welt!"

Alfons: „Wie so?"

Richard: „Du bist in Dich verliebt und hast keine Nebenbuhler!"

— „Sind Sie verheirathet, mein junger Freund?"

„Nein, Herr Rath!"

„Wie schade, eben wollte ich fragen, wie sich Ihre Frau Gemahlin befindet?"

— Angeklagter (der Direktor einer Versicherungsgesellschaft): „Ich versichere Sie, Herr Präsident —"

(Gerichtspräsident): „Nur nicht bei Ihrer Gesellschaft!"

(Zurückgegeben.) Lehrer: „Wie heißt der Akkusativ von datus — gegeben?"

Schüler: „Dato."

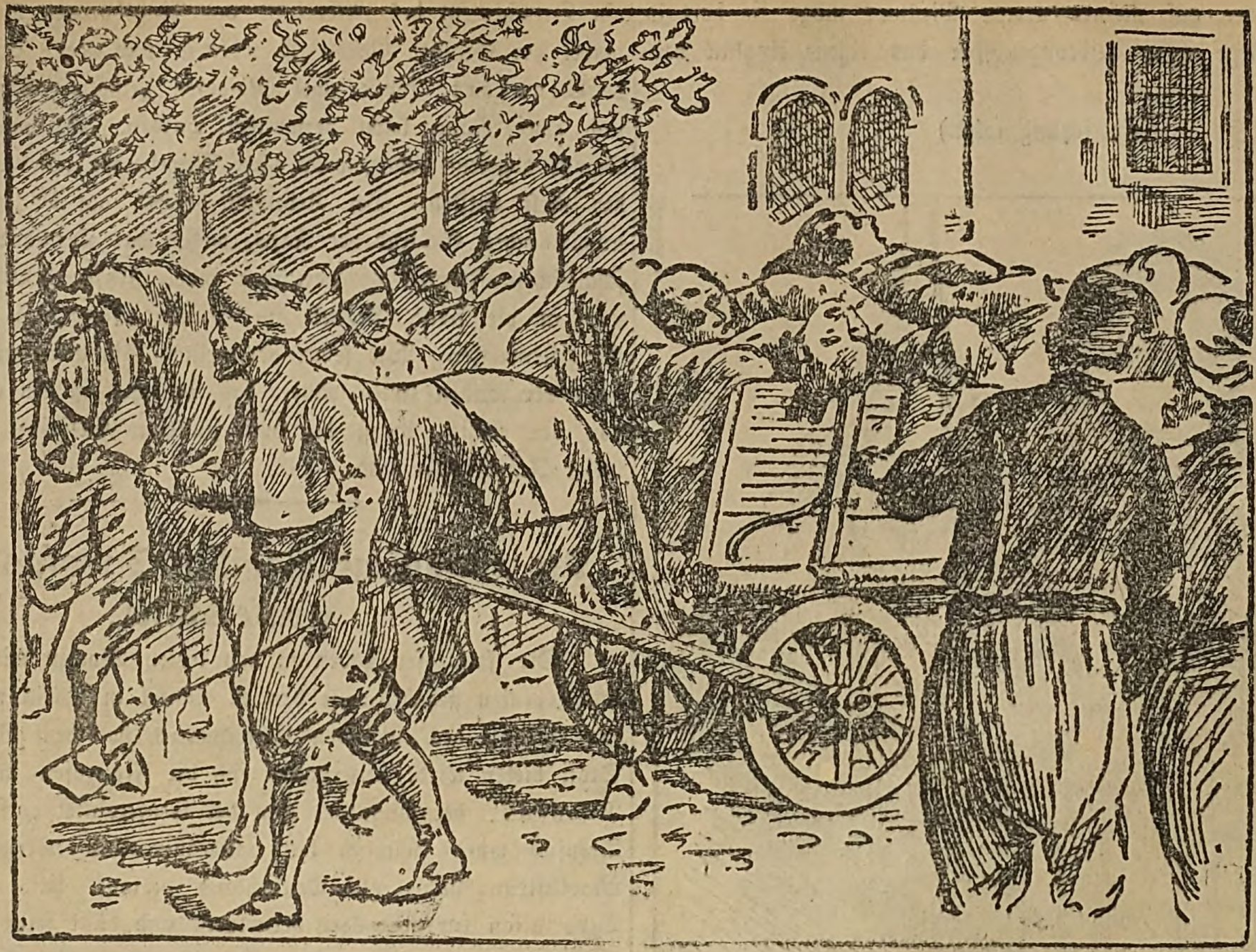
Lehrer: „Falsch, Du Schafskopf."

Schüler: „Dito."

(Moderne Jugend.) Richter: „Ihr Junge ist überführt, Steine nach der Dampftramway geworfen zu haben; da er noch nicht 14 Jahre zählt, übergibt das Gericht Ihnen den Burschen zur häuslichen Züchtigung."

Vater: „O je! Herr Richter, mer san froh, wenn der Bengel uns net haut!"

(Aus Bulgarien.) Fürst Ferdinand (zum Zollwächter): „Sie, lieber Freund, bevor ich ins Land eintrete, sagen Sie mir: regiere ich noch oder haben sie mich drinn' schon abgesetzt?"



Aus Constantinopels Schreckenstagen.

Ein grauenhaftes Bild aus den Schreckenstagen von Constantinopel. Mehr als tausend wehrlose Armenier wurden von den Türken in diesen Bluttagen niedergemacht. Die Leichen der erschlagenen Armenier wurden in den Straßen und in den Häusern aufgelesen, auf Karren geladen und nach dem Friedhofe überführt. Viele Hunderte solcher Karren zogen mit ihrer traurigen Last durch die Straßen der Stadt dem Friedhofe zu.

Auflösung der Homonyme in Nr. 97:

Feder.

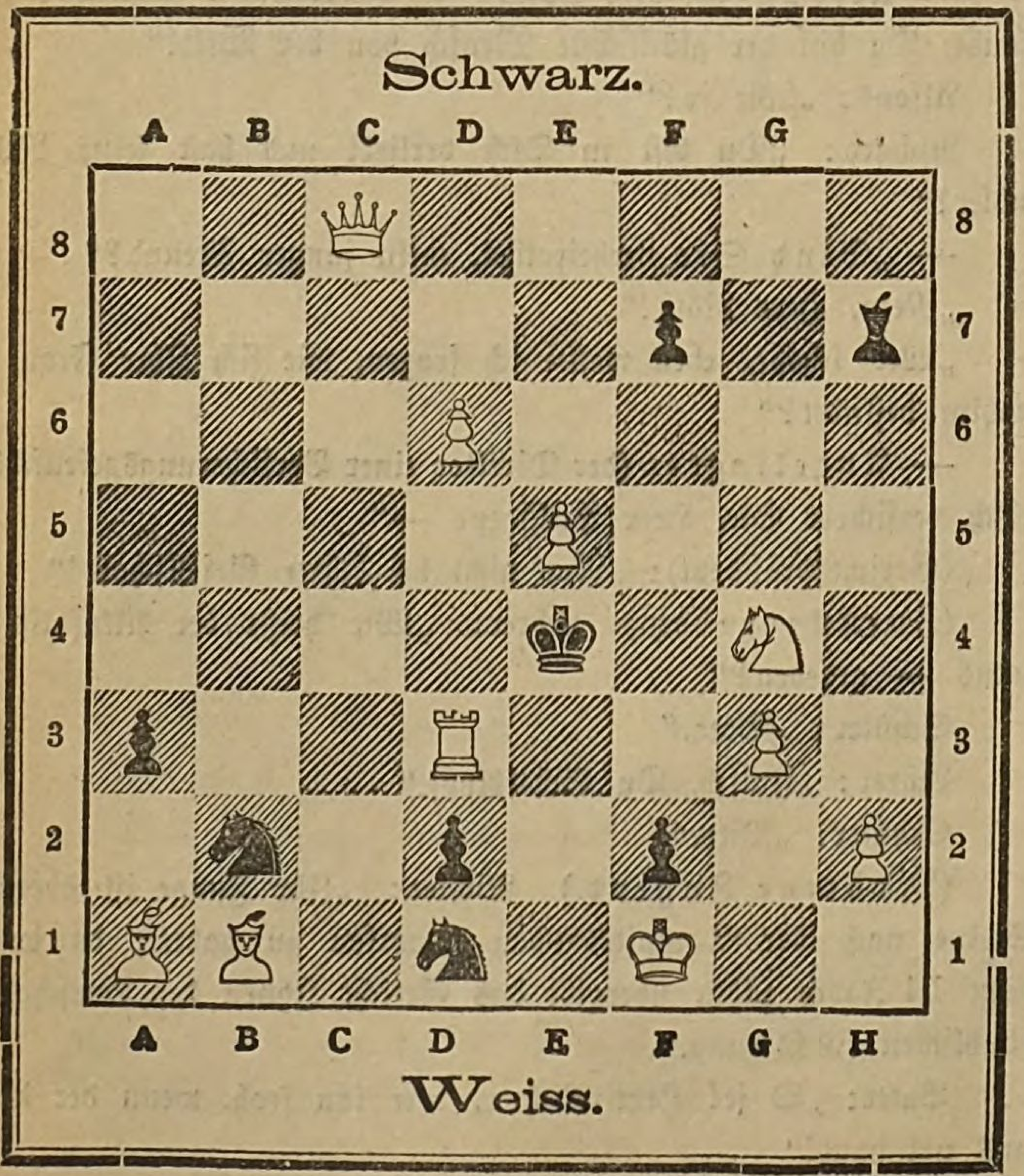
Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 97:

Dorn und Disteln stechen sehr, böse Zungen aber noch viel mehr.

Schachzeitung № 222.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von J. H. Cristie in London.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Mittelgambit

gespielt im internationalen Meisterturnier in Nürnberg.

Weiß: Winawer.	Schwarz: Steinitz.		Weiß	Schwarz
1. e2—e4	e7—e5		11. Sg1—f3	d7—d6
2. d2—d4	e5×d4		12. Sf3—g5	Lc8—e6
3. Dd1×d4	Sb8—c6		13. Lc4—d3	h7—h6
4. Dd4—e3	Sg8—f6		14. h2—h4!	Sf6—d5
5. Sb1—c3	Lf8—b4		15. Ld3—h7 +!	Kg8—h8 (b)
6. Lc1—d2	o—o		16. Td1×d5!!	Le6×d5
7. o—o—o	Tf8—e8		17. Lh7—e4	f7—f6? (c)
8. Lf1—c4 (a)	Lb4×c3		18. Le4×d5	f6×g5
9. Ld2×c3	Sf6×e4		19. h4×g5	Sc6—e5
10. De3—f4!	Se4—f6		20. g5—g6!	Aufgegeben. (d)

a) Das Bauernopfer wird durch den Angriff aufgewogen.

b) Auf Kg8—f8 würde folgen 16. Sg5×e6 +, Te8×e6, 17. Td1×d5.

c) Te8—e4 hätte vielleicht die Partie noch gehalten.

d) Gegen das drohende Th1×h6 + giebt es keine Abwehr. Weiß hat die Partie elegant und im kräftigsten Stile geführt.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 217 von Slater.

1. Kh8—g8 / Beliebig — 2. D., T., S., L., B. ‡

Nr. 218 von Schmeißer.

1. Dh3—h6 / Beliebig. — 2. D., L. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll und aus Regensburg von B. H.—, Gustav Schmidt, J. B. Schuler und R. Weiß.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 101. Montag den 28. September. 1896

Das verlorene Testament.

Von Leo Sonntag.

Der alte Gerhard Rußmann war gestorben und begraben. Unter all den theuren Freunden aber, die den Verstorbenen zu letzten Ruhestätte begleitet hatten, herrschte die größte Aufregung; denn in seinem Testamente war Martha Reger, seine junge Gesellschafterin, als Alleinerbin eingesetzt, während von seinem Neffen Robert mit keiner Silbe die Rede war.

„Es muß hier irgend ein Irrthum vorliegen", meinte Doktor Wilde, der Anwalt des alten Herrn. „Ich weiß ganz bestimmt, daß nach der Rückkehr Herrn Roberts ein neues Testament gemacht worden, das diesen zum Haupterben einsetzte. Fräulein Reger war darin auch in sehr generöser Weise bedacht; aber dieses, das ihr Alles zuschreibt, war abgefaßt worden, ehe Herr Rußmann von der Rettung seines Neffen Kenntniß hatte. Ich vermuthete, es sei längst vernichtet worden."

„Warum vermutheten Sie das?" war Robert Rußmanns sehr natürliche Frage.

„Mein Client sagte mir, er wolle es ins Feuer werfen, als wir das zweite aufsetzten, und ich glaubte natürlich, er habe es gethan. Doch er scheint es aus irgend einem Grunde unterlassen zu haben, und nun befindet sich das unrichtige Papier in unsern Händen. Wir müssen nach dem andern suchen —"

„Und bis Sie es finden, oder, wenn Sie es überhaupt nicht finden, besteht dieses zu recht, nicht wahr?" unterbrach ihn Robert ruhig, und der Anwalt mußte dies zugestehen.

Fräulein Reger hatte dieser ganzen Unterredung mit niedergeschlagenen Augen zugehört, ohne sich mit einem Worte an derselben zu betheiligen. Desto eifriger aber redeten alle die lieben Freunde, und manches Wort traf das Ohr des jungen Mädchens, das wohl nicht ganz für dasselbe berechnet war.

„Eine sehr merkwürdige Lage für Fräulein Reger," hieß es da. „Sollte sich das echte Testament nicht finden, so wäre es doch eigentlich ihre Pflicht, die Erbschaft an Robert abzutreten. Das wenigste, was sie thun könnte, wäre, mit ihm theilen. Und die Hälfte des großen Vermögens wäre immer noch sehr viel für ein junges Mädchen von der Herkunft Fräulein Regers. Was war sie denn eigentlich? Die Tochter von der Haushälterin des alten Rußmann, nicht mehr und nicht weniger. Sie kam zum Besuch zu ihrer Mutter, während der alte Mann krank war, und pflegte ihn so aufopfernd, daß er sie nicht mehr von sich lassen wollte. Sie mußte ihre Stellung als Erzieherin aufgeben und bei ihm bleiben. Seitdem ist sie wie die Tochter des Hauses gehalten worden. Hätte sich nun das Gerücht bestätigt, daß Norbert zur See umgekommen, so wäre es ja gar nicht merkwürdig gewesen, wenn der excentrische alte Mann sie zu seiner Erbin gemacht. Aber so ist es schrecklich! Das ganze Lebensglück des jungen Mannes ist untergraben; denn seine Verlobung mit Flora Lucius wird natürlich rückgängig werden. Flora ist nicht dazu geschaffen, eines armen Mannes Frau zu sein, sie ist zu schön, zu elegant! Und der Aermste ist so verliebt in sie, es ist ein furchtbarer Schlag!"

In dieser und ähnlicher Weise wurde geredet, bis Robert mit dem Anwalt zurückkam und Beide erklärten, daß sie das Testament nicht gefunden hätten.

Mit dieser Erklärung steigerte sich die Ehrerbietung vor der jungen Erbin; man umdrängte sie, um ihr zu gratuliren; doch sie wehrte Alles ab.

„Es ist noch zu früh", war ihre Antwort.

Aber man hielt ihre Chancen für günstig.

„Wenn sie wirklich die Erbin ist," sagte man sich, „es ist ja schrecklich für den jungen Mann, sehr schrecklich — aber —"

Und das Resultat der Betrachtungen war, daß man der vermuthlichen Erbin die schuldige Ehrfurcht erwies.

„Sie nimmt die Sache sehr ruhig," sagten Viele auf dem Heimwege, „es scheint fast, als wolle sie das thun, was man von ihr erwartet, nämlich das Geld dem rechtmäßigen Erben zuweisen."

Man hätte wohl anders geurtheilt, hätte man Martha am Abend in ihrem eigenen Zimmer beobachten können. Sie hatte die Läden fest geschlossen, die Vorhänge zugezogen und die Thüren verriegelt. Kein menschliches Auge konnte sehen, wie sie jetzt ihr Kleid aufknöpfte und ein versiegeltes Dokument hervorzog, das auf ihrer Brust verborgen gewesen. — Es war das vermißte Testament! Lange und ernst ruhte ihr Blick darauf.

„Elendes Papier", sprach sie. „Du kannst das Glück manches Menschenlebens begründen oder vernichten! Gäbe ich Dich ihm, den Du glücklich machen würdest, welches Leid erwüchse für mich daraus, ich würde alles dessen beraubt, das ich hochschätze. Aber er wird unglücklich sein, wenn ich Dich behalte! Doch wird es ihm seine Braut kosten? Wird sie ihm untreu werden, weil er arm ist? O, was ist dann ihre Liebe werth? — Und ist sie ihm so theuer, daß sein Herz brechen muß, wenn er sie verliert, wie das meine brechen würde, wenn ich ihn verlöre, den ich liebe? Den ich liebe, ja, den ich liebe!" fuhr sie leise flüsternd fort und faltete ihre Hände wie in tödtlicher Angst. „Den ich liebe, und der nicht an mich denkt! Nur an sie! Ist es eine Sünde, die Beiden zu trennen? Und wird er mir vergeben, denn wenn sie ihn verläßt, weil er enterbt worden, so hat sie ihn nie wahr geliebt."

Als sie sich zu Bette legte, fand das Testament seinen Platz unter ihrem Kissen und dabei ein Brief, ebenfalls wohl versiegelt und an Robert Rußmann adressirt. Martha küßte den Namen, ehe sie einschlief.

„Er wird mir mein Unrecht vergeben, wenn er diesen Brief liest, ich gehorche ja nur dem Todten."

Den ganzen folgenden Tag trug sie das Testament unter ihrem Kleide verborgen, während Dr. Wilde und Robert das ganze Haus

darnach absuchten. Es war hart für das junge Mädchen, das enttäuschte Gesicht des Geliebten anzusehen, wo es ihr doch so leicht gewesen wäre, ihn zufrieden zu stellen. Doch es durfte nicht sein, sie mußte den Willen des Todten erfüllen.

Nach einigen Tagen vergeblichen Suchens gab man die Hoffnung auf, daß das vermißte Dokument überhaupt noch existire. Robert fügte sich in sein hartes Schicksal, und Fräulein Reger ward als rechtmäßige Erbin anerkannt.

Dr. Wilde gab sich gar keine Mühe, seinen Aerger zu verbergen.

„Es ließen sich doch gewiß Mittel und Wege finden, Fräulein," sagte er zu dem jungen Mädchen, „um dem letzten Willen des Todten nachzukommen. Das Testament, das Sie zur Erbin macht, war nicht sein letzter Wille, dessen bin ich sicher. Und Sie wollen gewiß nicht Etwas besitzen, was nur durch Irrthum Ihnen gehört. Lassen Sie uns ein Arrangement hoffen; ich erinnere mich genau der Bestimmungen des zweiten Testamentes."

Auf diesen sehr deutlichen Wink entgegnete Martha mit voller Ruhe:

„Das Testament kann sich finden, Herr Doktor. So lange ich diese Hoffnung hege, möchte ich Ihrem Gedächtniß die vielleicht unnöthige Anstrengung nicht zumuthen. Doch seien Sie versichert, daß mir nichts mehr am Herzen liegt, als den Willen des Todten zu erfüllen."

„Ich verstehe das Mädchen nicht," sagte Dr. Wilde zu Robert, „aber ich kann mich des Gefühles nicht erwehren, als ob Sie doch noch in den Besitz Ihres Vermögens gelangen sollten, und zwar durch freiwilliges Zurücktreten von Fräulein Reger."

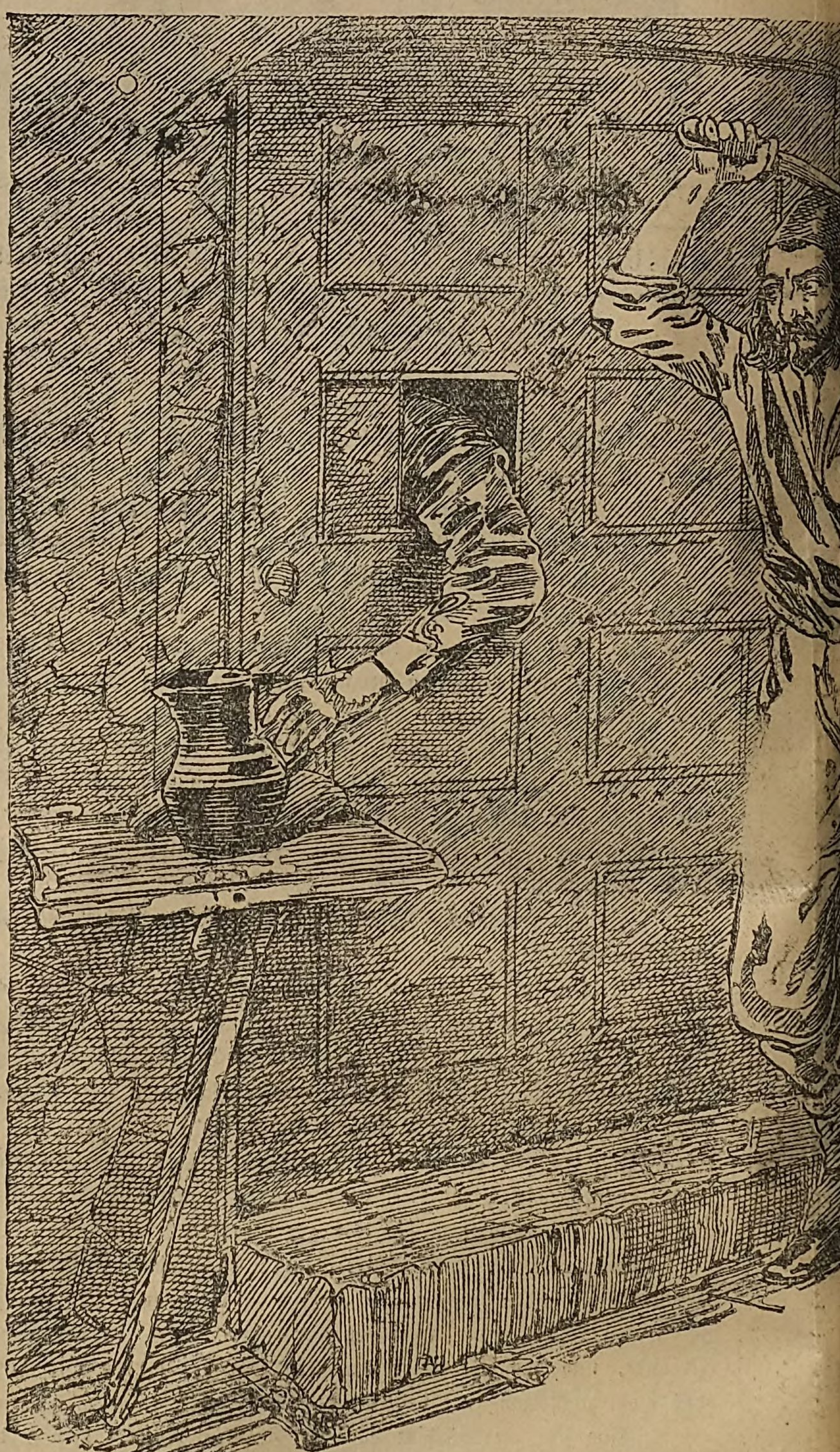
„Das glaube ich nicht," entgegnete Robert. „Alle Frauen hängen am Geld, mehr als wir Männer. Den neuesten Beweis davon hat mir Flora gegeben. Wie schnell hat sie sich von mir abgewandt, als es sich zeigte, daß ich nicht der Erbe meines Onkels sei. Und doch ist diese Erfahrung fast den Verlust eines Vermögens werth. Denken Sie sich, ein Mädchen zu heirathen, von der man sich geliebt glaubt, um nachher zu entdecken, daß sie nur unsern Geldbeutel liebte! Das wäre mein Schicksal gewesen! Und deshalb schmerzt mich ihr Verlust nicht. Selbst wenn Fräulein Reger in edler Selbstverleugnung daran dächte, mir das Vermögen abzutreten, ich würde mich jetzt unter keiner Bedingung mehr entschließen, Flora Lucius meine Braut zu nennen. Unsere Wege sind geschieden! Doch, ich bin fest überzeugt, Sie irren sich. Wie ich Ihnen schon sagte, alle Frauen sind geldgierig, und Fräulein Reger wird wohl keine Ausnahme machen!"

Dr. Wilde mußte wohl seinem Clienten Recht geben, als Woche auf Woche, Monat auf Monat verging, ohne daß Martha auch nur den geringsten Schritt that, um den jungen Mann, der so schwer enttäuscht worden, auch nur in etwas zu entschädigen . . .

Robert litt unterdessen keine Noth. Schon frühe hatte er das Talent verrathen, leichte, fesselnde, feuilletonistische Artikel zu schreiben, und dieses, sonst aus Liebhaberei cultivirt, verhalf ihm jetzt zu einer Anstellung bei der Presse. Freilich gestattete ihm sein Verdienst nicht, so glänzend zu leben, wie er dies zu Lebzeiten seines Onkels, von dessen reichen Mitteln unterstützt, gekonnt; doch er hatte ein sicheres, behagliches Einkommen, und ohne Neid sah er die Erbin seines Onkels in der eleganten Equipage an sich vorüberrollen.

„Sie ist eben egoistisch wie alle anderen Frauen," dachte er, wenn er den Hut vor ihr zog und unwillkürlich das zarte, blasse Gesichtchen bewunderte. „Man sollte eigentlich denken, daß die Eigenthümerin dieser Augen auch ein Herz besäße, sie sieht aus, wie ein Weib, das lieben kann und das man lieben möchte; aber sie ist wie alle — geldgierig, selbstsüchtig." Er konnte nicht umhin, eine Art Enttäuschung zu fühlen. „Sie sollte ein edleres, besseres Weib sein, als Flora," dachte er weiter, „sie hätte bereit sein müssen, mir das Vermögen abzutreten. Ich hätte ja das Opfer nicht angenommen; aber ich hätte sie dafür bewundern und verehren können, daß sie es bringen wollte. Doch sie sind alle gleich.

So verging ein halbes Jahr, ohne daß etwas Besonderes sich zugetragen hätte, als Robert eines Tages von einem Ausgang zurück-



Die blu

kehrend, seine Wohnung betrat und dort Dr. Wilde vorfand, der in großer Aufregung seiner harrte. Er hielt einen offenen Brief in der Hand und rief dem jungen Manne entgegen:

„Hören Sie nur, diesen Brief habe ich soeben erhalten.

„Geehrter Herr Doktor!

Bitte mich heute Abend um sechs Uhr mit ihrem Besuche zu beehren, und Herrn Rußmann mitzubringen. Das Testament hat

sich gefunden, und es wird mir großes Vergnügen gewähren, den rechten Erben in seine Rechte einsetzen zu helfen.

Mit größter Hochachtung

Martha Reger."

Natürlich leisteten die Beiden der Einladung Folge, und des



ige Hand.

Doktors erste Frage beim Betreten des Salons war: „Wo hat es sich gefunden, liebes Fräulein Martha?"

(Schluß folgt.)

Die blutige Hand.

Seit Monaten wird die Welt durch die Nachrichten aus der Türkei beunruhigt und namentlich sind es die Engländer, die es sich keine Mühe und keine Kosten verdrießen lassen, um alle möglichen Daten zu sammeln, die über die Bedrückung der christlichen Unterthanen des Sultans überhaupt zu erlangen sind. Nachdem sie seiner Zeit durch die Enthüllung der „bulgarischen Greuel" den Anstoß zu jenem Kampfe gegeben hatten, der mit der faktischen Unabhängigkeit Bulgariens seinen vorläufigen Abschluß fand, haben sie sich in neuerer Zeit die Armenier und Kretenser als ihre Schutzbefohlenen auserkoren und die englischen Blätter sind seit langer Zeit täglich angefüllt mit Schauerberichten über das Wüthen der Mohamedaner gegen die christlichen Armenier und Kretenser.

Allerdings ist es leider nur zu gewiß, daß die türkische Regierung die auf die Erlangung der Selbstständigkeit gerichteten Bestrebungen der Armenier und Kretenser in strengster und grausamster Weise niederhält; das beweisen die Nachrichten, die aus vollkommen unverdächtigen — nämlich nicht englischen — Quellen stammen. Aber das, was die Engländer und ihre Blätter über die armenischen Greuel berichten, ist manchmal so unglaublich, daß man Anstand nehmen muß, es für richtig zu halten, da man des Gedankens nicht los werden kann, daß die Engländer auf diese Weise nur ihre selbstsüchtigen Zwecke verfolgen, die darauf gerichtet sind, während der durch die Dinge in der Türkei hervorgerufenen Beunruhigung irgend einen Vortheil für sich herauszuschlagen.

Wir erwähnen dies nur, weil unser heutiges Bild nach einer aus englischer Quelle stammenden Darstellung angefertigt ist und wir somit auch dem „stolzen Albion" die Verantwortung über die Wahrheit der allerdings krassen Szenerie überlassen wollen.

Nach der vorerwähnten britischen Quelle ist man in der Behandlung gefangener kretensischer Aufständischer mit ganz besonders raffinirter Grausamkeit vorgegangen. Eine der entsetzlichsten Quälereien bestand darin, daß man die Gefangenen in ihren Kerkern Durst leiden ließ. Auf einem Brette vor dem Guckloche der Zelle stand allerdings auf einem Brettchen ein Krug mit Wasser; allein so oft der Gefangene darnach langen wollte, bemerkte er einen blanken Säbel, von der nervigen Faust eines Türken geschwungen und bereit, sich in wuchtigem Hiebe niederzusenken auf die nach der ersehnten Labung greifende Hand. Und so dürstete der Arme weiter, bis die Marter so unerträglich wurde, daß selbst die Gefahr des drohenden Säbelhiebes den Eingekerten nicht mehr abhalten konnte, die Hand nach dem Krüglein auszustrecken.

Vielleicht baute der Unglückliche auf seine Schnelligkeit; aber der Henker harrt geduldig und ehe noch der Henkel des Wasserkruges in der Hand des Gefangenen lag, sauste die haarscharf geschliffene Waffe herab und trennte die Faust des Dürstenden vom Arme. Die Türken nennen das „die blutige Hand . . ."

Ja, im Orient werden die Kämpfe mit weitaus entsetzlicheren Waffen geführt als im Abendlande. Darüber herrscht kein Zweifel. Die Kretenser und ihr hellenischen Mitkämpfer mögen den gefangenen Türken auch ziemlich übel mitgespielt haben. Das Wort „Aug' um Aug', Zahn um Zahn" hat nirgendwo mehr Geltung, als unter den Völkern des Ostens. Daran kann aber auch der englische Baumwollsack mit seinen „atrocities" nichts ändern; das vermag nur die Lehre Jesu Christi, unseres Herrn und Heilandes. Das werden auch noch die Mächtigen Europas einmal einsehen müssen. Nur vor dem Kreuze kann die „blutige Hand" auf immer verschwinden.

Humoristisches.

(Unangenehmer Beruf.) Schuhmacher: „Wie geht's, Herr Nachbar?"

Bäcker (schelmisch): „Schlecht!"

Schuhmacher: „Was, Ihnen, solch' reichem Manne?"

Bäcker (lachend): „Ist das eine Existenz, wenn man vom Hunger seiner Mitmenschen leben muß."

(Neues Wort.) „Wie gefällt Ihnen die Tochter des Bäckermeisters Wampel?"

„O, eine sehr hübsche Semmelblondine!"

(Variante.) Großvater: „Dein ewiges Schuldenmachen hab' ich satt, Du bekommst von mir keinen Pfennig mehr."

Student: „Weh' mir, daß ich ein Enkel bin!"

Homonyme.

Es soll der Mann es niemals sein,
Jedoch auch nicht vermessen!
Ist aber auch gar süß und fein,
Wer möcht' es nicht gern essen!

Bilderräthsel.



Irrgartenrebus: (die Anfangsbuchstaben der Rebusbilder sind so zu verbinden, wie die Wege des Irrgartens gehen).

Auflösung der Homonyme in Nr. 100:

Einnahme.

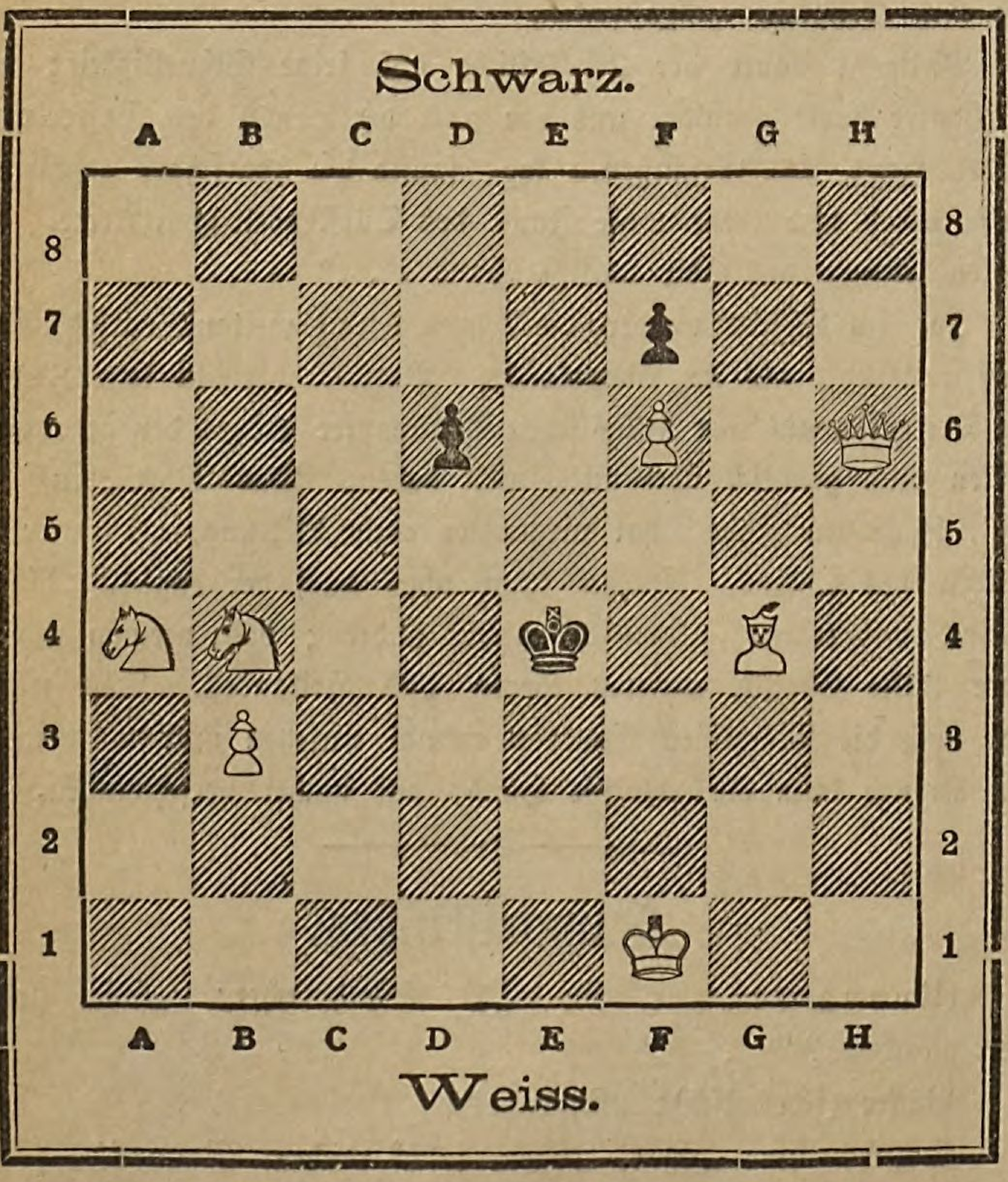
Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 100:

Genieß des Lebens Lust, wie sie Dir winkt; nur so, daß nicht die Reue hinterher dann hinkt.

Schachzeitung № 223.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Ehrenstein in Budapest.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Internationales Meisterturnier in Budapest.

Nach dem soeben erschienenen Programme soll das internationale Meisterturnier in Budapest am Sonntag den 4. Oktober eröffnet und am 25. Oktober mit der Preisevertheilung geschlossen werden. Die Anmeldungen hiezu haben spätestens bis 27. September zu erfolgen. Jeder Theilnehmer hat mit jedem der übrigen eine Partie zu spielen. Die Spielzeit ist auf 5 Tage in der Woche und zwar täglich von 9—1 Uhr Vormittags und von 4—8 Uhr Nachmittags beschränkt, jedoch ist jeden Tag eine Partie zu spielen, welche für die ersten 30 Züge zwei Stunden für weitere je 15 Züge eine Stunde Bedenkzeit nicht überschreiten darf. Als Preise sind bestimmt: 1. Die von Sr. Majestät dem Kaiser als König von Ungarn gewidmete silberne Victoria-Säule oder 2500 Kronen, 2. 2000 Kronen, 3. 1500 Kronen, 4. 1000 Kronen. 5. 600 Kronen, 6. 400 Kronen. Weitere Vermehrung und Erhöhung der Preise sowie Spezialpeise ist vorbehalten. Der Einsatz beträgt 50 Kronen.

Spanische Partie.

gespielt im Meisterturnier in Nürnberg.

Weiß: Maroczy. Schwarz: Steinitz.

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	e7—e5	15.	De2—d2	Tf8—d8
2.	Sg1—f3	Sb8—c6	16.	d3—d4	Lb6—a5
3.	Lf1—b5	Lf8—c5	17.	o—o—o (b)	Sc6×d4!
4.	c2—c3	Dd8—f6	18.	Sf3×d4	c7—c5
5.	d2—d3	h7—h6	19.	e4—e5	Df6—e7 (c)
6.	Dd1—e2	Sg8—e7	20.	Dd2—b2	c5×d4
7.	Lc1—e3	Lc5—b6	21.	Td1×d4	Lc8—f5
8.	Sb1—d2	o—o	22.	Sf1—d2	Td8×d4
9.	h2—h3	d7—d5	23.	c3×d4	Ta8—c8 +
10.	Sd2—f1	d5—d4!	24.	Kc1—d1	La5—c3
11.	Le3—d2	Se7—g6	25.	Db2—b5	Lc3×d4
12.	Lb5—a4	d4×c3	26.	Sd2—f3	a7—a6
13.	b2×c3	Sg6—f4	27.	Gibt auf. (d)	
14.	Ld2×f4	e5×f4 (a)			

a) Schwarz nützt die bereits erreichte bessere Stellung bestens aus.

b) Für Weiß gibt es keinen guten Zug mehr.

c) Hätte Schwarz den Bauern genommen so würde Weiß mit Sd4—f3 seine Figur behauptet haben.

d) Die Dame hat nur 2 Züge. Db5—e2 darauf entscheidet De7—a3 und Db5—a5 darauf folgt Ld4—c3 nebst Tc8—d8 +.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 219 von Corrias.

1. Db2—b1 / b5×a4	2. Tb4—h4 / Beliebig	3. Db1-b8, b5, Th4-h5 ++
1. . . . . / d5—d4	2. Tb4×b5 + / Ke5—f4	3. Db1×f5 ++
1. . . . . . / f5—f4	2. Db1—e4 + / d5×D.	3. Tb4×b5 ++
1. . . . . / d2-d1DSic	2. Db1×d1 / Beliebig	3. Dd1—d4, b5 ++
1. . . . . . / e3—e2	2. Db1—g1 / Beliebig.	3. Dg1—d4, e3, g5 ++

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Jach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll und aus Regensburg von B. H.—, R. Kern, Gustav Schmidt, J. B. Schuler und R. Weiß.

Briefkasten: F. R. Falls sie noch Interesse daran haben sollten, können wir Ihnen heute mittheilen, daß vor längerer Zeit schon erschienen ist „Enderlein's theoretisch practische Anleitung zum Vierschachspiele. Neubearbeitet von Jean Dufresne. Geheftet 2 Mark 60 Pfennig. Veit und Comp. in Leipzig." — **A. K.** hier. In der Aufgabe Nr. 220 wird 1. Dd8—d6 durch Sh4—f3 wiederlegt und in Nr. 221 kann auf 1. Sc5—d7 +, König e5—f4 durch 2. Te1—f1 mat nicht folgen wegen Läufer d4—f2. Uebrigens haben wir schon wiederholt bemerkt, daß mit Schach nicht wohl eine Aufgabe beginnen wird.

Notiz: Zuschriften, Lösungen ꝛc. ꝛc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 103. **Sonntag den 4. Oktober.** **1896**

Felsenbrand.

Aus dem Rumänischen von Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien.

Die schöne Pauna war stolz. Nicht umsonst hatte sie zwei große schwarze Augen, kühn geschweifte Brauen und eine Adlernase. Ihr Mund war nicht eben klein, aber schön geschnitten und wenn sie sprach oder lachte, so schimmerte eine Doppelreihe weißer Perlzähne daraus hervor. Die Flechten ihres Haares trug sie wie eine Krone über der Stirne und wenn sie so leichten Schrittes, erhobenen Hauptes einherging, nannte sie alle Welt lächelnd: „Die Prinzessin".

Aber Paunas Stolz war mit einem Male dahin, sowie Tanas an ihr vorüberging. Dieser Bursche hatte es ihr angethan; das war offenbar. Sie lauschte gerne seinen Worten, wenn er ihr von der „Hora"*) sprach und wenn Einer sie je mit dem Namen des Burschen neckte, so überflog flammende Röthe ihr Angesicht und ein schneidiges Wort von ihren Lippen benahm dem Spötter die Lust, seinen Scherz weiter zu treiben. Und gar erst, wie neidisch war dem Tanas die Welt, als es ruchbar ward, daß er sich mit der schönen Pauna verlobt habe!

Da kam der Krieg. Tanas mußte zu Felde und mit dem Heere an die Donau ziehen. Pauna verbarg der Welt ihre Thränen, unbelauscht gab sie ihnen aber freien Lauf und Niemand wagte sie zu fragen, was die Ursache ihres Harms sei? Ach Gott, und als es gar hieß, die erste Schlacht sei geschlagen worden, da mußte sie sich an die Grenzsäule der Dorfgemarkung klammern, um nicht ohnmächtig hinzusinken in jähem Schreck. Von da ab war es um ihren Schlaf geschehen; nachtsüber mußte Pauna zuweilen das Licht brennen lassen, damit sein heller Schein die Visionen banne, die ihr ihren Tanas von Wunden bedeckt, sterbend oder gar todt zeigten.

So saß sie in einer düsteren Nacht ganz angekleidet am Rande ihres Bettes, ohne wahrzunehmen, daß eine Gestalt sich an ihr Haus schlich und zum Fenster hineinschaute.

Ah, sie wußte nichts davon, wie sehr sie schön war, da ihre großen Augen träumerisch und weltvergessen vor sich hinblickten, und ihre kleinen Händchen harmvoll das Kniee umfingen. Plötzlich vernahm sie ein leises Pochen an das Fenster.

Mit einem Schrei des Schreckens wandte das arme bebende Mädchen den Kopf gegen das Fenster, als wollte sie mit ihrem Blicke die Finsterniß durchbohren.

Es schien ihr, als sähe sie Tanas vor ihrem Fenster und dann vernahm sie die Worte:

„Pauna, theure Pauna, ich bitte Dich, komme heraus. Ich bin es: Tanas!"

Pauna ging hinaus und fühlte sich umschlossen von den Armen ihres Bräutigams.

Sie aber stieß ihn zurück und sprach:

*) Ein rumänischer Nationaltanz.

„Wie? Du wärest es in der That?"

„Siehst Du nicht Deinen Ring, Pauna, und hier an meinem Halse das Heiligenbild, das ich von Dir habe? Ich hielt es nicht länger aus vor Ungeduld. Mich trieb es her, zu schauen, ob Du noch mein gedächtest."

„Wer erlaubte Dir, die Armee zu verlassen?"

„Niemand. Ich!"

„Niemand? Und Du bist da? Der Krieg ist also zu Ende?"

„Ach nein, er hält noch an; aber ich schlich mich fort zu Dir, um unserer Liebe willen."

„Um unserer Liebe willen?" Pauna lachte bitter auf. „Und glaubst Du, ein Fahnenflüchtiger könnte mein Bräutigam bleiben? Hinweg! Und laß Dich nie wieder blicken."

„Pauna! Ist das die Liebe, die Du mir zugeschworen hast? Du schickst mich in den Tod, in mein Verderben?"

„Zieh, wohin Du willst, aber wisse es: nimmer werde ich das Weib eines Mannes, den ich ob seiner Feigheit verachten müßte."

„Du liebst einen Anderen, Pauna!"

„Nein, Tanas, Du bist der Einzige, den ich liebe. Ich habe meine Nächte durchwacht in Gedanken an Dich. Aber niemals hätte ich geträumt, Dich als Memme wiederzusehen."

Pauna verbarg bei diesen Worten ihr Antlitz in den Händen und schluchzte laut auf.

„Ich hoffte, Du würdest mich liebevoll empfangen und mich verbergen vor den Verfolgern."

„O über die Schande!" rief das Mädchen aus. „Wehe mir, daß ich Deine Verlobte bin. Der Felsengipfel des Buceg wird verbrennen, ehe ich Deine Gattin werde!"

„Und ich," rief Tanas, „ich schwöre es: Du wirst mich nicht anders als verwundet oder todt wiedersehen."

In diesem Augenblicke schauten die beiden jungen Leute einander in's Angesicht.

Ihre Augen blitzten vor Leidenschaft im nächtlichen Dunkel. Plötzlich flammte ein rother Schein auf über ihnen; es schien, als wäre der Himmel in ein Gluthmeer getaucht, und als die Beiden ihre Blicke in die Höhe richteten, da sahen sie, daß der waldige Felsengipfel des Buceg sich entzündet hatte. Das Brautpaar stand betroffen da. Der Feuerschein verbreitete sich immer mehr, und endlich stieg eine gewaltige Flammensäule, Sterne speiend, himmelwärts. Die Fenster der Nachbarhäuser öffneten sich eines nach dem andern, die Leute riefen angstvoll einander zu: „Der Wald brennt! Das Gebirge brennt!"

Die Hunde fingen zu heulen an, die Hähne krähten. Da erfaßte Pauna den Jüngling an der Schulter und ihn von sich stoßend, sprach sie:

„Geh! Entflieh, verbirg Dich, willst Du nicht anders, daß mich die Schande tödte."

Und damit trat sie in das Zimmer zurück, verschloß die Thür

hinter sich und verlöschte das Licht. Bebenden Herzens sah sie Tanas im Schatten der Häuser davonschleichen; dann blickte sie in die Nacht hinaus, der Leute nicht achtend, die sie riefen, das Schauspiel zu bewundern.

Von diesem Tage ab mied Pauna die Welt; ihre Lippen, einst so heiter und gesprächig, sie lächelten nicht mehr. Sie arbeitete stillschweigend und fühlte sich häufig derart ermüdet, daß sie sich an den Bachesrand setzen und sich die brennende Stirne mit dem frischen Naß kühlen mußte.

Zuweilen auch betrachtete sie das Spiegelbild ihrer Gestalt, so wie es sich in der Fluth wiegte, oder sie wandte träumerisch den Blick nach oben, um erschreckt zusammenzufahren, wenn er den Buceg-Gipfel traf.

Plötzlich fing man zu munkeln an, daß der Tanas daheim gewesen. Dieser und Jener wollte ihn im Feuerschein erkannt, seine Stimme vereint mit jener Pauna's vernommmen haben. Aufdringliche Leute befragten Pauna hierüber und bebend, den Angstschweiß auf der Stirne, antwortete sie:

„War es nicht still und finster bei mir an dem Abend, als der Berg brannte?"

Bald hernach hieß es im Dorfe, es sei eine große Schlacht geschlagen worden. Pauna, als sie die Kunde vernahm, eilte nach Hause, legte etwas Mamaliga (Maiskuchen) und einige Gurken in ein Tuch und entfernte sich. Ihrer Mutter sagte sie:

„Sei nicht unruhig, Mutter, ich komme bald wieder."

Oede lag das Schlachtfeld da im unsicheren Zwielichte der Abenddämmerung. Tausende von Todten bedeckten die Erde. Da röchelte ein verendendes Pferd, dort streifte ein anderes hinkend und mit gesenktem Kopf über das Feld. Die Armee lagerte um die Bivouak-Feuer; die Soldaten schliefen und Niemand hörte das Stöhnen der Verwundeten, die Seufzer der Sterbenden auf dem Schlachtfelde. Eine Frauengestalt durchschritt die reiche Saat des Todes: es war Pauna, welche einherging, nach Tanas auslugend.

Inzwischen hatte sich die Nacht herabgesenkt und der bleiche Mond goß seinen Schimmer über die Ebene. Pauna kniete da und dort nieder, drückte da einem Sterbenden den Kopf an ihre Brust, ließ dort eine Thräne auf das fahle Antlitz eines Todten fallen und überall suchte sie, ob sie nicht das Heiligenbild und den Ring an irgend einem Körper fände.

Von Zeit zu Zeit rief sie leise: „Tanas! Tanas!" Oft auch antwortete ihr ein Seufzer, aber sie senkte bald betrübt das Haupt: der Verwundete, dem sie labenden Trunk reichte, war nicht Tanas.

Es fing schon zu tagen an, der Mond verblaßte Da sah Pauna etwas aufglänzen. Sie näherte sich und sah einen Mann, fast leblos, mit seinen Händen krampfhaft ein Ding umschließend, das ihm vom Halse hing. Pauna erkannte ihren Ring. „Tanas!" Sie sank hin und ihre Thränen netzten das blutgetränkte, kaum wiedererkenntliche Gesicht. Sie wurde ohnmächtig, raffte sich aber bald wieder auf und sah dann, daß eine klaffende Wunde sich über die beiden Augen und die Nase ihres Verlobten hinzog. Sie wusch ihm die Wunde aus und frisches Blut quoll daraus hervor. Gottlob, er lebte! Sie labte ihn, netzte ihm die Lippen mit Wasser, verband ihm die Wunde. Endlich seufzte Tanas auf; er erhob die Hand, betastete Paunas Gesicht und stöhnte:

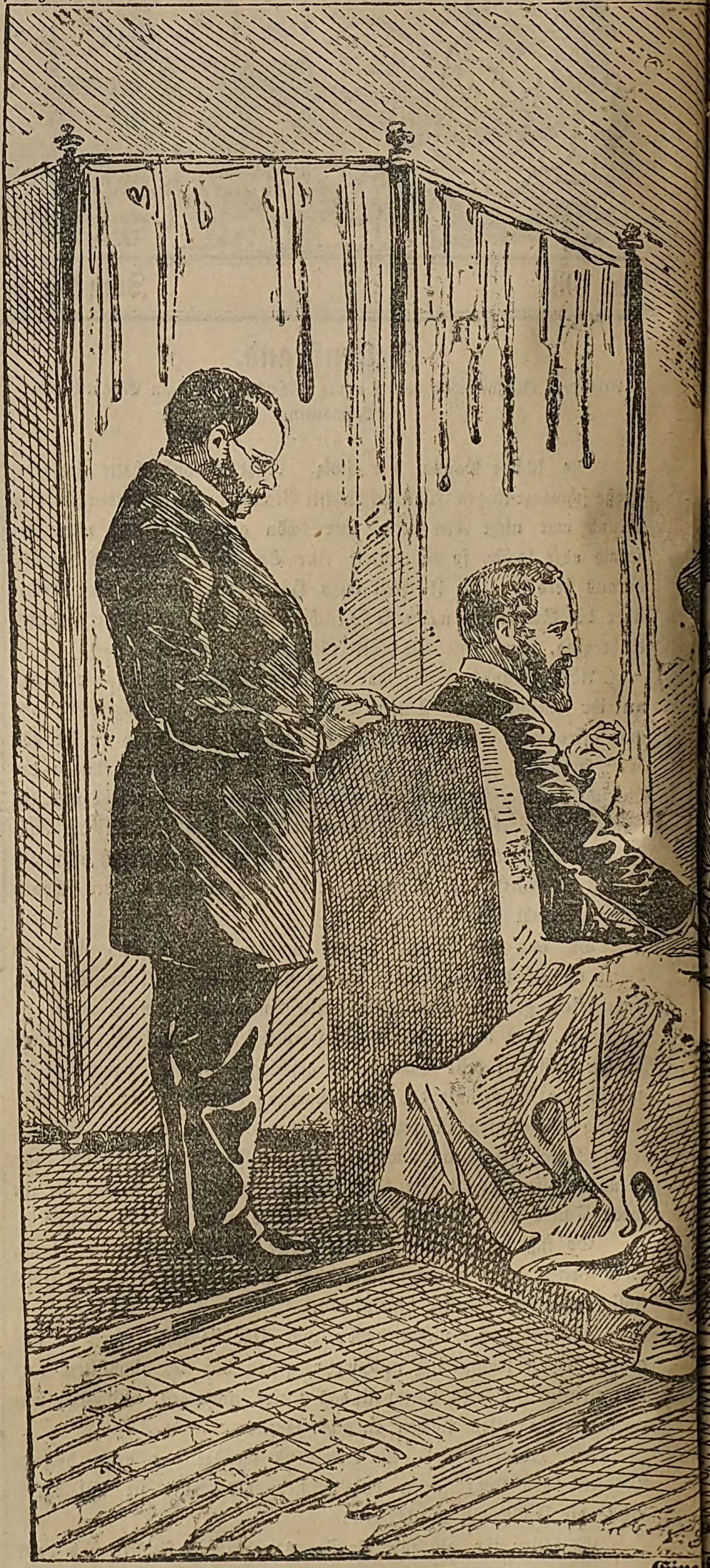
„Laß mich sterben hier, Pauna; ich bin ja blind und was habe ich noch zu suchen auf Erden?"

„Nein, nein," rief Pauna aus. „Du bist mein theurer Bräutigam und mit des Himmels Hilfe bin ich bald Dein Weib.

Lange und peinvolle Wochen vergingen seit diesem Tag, Wochen, während welcher Pauna nicht von dem Bette des Verwundeten wich, den sie Tag und Nacht liebevoll und zärtlich pflegte.

Eines Tages zogen zwei Wanderer im Dorfe ein: ein Blinder, und an seiner Seite ein junges Mädchen, das ihn an der Hand führte und freudig den Entgegenkommenden zurief:

„Das ist mein Bräutigam. Ein tapferer Held, wie es das Ehrenzeichen an seiner Brust beweist."



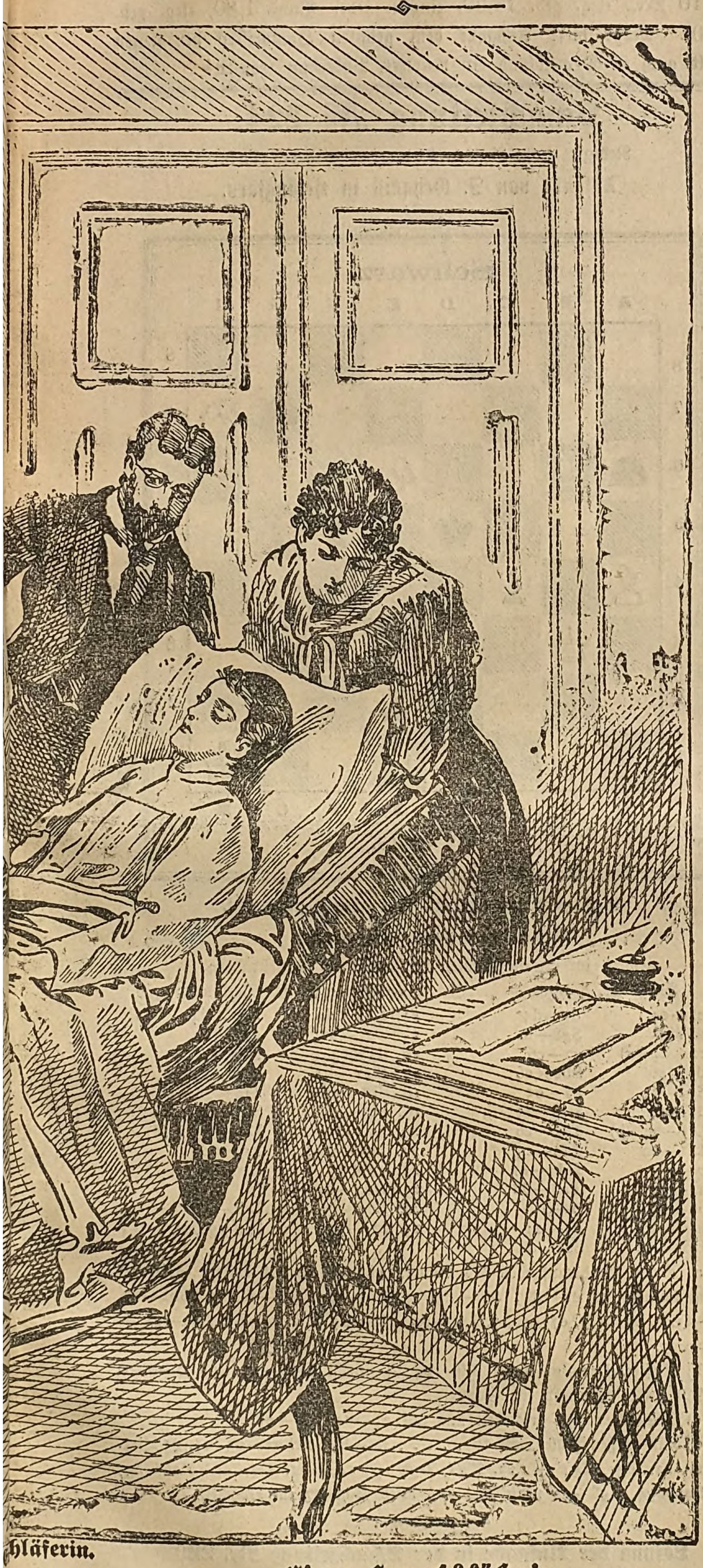
Eine

„Und auf seinem Gesicht!" fügte Tanas hinzu.

Zur Hochzeit kam vieles Volk von Nah und Fern hinzu und Alles tadelte Pauna dafür, daß sie einen Blinden gewählt. Sie aber lächelte glückstrahlend und sprach:

„Ich bin stolz darauf, einen Tapferen zum Manne zu haben. Gottlob, ich bin stark genug, um für Zwei arbeiten zu können."

Der Berggipfel aber, den man brennen sah, wurde „Felsenbrand“ benannt; Jäger und Hirten, die ihn erklommen, schwören, sein Felsgestein sei zur Kohle verbrannt.



...hläferin.

Eine Langschläferin.

So stolz auch die Männer der exakten Wissenschaften auf ihre Errungenschaften sein mögen — haben sie sich doch schon eingebildet, das Räthsel der Seele mit dem Mikroskop und den physikalischen Versuchen gelöst zu haben! — die Natur gibt ihnen doch immer wieder neue Nüsse zu knacken, an denen sie vergebens ihre Zähne versuchen. Von einem Falle, vor dem die medizinische Wissenschaft des Jahrhundertes ebenso rathlos steht, wie irgend ein Medizinmann eines von der Kultur noch ganz unbeleckten wilden Stammes, haben wir zu berichten.

In dem Dorfe Gambke bei Bremen — nicht etwa irgendwo im fernen Westen Amerika's, wo Niemand die Sache kontrolliren kann — ist vor nunmehr zwölf Jahren ein Mädchen in Schlaf verfallen und heute verharrt es noch immer in demselben Zustande. In den ersten Jahren erwachte es noch zeitweilig daraus, später aber nicht mehr. Die Nahrung wird dem Mädchen, das von seiner Familie in liebevollster Weise gepflegt wird, in den Mund gesteckt, worauf es dieselbe wie ein normaler Mensch zerkleinert und verschluckt.

Man hat es hier mit einem außerordentlichen Falle zu thun, wo das geistige Leben vollkommen verdunkelt ist, während die sogenannten animalischen Funktionen, Athmung und Verdauung ihren normalen Verlauf nehmen.

Im Laufe der Jahre haben die hervorragendsten Aerzte und Professoren versucht, die Kranke von ihrem Leiden zu befreien; aber leider hat sich alle ärztliche Kunst als unzulänglich erwiesen.

Unser Bild stellt die Schlafende dar, wie sie von einem Arzt untersucht wird.

Mark Twain.

Wer ist Mark Twain? Mark Twain ist der Schriftstellername des größten amerikanischen Humoristen Samuel Langhorne Clemens; er, der diesen wirklichen Namen vergessen ließ, rührt daher, daß die Lotsen auf dem Mississippi beim Auswerfen des Senkbleis ausrufen: mark one — mark twain (oder two) u. s. w. Mark Twain, geboren den 30. November 1835, verlebte in Hannibal, Staat Missisippi, seine Jugendjahre; er war ein gutherziger, wilder und muthwilliger Knabe, der oft die Schule schwänzte und allerhand lose Streiche beging. Sowohl in „Tom Sawyer“ wie „Huckleberry Finn“ hat er seine Jugendjahre drastisch geschildert. Als er zwölf Jahre alt war, starb der Vater, der Friedensrichter war, und er wie seine Geschwister mußten sich ihr Brod verdienen. Er wurde Buchdruckerlehrling beim „Weekly Courier“ in Hannibal. Dies Blatt hatte 100 Abonnenten in der Stadt und 350 auf dem Lande; die städtischen bezahlten mit Kolonialwaren, die ländlichen mit Kohlköpfen und Holz — „wenn sie überhaupt zahlten,“ fügt Mark Twain hinzu. Es war ein kümmerliches Leben. Als der Lehrling, der wenig an den Setzerkasten gekommen war, 15 Jahre zählte, hatte er „ausgelernt“ und ging auf die Wanderschaft, wobei er nach New-York kam, von da nach Philadelphia, dann nach Cincinnati, nach Louisville und St. Louis. Nirgends hielt er lange aus. Er wurde Lotse auf dem Mississippi, was er im „Leben auf dem Mississippi“ schilderte. Der Ausbruch des Bürgerkrieges machte dieser Laufbahn ein Ende. Nun wurde er Goldsucher in Kalifornien, von wo aus er Skizzen für verschiedene Blätter schrieb und später eine Redakteurstelle erhielt, was ihm so wenig behagte, daß er wieder Lotse werden wollte. Der ihm befreundete General Mc. Comb redete ihm dies aus, weil er Mark Twains großes Talent erkannt hatte. Er blieb also der Feder treu und entschloß sich zur Herausgabe des „Kalifornier“; da aber das Blatt trotz der prächtigen Skizzen nicht ging, ging er selbst, und zwar wieder nach den Bergen als Goldgräber. Dies Geschäft glückte nicht und Mark Twain wurde Berichterstatter auf den Sandwich-Inseln. Aber schon nach zwei Monaten war er wieder in San Francisco. Hier lebte er bis 1867 ein wahres Hungerdasein. Dann begab er sich auf Reisen, um Vorlesungen zu halten, wobei er vielen Anklang fand. In demselben Jahre erschien der erste Band seiner Skizzen, der in Amerika wie in England begierig gelesen wurde. Er kam wieder nach New-York, dann nach Washington. Mit Hilfe seines Freundes Mc. Comb konnnte er sich hiernächst einer Reisegesellschaft auf ihrer

Fahrt nach Europa anschließen, von wo er Berichte an eine kalifornische Zeitung schrieb. Nach der Rückkehr war er wieder in Washington, 1868 wieder in San Francisco, 1869 wieder in New-York, wo er vergeblich einen Verleger für sein neues Werk „Harmlose auf Reisen" suchte. Endlich druckte es die Verlagsgesellschaft in Hartfort, es wurden 200000 Exemplare davon verkauft und 75000 Dollars Reingewinn gemacht, wovon der Verfasser die Hälfte erhielt. Damit war sein Ruhm gegründet, er wurde ein gesuchter Autor.

Mark Twains größere Schriften, welche den „Harmlosen au Reisen" folgten, zerfallen in zwei Gruppen; die erste Gruppe schildert das Leben im fernen Westen zur Zeit des Edelmetallfiebers und das Leben auf dem Mississippi (ersch. 1883), die zweite umfaßt die Jugendstreiche des Tom Sawyer (1876) und des Huckleberry Finn (1886). In der ersten spendet er mit vollen Händen aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen, und der Humor tritt ein wenig zurück; in der zweiten zeigt sich das umgekehrte Verhältniß. Die Welt von heute fühlt vor allem das Bedürfniß, sich zu erheitern, und es wird deshalb niemand wundernehmen, daß „Tom Sawyer" und „Huck Finn" ein weit glänzenderes finanzielles Ergebniß hatten als die ernsteren Bücher. Aber gerade darum sei der hohe Werth dieser belehrenden, der Wirklichkeit abgelauschten Darstellungen besonders nachdrücklich hervorgehoben. Es sind interessante Blätter der Kulturgeschichte, und auch in Naturschilderungen leistet Twain Vortreffliches. Am meisten aber schlägt sein eigenartiger, echt amerikanischer Witz ein. Dieser Witz ist ebenso vielseitig wie Mark Twains schriftstellerische Veranlagung im allgemeinen. Es wäre müßig, Untersuchungen darüber anzustellen, ob Twain hier und da die Farben zu dick aufträgt oder nicht. Mag das sogar häufig der Fall sein — dem Werthe seiner Schriften geschieht dadurch kein Eintrag. Wer Umschau hält über seine Werke, wird bald finden, daß der amerikanische Humorist ebenso sehr ergötzt und erheitert, als belehrt und erzieht. Kein Mann wird Mark Twain lesen, ohne einen nachhaltigen, moralisch kräftigen Einfluß aus seinen Schriften zu gewinnen.*)

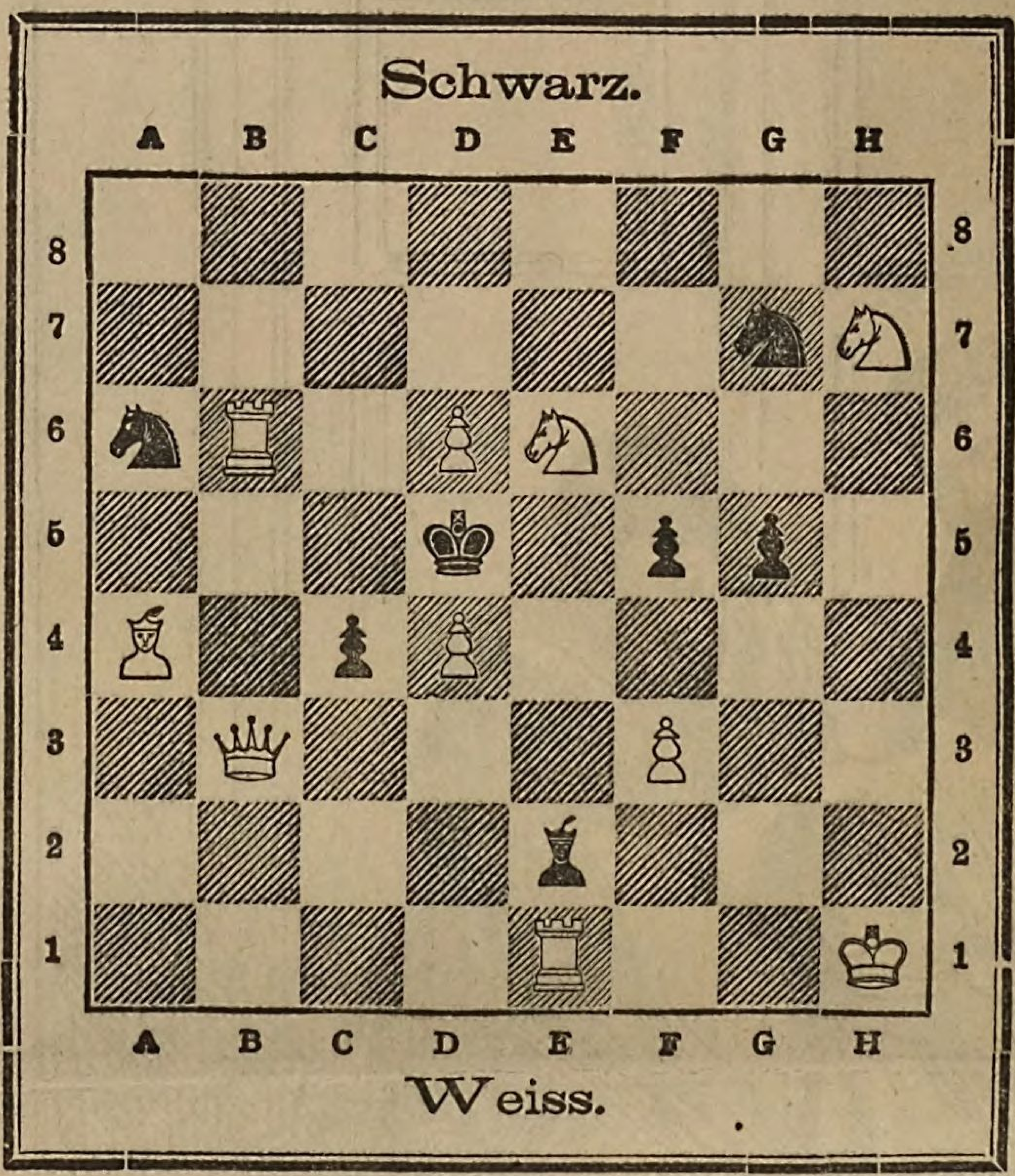
Durch die im Verlag von Robert Lutz in Stuttgart erschienene Ausgabe der ausgewählten humoristischen Schriften Mark Twains, welche das Werthvollste und für deutsche Leser Geeignetste in vortrefflicher Uebersetzung wiedergiebt, ist es uns nunmehr ermöglicht, Twain in seiner ganzen Fülle kennen und lieben zu lernen. Die schöne sechsbändige Ausgabe enthält folgende Meisterwerke Mark Twains: 1. „Abenteuer und Streiche von Tom Sawyer", 2. „Abenteuer und Fahrten von Huckleberry Finn", 3. „Skizzenbuch", 4. „Leben auf dem Mississippi" und „Nach dem fernen Westen", 5. „Im Gold- und Silberlande", 6. „Reisebilder und verschiedene Skizzen", nebst einer Lebensbeschreibung des berühmten Humoristen. Diese sechs Bände enthalten einen Lesestoff, welcher berechtigt ist, viele nichtsnutzige neue Wacher zu verdrängen und in den weitesten Kreisen bekannt zu werden. Sie haben neben ihren großen geistigen Vorzügen auch noch den der Billigkeit. (Zu beziehen in 6 Bänden zu 10 Mk., eleg. geb. 13,50, einzeln jeder Band 1,80, eleg. geb. 2,50). Möge diese Ausgabe dem größten Humoristen der neuen Welt auch in Deutschland ein weiteres Publikum erobern!

*) Daß Mark Twain nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Mensch groß dasteht, beweist sein jetziges Verhalten. Bekanntlich hat er durch den Bankerott der Verlagsfirma von Webster in New-York, welcher er sein Vermögen anvertraut hatte, alles verloren. Mark Twain aber hat sich, als Sechziger, entschlossen, alles daran zu setzen, um seine Gläubiger bei Heller und Pfennig zu befriedigen. Da die Einnahme aus der schriftstellerischen Thätigkeit zu langsam für seinen Zweck voranginge, trotz der großen Honorare, die er zu beziehen gewohnt ist, so hat er sich zu einer mehrjährigen Vorlesungstour um die Welt entschlossen und ist nun inmitten derselben begriffen. „Die geistigen Fähigkeiten eines Menschen" — erklärte er öffentlich — „dürfen von den Gläubigern nach Recht und Gesetz nicht mit Beschlag belegt werden. Aber ich bin kein Handelsmann, und die Ehre ist ein strengerer Zuchtmeister als das Gesetz. Nach dem bisherigen Erfolg zu urtheilen, den ich auf meiner Vorlesungstour gehabt habe, hege ich die Zuversicht, daß ich, wenn mir Gott das Leben läßt, innerhalb vier Jahren den Rest abgezahlt haben werde. Dann kann ich, völlig schuldenfrei, mein Leben neu beginnen."

Schachzeitung № 224.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von J. Oehquist in Helsingfors.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Damenbauer gegen Königbauer.

gespielt im internationalen Meisterturnier in Nürnberg.

Weiß: M. Porges.	Schwarz: J. H. Blackburne	Weiß	Schwarz
1. e2—e4	d7—d5	14. Lb2×d4	Lc5×d4
2. e4×d5	Sg8—f6	15. Ta1—a2	g7—g5
3. c2—c4 (a)	c7—c6	16. d3×e4	g5×h4
4. d5×c6	Sb8×c6	17. Kg1—h1	Kg8—h8
5. Sg1—f3	e7—e5	18. Sb1—c3	Tf8—g8
6. d2—d3	Lc8—f5	19. Sc3—d5	Sf6×d5
7. Sf3—h4 (b)	Lf5—e6	20. e4×d5	De7—g5? (d)
8. Lf1—e2	Lf8—c5	21. Dc2—e4!	Td8×d5
9. o—o	Dd8—e7	22. c4×d5	Le6×d5
10. a2—a3	Ta8—d8	23. De4—d4 +	f7—f6
11. b2—b3	o—o	24. Le2—g4!	Ld5—c6
12. Lc1—b2 (c)	e5—e4	25. f2—f3	Aufgegeben.
13. Dd1—c2	Sc6—d4		

a) Durch Wiederaufgeben des Bauern hätte Weiß das bessere Spiel erreichen können. 3. d2—d4, Sf6—d5, 4. c2—c4, Sd5—f6. 5. Sb1—c3, Lc8—f5. 6. Sg1—f3, e7—e6. 7. Lf1—e2, Lf8—b4. 8. Dd1—b3, Lb4—c3 + 9. b2—c3.

b) Auf 7. Lc1—g5 folgt Lf8—b4 + nebst Dd8—a5 und o—o—o mit sehr guter Stellung für Schwarz.

c) Sh4—f3 mußte geschehen und auf e5—e4, Sf3—e1

d) Ein großer Fehler, mit 20. . . . . . h4—h3! 21. g2—g3 (21. g3×h3. L×h3. 22. Tg1, Tg1 +. 23. Kg1, Dg5 +, 24. Kh1, Dg2 ‡.) Le6—g4, 22. Le2×g4, Tg8—g4 nebst Tg4—e4 blieb Schwarz im Vortheil.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 220 von Wood.

1. Tf1—f6 / Beliebig — 2. D., T., S., S., L. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll und aus Regensburg von B. H.—, R. Kern, Gustav Schmidt, J. B. Schuler und R. Weiß.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 105. Montag den 19. Oktober. 1896

1

Vorsatz oder Zufall.

Die Stille des Frühmorgens lag noch auf Wald und Flur, als sich in der Oberförsterei Waldenhagen die Jagd vorbereitete.

Gäste aus der Stadt waren angelangt, Jäger von Nah und Fern waren geladen.

Der Oberförster Hanisch musterte Alles, was zur Jagd nöthig war, um seine Ehre als Waidmann nicht auf's Spiel zu setzen. Büchsen, Pulverkörner, Schrot und Kugeln mußten Revue passiren. Auch die Hundeparade gab, wie alles Andere, hinreichenden Anlaß zur Zufriedenheit dem alten würdigen Nimrod.

Seine Laune wurde immer heiterer, seine Scherze wurden immer derber und die Freundlichkeit, womit er zuletzt einem seiner Forsteleven, einem jungen, stattlichen, sehr hübschen Manne, auf die Schultern schlug, war gleichsam eine Ordensverleihung, ein Ritterschlag für diesen.

„Alles in Ordnung!“ sprach er dabei; „sind ein ganzer Kerl, Roschau!“

Werner von Roschau's Augen leuchteten vor Freude. Doch richtete er sie nicht auf den Oberförster, sondern auf ein junges, blondes Mädchen, das, aus dem Fenster geneigt, der ganzen Jagdrüstung zugesehen hatte. Schelmisch blinzelte das hübsche Kind, das Rosa hieß, und als Werner vielsagend seine Finger gegen die Lippen drückte, nickte sie und schien nicht übel Lust zu haben, den Gruß in gleicher Form zu erwidern.

Der Oberförster, der nichts von diesem Liebesspiel bemerkte fragte plötzlich: „Apropos, Roschau, haben Sie Jemand zu Gaste?“

Werner bejahte es und nannte seinen intimsten Freund, den Referendar von Kall.

„Was Tausend,“ rief der Oberförster, „kennen Sie den?“

„Wir lieben uns seit unserer frühesten Jugend gleich Brüdern. Kennen Sie ihn, Herr Oberförster?“

„Ich nicht, Roschau“, replizirte der Oberförster lachend, „aber der Schelm da drinnen, die Rosa, die kennt ihn nur allzu gut —! Weiß die, daß Kall kommt?“

Werner blieb ihm die Antwort schuldig, denn als er sich bei dieser Entdeckung blitzschnell nach dem Fenster wendete, wo Rosa noch soeben hinausgesehen, da erblickte er nur noch eine purpurroth gewordene Stirn und Wange. Rosa verschwand und er selbst überhörte, was ihr Vater eben mitgetheilt. Es kamen nun Jäger von allen Seiten. „Hurrah und Hussah!“ tobte es um den jungen Mann her, sein Freund sprengte zu Pferde heran, Tumult überall, Jauchzen der Freude durch den ganzen Wald und die Hunde sparten ihr Gebell nicht. Ob Werner von Roschau mitten in dem Wirrwarr Zeit hatte, sich zu seinem Freunde zu wenden, als dieser mit einem ganz unzweideutigen Blicke auf einen Moment der reizenden „Rose des Waldes“, wie man sie nannte, zu nähern beflissen war und ob er das kurze leise Gespräch der beiden jungen Leutchen zu bemerken Gelegenheit hatte, wissen wir nicht.

Wir zweifeln daran, denn sein Blick blieb froh, sein Lächeln glückselig. Rosa lächelte auch ihm wie den Andern, doch erröthete sie beim Abzug und als die Flinten salutirten, dankte sie ihm nicht so, wie beim Gruße des Referendars von Kall, der nach ihm dahinschritt in Reih und Glied. Hunde, Jäger, selbst Gäste, die nur nothdürftig ein Gewehr laden und richten konnten. Was diese trafen, war Zufall. Im gleichen Falle befand sich der Referendar von Kall. Ihn hatte, wie er vorgab, nur die Liebe zu seinem Freunde Werner vermocht, diese Jagdparthie mitzumachen und Werner war vor Freude hoch aufgesprungen, als der Brief seines Freundes Kall ankam, womit er sich erbot, ihm zu Liebe einmal einer Jagd beizuwohnen.

Sie zogen fort ins Dickicht. „Nehmen Sie meinen Freund Kall in Obhut, wenn ich im Gewühl und in der Jagdlust abschweifen sollte,“ bat Werner einen Jäger von Profession. „Es ist ein Sonntagsjäger, der nur aus Neugier dem Spektakel zusehen will, Sonntagsjäger sind die unvorsichtigsten und dreistesten Schützen, haben Sie ein Auge auf ihn.“

Der Förster Albrecht versprach es.

Das Frühstück wurde ausgepackt. Stunde um Stunde war schon verronnen, man hatte reiche Beute gemacht, war aber des Jagens noch nicht satt. „Nur dem Magen genügen, nur eine Stärkung und Erquickung dem Gaumen, dann wieder auf und davon!“ hieß es und das Hifthorn rief den Troß herbei. Man lagerte im Grase und setzte sich. „Was wir lieben!“ rief Jemand und leerte das volle Glas.

Der Oberförster Hanisch saß gerade dem Referendar von Kall gegenüber, als der Trinkspruch erklang, ihre Blicke begegneten sich, Kall senkte schnell und sichtlich verlegen die Augen, der Oberförster lachte wohlgefällig und rief: „Trinken Sie nur aus, wenn Sie es von Herzen meinen!“

Kall trank und bis auf den Grund, dann warf er das Glas gegen einen Baumstamm, daß es in tausend Splittern umherflog.

„Aus diesem Glase soll Niemand wieder trinken, es ist geheiligt durch meinen Schwur,“ sprach er leidenschaftlich bewegt.

„Dann ist Ihre Liebe echt!“ sagte der Oberförster ernst, leise, bedeutungsvoll.

Man brach auf. Fort ging es in erhöhter Lust. Manches Blut, das sonst ruhig floß, brauste und wallte unter dem Einflusse der aufregenden Lust, die vom Feuer des Weines gesteigert wurde. Hallali hier, Hallali dort. Es krachte hier ein Schuß, es krachte dort ein Schuß. Die Linien waren streng geregelt, Jeder hatte die Weisung erhalten, seinen Platz nicht zu verändern.

Der Förster Albrecht stand mit Roschau und Kall unter einer uralten Eiche am Abhange eines Hügels, als ein Hase bei ihnen vorbeijagte, bevor einer von ihnen schußfertig war. Der Hund des Försters ihm nach. Kall wurde eifrig und wollte folgen. „Nicht!“ schrie der Förster. „Dorthin dürfen Sie nicht! Warten Sie, bis mein Hund ihn rechts den Hügel entlang jagt. Gehen Sie Beide

rechts von einander vorwärts, ich werde links schreiten. Bleiben Sie streng auf dieser Seite, sonst gerathen Sie in die Schußlinie unserer Nachbarn." Man that nach dieser Vorschrift. Roschau schlich voraus, Kall folgte, der Hase wendete und stürzte in Todesangst seitwärts zum Hügel hinauf. Im Jagdeifer rannte Kall vorwärts, überlief den Platz, zielte, schoß aber nicht, sondern — sank selbst beim Krachen eines andern Schusses lautlos zusammen. Ein Schrei des Entsetzens erfüllte die Luft. Das Wild lag getroffen und endete unter dem scharfen Gebiß des herzuspringenden Hundes, unweit von ihm hauchte Kall in den Armen seines verzweifelnden Freundes den letzten Seufzer aus — —!

Alles stürzte entsetzt heran.

„Wer — hat geschossen? Wer ist schuld?" hieß es von allen Seiten.

Werner hob sein bleiches Gesicht von der Leiche auf. „Ich", flüsterte er tonlos, „ich habe meinen liebsten Freund getödtet, ich schoß, mein Freund fiel gleichzeitig, es ist nur ein Schuß gefallen, also muß ich ihn getödtet haben!"

Das Entsetzen verlor sich in Mitleid mit dem unglücklichen jungen Manne, der, sichtlich, ohne Verschulden, so schweres Unglück angerichtet hatte. Vorfälle dieser Art verwischen die Freude bis auf den Grund und erregen Schauer und Furcht, die gespenstisch drohend das eigene Leben in Gefahr sehen. Traurig zog man heim. In der Mitte eine Tragbahre mit der Leiche Dessen, der fröhlich ausgewandert war, gleich Allen!

Mit fest zusammengebissenen Lippen schritt Werner nebenher, von Zeit zu Zeit die thränenerstickten Worte murmelnd: „Ich habe ihn so lieb gehabt!"

Rosa blickte ahnungslos aus dem Fenster dem Zuge entgegen. Bei dem Anblicke des Todten wich sie aufschreiend vom Fenster zurück. — — Sie blieb den übrigen Tag unsichtbar. Die Leiche wurde in einer Kammer niedergesetzt und die nothwendigen Meldungen dieses Unglücksfalles wurden vorbereitet. Dann zerstreute sich die Menge. Der Tag endete wehmüthig.

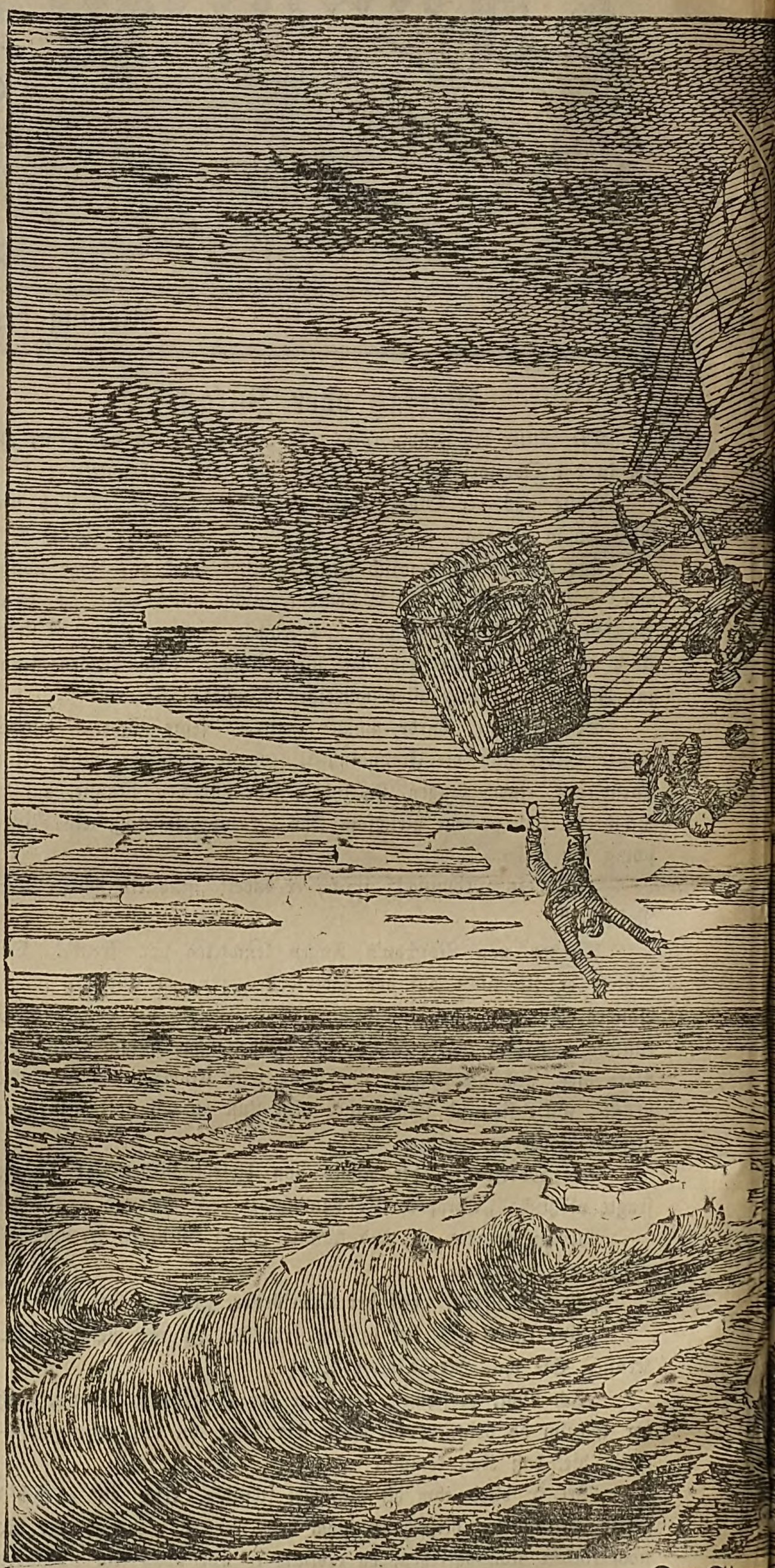
Rosa hielt sich in ihrem Zimmer verborgen. Sie schien nicht zu den romanhaften Mädchen zu gehören, die dem Schmerze excentrische Ausbrüche folgen lassen. Ihre Liebe wich vor dem Grauen, das Todte einflößen und die Furcht bannte alle Liebesgedanken, obwohl sie um den Verlust, den sie erlitten, wohl herzlich weinte.

Im großen Familienzimmer saßen drei Männer schweigend und verzehrten den Nachtimbiß. Der Vierte hatte sein Haupt in die Hand gelegt und starrte vor sich nieder. Zuweilen netzte er mit Wasser seine trockenen Lippen, sonst aber verschmähte er Speise und Trank. Es war Werner von Roschau, der unglückliche Schütze. Des Oberförsters Schwester, eine ältliche Dame, die nach dem Tode der Oberförsterin des Bruders Wirthschaft geleitet und sein eigenes Töchterchen erzogen hatte, ging ab und zu. Ihre Augen suchten immer das Gesicht Werners, wenn sie hereintrat.

Es blieb unverändert. Er schien geistesabwesend und nichts von seiner Umgebung zu hören und zu sehen. Der Förster Albrecht saß ihm zur Seite, ihm gegenüber saß der Oberförster mit einem Revierförster Utmann, einem Mann von geringer Herkunft, aber von Selbstüberschätzung und maßlosem Hochmuth. Alle Drei betrachteten sie von Zeit zu Zeit das gramesbleiche verfallene Gesicht Werners und es entging Keinem von ihnen die seltsame Veränderung in den starren Mienen, als sich der Oberförster zu seiner Schwester wendete und hastig fragte: „Rosa ist doch nicht krank?"

Die Schwester verneinte es.

„Es ist ein seltsames Ding um ein Menschenleben und um ein Menschenglück," fuhr der Oberförster fort. „Die Rosa, der arme Schelm, mag's ausweinen, ich kann ihr nicht helfen. Da hat sie den Herrn von Kall bei ihrer Tante, wo sie neulich war, kennen gelernt. Wie ihre hübschen Augen glänzten, als sie mir's erzählte, daß er gleich nichts anderes gesehen und gehört wie sie — daß er mit ihr gesungen, daß er am nächsten Tage mit ihr getanzt, daß er am dritten Tage ihre Hände geküßt und am vierten von Liebe ge-



Der Sturz

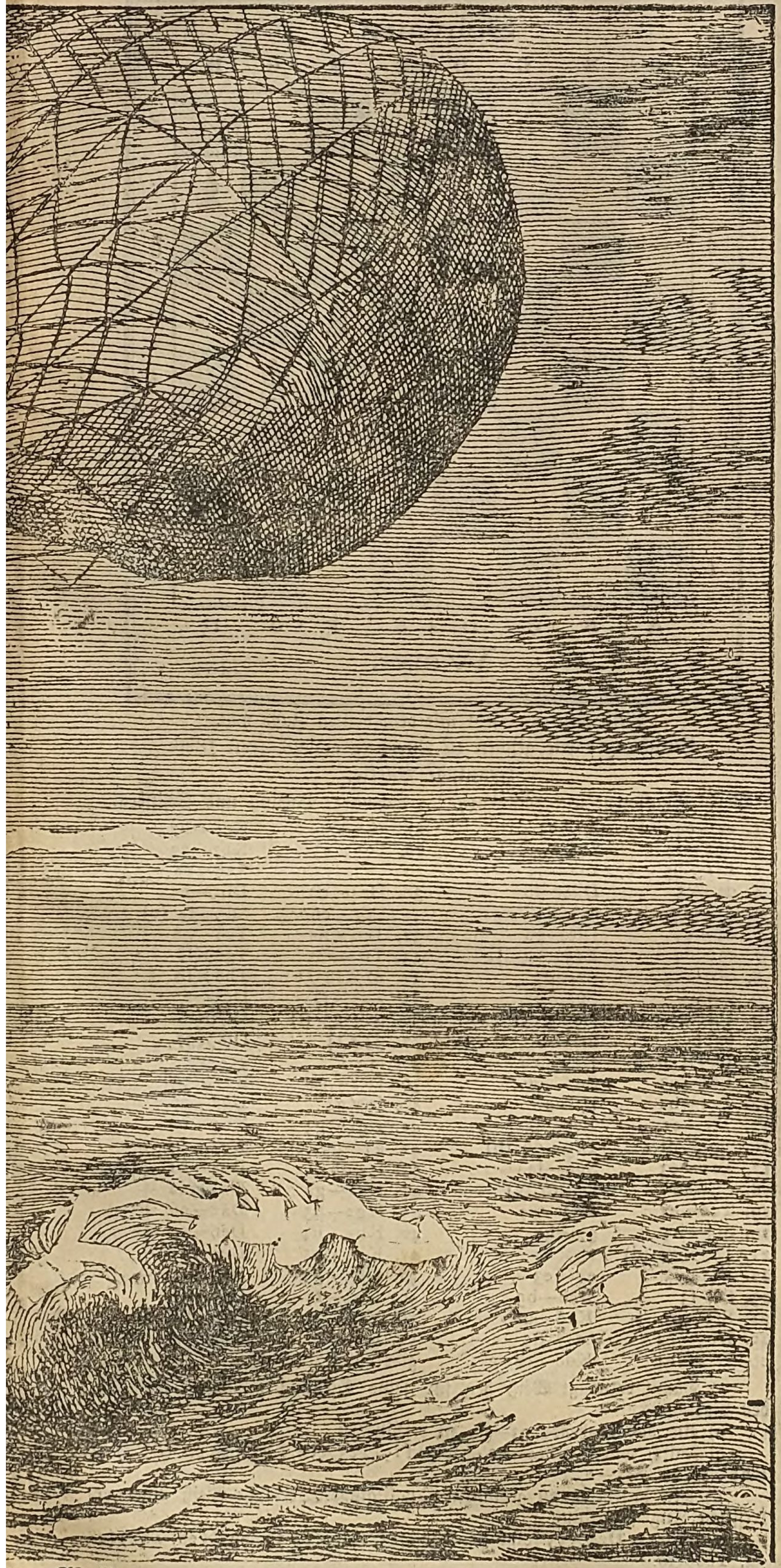
sprochen habe, ja, jetzt weine sie und ihr junges Herz wird wohl so lange trauern, bis ein Anderer sie zu trösten kommt!"

Er schwieg, denn das Entsetzen über den Blick, womit Roschau aufschaute, raubte ihm die Sprache.

Es war, als triebe ein innerer Kampf die Augen des jungen Mannes aus ihren Höhlen.

Die Männer sprangen auf und traten zu ihm heran. Hastig wehrte er sie ab. Schwankend erhob er sich. Man sah, daß er in

die Kammer drängte, wo die Leiche lag. Der Revierförster Utmann schoß wie ein Stoßvogel um das Haus herum und postirte sich am niedrigen Fenster, um zu sehen, was er dort treiben würde.



den Wolken.

Das Licht drang nur durch die offene Thür herein und ließ zuerst dem lichtgewöhnten Auge Alles unsicher erscheinen.

Dann sah Utmann, wie Roschau sich tief, tief zu dem Todten hinbog, wie er seine Züge betrachtete.

Er ballte die Faust — er erhob sie drohend, schon glaubte der Lauscher, er würde sie auf die Stirn des Todten niederschmettern lassen, nein, er schlug damit gegen seine eigene Brust, daß es schaurig wiederhallte.

„Steh' still, Herz", rief er mit einem entsetzlichen Ausdrucke „stehe still, Dein Lebenslauf ist zu Ende. Verräther, Du, Verräther."

So sprach er zur Leiche, und stierte sie an.

Taumelnd schritt er dann aus der Kammer und ging in sein Schlafzimmer.

(Schluß folgt.)

Der Sturz aus den Wolken.

Unter allen großen Erfindungen, die zu Ende des vorigen oder zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts gemacht wurden, hat wohl die Luftschifffahrt verhältnißmäßig die geringsten Fortschritte zu verzeichnen. Noch immer ist der Luftschiffer willenlos dem Winde und den Luftströmungen preisgegeben, und dies wird so lange dauern, bis man die Lenkbarkeit des Ballons erfunden hat. Die Einen behaupten nun, daß dieses höchste Ziel der Luftschifffahrt nie erreicht werden wird, die Anderen wieder sagen, daß mit dem Fortschreiten der Entdeckungen und Erfindungen auch einmal Etwas gefunden werden wird, was zur Lenkbarkeit des Luftschiffes führen wird; ja diese Partei ist der Meinung, daß wir von dieser Erfindung nicht allzuweit getrennt sind. Vorläufig ist es noch immer ein Wagestück, eine solche Ballonreise zu unternehmen, und alljährlich fallen einige Brave auf dem Felde der Wissenschaft den aëronautischen Versuchen zum Opfer. Die letzten Verunglückten sind drei belgische Offiziere, die aufstiegen und von dem Sturm, der sich erhob, in die Nordsee hinausgetrieben wurden. Der Ballon war den Launen des Sturmes preisgegeben. Plötzlich packte ein Windstoß den Korb von unten und drehte ihn um. Das Schicksal der drei Insassen war damit besiegelt. Die Offiziere stürzten in's Meer, das sie verschlang. Der Ballon trennte sich von dem Korbe und zerrissen flog er davon, indeß der Korb mit einem Theile der wissenschaftlichen Instrumente beim Leuchtthurme von Norderney ans Land getrieben wurde.

Humoristisches.

(Jagdglück.) Studiosus Lehmann ist vom Onkel Rittergutsbesitzer zur Jagd eingeladen worden. Voller Spannung warten Abends die Kommilitonen in der Kneipe auf Lehmann, er soll ihnen von seiner Beute erzählen. Endlich tritt der Erwartete über die Schwelle. „Du strahlst ja förmlich! Hast wohl etwas geschossen?" wird er gefragt.

„Das war eine Jagd!" jubelte dieser. „Ein solches Glück hab' ich meinem ganzen Leben noch nicht gehabt!"

„Was hast Du denn geschossen? Einen Rehbock?"

„I bewahre!"

„Dann vielleicht einen Hirsch?"

„Nicht doch!"

„Halt, ich hab's, ein Wildschwein hat er geschossen!"

„Unsinn! Wildschweine gibt's ja im Reviere gar nicht!"

„Na, so sag' doch, was hast Du denn eigentlich geschossen?"

„Geschossen hab' ich gar nichts, aber Rentier Schwer hat einen Hasen getroffen und war darüber so erfreut, daß er mir sofort 50 Mark pumpte!"

(Studenten-Ulk.) Polizei-Kommissär: „Sie wünschen?"

Student: „Ach, sehen Sie, Herr Kommissär, da ist ein Räthsel in der Zeitung, wo ich nicht darauf kommen kann, und da möcht' ich schön bitten, das Räthsel polizeilich aufzulösen!"

(Bedenklich.) „Hier, mein Kind, sagte ein Mann zu seiner Gattin auf der Hochzeitsreise bei der Ankunft in Italien, „mußt Du Dich ganz ebenso benehmen, wie die Einheimischen. Gucke es ihnen einfach ab."

Das Erste, was die junge Frau sah, war ein Bursche, der bettelnd vor ihnen auf dem Kopfe stand und Räder schlug.

(Seelenwanderung.) A: „Glauben Sie an Seelenwanderung?"

B: „Ich, nein, und Sie?"

A: „Ich bin überzeugt davon!"

B: „So, was waren Sie denn früher?"

A: „Ein Esel!"

B: „Wann?"

A: „Als ich Ihnen 20 Gulden lieh!"

(Wenig Selbstvertrauen.) Braut: „Mein Gott, was wird das nach der Hochzeit werden . . . selbst kochen und dann dem Manne im Essen mit gutem Beispiele vorangehen müssen!"

(Im Omnibus.) Hagerer Mann (der noch einen Sitz zu erlangen sucht): „In so einem Omnibus sollte nur nach dem Gewicht der Passagiere bezahlt werden."

Wohlbeleibte Nachbarin: „Na, dann hielte der Wagen gewiß nicht erst an, um Sie noch aufzunehmen."

(Scherzfrage.) Lehrer: „Was wissen Sie mir von den Aschantis zu sagen, Müller?"

Schüler: „Das sind Neger aus Afrika, die so wenig bekleidet sind, daß a Schand is."

(Nicht ausreichend.) Pfarrer (bei der Taufe eines Kindes): „Und der Name des Kindes soll lauten?"

Vater: „Karl Emil Otto August Philipp Ferdinand Lehmann."

Pfarrer (sich zum Küster wendend): „Bitte, bringen Sie mir doch noch ein Bißchen Wasser!"

Homonyme.

Als Pflanze wird es viel benutzt,
Auch oft erbärmlich abgestutzt,
Und soll man einen Korb bekommen,
So wird manch' Zweig von ihr genommen.

In weitem Umfang kannst es schauen,
Wo froh die Herde Nahrung sucht,
Der Hirt' auf diesen grünen Auen
Gar lieblich singt und oft auch — flucht.

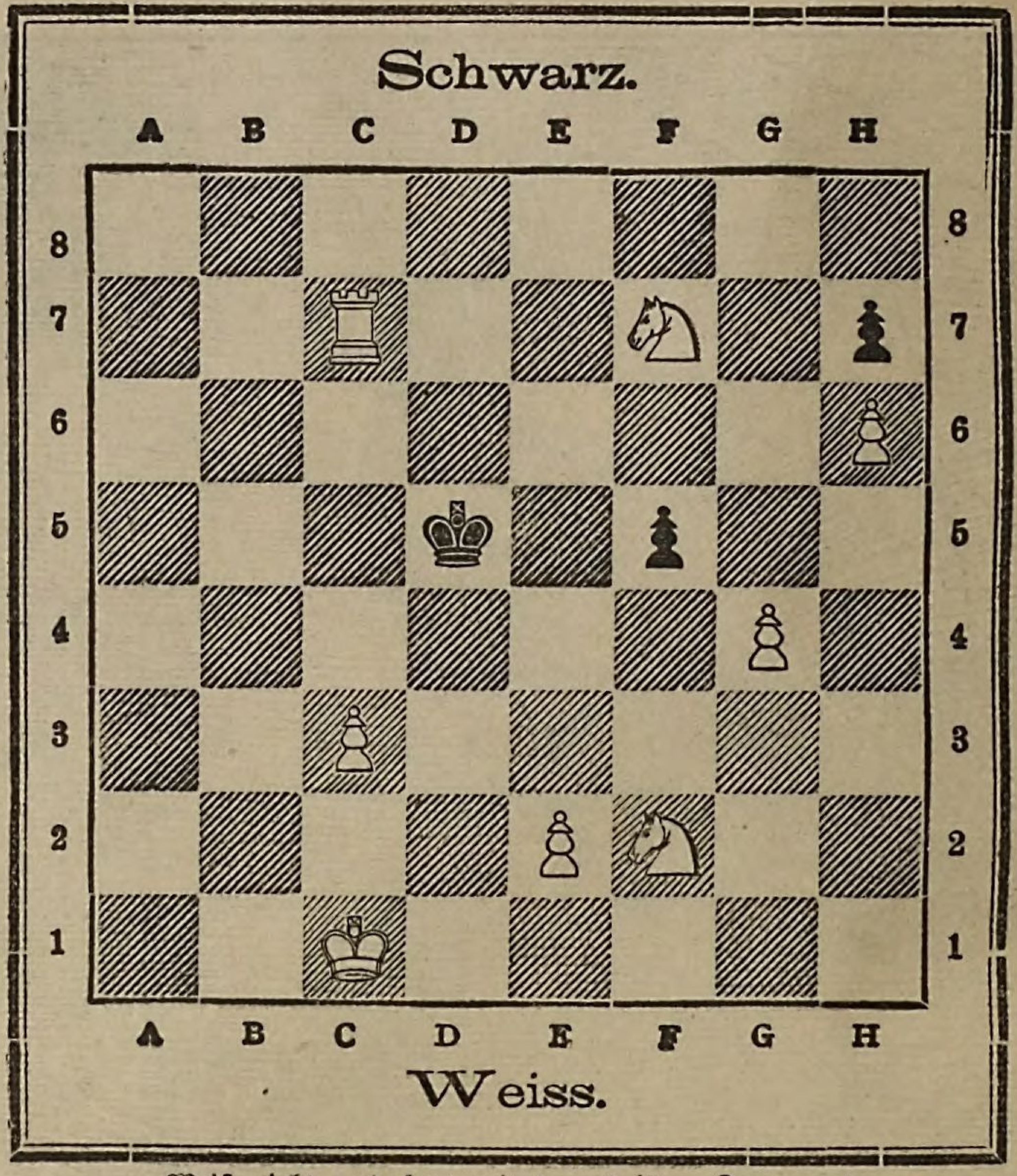
Vexirbild.



Schachzeitung № 225.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von G. Chocholous in Prag.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Berathungspartie gespielt zu Nürnberg am 26. Juli 1896.

Spanische Partie.

Weiß: Blackburne und Pillsbury.		Schwarz: Steinitz und Schiffers.	
1. e2—e4	e7—e5	27. e6—e7	Kc8—b7
2. Sg1—f3	Sb8—c6	28. Te1×e3	Kb7—a7
3. Lf1—b5	Lf8—c5	29. Te3—e1	Ta8—e8
4. c2—c3	Dd8—f6	30. De4—c2	Db5—c4
5. d2—d4	e5×d4	31. Te1—e6	Sd5—f4 (e)
6. e4—e5	Df6—g6	32. Te6×f6	Te8—g8
7. c3×d4	Lc5—b4 +	33. Tf6—f8	Tg8×f8
8. Sb1—c3	d7—d5	34. e7×f8 D	Th8×f8
9. o—o	Sg8—e7	35. La3×f8	Dc4—f7
10. Dd1—b3 (a)	Lb4×c3	36. g2—g3 (f)	Df7×f8
11. b2×c3	a7—a6	37. g3×f4	Df8×g7
12. Lb5×c6 +	Dg6×c6	38. f4—f5	g5—g4
13. Lc1—a3	Se7—g6	39. Dc2—g2	h7—h5
14. Ta1—b1	b7—b6	40. f3×g4	Dg7—e7
15. Tf1—e1	Lc8—f5	41. Dg2—g3	Ka7—b8
16. Tb1—c1	Lf5—d3 (b)	42. g4—g5	De7—e4
17. Te1—e3	Sg6—f4	43. f5—f6	De4—b1 + (g)
18. e5—e6	f7—f6 (c)	44. Kg1—g2	Db1×a2 +
19. Tc1—e1	Ld3—e4	45. Kg2—h3	Da2—e6 +
20. Sf3—h4	g7—g5	46. Kh3—h4	De6—e4 +
21. Te3×e4 (d)	d5×e4	47. Kh4×h5	De4—h7 +
22. Sh4—f5	e4—e3	48. Kh5—g4	Dh7—d7 +
23. f2—f3	Dc6—b5	49. Kg4—f4	Dd7—f7
24. Sf5—g7 +	Ke8—d8	50. Kf4—f5	Df7—h7 +
25. Db3—c2	Sf4—d5	51. g5—g6	Schwarz
26. Dc2—e4	Kd8—c8	gibt die Partie auf.	

a) Damit erzwingt Weiß den für seine Stellung günstigen Abtausch, des Springers.

b) Um das drohende c3—c4 zu verhindern.

c) Falsch wäre 18. Sf4—e2 + wegen 19. Te3×e2, Ld3×e2 20. e6×f7 + Ke8—f8 21. Sf3—e5.

d) Mit diesem längst geplanten Qualitätsopfer erlangt Weiß eine vortreffliche Angriffsstellung.

e) Bei 31. Dc4×c3 folgt 32. Dc2×c3, Sd5×c3 33. Sg7×e8, Th8×e8 34. Te6×f6.

f) Natürlich nicht 36. Dc2—f5 wegen Df7×a2.

g) Diese Schachs haben keinen Werth mehr, da sich Weiß ihnen bald entziehen kann. Die Partie kann als Beweis gelten, daß die von Steinitz beliebte Vertheidigungsweise der spanischen Partie unvortheilhaft ist und das schwarze Spiel sehr schwierig gestaltet.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 221 von Jespersen.

1. Se4—g3 / Beliebig   2. D., L., S. ‡.

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hütinger, Zach. Inhofer und Franz Müller von Karthaus-Prüll und aus Regensburg von B. H.—, R. Kern, Gustav Schmidt, J. B. Schuler und R. Weiß.

Briefkasten: F. M. in K. P. Aufgabe Nr. 223 ist mit 1. Kf1—f2 nicht lösbar.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 108. Montag den 26. Oktober. 1896

Das Mittagsschläfchen.

Der Mittagstisch wird abgeräumt, die Kinder haben gebetet und sind im Begriffe, sich zu entfernen, um noch ein wenig Hausaufgabe zu lernen. Die Mutter des Hauses legt das Tischtuch fein säuberlich in Falten, und nun erhebt sich auch der Hausvater, der Herr Sekretär Wurzl, um sich in seine „Gemächer“ zurückzuziehen. Ein ernster Blick der Gattin bannt ihn für einen Augenblick auf die Stelle. „Du wirst doch nicht schon wieder schlafen wollen?“ eifert sie in etwas vorwurfsvollem Tone. „Du weißt, was der Doktor gesagt hat, — Du mit Deinem kurzen Hals.“

„Kurzen Hals, — Dummheit!“ erwiderte er. „Wenn alle Leute mit kurzen Hälsen nicht schlafen dürften, das wäre eine schöne Geschichte!“

„Von nicht schlafen dürfen ist keine Rede, — aber nach Tisch sollst Du nicht schlafen, das ist höchst ungesund!“

„Wer sagt dies? Ein einziger Doktor! Ein anderer sagt wieder anders. Betrachte die Wesen, welche bloß ihrem Naturtrieb folgen. Unser Kanarienvogel, unser Pinscher, die Katze, — sie alle schlafen nach ihren Mahlzeiten.“

„Das sind ganz kleine Thiere, ein großer Körper verlangt mehr zur Verdauung; Du sollst spazieren gehen, Dir Bewegung machen, sagt der Doktor.“

„Machen die großen Thiere Bewegung? Hast Du die Thiere in der Menagerie schon beobachtet? Der Löwe, der Elephant, das Rhinoceros, — kaum haben sie gefressen, legen sie sich auf's Ohr, und es bekommt ihnen gut!“

„Nun, wenn Du so denkst und durchaus unser Unglück willst, dann habe ich Nichts mehr zu erinnern.“

Sprach's und rauschte von dannen; er aber schlich sich in die hintere Stube und legte sich dort auf das Kanapee; nicht um zu schlafen, sondern um nachzudenken; er dachte über die Geschichten vom Schlafen nach, über den kurzen Hals, — den Kanarienvogel, — das Rhinoceros; dann verschwammen diese Typen ineinander, — und weg war er. Ein paar Minuten später klirrten schon die Fenster unter der Wucht der Schallwellen, welche das Sägewerk des Herrn Sekretärs erregte. Seine gute Frau war „wüthend“, — natürlich nur aus Sorge für ihres Eheherrn Gesundheit und sie brütete darüber, wie sie ihm diese Unart — so nannte sie die Gewohnheit des Gatten, ein Mittagsschläfchen zu halten, — verleiden könne.

Am nächsten Tage entkam Wurzl in sein Zimmer, ohne angesprochen zu werden. Behaglich warf er sich dem geliebten Morpheus in die Arme und entschwebte in die Gefilde des Traumes, doch nicht lange erfreute er sich dieser „Schwelgerei“, da pochte es an der Thüre, und das Dienstmädchen steckte den runden Kopf herein: „Gnä' Herr, es is a B'such da!“

„Was?“ entgegnete er außer sich, „jetzt ein B'such? Ich bin nicht z'Haus!“

„Die Gnä Frau hat's aber schon g'sagt, daß Sie da sind!“

Wurzl springt auf, giftig wie eine Klapperschlange. „Eine solche Manier, das ist zum Todtschießen,“ brummt er. „Na, ich denk', den B'such werd' ich bald wegbracht haben.“

Mit einem Gesicht wie sieben Tage Regenwetter erscheint er im vorderen Zimmer. Seine Cousine Mina sitzt bei der Gattin in lebhaftem Gespräch.

„Ah, Du bist's Mina. Freut mich, Dich so wohl zu sehen. Aber Du wirst entschuldigen, ich habe eine dringende Arbeit.“

„Ich will auch nicht stören, — ich weiß schon, Du liebst Dein Schläfchen nach Tisch, — aber erlaube nur zwei Worte, wenn Du so viel Zeit übrig hast.“

„So viel Zeit habe ich schon, wenn's nicht mehr ist! Damit lehnte er sich in den Sessel zurück, um die unvermeidlichen zwei Worte zu hören. Zwei Worte aus dem Munde einer redseligen Dame, — man weiß, was das bedeutet! Die Cousine begann mit der Bitte, um Rath in einer Differenz, die sie mit ihrem Hausherrn habe. Es handle sich um ihren Jolli, der die Gewohnheit habe, die Treppe hinab zu bellen, was der Haustyrann als Ruhestörung bezeichne.

„Ja, Ruhestörung, meine Liebe,“ murmelte halb schlafend Wurzl, „das ist ein sehr schlimmer Kasus, — ich möchte Niemanden — die Ruhe stören — das — ist nicht — schön!“

Er wäre eingenickt, aber die Cousine wurde lebhafter und schaltete zwischen ihren Erzählungen jedesmal eine Frage ein, wenn er Neigung zeigte, ein Auge nur halb zu schließen. Kochend vor Grimm sah er eine Viertelstunde nach der andern entfliehen, bis an das Schläfchen nicht mehr zu denken war. Als sie wieder einmal eine Pause machte, zwängte er sich durch den Redefluß und empfahl sich — allerdings nicht in der liebenswürdigsten Weise; denn die Hausthüre draußen flog hinter ihm zu, daß die Möbel im Zimmer zitterten.

Die listige Schlange! Frau Sekretär Wurzl aber sagte drinnen lachend zur Cousine: „Das hast Du famos gemacht; ich bewundere Dich, — eine volle Stunde zu sprechen!“

„O,“ entgegnete diese, „das ist nicht der Rede werth! Ich hätte noch bedeutend länger ausgehalten, und stehe gerne zu Diensten!“ Und zum Beweis dafür blieb sie sitzen und plauderte, bis es Abend wurde.

Am nächsten Tage verduftete Wurzl wieder unbeanstandet in sein Kabinet. Aber schon nach einer halben Viertelstunde erschien das Dienstmädchen und hinter ihm Jemand, der mit dem Herrn Sekretär sprechen wollte. Wurzl springt empor und verschluckt die Hälfte eines ellenlangen Fluches. Es ist der Gesangvereinsdiener.

„Das ist ein Glück, daß Sie es sind, Schnipsler,“ begann er zu dem Eintretenden, — „denn Sie müssen wissen, um diese Zeit bin ich eigentlich gar nie zu Hause, und es ist mir unangenehm, gestört zu werden. Was gibt es denn?“

Schnipsler bittet tausendmal um Entschuldigung, aber eine

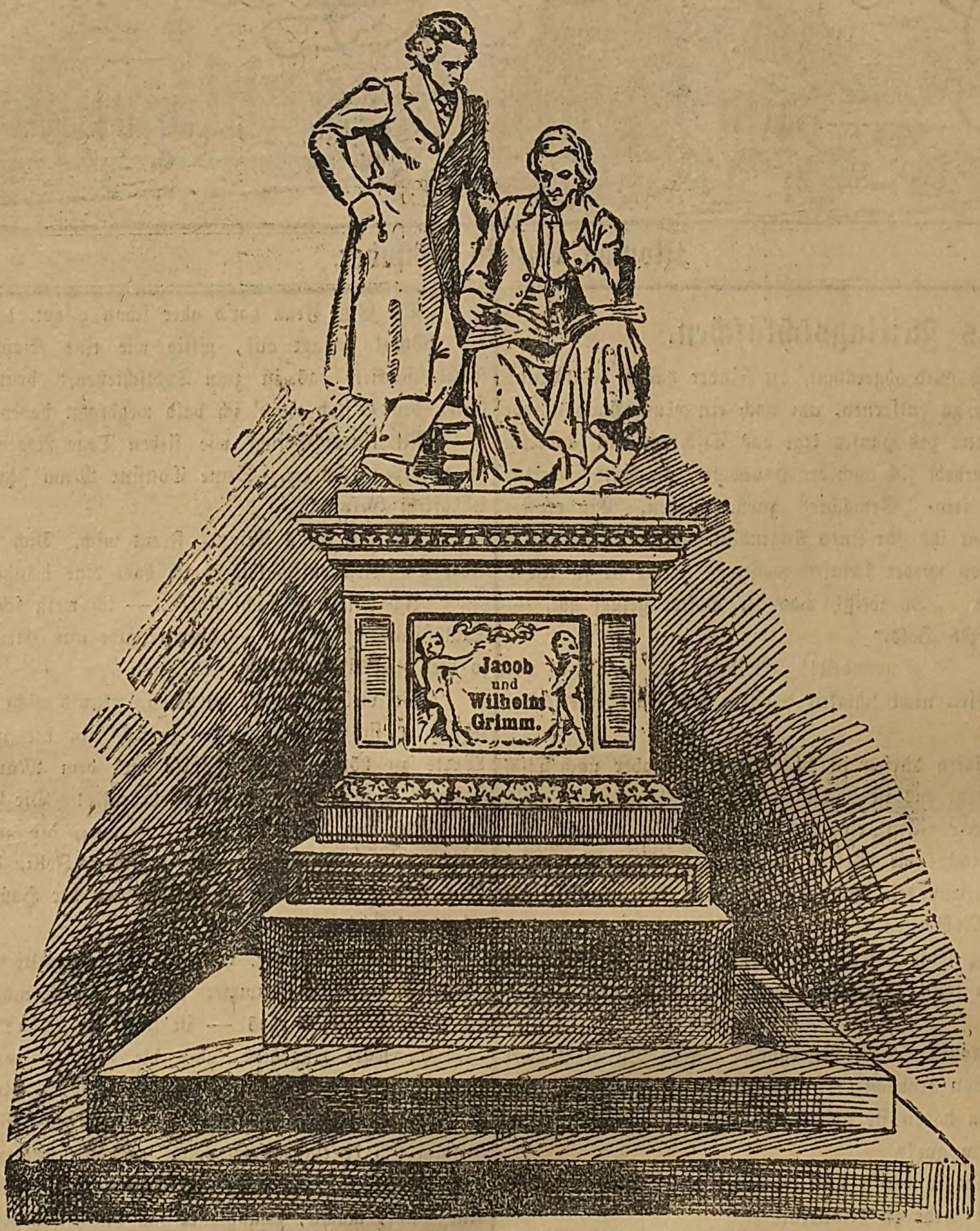
wichtige Angelegenheit habe ihm zur Pflicht gemacht, den Herrn Sekretär, der doch auch Ausschußmitglied sei, aufzusuchen. Dann zog er Briefe aus der Tasche, legte sie zur Einsicht vor, erzählte ein Langes und Breites, rekapitulirte die ganze Vereinschronik beschrieb den Vorstand, kritisirte den Ausschuß, — natürlich mit Ausnahme des Herrn Wurzl, und so verging auch heute beinahe Stunde, — das Mittagschläfchen war verloren!"

Am darauffolgenden Nachmittag erschien ein Lebensversicherungsagent, den der Herr Sekretär sicher durch das Fenster geworfen hätte, wenn er nicht um einen Kopf größer gewesen wäre. Nach einer halben Stunde schon empfahl sich derselbe zwar, aber Wurzl war so geärgert, daß er nicht mehr schlafen konnte. Er bedeutete nun seinen Angehörigen nunmehr, daß er nach Tisch unter keinen Umständen mehr zu treffen sei und verbarrikadirte sich in seinem Zimmer förmlich gegen jeden Eindringling. Das nützte ein einziges Mal. Am nächsten Tage, als er, seiner List sich freuend, entschlummert war, ging neben ihm ein gräulicher Spektakel los. Man hämmerte und klopfte, kratzte und wischte in der Mauer unausgesetzt, — bald weiter oben, bald weiter unten — der Kaminkehrer war bei seiner Arbeit. Nun, das wird bald enden. O nein, die Sache kam noch anders! Der Stöeenfried erschien in der Wohnung und reinigte sämmtliche Oefen, schlug mit dem Besendraht an die eisernen Röhren, bis Wurzel endlich, wie ein böser Hund aus der Hütte herausfuhr und den Kaminfeger fragte, ob er keine andere Zeit wisse, die Leute zu belästigen, worauf dieser entgegnete: wenn's der Herr erlaube, werde er Nachts zwölf Uhr kommen, oder er möge ihm eine Zeit bestimmen, um welche Zeit der gnä' Herr nicht schlafe?

Ein so maliciöser Schornsteinfeger!

Am folgenden Tage gab es eine neue Störung. Der Bediente des Herrn Majors klopfte vis-à-vis dem Fenster, hinter welchem Wurzl schlief, sämmtliche Möbel und Teppiche seines hohen Vorgesetzten aus. Das krachte, als ob ein ganzes Bataillon im Feuer exercirte. Wer konnte unter solchen Verhältnissen noch an's Schlafen denken?

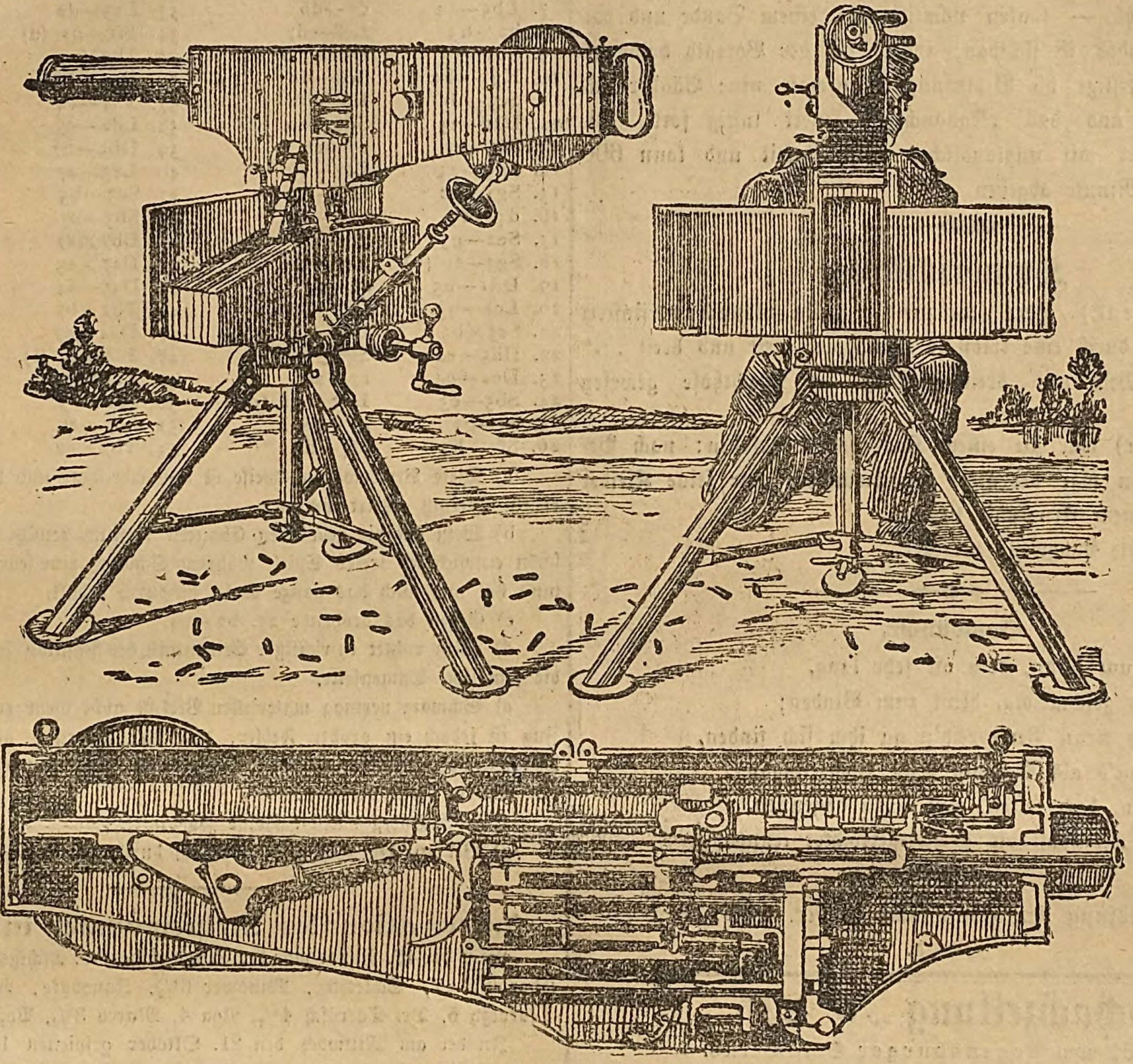
So ging's Tag für Tag, bis mit einem Male Wurzel seine Lebensweise änderte, unmittelbar nach Tisch seinen Hut nahm und fortging. Endlich hatte sie es also erreicht! Er schnitt zwar lange Zeit hindurch ein bitterböses Gesicht, aber allmählich glätteten sich die Falten auf seiner Stirne, er ging heiter und kehrte zufrieden nach Hause. Ja, so eine Bewegung nach Tisch, das ist gesund! Niemals aber lud er die Gattin zum Mitgehen ein. Als sie dies einmal geradezu beanspruchte, lehnte er es ab mit dem Bemerken, daß er sich das Rennen angewöhnt habe und zu weit zu laufen pflege.



Das Denkmal der Gebrüder Grimm.

Nach mehreren Wochen erscheint Cousine Mina wieder bei der Frau Sekretär. Diese erzählt triumphirend von ihren Erfolgen, wie ihr Mann sich geändert habe, welche Touren er jetzt nach Tisch mache u. s. w.

„Diese Touren kenne ich zufällig durch meinen Vetter Max", ruft die Cousine lachend aus. „Komm' schnell mit, dann werden wir ihm begegnen!"



Die selbstfeuernde Kanone.

Die beiden Damen eilten fort. Vor einem Kaffeehause bleibt Mina stehen.

„Hier?"

„Hier, mein Mann?"

„Dein Mann!"

„Er wird doch nicht spielen?"

Sie treten ein und setzen sich abseits nieder.

„Siehst Du," flüstert die Cousine der Frau Sekretär zu, „ich habe ihn schon, — dort — in der Ecke!"

Frau Wurzel glaubt in den Erdboden versinken zu müssen. Dort in einer finsteren Ecke sitzt ihr Gatte und schlummert süß und vernehmlich „zur Freude" seiner Nachbarn! Die Kellnerin kommt und erzählt auf Befragen der Damen, wer der Herr sei, daß es ein sehr anständiger Herr zu sein scheine, der seit Wochen alle Tage komme und zwar sichtlich nur, um — zu schlafen. Wahrscheinlich habe er daheim einen solchen Hausdrachen, daß er es bei demselben nicht aushalten könne!

Acht Tage später hielt Wurzl wieder in seinem Zimmer sein Mittagsschläfchen, und zum Geburtstage bekam er eine prächtige Schlummerrolle. Er hatte gesiegt, und befand sich recht wohl dabei.

Das Denkmal der Gebrüder Grimm.

In Hanau wurde den Gebrüdern Grimm ein Denkmal errichtet. Damit zahlt Deutschland eine Ehrenschuld den Manen der Gebrüder ab, deren Name aus der Kinderstube heraus uns wohlig durch's ganze Leben hindurch mit den süßesten Jugenderinnerungen erklingt. Jakob Ludwig Carl Grimm wurde am 4. Jänner 1785 zu Hanau geboren und zu Steinau erzogen. 1791 kam er mit seinem Bruder Wilhelm Carl (24. Februar 1786 geboren) auf das Lyceum in Cassel. 1802 bezogen die Brüder die Universität Marburg. Jacob Grimm ist der Begründer der deutschen Philologie und Alterthumswissenschaft. Die ersten Resultate seines Fleißes legte er in der Schrift „Ueber den deutschen Meistergesang" nieder. „Kinder- und Hausmärchen", „Altdeutsche Wälder", „Die beiden ältesten deutschen Gedichte", das „Lied von Hildebrand und Hadubrand" und das „Wessobrunner Gebet" hat Jacob Grimm mit seinem Bruder zusammen bearbeitet und herausgegeben. Die Enthüllung des Denkmals fand am 18. ds. Mts. in feierlicher Weise statt. In Anwesenheit zahlreicher hervorragender Persönlichkeiten erfolgte die Uebergabe des Monumentes an die Stadt Hanau und am Fuße des Denkmals wurden Kränze niedergelegt vom Großherzog und von der Großherzogin von Sachsen-Weimar, von der deutschen Goethe-Gesellschaft und vom Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar. Viele Kinder, gekleidet als Märchengestalten, huldigten unter lebhaftem Beifall des Publikums in einem Umzuge um das Denkmal ihren Märchenerzählern. Voran schritt Dornröschen mit seinem ganzen Hofstaate, darauf folgte Schneeweißchen und Rosenroth, die sieben Raben, Frau Holle, Pechmarie und Goldmarie, die Gänsemagd, Rothkäppchen, Schneewittchen, Fischer und Frau, Aschenbrödel, Hans im Glück, Hänsel und Gretel und die 7 Schwaben. Auf diese Kinderhuldigung erfolgte die Besichtigung des prächtigen Monumentes, der Schöpfung Prof. Eberle's in München.

Die selbstfeuernde Kanone.

Maxim, der Erfinder der berühmten Mitrailleusen, hat an diesem Mordwerkzeug eine neue Verbesserung angebracht. Das so harmlos aussehende Ding, das so elegant und zierlich auf einem Dreifuß ruht, ist eine verbesserte automatische Mitrailleuse, welche immer fortschießt, so lange eben noch Munition im Magazin ist. Und diese Munition kann nur schwer ausgehen. Die Patronen — 333 an der Zahl — laufen nämlich auf einem Bande und das Ende dieses Bandes ist sichtbar; sobald sich der Vorrath halbwegs erschöpft hat, befestigt die Bedienungsmannschaft neue Bänder mit neuen Patronen und das „Kanönchen" feuert lustig fort. Die Mitrailleuse feuert mit unglaublicher Schnelligkeit und kann 600 Schüsse in der Minute abgeben.

Humoristisches.

(Sein Ideal.) Herr (erzählend): „Da plötzlich verfinstert sich der Himmel durch eine kolossale Windhose, weit und breit . ."
Gigerl: „Weit und breit? Muß 'ne Prachthose gewesen sein!"

(Ein Herr) war zu einem Hausconcert geladen; nach Beendigung desselben war der Herr verschwunden, nur seine Kleider fand man auf einem Armstuhle liegen.

Ihn hatte die Langweile verzehrt.

Homonyme.

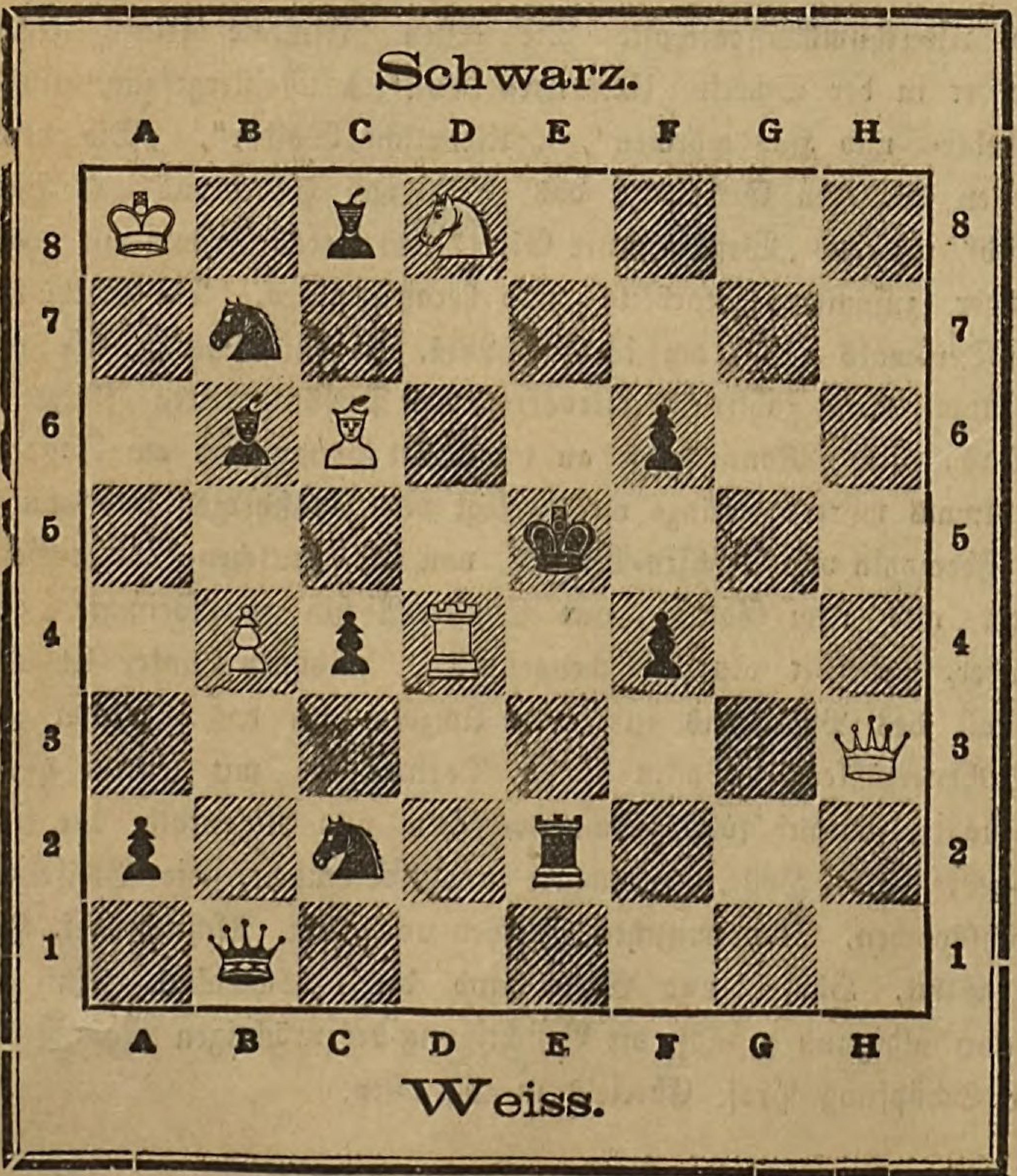
Ist nur dünn, doch oft sehr lang,
Auch geschmeidig, dient zum Binden;
Doch wenn Perlenreih'n an ihm sich finden,
Dient's als Schmuck beim Hochzeitsgang.
Kann, doch selten, eine Frau benennen.
Die wir sonst als Schwiegertochter kennen.

Auflösung der Homonyme in Nr. 107:
Schuld.

Schachzeitung № 226.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von A. Jecke in Kahla.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Gespielt im Meisterturnier zu Nürnberg am 5. August 1896.

Spanische Partie.

Weiß Dr. Tarrasch	Schwarz Steinitz	Weiß Dr. Tarrasch	Schwarz Steinitz
1. e2—e4	e7—e5	27. b2—b4	b7—b5
2. Sg1—f3	Sb8—c6	28. Dc4—e2	Lt8—e7
3. Lf1—b5	f7—f6 (a)	29. Sh4—g2	Sh5—g7
4. 0—0	Sg8—e7	30. Ta1—b1	0—0
5. d2—d4	Se7—g6	31 a3—a4	c5×b4
6. a2—a3	Lf8—e7	32. Tb1×b4	Dd8—c7
7. Lb5—c4	d7—d6	33. Le3—d2	b5×a4
8. h2—h3	Lc8—d7	34. Tf1—b1 (d)	Le7—d8
9. Sb1—c3	Dd8—c8	35. Tb4×a4	a6—a5
10. Kg1—h2	Sc6—d8	36. De2—b5	f6—f5
11. Sc3—d5	Le7—f8	37. Ta4—c4	Dc7—e7
12. Lc1—e3	Sd8—e6	38. Ld2—e3	De7—e8
13. Sf3—g1	c7—c6	39. Db5—b7	Ld8—f6
14. Sd5—c3	Lf8—e7	40. Le3—a7	Sf7—g5
15. Sg1—e2	Dc8—c7	41. Sc3—b5	Sg5—f7
16. d4—d5	Se6—d8	42. Sb5—c7	Ta8×a7 (e)
17. Se2—g3	Sd8—f7	43. Db7×a7	De8—d7
18. Sg3—f5 (b)	Le7—f8	44. Da7×a5	Sf7—g5
19. Dd1—h5	c6—c5	45. Da5—a4	Dd7—f7
20. Lc4—b5	Ld7×b5	46. Tb1—b7	f5×e4
21. Sc3×b5	Dc7—b6	47. Da4—a7	Lf6—e7
22. Dh5—e2	Sg6—f4	48. Tc4—c3 (f)	Sg5—f3 +
23. De2—c4	a7—a6	49. Tc3×f3	e4×f3 (g)
24. Sb5—c3	Db6—d8 (c)	50. Sg2—e3	Df7—f6
25. g2—g3	g7—g6	51. Sc7—e6	Sg7×e6
26. Sf5—h4	Sf4—h5	52. Tb7×e7	Aufgegeben.

a) Diese Vertheidigungsweise ist unvortheilhaft und kann eben nur von einem Steinitz riskirt werden.

b) Weiß hat die gebotenen Chancen trefflich benützt und hat nun ein schön entwickeltes freies Spiel, während Schwarz eine sehr gedrückte Stellung inne hat und auch das ganze Spiel hindurch behält.

c) Gegen das drohende 25. b2—b4.

d) Weiß richtet in richtiger Erkenntniß der Position seinen Angriff gegen die feindliche Damenseite.

e) Schwarz vermag materiellen Verlust nicht mehr zu vermeiden, dieser Zug ist jedoch ein grober Fehler, den Dr. Tarrasch allerdings übersieht. Mit 43. Sc7×e8, Ta7×b7 44. Se8×f6 + ginge jetzt nämlich für Schwarz ein Thurm blank verloren.

f) Nothwendig wie die Folge zeigt.

g) Bei 49. Df7×f3 gewinnt Weiß durch 50. Sc7—e6.

Internationales Meisterturnier in Budapest.

Nach der 12. Runde war der Stand folgender: Tschigorin, Pillsbury 7½, Charousek 7, Schlechter, Winawer 6½, Janovsky, Walbrodt 6, Albin, Maroczy 5, Dr. Tarrasch 4½, Noa 4, Marco 3½, Popiel 2.

In der am Mittwoch den 21. Oktober gespielten 13. (letzten) Runde verlor Albin—Charousek, von Popiel—Janovsky und Noa—Marco; Schlechter machte gegen Walbrodt remis. Die Hängepartien wurden am Donnerstag den 22. Oktober gespielt, ein Resultat bisher aber nicht bekannt.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 222 von Cristic.

1. Lb1—a2 / Kc4×d3	2. Dc8—c4 + / Sb2×c4	3. La2—b1 ‡
1. . . . . . . / Sb2×d3	2. La2—d5 + / Ke4×d5	3. Sg4—f6 ‡
1. . . . . . . / Sd1-e3, c3	2. Td3×e3 + / Ke4—d4	3. Dc8—c3 ‡
1. . . . . . / Beliebig.	2. Td3—d4 + / Ke4×d4	3. Dc8—c4, ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll und aus Regensburg von B. H.—, R. Kern, Gustav Schmidt, J. B. Schuler und R. Weiß.

Briefkasten: H. M. hier. In der Aufgabe Nr. 224 würde auf 1. Te1×Le2 Schwarz nicht mit c4×b3 in die Falle gehen, sondern Sg7×e6 ziehen und auf 2. Sh7—f6 das Mat durch Kd5×d4 vereiteln.

Notiz: Zuschriften, Lösungen ꝛc. ꝛc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 110. Mittwoch den 4. November. 1896

1 (Nachdruck verboten.)

Der Flüchtling.

Novelle von Aug. Northeim.

I.

In einem abgelegenen Thale des herrlichen Alt-England, unweit des Landstädtchens Worcester lag und liegt noch bis auf den heutigen Tag eines jener schloßartigen Gebäude, die, über das ganze Land verstreut, den Stammsitz mächtiger und einflußreicher alter Geschlechter bildeten, jener alten Geschlechter, die, mit der Regierung verbündet, für dieselbe in allen Fehden die kräftigste Stütze waren, während hingegen ihre Opposition sie dem gefürchtetsten Feinde gleichstellte, wenn sie in ihren befestigten Burgen den königlichen Befehlen, ja auch wohl selbst den Gewaltmaßregeln ihres königlichen Herrn Trotz boten. Heute sind diese alten Bauwerke, wenn auch zum Theil noch in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten, mit dem Verfall des Ritterthums und dessen Reichthümern in die Hände einfacher Landleute oder speculationssüchtiger Gewerbetreibender übergegangen, deren realistisches Streben jenen historischen Stätten bald den Nymbus der Vornehmheit und Unantastbarkeit raubte.

In der Zeitperiode jedoch, in welcher unsere Erzählung spielt, lebte der Graf Herbert von Eton unangefochten auf seinem ausgedehnten, seit Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn vererbten Besitze. Das uralte, von glänzend rothen Ziegeln erbaute Schloß mit vorspringendem Dachfirst, mit hohen Söllern und vielfach verschnörkelten Simsen und Erkern flankirt, welche fast in ganzer Höhe mit Epheu und wildem Wein bewachsen waren. Bei düsterem Himmel verliehen sie dem ehrwürdigen Gebäude ein melancholisches Aussehen, und diesen Eindruck erhöhte noch die Welle eines rastlos tobenden Flusses, welcher, hart an der nördlichen Granitmauer des Schlosses hinströmend, sich unweit desselben in ein weites Bassin ergoß, um dann, aus dem tiefen Schatten des waldartigen Parkes tretend, wie ein silbernes Band die üppig grünenden Ländereien zu durchfließen. In der Nähe eines der Eckthürme befand sich eine niedrige Schleuse, auf der Flußseite durch eine Fallthüre mit riesigen eisernen Riegeln, und zehn Schritte weiter im Innern durch ein zweites Thor von massiven Eichenholz, dessen Beschlag wohl Jahrhunderte zu überdauern vermochte, verschlossen. Für kleine Boote war hiermit ein sicherer Hafen geschaffen.

Die Vorderfront des Landschlosses bot einen freundlichen Anblick. Weiße Vorhänge an den hohen gothischen Fenstern, wohlgepflegte Blumen an den letzteren verriethen das Walten einer sorgsamen Frauenhand. Der Park öffnete sich hier zu einer fast kreisförmigen Lichtung, deren feuchtgrüner Rasengrund sich fast bis nahe an das mit Stuckatur reich bedeckte Portal hinzog; Blumenparquets und Rabatten boten dem Auge eine angenehme Abwechslung, und in der Mitte der weiten Rasenfläche warf eine plätschernde Fontaine ihre glänzenden Wasserstrahlen in ein von Nymphen und Tritonen gehaltenes Steinbecken.

Der stellenweise sogar etwas verwilderte Park erstreckte sich fast eine englische Meile weit bis hart an die Landstraße, von derselben nur durch den oben erwähnten Fluß getrennt, über den eine halb verfallene Brücke aus rothen Ziegelsteinen führte. Am Ende der Brücke befand sich ein kleines Fischhaus, dessen offenstehende Thüre den Einblick in einen freundlichen, offenbar bewohnten Raum gewährte — wenigstens legte der mit einem sauberen Tuch bedeckte Tisch, sowie ein frischer Blumenstrauß auf dem Tischtuch Zeugniß dafür ab.

So war der Anblick des Schlosses und seiner Umgebung am Tage nach dem hitzigen Gefechte bei Worcester, dem entscheidenden Gewaltstreiche des großen Cromwell, der nun zum Träger der Geschicke des Königreiches geworden war. Der dumpfe Kanonendonner, unterbrochen von dem helleren Klange der Musketen, war selbst bis in dies friedliche Thal gedrungen. Man hatte hier einige Vorbereitungen getroffen, einem etwaigen Ueberfall zu begegnen; die Schießscharten waren erweitert, eine alte Feldschlange auf den Söller gerückt worden. Allein keine Fahne flatterte von den Zinnen, keine Uniform war zu sehen, kein Zeichen, daß die Bewohner des Schlosses Parteigänger seien. Nicht zur längeren Vertheidigung waren die Vorsichtsmaßregeln getroffen worden, sondern nur zur Abwehr von Marodeuren, welche, aus den kriegerischen Wirren Nutzen ziehend, gleichviel ob von Freund oder Feind, den Kriegszoll erpreßten.

Der Tag ging zur Rüste, abendliche Schatten senkten sich auf die Fluren, als ein junges Mädchen von schlanker, gewandter Gestalt und außerordentlich zarten Gesichtszügen aus der Thüre des Fischerhauses trat. Mit beiden Händen schlug sie ihre langen, dichten, kastanienbraunen Locken zurück, um ihren weißen Hals in ein schützendes Tuch einzuhüllen. Die tiefblauen Augen, von langer Wimpern beschattet, blickten träumerisch in die Ferne.

„Es ist spät geworden," sprach sie leise vor sich hin, sich fröstelnd fester in den Shawl hüllend, der Vater wird mich schon erwarten. „Komm Bleß, mein Liebling, wir müssen gehen!"

Die große Dogge, aufmerksam jeder Bewegung ihrer Herrin folgend, sprang liebkosend an dem jungen Mädchen empor und, ein Freudengebell ausstoßend, in großen Sätzen voran, den Waldpfad entlang.

Ein ungewöhnlicher Laut, ähnlich dem scharfen, kurzen Knall einer Muskete, unterbrach plötzlich die tiefe Stille und hemmte Beider Schritte.

„Was war das?" rief das Mädchen erschrocken. „Freund oder Feind? Sollte uns Gefahr drohen?"

Und schleunigst sich dem verlassenen Hause wieder zuwendend, überblickte sie durch das vergitterte Fenster desselben spähend, die sanft zum fernen Hügel ansteigende Landstraße.

Sie blieb nicht lange im Zweifel. Auf der Spitze des Hügels tauchte erst der Kopf, dann die ganze Gestalt eines Reiters auf, dessen Form sich klar und scharf gegen den rothen Abendhimmel abhob. Gleich darauf war er verschwunden in den dunkleren Tönen

und Schatten der diesseitigen Landschaft, über welche ein leichter, in der Ferne sich scheinbar verdichtender Nebel hinwallte. Nach einer Weile erschien am Horizont ein zweiter Reiter, ein dritter und noch mehr, bis wohl ein Dutzend über dem Gipfel der Anhöhe aufgetaucht und gleich dem ersten Reiter diesseits in dem Nebel verschwunden waren. Die im letzten Strahle der Abendsonne funkelnden Helme ließen jene Reiter als Krieger der puritanischen Partei erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Regensburger Hof, das älteste Haus Wiens.

Durch ein Gesetz ist für eine große Anzahl von Häusern in der inneren Stadt Wiens und in den Hauptstraßen der Bezirke, wo dieselben als Hindernisse für den sich immer steigernden Verkehr angesehen werden müssen, eine langjährige Steuerfreiheit zugestanden worden und seit dieser Zeit hat die Baulust in Wien so große Dimensionen angenommen, daß gar manche Bauwerke, die als Wahrzeichen der Reichshauptstadt gelten konnten, vom Erdboden verschwinden, um für Neubauten umgetauscht zu werden, die für die nothwendig gewordene Straßenerweiterung Raum lassen.

So kommt es, daß sich an vielen Orten, die sich auch den selteneren Besuchern Wiens eingeprägt haben, das Straßenbild von Grund aus verändert, und es bedarf wirklich oft eines Gedenkzeichens, um sich noch der alten Erscheinung zu erinnern.

Zu den bekanntesten Plätzen des alten Wien, die nun auch in den nächsten Tagen ihr Aussehen gründlich ändern werden, gehört das sogenannte Lugeck, jener kleine Platz an der rechten Seite der Rothenthurmstraße, der durch den in unserem Bilde dargestellten Regensburgerhof sein charakteristisches Gepräge erhält.

Die Demolirung dieses Gebäudes, die nach dem Novembertermin bevorsteht, ist deshalb besonders bemerkenswerth, weil der Regensburgerhof als das älteste Haus Wiens angesehen werden muß. Das Jahr, wann derselbe erbaut wurde, ist aber aus den Regesten der Stadt Wien nicht mehr zu ersehen. Im 14. und 15. Jahrhunderte, wo sich das öffentliche und Geschäftsleben der Stadt Wien mehr um den hohen Markt gruppirte, befanden sich hier die Niederlagen der kölnischen (Kölnerhof) und regensburgischen Kaufleute und um das Lugeck herum war auch das Handels- und Geschäfts-Centrum Wiens.

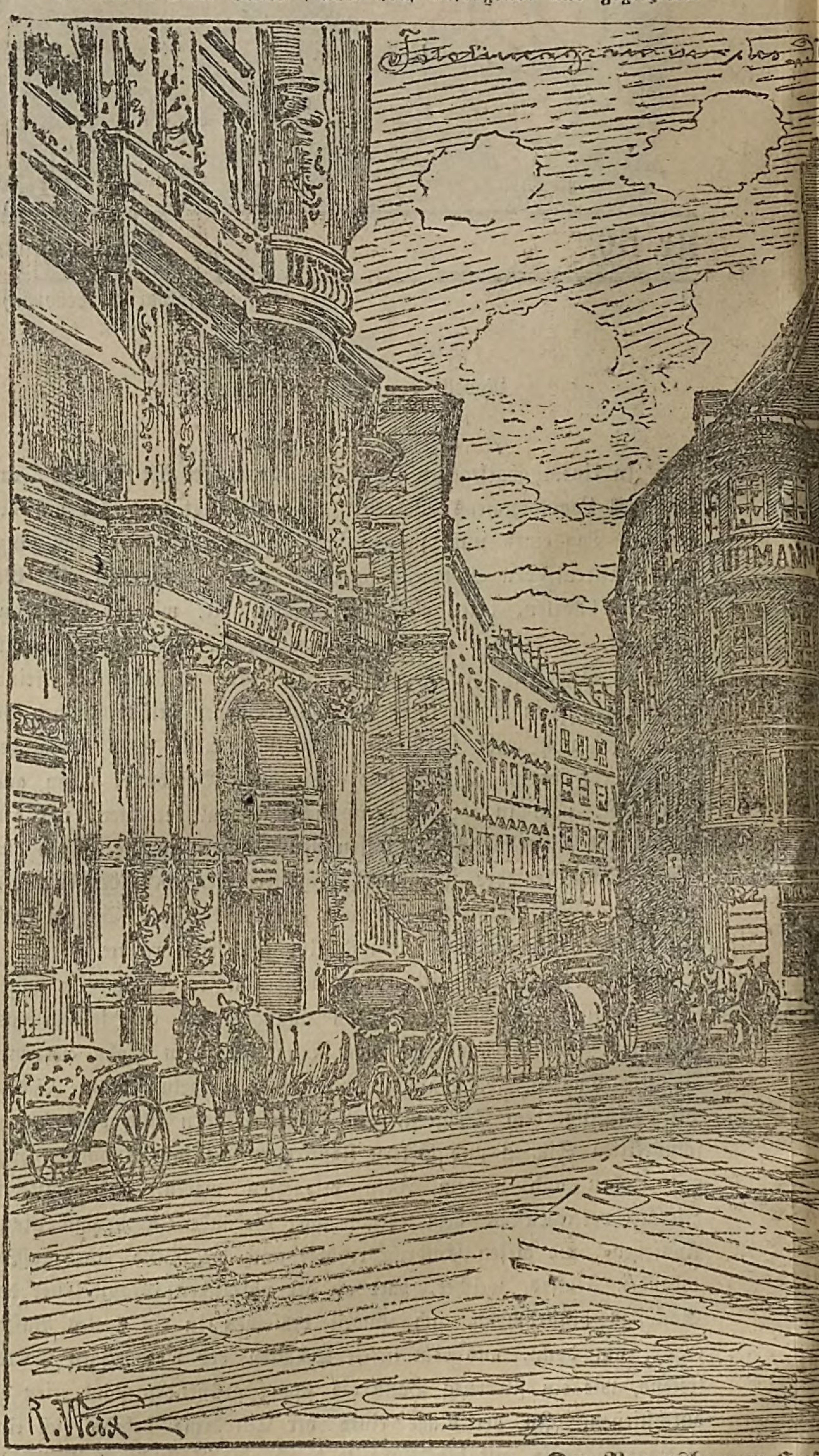
Am Lugeck konnte man, nach Wolfgang Schmelzel, hebräisch, griechisch, lateinisch, deutsch, französisch, türkisch, spanisch, böhmisch, wendisch, italienisch, kroatisch, syrisch, rhätisch, polnisch und chaldäisch (?) sprechen hören. An dem Regensburgerhofe befand sich noch bis zu Beginn unseres Jahrhunderts ein Bild, die Stadt Regensburg darstellend, mit dem Spruch:

„Mich Regensburg bewahre allezeit,
Die allerheiligste Dreifaltigkeit."

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts befand sich der „Hof" im Besitze des Wiener Bürgers Niklas Teschler, eines Staats- und Kriegsmannes, der in diesen Räumen gelegentlich eines Festes auch Kaiser Friedrich III. und den ungarischen König Mathias Corvinus, der sich damals auf Besuch in Wien befand, bewirthen durfte. Niklas Teschler war auch einer jener sechs Wiener Bürger, die am 21. Mai 1485 dem König Mathias Corvinus die Kapitulation der von diesem belagerten Stadt Wien überbrachten. Im Regensburgerhofe befand sich auch ein von Kaiser Josef I. zum ersten Male in's Leben gerufenes Institut gegen den überhandnehmenden Wucher, das erste kaiserliche Versatzamt, das man damals auch „Pfandleih"- oder „Frag-Amt" nannte. Es wurde im Jahre 1707 im ersten Stockwerke des Hauses eingerichtet.

Vor dem Hause befand sich in früherer Zeit ein runder, mit Steinen ausgelegter Platz oder Kreis, der im Volksmunde das „Marcus Curtius-Loch" genannt wurde und auch im Jahre 1547 auf dem damals von Hirsfogel gestochenen Plane der Stadt unter diesem Namen vorkommt. Nach Peter Fuhrmann bedeutete der Steinkreis den Umfang der großen Glocke zu St. Stephan, während der Chronist Schlager die Meinung vertrat, der Steinkreis wäre blos die Umfassung eines eingestürzten Ziehbrunnens gewesen.

Die beiden Erker hatten früher hoch aufragende und gegliederte



Der Regensburger Hof

Helme (Bedachungen) aus Blech und sind in dieser Gestalt noch auf dem 1725 von Salomon Kleiner gezeichneten Stiche zu sehen.

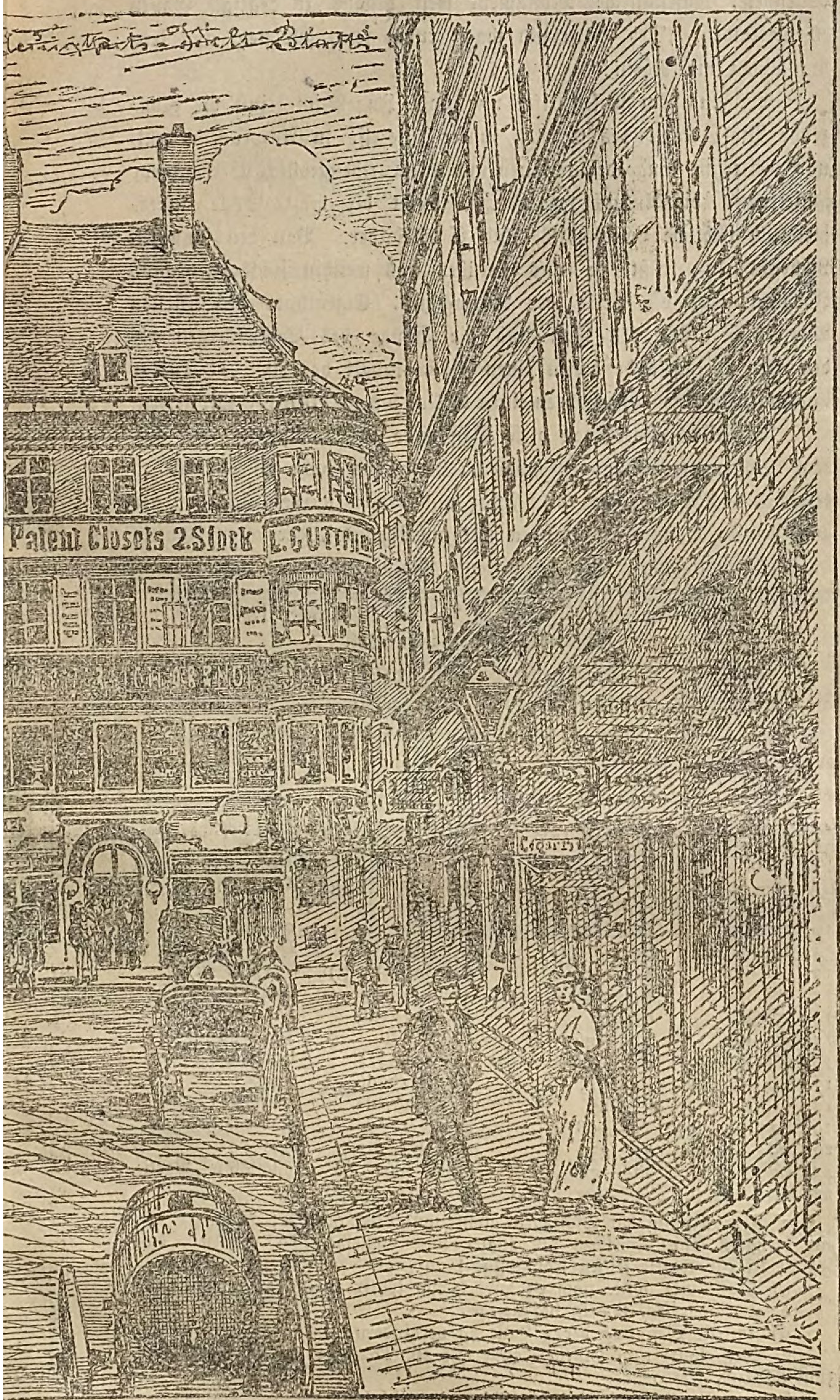
Reisebilder

von Johann Senft.

X. Auf dem Verdeck eines Rheindampfers.

Um die Mittagsstunde führte uns eine Koblenzer Droschke an den dortigen Rheinkai, da wir mit dem Dampfboote nach Mainz fahren wollten. Eine stattliche Schaar Vergnügungsreisender hatte sich binnen kurzer Frist hier zusammengefunden. Ganze Berge von Gepäckstücken belasteten die Ländebrücken und die Billetsschalter in den Wartehallen waren umdrängt von ungeduldigen Passagieren.

Da erschien auch schon aus der letzten Stromkrümmung ober Thal-ehrenbreitstein hervorpustend, das schmucke Dampfboot, auf dem wir unsere Reise nach Mainz fortzusetzen gedachten. Die eleganten Salondampfer der Köln-Düsseldorfer-Dampfschifffahrts Gesellschaft vermitteln den äußerst regen Personenverkehr zwischen Mannheim, Arnheim, Rotterdam und benöthigen zur Bergfahrt von Koblenz nach



Das älteste Haus Wiens.

Mainz — eine Flußstrecke von 90 Kilometer — circa 8 Stunden Zeit. Sie führen nur 1. Klasse und enthalten neben luftigem, vor Sonnenbrand geschütztem Vorder- und Hinterdeck prächtig ausgestattete Speise-, Rauch- und Damensalons. Table d'hôte speist man hier ebenso gut als in den renommirtesten Hotels, und vortrefflichere Weine, als sie die Dampfergesellschaft ihren Gästen bietet, trifft man um gleichen Preis sonst nirgends in den Rheinlanden. — Kaum hatte der Dampfer seine Breitseite den gewaltigen Kaimauern genähert, so beeilte ich mich, mir ein günstiges Plätzchen auf dem Vorderdeck zu sichern. Unbeirrt von dem lebhaften Treiben hin und her hastender Passagiere blickte ich freudetrunken und träumerisch nieder zu den bläulichen Fluthen, die das schmucke Fahrzeug umrauschten, und dachte in meinem Herzen: „Wenn er nun auftauchte, der alte Vater Rhein, der mächtige Sohn der Graubündtner Berge, der vielumstrittene, sagenumwobene, den die deutschen Dichter gefeiert von dem Sänger der Nibelungen bis zum Dichter der Wacht am Rhein, und wenn sich ihm zugesellten des jugendfrischen Greises liebliche Kinder, die muntere Gesellin aus den eisgepanzerten Bergen der Schweiz, die tosende Reuß, der sanftere Neckar von des Schwabenlandes Rebenhügeln, der vielgekrümmte Main aus des Fichtelberges düsteren Wäldern — was könnte er erzählen von den Geschlechtern des Adels, die einst in den zu Ruinen gewordenen Burgen an seinen Gestaden hausten; von den Kriegsvölkern, die nach Ost und West die blutige Wehr über seine Ufer trugen; von den Männern der Schifffahrt und des Handels, welche seit Jahrhunderten gewinnbringende Frachten der Kraft seiner Wasser anvertrauten! Es war zu verlockend bei den Bildern, welche die rege Phantasie in diesem Augenblicke vor die Seele zauberte, noch länger zu verweilen. Doch das Gerassel der pustenden Maschine rief mich zurück zur Wirklichkeit. — Der Dampfer rauscht dahin. — Wie ein liebliches Gemälde gleiten die immer wechselnden Landschaftsbilder an uns vorüber. Die steilen Hänge des Schiefergebirges, das der mächtige Alpensohn durchbricht, treten an beiden Ufern ganz nahe an den Strom, mehrfach kaum Raum gewährend für die Schienenwege, die streckenweise auf hohen Dämmen oder in mehrere hundert Meter langen Tunnels unter den Berghängen hinführen. Auf den spärlich bewaldeten Höhen thront Burg an Burg, von denen freilich die meisten Dank den Verwüstungen im dreißigjährigen Krieg und den Mordbrennereien des französischen Generals Melac in Trümmern liegen. Nur wenige, wie Stolzenfels, Rheinstein, Soneck, Hobeneck 2c. sind wieder aufgebaut und ragen als Zeugen romantischer Vergangenheit in die Gegenwart herein. An den mit Reben bepflanzten Abhängen reift die Glühhitze der rheinischen Mittagssonne feurige Weine. Wer in deutschen Gauen kennt nicht die Namen Rauenthal und Markobrunn, Johannesberg und Aßmannshausen, Rüdesheim und Geisenheim? Schwarzgestrichene Tafeln mit riesigen weißen Inschriften verkünden oft weithin die Namen jener glücklichen Firmen, die im Besitze dieser herrlichen Weingelände sind.

Aus dem eingeengten Strombette ragen häufig Felsenriffe und Klippenreihen empor, wie die Bank, das Gewirre, die sieben Jungfrauen, das Bingerloch 2c., die, umtost von gewaltigen Wasserwirbeln, Jahrhunderte lang die Schifffahrt erheblich gefährdeten und manches Opfer an kostbaren Kaufmannsgütern und Menschenleben forderten, bis man in der neuesten Zeit durch vorgenommene Felssprengungen die Gefahr erheblich verminderte.

An den Ufern reiht sich meist in schmaler, langgestreckter Zeile Stadt an Stadt, Flecken an Flecken, so Lahnstein und Rhense, Boppard und Bacharach. Goar und Goarshausen, Lorch und Bingen, jeder Fuß breit Erde geheiligt durch Sage und Geschichte. Es sei gestattet, bei einigen dieser romantischen Punkte länger zu verweilen.

Der Königstuhl bei Rhense ist ein 18 Fuß hoher Bau mit 8 Sitzen in Stein, einer für den Kaiser, sieben für die Kurfürsten, von denen hier bis ins 15. Jahrhundert der Kaiser gekürt wurde. Ein schallender Hüfthorn- oder Trompetenruf konnte vom Königstuhl aus in vier Kurfürstenthümern gehört werden, da die nahen Burgen Lahneck zu Mainz, Stolzenfels zu Trier, Marksburg zur Pfalz und Rhense zu Köln gehörten.

Zwischen Goarshausen und Oberwesel tritt in zerrissenen, mächtigen Steinblöcken eine gewaltige Felsenmasse, die Lurley, in den Strom vor, 132 Meter über diesem aufragend und sein Flußbett in die engsten Grenzen zwängend. Dafür hat der Strom hier auch seine bedeutendste Tiefe, 23 Meter. In Bild und Lied ist die Sage von der goldgelockten Zauberin, die von der Höhe des Felsens durch süße Gesänge die Vorüberfahrenden lockte, bis sie selbst von Liebe bezwungen, sich in den Strom stürzte, durch alle deutschen Gauen bekannt. Wer kennt nicht das Heine'sche Lied von der

Loreley? Wer hätte die volksthümliche Weise Silchers noch nicht gesungen?

Aufgebaut auf felsigem Grund ragt dann mitten aus dem Rheinstrome auf die von Ludwig dem Bayer als Zollburg bestimmte Pfalz, auch Pfalzgrafenstein geheißen. — Vor Bingen steht auf einem Quarzfelsen auf kleiner, bewaldeter Aue inmitten des Stromes der sagenumwobene Mäusethurm (Mautthurm) wahrscheinlich auch als Zollthurm in mittelalterlicher Zeit angelegt. In der Binger Chronik wird des Mäusethurmes mit den Worten gedacht, daß er vom Erzbischof Willegis, „gebaut zu einem Wacht, die Durchfahrt des Rheins im Falle der Noth zu sperren."

In Bingens Nähe erblickt man auf sanft ansteigender Bergeshöhe die Rochuskapelle, 1889 durch Blitzschlag zerstört, bis 1895 jedoch wieder in spätgothischem Stile neuerbaut. Wenige Tage vor unserer Fahrt hatten hohe geistliche Kirchenfürsten die Neueinweihung der Kapelle vollzogen; eine Reihe festlich geschmückter Triumphbögen ließ noch die Wege erkennen, welche die betende Schaar hinan zum Heiligthume gewallet war.

Plötzlich blickt man aus den mit Wald und Weinbergen bedeckten Gebirgshängen hinaus in den lieblichen, weinreichen Rheingau, der 8 Kilometer lang und 4 Kilometer breit, von Rüdesheim bis Niederwalluf sich erstreckt. Hier bei Rüdesheim und Geisenheim ist es, wo der Strom von seiner Quelle bis zum Eintritt ins Holländische die größte Breite — 642 Meter erreicht.

Vom 344 Meter hohen Niederwald hernieder bietet die Germania des Nationaldenkmals, in der Rechten die Kaiserkrone hoch emporhaltend, das gewaltige Schwert in der Linken zu Boden gesenkt, den von Süden kommenden Gästen freundlichen Willkomm. Von Aßmannshausen sowohl, wie von Rüdesheim führt eine Zahnradbahn auf den rebenumgürteten Hügel, von dem das kunstvollendete, majestätische Monument weit hinaus in deutsche Gauen es verkündet: „Lieb Vaterland magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

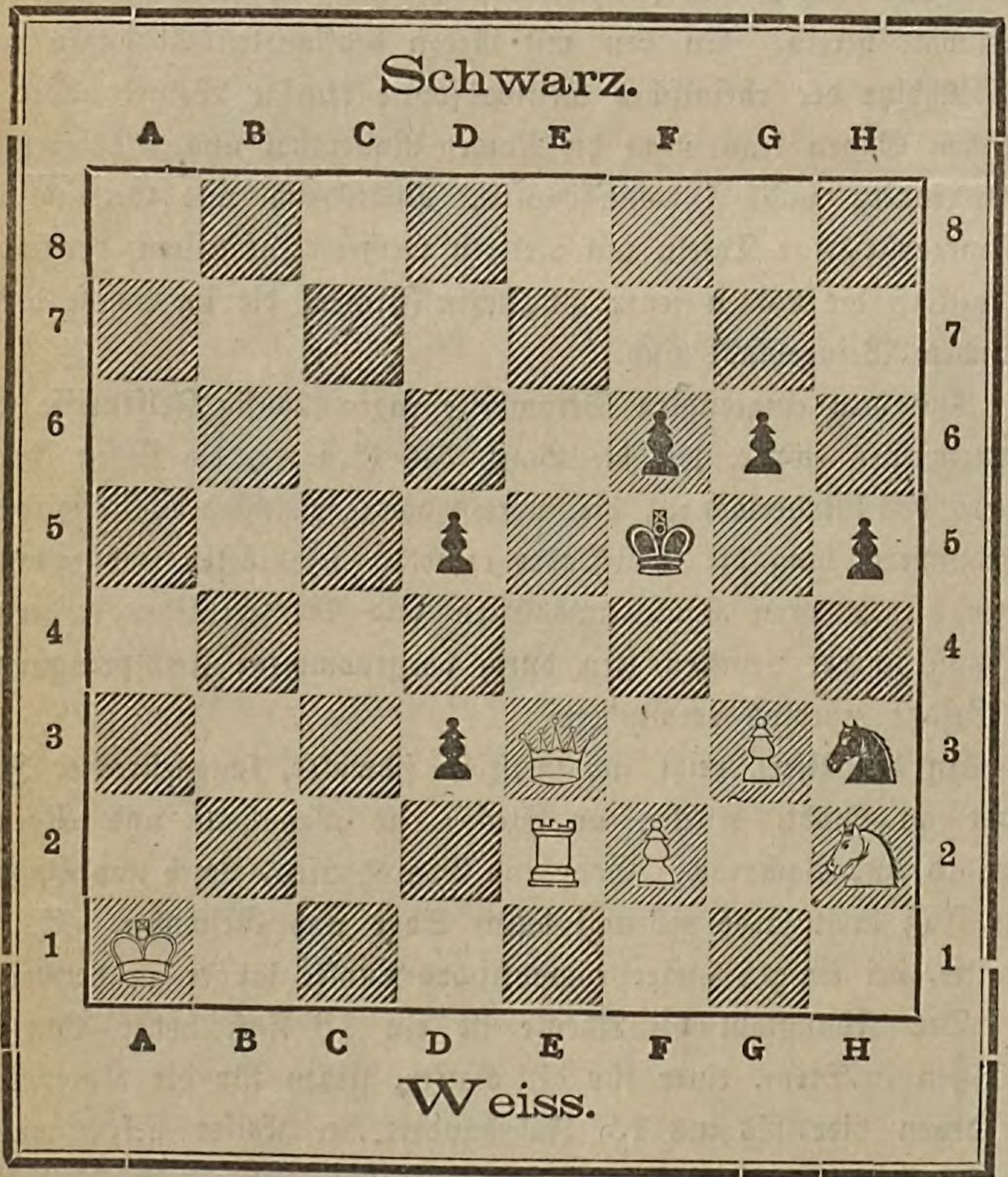
Während am linken Ufer nur noch Ingelheim, einst die glänzende Pfalz Karls des Großen, unser Interesse in Anspruch nimmt, und weiterhin langgedehnte Auen und mit Weidengebüsch überwachsene Inselreihen die Aussicht versperren, bietet die rechte Seite unvergleichlich liebliche Landschafts- und Städtebilder. Von den sonnigen Rebenhügeln grüßt zu uns herüber das weithin sichtbare Schloß Johannisberg, die Perle des Rheingaues, Eigenthum des Fürsten Metternich. Die den Fuß und die Hänge des Schloßberges bedeckenden Weingelände haben einen Flächeninhalt von etwa 15 Hektar und sollen in guten Weinjahren einen Ertrag bis zu 150,000 M. liefern.

In Biebrich verlassen viele Passagiere das Dampfboot, um auf dem Schienenwege Langenschwalbach oder das nahe Wiesbaden zu erreichen. Die Thürme von Mainz und Kastel werden sichtbar; bei anbrechender Dämmerung landen wir am Rheinkai, der alten Römerstadt (Mogontiacum), dem „goldenen" Mainz.

Schachzeitung № 227.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von G. Chocholous in Prag.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Internationales Meisterturnier in Budapest.

In der letzten Runde am 21. Oktober siegte neben Charousek gegen Albin auch Tschigorin gegen Maroczy, wodurch Charousek und Tschigorin gleichen Stand mit je 8½ Gewinnpartien erreichten. Beide müssen nun noch einen Entscheidungskampf um den 1. und 2. Preis ausfechten, in welchem derjenige Sieger ist, der zuerst 2 Partien gewinnt, remis zählt nicht. Den dritten Preis gewann Pillsbury mit 7½, den 4. und 5. theilten Janowski und Schlechter mit je 7, den 6. und 7. Walbrodt und Winawer mit je 6½ Gewinnpartien; es folgen Dr. Tarrasch 6, der den Spezialpreis zu 100 Kr. für das beste Resultat gegen die Preisträger erhielt, Albin und Maroczy je 5, Marco 4½, Dr. Noa 4, v. Popiel 2.

Gespielt im Meisterturnier zu Pest am 9. Oktober 1896.

Abgelehntes Damengambit.

Weiß Janowski	Schwarz Tschigorin	Weiß Janowski	Schwarz Tschigorin
1. d2—d4	d7—d5	23. Ta1—d1	h6—h5
2. c2—c4	e7—e6	24. Tf1—h1 (d)	h5—h4
3. Sb1—c3	c7—c6	25. Lg3—h2	Td8—g8
4. e2—e3	Sg8—f6	26. Kg2—f1 (e)	Ld6—c5
5. Lf1—d3	Lf8—d6	27. Sc3—b1 (f)	g5—g4
6. Sg1—f3	Sb8—d7	28. h3×g4	Sf6×g4
7. o—o	o—o	29. Lh2—g1	De7—g5
8. e3—e4	d5×c4	30. De2—f3 (g)	Lc5—d4
9. Ld3×c4	e6—e5	31. Sb1—c3	c6—c5
10. Lc1—g5	Dd8—e7	32. Kf1—e2	c5—c4 (h)
11. d4—d5	Sd7—b6 (a)	33. Lb3—c2	Dg5—h6
12. Lc4—b3	Lc8—g4	34. Sc3—b5 (i)	Sg4×f2 (k)
13. h2—h3	Lg4—h5	35. Lg1×f2	Ld4—f2
14. d5×c6	b7×c6	36. Sb5—d6	Lf2—c5
15. g2—g4	Lh5—g6	37. f5—f6	Tg7—g2 +
16. Sf3—h4	Kg8—h8	38. Ke2—f1	Lc5×d6
17. Sh4—f5	Lg6×f5	39. Td1×d6	Tg2×c2
18. g4×f5	h7—h6	40. Td6—d1	Tc2—g2
19. Lg5—h4 (b)	Ta8—d8	41. Kf1—e1	Sb6—a4 (l)
20. Dd1—e2	g7—g5	42. Df3—h3	Tg2—g1
21. Lh4—g3	Tf8—g8	Weiß gibt die aussichtslose Partie auf. (m).	
22. Kg1—g2 (c)	Tg8—g7		

a) Den Anfang hat Tschigorin nicht sonderlich gespielt; Schwarz hat ein beengtes Spiel, welches sich später nur dadurch besser gestaltet, daß Janowski zur Unzeit seinen Königsflügel aufreißt.

b) Der Läufer sollte nach e3 zurück, um später f2—f4 zu ermöglichen.

c) Hier war 22. f2—f3 vorzuziehen.

d) Um die Oeffnung der g Linie zu verhindern.

e) Weiß sollte nun seinem König mit 26. Th1—g1 ein günstiges Feld zum Rückzug frei machen.

f) Nun mußte wenigstens 27. Td1—d3 geschehen.

g) Nothwendig wegen der Drohung 30. Sg4—h2.

h) Damit verhindert Schwarz endgiltig die Flucht des weißen Königs nach dem Damenflügel.

i) Ganz verfehlt; Td1—d2 war der einzig mögliche Zug.

k) Ein hübsch erdachtes Figurenopfer, das die weiße Stellung durchbricht und unhaltbar macht. Den Schluß spielt Tschigorin sehr fein.

l) In der Absicht nach 42. Tg8—g3, 43. Td1—d8 +, Kh8—h7 44. Df3—f1 mit Dh6—e3 + 45. Ke1—d1, Sa4—b2 + mat zu setzen.

m) Schwarz tauscht die Thürme und gewinnt sodann durch sein mtaerielles Uebergewicht mühelos.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 223 von Ehrenstein.

1. $\frac{\text{Sb4—c6}}{\text{Beliebig.}}$ 2. D., L., S., S. ♯

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll und aus Regensburg von B. H.—, R. Kern, Gustav Schmidt, J. B. Schuler und R. Weiß.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 111. Dienstag den 10. November. 1896

2 (Nachdruck verboten.)

Der Flüchtling.

Novelle von Aug. Northeim.

Das war Alles, was das ausschauende Mädchen entdecken konnte, und doch hatte sie alsbald den Sachverhalt richtig durchschaut. Ein in der gestrigen mörderischen Schlacht versprengter Anhänger der königlichen Partei, welcher auch der Besitzer von Eton angehörte, wurde von den sogenannten Rundhüten, den Kriegern des mächtigen Protektors, verfolgt. Diese Befürchtung wurde bestätigt, als nach wenigen Minuten der erste Reiter um die Waldecke bog. Es war eine kräftige, jugendliche Gestalt. Die riesige Feder auf dem breitkrämpigen Hut wallte und wogte in dem Luftzug, den der scharfe Ritt verursachte, das breite, blauseidene Degengehenk über dem blinkenden Stahlküraß hatte sich auf der Flucht verschoben Flecken und Staub lagen auf dem sammetweichen, mit Atlas verbrämten Coller, und zerknittert waren die flandrischen Spitzen, mit denen er reich besetzt war. Der nächste Moment brachte den Flüchtling bis an die Brücke, wo das Mädchen in Todesangst lehnte.

„Halt! Halt!" rief sie in leisem und doch verständlichem Ton. „Um Gotteswillen, halt! wenn Euch Euer Leben lieb ist!"

Instinktmäßig hielt der Reiter den Rappen an, welcher dem leisesten Druck gehorchend, sofort wie angewurzelt dastand.

„Ihr habt nur eine Aussicht auf Rettung," fuhr die Sprecherin in fliegender Eile fort. „Ihr müßt mir Euere Sicherheit anvertrauen. Wenige Meilen*) stromaufwärts lagert eine bedeutende Abtheilung feindlicher Truppen, denen Ihr unfehlbar in die Hände fallen würdet. Schnell, schnell steigt ab! Noch sind Euere Verfolger in dem Dickicht, die nächste Minute bringt sie her. Um Himmelswillen sprecht nicht!" drängte sie, als der junge Mann zögernd im Sattel blieb. „Führt das Pferd in den Wald, bindet es an und kehrt sofort zurück! Ich kann — ich kann und will Euch retten, eilt."

Er zauderte. Unschlüssig blickt er zurück, als ein Trompetenstoß von dorther ihn von der Annäherung der Gefahr überzeugte.

„Lady", sagte er, sich tief im Sattel neigend, „ich vertraue Euch, ich gehorche!"

Der Flüchtling glitt zur Erde; und kaum hatte er, den Befehlen seiner schönen Retterin nachkommend, das junge Mädchen wieder erreicht, als erneute Trompetenstöße, gleichsam wie ein lustiges Halali auf dieser Menschenjagd, bereits nahe hinter der Waldecke erschollen. Die Verfolger nahten schnell; wenig später — und er wäre zu den Füßen des entsetzten Mädchens gestorben. Eiligst gebot die heftig Erschrockene dem leise knurrenden Hunde Ruhe. Dann stieg sie, den Cavalier an der Hand fassend, der ihr ebenso willig folgte, wie die gehorsame Dogge, schnell einige Steinstufen hinab, die von der Plattform des Fischhauses an das Wasser führten. Im nächsten Momente verbarg sie alle der Brückenbogen, unter dem bereits vollständige Dunkelheit herrschte.

Donnernd brauste die berittene Truppe über ihren Häuptern hinweg, als wollte das schwache Bauwerk unter den Hufen der Rosse zusammenbrechen — das Herz der jungen Lady stand still in namenlosem Schrecken, krampfhaft preßte sie die Hand des unbekannten Cavaliers — dann war Alles ruhig.

„Dem Himmel sei Dank," rief sie erleichtert. „Die Gefahr ging vorüber. Jetzt folgt mir schnell und leise, Euer Leben hängt davon ab!"

Sie bückte sich fast auf den Spiegel des grauen Gewässers, und ein dichtes Gebüsch auseinanderschiebend, enthüllte sie einen engen Pfad, der sich beinahe unsichtbar durch das Gestrüpp hindurchwand, vielleicht ehemals vom Wilde gebahnt und durch spielende Dorfkinder jetzt erweitert.

Obwohl kräftig und gewandt, vermochte der junge Mann doch kaum seiner Führerin zu folgen, welche behende wie ein Reh durch das verworrene Blätterwerk schlüpfte, hier einen schlanken Zweig, dort üppig wucherndes Schlingkraut bei Seite schiebend, bis endlich der Weg neben einem kleinen Boothause mündete. Der Fluß trennte dasselbe vom Schlosse, das in tiefem Dunkel lag, nur aus dem einen Seitenfenster fiel ein brennender Strahl auf die Fluth.

„Reicht mir Eure Hand," flüsterte das Mädchen, indem es sich behutsam an dem schmalen Steinfirst an der Seite des Häuschens entlang tastete, an dessen Ende man bei dem fahlen Lichte des aufgehenden Mondes eine Leiter gewahren konnte. „Hier müßt Ihr bleiben. Ich muß mich erst der Dienerschaft versichern, denn Niemand darf Eure Anwesenheit ahnen. Vor allen Dingen aber muß ich mit meinem Vater reden. Ich fürchte, ich werde Euch nicht rechtzeitig an den Ort bringen können, der Euch ein sicheres Versteck gewährt. Klimmt also die Leiter hinauf und zieht dasselbe in das kleine Gewölbe dort oben nach; es dient nur zum Aufbewahren alten Tauwerks und verbrauchter Segel. Dort wird Euch Niemand suchen. Sollten indeß die Verfolger, die unzweifelhaft bald zurückkehren werden, dennoch hier eindringen, was Gott gnädig verhüten wolle, so hüllt Euch in eines der alten Segeltücher und liegt vollständig regungslos. Habt Ihr mich verstanden?"

Der junge Cavalier nickte schnell und sprang nach einigen Dankesworten leicht die Sprossen hinauf; das Mädchen wartete, bis er in der schmalen Oeffnung der Bodenluke verschwunden war, und lächelte hierauf befriedigt.

„So ist's recht!" rief sie leise. „So seid Ihr geborgen. Aber nun beugt Euch herab und merkt genau auf meine Worte; Euer Geschick hängt davon ab. Ihr könnt schwimmen, wie ich vermuthe.

Ein gedämpftes Ja erklang von oben herab.

„Nun wohl, so gebt auf das rothe Licht an jenem Fenster Acht, das Ihr durch das Loch dort über der Luke erblicken könnt.

*) Hier wie im Folgenden sind unter den Meilen immer nur englische verstanden, von denen vier auf eine deutsche Meile gehen.

Sobald es dreimal nach je zehn Sekunden aufleuchtet und wieder verlischt, werft Ihr Euch kühn in die Fluth. Denn dann ist Alles sicher. Ich werde Euch drüben an der Bootstreppe empfangen. Lebt wohl! Der Herr sei mit Euch."

„Und auf Euch Gottes reichster Segen!" scholl es leise zurück.

Darauf hörte man nur das leichte Plätschern der Ruder, deren Schlag das nur leise angekettete Boot dem Schlosse zutrug.

Auf ein dreimaliges Klopfen ertönte von drinnen ein langsamer, schlürfender Tritt, und eine zitternde Stimme fragte ängstlich durch die erleuchtete Schießscharte neben der Thür: „Wer ist da?"

„Ich bin's, guter Jerry; Deine Jane. Oeffne nur rasch, die Nachtluft weht kühl, und ich bin nur leicht gekleidet!"

Ein Schlüssel drehte sich knarrend im Schloß, die schwere eichene Thür der Schleuse öffnete sich langsam und schloß sich sogleich nach Aufnahme des Boots wieder.

„So spät, theuerste Herrin?" fragte der Diener, dessen ehrwürdiges Gesicht schneeweißes Haar einrahmte. „Ihr hättet mich zur Begleitung mitnehmen sollen, es ist so gefährlich draußen in dieser schrecklichen Zeit!"

„Laß nur, laß, guter Freund!" wehrte sie ab, sich zu einem halben Lächeln zwingend. „Bleß war ja mein treuer Begleiter, und Du siehst, ich bin wohlbehalten hier. Doch nun leuchte mir, ich habe den Vater schon allzulange warten lassen und möchte ihn deshalb jetzt gleich begrüßen."

Der Greis schritt voran, an der Thüre des Gesindezimmers vorüber, aus dem munteres Gespräch und fröhliches Lachen erklang, bis an den Fuß einer breiten, durch Teppiche geschützten Freitreppe, welche von dem mit Marmorfliesen belegten Vorsaal in die oberen Räume führte. Von den Wänden schauten in langen Reihen in dem gespenstigen Halbdunkel die Ahnen des Schloßherrn in starrer Unbeweglichkeit auf das muntere Enkelkind herab, das leichtfüßig die Treppen hinaufsprang, bis es an einer hohen Thüre hielt, welche der Alte dienstfertig öffnete.

Jane trat in ein weites, saalartiges Gemach von finsterem Gepräge. Einzelne wenige Kerzen warfen nur einen schwachen Schein auf das braune, gebeizte Holz, mit dem die Wände bis zur halben Höhe betäfelt waren. Ein ungeheurer Kamin zeigte noch glimmende Feuerreste. Rings um die Wände zogen sich lange Regale mit Büchern, welche auf der Ostseite sogar ganz bis auf den parquettirten Fußboden hinabreichten. Inmitten des Saales stand ein langer Tisch mit Büchern, Karten und physikalischen Instrumenten bedeckt, an demselben saß der einzige Bewohner des Raumes, ein alter Mann in dunklem Sammtwamms, der bei dem Geräusche der sich öffnenden Thüre das noch lebendige, feurige Auge der Eintretenden zuwandte.

„Du bist es, Jane, mein Liebling?" rief er zärtlich besorgt. „Woher so spät? Ist etwas vorgefallen?"

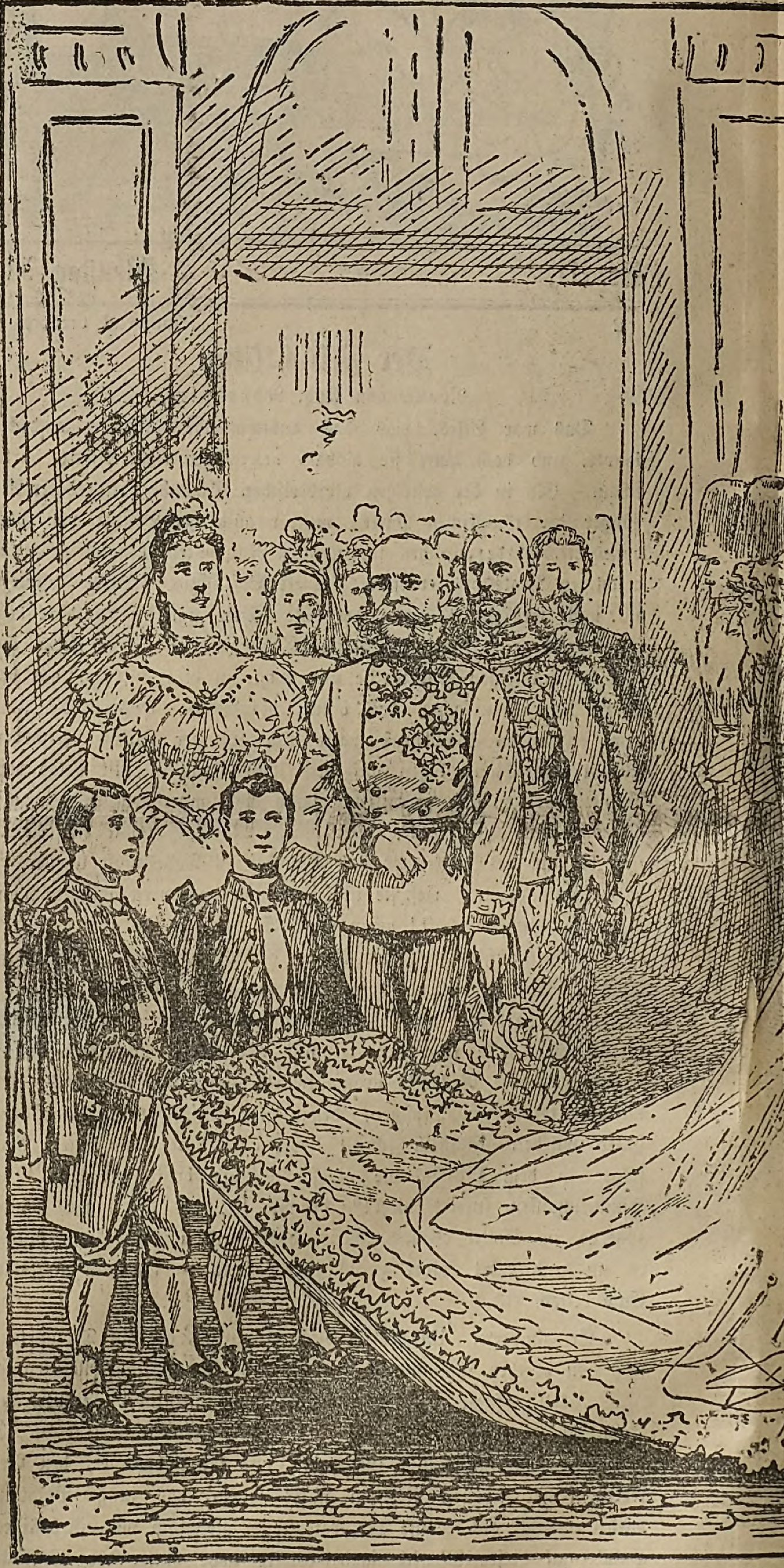
„O nichts, nichts, lieber Vater", antwortete das junge Mädchen, dessen Erregung freilich dem liebevollen Blick des alten Herrn nicht entging, trotzdem es sich nach Möglichkeit zu beherrschen suchte. „Aber ich habe nur kurze Zeit, um Dir Wichtiges mitzutheilen."

„So, so, was wäre denn das?" meinte der Vater, jetzt ernstlich beunruhigt.

„Ich fürchte, wir werden bald unwillkommene Gäste haben."

„Eine wenig erfreuliche Nachricht, meine Tochter. Aber jetzt setze Dich, Kind, Du zitterst ja. Komm, erzähle mir Alles, was Du weißt."

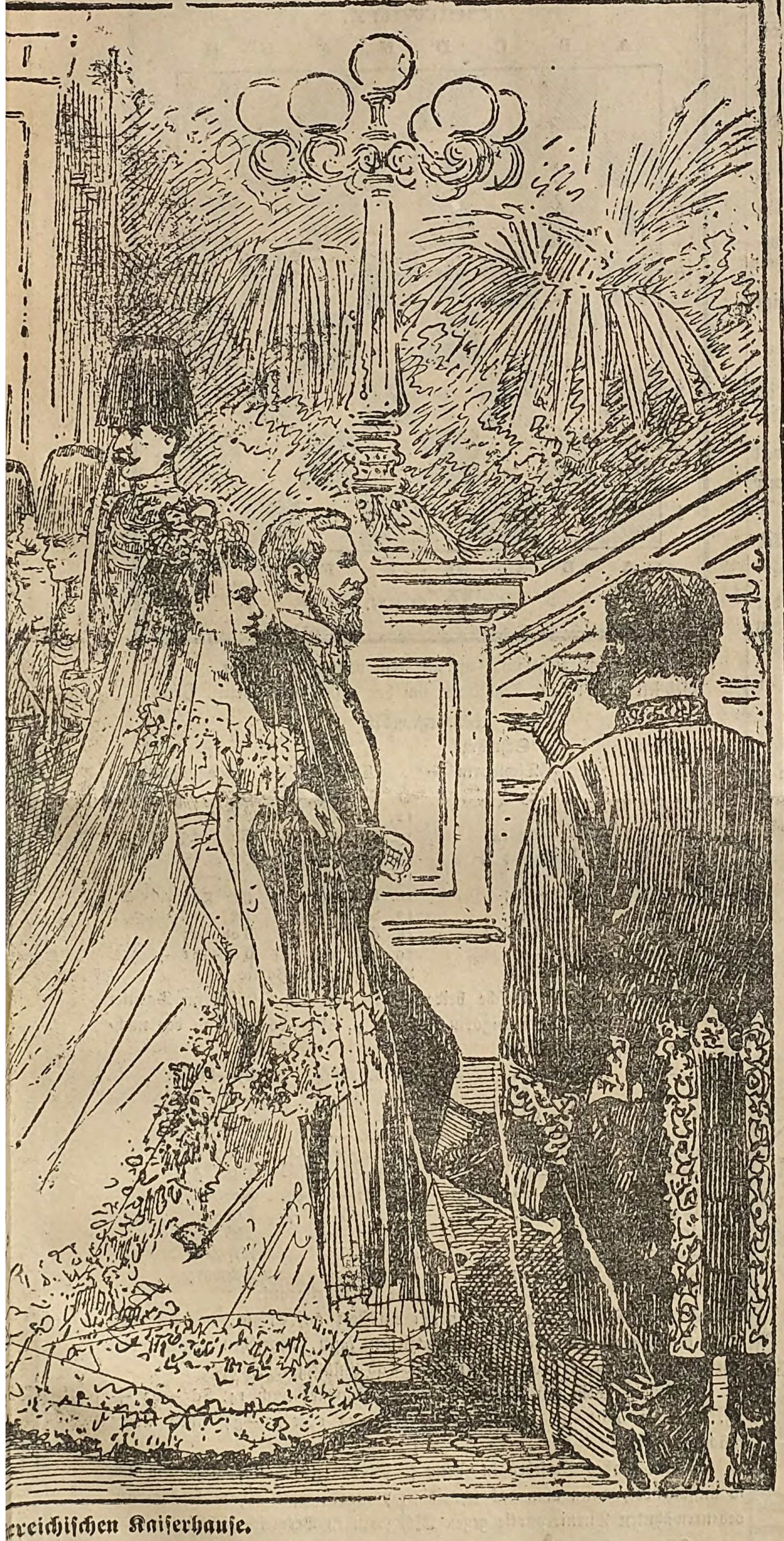
„Nun also, lieber Vater," begann Jane stockend, „ich war meiner Gewohnheit nach mit Bleß in den Park gegangen und verweilte noch einige Zeit länger wie sonst im Fischhause, als plötzlich lautes Pferdegetrappel meine Aufmerksamkeit von dem mitgenommenen Buche abzog. Eine Schaar Cromwell'scher Reiter mit scharlachrothen Wämsern und blanken Stahlhelmen zog langsam, lachend und plaudernd, vorüber. Während ich noch über ihr Erscheinen nachsann, — da wir doch bestimmte Kunde hatten, sie seien südwärts gezogen — erblickte ich eine Gestalt auf der Spitze des Hügels von Longuire, einen vom Feinde verfolgten Cavalier. Ich wußte nicht, ob er den



Die Hochzeit im öster

Unsrigen angehörte, Vater — ich glaubte freilich — ich dachte mir gleich — aber es war ein Mensch in Lebensgefahr, ich suchte ihn zu retten, und — bisher ist es mir gelungen. Für kurze Zeit ist er sicher in dem Kämmerchen über dem Bootshause untergebracht. Doch was nun weiter? Ich habe doch recht gethan, lieber Vater?" fügte sie, ihre sonstige Entschlossenheit auf einmal verlierend, noch zaghaft hinzu.

„Gewiß, gewiß, mein Mädchen", beruhigte sie der Alte mit flüchtigem Lächeln. „Du konntest den Armen nicht dem sichern Tode überliefern. Doch", setzte er ernst hinzu, „es ist immerhin eine mißliche Sache. Bist Du gewiß, daß Keiner der Dienerschaft Euch



reichischen Kaiserhause.

gesehen hat?"

„Gewiß — Keiner!"

„Nun wohl, so droht von dieser Seite also keine Gefahr. Auch ist allgemein bekannt, daß ich, wenn ich auch dem Könige treu gesinnt, in diesem Kriege nicht Partei ergriffen habe, während Dein Vetter Francis Clifton sogar der Fahne des allmächtigen Protektors Treue geschworen hat. Dein Schützling wird hier nicht vermuthet werden; und wenn doch, so muß er in seinem Versteck bleiben, bis die zu erwartende Haussuchung beendet ist. Dann erst können wir ihn an den bewußten Ort hinbringen. Haben die vorüberziehenden plaudernden Soldaten Dich bemerkt?"

„Nur Einer, der seinen Nebenmann lachend auf mich aufmerksam machte."

„Also doch! Das ist schlimm! Dann werden sie gewiß kommen! — Nun, so erzählst Du auf Befragen, Du habest den Durchzug der Truppen Dir ansehen wollen, jedoch die nachfolgenden Schüsse hätten Dich erschreckt und eiligst nach dem Bootshause hingetrieben, von welchem aus Du dann in Deiner Besorgniß in Eile per Boot —"

„Wäre es nicht besser, lieber Vater," wandte Jane schüchtern ein, „wir ließen das Bootshaus ganz unerwähnt? Es könnte die Aufmerksamkeit gerade dorthin lenken."

„Nein, nein! wir müssen jeden Schein von Unwahrheit vermeiden. Die Dienerschaft wird ohne Zweifel ausgefragt werden; sie weiß, wie Du in's Haus gelangtest."

„Aber ich fürchte so sehr —"

Auf's Neue glitt ein Lächeln über die freundlichen Züge des alten Mannes.

„Sei getrost, mein Kind! Suche unbefangen und gefaßt zu sein, wenn die Feinde kommen. Es wird Alles gut werden. Jetzt eile, Dich in gewohnter Weise zur Abendtafel ankleiden zu lassen; Alles muß hier nach wie vor seinen regelmäßigen Gang nehmen, als ob nichts geschehen sei."

„Liebster Vater!" rief Jane zagend und hoffend zugleich und warf sich ihm schluchzend an den Hals. Jetzt, nachdem sie ihre That, vom Augenblick eingegeben, vollführt hatte, und die Leitung in die Hände ihres sorgsamen Vaters übergegangen war, jetzt war sie wieder das zarte, sanfte Mädchen, die folgsame Tochter; und das Vertrauen in die sichere, gütige Hand des alten Mannes machte jetzt ihre Beängstigung frei, die bis dahin nur von der zwingenden Nothwendigkeit, schnell und wohlüberlegt selbst und allein handeln zu müssen, zurückgedrängt worden war.

Der Vater beruhigte sie. Und erst dann, als ihm dies befriedigend gelungen war, hieß er sie nochmal gehen und sich ankleiden, damit in den Gewohnheiten des Hauses nichts gestört erscheine.

Nach kurzer Zeit waren, der guten alten Sitte gemäß, sämmtliche Hausbewohner in der großen Halle zur Abendmahlzeit versammelt, welcher der alte Schloßherr an der Seite seiner lieblichen Tochter in würdevoller Haltung präsidirte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hochzeit im österreichischen Kaiserhause.

Ein Freudenfest wurde letzten Donnerstag in der altehrwürdigen Burg der Habsburger gefeiert. Erzherzogin **Maria Dorothea**, die Tochter des Erzherzogs Joseph, reichte dem Prinzen **Ludwig Philipp**, Herzog von Orleans, dem „Chef des Hauses Frankreich", die Hand zum ewigen Bunde. Ein glänzender Zug bewegte sich von den inneren Appartements der Hofburg nach der Hofburgpfarrkirche. Der Bräutigam schritt zwischen dem Erzherzog Joseph und dem Herzog von Chartres, seinem Onkel, die Braut zwischen der Erzherzogin Clotilde, ihrer Mutter, und der Gräfin von Paris, ihrer Schwiegermutter. Nach der Trauung jedoch führte der Herzog seine ihm eben angetraute Gattin, die nunmehrige Herzogin Maria Dorothea von Orleans, während Se. Majestät der Kaiser, die Königin von Portugal am Arme, hinter dem jungen Paare schritt.

Humoristisches.

(Das einfachste Mittel.) Kunde: „Die letzten Cigarren, welche Sie mir gegeben haben, sind nichts nutz — je weiter man im Kistchen hinunterkommt, desto schlechter werden sie!"

Kaufmann: „Sie haben doch immer 'was auszusetzen. Drehen Sie das Kistchen um und fangen Sie unten an, dann werden Sie immer besser!"

(Ein anderer Grund.) Pfarrer: „Obwohl Ihr Leute nach Raindorf eingepfarrt seid, so kommt Ihr doch immer zu mir in die Kirche; gefallen Euch vielleicht meine Predigten so gut?"

Bauer: „Erlauben Sie, Herr Pfarrer, das nicht, aber in Raindorf ist halt das Bier gar zu schlecht."

(So nebenbei.) „Richter: „Sind Sie bereits gerichtlich bestraft worden?"

Angeklagter: „Ja! Einmal hab' ich wegen einer Ohrfeige 10 Mark bezahlen müssen!"

Richter: „Sonst sind Sie nicht bestraft worden?"

Angeklagter: „Nein . . . doch halt, da fällt mir eben ein, ich bin ja auch einmal 15 Jahre im Zuchthaus gewesen!"

(Physik auf der Landstraße.) Bauer (dem ein mit Steinen beladener Wagen umgefallen ist): „Jessas, wie so fällt mir jetzt die ganze G'schicht um?"

Professor: „Ich will Ihnen das durch eine Zeichnung klar machen, mein Lieber. Wenn nämlich die Senkrechte vom Schwerpunkt auf die Horizontale mit ihrem Fußpunkt außerhalb der Unterstützungslinie fällt, dann muß der Wagen umfallen."

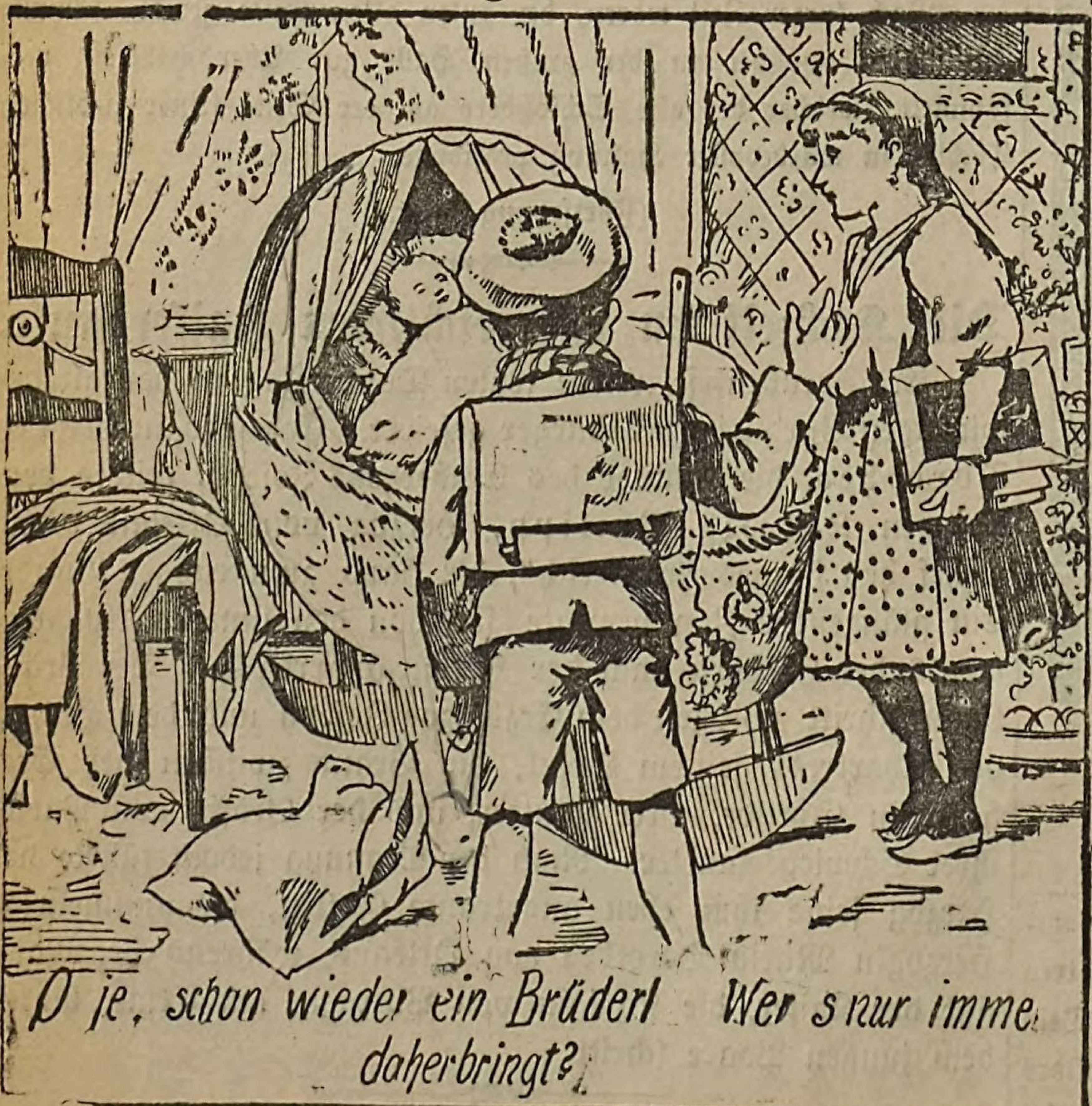
Logogriph.

In welchem Sinn das Wort wir nehmen,
Zum G'raden wird sich's nie bequemen.
Gar nöthig war es einst zum Schießen
Und muß uns jetzt zwei Mauern schließen.
Doch kann es auch ganz flach verbleiben,
Dann dient es uns, so oft wir schreiben.

Auflösung der Homonyme in Nr. 109:

Stock.

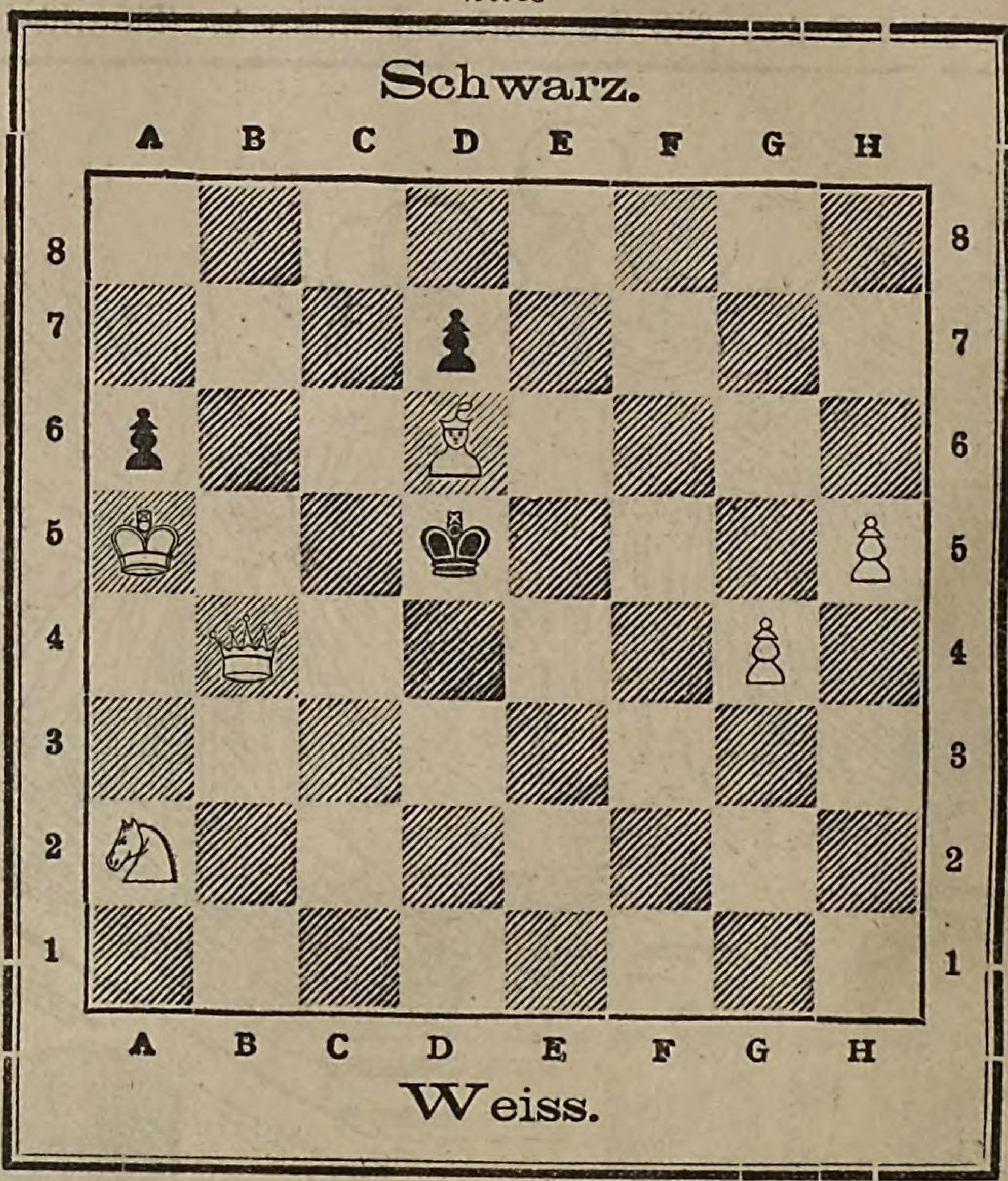
Vexirbild.



Schachzeitung № 228.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von O. Würzburg in Grand-Rapids.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Gespielt zu Pest im Stichkampf um den ersten und zweiten Preis.

Läufergambit.

Weiß Charousek	Schwarz Tschigorin	Weiß Charousek	Schwarz Tschigorin
1. e2—e4	e7—e5	11. Sc3—b5 (b)	o—o
2. f2—f4	e5×f4	12. Sb5×c7	Sc6—b4
3. Lf1—c4	d7—d5 (a)	13. Dd3—d2	Sb4×d5
4. Lc4×d5	Dd8—h4 +	14. Sc7×d5 (c)	Se7×d5
5. Ke1—f1	g7—g5	15. e4×d5	Tf8—e8
6. Sg1—f3	Dh4—h5	16. Kf1—g1	g5—g4
7. h2—h4	Lf8—g7	17. Sf3—e5	Lg7×e5
8. Sb1—c3	h7—h6	18. d4×e5	Te8×e5
9. d2—d4	Sg8—e7	19. Dd2×f4 (d)	Te5—e1 +
10. Dd1 - d3	Sb8—c6	Weiß gibt die Partie auf.	

a) In der Partie, welche beide Meister am 13. Oktober im Turnier selbst spielten, entgegnete Tschigorin hier mit 3. Sb8--c6, was zu der nachstehenden Fortsetzung führte:

3. Lf1—c4	Sb8—c6	15. Lc1×f4	h7—h6
4. d2—d4	Sg8—f6	16. Sb1—c3	Le2—c4
5. e4—e5	d7—d5	17. e5—e6!	Ta8—c8
6. Lc4—b3	Lc8—g4	18. Lf4—c7!	f7×e6
7. Dd1—d3	Sf6—h5	19. Lc7×d8 +	Tc8×d8
8. Sg1—h3	Sc6—b4	20. Dc6—b7 +	Td8 d7
9. Dd3—c3	Sb4—a6	21. Tf1—f7 +	Ke7×f7
10. o—o	Lg4—e2	22. Db7×d7 +	Lf8—e7
11. Lb3—a4 +	c7—c6	23. Ta1—e1	Th8—e8
12. La4×c6 +	b7×c6	24. b2—b3	Kf7--f8
13. Dc3×c6 +	Ke8—e7	25. b3×c4	Schwarz
14. Sh3×f4	Sh5—f4	gibt die Partie auf.	

a) Diese Combination hat keinerlei Aussicht auf Erfolg, da Schwarz durch die Rochade sich aller Gefahr entziehen kann, abgesehen davon, daß zweifellos auch die Erwiderung 11. Ke8—d8 zulässig war.

c) Nimmt Weiß den Thurm, so erhält Schwarz nach 14. Sd5—e3 + 15. Kf1—g1, Dh5—g6 16. Dd2—d3, Lc8—g4 oder g5—g4 einen übermächtigen Angriff.

d) Ein grobes Versehen in einem so bedeutungsvollen Kampfe und um so auffallender, wenn man das schneidige, planvolle Spiel Charouseks in der obenerwähnten Turnierpartie gegen Tschigorin in Vergleich zieht.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 224 von Ochquist.

1. Db3--d3 / Beliebig 2. D., T., L., S., S. ‡.

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll und aus Regensburg von B. H.—, R. Kern, Gustav Schmidt, J. B. Schuler und R. Weiß.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 112. Sonntag den 15. November. 1896

3 (Nachdruck verboten.)

Der Flüchtling.

Novelle von Aug. Northeim.

Kaum hatte man sich nach einem kurzen Tischgebet ein wenig an Speise und Trank erlabt, während dessen der Gebieter sich leutselig mit seiner Dienstmannschaft unterhielt, als ein heftiges Trompetengeschmetter Alle von den Sitzen aufschreckte.

„Setzt Euch!“ befahl der Graf, der allein nebst seiner Tochter sitzen geblieben war, ruhig und scheinbar ganz unbewegt. „Du aber,“ wandte er sich zu einem Diener, „geh' hinaus und siehe nach, was es gibt!“

Allein noch hatte der Diener die Thüre der Speisehalle nicht erreicht, als dieselbe von draußen heftig aufgerissen wurde und zwei bärtige Kriegsleute mit gezückten Schwertern eindrangen. Eine Anzahl anderer Krieger hielt das Schloß umzingelt, daß Niemand dasselbe verlassen konnte.

Der Hausherr hatte sich beim Einbruch der wilden Gäste mit ruhigem Anstand erhoben und trat den Eindringlingen entgegen. Der Eine der Beiden war ein wettergebräunter Mann von kräftigem Wuchs, der Andere schmächtig, mit rothem Bart und Haupthaar, ein unheimlicher Geselle, dessen tückische Augen unter den Lidern hervor im Kreise herumspähten.

„Niemand verläßt die Halle, bei Todesstrafe!“ commandirte der Letztere mit heiserer Stimme.

„Was wollt Ihr?“ fragte der Graf ernst. „Was bewegt Euch, so stürmisch in meine friedliche Wohnung einzudringen? Was heißt das?“

„Das heißt, Herbert Eton,“ entgegnete hochfahrenden Tones der erste Sprecher, welcher den Rang eines Befehlshabers anzunehmen schien, daß Du, den strengen Befehlen zum Trotz, verrätherischer Weise einen Anhänger des Königs beherbergst, den Gott der Herr in unsere Hand gegeben. Gestehe also ohne Zaudern, und für dieses Mal sollst Du noch der Strafe entgehen, Dank Deiner Verwandtschaft mit dem tapferen Streitgenossen Sir Francis Clifton!“

„Von wem redet Ihr?“ gab der Graf gelassen zurück. „In meinem Hause weilt kein Fremder; außer der anwesenden Dienerschaft ist draußen nur der Pförtner, den Ihr gesehen haben werdet.“

„Keine Lügen!“ schrie der junge Mann erbost. „Keine Ausflüchte, Alter! Ich weiß, der Hallunke ist hier, und wir werden ihn finden. Du aber, hüte Dich! Den Lügner straft Gott! Der Herr wird mit Dir in's Gericht gehen wie einst mit Ananias und Saphira!“

„Durchsucht mein Haus!“ war die stolze Antwort. „Jede Winkel steht Eueren Augen offen.“

„Und wir werden suchen! He, Edwards, Ihr bewacht die Thür mit eingelegter Lanze. Wir kennen Deine Schlupfwinkel und Mauslöcher, Alter, werden schon finden, was wir haben wollen. Verlaß Dich d'rauf! Vorwärts!“

Sie stürmten fort. Und bald darauf hörten die in der Halle Eingeschlossenen die schweren Tritte auf den Treppen und Gängen; hörten, wie die Flintenkolben an die Wände schlugen, hinter denen man verborgene Räume vermuthete, hörten die Flüche und Verwünschungen, die jeden mißlungenen Versuch begleiteten.

Enttäuscht kehrte die Truppe zurück, um die Dienerschaft auszufragen, die in einem Augenblicke an des Grafen fester und stolzer Haltung wieder Muth schöpften, um im nächsten Augenblick desto ängstlicher bei den Drohungen und wilden Geberden der Krieger zusammenzufahren. Ihre Aussagen stimmten mit Janes Erzählung überein: die junge Herrin sei am Nachmittage nach dem Fischhause gewandert und vor einigen Stunden zurückgekehrt, mit dem Nachen vom Bootshause herüberfahrend. Weiter ist nichts vorgefallen.

„Das Bootshaus!“ rief der rothhaarige Führer laut triumphirend. „Da haben wir's! Dort muß er sein! Auf, Kameraden, schafft schleunigst eine Fackel herbei! Und Du, Herbert Eton, begleitest uns sammt Deiner Tochter! Hier ist der Kahn. Nun frisch! Die Schleuße geöffnet!“

Alles geschah flink nach seinen Befehlen, denn die Soldaten, soweit sie nicht außerhalb und innerhalb des Schlosses Wache standen, griffen selbst zu, ohne sich weiter um die Schloßbewohner zu kümmern.

Der Kahn landete, und bald erscholl der rauhe Tritt des Kriegsmanns auf demselben Steinsims, den kurz zuvor Janes zarte Füßchen betreten hatte. Diese blickte mit Aufbietung ihrer ganzen Willenskraft gefaßt und gleichgiltig vor sich hin, während ihr Herz in fast hörbaren Schlägen zuckte.

„Ah! hier ist eine Plattform, und droben eine Bodenthür! Habe ich's nicht gesagt? Ich habe doch Recht. Was ist denn das für ein Schlupfwinkel, edler Graf, he?“

„Es ist ein kleiner Raum zum Aufbewahren alter Segel und Fahnen, kaum zwei Fuß hoch. Eure Mühe ist umsonst, guter Freund! Aber sucht immerhin!“

Janes Zähne bissen sich fest auf die Unterlippe, um gewaltsam einen Angstschrei zu unterdrücken, der sie zu ersticken drohte, während ihre kleine Hand krampfhaft diejenige des Vaters preßte, als der Soldat mit einem kurzen „Ich will's versuchen!“ sich anschickte, der Aufforderung Folge zu leisten.

„Höre, Kamerad!“ warf ein Offizier ein, der sich bisher dem energischen Vorgehen des Rothkopfs willig angeschlossen hatte: „Das sieht mir denn doch nicht nach einem Versteck aus! Du machst Dich lächerlich in Deinem übertriebenen Diensteifer. Es ist ja nicht einmal eine Leiter oder was ähnliches vorhanden; wie soll da ein Mensch hinaufklimmen?“

„Pah! Du bist nicht klug! Die Leiter kann entfernt worden sein. Was auch daran ist, versucht muß es werden. Hollah, John und Marten, springt hierher an's Land und helft mir emporsteigen! — So ist's recht! Jetzt die Fackel her!“

Der Offizier faßte mit festem Griff die Ecke des vorspringenden

Mauerwerks, stieß geschickt die Lukenthüre auf, und die Ellenbogen aufstemmend, schwang er sich gewandt so weit empor, daß er das Innere der Mansarde überblicken konnte.

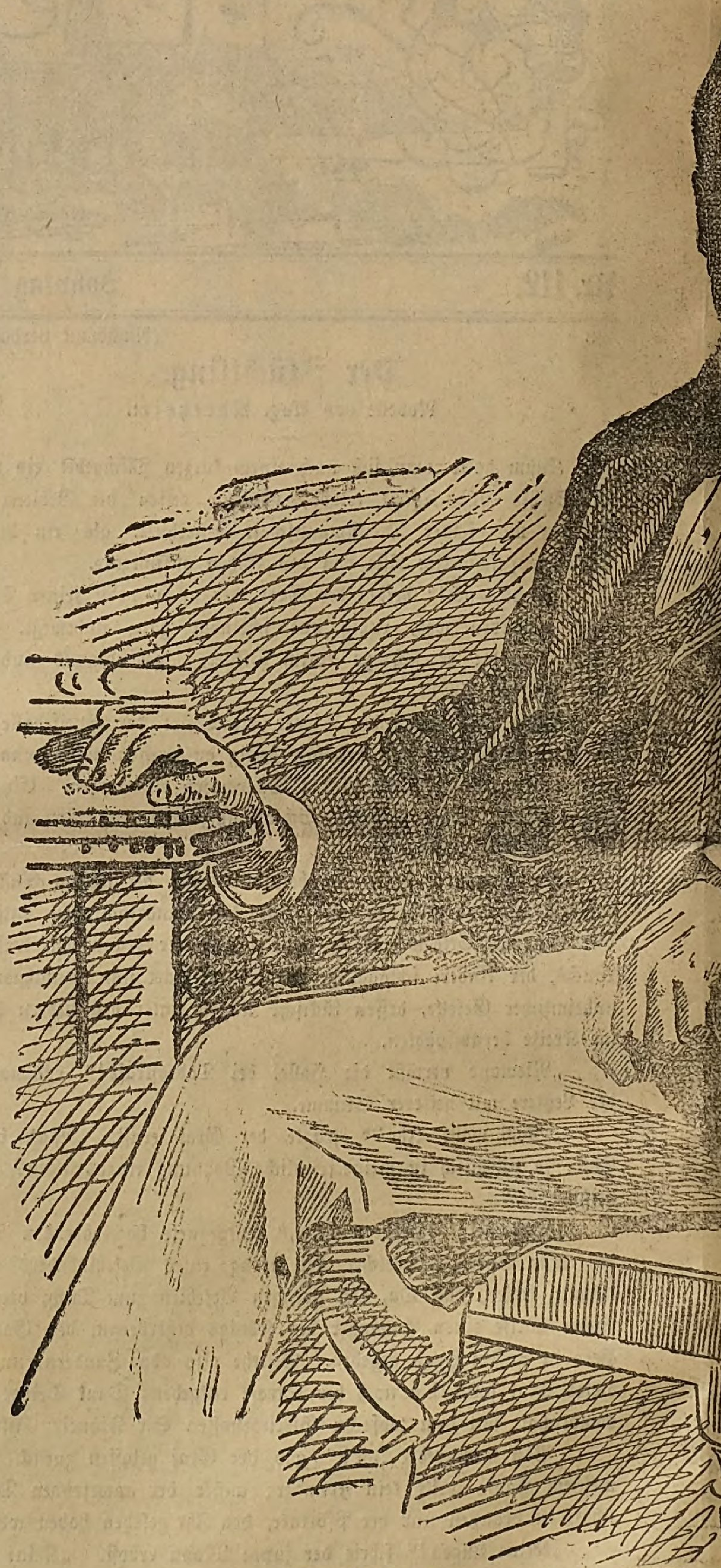
(Fortsetzung folgt.)

Mac Kinley.

Der Lebenslauf Mac Kinley's ist echt amerikanisch. Er ist am 26. Februar des Jahres 1844 zu Niles in Pennsylvanien geboren. Mac Kinley ist daher 52 Jahre alt. Sein Vater war ein kleiner Eisengießer, dessen neun Kinder darauf angewiesen waren, ihr Brod durch eigene Arbeit zu verdienen. Der jetzige Präsident William Mac Kinley mußte bereits im Alter von siebzehn Jahren für seine Bedürfnisse selbst sorgen und begann seine Laufbahn als Lehrer in einer Schule und später als kleiner Beamter in einem Postbureau. Der Vater wollte ihm eine höhere Carriere erschließen und mit den größten Anstrengungen gelang es, William an einer Rechtsakademie zu Poland unterzubringen. Schon damals zeigte er die Fähigkeit, die Menschen zu führen und zu leiten. Während des Krieges wurde er Adjutant des berühmten General Hayes. Vierzehn Monate stand er unter den Waffen und er hat später oft gesagt, daß diese Zeit bestimmend und schulend für seinen ganzen Charakter geworden ist. Mac Kinley zeichnete sich durch seine Tapferkeit und sein organisatorisches Talent derart aus, daß ihm der Präsident Lincoln das Majorspatent verlieh. Nach Beendigung des Krieges verließ Mac Kinley die Armee im Alter von 22 Jahren als rühmlicher Soldat im Range eines Majors, aber ohne irgend welche Mittel des Unterhaltes. Er beendigte rasch seine Studien und etablirte sich im Staate Ohio als Advokat. Er heirathete bald darauf die Tochter eines Advokaten, eine berühmte amerikanische Schönheit. Seine Ehe war jedoch nicht glücklich, nachdem seine Frau schon zwanzig Jahre lang schwer leidend ist und die Zeit damit verbringt, im Lehnsessel warme Strümpfe für arme Kinder zu stricken. Im Jahre 1877, im Alter von 33 Jahren, trat Mac Kinley als Abgeordneter von Canton in Ohio in den Congreß ein. Im Jahre 1890 gelang es ihm, den hochschutzzöllnerischen Tarif durchzusetzen. An den Namen Mac Kinley knüpfte sich damals die größte Gewalt in den Vereinigten Staaten, aber auch die unglaublichste Corruption. Mac Kinley duldete dieses schändliche Treiben, aber er selbst scheint als Person davon unberührt geblieben zu sein. Den Beweis lieferte ein tragikomischer Vorfall. Mac Kinley mußte die Zahlungen einstellen mit dem verhältnißmäßig kleinen Schuldenstande von 150,000 Dollars.

Kurzgefaßte Geschichte der Stadt Stadtamhof.

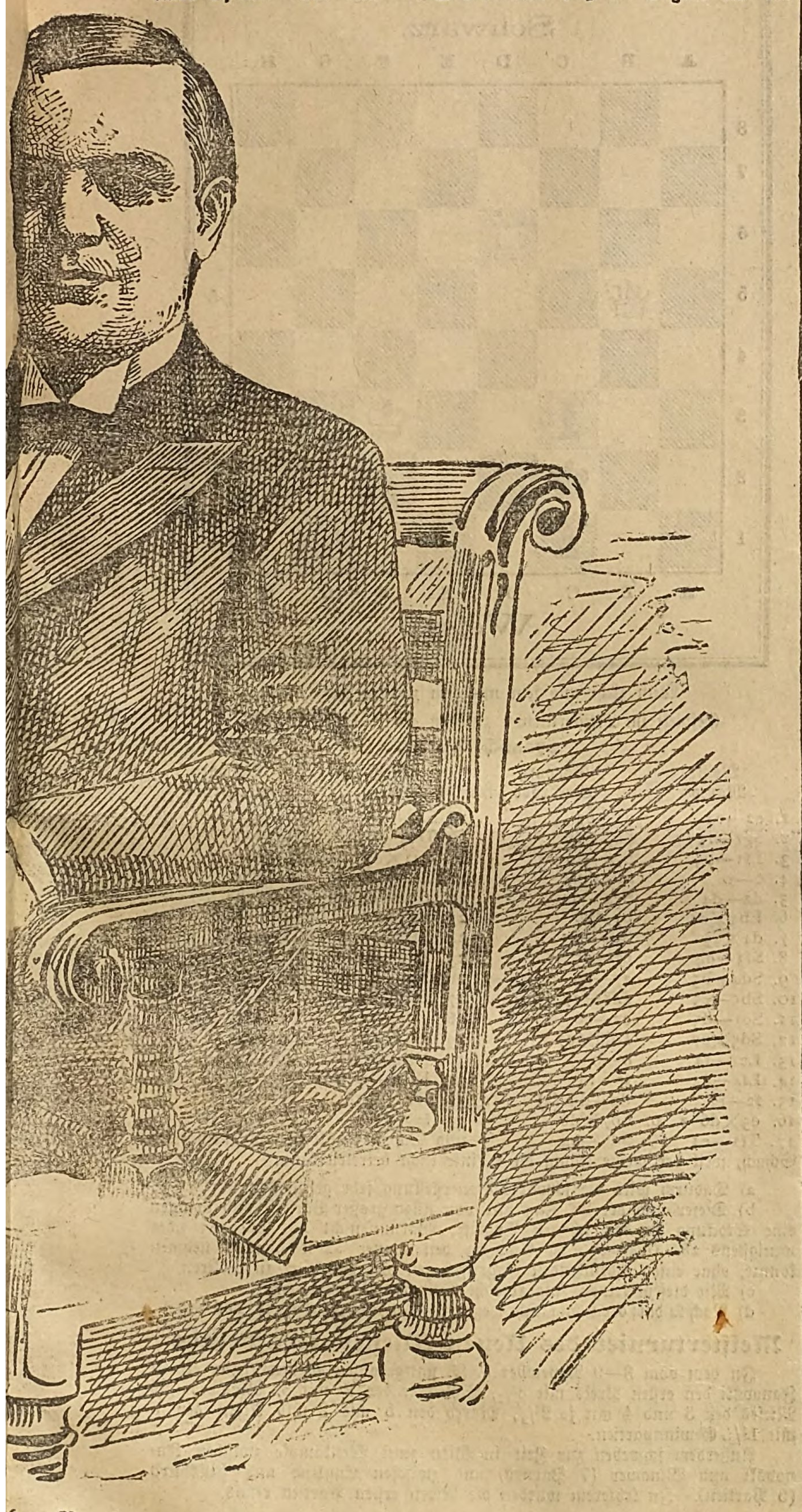
* Die ersten sicheren Nachrichten von einer Ansiedlung am jenseitigen Ufer der Donau in der Gegend des heutigen Stadtamhof erscheinen um das Jahr 981. Damals nahm ein großes Landgut „Scierstatt" oder „Schierstatt" genannt, mit seinen Gebäuden, Feldern und Wiesen, das ganze Gebiet ein. Hier hatte sich ein Edelmann des weitverbreiteten Volkes der Scyren, welchem auch die bayrische Dynastie der Grafen von Scheiern entsprossen ist, angesiedelt. Später befand sich das Gut einige Zeit im Besitze der Mönche von St. Emmeram, welche es durch Kauf von dem Juden Samuhel erworben hatten. Seit der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts verschwindet der Name Schierstatt gänzlich und tritt an dessen Stelle ein nicht minder bedeutender Hof unter dem Namen „an der Stetten" (ad ripas, d. h. an den Gestaden des Regen und der Donau). Dabei befand sich schon viel früher eine Kapelle zu Ehren des heiligen Magnus, wo dann später (im Jahre 1138) eine geräumige Kirche zu Ehren des heiligen Apostels Andreas, sowie das regulirte Chorherrnstift Augustiner-Ordens St. Mang entstand, gegründet von den Oberpfälzer Edelleuten Gebhard, Canonikus in Regensburg (meist irrthümlich als Graf von Roning bezeichnet) und dessen Freund Paul von Bernried. Hier lebte auch und starb 1442 als Chorherr der berühmte Geschichtsschreiber Andreas Presbyter



Mac Kinley, der neugewählte Präsiden[t]

(Andreas Ratisbonensis). Der Stifter Gebhard leitete das neue Kloster als erster Propst und starb um das Jahr 1156. Schon 1151 war der Ort „an der Stetten" so herangewachsen, daß er von Kaiser Konrad I. Marktrechte erhielt; im Jahre 1156 kommt derselbe in einer Urkunde bereits unter dem Namen „civitas riparia" vor. Anfangs des 12. Jahrhunderts entstand auch jenseits der Donau ein Kloster zum heiligen Johannes, mit welchem ein Spital für Arme männlichen und weiblichen Geschlechts verbunden war,

wahrscheinlich eine Stiftung reicher Regensburger Bürger und Geistlicher. Dasselbe erhielt durch Bischof Konrad IV. eine feste Organisation; um 1238 erscheint es bereits unter dem Namen St. Katharinen-Spital. Vor dem 14. Jahrhundert hieß die Gegend um das



der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Spital „am Fuße der steinernen Brücke" (Pedepontium) zum Unterschiede von „an der Stetten" (Riparia); seit dieser Zeit wurden die beiden Benennungen in dem gemeinschaftlichen Namen „Vorstadt enthalb der Brucken" verschmolzen. Um das Jahr 1400 verschwand auch dieser Name und hieß es von nun an „Vorstadt am Hof". Im bayerischen Städtekriege von 1388 fast gänzlich zerstört, kam dieselbe nach dem im darauffolgenden Jahre geschlossenen Frieden wieder an die Herzoge von Bayern, und wurde, nachdem sie sich allmählig aus dem Schutte erhoben, von diesen mit großen Privilegien begnadigt. Als aber ihr Wohlstand wieder einigermaßen zu blühen begann, wurde sie wegen Geldmangel wiederholt theils an reiche Regensburger Bürger, theils an Edelleute, so 1397 an Hademar von Laber, später (1408) selbst an die Reichsstadt Regensburg verpfändet. Von Herzog Albrecht dem Weisen von Bayern 1481 wieder eingelöst, ward dieselbe bald darauf im Jahre 1496 von ihm zur Würde einer bayrischen Stadt erhoben, mit dem Rechte, den Landtag mit einem Mitgliede des Rathes zu beschicken. Noch in demselben Jahre trat der Bürgermeister Konrad Speyer als erster Landtagsverordneter auf dem Landtage zu Straubing auf.

Im dreißigjährigen Kriege theilte Stadtamhof das Schicksal der Nachbarstadt Regensburg; 1633 von den Schweden erobert und von Herzog Bernhard von Weimar größtentheils zerstört und niedergebrannt, wurde es im darauffolgenden Jahre von den Kaiserlichen und Bayern wieder genommen. Ein Brand im Jahre 1678 verzehrte die ganze östliche Seite von Stadtamhof; 1704 im spanischen Erbfolgekriege ward dasselbe von den Oesterreichern unter General Graf von Herbeville mit Sturm genommen, wobei viele Bürger ihren Tod fanden. Auch sonst hatte die Stadt im Laufe der späteren Jahre vielerlei Drangsale zu erleiden, so die große Pestseuche im Jahre 1713, welcher in kurzer Zeit ungefähr der achte Theil der Bevölkerung zum Opfer fiel; durch Hochwasser und Ueberschwemmungen, namentlich in den Jahren 1737 und 1784 u. s. w. In dem verhängnißvollen Jahre 1809 ward Stadtamhof am 23. April von der abziehenden österreichischen Armee, um ihren Rückzug gegen Cham zu decken, vom Dreifaltigkeitsberge aus zum größten Theil in Brand geschossen; nur der westliche Theil der Stadt mit der Spitalkirche, sowie der östliche mit den Klöstern St. Mang und Notre-Dame blieben verschont. Fast die sämmtlichen jetzigen Häuser sind erst nach dem Brande entstanden.

Im Volksmunde wird noch heute Stadtamhof „der bayrische Hof" genannt. Diese Bezeichnung findet seine Erklärung wohl darin, daß zu Anfang des 15. Jahrhunderts bayrische Herzoge in der Vorstadt einen Hof besaßen, wo dieselben oder ihre höheren Beamten, so oft sie in Angelegenheiten ihres Landes mit der Reichsstadt Regensburg tagen mußten, gewohnt haben. In einer Urkunde von 1423 wird eine Kaufsangelegenheit durch einen Schrannenspruch „gegeben aus dem Herzogshause an dem Hof" entschieden. Dieses Herzogshaus soll später von Herzog Wilhelm IV. den seit 1519 aus Regensburg vertriebenen und von ihm in seiner Stadt am Hof aufgenommenen Juden geschenkt, von Herzog Albrecht V. jedoch wieder abgenommen und 1551 den Bürgern von Stadtamhof verliehen worden sein, und darauf ihr Rathhaus, welches sie bisher entbehrten, zu gründen. Das Wappen von Stadtamhof besteht seit 1515 aus drei rothen Schlüsseln auf einem gerauteten bayrischen Schild.

Nördlich von Stadtamhof, nur wenige Schritte davon entfernt, liegt die Ortschaft Steinweg.

Der Name tritt urkundlich zuerst im Jahre 1332 auf; wahrscheinlich so genannt wegen des zufolge des häufigen Hochwassers mit Stein gepflasterten Weges. Die ersten Ansiedler waren Weinbauern, worauf wohl auch das heutige Gemeindesiegel mit einer blauen Traube deutet. Weingärten am Geiersberge (Osterberge) werden bereits in einer Urkunde von 1260 erwähnt. Oberhalb Steinweg erhebt sich auf dem Osterberge die freundliche Kirche zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit, erbaut 1715 zufolge eines Gelöbnisses der Bewohner von Stadtamhof und Steinweg zur Zeit der Pest im Jahre 1713.

Gegenüber von Steinweg, mit einer Brücke über den Regenfluß damit verbunden, liegt das große Dorf Reinhausen (irrthümlich Rainhausen), urkundlich Reginhausen genannt. Seine älteste Ansiedlung ist in der Gegend der dortigen Kirche zu Ehren des heiligen Nikolaus zu suchen. Auch Reinhausen hatte schon in ältester Zeit

rückwärts am sogenannten Galgenberg, welcher ehemals der Reinhauserberg hieß, viele Weinberge. Im dreißigjährigen Kriege wurde der Ort stark verwüstet. Hier schlugen sich die Schweden mit den Oesterreichern und Bayern zu Ende Mai 1634 in allen Straßen und Häusern; der alte starke Thurm am Ende der Regenbrücke war mehrere Tage der Gegenstand des heftigsten Kampfes und wurde schließlich zusammengeschossen. Das Kriegsjahr 1809 brachte auch für Reinhausen viel Ungemach; von den Franzosen vertheidigt, als die Oesterreicher am 17. April gegen Stadtamhof vorrückten, wurde es schließlich von diesen in Brand gesteckt und von den Franzosen geräumt, welche die Regenbrücke zerstörten.

Literarisches.

Rohrscheidt, Regierungsrath, Kurt **von**, **Die Reichsgewerbeordnung** mit der Novelle vom 6. August 1896 und den Ausführungsbestimmungen für das **Deutsche Reich** und für **Bayern**. Für den praktischen Gebrauch erläutert. Verlag von C. L. Hirschfeld in Leipzig. Preis gebunden 6 Mark.

Die Gesetzgebung auf dem Gebiete des Gewerberechts hat durch die Novelle vom 6. August 1896 bedeutungsvolle Abänderungen erfahren. Das Bedürfniß, die neue Rechtslage so schnell als möglich dem daran interessirten Publikum zu vermitteln, veranlaßte die Publikation dieser mit knapp gefaßten Erläuterungen versehenen Textausgabe, die namentlich auch zum Handgebrauch für die Gewerbetreibenden selbst bestimmt und vorzüglich geeignet ist. Ihr Zweck, ebenso den Behörden, wie auch den weitesten Kreisen der Betheiligten als ein praktisches Nachschlagebuch zu dienen, schloß es aus, den Wortlaut des Gesetzes mit einem eingehenden Commentare zu begleiten. Was durch den Verzicht auf erläuterndes Beiwerk an Raum gespart wurde, ist darauf verwendet worden, das wichtigste gewerberechtliche Material so vollständig, als es irgend angängig war, zu bieten. Es wird auf diese Weise dem Leser meistens erspart, Ausführungsbestimmungen oder einschlägige Gesetze, deren Kenntniß er bedarf, in den Gesetzsammlungen und Ministerialblättern, die ihm oft schwer zugänglich sein werden, nachsuchen zu müssen. Dagegen ist es, namentlich mit Rücksicht auf die Gewerbetreibenden selbst, besonders wichtig, daß überall die zuständigen Behörden genau in den Anmerkungen angegeben sind und daß stets auf die zugehörigen Ausführungsbestimmungen bei den einzelnen Paragraphen des Gesetzes hingewiesen wird. Gerade für den Gewerbetreibenden muß es äußerst wichtig sein, stets mit Leichtigkeit die behördlichen Organe und Instanzen ermitteln zu können, an die er sich mit seinen Anträgen zu wenden hat, die über eingelegte Rechtsmittel zu entscheiden bestimmt sind. Die Kenntniß des Reichsgesetzes nützt aber nichts ohne die Kenntniß der dazu ergangenen landesgesetzlichen Bestimmungen. Daher sind dieselben so erschöpfend mitgetheilt, als es die Ueberfülle des Stoffes und das Bestreben, den Umfang des Buches in den Grenzen der Handlichkeit zu halten, erlaubte.

Die vorliegende Ausgabe des Regierungsraths von Rohrscheidt erscheint gerade zur rechten Zeit und wird sich bei der Reichhaltigkeit ihres Inhalts, bei ihrer Zuverlässigkeit und ausgezeichneten Handlichkeit ohne Zweifel sehr rasch als ein unentbehrliches Handbuch bei den Behörden, Beamten und in den weitesten Kreisen der Gewerbetreibenden einbürgern.

Logogriph.

Es ist auf ihm, als Hauptwort, schön zu wandeln,
Doch sticht nicht selten man es aus;
Als Zeitwort ist's ein ungestümes Handeln,
Ein Toben auch, es ist ein Graus!

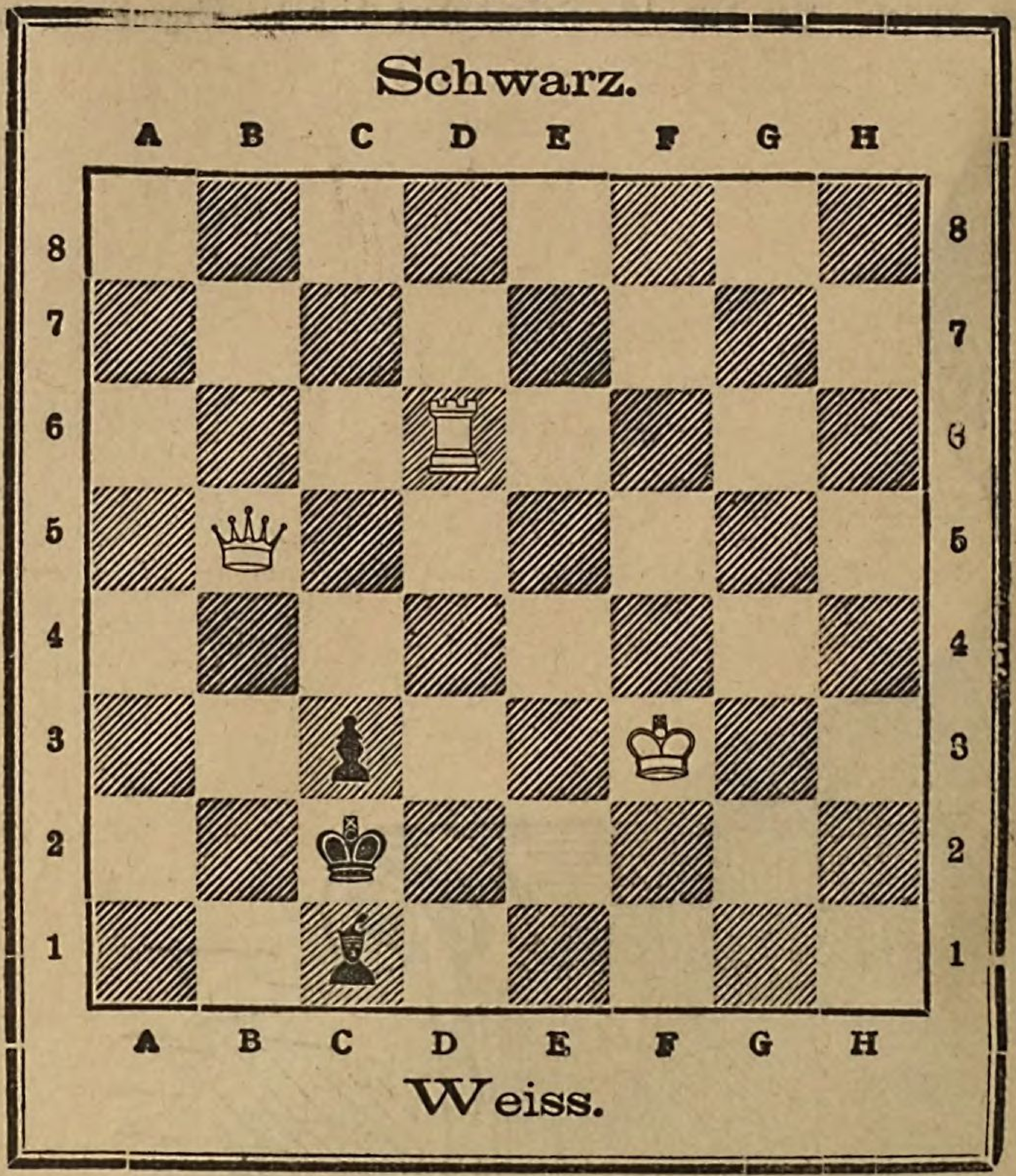
Auflösung der Homonyme in Nr. 111:

Bogen.

Schachzeitung № 229.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Shinkmann in Grand-Rapids.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Gespielt im Meisterturnier zu Pest am 9. Oktober 1896.

Spanische Partie.

Weiß Marco	Schwarz Walbrodt	Weiß Marco	Schwarz Walbrodt
1. e2—e4	e7—e5	18. Sb1—c3	f6—f5
2. Sg1—f3	Sb8—c6	19. Dd1—d3	De7—f6
3. Lf1—b5	Sg8—f6	20. Sc3×e4	f5×e4
4. o—o	Sf6×e4	21. Dd3×e4	Df6×b2
5. d2—d4	Se4—d6	22. De4—c4 +	Kg8—h8
6. Lb5×c6	b7×c6	23. Lg3—f2	Lc8—f5
7. d4×e5	Sd6—b7	24. Lf2×c5	Tf8—e8
8. Sf3—d4	c7—c5	25. Lc5—d4	Db2—b7
9. Sd4—b5	a7—a6	26. Ta1—b1 (b)	Db7—d7
10. Sb5—c3	Lf8—e7	27. Ld4—e5	Lf5—e6
11. Sc3—d5	c7—c6	28. Dc4—a4?	Le6—d5 (c)
12. Sd5×e7	Dd8×e7	29. c2—c4	Ld5×g2
13. Lc1—f4	o—o	30. Kg1×g2	Dd7—g4 +
14. Lf4—g3	f7—f6	31. Kg1—h1 (d)	Dg4—f3 +
15. f2—f4	d7—d5 (a)	32. Kh1—g1	Te8×e5
16. e5×d6 e. p.	Sb7×d6	33. f4×e5	Df3—g4 +
17. Tf1—e1	Sd6—e4		

und Schwarz hält Remis durch ewig Schach, weil der weiße König die f Linie nicht betreten kann.

a) Dadurch wird die schwarze Bauerstellung sehr geschwächt.

b) Dieser und der 28. Zug sind von allzu großer Vorsicht und bringen eine Stockung in den schönen Angriff: Warum nicht 26. Lf4—e5 oder wenigstens 28. Dc4—c3, da Schwarz den Bauer a2 doch nicht nehmen konnte, ohne einen erdrückenden Angriff gegen den Punkt g7 zu riskiren.

c) Mit diesem feinen Zug erreicht Schwarz Remischancen.

d) Nach f2 darf der König nicht wegen 30. Te8×e5, f4×e5 31. Te8—f8+.

Meisterturnier des Neuen Wiener Schachclubs.

In dem vom 3—9 November d. J. stattgehabten Meisterturnier erhielt Janovski den ersten Preis mit 3½, Schlechter den 2 mit 3, Winawer und Mieses den 3 und 4 mit je 2½, Marco den 5 mit 2 und Albin den 6 mit 1½ Gewinnpartien.

Außerdem schweben zur Zeit in Wien zwei Wettkämpfe zwischen Janovski und Winawer (7 Partien) und zwischen Englisch und Pillsbury (5 Partien). In letzterem wurden die beiden ersten Partien remis.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 225 von Chocholous.

1. Sf2—h3 / Kd5—e6	2. Sh3—f4 + / Ke6—f6	3. g4—g5 ‡
1. ...... / Kd5—e4	2. Tc7—c5 / Beliebig.	3. Tc5—e5 ‡
1. ...... / f5×g4, f4	2. Sh3—g5 / Beliebig.	3. e2—e4 ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll und aus Regensburg von B. H.—, R. Kern, J. Neumark und Gustav Schmidt.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 114. Sonntag den 29. November. 1896

5 (Nachdruck verboten.)

Der Flüchtling.

Novelle von Aug. Northeim.

„Hier, mein Kind!" Der Alte sah ihr forschend und sinnend in's Gesicht. Trotz des Schattens, in welchem sie standen, konnte er in ihren Augen die Entschlossenheit lesen, welche bei diesem jungen Mädchen, so sehr auch die Grundzüge ihres Wesens wie ihrer Erscheinung die leichtbesorgte Sanftmuth und die zartfühlende Güte waren, immer dann hervortrat, wenn eine That nach ihrem Herzen ihren ganzen Muth erforderte. Tritt eine solche That in der einsamen Stille der Nacht an ein solches Gemüth heran, so fühlt es sich um so stärker auf sich selbst angewiesen und wird zugleich durch die Hoffnung belebt, daß das Schweigen, der Friede ringsum auch für seine That eine glückliche Vorbedeutung sei. Bewegt schloß der alte Mann das blühende Kind in seine Arme und drückte einen Kuß auf seine reine Stirn.

„Es ist Gottes Wille! Seine Hand sei über Dir! Geh' mein liebes, tapferes Mädchen!"

Gewandt schwang sie sich aus dem Fenster, festen Schrittes stieg sie den schwankenden Pfad hinab. Das Auge des alten Mannes folgte ihr, nun er allein war, sorgenvoll, bis das Dunkel unter den Bäumen sie ihm entzog. Fast athemlos harrte er dann ihrer Rückkunft.

Jane erreichte ungefährdet den Wasserthurm, schloß ihn auf und betrat klopfenden Herzens den kleinen Eingangsraum. Tastend suchte sie umher, bis sie Zunder und Feuerzeug, welches der Pförtner hier bewahrte, gefunden hatte. Sogleich erglänzte ein Licht und erlosch wieder; nachdem sie bis zehn gezählt, glühte das Licht abermals auf, und als es zum dritten Male in Nacht versank, erreichte ein leichtes Plätschern das Ohr der Lauschenden. Ein tiefer Athemzug und sie empfing den Erwarteten an den vom Wasser aufwärts führenden Stufen, schloß das Thür und befestigte den Schlüssel am Gürtel.

„Seid still," bat sie leise, als der junge Mann in tiefster Bewegung die Hand seiner jungen Retterin an die Lippen preßte. „Seid still und folgt mir!"

Sie waren fast unter dem Fenster angelangt, als Jane durch den Gedanken erschreckt wurde, sie habe das Feuerzeug nicht wieder an den Platz gestellt, von dem sie es genommen. Den Finger zum Zeichen des Schweigens auf den Mund legend, wandte sie sich schweigend zurück, stellte die gewohnte Ordnung wieder her, um jeden Anlaß zum Verdachte zu beseitigen, und legte nochmals den gefahrvollen Weg, doch mit froheren Empfindungen, zurück. Sicher erreichten Beide die Leiter, und kaum war der Cavalier oben, so stand auch das junge Mädchen schon an seiner Seite.

„Kein Wort, junger Herr!" flüsterte Eton. „Kein Wort, wenn Ihr uns nicht Alle verderben wollt!"

Tief ergriffen standen die Drei eine Zeit lang lautlos da. Der Graf ermannte sich zuerst. Er zog die Leiter ein und entnahm nach einigem Suchen dem Schubfach einer reichgeschnitzten Schatulle eine kleine kupferne Lampe, dann ein Fläschchen Wein, sowie einen wunderlich geformten Schlüssel, welchen er seinem Gaste reichte. Darauf schritt er der mit Büchern bedeckten Wand zu, zog einen dicken, in Schweinsleder gebundenen Folianten heraus, steckte in eine kaum sichtbare Fuge der bloßgelegten Wandtäfelung ein wie ein kleines, dünnes Brecheisen geformtes Instrument, und nach einem ganz leichten Drucke seiner Hand drehte sich wie mit Zauberschlag die Holzbekleidung vom Boden bis zur Decke in den Angeln, eine Thür frei legend, aus deren niedrigem Bogen die Finsterniß unheimlich und undurchdringlich heraufgähnte.

„Jane", sagte der Vater, nachdem dies geschehen, „Du kannst uns jetzt ohne Besorgniß verlassen. Lege Dich schlafen, es wird Dir wohlthun nach all' den Aufregungen des Tages. Morgen sprechen wir weiter über die zu treffenden Maßregeln. Gute Nacht, mein Kind!"

Nachdem das Mädchen sich auf sein Geheiß entfernt hatte wendete er sich an seinen Gast:

„Geht voran, junger Herr!"

Der Fremde betrat den finsteren Gang; ihm auf dem Fuße olgte der Alte, welcher die Thüre sorgfältig hinter sich verriegelte und alsdann eine aus der Mauer herausragende Kurbel so lange drehte, bis ihm ihr Widerstand anzeigte, daß drinnen die Holztäfelung ihre ursprüngliche Lage wieder eingenommen habe. So lag die Bibliothek wieder einsam und verlassen, und kein unberufenes Auge hätte das Geheimniß erspäht, und wenn es auch Monate lang geforscht hätte.

Graf Herbert schlug Feuer, entzündete die Lampe und sie dicht vor das Antlitz seines Gastes haltend, betrachtete er dasselbe ernst, als wollte er im Grunde des Herzens seines neuen Hausgenossen lesen, ob der Fremde des Vertrauens auch würdig sei, das in ihn gesetzt worden, als ihm das wichtige Geheimniß des verborgenen Ganges so deutlich geoffenbart wurde und ihm vor Allem die nun folgenden, noch weit wichtigeren Geheimnisse dieses unterirdischen Weges anvertraut werden könnten.

„Ja!" rief der alte Mann erleichtert, als seinem forschenden Blick ein offenes, treuherziges Auge begegnete: „Es ist gut! Sei es denn!"

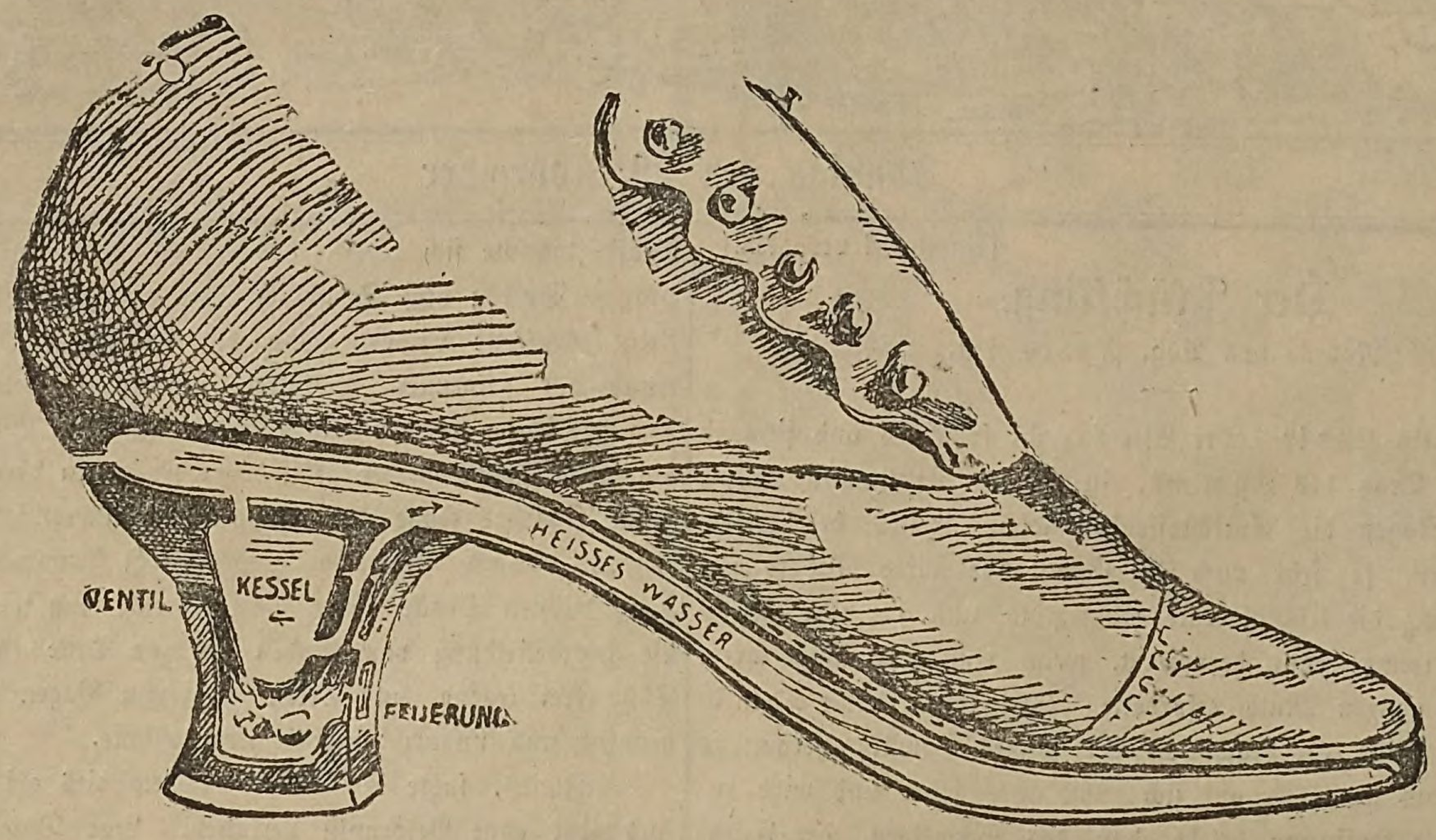
Kein weiteres Wort fiel. Der Weg war lang und vielfach verschlungen; durch endlose Corridore, die zum Theil in die massiven Grundmauern des Schlosses eingehauen waren, ging es Treppen hinauf und hinab, bis endlich die beiden Männer vor einem kleinen, kaum neun Fuß hohen Raum Halt machten. Ein dunkler eichener Tisch nebst ebensolchen Bänken, ein alter Armstuhl, sowie in der Ecke ein niedriges Bett, jetzt mit schneeweißen Linnen bedeckt, machten ein nur kärgliches Mobiliar aus. Ein Standbrett an der Wand mit einem irdenen Napf, einem Salzfaß und einem Eßbesteck nebst einigen großen, kunstvoll geschliffenen Krystallgläsern darauf ver-

mochten nicht, dem Zimmerchen den Anstrich einer behaglichen Wohnlichkeit zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Der heizbare Schuh.

Er kommt aus Amerika, aber ein Wiener hat ihn erfunden. Die amerikanischen Blätter sind voll des Lobes über die Erfindung

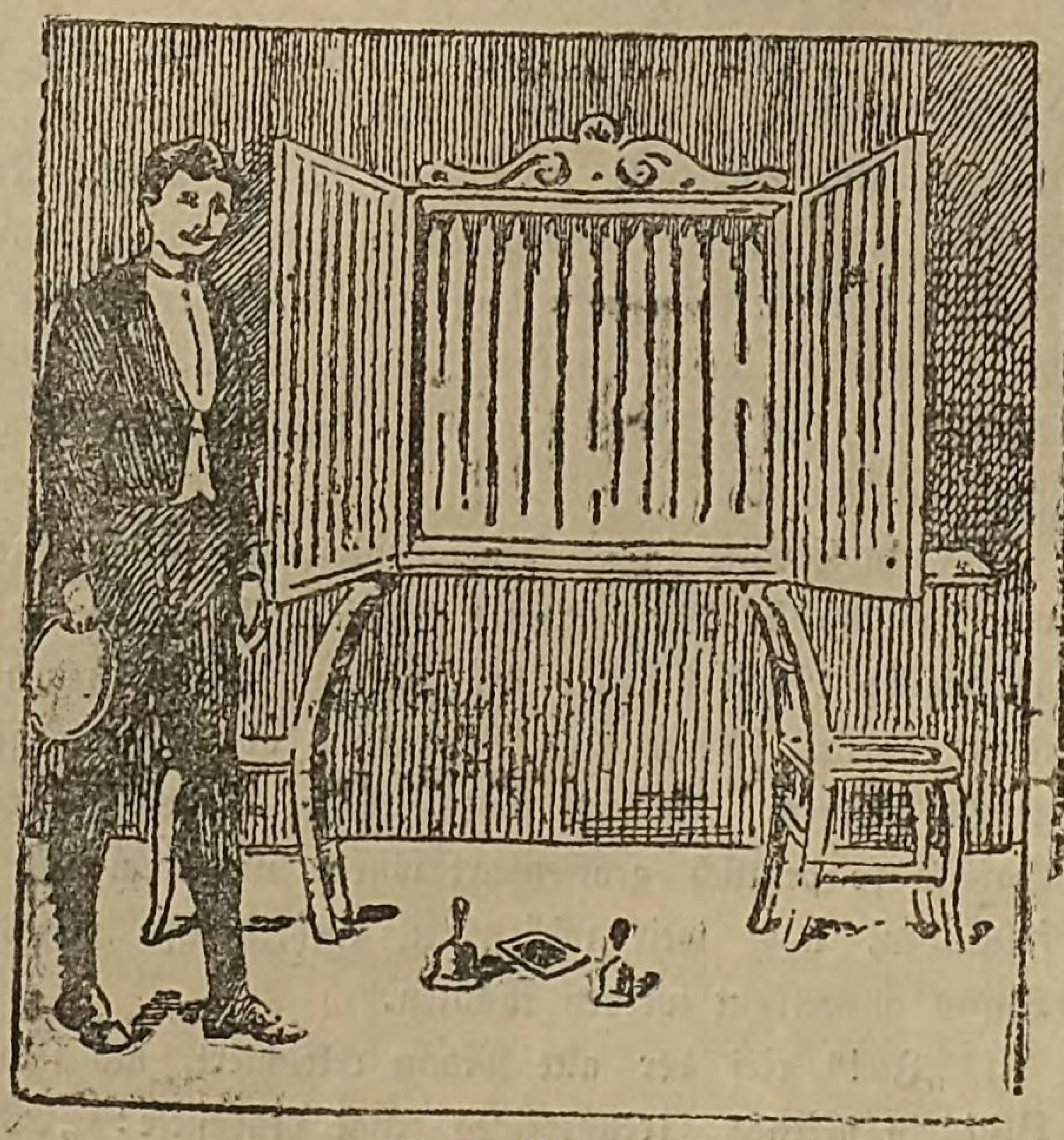


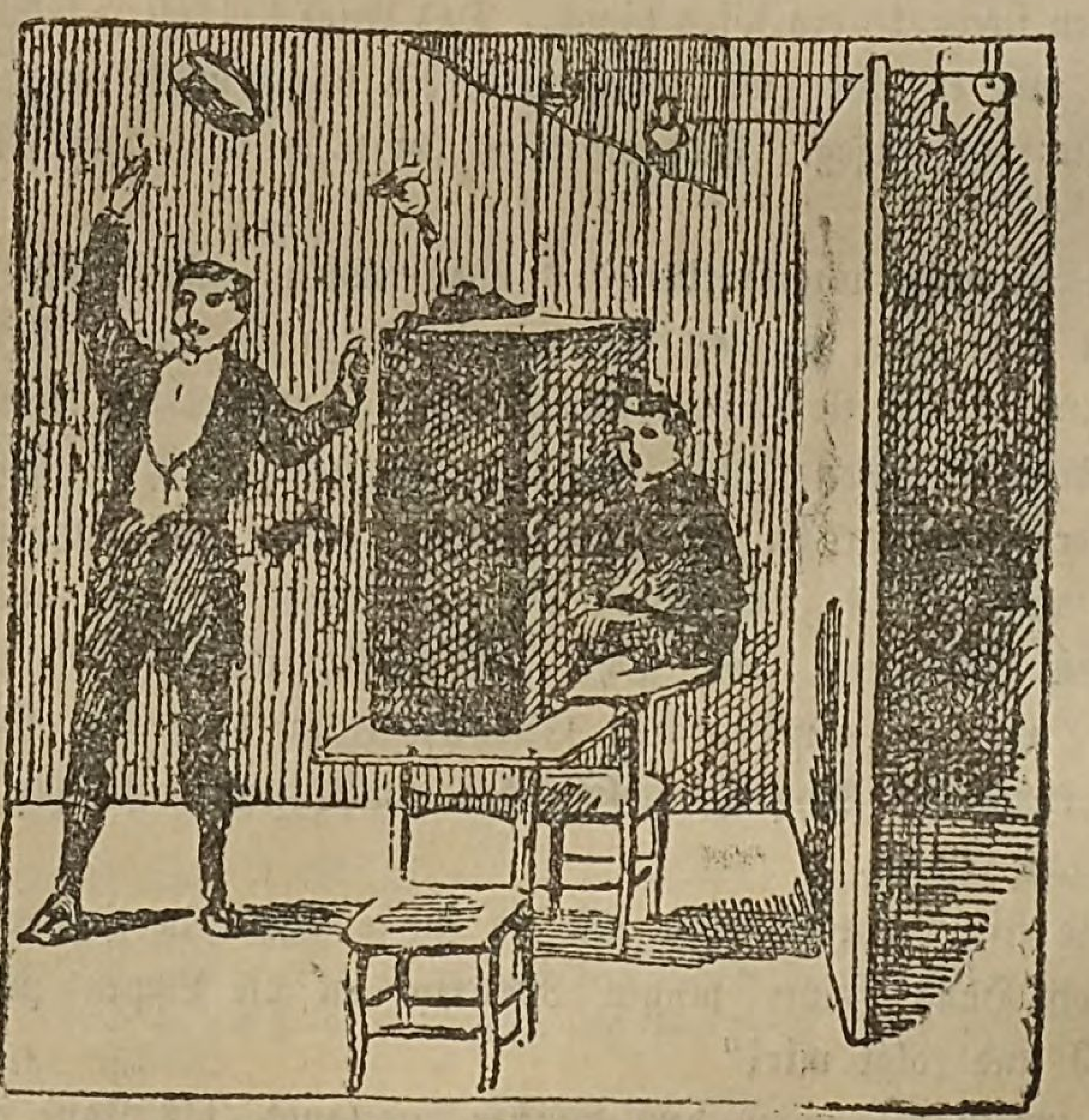
Der heizbare Schuh.

des Herrn Paal Wonneberger, eines Wieners, der das Problem gelöst hat, wie man im strengsten Winter, ohne eine plumpe Fußbekleidung tragen zu müssen, einen warmen Fuß behält. Wie man aus unserem Bilde sieht, ist die Sache recht einfach. In dem Absatz befindet sich ein Kesselchen, unter demselben eine Feuerung. Das Kesselchen wird mit Wasser gefüllt und das warme Wassrr circulirt in einer Rinne unter der Sohle. Ein Ventil läßt den Dampf entströmen und ein zweites Ventil, das Sicherheitsventil ist da, um den Ausguß des Wassers bewerkstelligen zu können. Ob sich der heizbare Schuh auch praktisch bewähren wird, das ist noch die Frage.

„Cassadaga Propaganda."

In Amerika streiten gegenwärtig zwei große Zauberer um den Siegespreis. Hermann und Kellar heißen die Professoren der Magie, die sich gegenseitig zu übertrumpfen suchen. Jeden Augenblick bringt einer der Concurrenten etwas Neues, Verblüffendes auf das Tapet. Kellars neueste Illusion heißt: „Cassadaga Propaganda". Zwei Stühle werden hereingebracht und auf diese Stühle eine Glasplatte gelegt. Auf die Platte stellt der Zauberer einen Kasten, den er öffnet. Das Publikum wird nun eingeladen, den Kasten vorne, rückwärts, oben, unten zu besichtigen, zu beklopfen — der Kasten ist ein Kasten, ein leerer Kasten. Nun werden Glocken und Tamburins

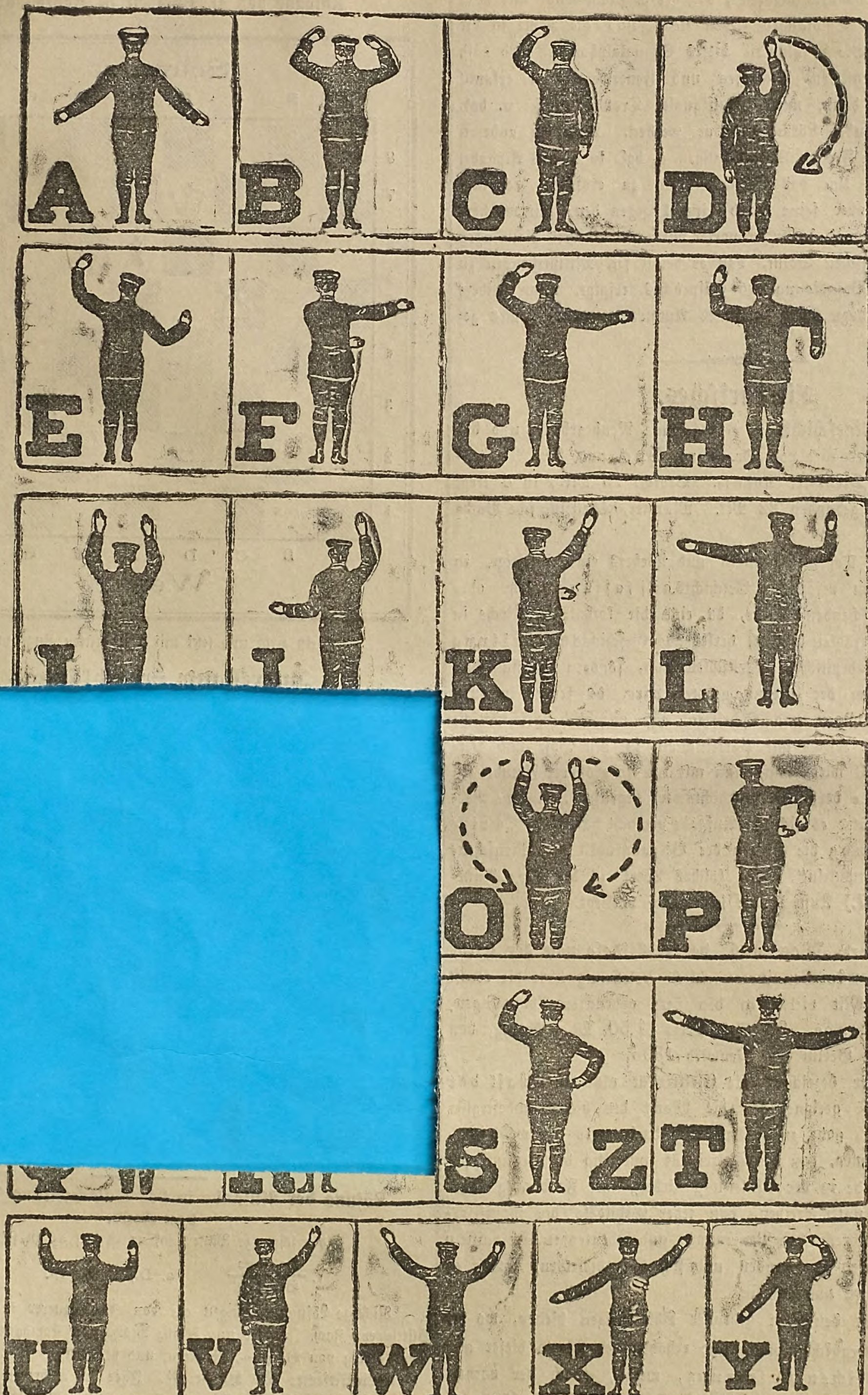




„Cassadaga Propaganda." (Die neueste amerikanische Illusion.)

in den Kasten gestellt und derselbe vor dem Publikum geschlossen. Alsbald beginnen die Glocken zu läuten, das Tamburin rasselt und endlich fliegen alle Gegenstände aus dem Kasten heraus. Die Wirkung ist eine verblüffende, die Lösung sehr einfach. Hinter einem Vorhang sitzt auf einem Brett ein kleiner Bursche, der hinter dem Kasten herabgelassen wird. Spiegelvorrichtungen lassen die Prozedur für das Publikum nicht sehen und der Junge verübt nun den Schabernack. Die „Cassadaga Propaganda" erinnert an den geheimnißvollen „King-Fu" in Wien, der auch einen kleinen Jungen im Leibe hatte.

Das „menschliche Alphabet".



Ein Amerikaner, Mr. Gilbert Totten Woglom, hat ein „menschliches Alphabet" erfunden, d. h. eine Art weithin sichtbarer Signale, bei welchen der menschliche Körper in seinen verschiedenen Stellungen, namentlich der Haltung der Arme, die Buchstaben markirt. Die Signale sollen sich zu Mittheilungen auf Entfernungen, welche die menschliche Stimme nicht zu durchdringen vermag, als sehr nützlich erweisen. Nach einiger Uebung kann man sich solche Raschheit in dieser Art des Telegraphirens durch Signale aneignen, daß es fast nicht mehr Zeit in Anspruch nimmt, als das Schreiben mit einer Feder. Der Signalgebende muß mit dem Rücken gegen den Empfänger stehen und darf sich nur umwenden, so oft ein Wort vollendet ist. Der Empfänger gibt stets durch einen militärischen

Salut zu erkennen, ob er das Wort richtig verstanden hat. Ist dies nicht der Fall, so muß das Wort wiederholt werden. Das Ende eines Satzes wird dadurch angezeigt, daß der Signalgebende mit dem Gesichte gegen den Empfänger stehen bleibt und die Arme in die Hüften stemmt. Die Nützlichkeit dieses Signalalphabets wird bald von Eisenbahnbediensteten, Matrosen und Feuerwehrleuten erkannt werden, besonders dann, wenn Lautsignale, Trompetenstöße u. dgl. durch den herrschenden Lärm unhörbar werden. Auch bei anderen Beschäftigungen im Freien, Sportübungen u. dgl. kann das Alphabet von Nutzen sein. Um das Signalgespräch zu eröffnen, schwingt man seinen Hut oder seine Hand einmal gegen den, mit welchem man sprechen will, und dieser antwortet durch zweimaliges Schwingen oder durch militärischen Salut, daß er bereit sei, Mittheilungen zu empfangen. Die Beendigung des Gespräches erfolgt, wenn beiderseits das Signal dazu durch vertikales Ausstrecken eines Armes gegeben ist.

Literarisches.

Annegarns Weltgeschichte in 8 Bänden. Neubearbeitet und bis zur Gegenwart ergänzt von Dr. Aug. Enck und Dr. Victor Huyskens. **Siebente** Auflage. Brosch. 16 Mk., in 4 eleg. Halbfranzbände gebunden 22 Mk. Münster, Theissing'sche Buchhandlung.

Da seit den Tagen Schlossers und Webers eine einseitige, in vielen Vorurtheilen befangene Geschichts**auffassung** mehr oder weniger zur herrschenden wurde, da eine die katholische Kirche in ihren heiligsten Gefühlen vielfach verletzende Geschichts**darstellung** nicht nur von akademischen Lehrstühlen aus, sondern häufig schon auf den Gymnasien der Jugend geboten wird, da ferner in allen antikirchlichen Zeitungen und Schriften auf angeblich geschichtliche Thatsachen hin die Kirche mit Parteilichkeit, ja, mit Haß und Verleumdung behandelt wird, muß man mit um so größerer Freude ein für alle Stände verfaßtes Geschichtswerk begrüßen, in dem Verfasser und Bearbeiter es sich zur Aufgabe gemacht haben, in „christlicher Auffassung die Thaten der Vergangenheit des Menschengeschlechtes zu entwickeln". Ein solches Werk ist der alte „Annegarn" in neuer (7.) Auflage, die jetzt fertig vorliegt.

G. Schollmeyer. **Was muß der Gebildete von der Elektrizität wissen?** Gemeinverständliche Belehrung über die Kraft der Zukunft. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen. Fünfte Auflage. 96 S. Preis 1,50 M. Verlag von Louis Heuser. Berlin und Neuwied 1896.

Der Verfasser bezeichnet die Elektrizität als die Kraft der Zukunft, welche geeignet sei, die Macht des bisher unbesiegten Dampfes allmählich ganz zu brechen, und darin wird ihm wohl jeder Einsichtige zustimmen, daß der Elektrizität unstreitig die Zukunft gehört; auch folgende in der Einleitung niedergelegte Forderung kann man rückhaltlos unterschreiben, daß jeder Gebildete die moralische Pflicht habe, bahnbrechenden Neuerungen und bedeutenden Ereignissen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und sich über dieselben, soweit es ihm möglich sei, zu unterrichten.

Zahlreiche in den Text gedruckte Abbildungen dienen, wo erforderlich, zur Veranschaulichung und erhöhen den Werth dieser gemeinverständlichen Belehrung, welche, gleich der vorhergehenden desselben Autors, von der Verlagshandlung in glänzender Weise ausgestattet worden ist. Auf diese Weise entsprechen Aeußeres und Inneres einander vollständig und der angesetzte Preis muß diesen Vorzügen gegenüber als außerordentlich niedrig bezeichnet werden.

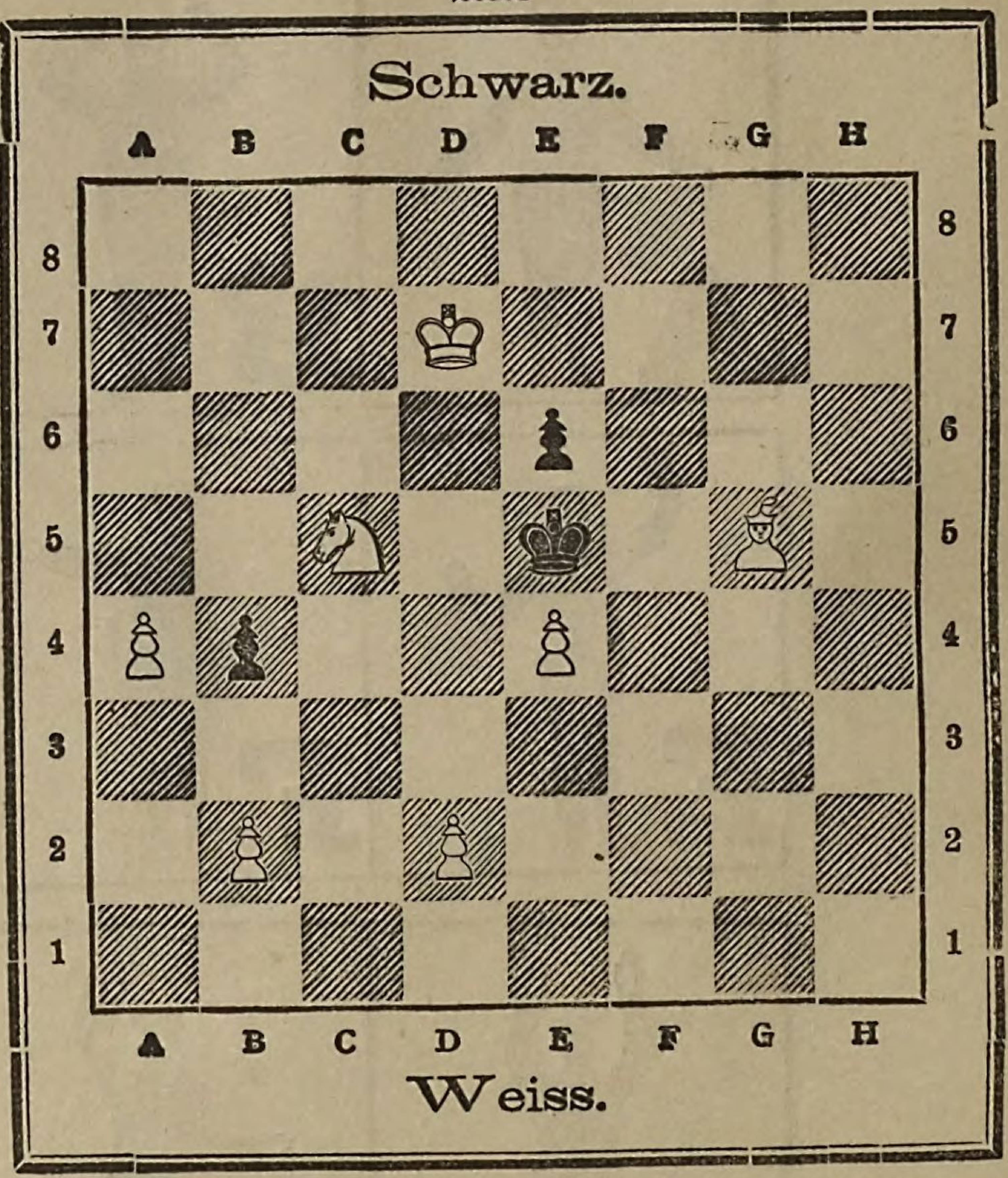
Auflösung der Homonyme in Nr. 113:

Gericht.

Schachzeitung № 230.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von H. Buchheit in Regensburg.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 226 von Jecke.

(der schwarze Bauer auf a2 ist auf a3 zu setzen.)

1. Lc6—g2 / Beliebig   2. D., T., S. +.

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll und aus Regensburg von B. H.—, R. Kern, und R. Weiß.

Briefkasten: H. L. in **R.** Ihre in mehreren Varianten sonst hübsche Aufgabe ist nebenlösig durch 1. Dh8—d8 und 1. Se5—d7. — **St. J.** und **M. K.** hier. In der Aufgabe Nr. 227 scheitert 1. De3—d4 an Kf5—g5.

Notiz: Zuschriften, Lösungen zc. zc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 115. Mittwoch den 2. Dezember. 1896

(Nachdruck verboten.)

Der Flüchtling.

Novelle von Aug. Northeim.

Kein Teppich deckte den rauhen Boden, keine Vorhänge die fahlen getünchten Wände; keine Fenster, keine Schießscharten zeigten sich, welche dem goldenen Sonnenlichte hätten Eingang gewähren können, um einem Verfolgten, Gefährdeten oder Gefangenen in diesem tief in der Erde ausgegrabenen Kellerorte von Trost und Hoffnungsträumen zu sprechen. Doch mußte dieser Raum mehr die Bestimmung eines Zufluchtsraumes als einer Zelle bei seiner Anlage erhalten haben, denn man sah drei Thüren, mit schweren Ketten und Riegeln fest verwahrt.

„Es ist nur eine arme armselige Wohnung hier, junger Herr," bemerkte Graf Herbert wie entschuldigend, indem er die kleine Lampe auf den Tisch stellte. „Jedoch ist sie sicher, und das ist ja vorderhand die Hauptsache. Kein lebendes Wesen außer Jane und mir kennt das Vorhandensein dieses Verstecks, viel weniger den Weg dahin; und ehe ihr es verlaßt, müßt Ihr mit heiligem Eid geloben, es niemals zu verrathen, weder durch Wort und That, weder mündlich noch schriftlich. Hier mögt Ihr bleiben, bis wir einen sicheren Weg zur weiteren Flucht ausfindig gemacht haben. „An diesem Feuer", fuhr er fort, „das in einem Kaminloche aufgeschichtete Scheitholz anzündend, das in hellen Flammen aufloderte, mögt Ihr Eure durchnäßten Kleider trocknen. Speise und Trank, Oel für Euer Lämpchen und, wenn Ihr wollt, Bücher jeder Art werden Euch gebracht; allein auf Gesellschaft dürft Ihr nicht rechnen, selbst nicht auf die unsrige. Ein halbes Stündchen vielleicht kann der Bringer Eurer Vorräthe dann und wann mit Euch plaudern, wenn Alles ruhig ist; allein eine längere Abwesenheit, ein längeres Verschwinden könnte leicht bemerkt werden und Verdacht erregen. — Und nun, ehe ich Euch verlasse, muß ich Euch ein anderes Geheimniß entdecken."

Bei diesen Worten öffnete er eine der Thüren. Eine enge Wendeltreppe wurde sichtbar.

„Am Fuße dieser Stufen," sprach er dabei erklärend, „werdet Ihr einen Brunnen finden, dessen Wasser Euch zum Reinigen dienen kann, daneben eine Fallthür, durch welche Ihr allnächtlich die Ueberreste Eures Mahles und was sonst Eure Anwesenheit verrathen könnte, entfernen müßt. Allein niemals, merkt es wohl, niemals laßt Euch beikommen, in diesem Brunnen zu baden und zu tauchen; es wäre sicherer Tod, wenn Ihr seine Bauart nicht kennt. — Und nun laßt mich wissen, wer mein Gast ist, und gebt mir Euer Ehrenwort als Soldat und Edelmann, diesen Raum nur auf einem Wege, den ich Euch vorher gezeigt haben werde, zu verlassen. Ihr würdet unser Aller Leben auf's Spiel setzen, wolltet Ihr versuchen, auf eigene Faust in den weit verzweigten Gängen umherzuwandeln."

„Mein Name ist Marley", antwortete der Cavalier rasch, „Marmaduke Marley, Baronet von Thogthgrave; bis gestern Capitain im Reiterregiment meines Freundes und Blutsverwandten Sir Robert Danley. — Armer Junge! Dich traf die tödtliche Kugel, und wie viele Deiner tapferen Schaar werden nie mehr das Sonnenlicht erblicken!"

Von Schmerz übermannt rang er die Hände und wandte sein Gesicht ab. Doch suchte er sich gleich wieder mit gewaltsamer Anstrengung zu bemeistern.

„Nennt mich nicht unmännlich und schwach, edler Graf," bat er. „Er war von Jugend auf mein Freund, wir haben glückliche Tage zusammen verlebt, sein Tod traf mich schwer, und ich bin erschöpft geistig und körperlich durch Hunger, Aufregung und Strapazen aller Art. Verzeiht mir! Es wird vorübergehen!"

Der Graf nahm vom Standbrett zwei Gläser und füllte sie mit dem Inhalt der mitgebrachten Flasche. „Ich trinke auf Euer Wohl, Capitain Marley", sagte er feierlich, „und auf baldige Befreiung! Legt Euch nieder, der Schlaf wird Eure Kräfte wiederbringen und beim Erwachen wird Euch Euer Geschick in minder düsteren Farben erscheinen. Ich gehe jetzt; schließt die Thüre hinter mir ab und öffnet sie nur, wenn Ihr Janes oder meine Stimme hört. Keinen Dank, junger Freund, keinen Dank! Lebt wohl und Gott sei mit Euch! Auf Wiedersehen!"

Dann war der Alte verschwunden und der Cavalier allein.

IV.

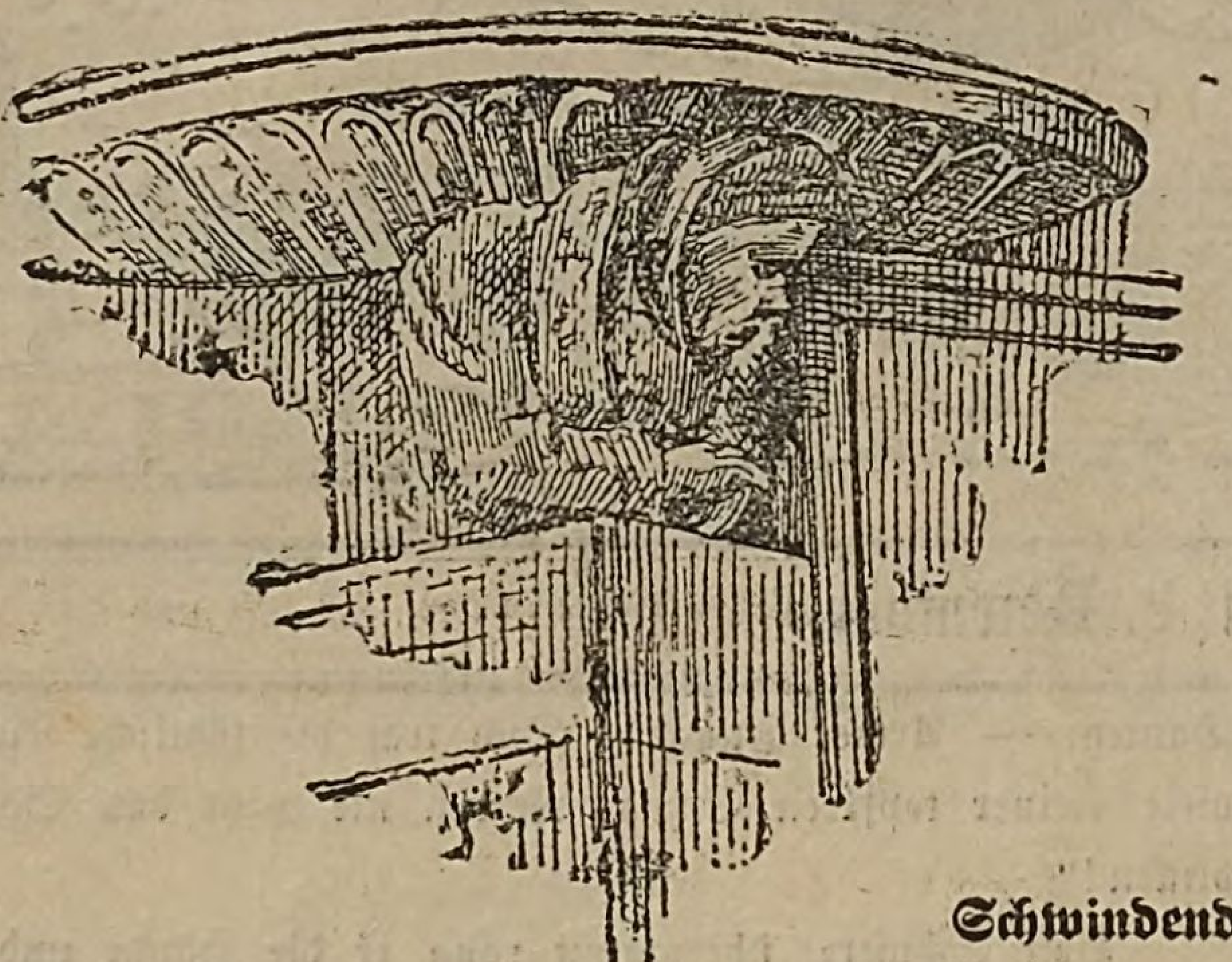
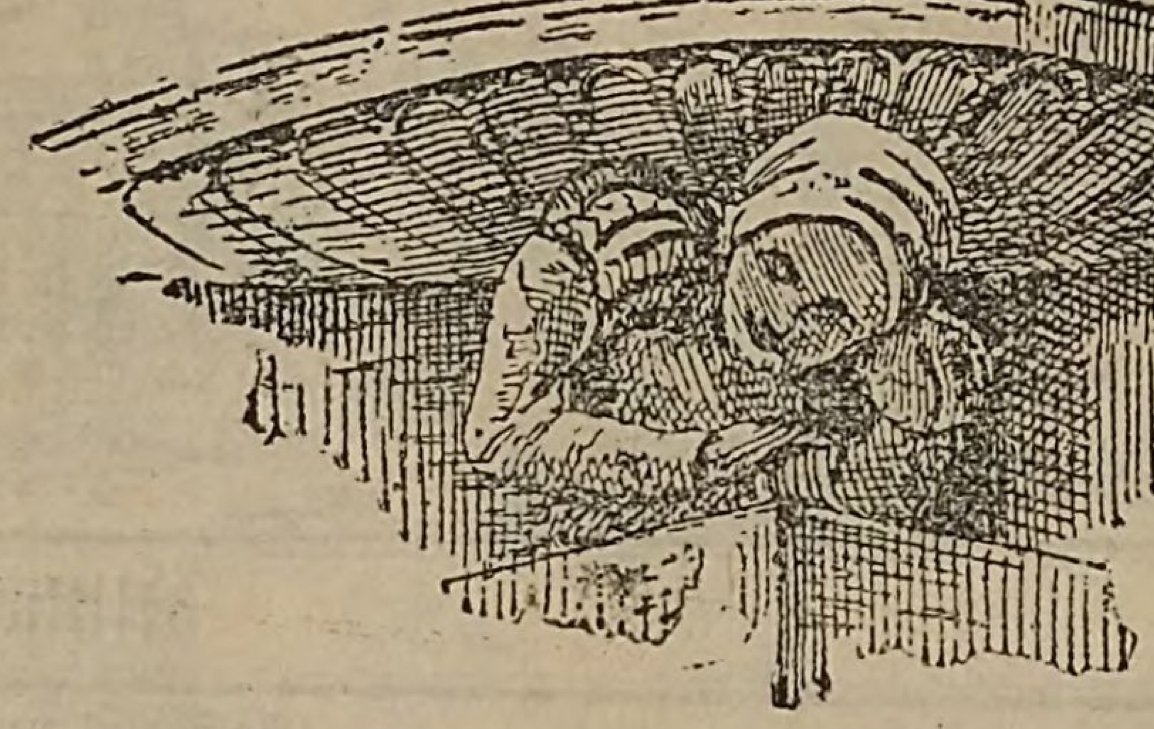
Ungefähr anderthalb Meilen vom Schlosse entfernt, an einer Neben-Landstraße, lag im Walde versteckt ein ländliches Wirthshaus. Eine große Eiche breitete schützend ihre Zweige über das niedrige Moosdach und einen Theil des vor dem Hause sich ausdehnenden weiten Rasengrundes, in dessen Mitte sich ein mit Bändern und kunstlos geschnittenen Papierblumen reichgeschmückter Maienbaum erhob. Aber wo waren jene frohen Tage, welche einst die Jugend des Dorfes um seinen Stamm versammelten? Wo die heiteren, harmlos-fröhlichen Feste, die von lustigem Tanz und aus dem Herzen kommenden Gesang übersprudelten? Der gewaltige Bürgerkrieg hatte über das schöne, leichtlebige England einen größeren Ernst gebreitet. Jedermann erkannte die Wichtigkeit, mithandeln zu müssen. Deshalb war auch überall der Kern des Landvolkes mit hinausgezogen in's Feld, zum Theil der alten überlieferten Fahne treu, zum Theil aber auch mit Begeisterung den neuen, immer siegreicher vordringenden Ideen durch immer neue Erfolge Bahn brechend. Diesem Anwachsen eines allgemeinen politischen Geistes, eines wahrhaften Gemeingefühles, dieser Darangabe aller einzelnen Kräfte an große gemeinsame Sachen, kurz, diesem gewaltigen bürgerlichen Aufschwung der Cromwell'schen Zeit sollte England auch die Begründung seiner Weltmachtstellung verdanken!

Es war am Tage nach den im Schlosse vorgefallenen ungewöhnlichen Ereignissen. Eine kleine Anzahl Landleute erhob sich soeben von der rohgezimmerten Bank, auf welcher sie nach der zeitig begonnenen Morgenarbeit einen erfrischenden Trunk eingenommen. Drei Männer nur blieben unter dem schattigen Laubgang an der

eichenen Tisch zurück: der eine, seiner Kleidung nach ein Förster, der andere, ein noch junger Mann von herkulischem Körperbau, aber offenem, freundlichem Gesichtsausdruck, ein Jäger oder Waldhüter, in grünem, knappen, anliegendem Wamms einem Bocksschwanz an der silbernen Einfassung des schwarzen, keck auf die kurzen Locken gedrückten Sammetbaretts, an der Seite die kurze Flinte nebst Pulverhorn und Kugeltasche.

Die dritte der in dem kleinen Kreis befindlichen Person trieb offenbar ein friedliches Gewerbe. Die staubbedeckten, von der Witterung arg mitgenommenen Kleider, die derben, hohen Stiefel bewiesen, daß das Wandern dem Eigenthümer nicht fremd sei; vermuthlich hatte die frühe Morgenstunde ihn schon weit hergeführt, und das kleine, mit Leinen überzogene Päckchen, welches dort an der Wand lehnte, war das Erkennungszeichen eines von Ort zu Ort ziehenden Krämers und Händlers.

(Fortsetzung folgt.)

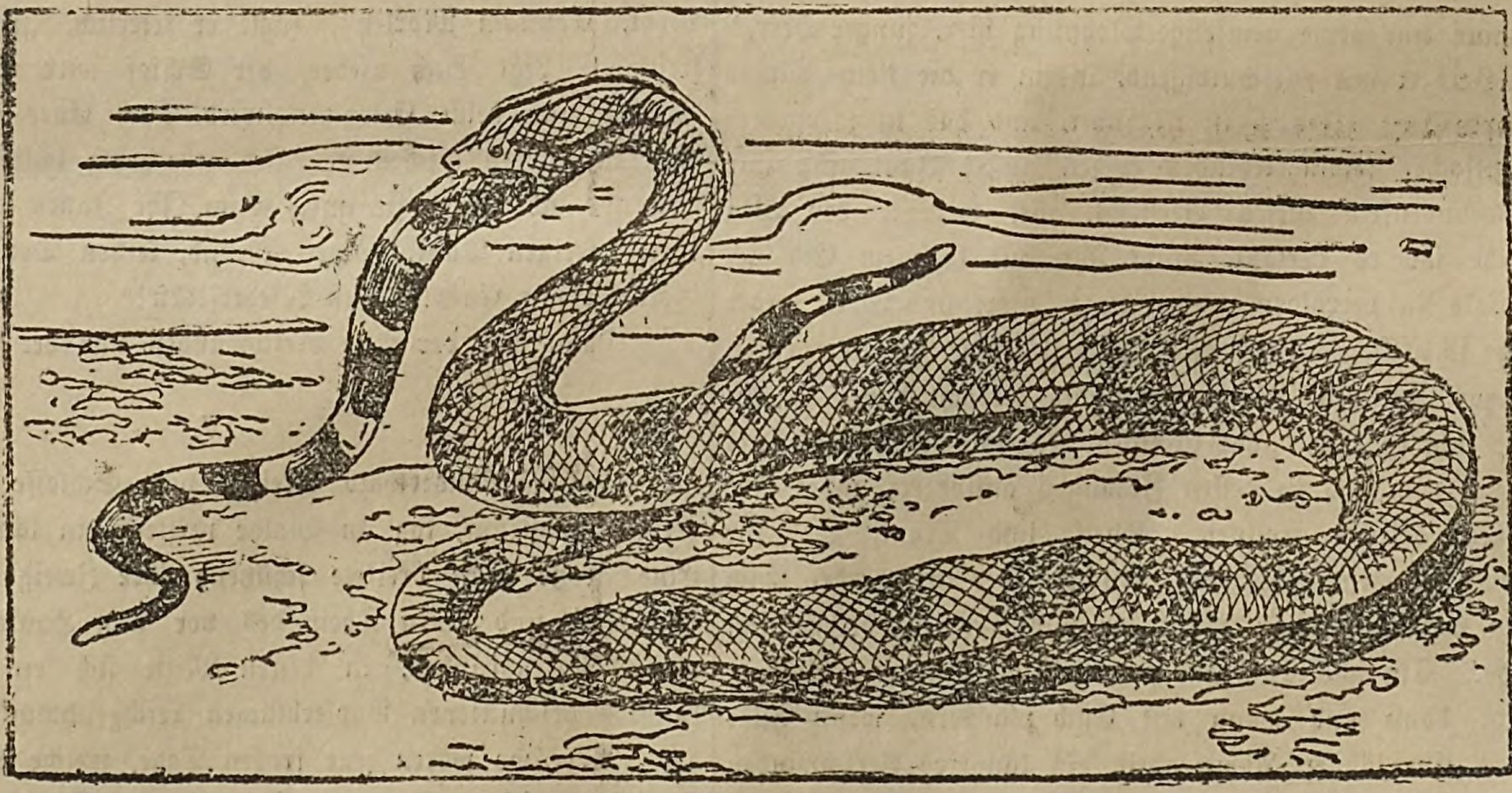
Schwindende Wiener Wahrzeichen.

Schwindende Wiener Wahrzeichen.

Der Regensburgerhof am Lugeck in Wien, dessen Demolirung bevorsteht, besitzt eine eigenthümliche Merkwürdigkeit. Es sind dies die zwei steinernen Brustbilder, welche als Träger der beiderseitigen Erker dienten; ein Mann und ein Weib in altdeutscher Tracht und mit höchst charakteristischem Gesichtsausdrucke. Sie stammen wahrscheinlich aus dem sechzehnten Jahrhundert. Die Ableitung des Namens Lugeck von der scheinbaren Beschäftigung dieser zwei Figuren von lugen (ausschauen) dürfte nicht ohne Berechtigung sein. Wenn auch dieser Ort einst mit Lubeck bezeichnet wurde — von Laubeneck hergeleitet, von den ringsum befindlich gewesenen Lauben oder Arcaden, unter welchen die Regensburger Kaufleute ihre Waarenlager hatten — so spricht doch schon Wolfgang Schmelzl in seinem „Lobspruch der Stadt Wien" (1548) den Namen „Lugeck" aus. Der Regensburgerhof besitzt eine reiche geschichtliche Vergangenheit.

Eine Riesenschlange, die ihre Collegin frißt.

Dem Berliner Aquarium sind mehrere Riesen-Giftschlangen von der Insel Java einverleibt worden, die sich in dem ihnen angewiesenen Glashause anscheinend ganz wohl befinden. Sie geberden sich am Tage recht lebhaft und es gewährt einen überraschenden, dem Beschauer sonst noch nie gebotenen Anblick, wenn eines der Thiere inmitten des Käfigs, ohne sich irgendwo anzulehnen, mit dem Vordertheil seines Körpers über eineinhalb Meter hoch sich kerzengerade aufrichtet, durch Seitwärtsrichten der vorderen acht Rippen den Hals scheibenförmig ausbreitet und dabei den Kopf unabänderlich wagrecht hält. Obgleich den Gefangenen allerhand Nahrungsthiere angeboten wurden, haben sie sich doch als ausschließliche Schlangenfresser erwiesen; sie packen die Schlangen, mögen es giftige oder giftlose sein, an irgend einer Stelle des Leibes, wissen es aber durch seitliche Bewegung der Kiefern so einzurichten, daß sie den Kopf der Beute zuerst in den Rachen bekommen. Auf unserem Bilde sehen wir eine schlangenfressende Schlange.

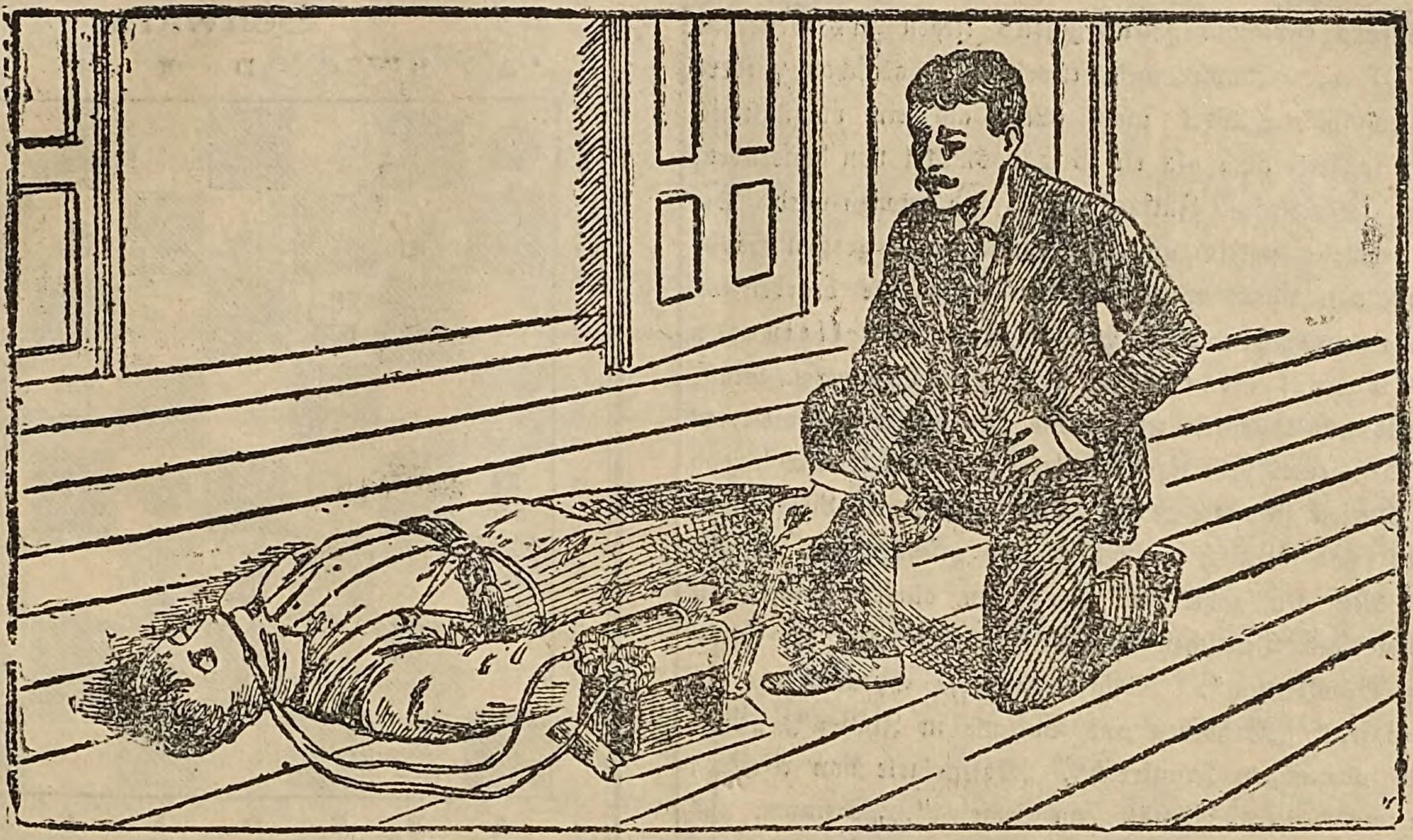


Eine Riesenschlange, die ihre Kollegin frißt.

Die Wiederbelebung Erstickender.

In Fällen scheinbar eingetretenen Todes in Folge von Ertrinken oder anderer Arten des Erstickens ist es oft ungewiß, ob das Leben nur unterbrochen, oder bereits völlig entwichen ist. Es werden darum in solchen Fällen stets Versuche gemacht, auf künstliche Weise die

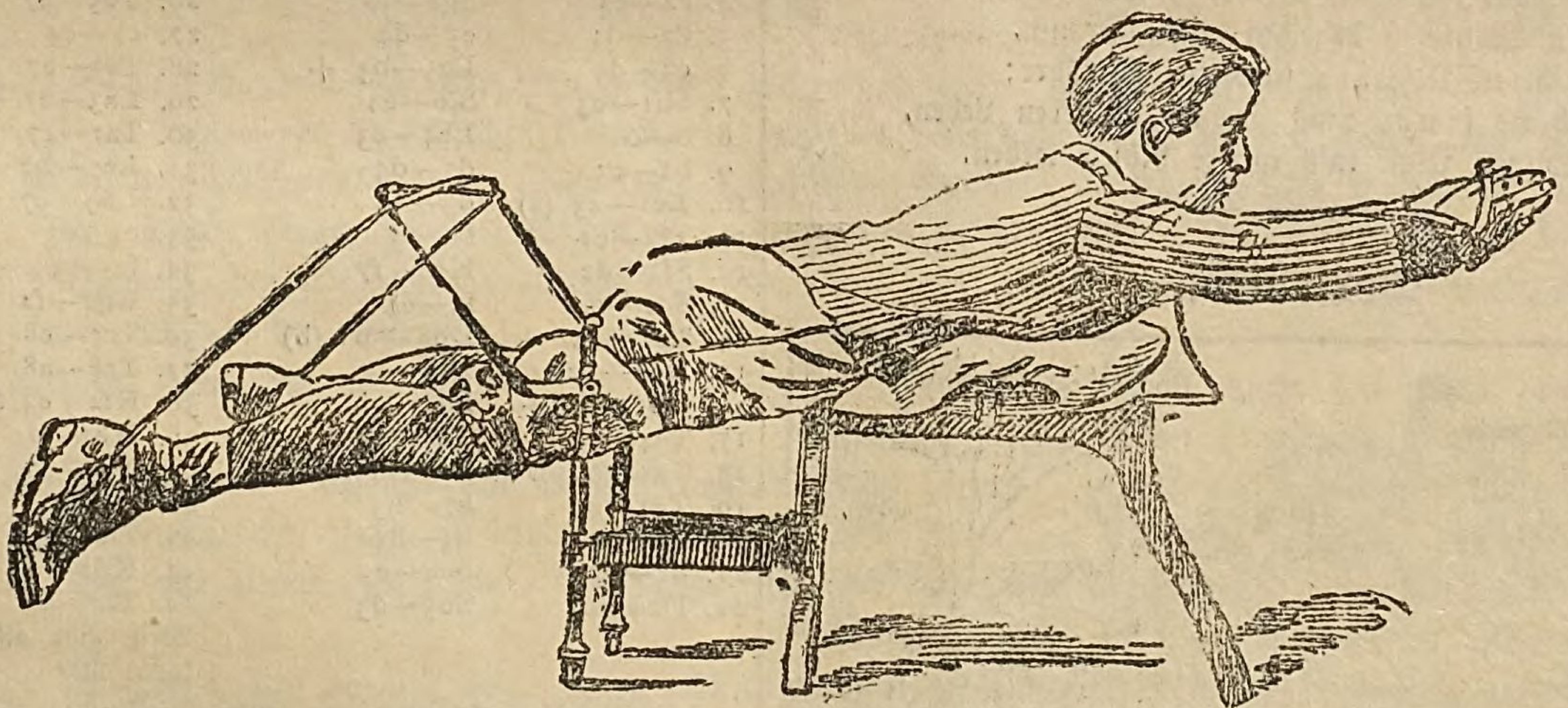
Athmung wieder herzustellen. Nun hat Mr. William F. Desant einen Apparat hergestellt, der die bisherigen Methoden überflüssig macht und weitaus sicherer als diese wirken soll. Das Instrument besteht aus zwei Cylindern, von denen aus Schläuche zu einem Mundstücke führen, das man dem zu Rettenden in den Mund steckt oder auch in die Luftröhre einführt. Nun wird aus dem einen Cylinder Luft in die Lunge gepumpt, und zwar genau so viel, als bei einem natürlichen Athemzug in die Lunge gelangt; die eingepumpte Luft kann durch den anderen Cylinder wieder entweichen. Der Erfinder behauptet, mit seinem Apparat sowohl bei Ertrunkenen, wie bei durch Kohlenoxydgas Erstickten ausgezeichnete Erfolge errungen zu haben. Das Instrument kann auch benutzt werden, um kranken Personen besonders ozonreiche Luft in die Athmungsorgane gelangen zu lassen.



Ein Apparat für künstliche Athmung.

Ein Apparat für den Schwimmunterricht.

Allen, die jemals Schwimmunterricht ertheilt oder genommen haben, wissen, wie schwer es ist, manchen Personen, Kindern wie Erwachsenen, die Schwimmtempi, so einfach dieselben auch sind, beizubringen. Diese Bewegungen müssen bekanntlich zuerst auf dem trockenen Lande gezeigt und lediglich nachgeahmt werden, ehe man den Zögling ins nasse Element bringt. Da hilft man sich in der Regel damit, daß man den Schüler sich mit dem Bauch auf einen Stahl legen und ihr so die Tempi machen läßt. Aber diese sind eben auf einem Stuhl nur unvollkommen auszuführen, besonders bei den Fußbewegungen ist dies der Fall. Nun hat ein Techniker einen vortrefflichen Apparat für den Schwimmunterricht erfunden, den wir unseren Lesern hier vorführen. Eine nähere Beschreibung erschein überflüssig, da das Bild eine vollkommen deutliche Vorstellung von der Art seiner Verwendung gibt.



Ein Apparat für den Schwimmunterricht.

Literarisches.

Von Hoffmann's Botanischem Bilder-Atlas (Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart) sind uns soeben die Lieferungen 15—18 zugekommen, damit hat das schöne Werk, das wir schon öfters warm empfohlen haben, seinen Abschluß gefunden. Unsere Waldbäume, Zwiebelgewächse, Gräser, Farnkräuter, Flechten und Pilze (von letzteren alle wichtigeren eßbaren) treten uns in vorzüglichen farbigen Bildern mit begleitendem Texte entgegen. Wer sich für unsere heimische Pflanzenwelt interessirt, findet in diesem Buche genußreiche Anregung und belehrende Unterhaltung; dasselbe wird namentlich auch der heranwachsenden Jugend willkommen sein und empfiehlt sich als prächtiges Weihnachtsgeschenk, das Alt und Jung in der Familie Freude bereiten wird. Der billige Preis (18 Mark)

ist — in Anbetracht der künstlerischen Ausstattung mit 80 meisterhaften Farbentafeln — ein überraschender und konnte von der Verlagshandlung gewiß nur in der Voraussicht auf eine sehr große Verbreitung so niedrig gestellt werden.

Von **Spamers Großem Hand-Atlas** liegen uns weiterhin Lieferung 11—12 vor. Immer mehr erweist sich das schon wiederholt von uns empfohlene Werk nicht allein als ein vorzügliches Nachschlagewerk, sondern auch als ein Bildungsmittel von dauerndem Werth, das man jederzeit mit Interesse zur Hand nehmen wird. Die sonst nirgends gebotene Vereinigung der Karten eines großen Hand-Atlas mit einem von einem ausgezeichneten Fachmanne bearbeiteten Abriß der Geographie mit Hunderten von kleineren Detail- und Uebersichtskarten ist in ganz besonderem Maße geeignet, anregend und instruktiv zu wirken, und dürfte für viele, ja die meisten, den Besitz eines derartigen Werkes erst wirklich fruchtbringend gestalten. Die Karten sind wie in den früher erschienenen Lieferungen durchaus sauber und deutlich gestochen und geschmackvoll in der Farbengebung. Mit den zahlreichen Textkarten dürften solche, wie „die Rechtsgebiete des Deutschen Reichs", „Verhältniß der landwirthschaftlichen Bevölkerung", „Deutsch-polnische Sprachgrenze in Schlesien und Posen", „Erdbeben und Vulkane in Italien", „Verbreitung des Weinbaues in Frankreich", „Kulturkarte von Afrika", „Kulturgrenzen und Minerallagerstätten in Sibirien", „Brunnen und Oasen in der Sahara", Ausbreitung der Europäer in Asien" u. a. besonders interessiren. Die kleine Auslese zeigt übrigens schon die ungemeine Vielseitigkeit der Behandlung. Möge das prächtige Werk, das sich noch dazu durch einen sehr billigen Preis auszeichnet (brosch. nur 16 Mark), die weiteste Verbreitung finden.

Logogriph.

Das Wort bezeichnet einen selt'nen Baum,
Mit dunkelgrünen Nadeln, schön verziert.
Doch wollt ihr Kopf und Fuß ihm geben,
Steh'n Menschen da; auf einen Traum,
Wird deren Ursprung stets zurückgeführt;
Jedoch sie sind, nicht Traum ist deren Leben,
Sie können selbst in's uns're Rosen weben.

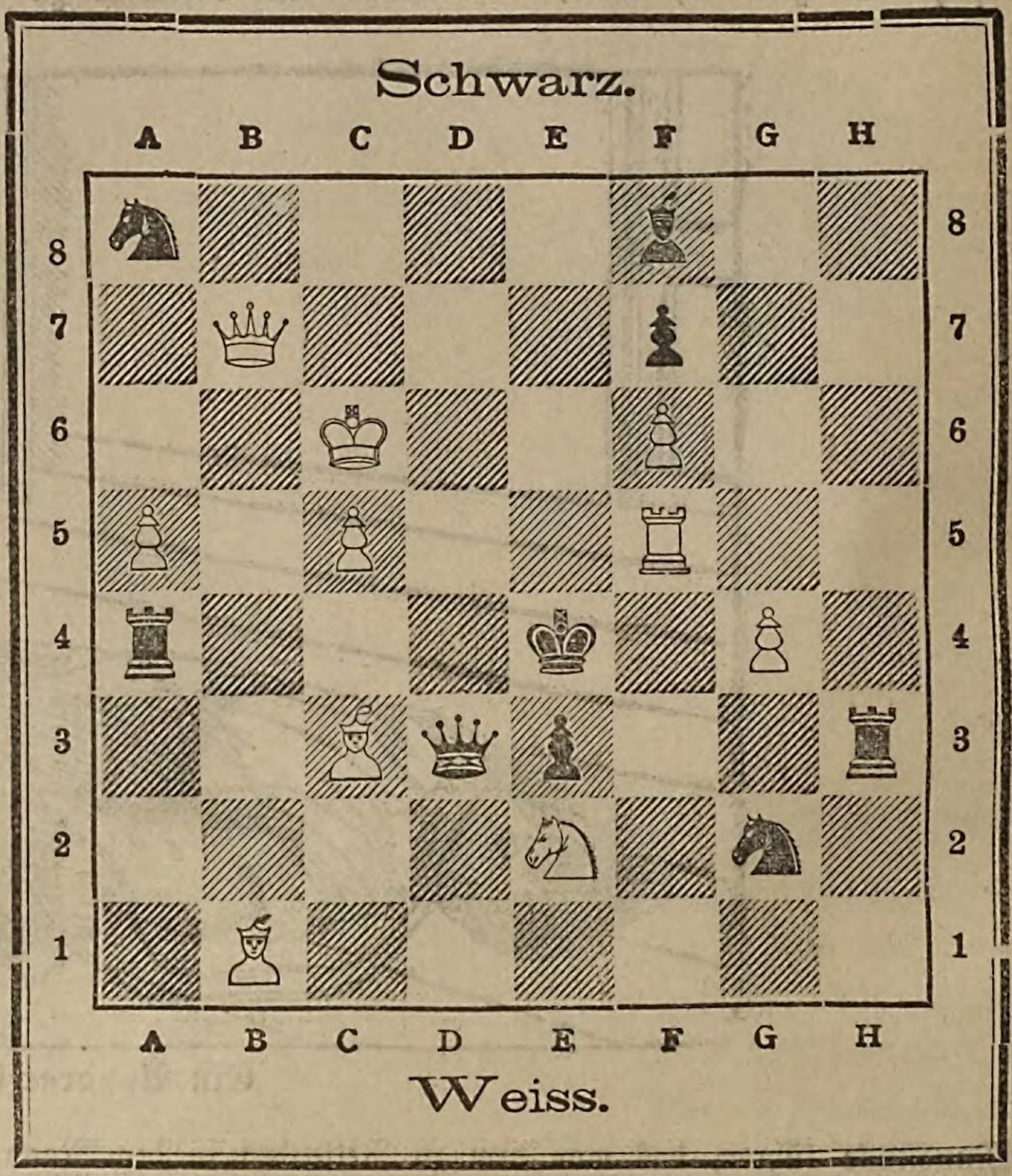
Vexirbild.



Schachzeitung № 231.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von S. M. Joseph in Newyork.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Die folgende Partie ist die erste im Wettkampf Steinitz—Lasker gespielt, zu Moskau am 7. November 1896.

Italienische Partie.

Weiß: Steinitz.			Schwarz: Lasker.
1. e2—e4	e7—e5	23. Dc7—b7	Lf5—c8!
2. Sg1—f3	Sb8—c6	24. Db7—c6	Df6—c6
3. Lf1—c4	Lf8—c5	25. d5—c6	Sd3—f4
4. c2—c3	Sg8—f6	26. Te3—e7	a7—a6
5. d2—d4	e5—d4	27. c3—c4	Kg6—f6
6. c3—d4	Lc5—b4 +	28. Te7—a7	Sf4—d3
7. Sb1—c3	Sf6—e4	29. La3—e7 +	Kf6—e6
8. o—o	Lb4—c3	30. Ta7—c7	Sd3—e5 (c)
9. b2—c3	d7—d5	31. Le7—b4	Th8—g8
10. Lc1—a3 (a)	d5—c4	32. Lb4—e7	g7—g5
11. Tf1—e1	f7—f5	33. c4—c5	Se5—f7
12. Sf3—d2	Ke8—f7	34. f2—f3	Tg8—e8
13. Sd2—e4	f5—e4	35. Kg1—f2	Te8—e7
14. Te1—e4	Dd8—f6! (b)	36. Tc7—c8	Ke6—d5
15. Dd1—e2	Lc8—f5	37. Tc8—a8	Sf7—e5
16. De2—c4 +	Kf7—g6	38. Kf2—e3 (d)	Se5—c6 +
17. Te4—e3	Ta8—e8	39. Ke3—d2	a6—a5
18. Ta1—e1	Te8—e3	40. Ta8—f8	Te7—e5
19. Te1—e3	h7—h5	41. f3—f4	g5—f4
20. h2—h3	h5—h4!	42. Tf8—f4	Tf5—h5
21. d4—d5	Sc6—e5	43. Kd2—e3	Sc6—e5
22. Dc4—c7	Se5—d3	44. Tf4—a4	Se5—c4 +

Weiß gibt auf da der Thurm verloren ist.

a) Ein überraschendes und vielversprechendes Figuren-Opfer, das sich aber als uncorrect erweist.

b) Die einzige aber ausreichende Antwort. Auf 14. . . . Dd8—d5 würde folgen: 15. Dd1—f3 +. Lc8—f5. 16. Ta1—e1, Ta8—e8. (oder 16. . . . Th8—e8. 17. Df3—h5 u. s. w.) 17. Te4—e7 +. Sc6—e7. 18. Te1—e7 +, Te8—e7. 19. Df3—d5 + nebst 20. La3—e7 bezw Dd5—f3 +.

c) Es drohte 30. Le7—h4, was nun wegen 31. . . . Ke6—d6 nicht angeht.

d) Aussicht auf Remis war allein durch 38. Ta8—a6 geboten.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 227 von Chocholous.

1. $\frac{\text{De3—d2}}{\text{Beliebig.}}$ 2. D., B. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Jach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll und aus Regensburg von B. H.—, Gg. Geißel, Xav. Greiner, R. Kern, Hugo Moser F. Neumark, Gustav Schmidt, L. Schönhuber und R. Weiß.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 116. Sonntag den 6. Dezember. 1896

7 (Nachdruck verboten.)

Der Flüchtling.

Novelle von Aug. Northeim.

Noch ein viertes menschliches Wesen befand sich im Garten, allein es gehörte nicht zu der Gesellschaft — ein großer schlanker Jüngling von vielleicht siebzehn Jahren. Er ruhte halb liegend abseits der drei Wirthshausgäste in einem Armstuhl, vom Strahle der Morgensonne warm beschienen. Ein Blick in sein Antlitz konnte eine traurige Geschichte lesen. Die niedrige Stirn, die verständnißlos in's Leere stierenden Augen, die dicken aufgeworfenen Lippen, hinter denen zwei Reihen blendend weißer Zähne glänzten, gleich denen eines Raubthieres — ein Schwachsinniger, kaum der Sprache mächtig. Armer, junger Mann, was ist Dir das Leben, das Anderen ein Quell voller Freuden scheint?

Zu den Füßen des Bedauernswerthen kauerte eine riesige alte Dogge, dem Anschein nach schlummernd; die leiseste Bewegung seines Schützlings jedoch ließ das Thier das Haupt erheben, welches erst nach einem wachsamen Blick ringsum wieder in die vorige Stellung zurücksank.

„Halloh, schöne Margareth, was fehlt Dir denn heute?“ rief der junge, stattliche Jäger wohlgelaunt der hübschen Aufwärterin zu, nachdem der letzte der Bauern verschwunden war. „Wie lange sollen wir noch fasten? Herr James Brent ist seit früh 4 Uhr an der Arbeit, und Meister Bartram, der Handelsmann, bereits von Barrington heraufgekommen, und das sind zehn Meilen wohlgezählt — und ich bin auch noch da, Frank Burdon; mein Magen ist so leer wie, wie —“

„Wie eine alte Wassertonne,“ ergänzte das Mädchen lachend. „Habt doch nur eine Minute Geduld, Jenny ist schon unterwegs mit einem Frühstück, an dem eine Armee genug hätte. Seid Ihr jetzt zufrieden?“

„So zufrieden, Margareth, daß ich Dich dafür küssen möchte!“ erwiderte der Jäger neckend, indem er Miene machte, den Worten die That folgen zu lassen. Gewandt entschlüpfte ihm die Dorfschöne und war mit einem Sprunge davongeeilt.

„Ein grünes Wamms und eine schwarze Kappe müßten schon eine größere Seltenheit in dieser Gegend sein, wenn ihrem Eigner eine solche Gunst gewährt werden soll!“ rief sie noch schelmisch über die Schulter zurück, ehe sie an der niedrigen Hausthüre verschwand.

„Beim Sankt Hubert, Frank,“ bemerkte James Brent scherzend, „dieser Schuß des Mädchen traf besser, als Du jemals einen Zehnender getroffen!“

„Auf dreißig Schritte Distance,“ ergänzte der Geneckte, keineswegs beleidigt, denn er hatte am Vorbeigehen einen Blick von der Schönen aufgefangen, welcher ihre Worte Lügen strafte. „Nun, was thut's? Mädchengunst ist wandelbar, heute so, morgen anders! Der Schelm soll uns den Appetit nicht verderben! — Langt zu, Meister Bartram. Ihr habt's redlich verdient!“ und ein tüchtiges Waidmannsmesser aus dem Gürtel ziehend, begann er selbst einen kräftigen Angriff auf die vorhandenen Lebensmittel, die indeß von Jenny aufgetragen worden waren. Seine Gefährten unterstützten ihn wacker. Eine Weile waren alle Drei so sehr mit den guten Gaben des Wirthshauses beschäftigt, daß kein Wort gesprochen wurde.

Plötzlich aber erregte ein nahes Traben von Pferden ihre Aufmerksamkeit. Gleich darauf ritt ein Reiter auf einem prachtvoller Rappen in den Garten herein.

„Sieh da, Du, John Roster?“ rief Frank erfreut. „Einen Trunk auf Dein Wohl, Nachbar!“

„Danke, danke!“ nickte der Ankömmling. „Wohl bekomms, mein Junge! Nun, wie schaut's aus? Grüß Gott, James, und auch Ihr, Meister Bartram. Ihr war't lange nicht in dieser Gegend.“

„Ein paar Monate mögen wohl verstrichen sein“, versetzte der Letztere leichthin, „seit ich zum letzten Mal Frau Betty's Kochkunst bewundern konnte. Aber steigt ab, Freund, und nehmt Theil. Wollt Ihr?“

„Sag' mir doch, Mann“, fragte jetzt der junge Jäger, der während Meister Bartams Worten verwundert bald das Pferd, bald dessen Reiter genauer betrachtet hatte — „sag' mir doch, wie in aller Welt kommst Du zu dem Roß? Ein Graf dürfte sich dessen nicht schämen. Golddurchwirkte Satteldecke, silberner Zaum, eine wahre Pracht! Komm, komm, erzähle uns Dein Abenteuer, denn ohne ein solches konnte der Hengst unmöglich in Deine Hände kommen.“

„Für dieses Mal mußt Du schon ohne Abenteuer vorlieb nehmen,“ entgegnete der Landmann, der Aufforderung zum Absteigen Folge leistend. „Denn mit dem besten Willen kann ich nichts Besonderes in dem Umstande bemerken, daß ich, aufmerksam gemacht durch ein lautes Wiehern, das Pferd dort unten am Fluße an einen Baum gebunden fand. Ich nahm es mit nach Hause, warf ihm alsbald Futter und Streu vor — und nun bin ich hier. Wahrscheinlich hat einer der Anhänger des Königs, der bei der gestrigen Schlacht geflohen, es hier zurücklassen müssen.“

„Ei, ei, das wäre!“ tönte es im Kreise. Und James Brent setzte bedächtig hinzu: „Ich möchte behaupten, „es ist das Streitroß des armen Burschen, den die vermaledeiten Rundhüte gestern auf Schloß Eton jagten.“

„Was ist das? Was hat das zu bedeuten?“ rief Frank stürmisch. „Erzähle doch Mann! Wie kommst Du dazu, hier seit einer halben Stunde neben uns zu sitzen, ohne nur ein einziges Wort von solcher Neuigkeit verlauten zu lassen? Haben die Rundhüte den Grafen Herbert bedrängt? Ist der schönen Miß Jane ein Leid geschehen? So soll doch —“

„Nein, nein, beruhige Dich, Freund!“ beschwichtigte der Förster, „Ihnen ist kein Haar gekrümmt. Und warum sollt's das auch? Bei ihnen kann Niemand versteckt sein. Der alte Graf hat wie gewöhnlich bei den Büchern gesessen, und das gnädige Fräulein ist

ganz allein, ohne Begleitung von einem Spaziergange zurückgekehrt. Der alte Jerry hat es mir selbst erzählt, und — so wahr mir Gott helfe — aus dessen Mund ist noch keine Lüge gekommen. Doch, was gedenkt Ihr mit dem Rappen zu beginnen, John?"

„Ich will damit zu unserem gnädigsten Grafen gehen und ihm die Sache vortragen. Bei ihm ist stets guter Rath zu finden."

„So ist's recht," meinte James beifällig, während Frank zum Zeichen des Einverständnisses nickte. „Ich denke," setzte er, langsam sich erhebend, hinzu, „wir gehen noch ein Stückchen miteinander."

Aus dem beabsichtigten gemeinschaftlichen Aufbruche sollte indessen noch nichts werden. Der Krämer hatte soeben seinen Kasten auf den Rücken geschnallt, als ein Reiterzug in das offene Hofthor sprengte, geführt von einem Lieutenant oder Cornet, dessen Helmbusch lustig im Winde flatterte. Es waren Rundhüte — ein Name, der, den Kriegern der puritanischen Partei vom Volksmunde beigelegt, denselben als allgemeine Bezeichnung diente — in Scharlachröcken und niedrigen, blitzenden Rundhelmen, hohen, mit Sporen versehenen Stiefeln und starken Lederhandschuhen. Als sie sämmtlich im Garten angekommen waren, commandirte der Führer sein „Halt!" Dann blickte sein Auge suchend im Kreise umher und heftete sich halb fragend, halb herausfordernd auf John Roster, der im Begriffe stand, sich wieder auf den reichgeschmückten Hengst zu schwingen.

„Oho!" rief er im scharfen Tone, sich der Gruppe nähernd, „wen haben wir denn hier gefaßt? Was thut Ihr mit dem Streitroß? Unzweifelhaft gehört es dem Schurken, dem wir gestern so lange vergeblich nachsetzten, und der jetzt vermuthlich dort drinnen wohlbehalten seinen Wein schlürft. Die Gewehre in Bereitschaft! Laden! — Und nun, verfluchter Hund!" wendete er sich wieder an John Roster, „warum antwortest Du nicht, wenn Du gefragt wirst? Antwort!"

„Kein Hund!" entgegnete der Angeredete, ruhig und fest dem insolenten Sprecher in's Auge blickend. „Kein Hund, sondern ein einfacher, aber unabhängiger Landmann. Mein Name ist Roster, John Roster, in der ganzen Gegend bei Jung und Alt bekannt."

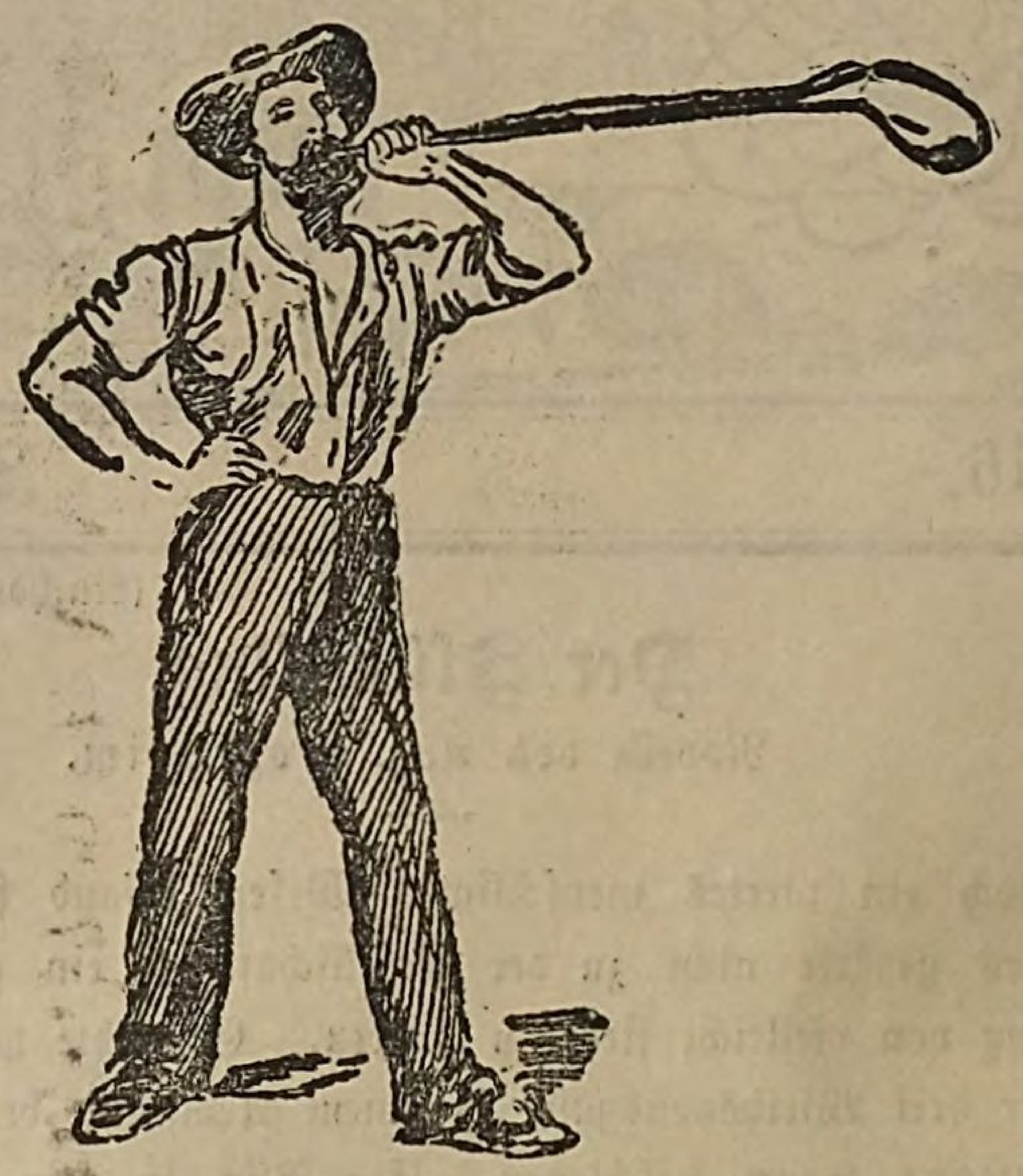
(Fortsetzung folgt.)

Wie werden die Glühlampen gemacht?

Auf diese Frage gibt ein interessanter Artikel der „Technischen Rundschau" Antwort, in dem nach einer Schrift der Berliner allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft: „Die A. E. G. Glühlampe" die Hestellung der Glühlampe geschildert wird.

Ein Kohlenfaden im luftleeren Glasballon und zwei Platindrähte sind die Elemente, aus denen sich die Glühlampe innerhalb einer langen Reihe von Fabrikations-Stadien zusammengesetzt. Der Leuchtkörper der Lampe besteht aus einem Kohlenfaden, der aus vegetabilischen Stoffen erzeugt wird. Man verwendete anfangs dazu Cartonpapier, das in hufeisenförmige Fäden zerschnitten und verkohlt wurde. Später verwendete man Bambusstreifen zur Herstellung von Kohlenfäden: dünne Stäbchen aus diesem Material zog man durch kreisförmige, von scharfkantigen Rändern begrenzte Oeffnungen, um ihnen der ganzen Länge nach gleichförmige Dicke und Oberfläche zu geben. Dieser Prozeß wurde unter Benützung immer feinerer Zieheisen so lange fortgesetzt, bis Fäden entstanden, deren Durchmesser nach Zehnteln eines Millimeters rechneten. Zu hufeisenförmigen Bügeln oder Schleifen gebogen, wurden diese Fäden unter Ausschluß der Luft einer hohen Temperatur ausgesetzt und dadurch verkohlt. Dasjenige Material, das allen anderen gegenüber die größten Vortheile, sowohl durch seine Gleichmäßigkeit, als auch durch die physikalischen Eigenschaften der daraus gewonnenen Kohle, zu gewähren scheint, ist reine Cellulose, und zwar in einer Modifikation, die künstlich hergestellt wird. Während man früher (d. h. vor der Einführung der reinen Cellulose in die Glühlampentechnik) gezwungen war, das vegetabilische Material, wie es die Natur bot, zu Fäden zu formen, ist man jetzt in der Lage, die Fadensubstanz künstlich herzustellen und dadurch eine viel größere Gleichmäßigkeit der Fäden als früher zu erzielen.

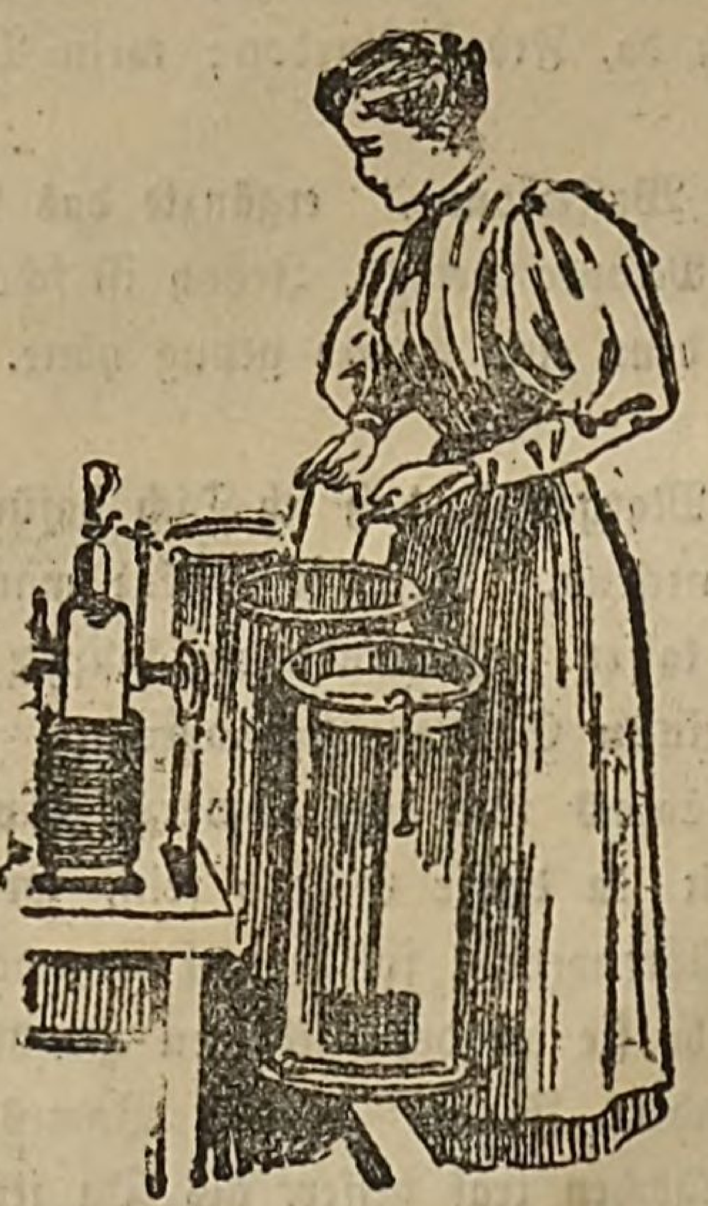
Die Fadensubstanz wird durch eine Düse von vorgeschriebenem



I. Der Glasbläser.

Durchmesser gepreßt und dadurch zu endlosen Faden geformt, dessen Dicke gleich dem Durchmesser der Düse ist. Der Faden wird auf Spulen aufgewickelt, dann in kleinere Fäden zerschnitten, in die charakteristische Form des Hufeisens oder der Schleife gebogen und schließlich verkohlt. Man könnte nun den Faden, nachdem er in dem „Carbonisirofen" verkohlt worden ist, in dem Zustand, in dem er aus dem Ofen hervorgeht, als Leuchtkörper in der Glühlampe verwenden.

Es ist aber vortheilhafter, ihn vorher einem Prozeß zu unterwerfen, der seine physikalischen Eigenschaften nach verschiedenen Richtungen hin verändert und für den beabsichtigten Zweck noch geeigneter macht. Außer diesem Zwecke hat aber der Prozeß noch den anderen — ebenso wichtigen — den Kohlenfaden quantitativ so zu verändern, daß er beim Hindurchgehen eines Stromes von bestimmter

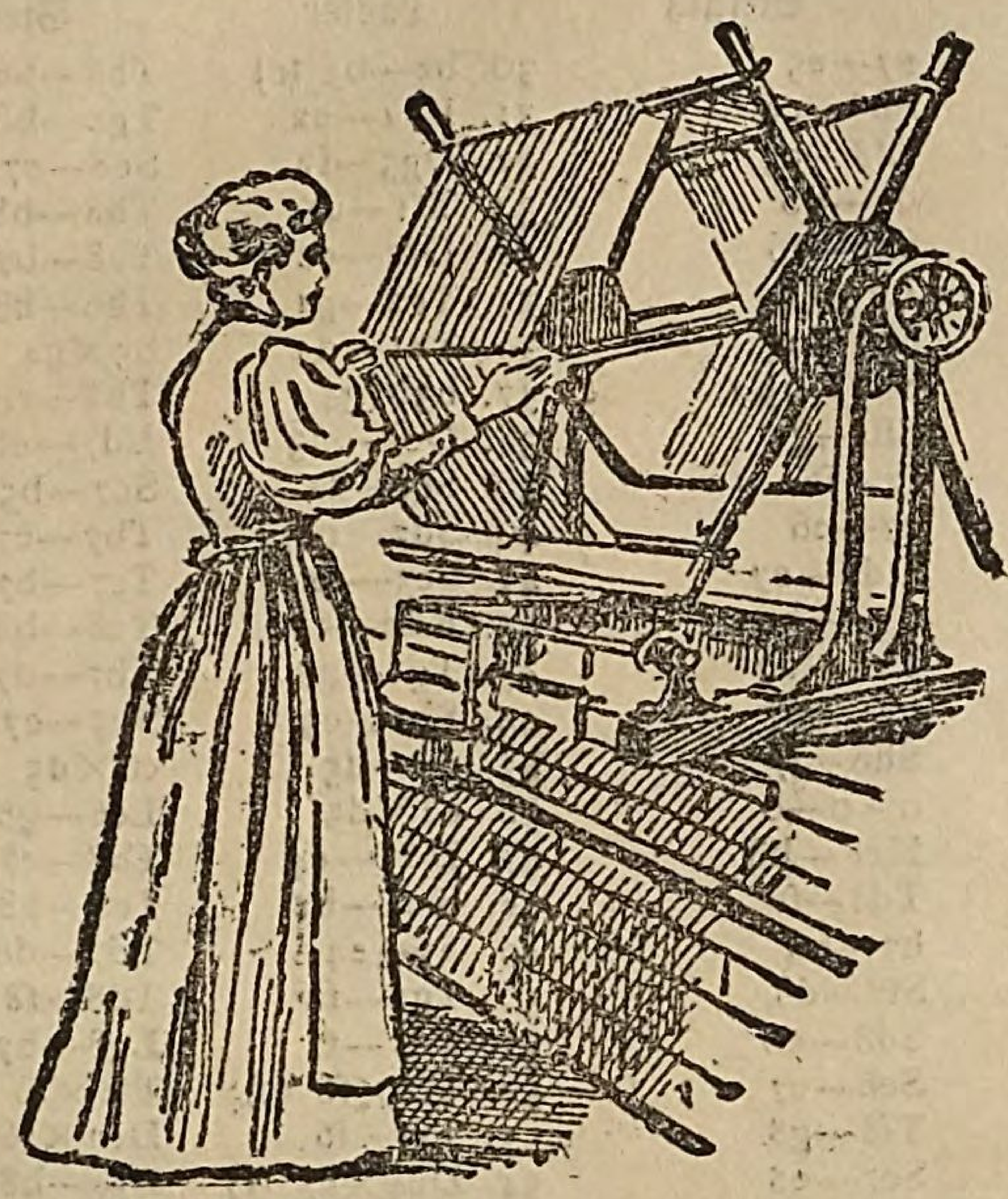


II. Herstellung der Celulosefäden.

Stärke eine Lichtmenge von bestimmter Helligkeit aussendet. Im Wesentlichen besteht er darin, daß der Kohlenfaden zum Glühen gebracht wird, während er von kohlenstoffreichen Gasen, z. B. Leuchtgas, umgeben ist. Bei diesem Glühprozeß — der eine chemische Einwirkung jener Gase auf den Kohlenfaden zur Folge hat — wird

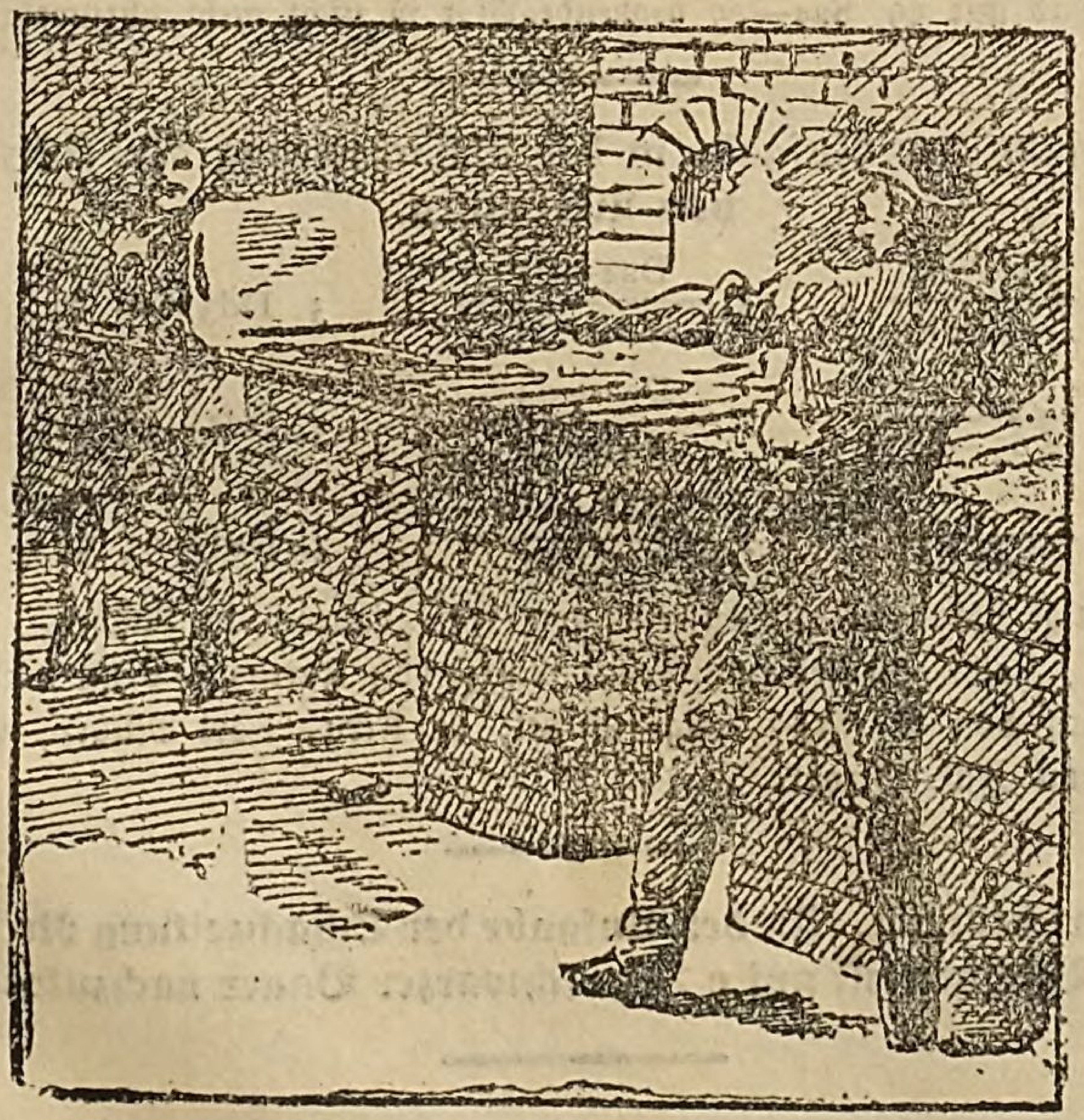
nicht nur seine Oberfläche gänzlich verändert, sondern auch seine innere Beschaffenheit.

An den Enden des präparirten Kohlenfadens werden nun die Plattindrähte befestigt, die später in die Wand des Glasballons eingeschmolzen werden und die dem Faden den Strom zuführen.



III. Aufspannen der Celulosefäden zum Trocknen.

Der Faden ist jetzt soweit fertig, daß er in den Glasballon eingeführt werden kann. Die Glaskörper haben ursprünglich eine andere, als die von der fertigen Lampe her bekannte Form, die sich meist der Form einer Birne nähert; sie sind länger, als die später daraus hervorgehende Lampe, sie sind an dem spitzen Ende offen und haben auch nicht die bekannte Spitze an dem kugelförmig gewölbten Theil der Lampe. An der Stelle, an der später die oben erwähnte Spitze sitzt, wird zunächst ein dünnwandiges Glasrohr angeschmolzen, durch das im letzten Fabrikations-Stadium die Luft abgesaugt wird. An dem spitzeren, offenen Ende wird der mit den Plattindrähten verbundene Kohlenfaden hineingeschoben, der Glaskörper soweit abgeschmolzen, wie es der Länge des Kohlenfadens entspricht und jeder Platindraht einzeln mit der Glaswand sorgfältig verschmolzen. Jetzt hat der Glasballon die bekannte Birnenform er-



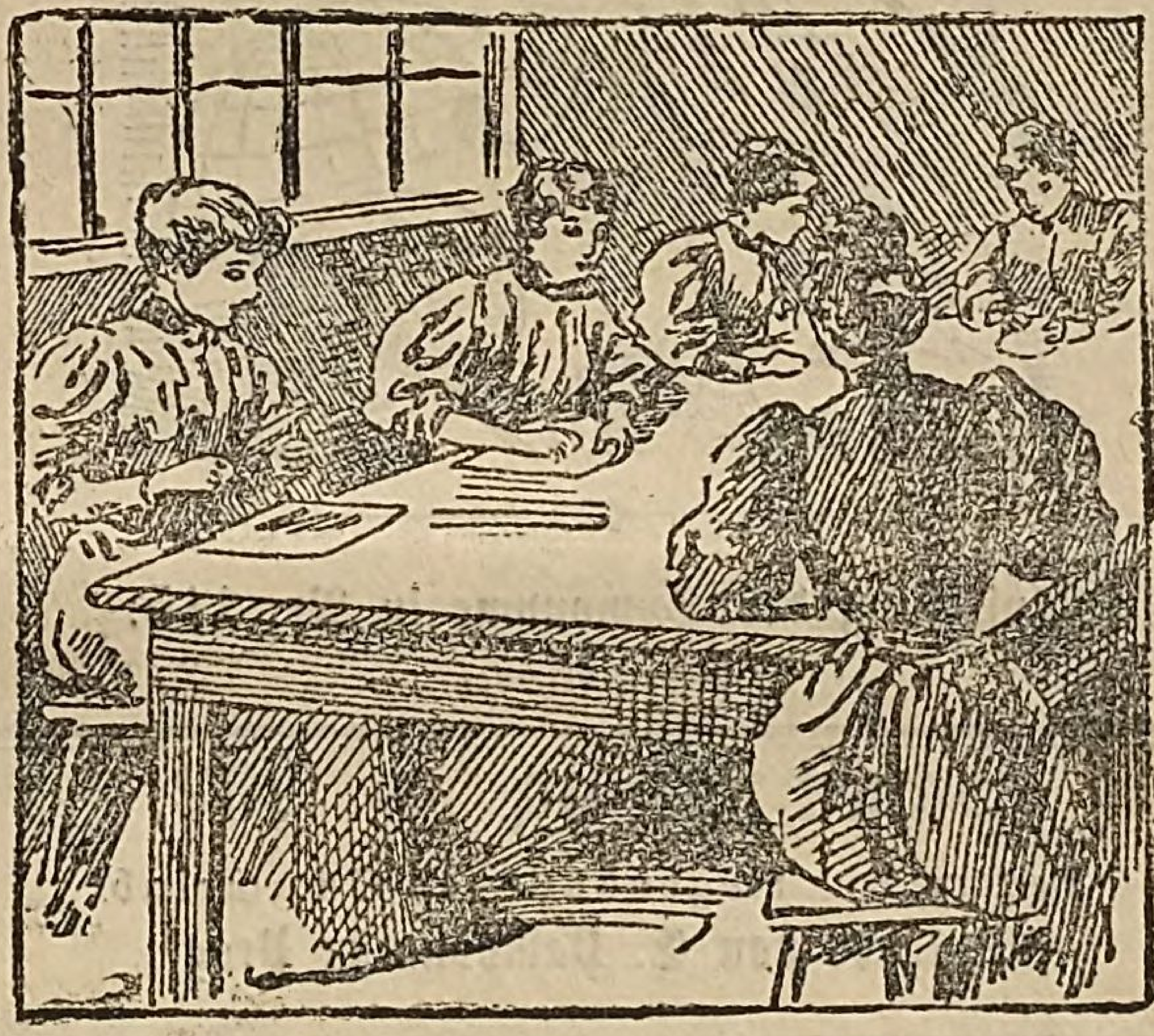
IV. Verkohlung der Celulosefäden.

halten. Im Innern der Birne sitzt der Kohlenfaden auf den Platindrähten; an dem Ende, an dem der Stil der Birne sitzt und an dem die Platindrähte mit der Glaswand verschmolzen sind — der natürlich nach außen hervorragend — ist der Glasballon geschlossen, und nur an der entgegengesetzten Stelle, an der das enge Glasrohr angeschmolzen worden ist, ist der Ballon noch offen. Die an dem Glasballon vorgenommenen Arbeiten werden unter Anwendung starker Glasgebläse ausgeführt und beanspruchen eine nicht unbedeutende Geschicklichkeit. Das Einschmelzen des Platindrahtes in den Glasballon muß mit besonderer Sorgfalt ausgeführt werden; denn der kleinste, selbst dem Auge nicht mehr wahrnehmbare Sprung macht die fertige Lampe völlig werthlos.

Der Preis für Platinum, eines der kostbarsten Metalle, schwankt beständig, sinkt aber jetzt kaum mehr unter 1500 Mark für das Kilogramm.

Damit aus dem Glasballon mit dem Kohlenfaden eine Glühlampe werde, muß, wie bereits erwähnt, die Luft aus dem Ballon entfernt werden.

Aber nicht nur die Luft aus dem Glasballon muß entfernt werden. Der Kohlenfaden enthält Gase, die er erst beim Glühen abgibt und die viel schwerer zu entfernen sind. Nachdem die Luft aus dem Glasballon entfernt worden ist, wird Strom durch die Lampe geschickt, so daß der Faden — zuerst allerdings kaum sichtbar — glüht. Wenn die Gase, die bei der Temperatur des dunkelroth glühenden Fadens von der Kohle abgegeben werden, durch die Luftpumpe abgesaugt worden sind, wird der Strom verstärkt und gleichzeitig mit der Entfernung der durch die höhere Temperatur aus-



V. Sortirung der Platindrähte.

getriebenen Gase fortgefahren. So wird der Prozeß fortgeführt und der Strom so lange verstärkt, bis die letzten wahrnehmbaren Gasreste von der Pumpe beseitigt worden sind; dann wird das Rohr, das, wie bereits erwähnt, an dem kugelförmig gewölbten Theil des Glasballons sitzt, dicht über dem Ballon mit einer spitzen Gasflamme abgeschmolzen.

Literarisches.

Von **Spamer's Großem Hand-Atlas** liegen uns nunmehr Lieferung 22—32 und damit der Schluß des Werkes vor. Unter den in diesen Lieferungen enthaltenen vortrefflichen Karten fällt zumal die Karte der deutschen Kolonien auf, die auf Grund der neuesten amtlichen Quellen in ganz vorzüglicher Weise bearbeitet und ausgeführt ist, sowie die in zwölf Farben ausgeführte Darstellung der Erde. Besondere Hervorhebung verdient immer wieder der von Prof. Hettner (Leipzig) verfaßte Text mit seinen zahlreichen Detailkarten (im Ganzen sind es über 600), der ein in seiner Art ganz einzig dastehendes Hilfsmittel geographischer Belehrung bildet. Herr Prof. Hettner versteht es, in wenig Worten ein klares Bild von Land und Leuten zu entwerfen; anschaulicher als alle Beschreibungen aber sprechen zu uns die prächtigen kleinen Karten. die

in den Text aufgenommen sind: Riesengebirge und Sudeten, Berner Oberland und Ober-Engadin, Gotthard und Simplonpaß, der Kilimandscharo, der Bosporus und die Dardanellen, die sächsischen und oberschlesischen Kohlenlager, die Pflanzendecke Nordamerikas wie die Erzeugnisse Indiens, die deutschen Kolonien in Brasilien und Chile u. a. werden uns in ausgezeichneten klaren Stichen vor Augen geführt; dazu kommen dann noch zahlreiche Darstellungen von Religions- und Sprachgebieten, von Volksdichte, der Territorialentwicklung einzelner Staaten, sowie eine große Anzahl von Städteplänen, von Konstaninopel, Jerusalem und Damaskus u. a. ebensowohl wie von Breslau und Danzig. Man kann wohl sagen, daß der Text mit diesem unschätzbaren Material an Detailkarten allein mindestens die Hälfte des Kaufpreises für das ganze Werk werth ist. Den Beschluß bildet ein vollständiges **Generalregister**, ein Werk wahren Bienenfleißes, das für den Gebrauch von allergrößtem Vortheil sein wird. Das schöne Werk, dessen außerordentlich billiger Preis (M. 16) jedem die Anschaffung ermöglicht, sei hiemit nochmals wärmstens empfohlen.

Bilderräthsel.

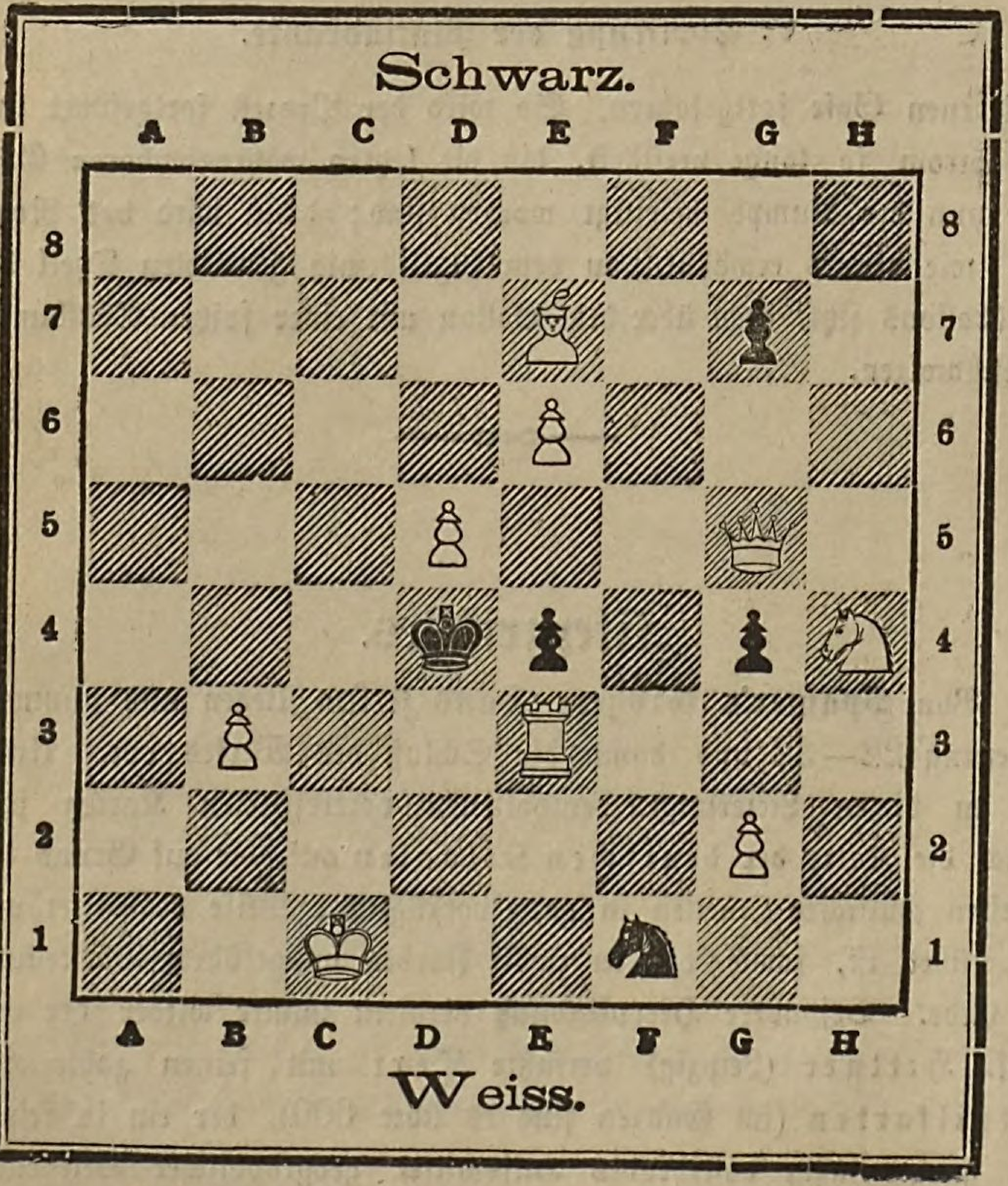


Auflösung der Homonyme in Nr. 115:
Eibe, Weiber.

Schachzeitung № 232.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von E. Palkoska in Prag.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Wettkampf Steinitz—Lasker.

Im Wettkampf zu Moskau hat Lasker die 1., 2., 3., 4. und 6 Partie gewonnen, die 5 blieb remis. Die Fortsetzung des Wettkampfs ist auf den 4. Dezember vertagt.

6 Partie des Wettkampfs, gespielt am 25. und 26. November.

Italienische Eröffnung.

Weiß Lasker	Schwarz Steinitz	Weiß Lasker	Schwarz Steinitz
1. e2—e4	e7—e5	30. b2—b3 (c)	Th8—h6
2. Sg1—f3	Sb8—c6	31. Kc1—c2	Tg8—h8
3. Lf1—c4	Lf8—c5	32. Dg3—f2	Se8—c7
4. Sb1—c3	d7—d6	33. Tf1—a1	Th8—b8
5. d2—d3	Sg8—f6	34. Df2—e2	Tb8—b7
6. Lc1—e3	Lc5×e3	35. Tg2—g1	Th6—h8
7. f2×e3	Sc6—a5	36. Ta1—d1	h5×g4
8. Lc4—b3	Sa5×b3	37. h3×g4	Th8—c8
9. a2×b3	Sf6—g4	38. De2—d3	Ld7—e6
10. Dd1—e2	f7—f6	39. Sf3—d2	Sc7—b5
11. d3—d4	c7—c6	40. Sd2—b1	Tb7—c7
12. o—o—o	Dd8—e7	41. Sc3—a4	Tc7—b7
13. h2—h3	Sg4—h6	42. Kb2—c1	Tc8—b8
14. g2—g4 (a)	Lc8—d7	43. Tg1—g2	Tb7—d7
15. Sf3—h4	g7—g6	44. Sb1—c3	Sb5—c7
16. Sh4—f3	Sh6—f7	45. d4—d5	c6×d5
17. Td1—g1	o—o—o	46. e4×d5	Le6—g8
18. b3—b4	Kc8—b8	47. Dd3—c4	Tb8—c8
19. De2—f2	Td8—f8	48. Kc1—b2	Tc8—b8 (d)
20. Df2—g3	h7—h6	49. e3—e4	Td7—d8
21. Tg1—f1	Sf7—d8	50. Tg2—f2	Td8—f8
22. Th1—g1	Sd8—e6	51. Td1—f1	Lg8—h7
23. Tf1—f2	Se6—c7	52. Tf2×f6 (e)	Tf8×f6
24. Tg1—f1	Tf8—g8	53. Tf1—f6	De7×f6
25. Sf3—h4	Sc7—e8	54. Dc4×c7 (f)	Df6—h8
26. b4—b5 (b)	Kb8—a8	55. Dc7—c6 +	Tb8—b7
27. b5×c6	b7×c6	56. Sc3—b5	Ka8—b8
28. Sh4—f3	g6—g5	57. Dc6×d6 +	Kb8—c8
29. Tf2—g2	h6—h5	58. Dd6—c6 +	Aufgegeben (g)

a) Der Zweck Laskers ist, die feindliche Bauernstellung zu lockern und die schwarzen Figuren so lange auf der Königsseite festzuhalten, bis er auf der Damenseite zum Angriff genügende Vorbereitungen getroffen hat.

b) Der Doppelbauer dient nun zur Aufreißung des feindlichen Damenflügels. Der Bauer c6 kann sich wegen 27. Sc3—d5 nicht rühren.

c) Die schwarze Stellung ist nun so beengt, daß Lasker mit Muße die eigene Königstellung sichern kann, bevor er dem feindlichen König zu Leibe geht.

d) Hier überschritt Steinitz, der zu dem 46.—48. Zug über eine Stunde Bedenkzeit brauchte, die Zeit, wohl der beste Beweis dafür, daß er vergeblich nach einem rettenden Ausweg suchte. Die Partie wäre somit schon hier für Steinitz verloren gewesen; Lasker verzichtete indeß auf die Gutschrift und erklärte sich damit einverstanden, die Partie auszuspielen.

e) Eine feine Schlußkombination.

f) Stärker als der mit 54. Dc4—c6 +, Tb8—b7, 55. Sa4—c5 mögliche Damengewinn.

g) Das mit 59. Sa4—c5 drohende Mat ist nicht mehr abzuwehren.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 228 von Würzburg.

1. Db4—a3 / Kd5—c6	2. Da4—d3 / Kc6—b7	3. Dd3×a6 ‡
1. ...... / Kd5—e6	2. Da3—d3 / Beliebig	3. Dd3—g6 ‡
1. ...... / Beliebig	2. Sa2—b4 / Beliebig.	3. Da3—d3 ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll und aus Regensburg von B. H.—, Gg. Geißel, R. Kern, Karl Müller, Gustav Schmidt und Jnk. Strobl.

„Berichtigung. In der Aufgabe der Schachzeitung Nr. 230 von H. Buchheit ist auf e 7 ein schwarzer Bauer nachzutragen.“

Notiz: Zuschriften, Lösungen ꝛc. ꝛc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus**. **Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 118. Mittwoch den 16. Dezember. 1896

9 (Nachdruck verboten.)

Der Flüchtling.

Novelle von Aug. Northeim.

Unbeschreiblich war die Wirkung, welche die Nennung des Ranges und des Namens dieses Mannes machte, der so rechtzeitig gekommen war, die Ausführung eines Verbrechens zu hintertreiben; eines Namens, welcher weit und breit eben so bekannt wie beliebt war, und dessen Träger ihm durch Tapferkeit, nicht minder aber durch Großmuth im Siege auch bei den Gegnern bereits die größte Ehre errungen hatte. Der zerknirschte Cornet stotterte einige unzusammenhängende Worte der Entschuldigung, die Sir Francis kaum anhörte.

„Keine Drohungen und Wendungen, Herr, wenn ich bitten darf," sagte er strenge, „Ihr habt Eure Pflicht verletzt. Es war gut für Euch, daß ich Euch an der Durchführung Eures Vorhabens verhinderte; es hätte Euch den Kopf kosten können. Reicht mir Euer Schwert, begebt Euch sofort in Euer Revier und meldet Euch zum Arrest. Ich werde selbst mit Eurem Obersten über das Weitere sprechen. Was hat man denn Euch angethan, Mister Noster?"

„Gott sei mit Euch, gnädiger Herr! Man beschuldigt mich des Pferdediebstahls!"

„Des Diebstahls? Pfui, alter Freund, das war ein böser Verdacht! Wenn das so fortgeht, werden wir bald das ganze Land in Feindschaft und Erbitterung gegen uns haben. Welches waren Eure Instructionen, Cornet?"

„Den Distrikt nach Versprengten abzusuchen, mein General, im Besonderen dem Grafen Marley nachzusetzen und ihn todt oder lebendig zu fangen. Wir haben hier vergeblich Alles durchsucht und wollten uns eben zu dem gedachten Zweck nach Schloß Eton begeben."

„Eine resultatlose Haussuchung ist dort bereits vorgenommen worden, wie ich durch eine besondere Meldung meines Vetters, des Grafen Herbert, erfahren. Und war das nichts als eine unnöthige Belästigung des edlen Herrn und seiner Tochter. — Doch genug jetzt! Landsknechte, Cornet Despart ist Euer Gefangener! Euer Schwert, Cornet, empfangt Ihr nur aus den Händen Eures Obersten zurück."

Francis Klifton zog sich darnach in das Haus zurück, während die Soldaten, ihren gedemüthigten Anführer in der Mitte, den Weg nach dem Kriegslager einschlugen. Die Zurückbleibenden ergingen sich in aufrichtigen Lobsprüchen über die Leutseligkeit und die Charakterfestigkeit des geliebten Generals.

Der so ausgezeichnet Besprochene, dem übrigens auch das schmeichelhafteste Lob die Ohren nicht klingen machte, bestellte sich in dem Oberstübchen des kleinen Wirthshauses ein bescheidenes Frühstück, nachdem er die noch immer jugendlich aussehende Wittwe Frau Betty begrüßt und sich theilnahmsvoll nach dem Befinden des bedauernswerthen Knaben erkundigt hatte. Der arme Knabe lag jetzt besinnungslos auf seinem Lager; der Anfall hatte ihm die Glieder gelähmt, und eine geraume Zeit mußte vergehen, ehe sie wieder ihren Dienst verrichten konnten.

Der General saß lange in tiefem Sinnen an dem kleinen auf den Hof gehenden Fenster, ohne die ihm sonst so liebe und vertraute Umgebung zu beachten; er hörte nicht das Rufen des Haushahnes, der seine Familie an den soeben von der Magd herbeigetragenen Futtertrog lud, sah nicht die junge Entenmutter, wie sie mit freudigem Stolz ihre zahlreiche Brut dem nahen Teiche zuführte — die ganze ländliche Scenerie, welche sonst stets sein Interesse erweckte, vermochte nicht, ihn den offenbar trüben Gedanken zu entreißen, die ihn beherrschten. Mehrmals fuhr er mit der Hand über die hochgewölbte Stirn, wie um die dort lagernden Falten der Sorgen und des schmerzlichen Unmuthes zu verwischen. Endlich stand er seufzend auf, schrieb eilig einige Briefe, zu welchem Zwecke er stets das nöthige Material in seinem Mantelsack mit sich führte, und klingelte, unmittelbar nachdem er gesiegelt, seinem Diener.

„Andreas," befahl er dem Eintretenden, „laß William rasch satteln, wofern er bereits abgesattelt hat. Das Schreiben muß sofort an den Oberst Hasting abgehen. Du bringst dann dies zweite Briefchen selbst nach Eton zum Grafen Herbert und erwartest die Antwort; Du wirst hungrig und ermüdet sein, guter Andreas, allein ich kann Dir nicht helfen, die Pflicht geht vor Allem voran."

„Für Euch kenne ich keine Beschwerden," entgegnete der betagte Diener, seinen in vollster Manneskraft dastehenden Gebieter, fast väterlich stolz anblickend: „Ihr seid ja mein geliebter, guter Herr!"

Und der treue Diener ging, so rasch ihn seine alten Beine tragen wollten.

VI.

Ungefähr zur selben Zeit, in welcher sich unter der mächtigen Eiche des Gasthauses jene Scenen abspielten, hatte Graf Herbert der Dienerschaft die Weisung gegeben, ihn für einige Stunden unter keiner Bedingung in seinen Bücherarbeiten zu stören, ein Befehl, der um so weniger auffallend sein konnte, als der alte Mann häufig ganze Tage lang zurückgezogen und auf strenge Vorschrift, für Niemand außer seiner Tochter sichtbar, ausschließlich seinen Büchern lebte. Er verriegelte also sorgfältig die Thür und begab sich, mit Eßwaaren und Büchern bepackt, in den geheimen Zufluchtsort seines edlen Gastes. Er fand denselben in tiefstem Schlaf; die Anstrengungen und Gemüthserschütterungen der letzten Tagen hatten selbst die jugendlichen Kräfte des gestählten Soldaten so sehr erschöpft, daß jetzt, wo er in Sicherheit war, die Natur gebieterisch ihre Rechte forderte. Die Kleider, welche noch zum Theil die Spuren des Wassers trugen, durch welches ihn seine Flucht geführt, lagen auf dem Boden und den Möbeln zerstreut, nur das Schwert am blauseidenen silberdurchwirkten Bande lehnte am Bettpfosten, damit der Besitzer es jederzeit zur Hand habe.

Der Greis stand eine Weile, ruhig sinnend die edlen Züge des Dahingestreckten betrachtend. Würde es ihm gelingen, dies reiche junge Leben vor Vernichtung zu bewahren? Der alte Mann dachte

an seine Tochter, die sich hatte hinreißen lassen, Namen und Alles an die Erhaltung dieses Lebens zu setzen; und wie er damals sogleich das einmal Geschehene angenommen hatte, ohne seine Thatkraft in fruchtlosem Versuch, das Geschehene ungeschehen zu machen, zu vergeuden, so bestärkte ihn auch jetzt der Gedanke an seine Tochter darin, das, woran diese einen so hervorragenden und erhebenden Antheil hatte, nicht zerstören zu lassen.

Der Schläfer wurde unruhig; abgerissene Worte drangen aus seinem Munde. „Aus! Aus! Vorbei Alles! Ich bin verloren!" — Dann aber mit einer Wendung, schwerfällig, wie es den Schlafenden eigenthümlich ist, fest das Kissen von Eiderdaunen packend, stieß er in triumphirenden Lauten hervor: „Jetzt habe ich Dich, Elender! Dein Leben ist verwirkt! Nein, flehe nicht um Gnade! Kaltblütig hast Du mir den Feind niedergestreckt, als er mit zerbrochenen Waffen wehrlos sich ergeben mußte — Herrgott!" Die Hand hob sich, nach dem Schwert zu greifen. „Schießt ihn nieder, Richard! Nieder den Hund! So, da liegt er!" und ein krampfhaftes Lachen erschütterte den Körper des lebhaft Träumenden.

„Armer Jüngling, armer Jüngling!" murmelte der gute Alte. „Wie hart mag er gekämpft haben! Der Himmel vergebe ihm den Tod eines Mitmenschen! Er focht für die gerechte Sache. — Doch sieh, der Schweiß bricht ihm aus von dieser Unruhe. Ob ich ihn nicht lieber wecke?"

Dem Gedanken folgte die That. Die welke Hand drückte ermunternd diejenige des Flüchtlings, der sofort aufsprang und instinktmäßig nach der Waffe griff.

Der Graf hielt ihn zurück.

„Nein, nein, es ist kein Feind! Seht mich nur an! Ihr wart in schweren Träumen befangen."

„Ha, Ihr seid es, mein gütiger Wirth! O verzeiht mir, ich erkannte Euch nicht gleich."

„Kommt jetzt und stärkt Euch. Ich habe Euch viel zu sagen."

Der Ritter folgte dem Winke und sprach tapfer den guten Vorräthen zu zur großen Freude des alten Mannes.

Als jener innehielt, begann der Graf das Gespräch.

„Vor allen Dingen erbitte ich von Euch das feste Versprechen, daß niemals Jemand von dem Vorhandensein dieses Verstecks das Geringste erfährt."

Marley legte die Hand auf's Herz. „Bei Allem, was mir heilig ist," sprach er friedlich betheuernd, „ich werde mich eines so niederträchtigen Verrathes nie schuldig machen! Sollte ich diesen Schwur je vergessen, so möge der Herr des Himmels mir in meiner letzten Stunde seinen Beistand versagen, so —"

„Nicht weiter!" unterbrach der Greis, den festen Druck der Hand ebenso erwidernd, „es genügt. Allein jetzt sagt mir, habt Ihr irgend Jemand, dem Ihr vertraut, der Euch zur Rettung behilflich sein konnte?"

Der Gefragte dachte nach.

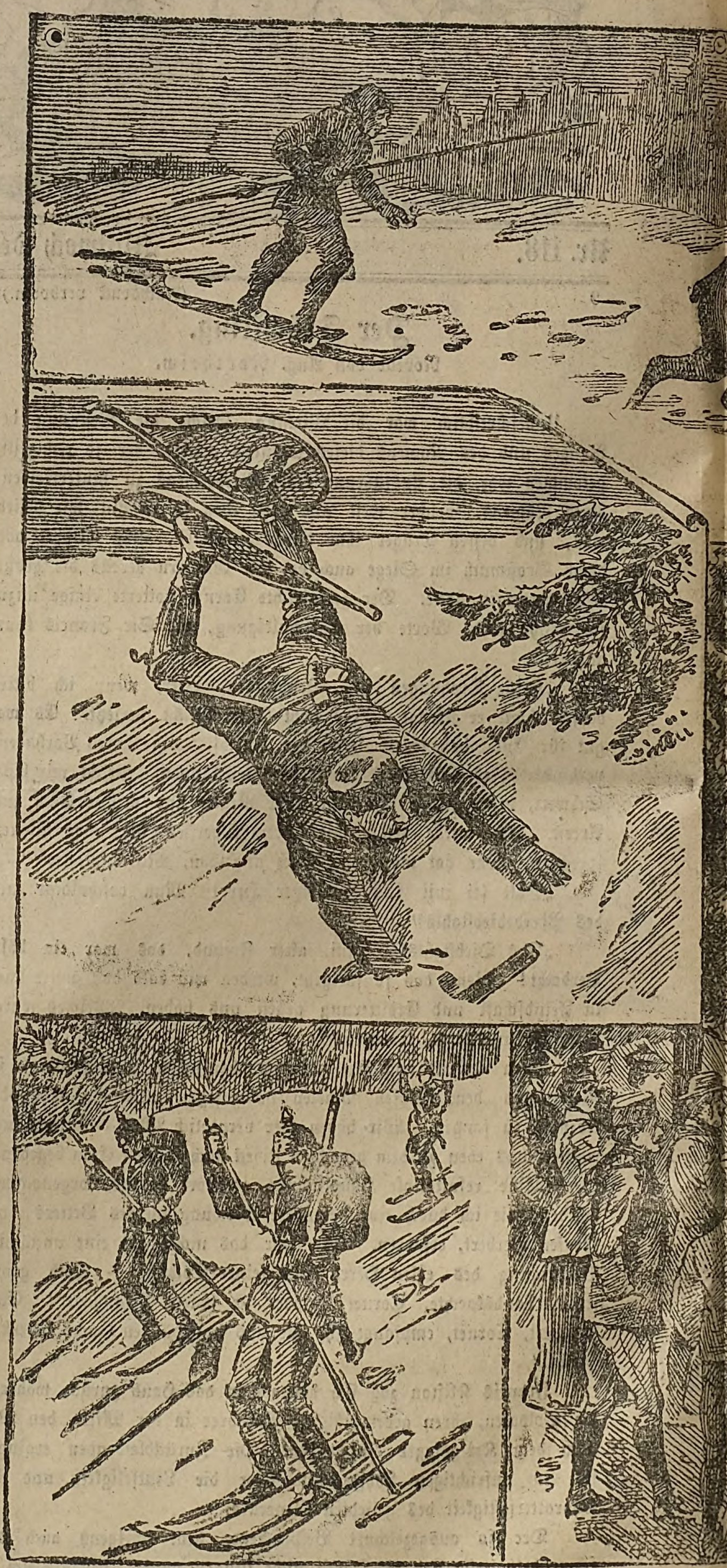
„Keinen!" sagte er endlich. „Ich weiß Keinen. Könnte ich ungefährdet die Küste von Frankreich erreichen, so wäre ich wieder frei. Dort habe ich bei Beginn des Krieges Gold und Juwelen niedergelegt. Aber wie dorthin gelangen?"

„Wir können Euch hier wohl verbergen, eine Zeit lang; aber jede Stunde vermehrt die Gefahr. Der Argwohn ist bereits geweckt —"

„Halt!" rief auf einmal Marley freudig aus. „Ich hab's! Ich kenne einen Agenten, einen schlauen, geriebenen Patron, der unserer Partei treu ergeben ist, obwohl er für einen feindlichen Spion gilt. Wenn ich ihm Nachricht zukommen lassen könnte — es ist ein gewisser Bertram, welcher als Krämer im Lande umherreist."

„Ich kenne den Mann, aber nur als Gewerbetreibenden; seinen Aufenthalt könnte ich leicht erforschen lassen. Seid Ihr auch sicher, daß er Euer Vertrauen nicht mißbraucht?"

„Vollständig! Seine Treue ist erprobt. Außer seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit an unsere gerechte Sache ist er meinen Angehörigen persönlich verpflichtet. Und er ist der Mann, der solches nicht vergißt. Mich hat er auf den Armen getragen, und ich weiß, er würde für mich durch's Feuer gehen, wenn es nöthig wäre."



Der Sk

„Gut! Ich werde ihn zu finden wissen und mich seiner Mithilfe versichern. — Das wäre das Eine. Jetzt merkt genau auf meine Worte! — Eine erneute Haussuchung glaube ich unter allen

Umständen vorausſehen zu müſſen, und es iſt nicht unmöglich, wenn auch unwahrſcheinlich, daß Euer Verſteck, ſo gut verborgen es iſt, aufgefunden wird.

„Viele alte Schlöſſer haben geheime Räume; dennoch ſeid Ihr



…ſport.

ſicher, wenn Ihr die nöthige Vorſicht nicht außer Acht laßt. Seht jene kleine Oeffnung! Sie bildet den Ausgangspunkt einer langen, gewundenen Metallröhre, welche die Mauer nach allen Richtungen durchzieht. Ein halb geflüſterter Laut in das Schallloch am andern Ende, und die tauſendfachen Schwingungen verſtärken den Ton dergeſtalt, daß er Euch wie die Poſaune des jüngſten Gerichts auch aus dem tiefſten Schlaf erwecken muß. Sobald Ihr das Signal hört, ſeid auf der Hut. Eine halbe Stunde wird wohl vergehen, ehe die Suchenden hier eindringen können. Benutzt dieſe Zeit, Alles zu entfernen, was auch nur den Schatten eines Argwohns herbeiführen könnte, daß menſchliche Weſen hier vor Kurzem gelebt. Jedes Papierſtreifchen, jedes Brodkrümchen muß verſchwinden. Auch das Bettzeug, die Bücher und Alles, was Ihr nicht am Leibe tragt, werft ohne Bedenken, hört Ihr? in den Schacht, den ich Euch geſtern bei dem Brunnen für dieſe Fälle nannte. Ohne Bedenken, denn unſerer Aller Sicherheit gründet ſich darauf. Hier iſt ein Säckchen mit Aſche, Mauerſchutt, alten Federn und dergleichen. Ehe Ihr fortgeht, leert dasſelbe, damit Alles vom Staube bedeckt iſt. Ich hoffe, es wird die Verfolger täuſchen.“

„Aber wohin ſoll ich fliehen? Es iſt kein Ausweg zu entdecken. Soll ich denſelben Weg nehmen, auf dem Sie gekommen?“

„Laßt uns die koſtbare Zeit nicht verſchwenden, junger Freund. Folgt mir!“

Bei dieſen Worten zog der Graf einige ſchwere Schlüſſel aus der Taſche ſeines Wamſes, ſchritt auf die beiden bisher verſchloſſenen Thüren und öffnete ſie nach großer Anſtrengung. Kreiſchend drehte ſich das ſchwere Holz in den roſtigen Angeln; dann reichte Graf Herbert ſeinem Gaſte eine kleine Oellampe, und Beide verſchwanden in einem neuen Gewirr finſterer Gänge.

Faſt eine Stunde war verſtrichen, ehe die Männer zurückkamen. Sie waren todtenbleich, ihre Kleider trugen überall Spuren von Schmutz, grünem Moder und feuchter Erde; der Docht der Lampe glimmte trübe und unſicher.

Erſchöpft und athemlos ſank der Greis in den Armſtuhl, auch der Jüngere mußte ſich keuchend einen Augenblick auf den Bettrand ſetzen. Erſt nach Verlauf von mehreren Minuten erhob ſich der Alte wieder, füllte ſeinen Pokal mit feurigem Wein, und ſeinem Gaſte den Trunk reichend, ſprach er herzlich:

„Auf gutes Gelingen, junger Ritter! Und noch einmal, vergeßt nicht: jede dritte Abbiegung nach rechts führt Euch den ſicheren Weg, alle anderen ſind nur falſche Treppen und leiten den Uneingeweihten irre. Die letzte Thüre führt in's Freie. Bei Nacht iſt eine Entdeckung kaum zu befürchten — bei Tage jedoch iſt die äußerſte Vorſicht geboten. Und nun reicht mir Eure Hand! Lebt wohl!“ —

Es war gut, daß der Schloßherr in ſein Studierzimmer zurückkehrte. Denn kaum hatte er ſeine Kleidung geſäubert und geordnet, und nur ſeit einem Augenblick ſtand und lag Alles an ſeinem gewohnten Platz, als auf den Steinflieſen der Vorhalle eilige Schritte laut wurden, die ſich der Bibliothek näherten.

In der Hand die Schreibfeder, die er, raſch gefaßt, mit Tinte genetzt hatte, entriegelte der Graf die Thüre und trat dem Diener unbefangen entgegen.

„Eine Botſchaft vom General Clifton!“ meldete Jener.

Der Empfänger überflog die wenigen Zeilen.

„Es iſt gut,“ ſagte er kurz und ruhig, nachdem er geleſen. „Euer Herr iſt mir herzlich willkommen.“

Der Bote ging.

„Jetzt naht ſie, die Stunde der eigentlichen Gefahr! — Doch muthig! ſie wird auch vorübergehen!“ Er nahm einen Folianten zur Hand, auf deſſen breiten Titelrücken in goldenen Lettern der Name „Aeſchylos“ prangte; dieſer herrliche Tröſter in gar mancher Noth erfüllte auch dieſes Mal ſeine Freundespflicht ſo ſehr, daß der Alte bald Zeit und Ort über dem Buche vergaß.

Der Erwartete erſchien.

Mehrere Stunden verharrte er in angeregtem Geſpräch mi‑

seinem alten Anverwandten, der ihn sogleich auf sein Studierzimmer hatte führen lassen und ihn seinem Versprechen gemäß auf's Freundschaftlichste bewillkommte. Nicht einen Augenblick freilich hatte er den Grund seiner Anwesenheit im Unklaren gelassen. Die Pflicht rief — er mußte gehorchen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Skisport.

Der sonst ungefährliche und harmlose Wintersport hat doch ein Opfer gefordert, freilich ein Opfer, das nur durch seine eigene Waghalsigkeit geradezu in den Tod gerannt ist. Der Ski ist ein norwegischer Schneeschuh, der erst seit einigen Jahren in Wien bekannt ist, und im Vorjahre hat bereits in Pötzleinsdorf ein internationales Rennen stattgefunden. Nansen, der auf dem Ski Grönland durchquert hat, ist einer der besten Skiläufer der Welt und nach dem berühmten Forscher ist auch eine Hütte auf dem Stuhleck genannt, in deren Nähe der Bauzeichner Joseph Dier in den jüngsten Tagen seinen Tod gefunden hat. Unser Bild zeigt den Ski in seinen verschiedenen Verwendungen an dem Fuße des lappischen Jägers, ferner ein norwegisches Skifahren und eine preußische Militärabtheilung mit dem Ski.

Humoristisches.

(Mittel gegen Langeweile.) „Mama, zanke doch ein Bischen mit dem Papa, es ist heute so langweilig."

(Kathederblüthe.) Professor (Literaturgeschichte lesend): . . „Unter den Werken der mittelalterlichen Literatur haben wir noch Sebastian Brands Narrenschiff, auf das ich noch kommen werde."

(Lustspiel und Kriminal-Novelle.) Was ist der Unterschied zwischen einem Lustspiele und einer Kriminal-Novelle? Im Lustspiele kriegen sie sich und in der Kriminal-Novelle kriegen sie ihn.

(Aus der Schule.) Lehrer: „Weißt Du wohl, Hans, wer das gesagt hat: die schönen Tage in Aranjuez sind nun zu Ende?"

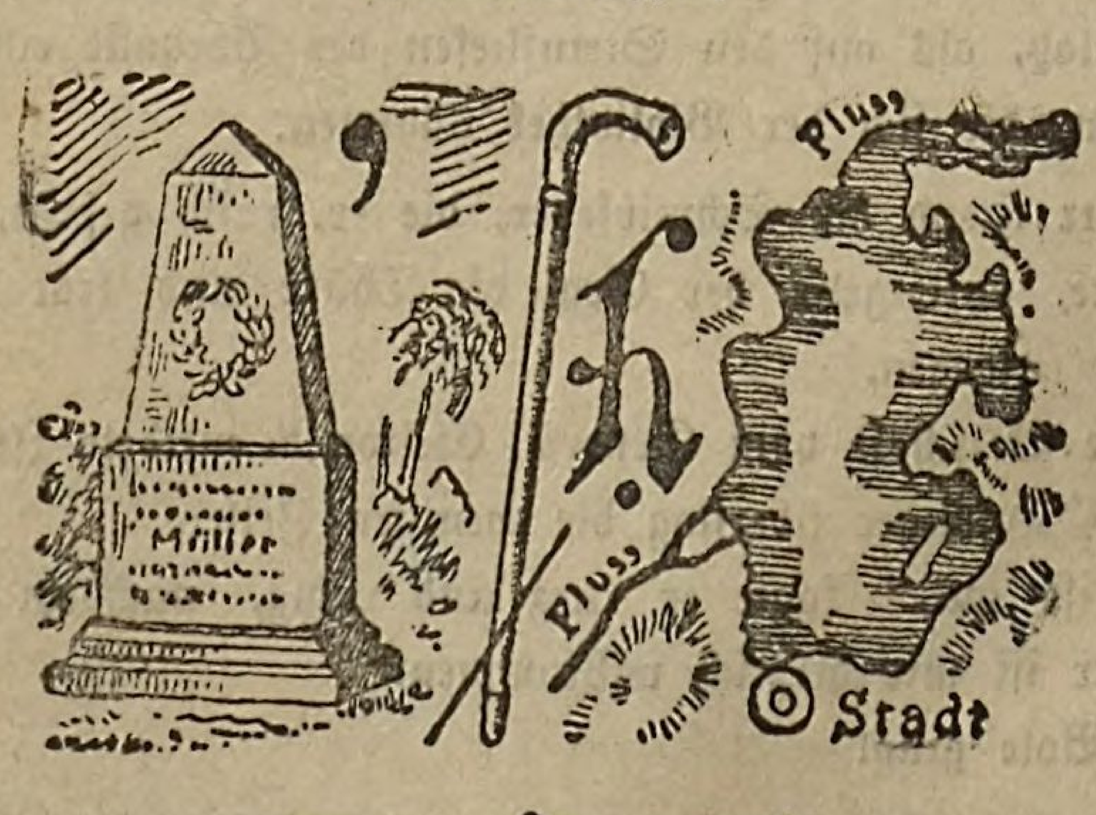
Hans: „Jawohl, Herr Lehrer, das hat mein Vater gesagt, wie die Mutter von der Badereise zurückgekehrt ist!"

(Höchste Kaltblütigkeit.) Engländer (zu einem Löwen, der eben zum Sprung auf ihn ansetzt): „Mahlzeit!"

(Aus der Schule.) Lehrerin: „Welche Zähne kommen denn zuletzt?"

Die kleine Ella: „Die falschen!"

Bilderräthsel.



Auflösung der Homonyme in Nr. 117:

Thekla, Hekla.

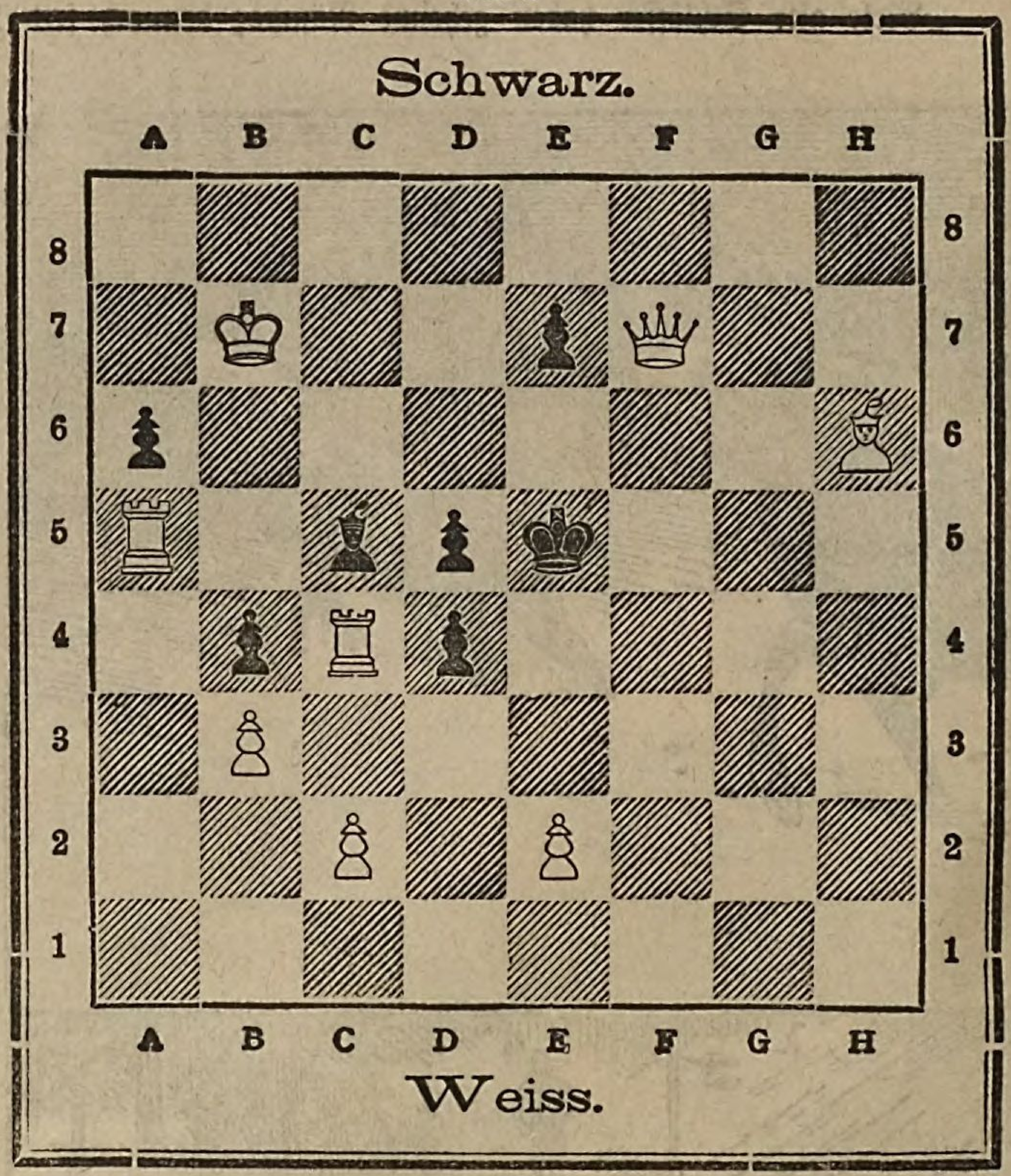
Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 117:

Das Weib denkt mit dem Herzen.

Schachzeitung № 233.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Pradignat in Montpont.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Die folgende Partie erhielt den Preis für die eleganteste Partie im Turnier der Süd-Schach-Union zu Clifton September 1896.

Läuferbauer gegen Königsbauer.

Weiß Gunsten	Schwarz Lambert	Weiß Gunsten	Schwarz Lambert
1. e2—e4	c7—c6	14. Sc2—b3	e5—e4
2. d2—d4	d7—d5	15. Se3×d5 (b)	e4×f3
3. e4×d5	c6×d5	16. De2×e8	Tf8×e8
4. Sg1—f3	Sb8—c6	17. Te1×e8 +	Lg7—f8
5. c2—c3	Sg8—f6	18. Lc1—h6	Lc8—e6
6. Lf1—d3	g7—g6	19. Te8×a8	Sc6—d8
7. o—o	Lf8—g7	20. Lh6—f4	Dd6—d7
8. Tf1—e1	o—o	21. Sd5×f6	Dd7—e7
9. Sb1—d2	Sf6—e8	22. Ta1—e1	Kh8—g7
10. Sd2—f1	Dd8—d6	23. Ta8×d8	De7×d8
11 Dd1—e2	f7—f6	24. Te1×e6	Lf6—e7
12. Sf1—e3 (a)	Kg8—h8	25. Lf4—e5	Kg8—h6
13. Ld3—c2	e7—e5	26. Te6×e7	Aufgegeben

a) In der Absicht 13. Se3×d5 nebst Ld3—c4 zu spielen.

b) Eine großartige Combination, deren Tragweite Schwarz nicht durchschaute, da er sonst 15. f6—f5 hätte spielen müssen. Die nun folgenden Züge von Weiß sind sämmtlich überaus zwingender Natur.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 229 von Shinkmann.

1. Td6—d1 / Beliebig. 2. D., ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll und aus Regensburg von B. H.—, Gg. Geisel, Xav. Greiner, R. Kern, Karl Müller Othello, Gustav Schmidt, L. Schönhuber, J. Schuler und R. Weiß.

Briefkasten: R. K. hier. In der Aufgabe Nr. 231 wird 1. Ld4 durch Ta4—b4 widerlegt. Hiebei unsere herzlichsten Wünsche für baldige Genesung! **J. L.** in **A.** Bezüglich Aufgabe dasselbe. **Ph. G.** hier. 1. Ld5 scheitert in der Aufgabe Nr. 231 an Sg2—f4.

Notiz: Zuschriften, Lösungen ꝛc. ꝛc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends** im sog. **Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer. —** Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 120. Mittwoch den 23. Dezember. 1896

11 (Nachdruck verboten.)

Der Flüchtling.

Novelle von Aug. Northeim.

„Wie Ihr wollt, Clifton!“ entgegnete der alte Graf zustimmend. „Allein ich wiederhole meinen gestrigen Ausspruch: Ihr macht Euch unnütze Mühe, Ihr werdet Niemanden finden außer uns. Im Uebrigen wird der Speisesaal Euren Zwecken entsprechen, er hat nur zwei Eingänge, die leicht von Schildwachen zu besetzen sind.“

„So sei es,“ bestimmte Sir Francis, um so mehr von dem Gelingen der Nachforschung überzeugt, als der wahrheitsliebende alte Graf keineswegs leugnete, Jemand versteckt zu halten, sondern immer nur den Umstand betonte, daß Niemand gefunden werden würde.

„Ihr, Keatin, stellt Posten im Hofe aus, laßt die Thüren durch je einen Cornet mit zwei Mann bewachen und durchsucht mit dem Euch bleibenden Rest der Mannschaft das ganze Gebäude vom Keller bis zum Giebel. Ich lege hiemit sämmtliche Schlüssel, die mir mein Vetter ausgeliefert, in Eure Hände. Hauptsächlich gebt auch Acht auf hohle Wände, verborgene Alkoven und dergleichen. Findet Ihr etwas Ungewöhnliches, so ruft mich auf der Stelle; ich werde inzwischen mit meinen Verwandten im Bibliotheksaal verweilen.“

Bei diesen Worten ergriff er James Hand und geleitete die Cousine, indem sich der Vater ihnen anschloß, in den verhängnißvollen Raum. Hier saßen die drei Personen in scheinbar harmlosen Gespräch, während Zweien von ihnen das Herz zum Zerspringen voll war von quälender Unruhe.

Zwei Stunden oder etwas darüber mochten in trägem Lauf verflossen sein, als der Major mit dem Bericht hereintrat, daß die Untersuchung beendet sei. Kein noch so dunkler Winkel, kein noch so kleiner Raum war den Späheraugen der bewaffneten Schaar entgangen, kein Plätzchen, an dem auch nur ein einziges Mäuschen hätte einen Zufluchtsort finden können, unerforscht gelassen.

Ruhig hörte der General den Bericht an. „Nun wohl!“ sagte er endlich, sich zu voller Höhe aufrichtend, „ich habe es nicht anders erwartet. Sobald also noch dieses Zimmer durchsucht sein wird, ist unsere Arbeit zu Ende. Jetzt beginnt meine Aufgabe! Habt die Güte, mein Herr Vetter, die Bücherständer wegrücken zu lassen, welche die geheime Thür maskiren, und laßt einige Fackeln herbeischaffen! Haltet Eure Waffen bereit, Major, und prüft das Pulver auf Eurer Pfanne! — So? Ihr wollt das Geheimniß nicht freiwillig preisgeben? Hierher, Landsknecht! Springe hinauf und entferne die Bücher aus jener Reihe dort, die dritte vom Fenster! — So ist es gut! Ich sah das Kunststückchen einmal als Knabe, Vetter; Ihr mögt meine Anwesenheit damals nicht beachtet haben, aber ich ließ mir nie träumen, daß diese damals gleichgiltige Entdeckung mir eines Tages von so hoher Wichtigkeit werden könnte Drauf und dran!“

Mit einem kräftigen Stoß das Schloß sprengend, legt er vor den erstaunten Augen der Soldaten den versteckten Gang bloß.

„Nun wollen wir sehen, was wir finden können! Reicht mir eine Fackel und entzündet noch ein Dutzend mehr! Drei Mann bewachen den Eingang, die Andern folgen mir!“

Mit einer gebieterischen Bewegung schwang er die Fackel in der Linken and drang in die Finsterniß hinein, den Soldaten voran, die mit gezückten Schwertern ihm auf dem Fuße nachfolgten, schon im Vorgefühl eines glänzenden Erfolges dieses unerwarteten Handstreichs schwelgend. Doch manche Enttäuschung harrte ihrer, der Uneingeweihten: hier endete ein schmaler Gong plötzlich an der festen Mauer, dort fanden die mühsam Forschenden sich nach zeitraubenden Versuchen wieder auf demselben Platz, von welchem sie ausgegangen, und mußten ärgerlich dieselbe Arbeit noch einmal vornehmen, um abermals irre zu gehen. Nach langem Suchen fand Sir Francis in Begleitung einiger Offiziere die richtige Thür.

„Ha, endlich — endlich sind wir am Ziel!“ rief er mit erleichtertem Athemzuge. Doch er hatte zu früh frohlockt. „O weh, der Schlüssel hängt außerhalb. Ich fürchte, wir haben dennoch Zeit und Mühe verloren!“

Er öffnete die eisenbeschlagene Thür und betrat die kleine Zelle, in welcher die Nacht zuvor noch Derjenige eines sicheren Schlummers genossen, um dessentwillen alle die weitläufigen Vorkehrungen getroffen waren.

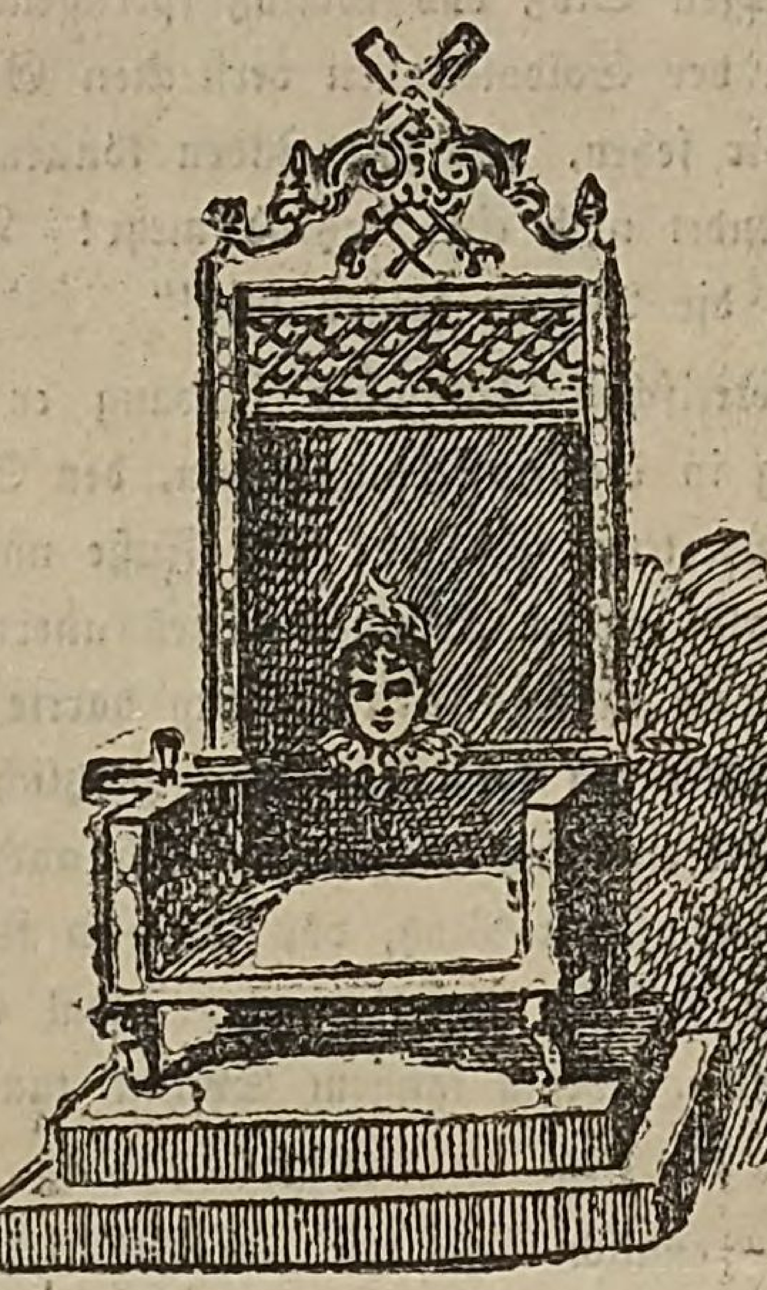
Alles war leer und verödet, kein Zeichen, daß vor Kurzem ein menschlicher Fuß diese Schwelle, diesen Boden betreten haben könnte! Die wenigen vorhandenen Gegenstände waren mit dem dicken, undurchdringlichen Staub von Jahrhunderten bedeckt — die eifrig nachdrängenden Soldaten hätten hierauf geschworen! Spinngewebe an den Wänden, Flocken und Federchen hier und da am Boden. — Umsonst war alle Arbeit, zu früh das Frohlocken gewesen! Die Forschung mußte als nutzlos aufgegeben werden.

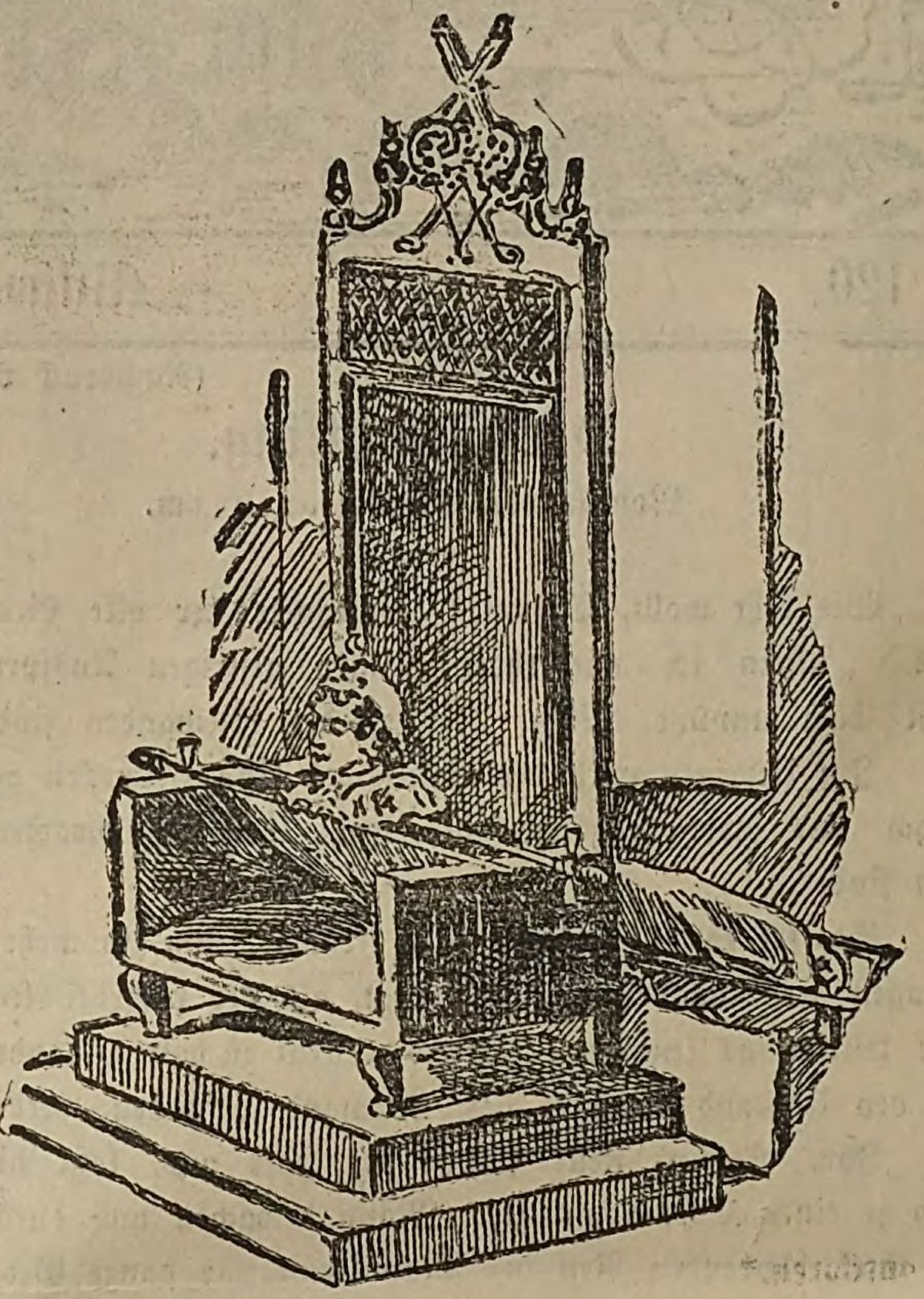
Als Clifton sich nach einiger Zeit von seinen Verwandten verabschiedete, war er, wie alle seine Untergebenen fest davon überzeugt, daß er seinen Vetter dennoch Unrecht mit seinem Verdachte gethan habe, daß der fremde Ritter ihnen auf der Flucht durch irgend welche listige Weise entkommen und jetzt vielleicht schon auf wälschem Boden und in Sicherheit sei.

Wenige Stunden später hatte das anscheinend seit Jahrhunderten nicht betretene Gelaß ein vollständig verändertes Aussehen. Kein Stäubchen lag auf den Geräthen; im Kamin flackerte ein Feuer, Behaglichkeit und Wärme verbreitend; Wachskerzen in silbernen Armleuchtern brannten auf dem mit sauberem Damasttuch bedeckten Tisch, und an demselben saß Graf Marley in sorgfältig gereinigtem Anzug, das üppige blonde Haar zierlich gekräuselt, eifrig Speise und Trank zusprechend — so wenig war es den Freunden gelungen, die wohlverwahrten Geheimnisse des alten Baues zu ergründen!

VIII.

Nach der unliebsamen Unterbrechung durch die Truppen des Protektors spann sich das Leben im Schloß Eton in gewohnter ruhiger Weise fort. Wie sonst saß der alte Herr stunden-, ja tagelang in seine geliebten Bücher vergraben — ein Studium, das nur ihm selbst Befriedigung gewährte, nicht aber der übrigen Welt Nutzen brachte. Dann und wann gab er wohl Janes Bitten nach und begleitete sie an einem besonders freundlichen Herbsttage auf einem Ritt durch Wald und Feld; oder er saß sinnend unter einer uralten Buche, während seine Tochter mit der ihr in allen Dingen eigenen Anmuth ihre Blumenkinder pflegte, mit sanfter Hand die welken Blätter abstreifte und jenen ihr Bettchen für den Winter bereitete. Auch ihre Wanderungen ins Dorf zur Pflege und Hilfeleistung bei Kranken und Unbemittelten werden nicht versäumt, obwohl sie selten





Die enthauptete Prinzessin. (Neueste Illusion.)

stattfanden. Meistens leistete sie ihrem Vater Gesellschaft, und mit verstohlener Bewunderung sprach die Dienerschaft von der unerschöpflichen Geduld, mit welcher das junge Mädchen die stete Genossin des Greises blieb — sie ahnten nicht, welches der Grund dieser zunehmenden Abgeschlossenheit sei.

Den müden Gliedern des alten Mannes waren sehr bald die Treppen und die langgestreckten Gänge unbequem geworden, und so ruhte nach und nach die Pflege des edlen Gefangenen ausschließlich in den Händen des schönen Kindes. Ihre Aufgabe war es fortan, für die Bedürfnisse desselben zu sorgen, auf seiner Stirne die Falten des Grames und des Unmuthes zu glätten, den gesunkenen Muth stets wieder neu zu beleben, Trost und immer wieder neue Hoffnung in dem einsamen Herzen aufzurichten. Diese Pflicht, anfänglich mehr ein Gebot allgemeiner Menschenliebe, wurde bald eine Quelle reiner Freude, ungetrübten Glückes für sie; und ohne daß sie es selbst bemerkte, richtete sich ihre tägliche Lebensweise ganz nach der ihres Pfleglings.

Eine heimliche, liebliche Erregung bemächtigte sich ihrer, sobald die Stunde nahte, in welcher sie ihre unterirdische Wanderschaft antreten mußte; und in gleicher Weise zählte der junge Mann die Stunden und Minuten bis zu dem Augenblick, in dem das erröthende Antlitz seiner guten Fee in dem finsteren Thürrahmen erschien und die düstere Zelle mit dem Zauber ihres Lächelns verklärte. Auf diese Stunde hoffte er mit klopfenden Pulsen, sie waren die lichten Sterne seines trostlosen Lebens; aus ihnen erblühte langsam, aber um so fester ein Band der Liebe, das, ihnen selbst noch unbewußt, die jugendlichen Herzen umschlang.

So standen die Dinge in Eton, als eines Tages eine in mittleren Alter stehende, aber noch beträchtlich jünger aussehende Frau in Trauerkleidung in Janes Zimmer trat. Wir erkennen in ihr die Wirthin jener Waldschenke, in welcher Sir Francis Clifton vor kurzer Zeit ein Verbrechen verhinderte, die Mutter jenes beklagenswerthen, kranken Knaben, dessen Pflege die freundliche, junge Schloßherrin sich besonders angelegen sein ließ.

„Nun, Frau Betty, was gibt es? Was führt Euch her?" rief Letztere der Eintretenden entgegen. „Ist der arme Martin wieder von einem seiner bösen Anfälle heimgesucht oder hat die alte Mutter Morris einen Rückfall des schleichenden Fiebers gehabt?"

„Nichts von alledem, theuere Herrin", erwiderte die Wittwe. „Die Alte ist Dank Eueren heilsamen Kräutern und Mixturen auf dem besten Wege zur Genesung und mein armer Junge ist soweit wohl, obgleich der plötzliche und gewaltsame Tod seines treuen Beschützers einen wunderbaren Eindruck auf sein Gemüth gehabt haben muß. Statt daß er wie sonst den ganzen Tag still auf seinem Stuhl kauerte oder langsam im Garten umherschlenderte, streift er jetzt Stunden lang durch Wald und Feld, den Blick zu Boden gerichtet, als suche er etwas. Anfänglich war ich besorgt seinetwegen und ich weiß auch noch nicht, was diese Aenderung in seinem Wesen bedeuten soll. Aber der alte Doktor Stephan, der schon so lange in unserem Hause aus- und eingeht, hat mich beruhigt. Laßt ihn nur ungehindert seinen Weg verfolgen, sagte er in seiner gutmüthigen Weise; er steht in des Herrn Hand, und nur ein gänzlich roher Mensch könnte einem solchen Unglücklichen ein Leid anthun. Und so ist es auch, theuerste Lady, mein armer Knabe wird nicht untergehen. — Doch ich kam, Euch eine Botschaft von Wichtigkeit zu bringen. Der Krämer Bertram, von welchem Ihr öfter Waaren gekauft, ist seit gestern in unserem Hause und in seinem Auftrage stehe ich hier."

„An mich? Eine Botschaft von Meister Bertram an mich? Wie und was denn, meine gute Frau Betty?" fragte Jane, tief erröthend das Haupt zur Seite wendend; sie wußte selbst nicht, weßhalb.

„O Ihr dürft mir vertrauen, gewiß, Ihr könnt nicht daran zweifeln! Ich würde mein Leben wagen, um den jungen Cavalier zu retten, — ich würde es gewiß wagen, wenn es nicht Anderen so sehr nöthig wäre. Nein, nein! ich will Euch ja auch nur glei-

meinen Auftrag sagen. Bertram läßt Euch melden, er habe Eures Vaters Wunsch willfahrt und Alles sei bereit; nur muß er persönlich mit Euch reden, und er bittet Euch daher, zu bestimmen, ob er Euch nach Sonnenuntergang im Park oder in meinem Hause treffen kann. Denn in das Schloß darf er sich nicht wagen. Die Dienerschaft! sagte er bloß kurz und weiter nichts."

„Ich verstehe jetzt Alles," antwortete Jane; „Alles! Doch hat Euch der Mann nicht mehr gesagt, als was Ihr mich berichtet?"

„Kein Wort, Lady! obwohl er meinte, Ihr würdet mir Alles aufklären."

„Das kann ich nicht, gute Betty! Ich darf es nicht, um Euer selbst willen. „Nein, nein," fügte sie schnell hinzu, als sie sah, wie ein Schatten von Unzufriedenheit das Gesicht der treuen Frau überflog, „fürchtet nicht, daß ich Euch mißtraue. Aber glaubt mir sicher, die Mitwissenschaft eines solchen Geheimnisses ist verhängnißvoll, und ich möchte Niemand in eine Gefahr stürzen, welche ich selber ja auch nur freiwillig auf mich nehme, weil es einem bedrängten Menschen gilt. Was die Nächstenliebe von uns verlangt, liebe Betty — Sie wurde verwirrt und würde sich in ihrer Verwirrung ganz und gar in allgemeinen Redewendungen verloren und verstrickt haben, wenn sie sich nicht noch kurz besonnen und abgebrochen hätte. So setzte sie denn lebhaft hinzu: „Sollte indeß die Noth an uns herantreten, so seid Ihr die Erste, — das verspreche ich Euch — deren Hilfe ich in Anspruch nehme. — Weiß Jemand um die Anwesenheit des Händlers in dieser Gegend?"

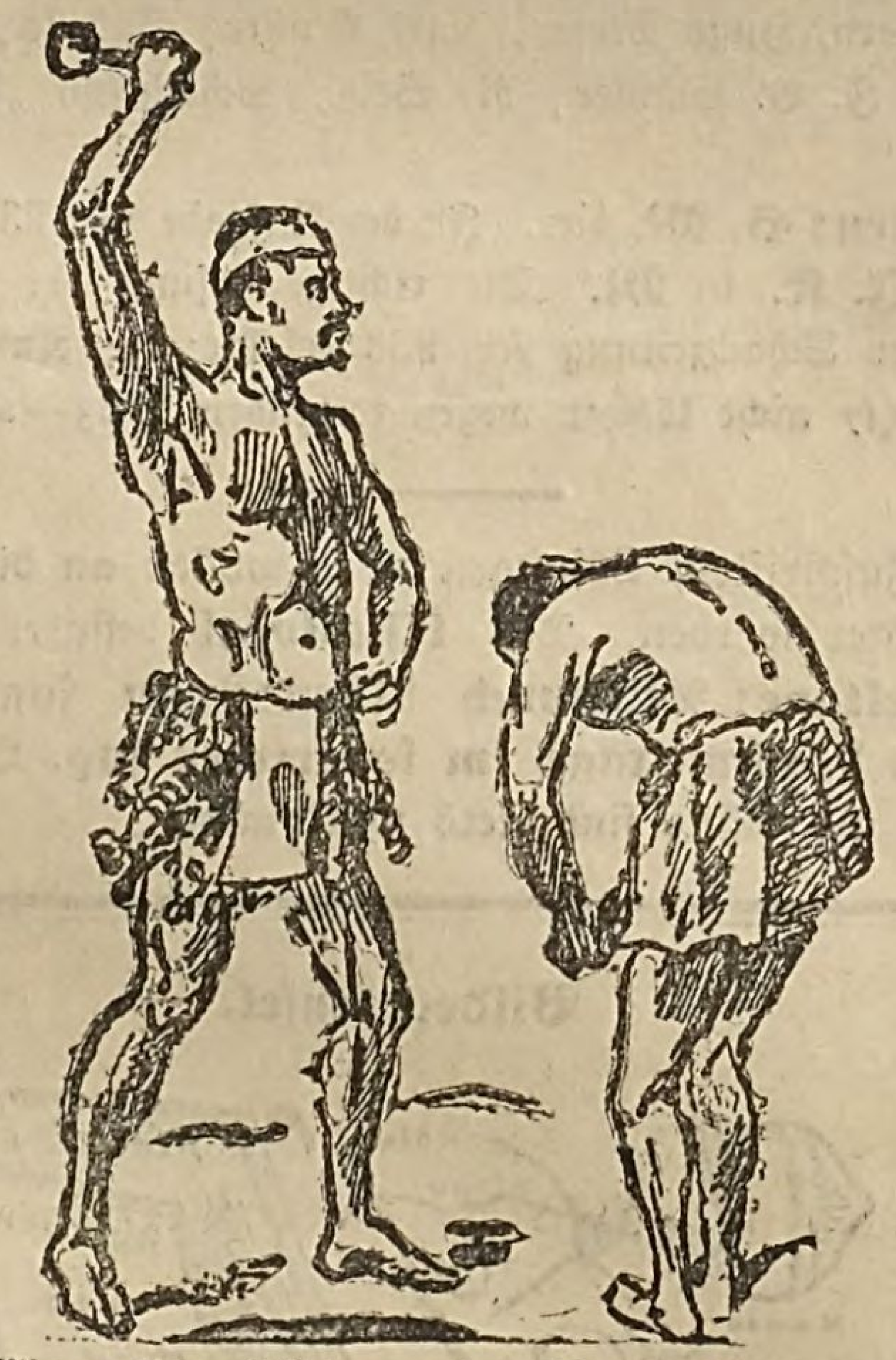
„Niemand! Lange nach Mitternacht pochte er an mein Fenster und bat mich, ihn einzulassen. Nachdem er seine Botschaft ausgerichtet, ging er vor Tagesanbruch wieder fort. Ich habe die Seitenfenster im oberen Stock offen gelassen; er kann über die Parkmauer herüber die große Esche erklettern, deren Zweige fast in die Fenster reichen, und so ungesehen hineingelangen. Welche Antwort soll ich ihm bringen?"

„Ich werde kommen, natürlich!" versetzte Jane schnell. „Also im Park, bei der dritten Brücke."

(Fortsetzung folgt.)



Eine regierende Königin und ihre Residenz.



Eine Hinrichtung im Swazilande.

Die enthauptete Prinzessin.

Sie haben in Amerika schon wieder ein Sensationsstück für die Varietebühne gefunden: „Die enthauptete Prinzessin." Die Sache macht riesigen Effekt und ist einfach über alle Maßen. Auf einem Thronsessel sitzt eine Dame in reichem Kostüm, mit einem Diadem auf dem Haupte. Da schleichen Räuber herein, der eine mit einem furchtbar langen Schwert. Er führt einen mächtigen Hieb gegen das Haupt der Prinzessin und dieses fällt herab! Die Zuschauer sind entsetzt — sie applaudiren — die Sensation ist da. Wie das Kunststück gemacht wird? Ganz einfach. In dem Momente, da der Streich geführt wird, klappt der Sitz um, der unten eine Spiegelfläche hat, und die Prinzessin fällt: ihr Unterleib schiebt sich nach rückwärts und das Publikum sieht nur Haupt und Schwert.

Eine regierende Königin und ihre Residenz.

Es ist eine wirkliche Königin, die man hier vor einer Lehmhütte in sehr nachlässiger Stellung und nicht gerade reicher Toilette sitzen sieht, und diese Lehmhütte ist der Palast, in dem sie zu Gericht sitzt und über Tod und Leben entscheidet. Es ist die Königin des Swazilandes in Südafrika. Das Swaziland ist ziemlich groß, liegt nördlich vom Zululande, südlich von der Delagoabai und grenzt im Osten an die Transvaal-Republik der holländischen Boers. Eine große Rolle im Swazilande spielen die „Medizinmänner", welche die Sterne deuten und die Zukunft vorhersagen können, sie besitzen außerordentlichen Einfluß und ihre grausigen Prophezeiungen erfordern jährlich viele Opfer. Die „Medizinmänner" sind gleichzeitig

Priester und Richter und nebenher versehen sie noch eine Zahl öffentlicher Funktionen. Um sich einen Begriff von den Rechtszuständen zu machen, die unter dem Scepter der schwarzen Königin im Swazilande herrschen, zeigen wir auch eine Exekution. Mit einem „Eisen", das wie unsere „Hanteln" geformt ist, wird einfach der Missethäter von dem riesenhaft gebauten Scharfrichter so lange auf die Wirbelsäule geschlagen, bis das Leben aus dem Körper entflohen ist. Im Swazilande steht übrigens schon auf Diebstahl die Todesstrafe.

Humoristisches.

(**Kindliche Auffassung.**) Die kleine Ella (ist zum erstenmale in einer Ahnengallerie): „Mama, früher war wohl immer Maskenball?"

(**Daher kam's.**) Richter: „Jetzt habe ich Sie schon sehr lange nicht gesehen, das war brav von Ihnen!"

Dieb: „Ja, Herr Richter, ich war sehr krank!"

(**Die größten Kartoffeln.**) Rittergutsbesitzer (seine großen Kartoffeln zeigend): „Herr Rittmeister, was sagen Sie nun?"

Rittmeister: „Versichere Sie strengster Diskretion!"

(**Furchtbare Drohung.**) Gymnasiast (seine Liebe erklärend): „Mein Fräulein, wenn Sie mich nicht erhören — rauche ich eine Virginia!"

(**Zerstreut.**) A: „Haben Sie auch gelesen, Herr Professor, daß Nansen den 86. Grad erreicht haben soll?"

B: (Professor): „Celsius oder Reaumur?"

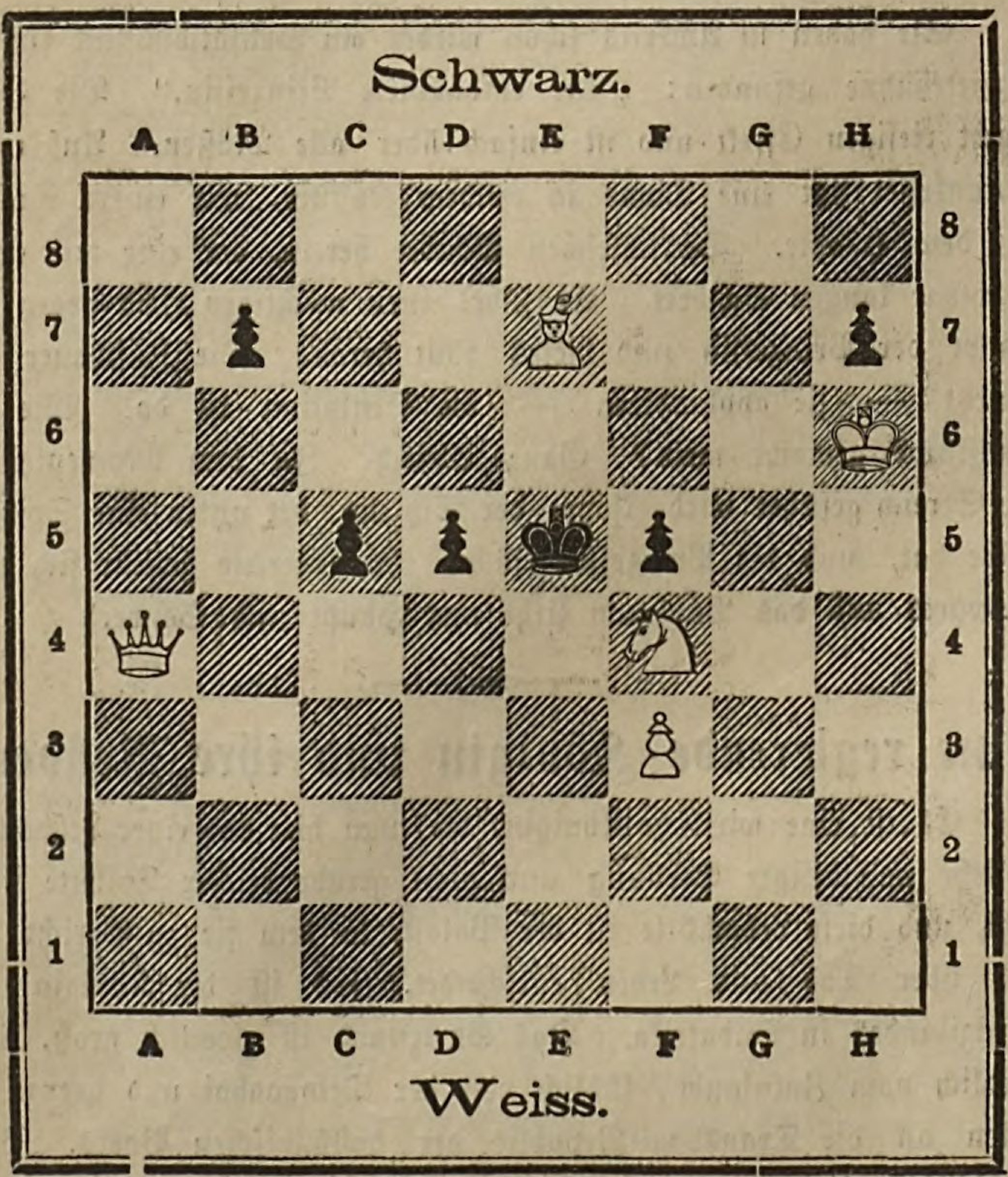
Logogriph.

Mit **n** bringt's Wasser,
Mit **f** geht's in's Wasser.
Mit **l** wird's aufgespannt,
Mit **d** kommt's zum Gewand.

Schachzeitung № 234.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von F. Möller in Ahlten.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Der Wettkampf Lasker-Steinitz in Moskau.

Die 7., 8. und 9. Partie blieben remis, die 10. gewann Lasker. Der zeitiger Stand Lasker 6, Steinitz 0, remis 4: — Die folgende Partie ist die 9. des Matches.

Abgelehntes Damengambit.

Weiß Steinitz	Schwarz Lasker	Weiß Steinitz	Schwarz Lasker
1. d2—d4	d7—d5	18. Se4—c3 (b)	Sb4—c2
2. c2—c4	e7—e6	19. Ta1—c1	Sc2—b4
3. Sb1—c3	Sg8—f6	20. Tc1—a1	Sb4—c2
4. Lc1—g5	Lf8—e7	21. Ta1—a2	Sc2—b4
5. e2—e3	o—o	22. Ta2—a4	a7—a5
6. Dd1—b3	d5×c4	23. Sf3—d4	Sd7—c5
7. Lf1×c4	c7—c5	24. Ta4—a1	Ta8—b8
8. d4×c5	Dd8—a5	25. Sc3—a4	Sc5×a4
9. Sg1—f3	Da5×c5	26. b3×a4	Lc8—a6
10. o—o	Sb8—c6	27. Lc4—a6	Sb4×a6
11. Lc4—e2	Sf6—d7 (a)	28. Sd4—c6	Tb8—b7
12. Sc3—e4	Dc5—b6	29. Sc6×a5	b6×a5
13. Lg5×e7	Db6×b3	30. Td6×a6	Tb7×b2
14. a2×b3	Sc6×e7	31. Ta6×a5	Tf8—d8
15. Tf1—d1	Se7—d5	32. Ta5—b5	Tb2—c2
16. Le2—c4	Sd5—b4	33. h2—h3 (c)	g7—g6
17. Td1—d6	b7—b6	34. Tb5—b1	Td8—d2 (d)

Als Remis abgebrochen.

a) Diese Partie bietet den besten Beweis, daß das Manöver im 7. Zug den Schwarzen die Vertheidigung erschwert.

b) Das Uebergewicht seiner Stellung hätte Weiß wohl besser mit 18. Ta1—d1 behauptet.

c) Sehr zahm, warum nicht 33. a4—a5? (g7—g6, 34. a5—a6, Td8—d2 35. a6—a7, Td2—a2, 36. a7—a8 D +.)

d) Auf 35. Tb1—f1 folgt nun Tc2—a2, 36. Ta1×a2, Td2×a2 und Schwarz gewinnt den a Bauern; bei 36. a4—a5 würde Schwarz sogar mit Td2×f2 gewinnen.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 230 von Buchheit.

1. $\frac{\text{b2—b3}}{\text{Ke5—d4}}$ 2. $\frac{\text{Lg5—f4}}{\text{Beliebig}}$ 3. Lf4—e3 ‡

Um die mehrseitig versuchte Umgehung des 2. Zuges Lg5—f4 durch Kd7—d6 zu vermeiden ist auf e7 ein schwarzer Bauer zu setzen.

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Jach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll, J. Klingeis von Moosham und aus Regensburg von Carl Gareis, Gg. Geisel, Phil. Gstettner, R. Kern, Hugo Moser, Karl Müller, Othello, Gustav Schmidt, L. Schönhuber, J. B. Schuler, R. Weiß, Schachclub „Tarrasconia" auch zu Nr. 229.

Briefkasten: H. M. hier. In der Aufgabe Nr. 231 scheitert Lc3—e5 an Sg2—f4. **J. K.** in **M.** Die richtige Lösung der Aufgabe Nr. 229 ist bereits in der Schachzeitung Nr. 233 erfolgt; die Aufgabe Nr. 231 ist durch 1. Db7×f7 nicht lösbar wegen folgendem Dd3—a6 + u. a.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Bilderräthsel.



Auflösung der Homonyme in Nr. 119:

Sachs, Dachs, Wachs, Lachs.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 121. Sonntag den 27. Dezember. 1896

12 (Nachdruck verboten.)

Der Flüchtling.

Novelle von Aug. Northeim.

„Ich weiß nicht," unterbrach sie Betty nachdenklich, „ich halte diesen Ort nicht für allzu sicher. Mein seliger Mann pflegte oft zu sagen, die Wände haben Ohren. Ich glaube, er würde dies auch von den Büschen und Bäumen gesagt haben, wenn er in unserem Falle gewesen wäre. Ich wurde heute durch einen sonderbaren Laut erschreckt, der gerade so klang, als wenn einer sachte durch das Gestrüpp hindurchkriecht. Drauf hörte ich ein Rascheln, so etwa, als theilte Jemand vorsichtig mit starker Hand das Buschwerk auseinander, und darauf erblickte ich zwei funkelnde Augen vor mir. O, mein Gott, wie erschrack ich! Nicht wahr, Lady, eine Frau, ganz allein und mitten im Wald — o, wahrhaftig, mir zitterte das Herz im Leibe! Aber ich that ganz arglos, ich that so, als wenn mir ein Hund nachkäme, den ich rief, ja, und als ich das nach ein paar Schritten noch einmal that, da lugte der Kopf eines Mannes aus dem Gesträuch hervor, ein tückisches, grimmiges Gesicht, von rothem struppigem Bart- und Kopfhaar umrahmt, und ich meine gewiß, ich müsse es schon einmal wo gesehen haben, vor nicht langer Zeit und in Verbindung mit einem schrecklichen Ereigniß; dennoch weiß ich trotz eifrigen Nachdenkens nicht, wann und wo. Ich rathe deshalb, theure Lady, Ihr thätet doch besser, den Ort zu meiden."

„Nun gut," bestimmte die Schloßherrin nach einigem Nachsinnen, „so werde ich Euch aufsuchen. Aber noch Eins! Vorsicht ist bei allen Dingen gut. Kommt gegen sechs Uhr zu mir und ruft mich in Gegenwart des Dieners zu Euerem kranken Sohn. Wir nehmen dann Robert und Charles zur Sicherheit mit. — Jetzt geht hinunter und laßt Euch von der Wirthschafterin das Körbchen mit Allerlei, was Ihr brauchen könnt, füllen und vergeßt nicht — um sechs Uhr!"

Sie trennten sich, die Eine, um bei dem klugen Vater sich Rath zu holen, die Andere, um, nachdem sie den Korb reichlich gefüllt zurückerhalten hatte, den Heimweg anzutreten und klopfenden Herzens den Park zu durchschreiten, den sie von Räubern besetzt wußte.

IX.

Die Wittwe, in der Schule des Lebens herangereift und geprüft, war klug genug, ihre Erregung zu verbergen; sie wußte nur zu gut, daß, falls sie beobachtet wurde, der Spion ihre Person und ihren Wohnsitz genau kennen müsse. Und so schritt sie denn, ein Liedchen summend, denselben Pfad zurück, den sie gekommen, anscheinend sorglos, in der That jedoch scharf umherspähend. Indessen nichts ereignete sich, was sie aus der Fassung hätte bringen können. Schweigend lag der Wald, selbst die Thierwelt schien in der Mittagshitze zu ruhen. Kein Zeichen deutete an, daß menschliche Wesen in der Nähe sich befänden, es sei denn der bläuliche Rauch, der langsam dort aus dem dichten Ufergebüsch aufstieg und schnell in der klaren Luft sich verflüchtigte. Dem ungeübten Auge erschien er wie leichte Dunstwölkchen, welche die Wärme aus dem ausgedehnten jenseitiger Moorlande hervorlockte.

Dieser Irrthum brachte die einsame Wanderin ungeahnt in die unmittelbare Nähe der Gefahr; denn schon war sie im Begriff, zur Beseitigung aller Zweifel das umliegende Terrain zu untersuchen, als eine ihr selbst unerklärliche Unruhe und Angst sie plötzlich befiel und sie veranlaßte, so schnell als möglich der sicheren Wohnung zuzueilen.

Kaum zehn Schritte von der Stelle, an welcher sie soeben eilenden Fußes vorbeigegangen, lagerten in einer von der Natur angelegten, mit übermannshohem Jungholz fast undurchdringlich bewachsenen Erdvertiefung drei wildaussehende Männer um ein Feuer, dessen Rauch es war, der die Aufmerksamkeit Frau Betty's erregt hatte — eifrig mit der Bereitung eins Jägermahles beschäftigt, dessen Bestandtheile in Gestalt eines bereits abgehäuteten Hasen, sowie mehrerer köstlicher Fasanen auf dem grünen Moosgrunde zerstreut lagen. Das Knacken eines der trockenen Zweige, welche die Gesellen vorsichtshalber auf den Weg geworfen, um das Herannahen eines Störenfrieds vernehmen zu können, veranlaßte einen der Männer, geräuschlos die Böschung zu erklimmen und vorsichtig über den Rand derselben einen Moment hinwegzuschauen.

„Es war nur die Wirthin von drüben", bemerkte er auf die fragenden Blicke der beiden Anderen, indem er seinen Sitz wieder einnahm. „Ich sah sie in das verflucht alte Nest gehen, als ich auf der Wacht lag. Jedenfalls hat sie dem alten Fuchs da oben von seinem Ueberfluß abgenommen, denn ihr Handkorb war bis zum Rande voll von den köstlichsten Sachen: schönes, frisches Gemüse —"

„Ei, Du Tölpel!" schalt einer der Kameraden, „das hätte uns gerade passen können! Warum brannteſt Du ihr nicht einen auf den Pelz, daß sie mindestens die gute Beute im Stiche ließ? So ein jämmerlicher Hund —"

„Und daß uns der Schuß vielleicht die ganze Bande von drunten auf den Hals zog, Du Prahlhans!" entgegnete barsch der erste Sprecher, ein finster blickender junger Mann in starkem büffelledernem Wams und grauem, arg zerschundenen Schlapphut, der Tracht der puritanischen Krieger außerhalb des Felddienstes. „Ueberhaupt muß ich gestehen, daß ich es schon fast bereut habe, mit Euch gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben, so wahr meine Seele auf Erlösung hofft!"

„So wahr sie auf das höllische Feuer hofft!" lachte der Andere roh, ein großer, starkknochiger Mann in halb zerfetzter, soldatischer Kleidung, mit starkem Knebelbart — das getreue Bild eines heruntergekommenen Cavaliers. „Denn dieser Weg, den sie jetzt wandelt, ist sicherlich nicht der, welchen die Schwarzröcke uns vorpriestern. Indessen, wenn Euch Euere Gemeinschaft mit uns nicht paßt, mein Herr — wer hält Euch! Es ist mehr als genug der Ehre für einen so räudigen Hund, die Gesellschaft von Gentlemen

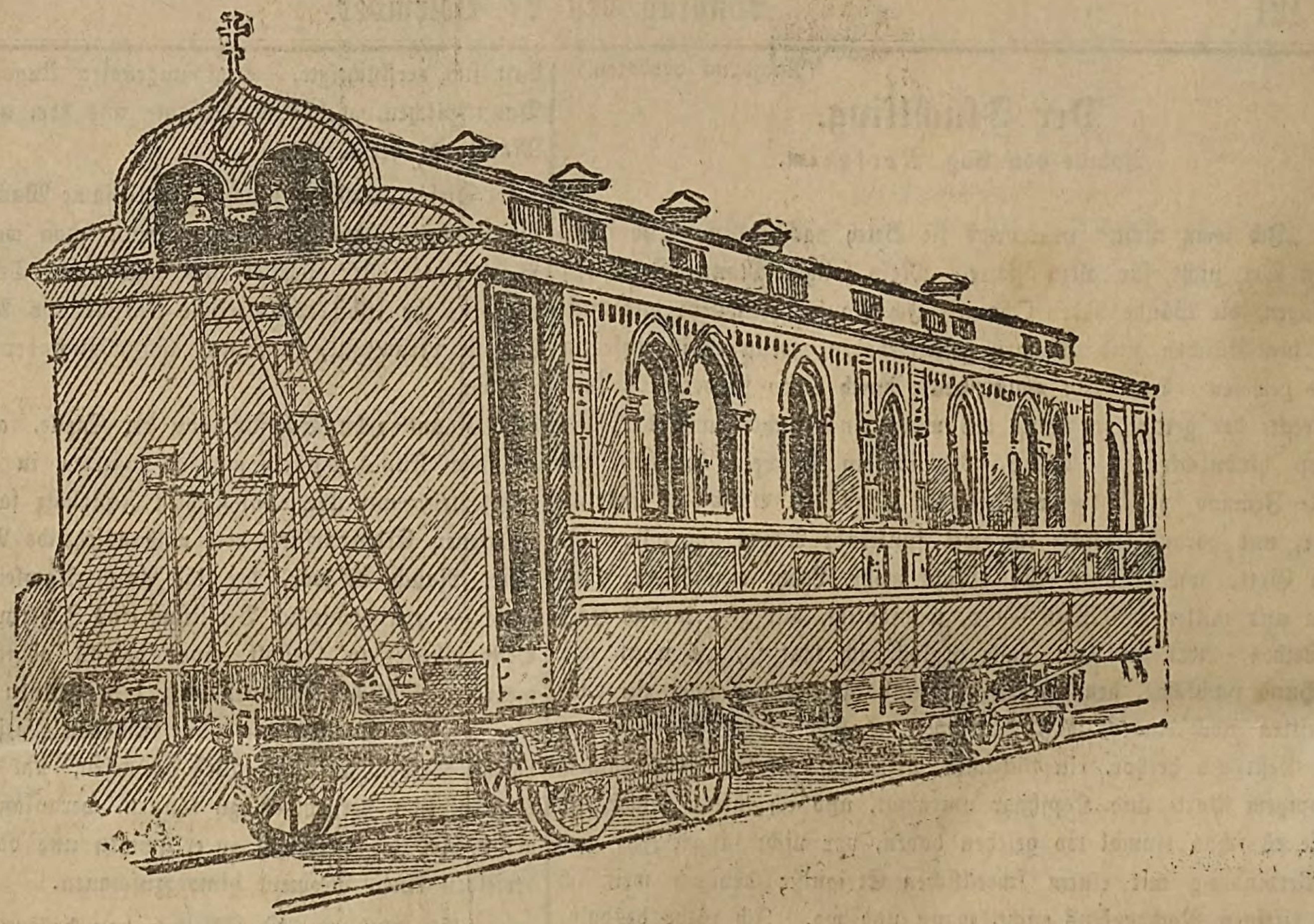
zu genießen, die für des Königs Sache fochten. Warum kommt Ihr zu uns her? Wir haben Euch nicht gerufen, Herr Despard!"

„Weil er mußte!" fiel der bisher schweigsame Dritte ein. „Thu nicht so alberne Fragen, Jones. Seine Parteigenossen haben ihn mit Fußtritten weggejagt — wohin sollte er?"

„Das will ich Euch sagen," rief Despard höhnisch, denn es war in der That kein Anderer als der brutale Cornet, den Sir Cliftons Machtwort niedergeschmettert hatte. „Das will ich Euch wohl sagen, meine Herren Cavaliere! Weil ein Wort von mir Euch Beide dahin bringt, wohin Ihr von Rechtswegen gehört — an den Galgen! Versteht Ihr, von Rechtswegen! Nämlich erstens als notorische Räuber und Strauchdiebe, zweitens als Angreifer der

Jones, nichts destoweniger sich wieder, wenn auch beschämt und zögernd, niederlassend. „Hätte sich der großprahlerische General nicht in Sachen gemischt, die ihn nichts angingen, so hätten wir jetzt Gold im Ueberfluß und längst das herrliche Frankreich erreicht!"

„Ja, wahrhaftig!" wendete sich nun auch der zweite „Cavalier" an Despard, mißvergnügt durch die mit jenen Worten erweckte Vorstellung, daß er sich bei dem geglückten Raube jetzt auf Frankreichs schönen Boden in Sicherheit und Wohlleben hätte ergehen können. Und nun kommt Ihr auch noch mit Eueren vermaledeiten Anschlägen! Es ist wahrlich arg! Den langjährigen Lehensherrn, unseren guten und tapferen Marley, der uns nie böse Miene machte, den kaltblütigen Rundhüten in die Hände zu spielen — es ist eine



Eine fahrende Kirche.

schönen Miß Jane von Eton, was dem Dritten von Euch Schnapphähnen bereits das Leben gekostet hat. Und beim Himmel! ich weiß nicht, was mich noch zurückhält, jenes Wort auszusprechen."

„Dann will ich Dich für immer an der Gelegenheit dazu verhindern, Schurke", rief Jones, wüthend aufspringend und an die Seite greifend, wo jetzt statt des Schwertes nur noch die Scheide desselben hing. Er stutzte.

Despard blieb vollständig ruhig; nur sein Auge folgte aufmerksam jeder Bewegung seines Spießgesellen; und als er sah, wie dieser vergeblich seine Waffe suchte, spielte ein Hohnlächeln um seinen scharfgeschnittenen Mund.

„Wie schade!" sagte er mit schneidender Stimme, „wie jammerschade, daß Du Dein Schwert fort warfst in bloßem Schrecken vor einer nicht einmal geladenen Pistole, während Du, wofern nur ein Fünkchen von Mannesmuth in Deiner Heldenseele gewesen wäre, ohne Zweifel jenen übermüthigen Clifton nebst seinem Begleiter, dem kindischen Farmer, niedergemacht hättest. Ha! Ha! Ihr Ritter des Königs seid zu nichts nütze, als Postwagen auszurauben oder ländlichen Einfaltspinseln das Ohr oder die Nase abzuhauen. Still! sage ich. Wir sind nicht hier, uns zu zanken, sondern uns an unseren Feinden zu rächen und gute Beute zu machen. Du weißt das so gut wie ich. Aber wenn Euch wieder einmal der Hafer stechen sollte, so denkt an Eueren eingescharrten Cumpan!"

„Der Teufel hole den Clifton und Dich desgleichen!" brummte

Schändlichkeit! Entgehen wir auch dem Gehängtwerden, so doch sicher nicht den quälenden Gewissensbissen. Nein, nein — ich will nicht länger mitthun, ich habe keine Lust mehr!"

„Nun, Beverly", versetzte Jones ärgerlich, „wenn Du so denkst, wäre es das Beste, Du gingest Deiner Wege und versuchtest Dein Heil anderswo. Meister Despard und ich werden den Spaß wohl auch ohne Dich zu Stande bringen. Allein es wäre nur Dein eigener Schaden. Bedenke doch: zweihundert Guineen in Gold, dazu freien Abzug!"

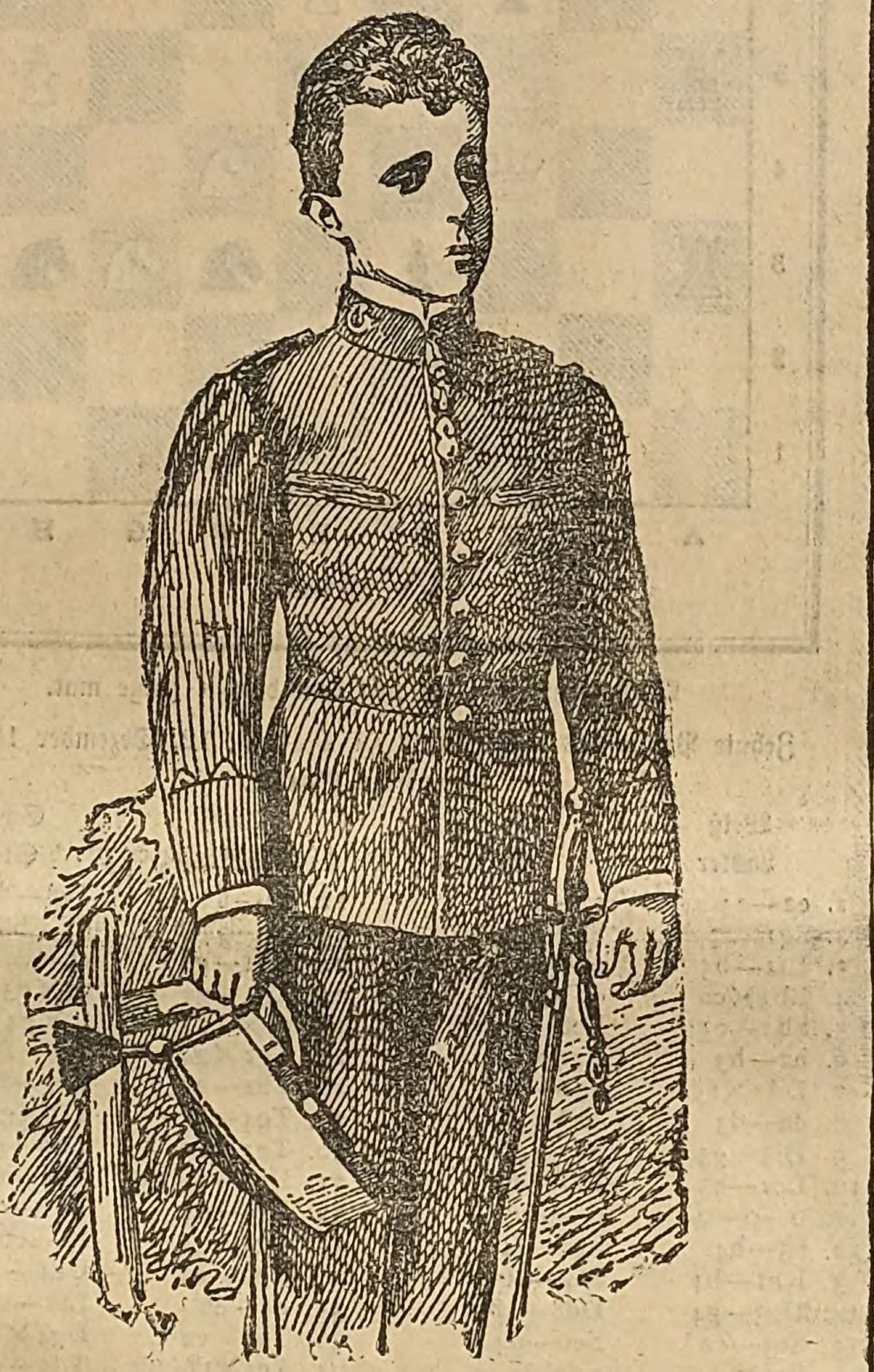
„Zum Henker mit dem Mammon!" schrie Beverly erbost. „Nicht um das Zehnfache würde ich es thun, wenn ich nur sicher jenseits des Canals wäre."

„Aber dahin kannst Du jetzt nicht gelangen, Freund", fiel Despard ein, dem es an der Zeit schien, den drohenden moralischen Bedenken seines Verbündeten Einhalt zu thun.

„Du kannst es nicht, und wenn Dein Seelenheil davon abhinge. Alle Wege sind mit Schleichposten besetzt, und Du hast keinen Heller in der Tasche. Zudem wird es dem armen Marley nicht allzu übel ergehen. Meinetwegen möchte er frei davonkommen, wenn es nicht der zweihundert Guineen wegen wäre — und wenn ich nicht den Hund von Clifton des Einverständnisses mit dem Landesfeinde überführen wollte, um ihn für seine Frechheit und Infamie unter das Beil zu bringen. Komm, Kamerad, den Kopf hoch — Du mußt mit dabei sein!"

„Ich fürchte, Ihr sprecht die Wahrheit“, gab der Räuber seufzend zu. „Allein ich schwöre es Euch bei diesem ganzen nichtsnutzigen Leben, wenn ich einen anderen Ausweg wüßte, — so — nun, reich mir einstweilen die Flasche, Jones, schnell!“ Und den großen, ledernen Behälter an den Mund setzend, spülte er mit einem herzhaften Schluck alle Gewissensbisse hinunter und starrte dann, die Arme über die breite Brust verschränkt, vor sich hin, während seine Genossen in sich hineinlachend Blicke des Einverständnisses mit einander wechselten.

„Aber seid Ihr auch sicher,“ fragte Jones endlich den Puritaner in gedämpftem Tone, „daß der Capitän sich wirklich noch hier befindet? Ich kann es mir noch immer kaum denken, nachdem schon



Alphons XIII., König von Spanien.

zwei Haussuchungen nichts an Licht gebracht haben. Woher wißt Ihr so genau Bescheid?“

„Ich sage Freundchen, er muß hier sein. Bis an die Brücke jagten wir ihn, worauf er spurlos verschwand. Wurde nicht sein Pferd hier angebunden gefunden. Und sah nicht unsere erste Schwadron, die ihm den Weg verlegt haben muß, ohne daß sie es wußte, sah sie nicht eben dieses Mädchen in dem Fischhause! Ich glaube, das ist Beweis genug!“

„Verdacht wohl, aber nicht Beweis!“

„Sei unbesorgt, wir werden nicht betrogen. Halte nur gute Wacht. Hört! Als ich an der Parkmauer auf der Lauer lag, um den unverschämten Jäger des Lord Fairfax abzufangen, vernahm ich, wie der Krämer Bartram — ich vergesse nie eine Stimme, die einmal an mein Ohr schlug — mit jener Frau aus dem Wirthshause sprach. Ich konnte ihre Worte nicht alle deutlich verstehen doch erhellte so viel aus ihrer Unterhaltung, daß sie bei Tage nach dem Schlosse eilen wolle, um wegen der Flucht jenes Patrons Rücksprache zu nehmen. Sobald die Dunkelheit anbricht, müssen wir uns trennen. Du bewachst das Parkthor, Beverly mag sich bei dem Fischhause verbergen, während ich meinen alten Posten an der Mauer einnehme. Doch — das merkt Euch — müssen wir uns Alle still verhalten, nur aufpassen und keinen Angriff irgend welcher Art wagen, sondern uns zur weiteren Berathung hier wieder zusammenfinden, wollen wir nicht alle unsere schönen Pläne selbst zu Schanden machen.“

„Seid Ihr denn auch gewiß,“ fragte Jones eindringlich, da er noch immer nicht ganz überzeugt war, „daß Ihr Euch nicht in der Zeit geirrt, und daß es zu spät ist, den Fuchs zu erwischen? Sind Euch alle Gänge bekannt, die aus dem alten Nest in's Freie münden?“

„Ich sagte Dir schon früher, alter Narr,“ gab Despard ungeduldig und ärgerlich zurück, „es sind nur zwei vorhanden, und diese habe ich gefunden. Der eine ist östlich der Pforte unterhalb der Umfassungsmauer; der andere öffnet sich am Ufer des Stromes, nicht viel größer als ein Fuchsloch — fast wäre er meinen spähenden Blicken entgangen, allein meine Instruktion war zu genau.“

„Und nachdem Alles das in Ordnung ist,“ unterbrach ihn Beverley, der unbemerkt ein eifriger Zuhörer gewesen, „sind wir trotzdem noch auf demselben Punkt. Wir können doch nicht, schwach wie wir sind, gleichzeitig beide Ausgänge besetzen.“

„Oho!“ entgegnete der ehemalige Cornet „dafür laß mich nur sorgen. Wir werden ihn schon zwingen, den Weg zu nehmen, den wir ihm vorschreiben. Ich habe noch einige gute Freunde unter den



Der König von Maoris.

Soldaten, und es bedarf nur eines gefälschten Briefes, um eine Abtheilung hieher zu locken und ihnen die Beobachtung des einen Ganges — ich meine den an der Mauer, der auf die Landstraße führt — zu übertragen. Laßt mich nur machen.“

„Topp!“ rief Jones, in seiner Freude aufspringend und die Hände reibend. „So haben wir gewonnen Spiel! Der Graf ist so gut wie in unserer Gewalt. Ihr seid doch ein schlauer Patron Meister Despard, das muß Euch der Neid lassen.“

Dieser lächelte geschmeichelt. Und er lächelte sogar etwas länger, als nöthig gewesen wäre, denn er ging auch bereits mit dem Plane um, seine Spießgesellen um den Lohn ihrer Mithilfe zu bringen, entweder mit List oder — je nun, wenn es nicht anders gehen sollte, mit Gewalt. Doch noch ehe er seine beiden Helfershelfer, die in den glänzendsten Aussichten schwelgten, welche ihnen sich so zweifellos eröffneten, auf sein mysteriöses Lächeln hätten aufmerksam werden und ihn nach dem Grunde desselben hätten fragen können, gab er seinen Gedanken eine andere Richtung und lenkte durch seine Worte auch seine Bundesgenossen von der Zukunft wie er ab in die Gegenwart hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Eine fahrende Kirche.

In Sibirien wird eben ein coloſſales Kulturwerk geſchaffen. Eine mächtige Eiſenbahn, die das Rieſenland durchziehen und am Stillen Ocean ihr Ende finden wird. Um nun den Arbeitern der Bahn, die in fernen Colonien angeſiedelt ſind, zu ermöglichen, dem Gottesdienſte beizuwohnen, hat die heilige Synode eine Kirche auf Rädern bauen laſſen und der Geiſtliche fährt nun in dem Waggon von Arbeitercolonie zu Arbeitercolonie, lieſt die Meſſe und predigt. Das Innere der Kirche auf Rädern iſt ganz im Stile der ruſſiſchen Kirche, ſehr reich dekorirt.

Alfons XIII., König von Spanien.

Der junge König von Spanien entwickelt ſich zur Freude ſeiner Umgebung und ſeines Landes auf das Prächtigſte und nun iſt er ſchon Infanteriecadet. Er trägt mit Stolz die Uniform der Zöglinge der ſpaniſchen Cadeten-Inſtitute und in dieſer kleidſamen Tracht iſt er auch auf unſerem Bilde zu ſehen. Seine Mama iſt bekanntlich eine öſterreichiſche Erzherzogin, Maria Chriſtine, Tochter des weiland Erzherzogs Carl Ferdinand. Alphons XIII. iſt am 17. Mai 1886 geboren, hat alſo heuer das zehnte Lebensjahr vollendet. Er kam wenige Monate nach dem im November 1885 erfolgten Tod ſeines Vaters zur Welt und wurde ſofort unter Regentſchaft ſeiner Mutter zum König proclamirt. Er hat zwei Schweſtern, die 16jährige Infantin Maria de las Mercedes und die 14jährige Infantin Maria Thereſia.

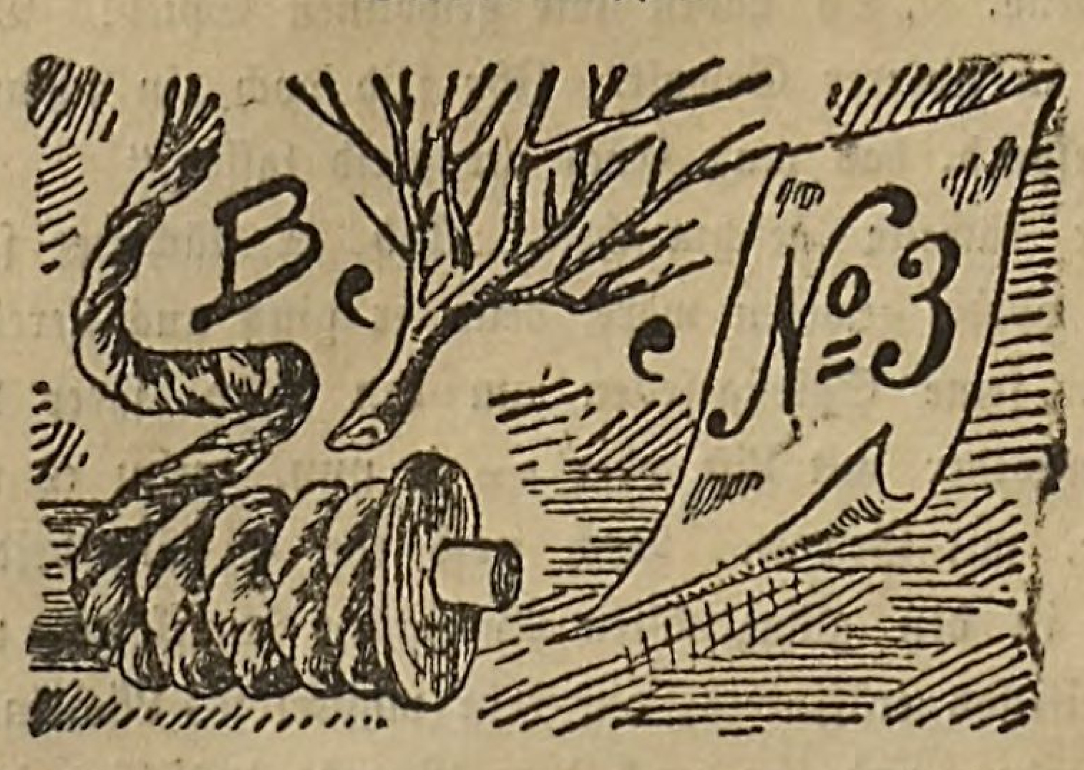
Der König der Maoris.

Die Maoris ſind die Urbevölkerung von Neuſeeland, einer Inſelgruppe im Stillen Ocean, welche unter engliſcher Herrſchaft ſteht. Sie gehören zur polyneſiſchen Völkerfamilie und zeichnen ſich durch Bildungsfähigkeit, aber auch durch Stolz, Kriegsluſt und Grauſamkeit aus. Wir bringen hier das Bild des Königs der Maoris aus dem Ngaiterangi-Stamme. Bemerkenswerth iſt die ſorgfältig ausgeführte Tätowirung, die ſich in ſymetriſchen Ornamenten über das ganze Geſicht erſtreckt und dadurch hergeſtellt wird, daß zuerſt die Haut mittelſt ſpitzer Gegenſtände aufgeritzt und dann Farbe in dieſelbe eingerieben wird, was ſich ſo lange wiederholt, bis die Zeichnung unauslöſchlich eingeprägt iſt.

Logogriph.

Mit g ſieht gern man's roſig blüh'n;
Mit ſ ſuch' es im Schleſierlande;
In das mit n laß Waſſer ſprüh'n;
Um t Matroſen ſich bemüh'n;
Mit z iſt's eine läſt'ge Bande.

Bilderräthſel.



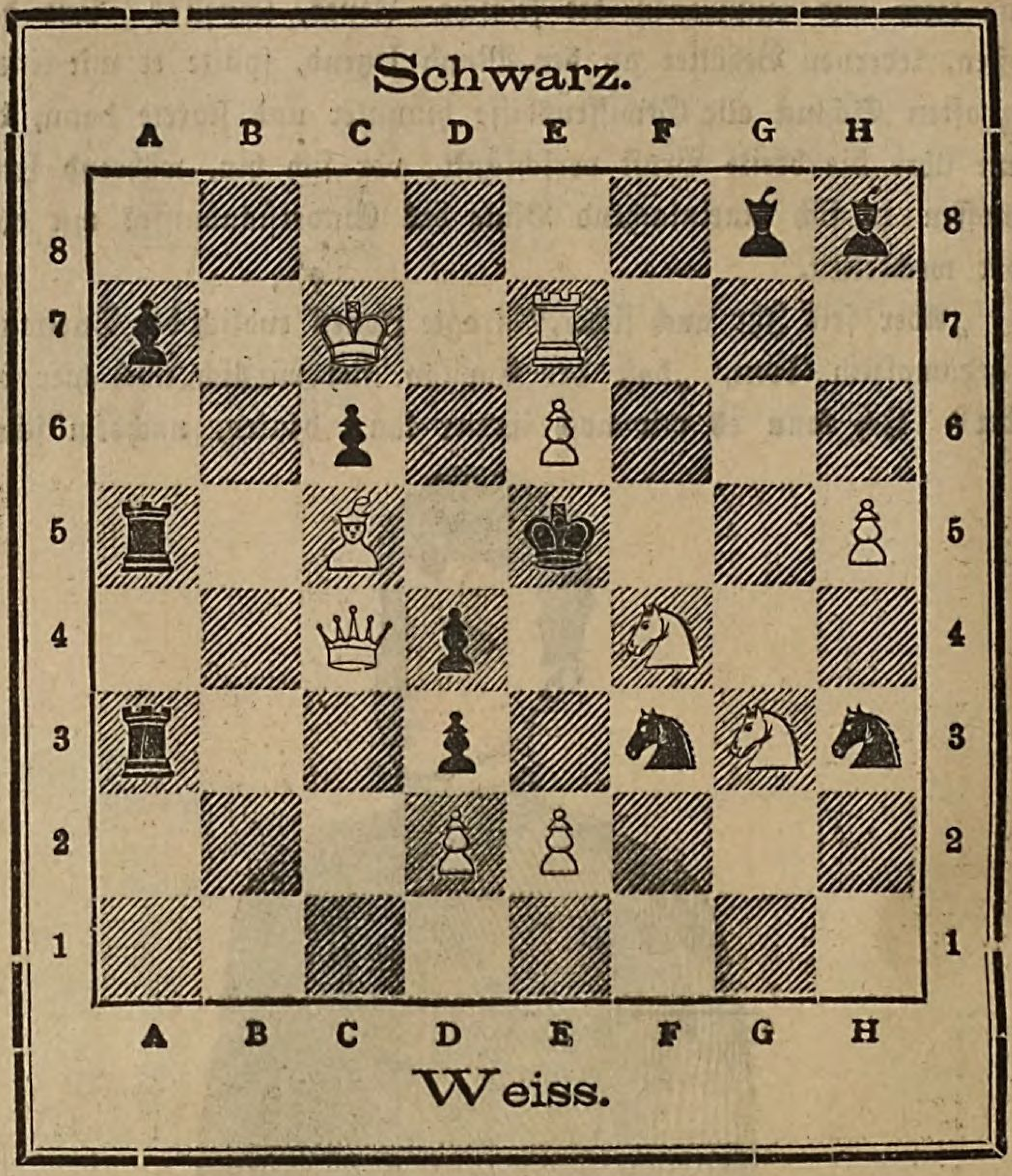
Auflöſung der Homonyme in Nr. 120:
Seine, Seife, Seile, Seide.

Auflöſung des Bilderräthſels in Nr. 120:
Champagnerlaune.

Schachzeitung № 235.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Joſ. Svejda in Prag.



Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge mat.

Zehnte Partie des Wettkampfs zu Moskau, 12. Dezember 1896.

Spaniſche Partie.

Weiß Lasker	Schwarz Steinitz	Weiß Lasker	Schwarz Steinitz
1. e2—e4	e7—e5	22. h4—h5	Ta8—d8
2. Sg1—f3	Sb8—c6	23. g2—g4	b7—b5
3. Lf1—b5	a7—a6	24. Td1—g1	c5—c4
4. Lb5×c6	d7×c6	25. Tg1—g2	c4×d3
5. Sb1—c3	Lc8—g4	26. c2×d3	f5×g4
6. h2—h3	Lg4×f3	27. Tg2×g4	Tf8—f5
7. Dd1×f3	Sg8—e7	28. Th1—g1	Le7—f8
8. d2—d3	c6—c5	29. Tg4—g5	Tf5×g5
9. Df3—g3	Se7—g6	30. Tg1×g5	Td8—d5
10. Lc1—e3	Lf8—d6	31. De2—f3 (b)	Td5—d7
11. o-o-o	o—o	32. Df3—e4	Td7—d5
12. h3—h4	Sg6—f4	33. Tg5—g2	c7—c6
13. Kc1—b1	Sf4—e6	34. Tg2—e2	De6—g4
14. Dg3—g4	Dd8—e8	35. e5—e6	Lf8—e7
15. Sc3—e2	Se6—d4	36. Te2—c2	Dg4×h5 (c)
16. Se2×d4	e5×d4	37. Tc2×c6	Td5—d8
17. Le3—h6	Ld6—e5	38. Tc6×a6	Dh5—e8
18. Lh6—c1	De8—e6	39. Ta6—a7	h7—h5
19. Dg4—e2	f7—f5 (a)	40. f4—f5	h5—h4
20. f2—f4	Le5—d6	41. De4—g4	Schwarz
21. e4—e5	Ld6—e7	gibt die Partie auf. (d)	

a) Dadurch, daß Schwarz den weißen e Bauern zum Freibauern werden laſſen muß, kommt es in Nachtheil.

b) Gut geſpielt; es droht f4—f5—f6 bzw. e6.

c) Auch 36. Dg4—e6 kann den weiteren Verlauf nicht ändern.

d) Es droht Lc1—h6 bzw. g5, was die ſchwarze Dame wegen Ta7—f7 nicht hindern kann.

Löſung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 231 von Joſeph.

1. Lc3—a1 / Beliebig. 2. K., D., T., L., S. ‡

Richtige Löſungen gingen ein von Joſ. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von G. Geiſel, B. H. —, R. Kern, Karl Müller, Guſtav Schmidt L. Schönhuber, J. B. Schuler und C. Tr. —.

Briefkaſten: Ch. W. in M. und X. G. hier. In der Aufgabe Nr. 233 ſcheitert 1. Ta5×c5 an Ke5—d6 oder a6—a5.

Notiz: Zuſchriften, Löſungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieſes Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet ſich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im ſog. Speiſezimmer** und **Sonntag Nachmittags im ſeparirten ſog. Weinzimmer.** — Schachfreunde als Gäſte ſind ſtets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joſeph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 1. Montag den 4. Januar. 1897

13 (Nachdruck verboten.)

Der Flüchtling.

Novelle von Aug. Northeim.

Der alte Graf führte seinen Gast selbst die verschlungenen Gänge bis an die eiserne Fallthüre, welche den Weg zu den unterirdischen Kanälen verschloß, mit dem Versprechen, hier eine Stunde der etwaigen Rückkunft des Flüchtlings zu warten. Seine Geduld wurde nicht lange auf die Probe gestellt.

Kaum zwanzig Minuten waren vergangen, als Marmaduke athemlos wieder anlangte. „Ich fand das Zeichen nicht", berichtete er keuchend, während beide eiligst den Weg nach dem zweiten Ausgange einschlugen, „und wagte deshalb, vorsichtig kriechend, die Landstraße entlang zu spähen. Nicht weit davon hielt ein Trupp feindlicher Reiterei. Das leise Geräusch machte einen Vorposten in meiner Nähe beunruhigt haben, ein Schuß fiel. Doch glaube ich nicht, daß ich gesehen worden bin."

Sie erreichten den in's Freie leitenden Bogengang. Noch einmal umarmte der alte Mann seinen Schützling, des Himmels Segen auf ihn herabflehend, dann entließ er ihn und lauschte lange ängstlich auf jeden Ton — nichts Unheilvolles drang jedoch an sein Ohr. Als zwei Stunden verstrichen waren, ging er zu seiner Tochter, ihr die freudige Nachricht zu hinterbringen, daß der Freund ihres Herzens unzweifelhaft das Weite gewonnen.

Noch hatte die Schloßuhr nicht zur Verkündigung der achten Stunde angesetzt, als der junge Cavalier das Ende des gewölbten Ganges erreichte. Obgleich er in der Finsterniß kein Anzeichen einer drohenden Gefahr entdecken konnte, so erinnerte er sich doch der ihm gewordenen strengen Warnung des Krämers und harrte klopfenden Herzens in seinem Versteck auf das verabredete Zeichen. Alsbald ertönte vom Ufer her ein eintöniger Pfiff, dem zwei weitere in kurzen Zwischenpausen folgten. Obgleich kein menschliches Wesen sich zeigte, so zögerte Marmaduke doch keinen Augenblick, dem Rufe der ihm wohlbekannten Laute Folge zu leisten.

Er erreichte das Freie. Aber kaum war es ihm gelungen, sich aus der gebückten Stellung aufzurichten, als er sich auch schon von zwei kräftigen Armen gepackt fühlte. Im Nu hatte er das Schwert gezogen, und ungeachtet seiner schwierigen Lage dem unbekannten Angreifer gegenüber, erfaßte sein schneller Blick doch gleich die Gestalten der befreundeten Männer, welche aus dem Grase hervorbrachen und zu seiner Hilfe über die Brücke herbeieilten. Zu spät! Ehe der Ritter zum Stoße ausholen konnte, traf ihn der wohlgezielte Streich eines der drei Raubgesellen, der ihn rücklings in das sandige Bett des Gewässers niederstreckte. Glücklicherweise hatte er sich im Fallen so gewendet, daß das Gesicht nach oben lag und sein Kopf an einem vorstehenden Stein Stützpunkt fand; denn sobald er niedergeworfen war, kniete sein Widersacher auf seine Brust und er wäre sonst unfehlbar ertränkt worden. Mittlerweile hatten sich die beiden anderen Landstreicher, als sie den Grafen bezwungen sahen, dem Krämer und dem tapferen Farmer entgegeworfen und bedrängten auch dieselben so hart, daß die beiden Freunde sich außer Stande sahen, dem Cavalier hilfreiche Hand zu leisten. Schon glaubten sie sich gezwungen, den hageldicht fallenden Streichen ihrer Gegner weichen und sich auf Gnade und Ungnade ergeben zu müssen, da erschien plötzlich ein ebenso unerwarteter als kräftiger Beistand.

Unter einem grauenvollem Gebrüll rannte in weiten Sprüngen eine furchtbar anzusehende Gestalt mit langen, dünnen Armen, die gespenstisch in der Luft fochten, den Uferhang hinab auf Despard zu, denn dieser war es, welcher, feige genug, sein hilfloses Opfer im Wasser festhielt und zu erdrosseln strebte. Einem Tiger gleich riß das mit übermenschlicher Kraft begabte unheimliche Wesen den Soldaten empor, preßte den Hals desselben mit seinen Fäusten wie in einen Schraubstock und stieß den Kopf des vor Schreck Gelähmten so lange gegen das Gestein, bis das Blut dem Erstickenden schäumend aus Mund und Nase stürzte, und endlich der leblose Körper des Erdrosselten zurückfiel. Ein triumphirendes Geheul, dem Wahnsinne entflammend, vollendete das entsetzenerregende Rachewerk.

Alles das geschah in wenigen flüchtigen Augenblicken. Kaum fühlte Marmaduke sich befreit von der auf ihn liegenden Last, so richtete er sich, mit aller Kraft eine Anwandlung von Ohnmacht bekämpfend, wieder auf und eilte mit geschwungenem Schwert den im ungleichen Kampfe unterliegenden Freunden zu Hilfe. Allein es bedurfte hier keiner Hilfe mehr. Als die beiden Banditen jenes teuflische Gebrüll hörten und aus demselben Gebüsch, in welchem sie verborgen gelegen, eine schwarze, wahrhaft dämonische Gestalt ihrem Gefährten an den Hals springen sahen, da ergriff sie abergläubisches Entsetzen. „Der böse Feind! Flieht!" schrie der Zweite; und vor ihren fast überwundenen Gegnern das Feld räumend, brachen sie in panischem Schrecken durch das Gestrüpp und suchten unter lauten Angstrufen das Weite, ohne sich umzublicken.

Die Befreiten wandten sich jetzt zu ihrem Retter. Dieser schüttelte noch immer den Leichnam seines Todfeindes triumphirend in seinen Fäusten, und die kindische Freude des Irrsinnigen über das vollbrachte blutige Werk erfüllte die Herzen der starken Männer mit Grausen. Jetzt entrangen sich einzelne Laute der Kehle des wilden Knaben: „Ha! Ha! — Treuer Hund — tödten! — Schlagen — armer Martin. — Böser! — Da! — Da!" und mit gewaltiger Kraft schleuderte er die Leiche in's Wasser, stieß ein gellendes Gelächter aus, blickte wild rollenden Auges und stürzte, ehe die drei Freunde sich dessen versahen, mit den Händen in die Luft fahrend, rückwärts in's Moor.

„Um Gottes willen! Er ist verwundet! Er stirbt!" schrie der junge Graf mitleidvoll — „seht nur, seht, wie er in Todeszuckungen ringt!" und wollte zu dem Unglücklichen hinspringen.

„Beruhigt Euch!" tröstete John Roster, Marley zurückhaltend. „Beruhigt Euch, edler Herr! Es ist nur ein heftiger Krampfanfall, wie er den armen Burschen stets bei großen Gemüthserregungen er-

greift. Ihr wißt doch nicht mit ihm umzugehen. Ihr könnt ihm nicht helfen."

„Und wer ist es denn?" fragte der Jüngling erstaunt. „Ihr kennt ihn? Was führt ihn hieher? Was ist die Ursache seiner Erbitterung gegen den Soldaten?"

„Es ist der unglückliche Sohn der Wirthin drüben. Er verfolgte unablässig den Rundhut, weil dieser in roher Weise seinen steten Begleiter, einen alten treuen Hund, getödtet. Doch Bartram



mag Euch das Alles ausführlich erzählen, wir haben jetzt keine Zeit zu weitläufigen Erklärungen," drängte der Farmer, „eilt jetzt. Ich werde unterdessen hier Alles in Ordnung bringen, den armen Kranken bewachen und später, wenn er wieder gehen kann, zu seiner Mutter bringen. Ich muß eine Geschichte erfinden, wie und wo ich ihn angetroffen, um das Blut an seinen Kleidern erklären zu können."

„Bindet dem Todten einen Stein um den Hals", rieth der Krämer, „und werft ihn weiter in den Fluß hinein. Der Strom wird ihn fortreißen und ihm unterhalb des Wasserfalles ein kühles Bett bereiten, wo er unentdeckt einen ewigen Todesschlaf halten kann. Jetzt, Herr Graf, kommt schnell. Der Regen wird bald beginnen, und wir haben noch einen anständigen Ritt bis zum Tagesgrauen zu machen. Ich führe Euch, die Pferde stehen bereit."

„Gott mit Euch!" sagte der alte Landmann mit thränenerstickter Stimme, den Davoneilenden tiefbewegt die Hände schüttelnd. „Fahrt wohl!" Und die Flüchtlinge entschwanden bald seinen Augen in der Dunkelheit.

XII.

Vier Ihre sind verstrichen.

In einem der anmuthigsten und fruchtbarsten Thäler des gesegneten Frankreich, inmitten reicher Weinberge und wogender Kornfelder, liegt an einer Bergwand ein freundliches Schlößchen, umgeben von wohlgepflegtem Garten und Parkanlagen.

Auf dem verandaartigen Vorbau, unter einem ausgespannten Zelttuch, ruht eine junge Frau, an deren zarten Zügen wir unschwer die Tochter des edlen Grafen von Eton erkennen. Das Glück leuchtet ihr aus den blauen Augen, als sie auf den blondlockigen Knaben zu ihren Füßen schaut, und dennoch lagert um den lieblichen Mund ein Hauch von Schwermuth.

Die feine Handarbeit ruht nachlässig im Schooße, während die junge Frau träumerisch und sinnend den Blick auf die fernen blauen Berge richtet, jene Berge, welche sie trennen von dem so lange entbehrten Heimathlande.

Horch! Trompetentöne schallen vom Thal herauf. Das Kind jauchzt laut und schlägt die kleinen Händchen zusammen. „Der Vater, der Vater kommt!"

Das junge Weib hat sich erhoben; sie drückt die Hand auf das klopfende Herz. Er kommt, der so lange Abwesende, der Geliebte. Wird er endlich die Erfüllung der gehegten Hoffnung bringen? Wiederum schmettert eine lustige Fanfare, schon näher als vorher. Die Mutter preßt den holden Knaben in die Arme, daß er höher aufjauchzt; hell flattert das weiße Tuch zum Willkommen im Abendwinde.

Ein Reiter sprengt den sich schlängelnden Bergpfad hinan, grüßend schwenkt er den Hut — jetzt verbirgt ihn ein Felsvorsprung — und jetzt — jetzt steht der feurige Rappe, der Reiter schwingt sich herab, und Weib und Kind gleichzeitig in die Arme schließend, drängt sich nur das eine Wort über die bärtigen Lippen: „Frei!"

Und er ist frei. Endlich, nach Jahren der Sehnsucht, ist den Flüchtigen die Rückkehr in die Heimath gestattet worden; endlich darf er dem greisen Vater die Tochter wieder zuführen, kann er mit Vaterstolz dem Alten das goldhaarige Enkelkind in die Arme legen. Frei! Frei! Die Sonne senkt sich tiefer, ihr letzter Schein beleuchtet eine Gruppe glücklicher Menschen. Ihre Gedanken fliegen

zurück zu jenem Abend, wo der Geliebte das sichere Asyl des Schlosses verließ, um ungekannten, heimlich drohenden Fährnissen zu trotzen, zur Angst der Zurückbleibenden den Abenteuern des nächtlichen Rittes. Sie durchleben noch einmal die Tage und Wochen bangster Ungewißheit — bis zu dem Bunde, den der Priester für ihr ganzes Leben einsegnete, ein glücklicher Bund, dem nur noch die Luft der Heimath fehlte.

Und jetzt ist auch dieser Abschluß nahe, alles Leid ist vorüber, das Erlebte liegt wie ein schwerer Traum hinter ihnen — in lichten Farben erscheint die Zukunft, sie birgt für Alle Segen, Frieden Glück!

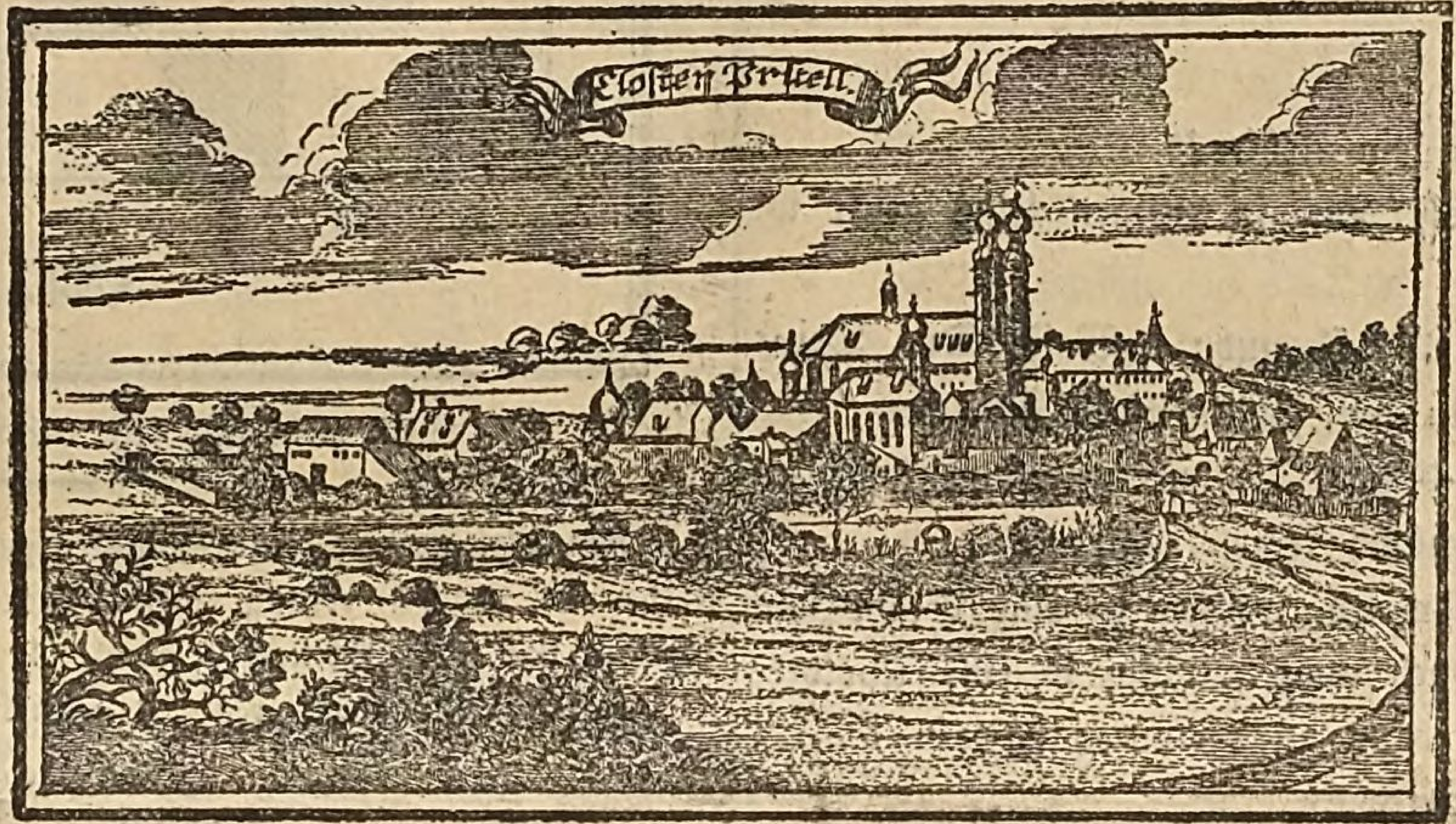
Karthaus-Prüll.

Bischof Gebhart I., der Nachfolger des heiligen Wolfgang auf dem bischöflichen Stuhle von Regensburg, gründete mit Beihilfe seines Bruders Rapoto im Jahre 997 auf einem eingetauschten St. Emmeramer Grunde das Kloster Prüll, eine halbe Stunde südlich von Regensburg, ursprünglich für Benediktiner, und weihte später die Kirche zu Ehren des heiligen Geistes, der heiligen Vitus, Georg und Bartholomäus. Eben in der vollsten Blüthe stehend, wurden Kloster und Kirche im Kriege zwischen Kaiser Heinrich V. und seinem Vater Heinrich IV. im Jahre 1105 in einen Steinhaufen verwandelt, von Bischof Hartwig I. jedoch bald wieder hergestellt. Obschon das Kloster durch Schankungen von Kaisern, Königen, Fürsten und den Bischöfen von Regensburg ungemein bereichert wurde, sank, durch verschiedene mißliche Umstände veranlaßt, dessen Wohlstand allmählig so sehr, daß die Mönche kaum mehr im Stande waren, ihren Unterhalt zu bestreiten und in anderen Klöstern Aufnahme zu suchen genöthigt waren. Der gänzlichen Auflösung nahe, rettete das Kloster Herzog Albert IV. von Bayern, indem er mit Bewilligung des Papstes 1484 den Karthäuser-Orden einführte, für welchen derselbe eine besondere Vorliebe hatte, und Mönche dieses Ordens aus Nürnberg berief. Während des dreißigjährigen Krieges wurde die Karthause von den Schweden großentheils zerstört; unermeßlichen Schaden erlitt das Kloster auch durch den Verlust von Kunstwerken und Gemälden. Nur langsam erholte es sich von den Kriegsschäden.

Auch die Kirche, ein alter, ursprünglich romanischer Bau mit gothischem Chor (von den Benediktinern neu erbaut zwischen 1454 und 1480) wurde schwer beschädigt; nur die alte Grundform blieb erhalten.

Ein schönes Epitaphium aus dem Jahre 1666, welches dem bei der Belagerung Regensburgs 1634 gefallenen und hier begrabenen tapferen Grafen Marcus Octavian von Fugger dessen Bruder Maximilian errichten ließ, befindet sich noch rückwärts in der Kirche. Die früher hier befindlichen großen werthvollen Bilder sind größtentheils verschwunden; zahlreiche interessante Grabdenkmäler im Laufe der Zeit zu Grunde gegangen. Patron der Kirche ist der heilige Vitus, dessen Bild auch im Klosterwappen erscheint. Bemerkenswerth sind in der jetzt wieder restaurirten Kirche die schönen Chorstühle.

Unmittelbar unter dem Hochaltare entspringt die berühmte Veitsquelle, welche unter dem Namen „Vitusbach" schon zur Karolingerzeit zur Stadt geleitet wurde. Das Wasser dieser Quelle galt von jeher als gesund und heilkräftig und wurde von Kaisern und Fürsten, welche hier gerne Aufenthalt nahmen, besonders hochgeschätzt. Kaiser Ferdinand II., sowie Königin Eleonore ließen sich dasselbe sogar bis nach Wien bringen; der spanische Gesandte a Doria soll es sogar auf seinen Reisen mit sich geführt haben.



Zufolge des Reichsdeputations-Hauptschlusses von 1803 verfiel auch das Kloster Prüll gleich den übrigen bayrischen Klöstern der Säcularisation; die Gebäude gingen in die Hände von Privaten über, in welchen nun (seit 1830), durch bedeutende Neubauten bis zur neuesten Zeit vielfach erweitert, sich die Kreisirrenanstalt für Oberpfalz befindet.

Von der Einführung des Karthäuser-Ordens bis zur Aufhebung des Klosters standen an der Spitze desselben im Ganzen 45 Priore, von 1766 an 3 Aebte, deren letzter Nicolaus Rastbauer (gest. 1806) war. Durch hohe Gelehrsamkeit zeichneten sich in hervorragender Weise aus die Karthäuser-Mönche: Ulrich Certo (gegen Ende des 15. Jahrhunderts) und Jeremias Grunewald († 1626), früher Protestant, der bekannte Chronist seiner Vaterstadt Regensburg; dann die Priore Laurentius Wartenberger, gleichfalls früher Protestant († 1667) und Sigmund Diez († 1719).

Humoristisches.

(Zu viel verlangt.) Lehrling (heulend zum Prinzipal). „Herr Schulze, der Buchhalter hat mir vorhin ein paar Ohrfeigen heruntergehaut und —"

Prinzipal (zerstreut): „Na, Du verlangst doch nicht etwa, daß ich Alles allein thun soll?"

(Falsch verstanden.) Richter (zum Angeklagten): „Sind Sie unbescholten?"

Angeklagter: „Herr Richter, da kennen Sie meine Alte schlecht."

(Malitiös.) Herr: „Wie alt sind Sie eigentlich, Fräulein Melanie?"

Aeltere junge Dame: „Ich vollendete mein achtzehntes Lebensjahr."

Herr: „Ihr achtzigstes? . . . So alt sehen Sie doch noch nicht aus!"

(Auf der Jagd.) Diener: „Herr Baron, der Karo apportirt ein Huhn!"

Baron: „Famos! Also doch getroffen!"

Diener: „Aber es ist schon gebraten!"

Baron: „O weh! Mein Frühstück!"

(Der nervöse Zuhörer.) Fräulein Krähhuhn (am Gesellschaftsabend, singt): „Ich möcht' am liebsten sterben — da wär's auf einmal still!"

Herr (für sich): „Wenn sie's nur thät'!"

(Ein Hieb.) Hausirer: „Haben Sie Hasenfelle zu verkaufen?"

Wirth: „Nein, wie oft habe ich's Ihnen schon gesagt!"

Hausirer: „Auch nicht Katzenfelle?"

(Ein nobler Student.) „Warum willst Du denn das Zimmer nicht miethen?"

„Es ist mir zu billig!"

„Nu hörst Du, das ist doch kein Fehler!"

„Allerdings nicht! Aber weißt Du, so billigen Zins genir ich mich schuldig zu bleiben!"

(Eine Außerordentliche.) Freund: „Weißt Du, Deine Frau ist doch in jeder Hinsicht ein außerordentliches Frauchen."

Junger Gatte: „Stimmt — was die mir zusammenkocht — dafür findest Du im stärksten Kochbuch keinen Namen."

(Schlagfertig.) Ein Landmann, welcher in eine Stadt kam und sich dort neugierig umsah, guckt auch zufällig in eine Apotheke und fragte den Provisor, was er denn zu verkaufen hätte?

„Schafsköpfe!" lautete die Antwort.

„Nun, da muß ja Ihr Geschäft gut gehen", antwortete der schlagfertige Bauer, „denn ich sehe nur einen auf Lager."

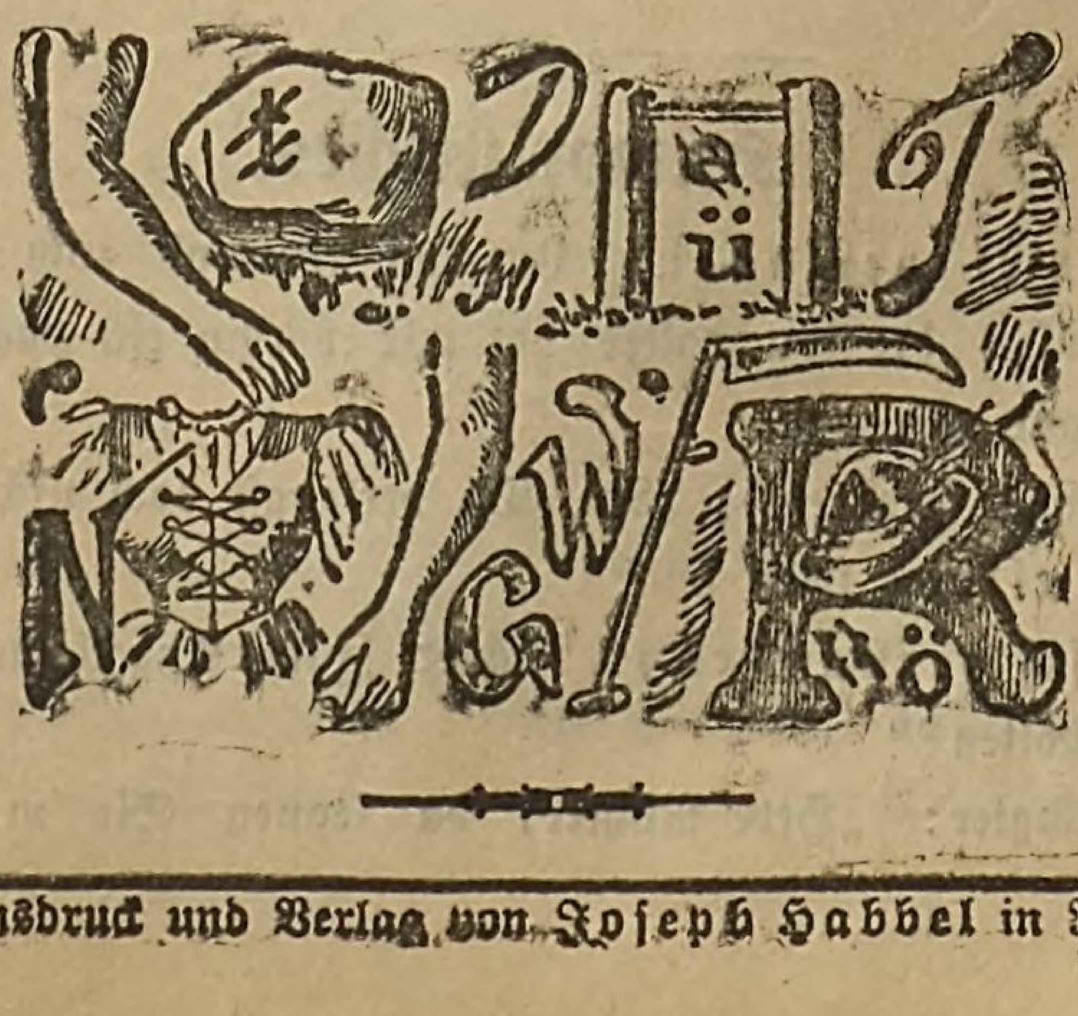
(Bescheiden.) „Sie, Meister, haben Sie denn gar keine Beschäftigung für mich; Sie glauben gar nicht, mit wie wenig Arbeit ich zufrieden bin!"

Anagramm.

Uns're Mutter ist's, die Alle nährt,
Doch zuletzt uns Alle auch verzehrt;
Keine Freude gibt's, die sie nicht spendet,
Kein Vergnügen auch, das sie nicht endet.

Oft ist's ungekünstelt, oft studirt;
Oft ganz einfach, schwulstig oft, verziert;
Ist nicht sichtbar, kann jedoch verletzen,
Kann belehren auch und kann ergötzen.

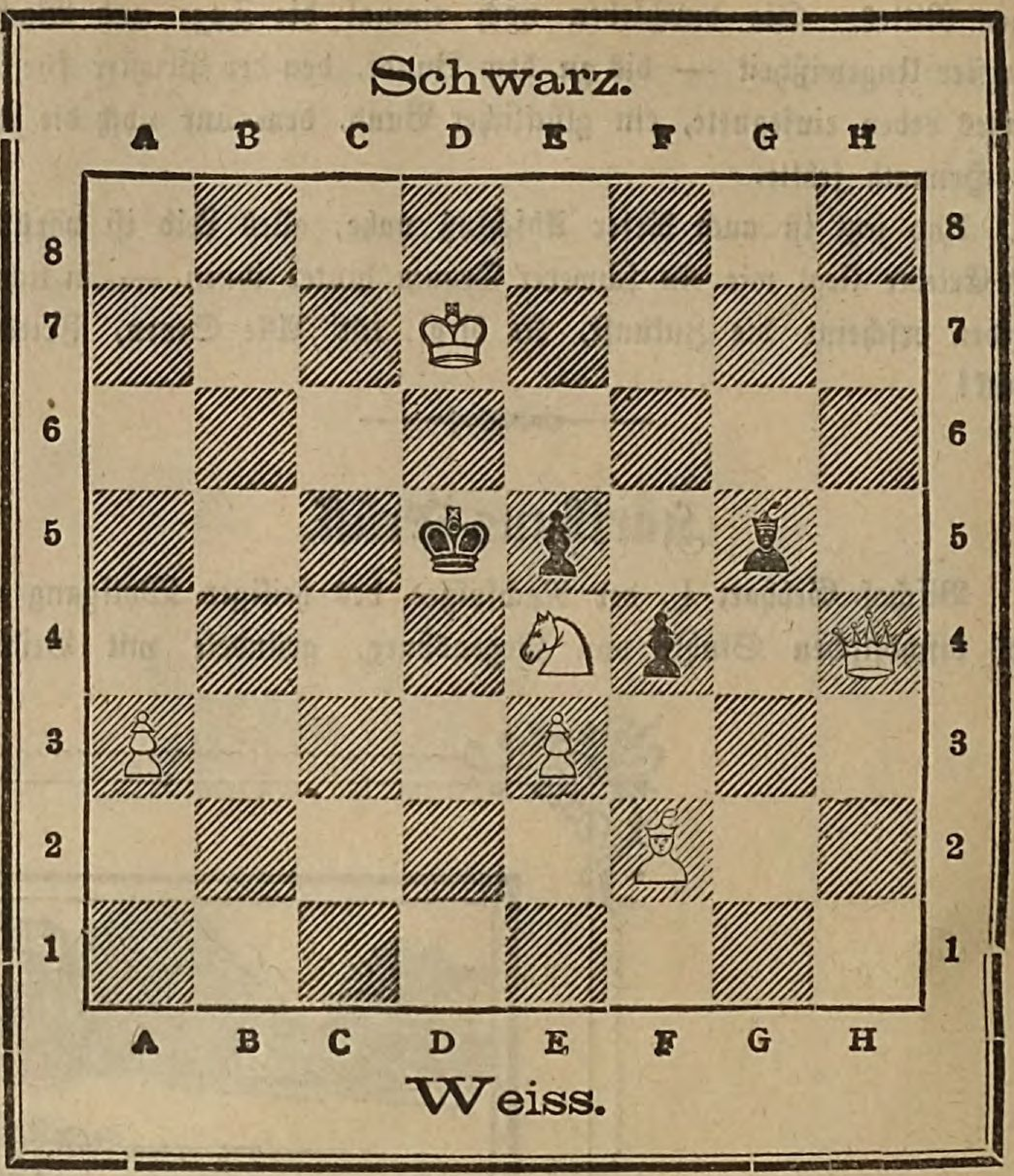
Bilderräthsel.



Schachzeitung № 236.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von H. Buchheit in Regensburg.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Im Wettkampf Steinitz—Lasker gewann Lasker die 10. und 11. Partie, in der 12. dagegen errang Steinitz seinen ersten Sieg. Stand am 23. Dezember: Lasker 7, Steinitz 1, remis 4.

Zwölfte Partie des Matches gespielt zu Moskau am 23. Dezember.

Spanische Partie.

	Weiß Lasker	Schwarz Steinitz		Weiß Lasker	Schwarz Steinitz
1.	e2—e4	e7—e5	16.	a4×b5	a6×b5
2.	Sg1—f3	Sb8—c6	17.	Sf3—e1	Th8—f8
3.	Lf1—b5	a7—a6	18.	f2—f3	Tf8—f7
4.	Lb5—a4	d7—d6	19.	Sd2—b3 (b)	Sf6×e4
5.	d2—d4	Lc8—d7	20.	Lc1—b2 (c)	Se4—d6
6.	Lc4—b3	Lf8—e7	21.	Th1—f1	Sd6—c4
7.	d4×e5	d6×e5	22.	Lb2—c1	Sc6—e7
8.	Dd1—d5	Ld7—e6	23.	Lc1—g5	Se7—d5 (d)
9.	Dd5×d8 +	Ta8×d8	24.	Lg5×d8	Sd5—f4 +
10.	Lb3×e6	f7×e6	25.	Ke2—d1	Tf7—d7 +
11.	c2—c3	Sg8—f6	26.	Kd1—c2	Sc4—e3 +
12.	Sb1—d2	Le7—c5	27.	Kc2—b2	Se3×f1
13.	b2—b4	Lc5—a7	28.	Ld8—g5	Sf1—e3
14.	a2—a4	b7—b5 (a)	29.	Lg5×f4	e5×f4
15.	Ke1—e2	La7—b6	30.	Ta1—c1	e6—e5

Weiß gibt die unhaltbare Partie auf.

a) Nothwendig wegen des drohenden Verlustes des Bauern e5 durch 15. b4—b5.

b) Dieses grobe Uebersehen kostet die Partie. Dasselbe läßt die Angabe, daß Lasker unpäßlich war, als glaubhaft erscheinen.

c) Der Springer kann offenbar nicht genommen werden.

d) Ein eleganter Entscheidungszug.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 232 von Palkoska.

1. Sh4—g6 / Sf1×e3	2. Dg5—e5 + / Kd4—d3	3. Sg6—f4 ‡
1. . . . . . / Sf1 beliebig.	2. Te3—d3 + / K×T, B×T,	3. Dg5—d2, e5 ‡
1. . . . . . . / g4—g3	2. Sg6—f4 / K×T, S×T, g7-g6	3. Le7-c5, Dg5×g7, Sf4-e2 ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von G. Geisel, Xav. Greiner, B. H. —, R. Kern, Karl Müller, Gustav Schmidt, L. Schönhuber, J. B. Schuler und C. Tr. —.

In dieser Aufgabe hat C. Tr. auch eine Nebenlösung gefunden mit 1. Sh4—f5 + 2. Sf5—d4, d6+ 3. Dg5—c5, Sd6—b5 ‡.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 3. Sonntag den 10. Januar. 1897

1 (Nachdruck verboten.)

Eine Ballnacht.

Erinnerungen eines Detektives, erzählt von A. F. Green.

I.

Ein geheimnißvolles Rendezvous.

Zuweilen begegnet es einem Detektiv, während er mit der Erforschung einer Sache beschäftigt ist, daß er, ohne es zu ahnen, in die Geheimnisse eines andern eindringt. Aber selten ist mir dies auf eine so unerwartete Weise und unter so seltsamen Umständen begegnet, als in dem Fall, den ich jetzt erzählen will.

Seit einiger Zeit hatte sich die Behörde in Washington vergebens bemüht, einer Fälschersbande auf die Spur zu kommen, welche das Land mit gefälschten Banknoten überschwemmte. Einige der besten Leute vom geheimen Dienst waren damit beauftragt worden, konnten aber nichts ausrichten.

Eines Tages erhielten wir Nachricht aus Washington, daß einige verdächtig aussehende Briefe ohne Adresse, nur mit den Buchstaben „X. Y. Z., Brandon" alltäglich mit der Post dahin abgingen. Da man damit endlich eine Spur zur Aufklärung des Geheimnisses gefunden zu haben glaubte, wurde ich dahin abgesandt, um Nachforschungen einzuleiten.

Es war in der Mitte des Juni 1867 und das Wetter ganz und gar entzückend.

Als ich in Brandon ausstieg und die lange, gerade Straße mit der doppelten Reihe von Kastanienbäumen hinabsah, welche die Mittagssonne mit ihrem heiteren Licht übergoß, glaubte ich niemals ein hübscheres Städtchen gesehen und niemals irgend ein Unternehmen mit fröhlicheren, hoffnungsvollerem Herzen begonnen zu haben.

Ich verlor jedoch keine Zeit mit poetischen Schwärmereien, sondern ging sogleich auf das Postbureau. Nachdem ich mich mit dem Postmeister verständigt hatte, fragte ich sofort nach den mysteriösen Briefen mit der Adresse: X. Y. Z.

Es fanden sich etwa ein Dutzend solcher Briefe, welche mit einer einzigen Ausnahme in ihrem Aeußern und der Art ihrer Aufschrift sich ähnlich waren, aber sehr verschiedene Handschriften zeigten und aus verschiedenen Städten in Neu-England kamen.

Bei der einen Ausnahme, von der ich sprach, war noch in der unteren Ecke hinzugefügt: „Postlagernd".

Während ich die Briefe nahm, um sie an ihre Stelle zurückzulegen, bemerkte ich, daß der letzte allein einen blauen Briefumschlag hatte, während die der übrigen Briefe die verschiedenen Schattirungen von hellgelb bis hellblau zeigten.

„Wer kommt gewöhnlich nach diesen Briefen?" fragte ich den Postmeister.

„Ich kenne seinen Namen nicht," sagte er, „ich glaube, er ist überhaupt in hiesiger Gegend unbekannt. Gewöhnlich kommt er des Abends in einem einspännigen Fahrzeug hier an, fragt nach den Briefen unter X. Y. Z., und wenn er sie erhalten halten hat, gibt er seinem Pferde die Peitsche und ist wieder fort, ehe wir ein Wort sagen können."

„Wie sieht er aus?" fragte ich.

„Nun, er ist sehr sehr schlank und schmächtig, seinem Wesen nach ist er unerfahren und linkisch, sein Gesicht sieht bleich, beinahe kränklich aus und ohne sein scharfes und forschendes Auge würde ich ihn für einen außerordentlich harmlosen Menschen halten."

Dieser Typus war mir nicht neu.

„Ich möchte ihn gern sehen", sagte ich.

„Dann müssen Sie bis heute Abend warten", erwiderte der Postmeister, „er kommt niemals früher als in der Dämmerung. Kommen Sie etwa um sieben Uhr wieder, ich werde es dann so einzurichten suchen, daß Sie ihm seine Briefe überreichen können."

Ich nickte zum Zeichen meines Einverständnisses und trat langsam hinter dem Gitter, wo die Postbeamten saßen, heraus. Dabei rannte ich gegen einen jungen Mann an, welcher rasch vom andern Ende hereintrat.

„Entschuldigen Sie!" rief er, und ich wandte mich, um ihn anzusehen. Sein Ton und die leichte Verbeugung, mit welcher er seine Entschuldigung begleitete, ließen ihn als Mann von Bildung erkennen.

Vor dem Schalter blieb er stehen und wartete auf seine Briefe. Es war ein gut aussehender, junger Mann von einnehmendem Aeußern, aber mit einem ruhelosen Auge, dessen wachsamer und ängstlicher Ausdruck mir selbst bei dem flüchtigen Blick, den ich auf ihn warf, aufgefallen war.

Es schien einige Schwierigkeit zu haben, ihm seine Briefe zu verabfolgen, was mit jeder Minute seine Ungeduld bis zur Unerträglichkeit vermehrte.

Ich sah, wie er sich vorbeugte und hastig ein Wort zu dem Postmeister sagte. Verwundert über seine Eile vernahm ich neben mir einen hastigen Ausruf. Ich sah mich um und erblickte den Postmeister selbst, der mir zuwinkte, zu ihm hinter das Gitter zu kommen. Sogleich war ich bei ihm.

„Ich weiß nicht, was das bedeutet," flüsterte er. „Hier ist ein ganz anderer junger Mann, als diejenigen, welche früher hier waren, und fragt nach einem Brief X. Y. Z."

„Noch einen Brief?" wiederholte ich.

„Ja, noch einen Brief."

„Geben Sie ihm den ganzen Haufen und sehen Sie, was er damit macht, erwiderte ich, indem ich mich zurückzog, um unbeachtet den Erfolg meiner Anweisung abzuwarten.

Der Postmeister that, wie ich ihn gebeten. Im nächsten Augenblick sah ich, daß der junge Mann mit großer Verwunderung ein Dutzend Briefe anstarrte, welche ihm überreicht wurden.

„Diese sind nicht alle für mich!" rief er, wandte sich zur Seite und begann, mit einer Mischung von Rathlosigkeit und Interesse

einen Brief nach dem andern zu öffnen. Seine Miene zeigte wachsende Verwunderung, während er den Inhalt der Briefe las.

Der eine jedoch mit dem blauen Briefcouvert hatte eine ganz andere Wirkung. Mit einem Ausdruck plötzlicher Befriedigung las er rasch den kurzen Brief, dann faltete er ihn hastig zusammen und schob ihn wieder in das Couvert, das er sammt den andern Briefen in der linken Hand hielt.

„Es muß noch ein anderer X. Y. Z. hier sein," erwiderte er, indem er sich dem Schalter näherte und alle die Briefe, die er erhalten hatte, zurückgab, mit Ausnahme des einen in dem blauen Briefumschlag. Diesen hatte er mit einer raschen Bewegung aus dem Haufen der anderen Briefe herausgenommen und in seine Brieftasche gesteckt.

„Auf diese hier habe ich keinen Anspruch zu machen." Mit einer leichten Verbeugung, wie zuvor, wandte er sich ab und verließ rasch den Raum, verfolgt von den Blicken der Beamten und der zufällig anwesenden Leute, welchen er augenscheinlich ebenso unbekannt war, als mir. Ohne Zeitverlust ging ich an die Thüre und sah ihm nach.

„Er ging über die Straße hinüber nach dem Gasthaus auf der anderen Seite. Ich sah ihn eintreten und war darüber beruhigt, daß er dort einige Minuten bleiben werde. Voll Eifer und überzeugt, daß sich hier ein wichtiger Anfang gefunden habe, eilte ich zurück zu dem Postmeister.

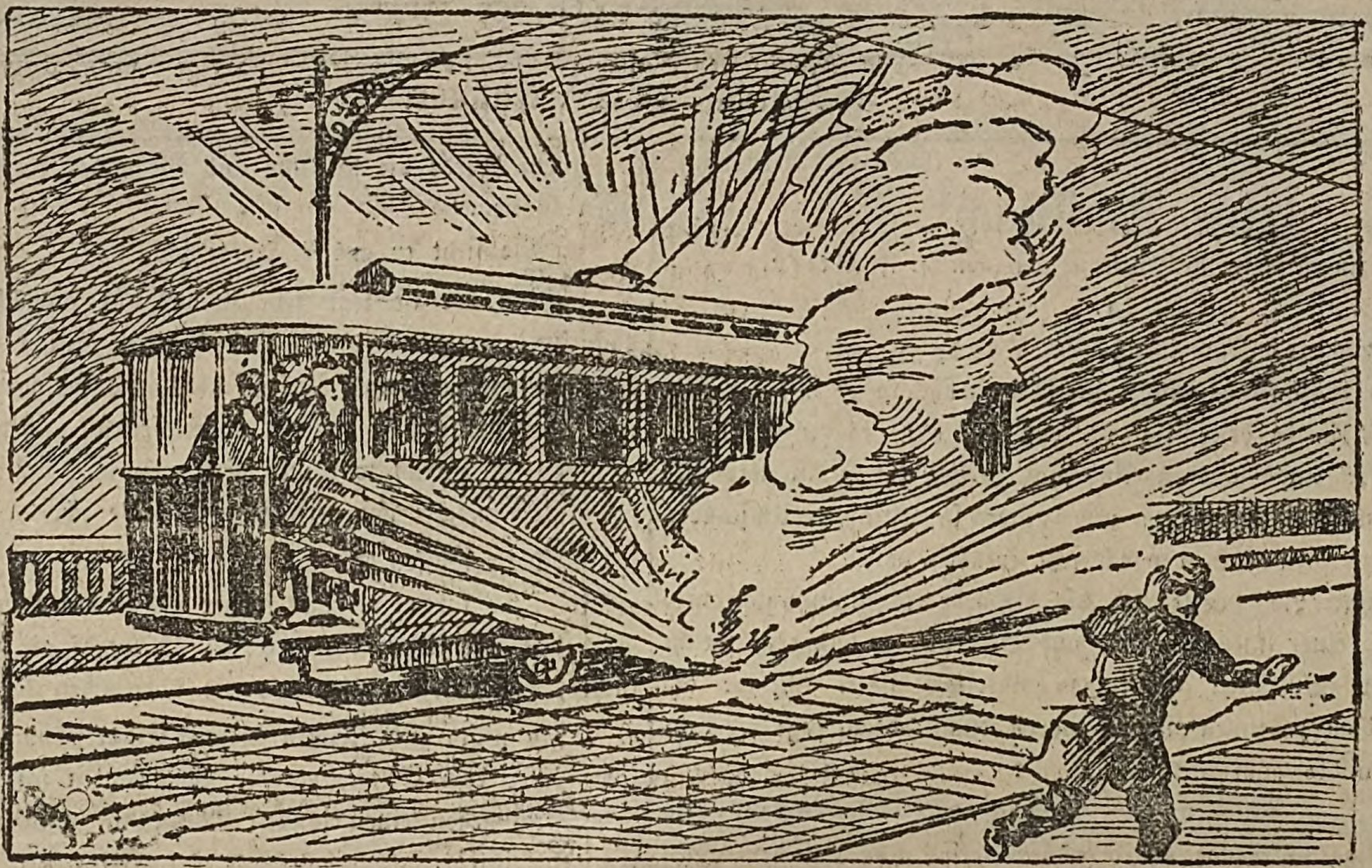
„Nun, rief ich mit geheimem Triumph, unser Plan hatte vortrefflichen Erfolg. Lassen Sie mich die Briefe lesen. Da sie geöffnet wurden ohne unsere Schuld, so wird ein Blick in dieselben im Interesse der Gerechtigkeit Niemand schädigen, als vielleicht Verbrecher."

Der Postmeister zögerte, aber ich beseitigte bald alle seine Skrupel, nahm die Briefe nochmals herab und überflog hastig ihren Inhalt. Ich gestehe, ich war über das Resultat sehr enttäuscht. Ich hatte in der That nichts gefunden, was auf die Fälscher deutete, nur in jedem Brief eine geschriebene Adresse nebst einem halben Dollar in Postmarken.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Explosion auf der Budapester elektrischen Straßenbahn.

Ein interessanter und überaus seltener Unfall ereignete sich vor einigen Tagen auf der Strecke der Budapester elektrischen Bahn während der Fahrt über die Margarethenbrücke. Ein von der Carlskaserne kommender elektrischer Motorwagen war beinahe beim Ofener Brückenkopfe angelangt, als die „Lyra", die Leitstange des Wagens, in blendender Lichterscheinung zischend Funken sprühte. In demselben Momente ertönte eine kanonenschußähnliche Detonation und eine hohe Feuer- und Rauchsäule stieg empor. Der Passanten bemächtigte sich eine unbeschreibliche Panik, weil man eine große Katastrophe befürchtete. Glücklicherweise verlief das Ganze ohne wesentlichen Schaden. Die Holzconstruktion der Brücke gerieth in Brand, dieser wurde jedoch durch das rasche und energische Eingreifen der Feuerwehr bald gelöscht. Die Detonation wurde weit im Umkreise vernommen und gab zu den verschiedensten Gerüchten Anlaß. In Folge der starken Lufterschütterung wurde der Wagen beschädigt, setzte aber seinen Weg fort. Es wurde constatirt, daß ein Gasleitungsrohr gesprungen war und das ausströmende Gas durch die sprühenden elektrischen Funken sich entzündete und die Holztheile der Brücke, besonders des Fußweges, ergriff.



Eine Explosion auf der Budapester elektrischen Straßenbahn.

Bad Kronthal im Taunus.

„Sei uns willkommen, holdes Thal,
Mit deiner grünen Wälder Kronen!
Hier muß der wahre Friede wohnen,
Der aus der großen Welt sich stahl.

Du reichst aus perlendem Pokal
Vergessenheit so mancher Qual,
Und weißt mit lieblichen Idyllen
Das unruhvollste Herz zu stillen."

Ja, fürwahr, Bad Kronthal ist von der Mutter Natur in so reicher Fülle mit Gaben der Huld überschüttet worden, daß hier im Frieden anmuthiger Umgebung gar manches Herz gesunden, gar Mancher nach dem Hasten und Treiben des heutigen, nur auf Gewinn berechnenden Lebens einen Ort finden wird, wo seine auf's

Aeußerste angespannten Nerven wohlthätige Beruhigung erhalten können, denn dies sei gleich vorausgeschickt, Bad Kronthal bietet zwar seinen Gästen alle wünschenswerthen Annehmlichkeiten, aber es ist keineswegs für diejenigen berechnet, denen ein raffinirter Luxus zur Lebensbedingung geworden ist, welche auch bei einem Badeaufenthalt die aufregenden Zerstreuungen der großen Welt nicht entbehren zu können glauben. Wer nach Bad Kronthal kommt, der soll und wird jedenfalls von der Lieblichkeit der Natur so gefangen genommen werden, daß er aus vollem Herzen in den Eingangs erwähnten Huldigungsspruch an dieses herrliche Fleckchen Erde einstimmen wird.

Netter kann die kunstgeübte Frauenhand kein Landschaftsbild mit Seide, Gold und Perlen auf grünen Sammetgrund zaubern, als sich in dem Rahmen blauer Berge gefaßt, auf einem schwellenden Rasenteppich das reizende Bad Kronthal mit seinen Häusergruppen, seinem See und staatlichen Baumwipfeln vor unseren Blicken entfaltet.

Das Thal ist wirklich ein Kronthal, und es verdient diesen Namen einer Krone der Thäler, wie das benachbarte Kronberg den Namen einer Krone der Berge verdient. — Als die Natur ihre Gaben über Höhen und Tiefen ausstreute, hat sie dieses liebliche, anspruchslose Plätzchen der Erde wahrlich nicht stiefmütterlich bedacht und noch heute lächelt ihr reizendes Antlitz doppelt heiter über dem kleinen Bade, weil es, wie das Schooßkindchen einer liebenden Mutter, zärtlicher und getreuer an ihren Busen geschmiegt blieb, als die meisten seiner Schwestern. Der Natur gesellte sich die schwesterliche Kunst, und die romantischen Eindrücke einer ehemals wilden Gebirgslandschaft machten, soweit dies den Badezwecken entsprach, parkartigen Anlagen Platz. Im Hintergrunde, unmittelbar an die Waldungen des Taunusgebirges anstoßend, erhebt sich das stattliche Viktoria-Pensionat, welches durch seinen breiten Thurm und seine mehrfachen Vorsprünge das Ansehen eines freundlichen Schlößchens gewährt.

Oestlich und westlich von Hügeln mit uralten dichten Kastanienwaldungen gesäumt, läuft das anmuthige Thal nördlich gegen den Fuß des Hauptgebirgsstocks aus und verliert sich südlich gegen Frankfurt a. M. in der großen herrlichen Ebene des Mains. Eine üppige Wiesenflur bildet seinen Mittelpunkt und bei der Fülle seines Pflanzenwuchses neben seiner außerordentlichen Lieblichkeit, konnte daher ein Schriftsteller wohl sagen, es sei ihm, nächst den Umgebungen des Heidelberger Schlosses, kein Punkt in Deutschland bekannt, der so viele Vorzüge in sich vereinige, wie Kronthal.

Trotz der ziemlich hohen Lage (165 m über Meer) weht in Kronthal eine ungewöhnlich milde Luft, die, rein und heiter, gleich entfernt bleibt von übergroßer Kälte, wie von drückender Hitze. Berge halten, wie wir sahen, von drei Seiten schützend ihre Fittiche über dieses Kleinod gebreitet und gestatten nur dem sanften Südwinde freien Eingang, um durch erfrischendes Waldkühl hier wiederum die Hitze des Sommers zu mildern. — Heilige Sabbathstille wohnt hier, heimliches Wohlbehagen fesselt das Gemüth und hoher Naturgottesfrieden schwebt über diesem Thale.

Es sei gestattet, einen kurzen Rückblick auf die Entstehung und Entwicklung des Bades Kronthal zu werfen, dessen begeisterte Verehrer sich von Jahr zu Jahr mehren, was nur dem verwunderlich erscheinen wird, welcher noch nicht das Glück gehabt hat, dieses Eldorado geschaut zu haben. Es war im Jahre des Herrn 1593, da in der freien Reichsstadt des heiligen römischen Reiches, in Frankfurt a. M., von dem berühmten Kräutermann Tabernae Montanus in seinem „New Wasserschatz“ auf die Wirkungen einiger Quellen, welche unweit Frankfurt entquollen, aufmerksam gemacht wurde. Aber trotz dieser Reklame konnte erst im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts Kronthal eine größere Bedeutung erhalten und zwar durch Errichtung eines größeren Badehauses durch den damaligen Eigenthümer Medizinalrath Dr. Küster und eines größeren Kurhauses durch eine Aktien-Gesellschaft.

Bis zum Jahre 1872 wurde Kronthal alljährlich von vielen Erholungsbedürftigen aufgesucht, und seine vorzügliche, leicht verdauliche Stahlquelle, seine Mineralbäder, wie die prächtige Luft verhalfen wohl den meisten wieder zur vollen Gesundheit. 1872 ging Kronthal in andere Hände über, die das ganze Areal in eine zusammenhängende Besitzung verwandelten. Der neue Besitzer aber konnte die Besitzung nicht halten und ist an der damals herrschenden wirthschaftlichen Krise zu Grunde gegangen. Sein Nachfolger, der jetzige Besitzer, gab nun, d. h. erst von 1875 ab, Kronthal wieder einen neuen Aufschwung; er gründete die Firma Kronthaler Mineral-Quellen, die sich zum Ziele setzte, den reichen Wasserschatz ihres Kronthal-Brunnens größeren Kreisen zugängig zu machen. Später trat noch die der Gemeinde Kronberg gehörige Wilhelms-Quelle hinzu und beide Quellen, seit 1885 in einer Hand vereinigt, trugen rasch den Namen Kronthal in die ganze Welt.

Es erübrigt nur noch, kurz auf die Bedeutung einzugehen, welche Kronthal zum Segen der ganzen Menschheit durch den Versand seiner heilbringenden Mineralwässer nach allen Welttheilen erlangt hat.

Das Kronthaler Mineralwasser ist nach seiner chemischen Zusammensetzung in die Klasse der alkalisch-muriatischen Säuerlinge einzureihen und sein Gehalt an Kochsalz (der höchste von allen europäischen Sauerwassern), sowie das Vorhandensein von kohlensaurer Magnesia, Chlormagnesium, Chlorkalium und der bedeutende Gehalt an natürlicher Kohlensäure, weisen ihm einen ganz hervorragenden Rang unter den Heilmitteln an, welche bestimmt sind, in nachfolgend angeführten Krankheitsformen ihre gesundheitsstärkenden Einflüsse zu äußern.

Zunächst finden wir in den Gutachten sämmtlicher hochgestellter medizinischer Kapazitäten dafür einen untrüglichen Beweis, daß die vorzügliche und sichere Wirkung des Kronthaler Wassers von anderen Mineralwässern, namentlich bei Katarrhen der Bronchien und des Magens, kaum erreicht wird. Prof. Dr. v. Buhl in München sprach es auf Grund der von ihm gemachten Erfahrungen in seinem Gutachten aus, daß es verdient, in dieser Hinsicht allen übrigen Wässern, welche wie Selters und Emser in solchen Fällen Anwendung finden, vorgezogen zu werden.

Das Kronthaler Wasser wirkt nach dem Urtheile des Professors Dr. Büchner in Darmstadt leicht auflösend auf die Schleimhäute der Verdauungs-, Athmungs- und Ausscheidungsorgane; anregend, belebend und appetiterregend auf den Magen; es fördert, wie kein anderes Mineralwasser, die Verdauung, welche durch Katarrhe des Magens gestört ist, und der ganze Stoffwechsel wird durch den Genuß des Wassers gefördert. Diesem Urtheile schließen sich im allgemeinen die Professoren: Erb-Heidelberg, Hagenbach-Basel, v. Buhl-München, Fürstner-Heidelberg, Geheimrath Dr. Tenner-Karlsruhe 2c. an. Professor Dr. Büchner hebt das Vorstehende in seinem Gutachten ausdrücklich hervor und sagt besonders in Uebereinstimmung mit Professor Dr. v. Buhl-München, daß die Wirkungen des Kronthaler Wassers diejenigen der Wasser von Selters und Emser bei größerer Billigkeit übertreffen.

Es ist das Kronthaler Wasser ferner ein heilsames Mittel bei Verschleimung des Magens und der Brust, bei letzterer besonders in Mischung mit heißer Milch.

Die Anwendung des Kronthaler Wassers, die Quantität des zu trinkenden Wassers, sowie die Zeit des Trinkens, richtet sich nach dem Zweck, den man verfolgt, und es empfiehlt sich, in den vorstehend bezeichneten Krankheitsfällen den Rath eines Arztes einzuholen. Im allgemeinen sei hier bemerkt, daß die Konsumenten, welche das Kronthaler Wasser dauernd und alltäglich genießen, und dasselbe zur Vorbeugung von Leiden aller Art, wie namentlich bei Cholera, Ruhr, Typhus, als ihren Haustrunk, als Erfrischungsgetränk oder Tafelwasser eingeführt haben, ohne jedes Bedenken, ob

nüchtern oder unter Tag, ob während des Essens oder nach demselben, täglich mehrere Flaschen trinken dürfen.

Die Beobachtung einer besonderen Diät ist ausgeschlossen, wenn nicht in akuten Krankheitsfällen die Form des Leidens selber eine Einschränkung der gewohnten Lebensweise gebietet.

In Mischung mit Wein, Cognac oder Fruchtsäften ist es ein wohlschmeckendes und belebendes Getränk.

Bei der Vorzüglichkeit der Kronthaler Mineralwässer kann es nicht Wunder nehmen, daß der jährliche Versand sich bereits zu mehreren Millionen von Füllungen gesteigert hat, selbst an verschiedenen Fürstenhöfen haben sie sich bereits Eingang zu verschaffen gewußt, so z. B. auf Schloß Friedrichshof, dem in unmittelbarer Nähe Kronthal gelegenen herrlichen Wohnsitz der Kaiserin Friedrich, ferner erscheinen sie auf der Tafel des Großherzogs von Baden, welcher den Besitzer durch die Verleihung des Titels eines Hoflieferanten geehrt hat.

Humoristisches.

(Im Restaurant.) Forstgehilfe: „Können Sie mir sagen, Herr Oberkellner, ob der Herr Oberförster N. im Restaurant anwesend ist?"

Kellner: „Thut mir leid, Herrn Oberförster N. kenne ich nicht. Es sitzt aber ein Herr drinnen, der den Gästen die unglaublichsten Jagdabenteuer vorlügt."

Forstgehilfe: „Das ist er! Das ist er!"

(Das schwäbische Landgericht.) Fremder (in einer Wirthschaft): „Kellner, gibt es hier auch ein Landgericht?"

Kellner: „Gewiß, Herrle? wünschen Sie vielleicht Spätzle mit Sauerkraut?"

(Mißverstanden.) Städter: „Wie stark ist denn Ihre Familie, Michelbauer?"

Michelbauer: „Wenn i und meine Buab'n z'sammenhalten, hau'n ma's ganze Dorf durch!"

Auflösung des Anagramms in Nr. 2:
Stein, Einst.

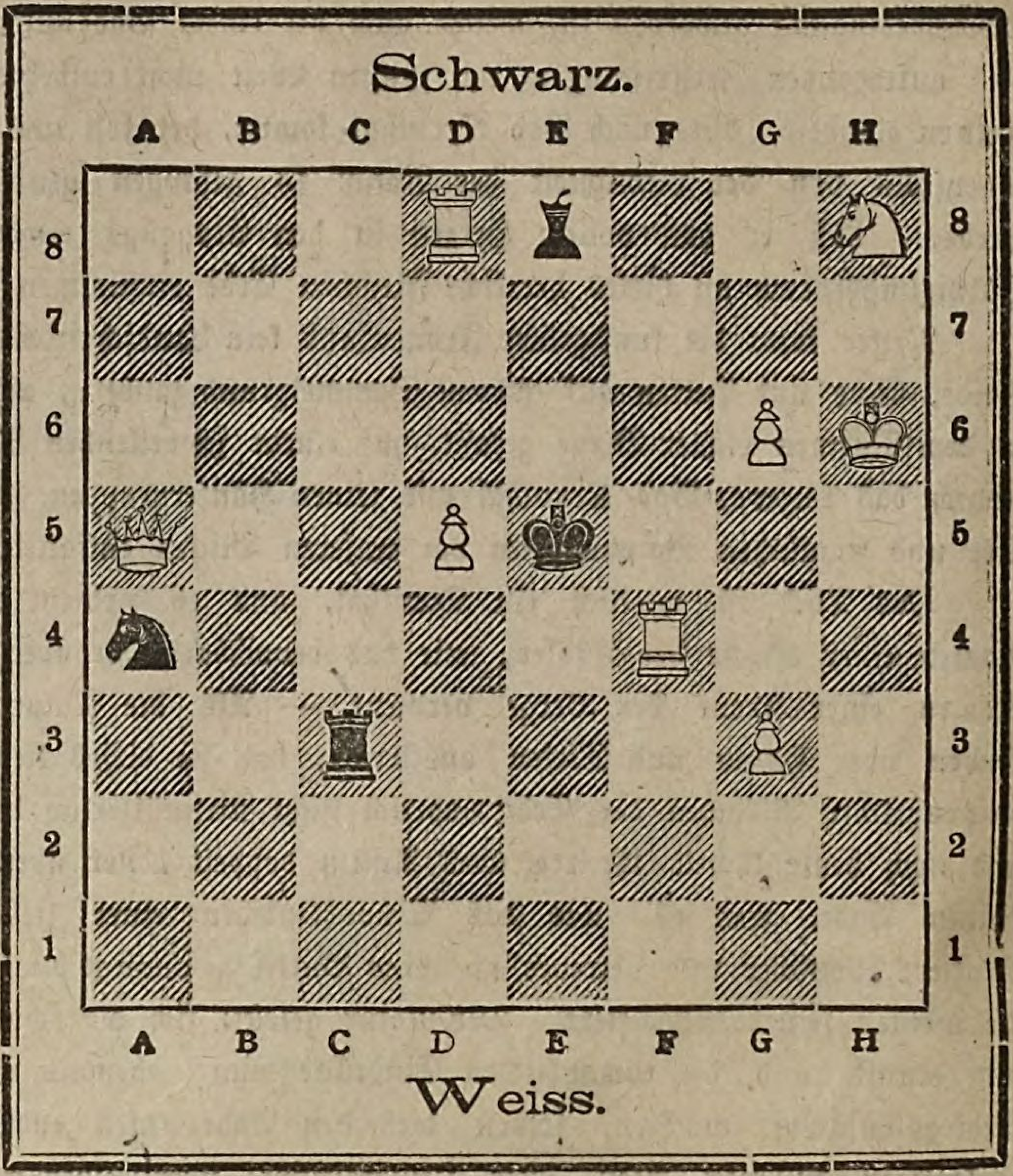
Vexirbild.



Schachzeitung № 237.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Dr. S. Gold in New-York.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Allgaiergambit.

gespielt im April 1895 im British-Cheß-Club in London.

Weiß: v. Bardeleben:		Schwarz: Mortimer.	
1. e2—e4	e7—e5	10. Lf1—d3	Lc8—e6
2. f2—f4	e5×f4	11. 0—0	Dd8×h4
3. Sg1—f3	g7—g5	12. Lc1×f4	Kf7—g7
4. h2—h4	g5—g4	13. Sc3—e2!	g4—g3
5. Sf3—g5	h7—h6	14. Lf4×g3! (a)	Sh5×g3
6. Sg5×f7	Ke8×f7	15. Se2×g3	Dh4×g3
7. d2—d4	d7—d5	16. Tf1—f6	Dg3—e3 +
8. Sb1—c3	Sg8—f6	17. Kg1—h1	Le6—d7 (b)
9. e4—e5	Sf6—h5	18. Dd1—h5	Aufgegeben.

a) Ein weit berechnetes, glänzendes Opfer.

b) Wenn Schwarz 17. . ., Lf7 spielt, könnte sich folgende interessante Wendung ergeben: 18. Dg4 +, Dg5. 19. Ta1—f1, Lh5. (:19. . . . Dg4? 20. Tf7 + nebst Mat in 2 Zügen:) 20. De6 Dh4 +. 21. Kg1, Dd4 +, 22. Tf1—f2, Tg8. 23. Df7 +, Lf7 24. Tf7 +, Kh8. 25. Th7 ‡.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 233 von Pradignat

1. $\frac{\text{e2—e4}}{\text{Beliebig}}$ 2. D., L. ‡.

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von G. Geisel, B. H. —, R. Kern, Karl Müller, Gust. Schmidt, J. B. Schuler und C. Tr.

Briefkasten: H. M. hier. In der Aufgabe 233 wird Lh6—g5 durch d5×c4 widerlegt. — **C. Tr.** Wir beglückwünschen Ihre Vereinigung herzlichst. — **H. E.** hier. 1. Se4—d2 scheitert in der Aufgabe Nr. 236 an Kd5—e5.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 5. Freitag den 15. Januar. 1897

8 (Nachdruck verboten.)

Eine Ballnacht.

Erinnerungen eines Detektives, erzählt von A. F. Green.

Plötzlich kam mir eine Idee. Wenn Mister Benson ein solcher Mann war, wie die Leute ihn geschildert hatten, so nahm er sicherlich keinen Antheil an solchen Anordnungen. Mister Benson war ein Einsiedler, was konnte ich vorbringen, um das Interesse eines Einsiedlers zu erregen? Ich mühte mich ab mit dem Gedanken und endlich faßte ich einen Plan. Er war von gewagter Natur, aber was lag daran? Ich mußte durch die Pforte kommen und Mister Benson sehen! Das verlangte meine abenteuerlustige Neugierde, und, um sie zu befriedigen, mußte etwas gewagt werden.

Ich nahm eine Karte heraus, auf welcher nur mein Name stand, und schrieb darauf: Eine dringende Angelegenheit. Dann nahm ich ein vornehmes und möglichst unbefangenes Wesen an und ritt ruhig durch die Pforte nach dem Hause zu. Wäre ich zu Fuß gewesen, so würde man mir wohl kaum den Eintritt erlaubt haben, aber das Pferd brachte mich durch, und fast ehe ich es bemerkte, befand ich mich vor dem Eingange, einem Dutzend eilig beschäftigter Männer und Frauen gegenüber.

Ganz wie Mister Benson am Postbureau stieg ich ab und warf den Zügel einem Knaben zu, der mir am nächsten stand. Sogleich, und noch ehe ich einen Schritt machen konnte, kam ein Diener aus der Hausthüre heraus und stellte sich vor mich, um mich am weiteren Vorschreiten zu hindern, mit einem Ausdruck von Aengstlichkeit, der unter diesen Umständen etwas überraschend war.

„Herr Benson empfängt heute keinen Besuch," sagte er.

„Ich komme nicht, um einen Besuch zu machen, erwiderte ich, sondern in Geschäften," und reichte ihm meine Karte, die er zweifelnd betrachtete.

„Herrn Bensons Befehl darf nicht mißachtet werden," sagte der Mann, „mein Herr empfängt heute Niemand."

„Aber dies ist ein Ausnahmefall!" sagte ich etwas dringender, da meine Neugierde durch diesen unerwarteten Widerstand gesteigert wurde. „Mein Geschäft ist wichtig und betrifft ihn selbst, er kann sich nicht weigern, mich zu empfangen."

Der Diener schüttelte den Kopf mit einem, wie mir schien, überflüssigen Ausdruck von Besorgniß, trat aber einen Schritt zurück, um mich einzulassen.

„Ich werde Mister Harley rufen," sagte er.

Aber das war gerade, was ich nicht wünschte. Ich war gekommen, um den Vater zu sprechen, und wollte mich nicht auf diese Weise abfertigen lassen.

„Dies ist unnütz," sagte ich leise, aber entschieden. „Wenn Mister Benson nicht krank ist, muß ich bitten, mich zu ihm zu führen." Ich schritt in das kleine Empfangszimmer zur rechten Seite und setzte mich auf den ersten Stuhl, den ich sah.

Einen Augenblick war der Diener über meine Beharrlichkeit ganz erstarrt. Mit einem prüfenden Blick, der jede Einzelnheit meiner Person überflog, ging er zögernd davon, mit dem Kopfe schüttelnd und etwas vor sich hin murmelnd.

Die Pracht und die Eleganz meiner Umgebung machten inzwischen langsam einigen Eindruck auf mich. Die Vorhalle, durch welche ich eingetreten war, war geräumig und großartig, das Zimmer, in dem ich saß, ein Muster von Schönheit in seiner Anordnung. Ich betrachtete die Gemälde und zahlreichen Kunstwerke, als ich im nächsten Zimmer Stimmen hörte.

Ein Herr und eine Dame sprachen dort leise miteinander, aber meine Sinne waren scharf, und ich hatte keine Schwierigkeit, zu verstehen, was gesprochen wurde.

„Ach, was für ein aufregender Tag ist das gewesen!" rief die weibliche Stimme. „Schon zwanzigmal wollte ich Dich fragen, was Du von dem Allem denkst. Wird es ihm dieses Mal gelingen? Wird er verstehen, diese Gelegenheit zu benützen? Oder, was noch viel mehr werth ist, hat er den Takt, sich eine Gelegenheit selbst zu schaffen? Ein nochmaliges Mißlingen wäre verhängnißvoll, der Vater . . . —"

„Husch!" unterbrach sie eine männliche halblaute Stimme, „vergiß nicht, daß der Erfolg von Deiner Klugheit abhängt. Wenn Du Dir das Geringste merken läßt, so ist der ganze Plan verfehlt."

„Ich werde die größte Vorsicht beobachten! Aber glaubst Du, daß Alles gut gehen wird, wie wir es geplant haben?"

„Es wird nicht mein Fehler sein, wenn es mißlingt," war die Antwort, welche in einem so unheimlichen Tone gesprochen wurde, daß ich von lebhafter Ueberraschung befallen wurde. Im nächsten Augenblicke sagte die andere Stimme mit zärtlicher Innigkeit und erregtem Tone:

„O wie gut Du bist! Wie viel Trost gewährst Du mir!"

Ich dachte über das eben Gehörte nach, als der Diener mit meiner Karte zurückkam.

„Herr Benson wünscht zu wissen, welcher Art Ihr Geschäft sei," sagte er so laut, daß ich zu meinem Unbehagen befürchten mußte, seine Worte könnten im nächsten Zimmer gehört werden und den daselbst Befindlichen meine Gegenwart verrathen.

„Geben Sie mir die Karte her," sagte ich und ergriff sie. Dann fügte ich noch einen Satz hinzu: „Im Auftrage des Polizeimeisters der Stadt," da mir der Postmeister sagte, wie ich mich erinnerte, sein Bruder bekleide diese Stelle.

„Nun, hier," sagte ich, „bringen Sie das zurück zu Ihrem Herrn."

Der Diener nahm die Karte, warf einen raschen Blick auf die Worte, welche ich darauf geschrieben hatte, und ging nach oben. Rasch kam er zurück.

„Bitte, kommen Sie," sagte er und ging voran, um mir den Weg zu zeigen.

Ich folgte mit lebhaftem Vergnügen. In der That schien es unumgänglich nothwendig zu sein, dieses Zimmer zu verlassen, aber

eben, als ich über die Schwelle schritt, vernahm ich hinter mir einen plötzlichen, raschen, halb freudigen, halb angstvollen Aufschrei. Als ich mich umwandte, begegnete ich dem Blick einer jungen Dame, welche die eine Portiere aufgehoben hatte und mich mit einem Gemisch von Schrecken und Sehnsucht ansah, welches mich sehr in Verwunderung gesetzt hätte, wenn es nicht sogleich nach dem ersten Blick wieder verschwunden wäre.

„Entschuldigen Sie mich," rief sie, indem sie mit einer verlegenen Bewegung in das Zimmer, das sie eben verlassen wollte, zurücktrat. Doch bald faßte sie sich wieder und schritt rasch hinaus. Ohne auf mich zu achten, sagte sie zu dem Diener an meiner Seite:

„Jonas, wer ist dieser Herr, und wo haben Sie ihn gefunden?"

„Er kommt in Geschäften, gnädiges Fräulein," erwiderte Jonas mit einer Verbeugung, „und Herr Benson wünscht, ihn zu sehen."

„Aber, wenn ich nicht irre, hat mein Vater ausdrücklich befohlen, heute Niemand in die Bibliothek einzulassen," rief sie in einem verdrießlichen Tone, welcher aber keine Antwort verlangte, und so hastig wir auch die Halle hinabschritten, konnte ich den unbehaglichen Gedanken nicht los werden, daß ihre gierigen Augen uns verfolgten.

Zu viel Aufregung wegen einer so geringfügigen Sache und ein auffallendes Bestreben, von Herrn Benson jede Störung fern zu halten, sagte ich innerlich zu mir.

Und ich war kaum erstaunt darüber, als wir bei der Thüre der Bibliothek ankamen, diese verschlossen zu finden.

Jedoch nach einigem Klopfen und einigen Worten, welche der Diener flüsterte, schien der Eremit im Innern befriedigt zu sein und durch eine rasche Drehung des Schlüssels öffnete sich die Thüre und der Herr des Hauses stand vor mir.

Es war ein Augenblick, welcher der Erinnerung wohl werth war. Erstens, weil das Drama, das sich vor meinen Augen entwickelte, von einem seltsamen und spannenden Charakter war, zum Zweiten, weil etwas in der Miene des Herrn vor mir bewies, daß die Unterbrechung durch mich ihm mehr Beunruhigung verursacht hatte, trotz der Mühe, mit der man ihn auf meinen Besuch vorzubereiten gesucht hatte, — als man hätte erwarten sollen.

Er war ein hochgewachsener Mann von bemerkenswerthem Aeußern. Sein Haar war fast ganz weiß, und seine Gestalt hatte ihre aufrechte Haltung durch die starke Willenskraft beibehalten, welche in seinen Augen zu lesen war.

Gegen den reichen Hintergrund des farbigen Glasfensters, das das eine Ende des Zimmers schmückte, zeichnete sich sein strenges, faltiges Gesicht mit dem zurückweisenden, kalten Ausdruck, wie eine Silhouette ab, während die starke Bewegung, die ich in seinem Wesen bemerkte, dem Ganzen einen poetischen Hauch verlieh, welcher es zu einem lebenden Bild machte, das ich niemals mehr vergessen konnte.

„Sie kommen von dem Polizeimeister der Stadt?" fragte er mit einer festen, harten Stimme, welche ebenso eigenartig war, wie sein Blick. „Darf ich fragen, in welcher Angelegenheit?"

Ich blickte mich um und sah, daß der Diener bereits verschwunden war.

„Mein Herr," sagte ich, meinen Muth sammelnd, da ich mich überzeugte, daß ich in diesem Falle mit einem ehrenwerthen Manne zu thun hatte, „Sie wollen heute Abend einen Ball geben, ein solches Ereigniß ist hier zu Lande eine Neuigkeit und erregt viel Neugierde und Neid. Einige Leute in der Stadt sollen sogar gedroht haben, den Zaun zu übersteigen, um bei der Festlichkeit zuzusehen, mit oder gegen Ihren Willen. Herr White, der Polizeimeister, wünscht zu wissen, ob Sie irgend welchen Beistand wünschen, um von Ihrem Garten ungebetene Gäste fern zu halten? Wenn dies der Fall ist, so ist er bereit, Ihnen so viel Mannschaft zu senden, als nöthig sein kann."

„Mister White ist sehr gütig," erwiderte Herr Benson mit einer Stimme, welche trotz aller seiner Willenskraft merken ließ, daß seine Aufregung durch diese Mittheilung gesteigert worden war.

„Ich hatte nicht daran gedacht," murmelte er, zu einem Fenster tretend und sah hinaus. „Ein Ueberfall vom Pöbel würde nicht sehr angenehm sein, man könnte sogar den Weg in's Haus finden." Er hielt an und warf einen Blick auf mich.

„Wer sind Sie?" fragte er plötzlich.

Durch diese Frage war ich überrumpelt, aber ich antwortete tapfer und möglichst ruhig:

„Ich bin ein Mann, welcher Herrn White zuweilen in seinen Amtsgeschäften unterstützt, und wenn Sie wünschen, werde ich die Mannschaft heute Nacht selbst bringen. Schreiben Sie eine Zeile an Herrn White, wenn Sie an mir zweifeln."

Ein Wink seiner mageren Hand unterbrach mich:

„Glauben Sie, daß Sie heute Nacht Jeden von meinem Hause fern halten können, dessen Eintritt mir nicht erwünscht ist?" fragte er dann.

„Möchte es mindestens gerne versuchen."

„Jeder geladene Gast erhält ein Billet, aber wenn die Leute über den Zaun klettern, so sind die Billets zwecklos."

„Ich werde den Zaun bewachen lassen," sagte ich. Die Aussicht, auf solche Art Zutritt zu dem Schauplatz zu erhalten, war mir höchst willkommen. „Ich kann Jeden daran verhindern, auf solche Weise einzudringen, wenn —"

Hier hielt ich an, da mir plötzlich ein anderer Einfall kam, welcher mich veranlaßte, vorsichtig zu sein und meine Worte sorgfältig abzuwägen.

„Wenn Sie es wünschen und mir die Ermächtigung geben, für Sie zu handeln," fügte ich in einem etwas weniger gleichgültigem Tone hinzu.

„Ich wünsche es in der That," erwiderte er kurz, ging zum Tisch und ergriff eine Karte. „Hier ist ein Billet, das Ihnen Eingang verschaffen wird, das Uebrige werden Sie ohne Skrupel besorgen. Ich wünsche kein Aufsehen, aber wenn Sie irgend Jemand bemerken, der um das Haus schleicht, oder in die Fenster hineinschaut, oder auf irgend eine andere Weise als durch die Pforte hereinzukommen versucht, so haben Sie ihn zu verhaften, ohne Rücksicht darauf, wer er sein mag. Ich habe meinen besonderen Grund dafür, zu wünschen, daß meine Anordnungen in dieser Hinsicht streng beobachtet werden," fuhr er fort, ohne zu bemerken, wie sehr ich in meine Gedanken vertieft war, „und ich werde gut dafür bezahlen, wenn ich am anderen Morgen finde, daß Alles nach meinem Wunsche verlaufen ist."

„Das Geld ist ein mächtiger Antrieb für das Pflichtgefühl," erwiderte ich mit Nachdruck. Dabei warf ich einen raschen Blick in den Spiegel gegenüber. Einen Augenblick zuvor war meine Aufmerksamkeit lebhaft erregt worden durch das plötzliche Erscheinen des bleichen und stark aufgeregten Gesichtes des jungen Herrn Bensons im Spiegel, welcher durch eine halbverborgene Thüre hereinsah.

„Ich werde heute Nacht zur Hand sein." Ich suchte einen cynischen Blick anzunehmen, indem ich mit einer Verbeugung das Zimmer verließ.

Wie ich erwartet hatte, traf ich vor der Thüre Herrn Harley.

„Auf ein Wort!" sagte er. „Jonas sagte mir, daß Sie vom Polizeimeister der Stadt kommen, darf ich fragen, was vorgefallen ist, um Sie zu veranlassen, hieher zu kommen und meinen Vater an einem solchen Tage zu stören?"

Seine Worte klangen nicht unhöflich. Hätte ich nicht noch vor einem Augenblick sein Gesicht mit einem so merkwürdigen Ausdruck im Spiegel gesehen, so hätte ich ihn jetzt gutmüthig und harmlos

halten können. So aber mißtraute ich ihm entschieden, antwortete aber mit Offenheit und zeigte ihm das Billet, das ich von seinem Vater erhalten hatte.

„Und Sie wollen es übernehmen, heute Nacht das Haus zu bewachen?" fragte er finster, nachdem er noch einen Blick auf die Karte in meiner Hand geworfen hatte, als ob er sie zu vernichten wünschte.

„Ja," sagte ich.

Er zog mich in ein kleines Zimmer, das halb mit Pflanzen angefüllt war. „Nun," sagte er, „hören Sie einmal, eine Einmischung dieser Art ist jedoch unberufen, und Sie haben meinen Vater unnöthiger Weise in Aufregung gebracht. Es gibt in dieser Stadt keinen Pöbel und wenn einer oder zwei dieser Burschen in den Garten gelangen sollten, was liegt daran? Sie können nicht in das Haus kommen, selbst, wenn sie es wirklich wollten. Ich wünsche das nicht. Unsere erste Gesellschaft soll kein feindseliges Aussehen haben und was auch mein Vater denken mag, ich muß Sie bitten, Ihre Thätigkeit so viel als möglich einzuschränken und sich damit zu begnügen, Ihre Gegenwart nur dann bemerkbar zu machen, wenn man nach ihnen verlangt."

„Aber Ihr Vater hat ein Recht, zu erwarten, daß seine Wünsche genau befolgt werden," protestirte ich. „Er würde nicht damit zufrieden sein, wenn ich nicht mehr thun würde, als Sie verlangen, und ich wünsche nicht, seine Unzufriedenheit zu erregen."

Er betrachtete mich mit überlegenden Blicken. Ich sah voraus, daß er die Hand in die Tasche steckte und nach seiner Geldbörse greifen werde, aber Harley Benson spielte sein Spiel besser.

„Sehr gut," sagte er, „wenn Sie darauf bestehen, die Wünsche meines Vaters vorzuschützen, so habe ich nichts dagegen zu sagen. Erfüllen Sie Ihre Pflichten, wie Sie sie verstehen, aber erwarten Sie von mir keine Unterstützung, wenn irgend ein unsinniger Zwischenfall Ihnen Grund dazu geben sollte, sich vor sich selbst zu schämen!" Damit verschwand er aus dem Zimmer.

Ich merkte, daß ich auf Widerstand gestoßen war und eilte, aus dem Hause fort zu kommen. Aber kaum war ich bis auf den Weg gelangt, welcher nach der Pforte hinab führte, als ich einen leichten Schritt hinter mir vernahm. Ich sah mich um und erblickte die schöne Tochter des Hauses.

„Warten Sie!" rief sie, ohne einen Versuch zu machen, ihre Aufregung in ihrem Gesicht und in ihrem Wesen zu verbergen. „Ich habe von meinem Bruder gehört, wer Sie sind," fuhr sie fort, indem sie sich mir mit einer sanften Grazie näherte, die mich veranlaßte, auf meiner Hut zu sein. „Nun sagen Sie mir, wer sind die Menschen, welche drohen, in unser Haus einzudringen?"

„Ich kenne ihre Namen nicht, mein Fräulein," erwiderte ich, „aber es ist eine roh aussehende Bande, welche Sie wohl schwerlich gern unter ihren Gästen sehen würden."

„Es gibt keine sehr wild aussehenden Leute in unserem Städtchen," sagte sie. „Sie müssen sich darin wohl geirrt haben. Mein Vater ist nervös und leicht in Aufregung zu bringen, es war unrecht, seine Befürchtungen hervorzurufen."

Ich dachte an seinen durchdringenden Blick, welcher Kraft genug zu besitzen schien, ein ganzes Regiment von Insurgenten im Zaum zu halten."

„Sie wünschen also nicht, daß der Garten bewacht werde?" sagte ich mit möglichst gleichgiltigem Tone.

„Ich halte es nicht für nöthig."

„Aber ich habe bereits versprochen, Ihres Vaters Anordnungen zu erfüllen."

„Ich weiß," sagte sie und trat mit einem höchst einnehmenden Lächeln einen Schritt näher, „und das kann unter Umständen für richtig angesehen werden. Aber wir, seine Kinder, welche vom gesellschaftlichen Verkehr mehr verstehen, als ein Einsiedler. — ich besonders," fügte sie mit einem gewissen Nachdruck hinzu, „wir sagen Ihnen, daß es nicht nöthig ist. Wir fürchten den Skandal, der daraus entstehen kann, auch könnte es vorkommen, daß einige der Gäste vielleicht unter den Bäumen einen Spaziergang in frischer Luft machen wollen und dann vielleicht gar als Eindringlinge verhaftet werden könnten."

„Was soll ich denn aber thun?" fragte ich sie mit anscheinender Nachgiebigkeit.

„Nehmen Sie dieses Geld," murmelte sie erröthend, „und beschränken Sie sich darauf, diese Nacht im Hintergrund zu bleiben, so lange Sie nicht etwa gerufen werden."

Das war eine Unterstützung des Verlangens, das ihr Bruder mit einem Anflug von Drohung gestellt hatte. Ich ergriff die Geldbörse, die sie mir reichte, wog sie einen Augenblick in der Hand und schüttelte dann den Kopf.

„Unmöglich!" rief ich. „Aber" — und ich richtete meinen Blick scharf auf ihr Gesicht, „wenn Sie wünschen, daß ich irgend eine bestimmte Person von meiner Beobachtung ausschließen soll, so geben Sie mir eine Beschreibung derselben. Es war mir stets ein besonderes Vergnügen, den Wünschen der Damen so viel als möglich zu entsprechen."

Es war ein kühner Zug, der mich das ganze Spiel kosten konnte. Ich erwartete in der That halb und halb, daß sie einige Leute herbeirufen würde, um mich aus dem Garten hinauszutreiben. Statt dessen stand sie einen Augenblick tief erröthend still, musterte mich aber mit einem scharfen Blick, der mich an den ihres Vaters erinnerte.

„Es gibt wirklich eine solche Person," sagte sie mit leiser, zurückhaltender Stimme, und ich wünsche dringend, daß dieselbe unbelästigt bleibt, was sie auch thun oder treiben mag. „Es ist ein Gast," fuhr sie fort, während ihr Gesicht plötzlich erbleichte, „und er hat ein Recht, hier zu sein. Aber ich zweifle, ob er sogleich in das Haus eintreten wird, und vermuthe sogar, daß er vorziehen wird, einige Zeit im Garten umherzugehen, ehe er versucht, in die Gesellschaft einzutreten. Ich ersuche Sie, ihn darin nicht zu stören."

Ich verbeugte mich mit ausgesuchter Höflichkeit.

„Beschreiben Sie ihn," sagte ich.

Sie zögerte einen Augenblick mit einem schmerzlichen Ausdruck, den ich mir nicht erklären konnte, dann warf sie plötzlich einen Blick über meine Person und rief:

„Sehen Sie in den Spiegel, wenn Sie nach Hause kommen, und Sie werden das Ebenbild seiner Gestalt, wenn auch nicht seines Gesichtes sehen. Er ist blond, während Sie brünett sind."

Sie hob stolz den Kopf in die Höhe, als ob sie einer vortheilhaften Deutung ihrer Worte zu Gunsten meiner Person vorbeugen wollte und schritt langsam in das Innere des Hauses.

Ich hielt sie mit einer Bewegung an.

„Mein Fräulein, nehmen Sie Ihre Börse zurück," sagte ich. „Die Bezahlung irgend eines Dienstes, den ich Ihrem Herrn Vater leiste, wird später erfolgen. Dies ist eine Angelegenheit zwischen Ihnen und mir, und ich bin zu galant, um von einer Dame Geld anzunehmen für die Erfüllung eines so unbedeutenden Wunsches."

Aber sie schüttelte den Kopf.

„Nehmen Sie es," sagte sie, „und versprechen Sie mir, daß ich mich auf Sie verlassen kann."

„Sie können sich auch ohne Geld auf mich verlassen," erwiderte ich, indem ich ihr die Geldbörse wieder aufdrängte.

„Dann bin ich unbesorgt," erwiderte sie und wandte sich mit ruhiger Miene dem Hause zu.

Im nächsten Augenblicke war ich auf der Straße mit meinen Gedanken.

Was hatte das alles zu bedeuten? War das nur eine einfache Liebesaffaire, über welche ich ungeschickter Weise stolperte und

hatte ich mich vielleicht unnöthigerweise in das Arrangement eines Stelldicheins eingedrängt, bei welchem es sich vielleicht um nichts weiter handelte, als der Aufsicht eines strengen Vaters zu entgehen?

(Fortsetzung folgt.)

Humoristisches.

(Erprobtes Mittel.) Nachbar: „Ist es wahr, Frau Mittermaier, daß Sie Ihren Mann, wenn er betrunken nach Hause kommt, mit dem Zimmerbesen hauen?"

Frau Mittermaier: „Ja, ja, Herr Nachbar, so ist es, das hat mich meine selige Mutter gelehrt, die pflegte immer zu sagen: „Man muß es mit dem Besen versuchen, wenn man mit dem Guten nichts ausrichten kann."

(Geistesgegenwart.) „Der Herr Verwalter besitzt wirklich eine seltene Geistesgegenwart!"

„Wie so?"

„Na, wie wir gestern gemüthlich im Wirthshaus sitzen, rennt ein wilder Stier in's Zimmer! Alles stürzt in voller Flucht davon — nur der Herr Verwalter bleibt zurück und trinkt noch g'schwind — mein Bier aus!"

Anagramm.

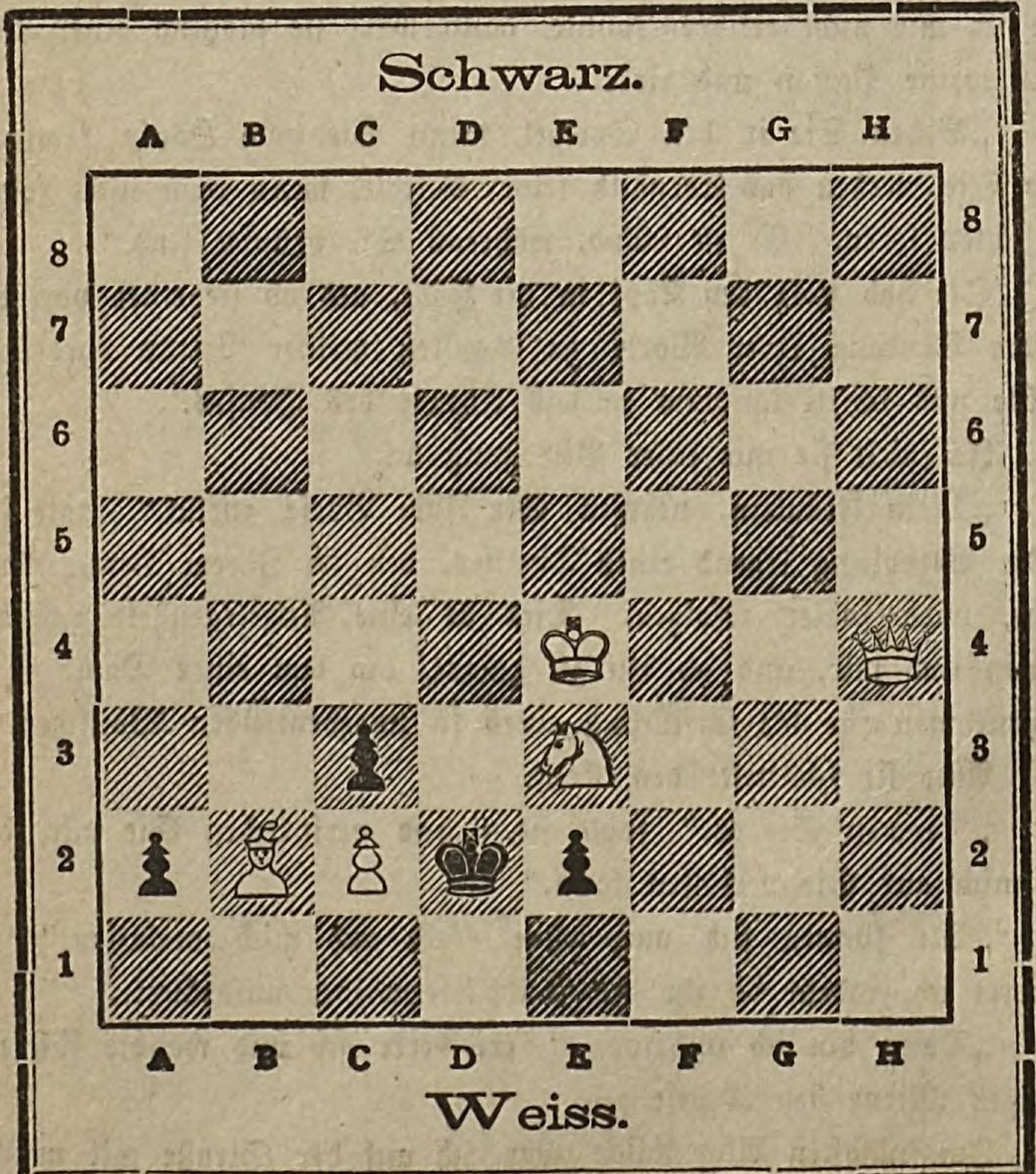
Ist ein kleines Wort und wenn ich's sage,
Mach' ich Dich zum Herrn von einem Gut,
Bringt jedoch dem Andern böse Tage,
Macht bei ihm, unglaublich! böses Blut.
Nun, wie heißt dies Wort, das solches thut!
Nenne mir die selbstgewählte Plage!

Auflösung des Anagramms in Nr. 4:
Laus, Saul.

Schachzeitung № 238.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von D. Abraham in Dünaburg.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Der Wettkampf Lasker-Steinitz.

Stand nach der 16. Partie am 3. Januar: Lasker 9, Steinitz 2, remis 5.

16. Matchpartie.

Spanische Partie.

	Weiß Lasker	Schwarz Steinitz		Weiß Lasker	Schwarz Steinitz
1.	e2—e4	e7—e5	22.	Sc3—b1	c6—c5
2.	Sg1—f3	Sb8—c6	23.	Sd4—e2	Da5—a2 (b)
3.	L.1—b5	a7—a6	24.	f3—f4	Se5—c6 (c)
4.	Lb5—a4	d7—d6	25.	Le3×c5	Te8×e4
5.	d2—d4	Lc8—d7	26.	Sb1—c3 (d)	b4×c3 (e)
6.	La4—b3	e5×d4	27.	Se2×c3	Da2×b2
7.	Sf3×d4	Sg8—f6	28.	Sc3×e4	Db2×c2
8.	Sb1—c3	Lf8—e7	29.	Se4—f6 +	Kg8—h8
9.	Sd4—e2	Sc6—a5	30.	Sf6×d7	d6×c5
10.	o—o	o—o	31.	Dg3—f3	Ta8—c8
11.	f2—f3	Tf8—e8	32.	Sd7—e5	Sc6×e5
12.	Lc1—e3	Le7—f8	33.	f4×e5	c5—c4
13.	Dd1—d2	Sa5×b3	34.	b3×c4	Dc2×c4
14.	a2×b3	Ld7—e6	35.	Kg1—h1	a6—a5
15.	Se2—f4	Sf6—d7	36.	Td1—d7	a5—a4
16.	Ta1—d1	c7—c6	37.	Td7×f7	Lf8—b4
17.	Dd2—f2	Dd8—a5	38.	Tf7—f4	Dc4—c5
18.	Df2—g3	Sd7—e5	39.	Df3—g4	Lb4—a3
19.	Sf4—e2	Le6—d7 (a)	40.	Tf4×a4	Tc8—d8
20.	Se2—d4	b7—b5	41.	Dg4—f3	La3—b2
21.	h2—h3	b5—b4	42.	Ta4—a8	Aufgegeben.

a) Damit leitet Steinitz seiner alten Gewohnheit treu den Angriff auf den Damenflügel ein.

b) Statt dieses Damenzuges sollte 23. Ld7—b5 geschehen, worauf nach 24. Tf1—e1, Da5—a2 25. f3—f4, Se5—c6 26. c2—c4 das Spiel sehr verwickelt geworden wäre und Steinitz die Möglichkeit behalten hätte, eventuell eine Figur für 3 Bauern zu opfern.

c) Auf 24. Ld7—b5 könnte nun Weiß mit Sb1—d2 einen nachhaltigen Angriff erlangen.

d) Die entscheidende Abwehr.

e) Auf Te4×e3 bleibt Weiß mit 27. Sc3—a2 im Vortheil.

Schach in Wien.

Im neuen Wiener Schachklub fand im Dezember ein Wettkampf zwischen Janowski und Schlechter statt, der unentschieden blieb, indem Jeder der beiden Meister zwei Spiele gewann und weitere drei remis blieben.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 234 von Möller.

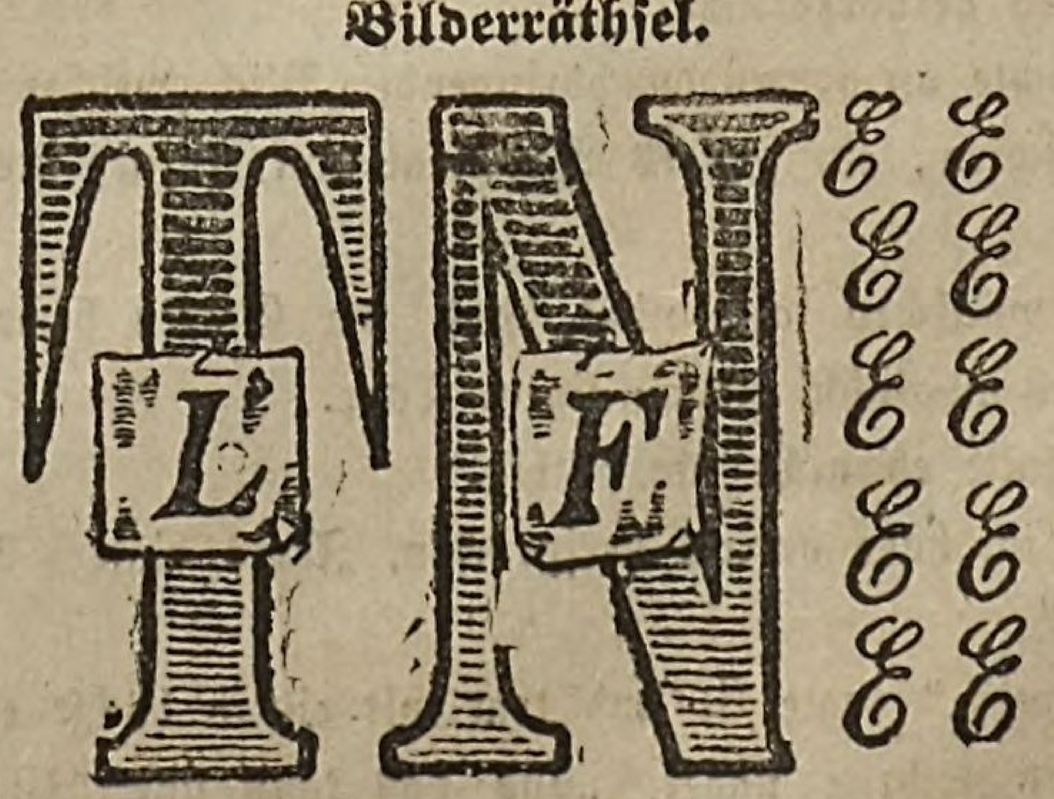
1. $\frac{\text{D. a4—b3}}{\text{Beliebig}}$ 2. D., L., S. ‡.

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll, J. Klingeis von Moosham, und aus Regensburg von G. Geisel, B. H. —, R. Kern, Hugo Moser, Karl Müller, Gust. Schmidt, L. Schönhuber J. B. Schuler und C. Tr.

Briefkasten: H. E. hier. 1. D. a5—a6 löst die Aufgabe Nr. 237 wegen Le8—d7 nicht; dagegen stimmt das „oder." — Mitglied der T. hier. Wir werden die Aufgabe zunächst prüfen.

Notiz: Zuschriften, Lösungen ꝛc. ꝛc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer und Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Bilderräthsel.



Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 7. Donnerstag den 21. Januar. 1897

2 (Nachdruck verboten.)

Erinnerungen an den 3. bayr. Pilgerzug nach Lourdes.

Und nun ging's dem Bahnhofe zu — ein stattlicher Eisenbahnzug von circa 40 Waggons war bereit gestellt, die 800 Pilger aufzunehmen; eine geraume Zeit verfloß, bis sie alle untergebracht waren mit ihren Taschen, Ranzerln, Kofferln — die meisten hatten sich nach Landsmannschaften oder Verwandtschaften schon tagsvorher zusammengethan, und so logirten sie sich auch in den Coupés ein — o welch' schöne und bequeme Logie hatten wir, so lange die bayrischen Waggons uns trugen — an der Grenze in Deutsch-Avricourt sollte es anders werden. Ich hatte mit einer antiken Gesellschaft von 3 Köpfen ein Coupé beschlagnahmt — eine alte Jungfer mit 73 und eine detto mit 68 Jahren hingen sich an meine Rockschöße, dazu noch ein Greis von etlichen 70 Jahren, der sehr gerne plauderte, aber „nicht leise hörte" — wie wir uns zurecht richten, huschten zwei Damen, Coupé suchend, vorbei — guck! unsere Gesellschaft schien ihnen zu gefallen, sie baten, ob sie nicht die noch übrigen 2 Plätze besetzen durften; artig, wie immer, luden wir sie ein, unsere Gesellschaft zu beehren und zu verjüngen; ebenso artig stellten sie sich vor — es waren recht liebenswürdige und fromme Damen aus Niederösterreich, und versprachen, uns ja in keiner Weise belästigen, sondern sich ganz nach uns richten zu wollen. Und wie haben sie ihr Wort gehalten und uns die oft langweilige und beschwerliche Fahrt verkürzt und erleichtert durch ihr liebevolles Benehmen! Merkwürdig! wir sind auf der langen, langen Fahrt hin und zurück immer dieselben im Coupé geblieben, so oft wir die Fahrt unterbrechen und umsteigen mußten, und wären am liebsten gleich immer beisammen geblieben.

Nun wurde die Logie auch wohnlich eingerichtet für zwölf Stunden, die wir in einer Tour bis Straßburg durchzufahren hatten — auf einmal ein Pfiff und dahin ging's — es war ein naßkalter Aprilmorgen. Der Wohnlichkeit im neuen Logement fehlte nur Eines — die Wärme; gewöhnlich sind die Waggons bis 1. Mai immer geheizt — war es ein Versehen der Bahnverwaltung oder funktionirte die Dampfheizung nicht, ich weiß es nicht, aber empfunden haben es Alle hart, daß die Logie nicht geheizt war und auch nicht zu heizen war, wie es scheint; man hat zwar, wie ich merkte, in Augsburg den Versuch dazu gemacht, aber vergeblich; in Ulm, wo wir um die zwölfte Stunde ankamen, verzichteten wir auf den Dampf und nützten die halbe Stunde Aufenthalt gut aus, indem wir uns eine warme Suppe und die bekannten Württemberger „Seidenwürstln" verschafften.

Doch halt! Die Beschreibung des Lebens und Treibens auf der Fahrt kommt etwas später. Ich habe ja noch gar nicht gesagt, was uns denn für Leute waren, wie sie nach den verschiedenen Ständen sich zusammenfanden; das kann ich jetzt ganz genau, ich möchte sagen, quellenmäßig anführen, weil uns ja während der Fahrt von München nach Augsburg das Pilgerverzeichniß in das Coupé geflogen kam. Priester waren es ungefähr 50, darunter 7 aus der Diözese Regensburg; die Pfarrhaushälterinen haben ein hübsches Contingent geliefert, ich zählte deren 14, und wenn die Titulatur „Haushälterin", „Wirthschaftsführerin" auch so etwas fein soll, dann sind es gewiß nochmal so viel; das andächtige Frauenvolk war überhaupt stark vertreten, die Damen waren etwas mehr als die Herren. Vertreten waren so ziemlich alle Stände: Handwerker, Oekonomen, Lehrer, Priester, Postbeamte, andere Beamte oder deren Frauen oder Töchter oder Wittfrauen, Professoren, auch ein paar adelige Damen; der Handwerkerstand hatte die meisten Vertreter: Binder, Müller, Drechsler, Bräuer, Schuhmacher, Schneider, Schmide, Gastwirthe, Gerber, Seiler, Schreinar, Maschinist, Bäcker, Sattler, Kunstgärtner, Käsereibesitzer, Buchbinder, Chirurg, Möbeltransporteur, Restaurateur, Glaser, Ziegeleibesitzer, Steinmetzmeister, Waffenschmid, Weinhändler, Eisendreher, Spängler, Hoffischer; von angestellten Persönlichkeiten führt das Verzeichniß auf: Lehrer der verschiedensten Art, Musiklehrer, Schullehrer, Studienlehrer, Industrielehrer, — Oberinspektor, Sekretär, Postexpeditor, Postoberpacker, Bankbuchhalter, Meßner, Notariatsgehilfe, Handlungsgehilfe, Wegmacher, Herrschaftsdiener; der Kaufmannsstand war auch zahlreich vertreten, nicht minder der Bauernstand, vom Gütler bis zum Gutsbesitzer, dazu ungezählte mit dem schönsten Stand eines Privatiers oder einer Privatiere; auch Dienstknechte und Dienstmägde hatten sich angeschlossen, erstere machten sich namentlich recht verdienstlich durch ihr andächtiges und geschicktes Ministriren bei den heiligen Messen; ich habe in Lourdes einen Dienstknecht gesehen, der in drei, vier heiligen Messen nacheinander am Altare Dienst leistete und geschickt wie ein Meßner den Priester ankleidete; in Lourdes nämlich zieht sich der Priester am Altare an, und den Meßdiener muß er selbst mitbringen, wenigstens gilt das für die fremden und einfachen Priester. Summa Summarum, ich muß sagen, es waren lauter gute, gemüthliche und vor Allem gottbegeisterte Leute, eifrige Verehrer der Mutter Gottes!

„Wie weit ist denn bis Lourdes? Haben wir noch weit hin?" — so frug das alte Jungferl in unserm Coupé, als wir etwas über Ulm draußen waren; — „nun, aber jetzt müssen wir doch bald hinkommen", meinte sie, als wir am zweiten Tage von Straßburg gen Nancy fuhren; auf meine Antwort, daß heute Mittwoch sei und wir erst am Samstag Morgens in Lourdes eintreffen würden, schlug sie die Hände über den Kopf und rief: „O mein Gott, ist die Welt so groß!" Ja, die Welt ist groß, das sieht man erst, wenn man etwas weiter hinauskommt. Auf dem geraden Wege, durch die Schweiz nach Frankreich und über Lyon, Nimes, Carcassanne und Toulose nach Lourdes ist zwar auch eine weite Reise, aber der Weg, den unser Pilgerzug mit Rücksicht auf die Krieger von 1870/71 über Straßburg, Nancy, Paris, Orleans, Bourges, Chateauroux, Limoges, Brive, Toulose nach Lourdes nahm, ist ein ungeheuer langer, den man erst richtig schätzt, wenn man die Landkarte anschaut; wir haben so ziemlich einen rechten Winkel ausgefahren, sind bis Paris immer

westlich, von da immer südlich gefahren. Wie viele Kilometer haben wir wohl zurückgelegt? Von München bis Straßburg sind 401 Kilometer mit 87 Bahnstationen, von Straßburg bis Paris 510 Kilometer mit 72 Stationen, von Paris bis Lourdes 883 Kilometer mit 115 Stationen, also die ganze Fahrt war 1794 Kilometer lang mit 274 Stationen; rechnet man 5 Kilometer auf eine Stunde, so gibt das eine Entfernung von ungefähr 360 Stunden. Da hatte das Jungferl wohl recht: „O mein Gott, ist die Welt so groß!"

Die Rückreise über Lyon, Dijon, Belfort, Mühlhausen war um einige Hundert Kilometer kürzer, aber auch da konnte man sehen, wie „die Welt so groß ist." Von Straßburg, Paris, Orleans und Brive abgesehen, war die Heimfahrt interessanter als die Hinreise; heimwärts kamen wir durch die fruchtbarsten, am meisten bevölkerten und schönsten Gegenden des herrlichen Frankreich; prächtige Thäler wechselten mit wildromantischen und lieblichen Gebirgsgegenden. Wir passirten auf der Fahrt in Frankreich 14 Städte mit 10,000 Einwohnern und darüber, 9 mit 20,000, 5 mit 30,000, 1 mit 40,000, 6 mit 50,000 und darüber, 2 mit mehr als 100,000, nämlich Toulose mit 147,000 und Lyon mit 440,000 Einwohnern, dazu die Weltstadt Paris mit 2½ Millionen.

(Fortsetzung folgt.)

5 (Nachdruck verboten.)

Eine Ballnacht.

Erinnerungen eines Detektives, erzählt von A. F. Green.

Eine maskirte Dame, welche ich aufrecht und einsam in einer entfernten Ecke des Saales stehen sah, näherte sich mir, ergriff meinen Arm und führte mich eifrig zur Seite.

„O Joe, bist Du es? Wie freue ich mich, Dich hier zu sehen und wie sehr hoffe ich, daß wir glücklich werden!"

Es war mir bedenklich, eine Person anzureden, welche mit dem jungen Manne, dessen Platz ich mir angeeignet hatte, so genau bekannt zu sein schien. Ich drückte daher nur die kleine Hand, die sich so vertrauensvoll in die meinige legte, mit einer schlauen Zweideutigkeit. Das schien sie zu befriedigen, denn sie wurde bald noch viel gesprächiger.

„O Joe, ich habe mich so nach Dir gesehnt. Harley ist ein guter Bruder, aber er ist nicht mein alter Spielkamerad, und der Vater wird um so glücklicher sein! Wenn Du ihn nur dazu bringen kannst, daß er die Vergangenheit vergißt!"

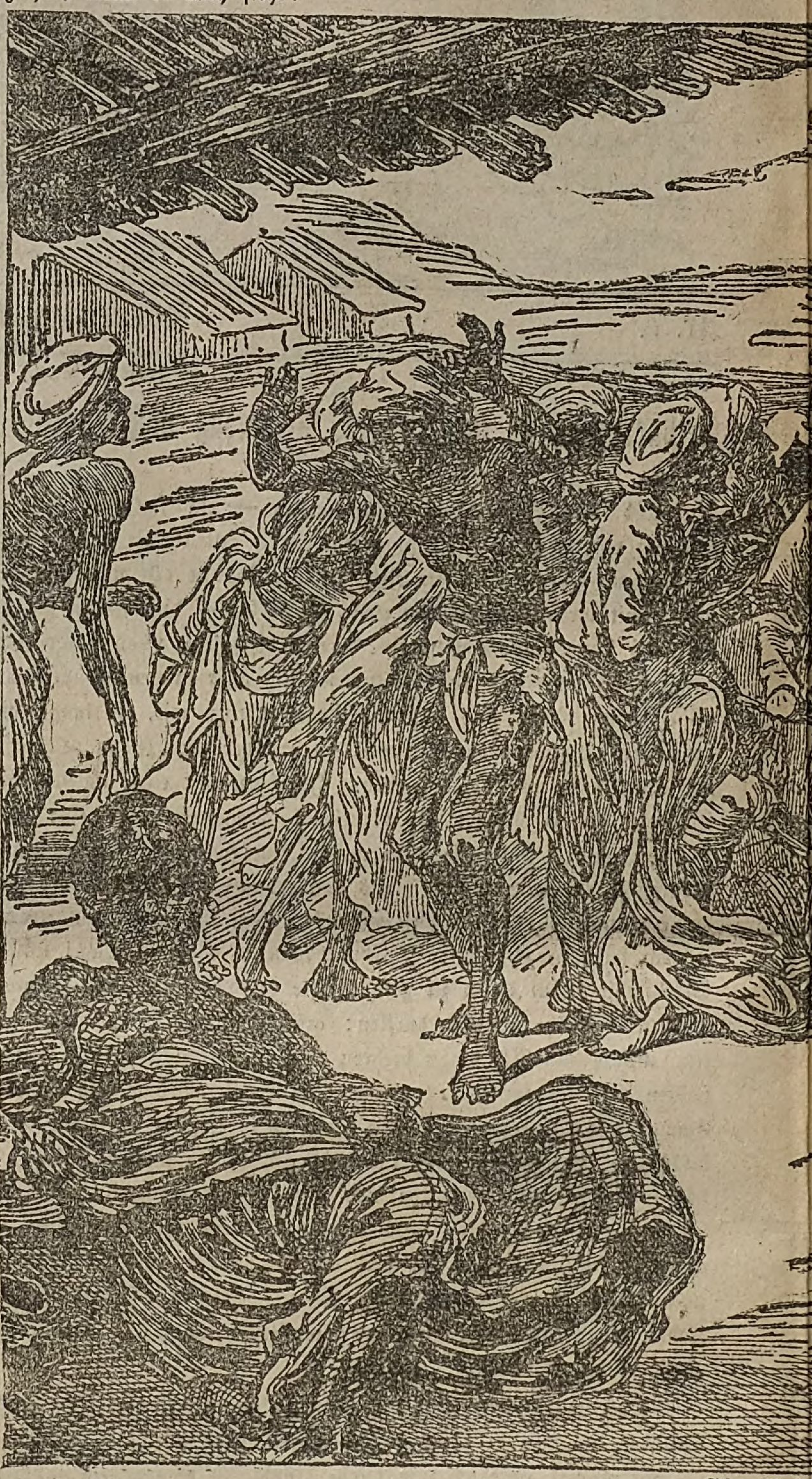
Ich sah daran, daß es Fräulein Carrie Benson war, mit der ich zu thun hatte. Ich drückte nochmals die kleine Hand und zog sie zärtlich näher zu mir. Es ist überflüssig, zu sagen, daß ich mir die ganze Zeit über als ein Verbrecher von schwärzester Farbe vorkam.

„Hat Dir Harley gesagt, was Du zu thun hast?" fragte sie. „Der Vater ist entschlossen, nicht nachzugeben und hat sich den ganzen Tag über in seine Bibliothek eingeschlossen, aus Furcht, Du könntest ihm Deine Gegenwart aufdrängen. Ich hätte niemals seine Erlaubniß, den Ball zu geben, erhalten können, wenn ich ihn nicht zuerst davon überzeugt hätte, daß er ein Mittel sei, Dich fern zu halten, daß Deine natürliche Zurückhaltung Dich abhalten würde, einzudringen, wenn Du das Haus voll Gäste sehen würdest. Ich glaube, er fängt an, seiner eigenen Festigkeit nicht mehr zu trauen, er fürchtet, bei Deinem Anblick zu schmelzen! Im letzten Jahre war er kränklich und —"

Ein plötzliches Schluchzen unterbrach sie.

Ich war gerührt, zugleich aber auch beunruhigt. Gerührt über den Kummer, dessen Motive augenscheinlich so rein und gut waren, und besorgt über die Lage, in welche ich mich gebracht habe, wahrscheinlich zum Schaden derselben löblichen Motive. Vom Wunsche getrieben, die Sache in das richtige Geleise zu bringen, wagte ich eine Erwiderung.

„Und glaubst Du," fragte ich absichtlich leise, „er wird verzeihen, wenn er mich sieht?"



Ein Pest

„Ich bin dessen sicher! Er sehnt sich nach Dir, Joe, und hätte er nicht geschworen, niemals wieder mit Dir zu sprechen, hätte er schon lange nach Dir gesandt. Harley glaubt ebenso, wie ich, daß die Zeit zur Versöhnung gekommen sei."

„Und wünscht denn Harley wirklich eine Aussöhnung?" wagte ich zu fragen, nicht ohne eine geheime Furcht vor den Folgen.

„O Joe! kannst Du daran zweifeln? Hat er sich nicht von Anfang an bemüht, den Vater dahin zu bringen, daß er verzeiht? Würde er Dich wohl dazu veranlaßt haben, heute Abend hierher zu kommen und Dir eine Verkleidung besorgt haben? Würde er wohl als unser Helfer und Berather mitwirken, wenn er nicht eine Aussöhnung mit dem Vater wünschen würde? Du verstehst Harley nicht und hast ihn nie verstanden! Du würdest sein Entgegenkommen nicht so lange Zeit zurückgewiesen haben, wenn Du wüßtest, wie aufrichtig er Alles vergeben und vergessen hat. Harley besitzt

den Stolz eines Menschen, welcher selbst niemals etwas Unrechtes gethan hat, aber selbst sein Stolz weicht zurück vor der brüderlichen Zuneigung! Und Du hast so lange gelitten, armer Joe!"

„So, so," dachte ich, „Joe ist also der Angreifer! Einen



aus Indien.

Augenblick wünschte ich sehnlichst, der Mann wirklich zu sein, den ich hier vorstellte, und diese liebe, kleine Schwester in meine Arme schließen und ihr für die Gutherzigkeit danken zu können.

„Du bist mein Liebling," sagte ich leise, innerlich entschlossen, sogleich in den Garten hinaus zu laufen, meinen Domino der Person, für die er bestimmt war, zu übergeben und einem Schauplatz zu fliehen, auf dem ich so wenig Recht hatte, zu erscheinen.

Aber in diesem Augenblick ereignete sich ein Zwischenfall, der mich meiner Begleiterin beraubte, aber mich entschieden an dieser Stelle festhielt. Ein schwarzer Domino schwebte an uns vorbei und zog Miß Benson von meiner Seite fort, während eine rauhe Stimme mir in's Ohr flüsterte:

„Wenn man den Schein des Unrechts auf sich nimmt, während man im Recht ist, so kommt man dadurch nothwendiger Weise in eine falsche Lage!"

Ich nahm mich zusammen. Diese Worte kamen augenscheinlich von einem Freund, und daher konnte ich nicht entfliehen, ohne Gefahr zu laufen, Verdacht zu erregen.

„Das ist wahr!" erwiderte ich. Durch kurze Antworten hoffte ich dieses neue Examen abzukürzen, um mich bald zu befreien.

Aber etwas in meiner Antwort erregte das Interesse der Person an meiner Seite und veranlaßte einen Ausdruck von Gefühlen, der ein ganz entgegengesetztes Resultat hatte, als dasjenige, welches ich wünschte.

„Du erweckst tausend Vermuthungen bei mir durch diese Antwort," rief der Freund aus, indem er mich etwas seitwärts aus der Menge zog. „Ich hatte immer meine Zweifel über — über —." Er hielt an, nach dem richtigen Ausdruck zu suchen, „darüber, daß Du gethan habest, was man sagt," schloß er etwas lahm. „Es sah Dir so wenig ähnlich, aber jetzt sehe ich, daß noch eine Möglichkeit vorhanden ist, welche vielleicht viel erklären könnte, was wir nie verstanden haben. Joe, mein Junge, Du hast niemals gesagt, Du seiest unschuldig, aber —"

„Wer sind Sie?" fragte ich, kühn in die schimmernden Augen blickend, mit welchen mich die Maske ansah, „wenn man von solchen Sachen spricht, so wäre es schrecklich, einen Irrthum zu begehen."

„Erkennst Du nicht Deinen Onkel, Joe?" fragte er mit geradem Vorwurf, was wenig zu seinem Kostüm eines ernsten und hoch ehrbaren Seniors paßte. „Ich bin ausdrücklich von Hollowell herübergekommen, weil Carrie mir mittheilte, Du werdest noch einen letzten Versuch machen, Deinen Vater zu sehen."

„Edith ist auch hier," murmelte er, indem er sein Gesicht in bedrohliche Nähe zu dem meinigen brachte, „sie wollte nicht wegbleiben, obgleich wir alle fürchten, sie könnte sich verrathen, sie ist so beweglicher Natur. Armes Kind! Sie hat niemals an Dir gezweifelt und wenn mein Verdacht richtig ist —"

„Edith?" unterbrach ich ihn, „Edith?"

Eine Edith war die letzte Person, welcher ich unter solchen Umständen begegnen mochte. „Wo ist sie?" fragte ich befangen und mit einigem Verdruß etwas zur Seite tretend, bei der Aussicht, einem unbekannten Quantum von Liebe und Hingebung herhalten zu müssen.

Aber mein Begleiter hielt mich am Arme fest und zog mich zurück.

„Sie ist nicht weit von hier. Du kannst dessen sicher sein! Aber Du darfst keinen Versuch machen, ihr nachzuspüren. Du würdest sie in ihrer Maske doch nicht erkennen, außerdem auch wird sie von selbst kommen, wenn Du Dich ruhig verhältst."

Das war es eben, was ich fürchtete! Aber da ich kein verdächtig aussehendes Wesen in der Nähe bemerkte, beschloß ich, meine Befürchtung zu überwinden und die weitere Entwickelung einer Idee zu versuchen, welche die Worte des alten Herrn in mir erweckt hatten.

„Du hast recht," stimmte ich bei und suchte mich nach der durch einen Vorhang abgeschlossenen Fensternische daneben hinzuziehen. „Hier wollen wir warten, und inzwischen sollst Du mir erzählen welchen Verdacht Du hast, denn ich fühle, es ist Zeit, daß die Wahrheit bekannt wird. Und wer könnte mich dabei besser unterstützen, als Du, der immer mein Freund gewesen ist?"

„Das ist wahr!" murmelte er plötzlich eifrig. Dann sprach er in leisem Tone mit einer lebhaften Handbewegung weiter: „Es ist also etwas dabei, was noch niemand erfahren hat! Edith hatte recht, als sie sagte, Du habest nicht die Papiere aus Deines Vaters Schreibtisch gestohlen."

Da er schwieg und mir ins Gesicht sah, so war ich genöthigt, eine Antwort darauf zu geben. Ich wählte eine von möglichst nichtssagender Art.

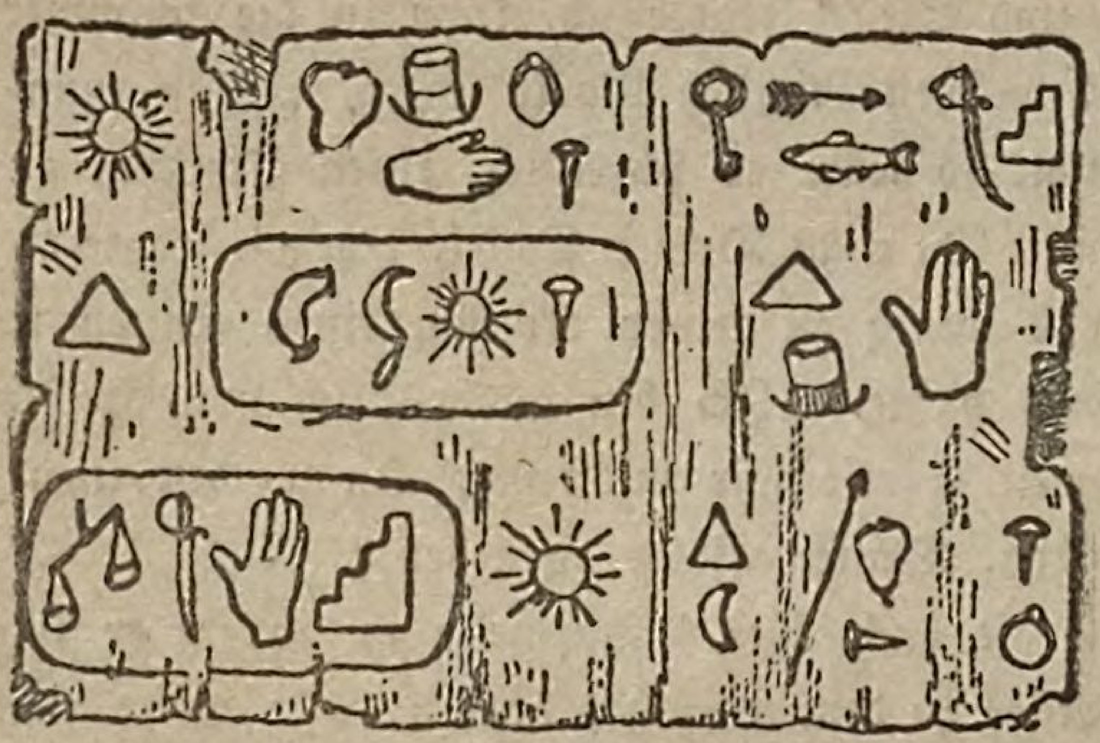
(Fortsetzung folgt.)

Ein Pestbild aus Indien.

Schauderhaft lauten die Nachrichten aus dem fernen Indien. Eine furchtbare Krankheit rafft dort Tausende von Menschen hinweg, und die Seuche findet umsomehr Nahrung, als eine Hungersnoth die Eingeborenen entkräftet hat und die Körper nicht in der Lage sind, tückischen Angriffen der Krankheit Widerstand zu leisten. In ganz Europa erhebt sich eine intensive Bewegung, um die Gefahren abzuwenden, und die Sanitätsbehörden sind eifrigst bemüht, ihre Reiche vor dem Einbruche der Pest zu schützen. Auf unserm Bilde sehen wir einen englischen Sanitätsoffizier, der in ein verseuchtes Dorf gekommen. Die Einwohner eilen Hilfe suchend zu ihm und erhoffen von dem mächtigen Weißen Schutz vor der Vernichtung durch die Pest.

Bilderräthsel.

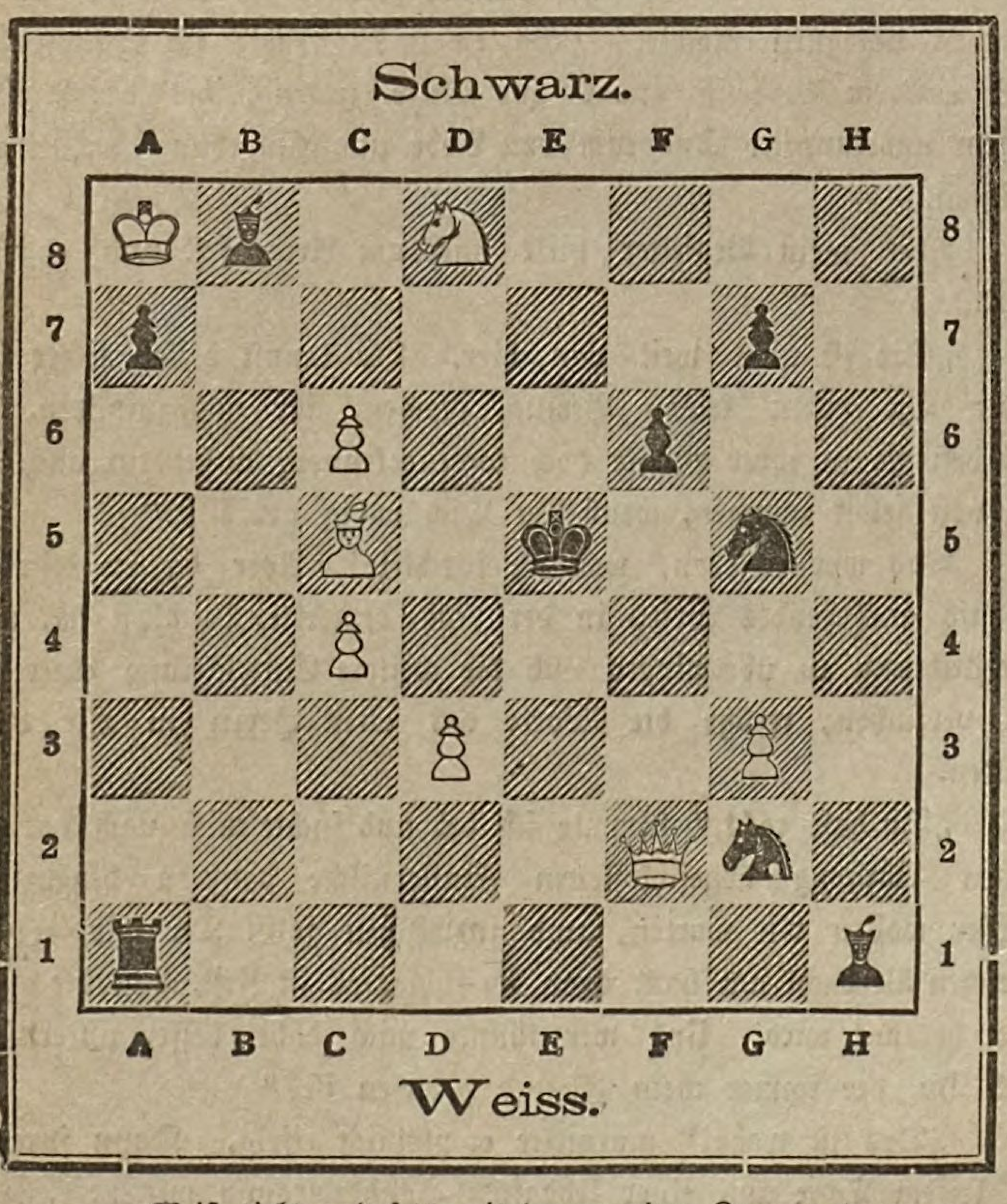
Hieroglyphen. (Von jedem Bilde gilt der Anfangsbuchstabe seines Namens, die fehlenden Vokale sind zu ergänzen; z. B. Vogel, Treppe, Rad = V t r Vater.)



Schachzeitung № 239.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von C. Bull in Natal.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Der Wettkampf Lasker-Steinitz.

Der Wettkampf Lasker-Steinitz ist am 14. Januar c zu Ende gegangen, indem Lasker die 17. Partie nach hartem Kampfe gewannn. Lasker hat somit mit 10:2:5 auch diesmal und zwar noch weit glänzender als bei dem ersten Wettkampf gesiegt.

Italienische Partie,

gespielt am 25. Dezember in Wien als 5. Matchpartie im Wettkampf Janowski-Schlechter.

Weiß Schlechter	Schwarz Janowski	Weiß Schlechter	Schwarz Janowski
1. e2—e4	e7—e5	27. Dc3—g3	Ld7—f5
2. Sg1—f3	Sb8—c6	28. Se4—d6	Te8×e1 +
3. Lf1—c4	Lf8—c5	29. Tf1×e1	Lf5—b1
4. c2—c3	Sg8—f6	30. Dg3—e3	Dh5—h4
5. d2—d3	d7—d6	31. Te1-f1	Dh4—e7
6. b2—b4	Lc5—b6	32. De3×e7	Sg6×e7
7. a2—a4	a7—a5	33. c4—c5	b6×c5
8. b4—b5	Sc6—e7	34. Tf1—c1	Se7—d5
9. o-o	Se7—g6	35. Tc1×c5	Sd5—b6
10. Lc1—e3	Lb6×e3	36. Tc5—c6	Ta8—b8
11. f2×e3	o—o	37. Kg1—f2	Kg8—f8
12. Sb1—d2	d6—d5	38. Kf2—e3	Sb6—d5 +
13. e4×d5	Sf6×d5	39. Ke3—d4	Sd5—e7
14. Dd1—b3	Lc8—e6	40. Tc6—c7	Se7—f5 +
15. Ta1—e1	c7—c6	41. Sd6×f5	Lb1×f5
16. d3—d4	c6×b5	42. Kd4—c5	Lf5—e4
17. a4×b5	a5—a4	43. g2—g3	Tb8—b7
18. Db3—c2	e5×d4	44. Tc7—c8 +	Kf8—e7
19. e3×d4	a4—a3	45. Kc5—b4	f7—f5
20. Lc4×d5	Dd8×d5	46. Tc8—c1	Le4—d3
21. c3—c4	Dd5—h5	47. Kb4—a3	Ld3—b1
22. d4—d5	Le6—f5	48. Tc1—c5	Ke7—d6
23. Dc2—c3	a3—a2	49. Ka3—b2	Lb1—e4!
24. Sf3—d4	Lf5—d7	50. Kb2×a2	Le4—d5
25. Sd2—e4	Tf8—e8	51. Ka2—a3	Ld5×b3
26. Sd4—b3	b7—b6	52. Tc5×f5	Lb3—e6

Weiß gibt die Partie auf.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 235 von Svejda.

1.	2.	3.
Te7—g7 / Lh6×g7	Sf4—g6 + / Ke5—f6	Lc5—d6 ‡
...... / K×f4, f6	Lc5—d6 + / Te5, Se5,	e2—e3, Dc4—d4 ‡
..... / Ta5×c5	Dc4×c5 + / Kf6, ×f4	Tg7—g6, Dc5—f5 ‡
..... / Sh3×f4	Tg7—g5 + / Kf6, S×g5	Sg3—e4, Lc5—d4 ‡
...... / Lg8×e6	Dc4×e6 + / K×f4	De6—f5 ‡

Anderes ähnlich.

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von B. H. —, Hermes Eggon, R. Kern, Karl Müller, Gustav Schmidt, J. B. Schuler R. Weiß und C. Tr.

Briefkasten: Frl. J. N. hier. Aufgabe Nr. 237 läßt sich durch 1. Da7 wegen Le8—d7 nicht lösen. — Mitglied der Tr. hier. Wir werden Ihre Aufgabe benützen, wenn Sie uns mittheilen möchten, wer als deren Autor genannt werden soll.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Anagramm.

Es ist ein dünnes, langes Ding,
An dessen Ende hängt am Leder-Ring
Ein dickes, kurzes Stück.
Die beiden steigen immer rasch nach oben,
Doch kaum sind sie recht droben,
So fallen wuchtig sie zurück.
O sei im Umgang ja nicht grob,
Sonst heißest, wie man jenes nennt,
Und dies ist wahrlich gar kein Lob.
Wer ist's, der nicht den Namen kennt?
Die Zeichen darfst auch anders setzen,
Den Sinn wirst dadurch nicht verletzen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 11. Montag den 1. Februar. 1897

6 (Nachdruck verboten.)

Erinnerungen an den 3. bayr. Pilgerzug nach Lourdes.

Was treibt man da die ganze Nacht? Kann man schlafen? — so höre ich gar Viele fragen. Ich habe es auch nicht gewußt, wie man sich anstellt, um die Nacht durchzubringen — jetzt weiß ich es — man versucht es, man drückt die Augen zu, man meint jetzt kommt der Schlaf, da geht es durch ein Tunnel oder über einen Fluß, es saust und rauscht, als ob man unter einem Mühlschuße wäre, man schreckt auf und guckt, aber man sieht nichts, es geht in die Nacht hinein, man denkt nicht an die Gefahr, man probirt's wieder und schlummert vielleicht wieder ein, dann geht's wieder wie vorhin; dann rückt man wieder auf seinem Sitze hin und her, soweit man Spielraum hat, immer mehr fühlt man, daß das Kreuz zur Nachtzeit ausgestreckt sein will — in der ersten Nacht war's noch leidlich, aber die furchtbaren Kreuzschmerzen in den folgenden Nächten! Ja, es war eine Bußfahrt! Vor Müdigkeit und Elend schläft man schließlich ein, und, wie wir am besten schlummerten, da schreckte uns ein nicht enden wollender Pfiff der Lokomotive, wir schauen auf, Alles um uns elektrisch beleuchtet — wir waren in Paris auf dem Est-Bahnhof.

Alle Müdigkeit war weg, wir waren Alle wie von einem elektrischen Funken durchströmt, als der Condukteur sein „Paris" — „tout le monde descende" d. h. „Alles aussteigen" ertönen ließ. Paris, die Weltstadt, erkennt man in der vierten Morgenstunde nicht, es war, als ob wir auf einen ungeheuren Friedhof gingen, als wir den Zug verließen und aus dem Bahnhof traten. Nur drei Klassen von Menschen waren noch thätig oder schon thätig, die Bahnbediensteten, die Straßenkehrer und die Fiaker, wir sahen auf den Trottoirs Haufen von Speiseresten, Papierfetzen, Cigarren, Gemüsen, weggeworfene Blumen u. dgl., welche von einer eigenen Sorte von Menschen durchstöbert wurden vor dem Wegschaffen, um das Kostbarste noch herauszufischen. In Paris kommt man zu Fuß nicht weit, darum vertrauten wir uns einem Fiaker, um zunächst zum Südbahnhof (Orleaner-Bahnhof) unser Gepäck zu schaffen, da wir am Abend von hier aus die Fahrt weitersetzen sollten. Wenn aber Einer meint, das geht so schnell, als es gesagt ist, dann ist er auf dem Holzwege; unser Fiaker fuhr gut, aber trotzdem vergingen drei Viertelstunden; es sind eben ungeheure Entfernungen. Nun traten wir unsere Rundreise durch Paris an mit demselben Fiaker; es ist selbstverständlich, daß ich von dieser Weltstadt mit seinen 50,000 Häusern und Palästen nur eine Kleinigkeit mittheilen kann, eben das was ich in der kurzen Zeit eines einzigen Tages gesehen habe, es ist kaum der hundertste Theil von dem, was man sehen kann. Wenn ein Fremder nach Regensburg kommt und nur einige Stunden Aufenthalt hat, dann geht er in den Dom, zum Rathhaus, auf die steinerne Brücke, vielleicht auch auf den Dreifaltigkeitsberg und in die eine oder andere Kirche noch; so haben wir's auch gemacht. Die größten Sehenswürdigkeiten für einen Pilger sind in Paris die kolossale Notre-Dame-Kirche oder Kathedrale, der Montmartre und die Kirche U. L. Frau von den Siegen; ich werde aber auch noch etwas von den andern Sehenswürdigkeiten und von dem Leben und Treiben der Pariser überhaupt mittheilen.

Denken wir uns Regensburg vielleicht 60 Mal größer und von Prüfening her gegen den Friedhof der unteren Stadt einen zweiten ebenso großen Arm der Donau, so daß ein großer Theil der Stadt auf einer Insel zu liegen kommt; der Dom wäre die Kathedrale de Notre-Dame, der Osterberg der Montmartre, die Oswaldkirche die Kirche „Maria von den Siegen", Prüfening wäre Versailles und der Galgenberg wäre der Platz, wo die Tuillerien standen, dazu denke man sich 27 Brücken über die 2 Donauarme, die Donau selbst auf und ab mit Schiffen besetzt, die Straßen 5—6 Mal so breit und mit doppelter und dreifacher Allee bepflanzt — dann hat man eine schwache Vorstellung von der bevölkertsten Stadt des europäischen Festlandes. Zunächst fuhren wir zur Kathedrale, im Herzen von Paris auf der Insel gelegen, ein Riesengebäude mit wundervollen Formen und einer Unmasse uralter köstlicher Darstellungen in Stein; 120 Pfeiler tragen die Gewölbe des Mittelschiffes, in den niederen Seitenschiffen und um den Chor herum sind 45 Kapellen; von der wundervollen Facade erwähne ich nur die großartige Fensterrose mit einem Durchmesser von 12 Metern; die beiden Thürme sind nicht ausgebaut, haben aber auch so noch eine Höhe von 80 Metern; auf einem derselben ist die Riesenglocke Bourdon, 320 Centner schwer. Wir haben da das „Donnerstagsamt" (würde man bei uns sagen) zum Theile mitgemacht; wie staunten wir, daß nicht mehr als höchstens 50 Theilnehmer zu sehen waren, die Priester und Meßdiener mitgerechnet! Fast wären am Altare mehr Personen gewesen als um den Altar, nämlich der Erzpriester, 2 assistirende Priester im Chorrock, so und so viele Ministranten, dann der Kirchenschweizer, den jede Kirche hat, mit seiner imponirenden Uniform, ein paar Meßner u. s. w. — einige Gläubige empfingen dabei die Osterkommunion mit einer nachahmungswürdigen Andacht. Das war das Einzige, was mir von diesem „Donerstagsamte" gefiel; nach demselben zeigte uns der Erzpriester die kostbaren Reliquien, nämlich die Dornenkrone Christi, einen großen Partikel vom heiligen Kreuz und einen Kreuzigungsnagel. Es war das eine große Gunst vom Erzpriester, für die ich denn auch im Namen meiner Gesellschaft den höflichsten Dank in lateinischer Sprache ausdrückte. Hoffentlich hat mich dieser Herr besser verstanden, als der Abbé, mit dem ich kurz zuvor mein liebes Kreuz hatte; er frug mich nach der Zahl der bayrischen Pilger, ich gestand ihm 800 auf französisch, er schüttelte den Kopf „je ne sais pas" = ich verstehe nicht — ich nannte die Zahl lateinisch — wieder Kopfschütteln — nun machte ich es wie Zacharias und schrieb: octingenti! Jetzt erhellte sich sein Antlitz, und mit Staunen rief er aus: „Ah, ottaschanti" — so nämlich spricht der Franzose das lateinische Wort octigenti. Da möchte

einem das parler français verleiden, wenn man sich so bemüht, ja korrekt zu sprechen, und wird dann selbst von gebildeten Franzosen verstanden! — Nicht weit von da ist die sog. „heilige Kapelle", erbaut vom heiligen König Ludwig, um die kostbaren Reliquien aufzubewahren, die er vom Kreuzzuge aus dem Oriente mitgebracht hatte; diese werden aber seit dem letzten Aufstande im Dome aufbewahrt, weil sie damals von den Communarden ihres kostbaren Schmuckes beraubt worden waren; erst im letzten Winter ist die Dornenkrone Christi wieder neu gefaßt worden.

(Fortsetzung folgt.)

9 (Nachdruck verboten.)

Eine Ballnacht.

Erinnerungen eines Detektives, erzählt von A. F. Green.

„Nun, meine Herren, ich weiß nicht, ob Sie das für wichtig genug halten, aber vor einer Weile ging ich draußen über den Balkon and sah zufällig in dieses Zimmer hinein. Ich sah, wie jener Mann in demselben Domino sich hier über diesen Tisch lehnte und in das Weinglas hineinsah, welches Miß Carrie hierhergestellt hatte. Er hielt es in der Hand und hatte den Kopf sehr tief darauf herabgebeugt. Was er damit oder mit der Weinflasche machte, weiß ich nicht, denn ich war so erschreckt, diese Gestalt im Zimmer zu sehen, welches der Herr den ganzen Tag über verschlossen gehalten hatte, daß ich sogleich von der Bibliothek wegschlich und durch das ganze Haus rannte, um Mister Harley zu finden. Aber Sie waren nicht im Saal und auch Miß Carrie nicht, und als ich hierher kam, lag der Herr schon todt auf dem Fußboden."

„Hm!" sagte der Doktor, Onkel Joe anblickend, welcher ganz zusammengesunken in einem Lehnstuhle saß, den sein Neffe ihm zugeschoben hatte.

„Sie sehen, meine Herren," fuhr Jonas mit großem Ernst fort, „aus irgend einem Grund hat der alte Herr heute sein Zimmer nicht verlassen. Die Thüre zur Bibliothek war schon um sechs Uhr heute Morgen verschlossen, und er ließ Niemand ein, ohne zuvor zu fragen, wer es sei. Deshalb war ich ungeheuer erstaunt, als ich diesen gelben Domino in dem Zimmer sah. Ueberdies —"

Aber kaum war der gute Alte so weit gekommen, als er stockte und nach einem raschen Blick auf Harley erröthend und in großer Verwirrung zurücktrat. Augenscheinlich war eben ein Verdacht dem alten anhänglichen Diener durch den Sinn gegangen, wer dieser gelbe Domino sein könnte.

„Gut, gut," rief der Doktor, „fahren Sie fort, theilen Sie uns Alles mit!"

„Ich — ich habe nichts mehr zu sagen!" murmelte Jonas, während Harley mit ebenso viel Verwirrung dem Diener zuwinkte, sich zu entfernen, und wie um sein Gesicht zu verbergen, den Kopf über einige Papiere auf dem Tische senkte.

„Ich glaube, der Mann mit dem gelben Domino müßte gefunden werden," sagte der Arzt trocken und blickte von Harley scharf nach der sich entfernenden Gestalt des Dieners. „Jedenfalls wäre es gut, wenn wir wüßten, wer das ist."

„Ich kann nicht einsehen" — begann Onkel Joe, aber er hielt an, als er bemerkte, daß Harleys Gesicht wieder mehr Fassung zeigte. Augenscheinlich interessirte er sich eben so sehr als ich dafür, was dieser wenig offene und nicht leicht zu verstehende Mann in dieser plötzlichen Krisis thun werde.

Wir blieben nicht lange im Zweifel.

„Doktor," begann er mit leisem und zögerndem Tone, welcher gut berechnet war, um die Wirkung, die er wünschte, hervorzubringen, „wir wissen leider bereits, wer diesen Abend einen gelben Domino trug. Mein Bruder Joe —"

„Husch," sagte der Onkel bittend, indem er die eine Hand mit einem raschen Blick voll Schmerz, der dem Doktor nicht entging, auf den Arm seines Neffen legte.

„Bruder!" erwiderte der Doktor, „entschuldigen Sie, ich wußte



Nächtliche Maffen

nicht — ach! ich erinnere mich jetzt, gehört zu haben, daß Herr Benson noch einen Sohn hatte!"

Harleys Gesicht wurde immer düsterer.

„Mein Bruder war meinem Vater seit einiger Zeit entfremdet, deßhalb haben Sie ihn niemals hier gesehen. Aber heute hoffte er, — ließ mich wenigstens glauben, daß er hoffte, eine Versöhnung

herbeizuführen. Deshalb hatte ich mit meiner Schwester verabredet, ihm hier Eingang zu verschaffen. Ich that sogar noch mehr, ich zeigte ihm eine Nebenthüre, durch welche er in die Bibliothek gelangen konnte. Aber niemals dachte ich daran, daß daraus ein Unglück



Begräbnisse in Bombay.

entstehen könnte, wenn Vater und Sohn auf diese Weise zusammentreffen. Ich — ich liebe meinen Bruder, und ungeachtet der Vergangenheit hatte ich Vertrauen zu ihm. Auch kann ich jetzt noch nicht glauben, daß er — —"

Hier ging die Stimme dieses unvergleichlichen Schauspielers in gut nachgeahmten Schmerz über. Er sank auf einen Stuhl und verbarg sein Gesicht in den Händen.

Der Doktor hatte keinen Grund zum Argwohn gegen diesen Mann und betrachtete ihn daher mit einem Blick voll rücksichtsvollen Ernstes.

„Herr Benson", sagte er, „seien Sie meines tiefsten Mitgefühls versichert, ein Trauerfall wie dieser, in einer angesehenen Familie, genügt, um das stärkste Herz zu überwältigen. Wenn Ihr Bruder hier ist —"

„Doktor Travis," unterbrach ihn Harley, indem er aufstand und die Hand des Arztes mit einem Anschein von männlichem Gefühl ergriff, was von Seiten dieses gewöhnlich so strengen und zurückhaltenden Mannes großen Eindruck machen mußte. „Sie sind oder waren meines Vaters Freund, können oder wollen Sie auch der unsrige sein? So schrecklich es auch ist — mein Vater hat unzweifelhaft einen Selbmord begangen! Er hatte eine große Furcht vor diesem Tag, es ist der Jahrestag eines Ereignisses, dessen Erinnerung ihm sehr peinlich war. Mein Bruder, — Sie sehen, ich muß das Geheimniß der letzten Jahre enthüllen, — wurde von unserem Vater überrascht, als er vor drei Jahren seinen Schreibtisch bestahl, und bei jeder Wiederkehr dieses Tages kam er in das Vaterhaus zurück, um Vergebung und Wiedergewährung der alten Gunst zu erbitten, welche er durch jenes Verbrechen verloren hatte.

Bis jetzt war es meinem Vater gelungen, dieser Belästigung durch Abwesenheit oder durch die Geschicklichkeit seiner Diener zu entgehen. Heute aber schien er ein Vorgefühl zu haben, daß seine Kinder sich gegen ihn verbunden hatten, obgleich Carrie ihm den Ball auf so listige Weise plausibel gemacht hatte. Und diese Ahnung kann auf ihn so stark eingewirkt haben, daß er vorzog, zu sterben, als den Sohn wiederzusehen, welcher sein Leben elend und ihn zu dem Menschenfeind gemacht hatte, als welchen Sie ihn kennen."

Der Doktor ging in die Falle, die ihm mit so teuflischer Geschicklichkeit gelegt worden war.

„Das ist möglich. Aber warum ist denn Ihr Bruder nicht hier? Es können nur wenige Minuten vergangen sein zwischen dem Augenblick, wo Jonas ihn mit dem Glase in der Hand sah, und dem Moment, wo Sie mit Ihrer Schwester in dieses Zimmer eintreten und Ihrem Vater niederstürzen sahen. Er muß daher anwesend gewesen sein, als Ihr Vater aus seinem Schlafzimmer kam und wohl gar auch dann, als er das verhängnißvolle Glas austrank. Warum also gab er sich so viele Mühe, zu verschwinden, wenn ihn kein anderes Gefühl, als nur das Entsetzen über den Selbstmord seines Vaters ergriff?"

„Das kann ich nicht sagen. Aber ich will nicht glauben, daß er selbst das Gift in die Weinflasche gemischt hat. Ein Dieb ist nicht nothwendiger Weise auch ein Vatermörder! Selbst wenn er sich in großer Noth befand und das Geld nöthig hatte, das ihm das Testament unseres Vaters vermachen wird, hätte er sich wohl zweimal bedacht, ehe er die Gefahr auf sich nahm, Carrie und mich zu seinen natürlichen Feinden zu machen. Nein, nein, wenn der Vater an Gift starb, so geschah es in Folge eines Irrthums, oder er hat es mit eigener Hand gemischt! Niemals kann Joe Benson dessen schuldig sein!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Pest in Indien.

In Indien wüthet der schwarze Tod. Die entsetzliche Krankheit, welche Tausende von Menschen im Fluge dahinrafft, welche ganze Landstriche entvölkert, hat nun wieder in Asien, ihrer alten Heimath, ihre grauenvolle Wanderung angetreten. Sie war einst selbst in Europa ein gefürchteter Gast und auch Wien weiß von

den Gräueln der Pestzeit zu erzählen, von denen noch die an manchen Orten erhaltenen Pestsäulen berichten. Die Verbesserung der Lebensbedingungen und die hygienischen Einrichtungen zum Schutze gegen Infectionskrankheiten haben seit Langem die Gefahr in dieser Richtung bei uns vermindert, wenn sie auch nicht ganz beseitigt erscheint. Es ist ein furchtbares Sterben, das die Pest den Menschen bereitet, und Jeder, der von ihr ergriffen wird, ist fast sicher dem Tode geweiht, nur Wenige erlangen ihre Gesundheit wieder. In Asien ist es bisher nicht gelungen, dem immer wieder erneuerten Ausbruche der schrecklichen Krankheit Einhalt zu gebieten. Unter der in Armuth und Schmutz dahinlebenden Bevölkerung, die durch die sengende Sonne und durch ungenügende Ernährung entkräftet ist, sucht sich die Pest immer wieder ihre Opfer, besonders wenn, wie diesmal, eine Hungersnoth dem unglücklichen Volke selbst die kärglichen Mittel seiner Existenz noch verringert. Dann wirken auch die dortigen religiösen Gebräuche mit, um die Krankheit noch mehr zu verbreiten. Statt die Leichen so rasch als möglich zu beseitigen, trägt man sie in feierlichen Aufzügen durch die Straßen nach der Begräbnißstätte. Unser Bild zeigt ein solches Massen-Leichenbegängniß, das nächtlicherweile die Straßen Bombays durchzieht. Fackelträger und Tubabläser schreiten voran, die Angehörigen der Todten folgen wehklagend in langem Zuge.

Humoristisches.

(Beim Pferdeverleiher.) Sonntagsreiter: „Nein, den Gaul mag ich nicht mehr! Kaum reitet man zehn Minuten, kriegt er schon Heimweh!"

(Zur ärztlichen Praxis.) „. . . Aber, mein Lieber, Sie müssen ja verkümmern! . . . Ich rathe Ihnen, sich jeden Morgen eiskalt zu waschen und dann abzureiben!"

„Das thu' ich ja bereits, Herr Doktor!"

„So! . . . Nun, dann müssen Sie's eben aufgeben!"

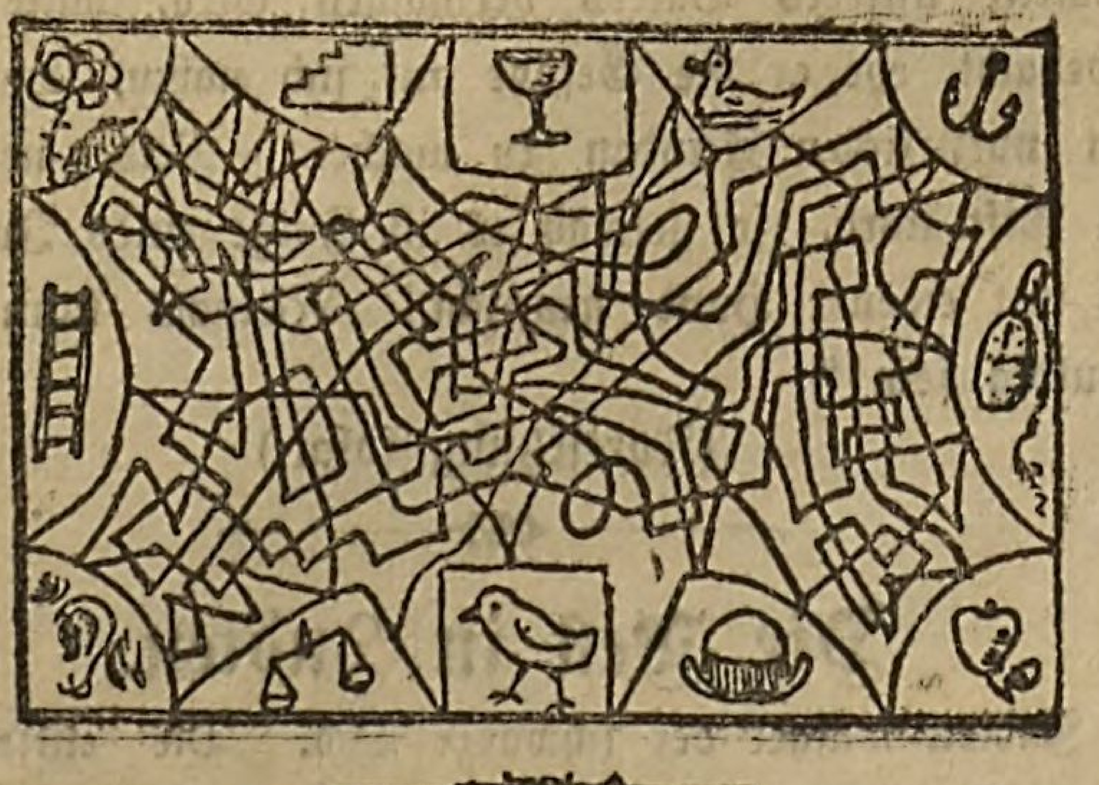
(Schlau.) „Du, Alte, jetzt hab' i aber die Eisenbahnerer schön ang'schmiert! I hab' mir a' Retourbillet g'nomma, bin aber net retour g'fahrn!"

Anagramm.

Was ich meine, sind gar böse Wesen,
Sie gehören, denke nur! zur Geisterwelt;
Doch wenn dieses anders wird gelesen,
Liebt's ein Jeder, denn es trägt viel Geld.

Bilderräthsel.

Irrgartenrebus: (Die Anfangsbuchstaben der Rebusbilder sind so zu verbinden, wie die Wege des Irrgartens gehen.)

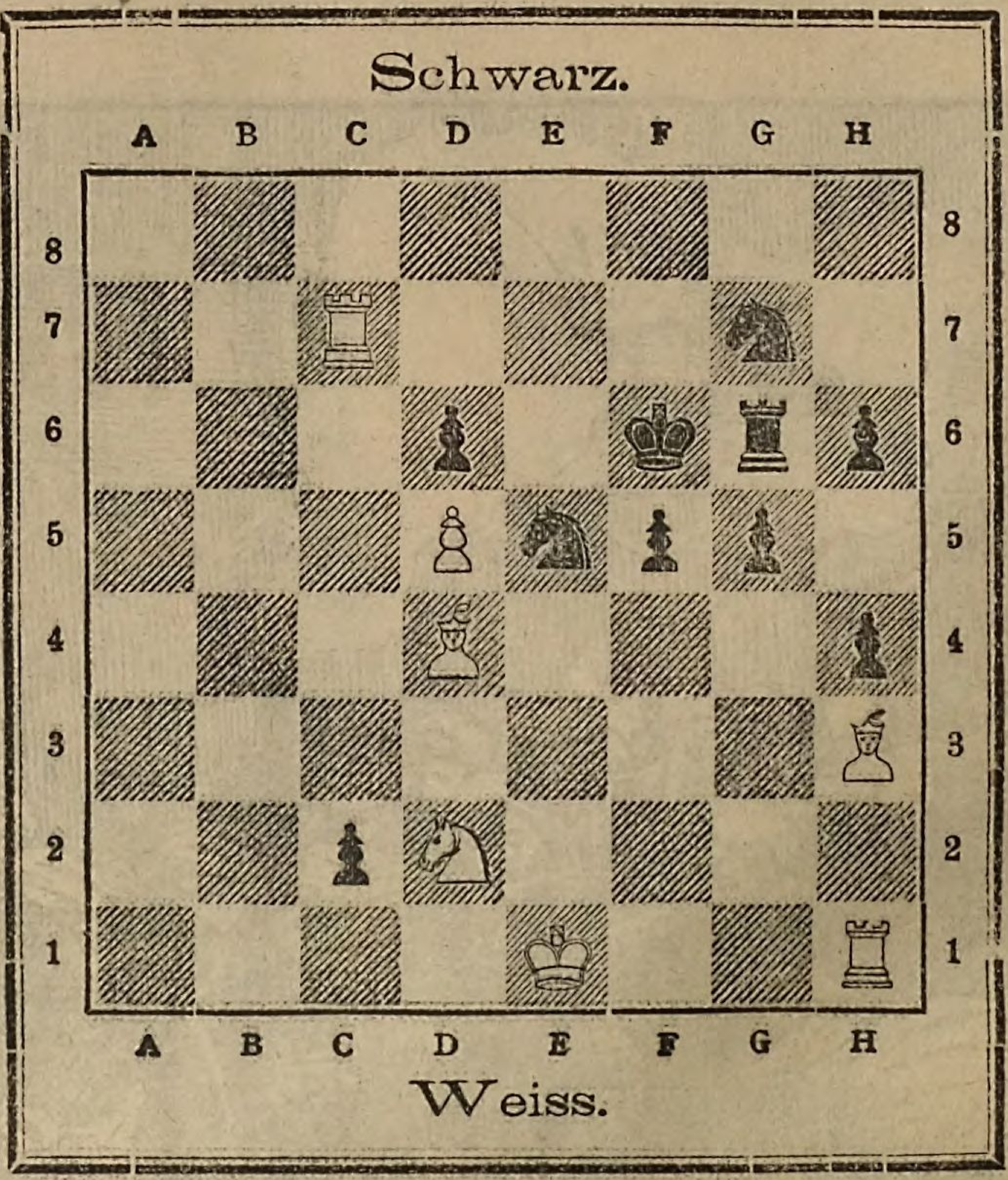


Auflösung des Anagramms in Nr. 10:
Roh, Ohr.

Schachzeitung № 240.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Gg. Schießl in Regensburg.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Vierspringerspiel,
gespielt als Correspondenzpartie.

Weiß: Karl Traxler.		Schwarz: Johann Hamd.	
1. e2—e4	e7—e5	11. d3—d4	Dd8—e8
2. Sg1—f3	Sb8—c6	12. Sf3—h4 (a)	e5×d4
3. Sb1—c3	Sg8—f6	13. c3×d4	Lc8--a6
4. Lf1—b5	Lf8—b4	14. Sh4—f5!	Sh7—f6 (b)
5. o—o	o—o	15. Dd1—f3!	La6×f1 (c)
6. d2—d3	d7—d6	16. Sf5—g7!	De8—e7 (d)
7. Lb5×c6	b7×c6	17. Lc1×h6	La5—b6 (e)
8. Sc3—e2	h7—h6	18. Sg3 -f5	De6×e4
9. c2—c3	Lb4—a5	19. Sg7—h5!	Aufgegeben.
10. Se2—g3	Sf6—h7		

a) Weiß provocirt hiemit das folgende Manöver von Schwarz um den Lc8 von der Deckung des Punktes f5 abzulenken.

b) Nimmt Schwarz das Qualitäts-Opfer an folgt 15. Dg4! wogegen kaum eine hinreichende Vertheidigung zu finden ist.

c) Schwarz übersieht die überraschende Antwort von Weiß.

d) Die Annahme des Opfers würde ein Mat in 6 Zügen ermöglichen. Kg7, 17. Lh6 +, Kh7; 18. Df5 + u. s. w.

e) Es drohte 18. Lg5. Schwarz hat keine genügende Vertheidigung mehr.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 236 von Buchheit.

1. $\frac{\text{Sc4 - d6}}{\text{Beliebig.}}$ 2. D. B. ‡.

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll, J. Klingeis von Moosham, Karl Auer von Köfering und aus Regensburg von Hermes Eggon, Xav. Greiner, R. Kern, Hugo Moser, Karl Müller, Gustav Schmidt, J. B. Schuler, R. Weiß und C. Tr.

Briefkasten: S. M. in **O.** Es ist Ihnen entgangen, daß in der Aufgabe Nr. 239 auf 1. g3—g4, Sg5—f3 durch Df2—g3 nicht Mat folgen kann wegen Sg2—f4. **H. M.** hier. Auch Ihr Versuch ist deshalb bezgl. der Aufgabe Nr. 239 mit g3—g4 ohne Erfolg. **G. S.** hier. Deutsche Schachzeitung (Leipzig) 9 Mark, Deutsches Wochenschach (Berlin) 10 Mark. Würde denn nicht die leihweise Ueberlassung des einen oder anderen Bandes dieser Zeitschriften gleichen Dienst gewähren?

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

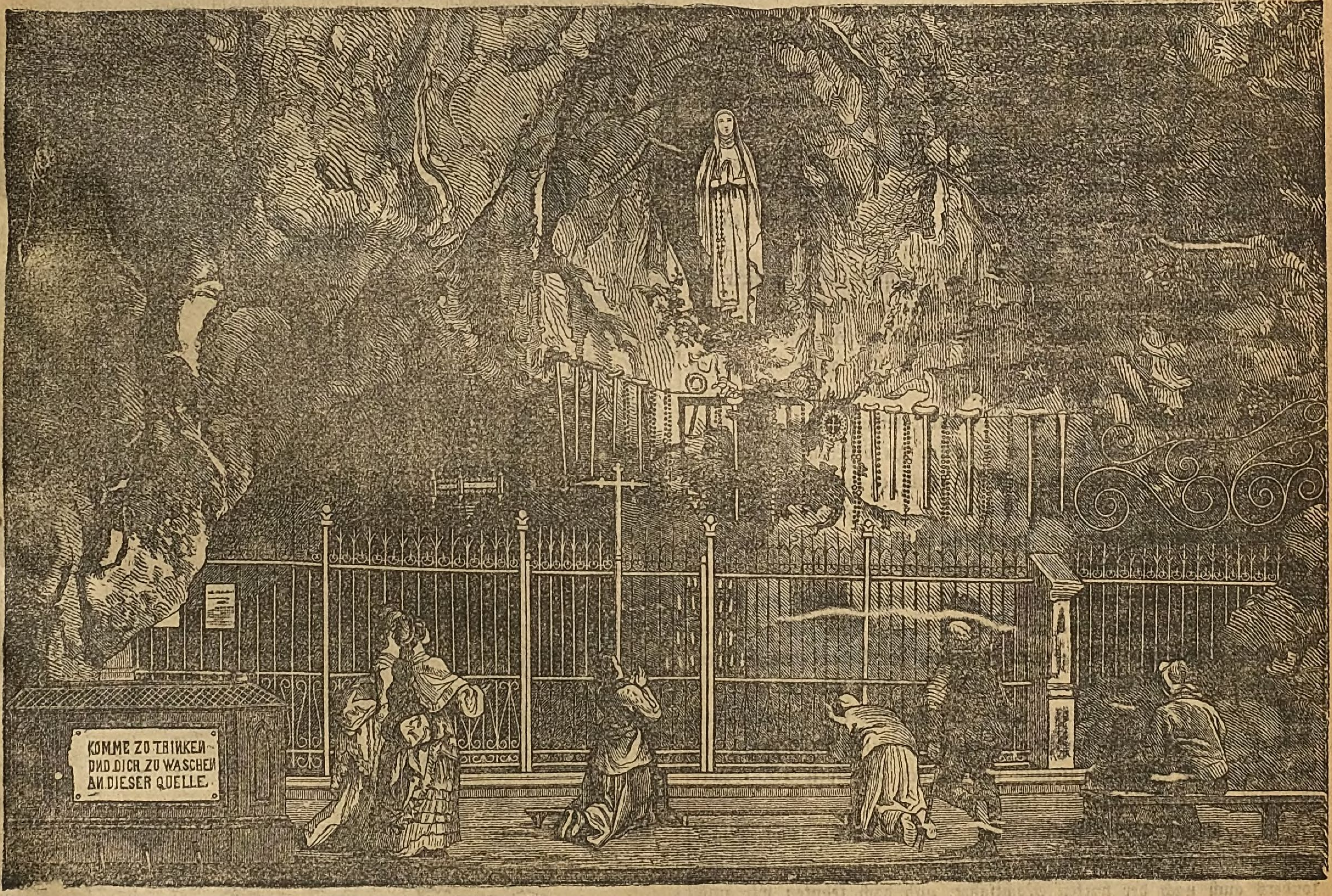
Nr. 13. Montag den 15. Februar. 1897

8 (Nachdruck verboten.)

Erinnerungen an den 3. bayr. Pilgerzug nach Lourdes.

IV. Von Paris nach Lourdes. — Ankunft daselbst.

Wie froh waren wir, als der Zug aus Paris hinaussauste! Wir waren betäubt von all' dem, was wir gesehen und erfahren — vielleicht stellt sich dafür in der zweiten Nachtfahrt eher ein Schlaf



Ansicht der Grotte in Lourdes in Frankreich.

ein. Doch, zuvor muß ich noch ein Kleines nachtragen über Paris — wer denkt auch gleich an Alles? Auf unserer Wanderung durch die Weltstadt kamen wir an einer Kirche vorbei in der Größe der Niedermünsterkirche zu Regensburg; es reut mich nicht, eingetreten zu sein — da war das Haupt des heiligen Benedikt Joseph Labre zur Verehrung ausgestellt, es war ja der 16. April — das eine Seitenschiff war mit Vorhängen abgesperrt, dahinter ertheilte ein Abbé den Religionsunterricht, sehr interessant, soweit ich durch die Spalten die Sache verfolgen durfte — es dauerte nämlich nicht lange, da ersuchte mich der Kirchenschweizer, ich möchte mich nicht erkälten durch zu langes Herstehen. — Interessant ist es auch, zu sehen, wie in Paris Reklame gemacht wird: Da fuhren wir in unserer Droschke an 6 Karren vorüber, die ganz langsam sich fortbewegen, geführt von einem Dienstmann — genauer besehen, finden wir auf jedem Karren eine Pyramide, die mit riesigen goldenen Buchstaben bedeckt ist — was sollte dieses Faschingsstückl bedeuten? Es war eine Anpreisung eines neuen Circus — diese 6 Männer waren bestellt, die Anpreisung auf 6 Karren in allen Straßen der Stadt Paris bekannt werden zu lassen — eine bewegliche Plakatsäule.

Paris ist keineswegs ein unabsehbarer Steinhaufen, Haus an Haus, Straße an Straße — zahlreiche Parkanlagen und Alleen sorgen für landschaftliche Schönheiten; trotzdem ruhte das übersättigte Auge, als wir die letzten Häuserreihen hinter uns hatten. Nun war auch in französischer Weise für Beheizung der Coupé's gesorgt; in französischer Weise — sage ich; wir waren schon einparkirt auf dem Bahnzug, da brachte ein Stationsdiener von Coupé

zu Coupé blecherne Büchsen mit heißem Wasser gefüllt, in der Länge eines Meters und in der Breite eines großen Ziegelsteines, die schob er uns unter die Füße, in jedes Coupé 3, das war die Beheizung — immerhin genügend; wenn die Sitze so weich gewesen wären, wie das Coupé warm wurde, hätten wir uns nicht zu beklagen gehabt — nur Eins war gefährlich, nämlich das Aufstehen während der Fahrt, man konnte wegen der Büchsen nicht gut stehen, sie waren etwas gewölbt. Heute noch reut es mich, daß ich von dem freundlichen und fürsorglichen Angebote eines Sitzpolsters keinen Gebrauch gemacht habe — ein menschenfreundlicher, auf unsere Börse spekulirender Pariser bot am Perron solche feil — wir glaubten, sie seien für unsere Kranken bereit gehalten.

Die Fahrt ging jetzt auf dem geradesten Wege den Pyrenäen zu, ich darf sagen in rasender Eile; in einer Tour von halb 9 Uhr Abends bis halb 8 Uhr Morgens fuhren wir bis Brive, legten 500 Kilometer in 11 Stunden, also 45 in einer Nachtstunde zurück. Auf dieser Strecke wären für uns die Schlachtfelder bei und um Orleans bedeutsam gewesen, wir sahen aber gar nichts davon; dafür ließen wir an unserm Geiste all' die Heldenthaten unserer braven Soldaten, aber auch alles Elend und allen Jammer vorüberziehen, den der Krieg geschaffen, und legten vom Coupé aus den gefallenen Kriegern einen Kranz der Liebe und Dankbarkeit auf ihre Ruhestätte im fremden Lande, wir beteten für sie den heiligen Rosenkranz.

Um die achte Morgenstunde langten wir in Brive an, eine Stadt mit nicht ganz 16,000 Einwohnern, in der Nähe von Limoges; in dieser Nachtfahrt hatten wir wieder verschiedene Tunnele zu passiren, darunter zwei mit 1000 und einen mit 1200 Meter Länge. Hier ward Halt gemacht bis Nachmittags 2 Uhr — ein Heiligthum des großen Wundermannes, des heiligen Antonius von Padua, war zu sehen und zu besuchen. Fünfzehn Minuten von der Stadt entfernt sind die Grotten des heiligen Franz von Assisi und des heiligen Antonius von Padua und U. L. Frau vom guten Beistand — in der Provence hat ja der heilige Antonius einige Jahre gewirkt als Vertheidiger des Glaubens gegen die Irrlehre der Albigenser — hier in Brive hat er ein Kloster der Mindernbrüder (Franziskaner) gegründet, hier hatte er eine Höhle, von wo er sich gerne von seinen Missionspredigten zurückzog, hier soll er aus einem Felsen eine wunderbare Quelle hervorgerufen haben durch seinen Segen, hier hatte er einen schweren Kampf mit dem Satan zu bestehen, der ihm in Menschengestalt erschienen war und ihn erwürgen wollte — auf den Ruf des Heiligen: „O gloriosa Domina" = „o glorreiche Herrin"! erschien die Gottesmutter mit dem Jesuskind und befreite ihn vom Satan. Daher der Name „U. L. Frau vom guten Beistand" und die Verehrung einer uralten lieblichen Muttergottesstatue an diesem Orte — diese große und alte Wallfahrt ist 1895 fast ganz neu hergestellt worden zum 700jährigen Jubiläum der Geburt des heiligen Antonius — 15. August 1195. Mit der Wallfahrt ist auch ein großes Waisenhaus verbunden unter der Aufsicht von barmherzigen Schwestern, welche auch die Pilger beherbergen und verpflegen. In der Grotte des heiligen Antonius wurden am 20. April 1565 zwei Franziskaner von Kalvinisten ermordet.

Der Besuch dieser denkwürdigen Stätte war für uns Pilger eine wohlthuende Erfrischung auf den gestrigen Tag hinauf und besonders auch nach der harten Nachtfahrt, und doch sehnten wir uns wieder nach dem Abgange des Zuges — heute waren wir schon den vierten Tag auf Reisen und fast noch 400 Kilometer vom Endziele entfernt. Sahen wir auch jeden Tag viel Herz und Geist Erfreuendes, unser Herz eilte doch immer wieder dem Bahnzuge voraus — nach Lourdes; darum stiegen wir um 2 Uhr Nachmittags gerne wieder in den Marterkasten, war es ja doch die letzte Nacht, der wir entgegenfuhren, die ersten Stunden des nächsten Morgens werden uns das große Heiligthum schauen lassen.

Die ganze lange Strecke bietet nichts besonders Interessantes, Agen und Auch sind die bedeutendsten Orte an der Bahnstrecke, zuletzt noch Tarbes, der Sitz des Bischofs, unter dessen Jurisdiktion Lourdes gehört; die schönste Strecke haben wir auch hier wieder zur Nachtzeit gefahren, nämlich, je näher es den Pyrenäen geht, desto schöner wird die Landschaft, desto großartiger der Ausblick auf das Riesengebirge — das sahen wir bei der Rückfahrt von Lourdes. Mit welchen Gefühlen wir Morgens 5 Uhr des andern Tages



Die Pest in Indien. Hindus

(18. April) in Lourdes aus dem Bahnzuge stiegen, das versuche ich gar nicht zu schildern, das läßt sich ahnen, aber nicht beschreiben. Wir hatten damals noch gar keine Ahnung, was für eine Herzensfreude und Seligkeit da uns erwartete.

Leichter Nebel fiel nieder, als wir ausstiegen; es kam mir die Lage des Bahnterrains vor wie auf der Station in Laaber, wir mußten auch ungefähr so tief, wenn auch nicht so steil, hinabsteigen,

um in die Stadt zu kommen. Bald hatten wir unser vorausbestelltes Quartier ausfindig gemacht und uns aufgeputzt von der Reise, um dann dem ersten Punkte der heutigen Tagesordnung nachzukommen, welche vom Comité also bestimmt war: Um 7 Uhr Sammlung der Pilger auf dem Michaelsplatze, von da feierlicher Zug zur heiligen Grotte, Ansprache des Herrn Direktors des Comités, dann 2 heilige



...s verbrennen ihre Todten.

Messen an der Grotte, Nachmittags von 2 Uhr an Beichtgelegenheit für die Pilger von Seite der mitwallenden Priester, 4 Uhr Rosenkranz an den Piscinen (Badekabinete), Abends 7 Uhr Rosenkranz an der Grotte.

Der Michaelsplatz ist ein Theil des großen, vielleicht 5 Minuten langen Vorplatzes zwischen der Stadt und dem Felsen Massabielle, und heißt so, weil hier gleichsam als Wächter des großen Heiligthums eine Statue des heiligen Erzengels aufgestellt ist. Auf diesem Vorplatz, Esplanade genannt, steht in der Mitte eine Kreuzigungsgruppe und am Ende die herrliche, große wahrhaft künstlerische Statue der sogenannten gekrönten Madona, welche Pius IX. 1876 mit einer Krone von Gold und Edelsteinen krönen ließ; es waren bei jener Feier ungefähr hunderttausend Pilger anwesend. Außerdem haben die Briten noch ein ungemein schönes und großes Kreuz hier aufstellen lassen; der Platz ist mit herrlichen Anlagen geschmückt. Gleich da, wo die alte Stadt ein Ende hat, geht man über die Gave-Brücke, schreitet schnurgerade über diesen großen Vorplatz und hat direkt vor sich den hl. Felsen mit der Basilika, auf der rechten Seite desselben, aber von hier aus noch nicht sichtbar, liegt die heilige Grotte. (Fortsetzung folgt.)

Die Pest in Indien.

Während es bei den Muhamedanern Sitte ist, die Todten zu begraben, sind die Hindus Anhänger der Leichenverbrennung. So kommt es, daß die von der Pest in Indien dahingerafften Menschen je nach ihrer Confession entweder begraben oder verbrannt werden. Leider ist die Art, wie dies geschieht, in beiden Fällen keine solche, daß dadurch die Ansteckungsgefahr vermindert würde. Man trägt die nur mit Tüchern bedeckten Leichen in feierlichem Umzuge durch die Straßen nach den Begräbniß- oder Verbrennungsstätten. Die Leichenverbrennung geschieht in der Art, daß der Körper auf einen Scheiterhaufen gelegt wird, den man bei Reichen auch mit Oel und wohlriechenden Essenzen besprengt. Einer der Verwandten des Verstorbenen setzt dann mit einem Lichte den Holzstoß in Brand, während Andere mit langen Stangen das Feuer schüren. Ist der Körper zu Asche verbrannt, dann wird dieselbe, wenn man sich in der Nähe des Ganges befindet, in den „Heiligen Fluß" gestreut. Ist die Verbrennungsstätte zu weit vom Ganges entfernt, dann wird ein Theil der Asche aufbewahrt und später einem der zahlreichen Pilger, die alljährlich nach dem Ganges ziehen, anvertraut, damit er sie in den Fluß werfe. Diejenigen, welche so arm sind, daß sie nicht die Kosten eines Scheiterhaufens bestreiten konnten, begnügten sich früher damit, einige Reiser, die sie sammelten, zu verbrennen und dann die Leichen ihrer Angehörigen in den Fluß zu werfen. Jetzt wird aber den Armen von den Behörden ein Scheiterhaufen beigestellt.

11 (Nachdruck verboten.)

Eine Ballnacht.

Erinnerungen eines Detektives, erzählt von A. F. Green.

„Wer sind Sie?" stieß Harley hervor, bleich wie die Wand. „Nehmen Sie ihm die Maske ab, Doktor, wir wollen den Mann sehen, der es wagt, in einer Nacht, wie die heutige, solche Streiche auszuführen!"

Nicht allein der Doktor, sondern auch Onkel Joe und die Damen drängten sich auf mich zu.

„Halt!" rief ich, „wir wollen erst feststellen, daß ich der gelbe Domino bin, welcher heute Abend sich hier in den Sälen, inmitten der Gesellschaft bewegt hat. Fräulein Benson, wollen Sie mir die Frage erlauben, mit welchen Worten Sie mich heute Abend begrüßten?"

„O!" rief sie verlegen und mißtrauisch, ich weiß nicht, ob ich mich erinnern kann, ich habe vielleicht gesagt, daß ich mich freue, Sie zu sehen, glaube ich, und meine Hoffnung ausgedrückt, daß Ihr Plan Erfolg haben werde."

„Worauf ich keine vernehmliche Antwort gab, sondern nur Ihre Hand in der meinigen drückte, mit der Gewißheit, daß Sie eine Verbündete seien, obgleich sie das Losungswort nicht ausgesprochen hatten."

„Ja, ja!" erwiderte sie erröthend und verwirrt, wozu sie guten Grund hatte.

„Und Sie, Onkel Joe," fuhr ich fort, „was sprachen Sie zu mir? Wie begrüßten Sie den Mann, den Sie für Ihren unstäten Neffen hielten?"

„Ich sagte: Wenn man den Schein des Unrechts auf sich nimmt, während man im Recht ist, so kommt man nothwendigerweise in eine falsche Lage."

„Worauf ich antwortete, wie Sie sich erinnern werden, mit der einfachen Bemerkung: „Das ist wahr! eine Antwort, welche Ihre Neugierde erregte und seltsame Aufklärungen erwarten ließ."

„Gott behüte uns!" rief Onkel Joe.

Dieser Ausruf genügte. Ich wandte mich nun an die zitternde Edith.

„Ich will keinen Versuch machen," sagte ich, „zu wiederholen, was wir sprachen, denn Sie werden sich erinnern, ich wurde zu rasch von Herrn Benson unterbrochen, als daß ich mehr als ein Dutzend Worte hätte sagen können. Doch werden Sie die Güte haben, zu bestätigen, daß Sie dafür Zeugin sind, daß ich der Mann war, welcher vor einer Stunde mit Ihnen hinter dem Vorhang am Fenster stand?"

„Gewiß!" erwiderte sie, indem sie etwas hochmüthig den Kopf erhob und wiederholt erröthete.

„Es bleibt nur noch Herrn Benson überlassen, sich zu überzeugen, daß ich die Person bin, welche ihm in das Nebenzimmer folgte. Ich weiß kein besseres Mittel hiefür, als ihn zu fragen, ob er sich der Anweisung erinnere, die er mir gab, als er die Güte hatte, mir diesen Domino zu bringen?"

„Nein — das heißt — wie diese Anweisungen auch lauten mochten, so waren sie für den Mann bestimmt, welchen ich für meinen Bruder hielt."

„Ha! Dann also war für Ihren Bruder dieser Wink bestimmt, in Betreff des Glases, das ich auf dem Tische in der Bibliothek finden werde!" rief ich aus. „Sie sagten mir, wenn es noch nicht nach Wein rieche, so könne ich sicher sein, daß Ihr Vater seine Abendmedizin noch nicht genommen habe, und noch einmal in die Bibliothek kommen werde, um den Wein mit derselben zu trinken! Dieser Wink konnte, wie alle Anwesenden beistimmen werden, nur die eine Folge haben, daß ich an den Tisch trat, das Glas ergriff, und hineinblickte, ganz in der verdächtigen Weise, wie man Ihnen das beschrieben hat!"

Er war in seiner eigenen Schlinge gefangen und sah das ein. Mit einem Fluche trat er zurück.

„Hm!" machte der Arzt, „ist das wahr? Haben Sie das so gesagt, Mister Benson?"

Der Schurke faßte in höchster Aufregung nach meiner Kehle.

„Fort mit dieser Vermummung! Wir wollen sein Gesicht sehen! Ich will wissen, wer Sie sind!"

Allein ich widerstand noch auf einen Augenblick und fügte hinzu:

„Es ist also festgestellt, daß ich wirklich der Mann bin, der diesen Abend den gelben Domino getragen hat! Sehr gut! Nun sehen Sie mich alle an, meine Herrschaften, und sagen Sie, ob Sie glauben, ich sehe aus, wie Jemand, der Herrn Bensons Tod geplant hatte."

Mit einer raschen Bewegung nahm ich die Maske ab und überließ den fatalen, gelben Domino den ungeduldigen Händen von Harley Benson. (Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Anagramms in Nr. 12:

Saum, Maus.

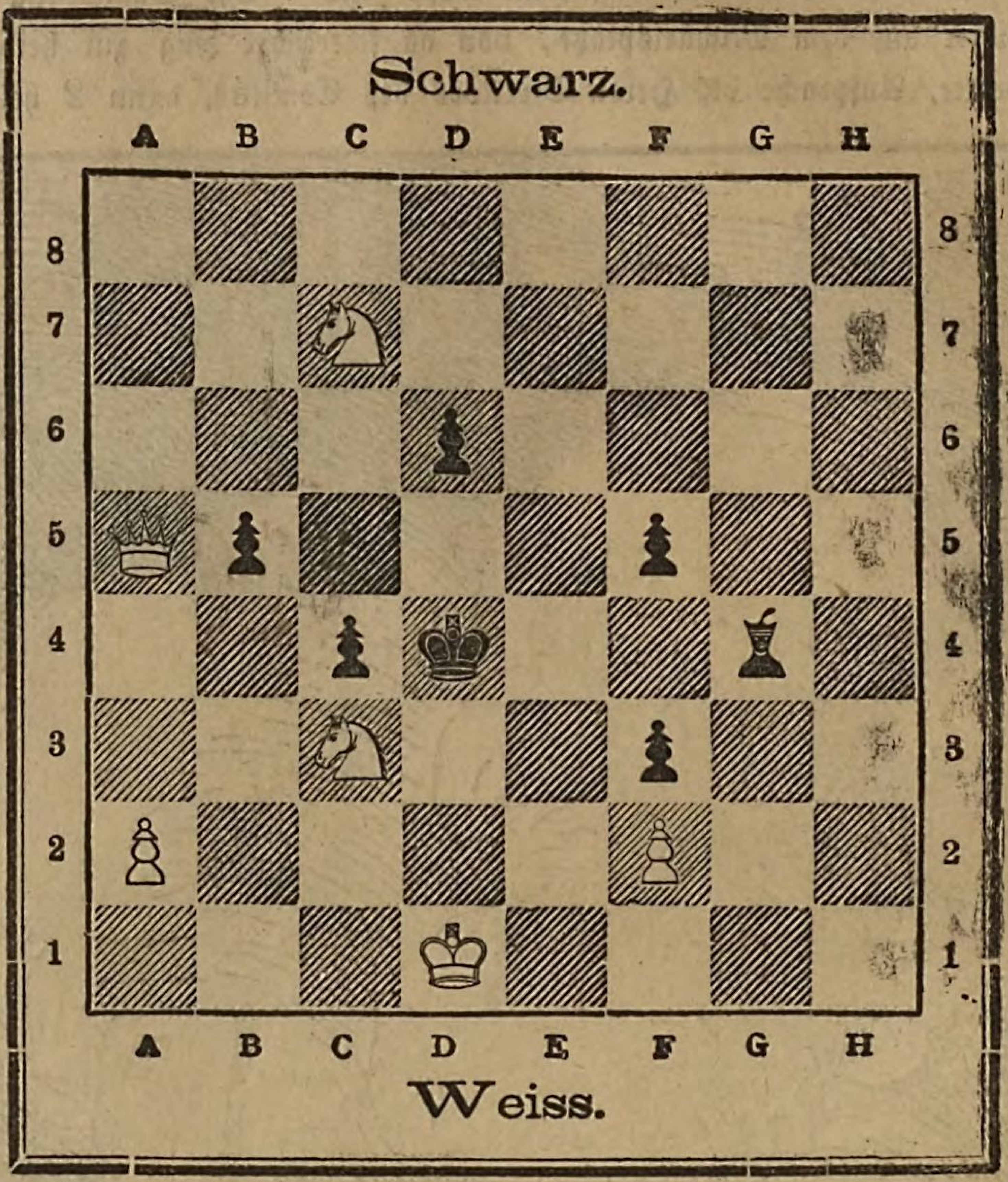
Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 12:

Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft.

Schachzeitung № 241.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Inamenacek in Konopisti.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Letzte Partie des Wettkampfs Steinitz—Lasker 14. Januar 1897.

Abgelehntes Damengambit.

Weiß Steinitz	Schwarz Lasker	Weiß Steinitz	Schwarz Lasker
1. d2—d4	d7--d5	31. Ta1—e1	Lc8—b7
2. c2—c4	e7—e6	32. Dd3—b3?	Lb7—c6
3. Sb1—c3	Sg8—f6	33. Sc2×b4	Sd5×b4
4. Lc1—g5	Lf8—e7	34. Ld2×b4	Td6×d4
5. e2—e3	o—o	35. Db3—c3	Lc6×g2!
6. Dd1—b3	Sb8—d7	36. Kg1×g2	Dc7—c6 +
7. Sg1—f3	c7—c6	37. Te2—e4	Td4×e4
8. Lf1—d3	d5×c4	38. Te1×e4	Dc6×e4 +
9. Ld3×c4	b7—b5	39. Kg2—g1	De4—b7
10. Lc4—e2	a7—a6	40. Lb4—c5	Tb8—d8
11. a2—a4	b5—b4	41. Lc4—e2	e5—e4!
12. Sc3—b1	c6—c5	42. b2—b4	Sg6—e5
13. Sb1—d2	Lc8—b7	43. Lc5—e3	Se5—d3
14. a4—a5	c5×d4	44. Le3—b6	Td8—c8
15. e3×d4	Sf6—d5	45. Dc3--d4	h7—h6
16. Lg5—e3	Le7—d6	46. Kg1—h2	Sd3—e5
17. Sd2—c4	Ld6—c7	47. Dd4—d1	Tc8—c3
18. Le3—g5	f7—f6	48. Dd1—d6	Se5—f3 +
19. Lg5—d2	Dd8—e7	49. Kh2—g2	Db7—f7
20. Sc4—e3	Ta8—b8	50. g3—g4	Df7—a2
21. Le2—c4	Tf8—d8	51. Le2—f1	Sf3—h4 +
22. o—o	Sd7—f8	52. Kg2—g1	Tc3—c1
23. Tf1—e1!	De7—f7!	53. Lb6—e3	Sh4—f3 +
24. Se3—f1?	Kg8—h8	54. Kg1—g2	Tc1×f1!
25. Sf1—g3	Lc7×g3	55. Dd6×a6	Tf1—g1 +
26. h2×g3	Sf8—g6	56. Kg2—h3	Da2—d5
27. Db3—d3	Td8—d6	57. Da6—c8 +	Kh8—h7
28. Te1—e2	Lb7—c8	58. a5—a6	Tg1—h1 +
29. Sf3—e1	Df7—d7	59. Kh3—g2	Sf3—h4 +
30. Se1—c2	e6—e5		

Steinitz gab die Partie auf, da er nach 60. Kg2×h1, Dd5—d1 + 61. Kh1—h2, Dd1—f3 das Mat nicht mehr abwehren kann.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 237 von Gold.

1. Da5—b5 / Beliebig. 2. D., S. ‡.

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll, J. Klingeis in Moosham, Lorenz Fichter in Köfering und aus Regensburg von Hermes Eggon, B. H.—, R. Kern, Hugo Moser, Karl Müller, Gustav Schmidt J. B. Schuler, R. Weiß und C. Tr.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 14. Donnerstag den 18. Februar. 1897

9 (Nachdruck verboten.)

Erinnerungen an den 3. bayr. Pilgerzug nach Lourdes.

Um die Sache etwas übersichtlicher zu gestalten, führe ich die größten Merkwürdigkeiten von Lourdes hier schon kurz auf, um dann dieselben der Reihe nach kurz zu besprechen. Ich nenne zuerst die hl. Grotte, dann die Basilika mit der Crypta und Rosenkranzkirche, die Badekabinets, das Pilgerhaus, die Klöster, das Geburtshaus der Bernadette und das Schloß.

Damit aber der Leser sich besser im Geiste nach Lourdes versetzen kann, nehme ich einen heimathlichen Ort zu Hilfe, der mit seiner Lage und Umgebung im Kleinen viel Aehnlichkeit mit Lourdes hat, das ist der Markt Laaber an der Bahnstrecke Regensburg—Nürnberg. Wer Laaber gesehen hat, der kann sich ein ziemlich genaues Bild von Lourdes machen, wenn er sich sowohl den Ort, als seine Umgebung fünfmal größer denkt; die Laaber sei die Gave, der Felsen bei der Spitalmühle sei der Felsen Massabielle, an dem gerade so genau die Straße nach Pau vorüberführt, wie hier die Straße nach Deuerling, und genau da, wo die Passage am Felsen so enge ist, gerade gegenüber der Spitalmühle denke man sich die hl. Grotte; auf diesem Felsen hoch oben wäre dann die Basilika mit der Façade gegen den Markt zu; die Felder zwischen dem Markte und diesem Felsen denke man sich als Vorplatz, und die Hügel nach Frauenberg zu mögen uns die Pyrenäen abgeben.

Das Wichtigste von Lourdes ist die hl. Grotte, eine Höhle, 5—6 Meter hoch, 7—8 Meter breit und 6½ Meter tief; ober dieser Höhle rechts sieht man eine 2 Meter hohe Nische, die ziemlich tief zurückgeht und mit der unteren Höhle in Verbindung steht; hier stand die Gottesmutter, als sie am 11. Februar 1858 zum 1. Male der Bernadette erschien, und von da aus fließt die wunderbare Quelle; in dieser Nische steht jetzt die unbefleckte Empfängniß, eine wunderschöne Statue in Lebensgröße aus weißem Mamor, das Haupt umgibt ein Strahlenkranz, auf welchem man die Worte lesen kann: „Ich bin die unbefleckte Empfängniß"; an dieser Nische ist aus Ehrfurcht vor der geheiligten Stätte nicht das Geringste geändert worden, nur daß man die Statue da aufstellte; die untere Höhle aber wurde in etwas verändert zum Zwecke der Aufstellung eines Altares und zum bequemeren Zugang für die Pilger. Die Grotte ist abgesperrt mit einem 3 Meter hohen eisernen Gitter mit 2 Thüren, rechts tritt man ein, gelangt dann sofort an den Felsen, auf dem die Gottesmutter stand und den man leicht berühren und küssen kann — wie viele Millionen Küsse als Beweise der kindlichen Liebe zu Maria mag der harte Stein schon empfangen haben! wie viele Thränen mögen dabei niedergeträufelt sein und sich mit dem durchsickernden Wasser aus der wunderbaren Quelle vermischt haben! Der Felsen ist in Folge dessen glatt, wie wenn er poliert wäre; dann geht man um den Altar herum und kommt auf der linken Seite durch das Gitter wieder auf dem asphaltirten Vorplatz zwischen der Grotte und dem Ufer des Gave — dieser Vorplatz bietet Raum für tausende von Menschen und ist von der Grotte weg mit Betstühlen besetzt bis dahin, wo der Straßenkörper durchführt; ein Denkstein sagt uns: Hier kniete Bernadette, als sie die Mutter Gottes schaute — innerhalb des Gitters steht ein eiserner hoher Kandelaber, auf dem beständig Kerzen brennen, sicher 200 an der Zahl; Aufstecken und Abnehmen hat ein eigener Wächter zu besorgen — in der Grotte steht auch ein ganz eigenartiger Briefbehälter, der bestimmt ist zur Aufnahme von Gedenkzetteln und Briefen; hier legen die Pilger alle ihr Anliegen nieder, die sie kurz zu Papier bringen und für die dann gemeinsam gebetet wird — es sind lauter Bettelbriefe, die der Himmelskönigin da überreicht werden, und diese nimmt sie von jedem Bittsteller an, prüft und erledigt sie täglich, so zahlreich sie auch sein mögen. — Links am Felsen sieht man tausende von Beweisen menschlichen Elendes und himmlischer Hilfe hängen, nämlich eine Unmaße von Krücken, Stöcken und Gehmaschinen, welche eine große Fläche des Felsens bedecken.

Die wunderbare Quelle entspringt im linken Ecke der Grotte, im Hintergrund, und ist mit einem Drahtgitter verschlossen; die Quelle ist jetzt in Röhren gefaßt, und außerhalb der Grotte gibt es 12 Rohre, aus denen das Wasser fließt und von Jedermann erreicht werden kann, — die Quelle liefert täglich über 122 000 Liter Wasser, in der Minute 85 Liter, in der Stunde 5100 — wenn man da an der sprudelnden Quelle kniet, meint man die Aufforderung der Gottesmutter an Bernadette zu hören: „Und nun trinke und wasche dich an der Quelle!" Man sieht auch den ganzen Tag über fromme Pilger das wunderthätige Wasser unter Gebet und mit großem Vertrauen gebrauchen. Tausende von Heilungen jeder Art, kranker Augen, kranker Glieder 2c. sind hier schon erfolgt. Es ist eine eigene Administration eingerichtet unter geistlicher Leitung, welche den Versandt des Lourdes-Wasser besorgt; bezahlt wird nur die Flasche und die Emballage. Die auffälligsten Wunder geschehen gewöhnlich an den sog. Piscinen, das sind Badekabinete für die Kranken, ganz in der Nähe der Grotte, aus der das Heilwasser dorthin geleitet ist; in 2 Abtheilungen ausgeführt, die linke für die Männer, die rechte für die Frauen, Alles unter strengster Controlle der Geistlichkeit, gibt es zu gewissen Stunden des Vor- und Nachmittags Gelegenheit, der Aufforderung der Gottesmutter nachzukommen; besonders rührend ist es, wenn die mit einem Pilgerzuge angekommenen Kranken um die 4. Nachmittagsstunde in ihren Wägelchen aufgefahren und dann der Reihe nach in die Kabinete geführt oder getragen werden, während heraußen die ganze Pilgerschaar laut und feierlich für die armen Kranken betet — wie oft ist dieser Platz schon Zeuge des Freudenrufes gewesen: „Ich bin geheilt, Maria hat geholfen, Tausend Dank dem dreieinen Gott und der Madonna von Lourdes!" Von selbst kommt da der Gedanke an jenen berühmten Teich Bethesda in Jerusalem, in welchen von Zeit zu Zeit ein Engel niederstieg, um seine Fluthen in Bewegung zu setzen und so den Kranken Genesung zu verschaffen; in dem Wasser von Lourdes wohnt eine Kraft Gottes für Jeden, der es mit lebendigem Vertrauen anwendet

und den Gott zu wunderbarer Heilung bestimmt hat. Nicht Jedem hilft das Wasser von Lourdes, weil er vielleicht nicht das unbegrenzte Vertrauen hat oder weil Gott voraus weiß, daß er solche Gnade nicht zu seinem Heile benützen würde, nicht Jedem hilft es am kranken Leibe, aber ganz gewiß an der Seele. So war es auch bei unsern Kranken; es ist an ihnen kein auffallendes Wunder der Heilung geschehen — warum, das weiß der liebe Gott — aber gestärkt an Leib und Seele wurden sie alle an dieser Gnadenstätte und starkmüthig trugen sie ihr Kreuz weiter; was für Wunder an kranken Seelen dabei geschehen sind, das entzieht sich der Oeffentlichkeit. Wir sind nicht nach Lourdes gezogen, um Wunder an den Kranken zu sehen, wir wollten an dem Orte, wo das größte Wunder des 19. Jahrhunderts geschah, der unbefleckt empfangenen Gottesmutter unsere Huldigung und Danksagung darbringen.

In Bezug auf die Marmorstatue, die in jener Nische aufgestellt wurde, wo die Gottesmutter bei der Erscheinung stand, möchte ich noch anführen, was uns eine Zeitgenössin der Bernadette erzählte: Bei der feierlichen Aufstellung der Statue ward selbstverständlich auch Bernadette beigezogen, das Werkzeug der Erbarmungen Gottes an dieser Stätte — als nun der Vorhang fiel und die wundervolle Statue enthüllt wurde, war Alles Staunen und Verwunderung, Bernadette aber wendete sich ab und weinte bitterlich — so unermeßlich groß war der Unterschied zwischen diesem Kunstwerk und der Wirklichkeit.

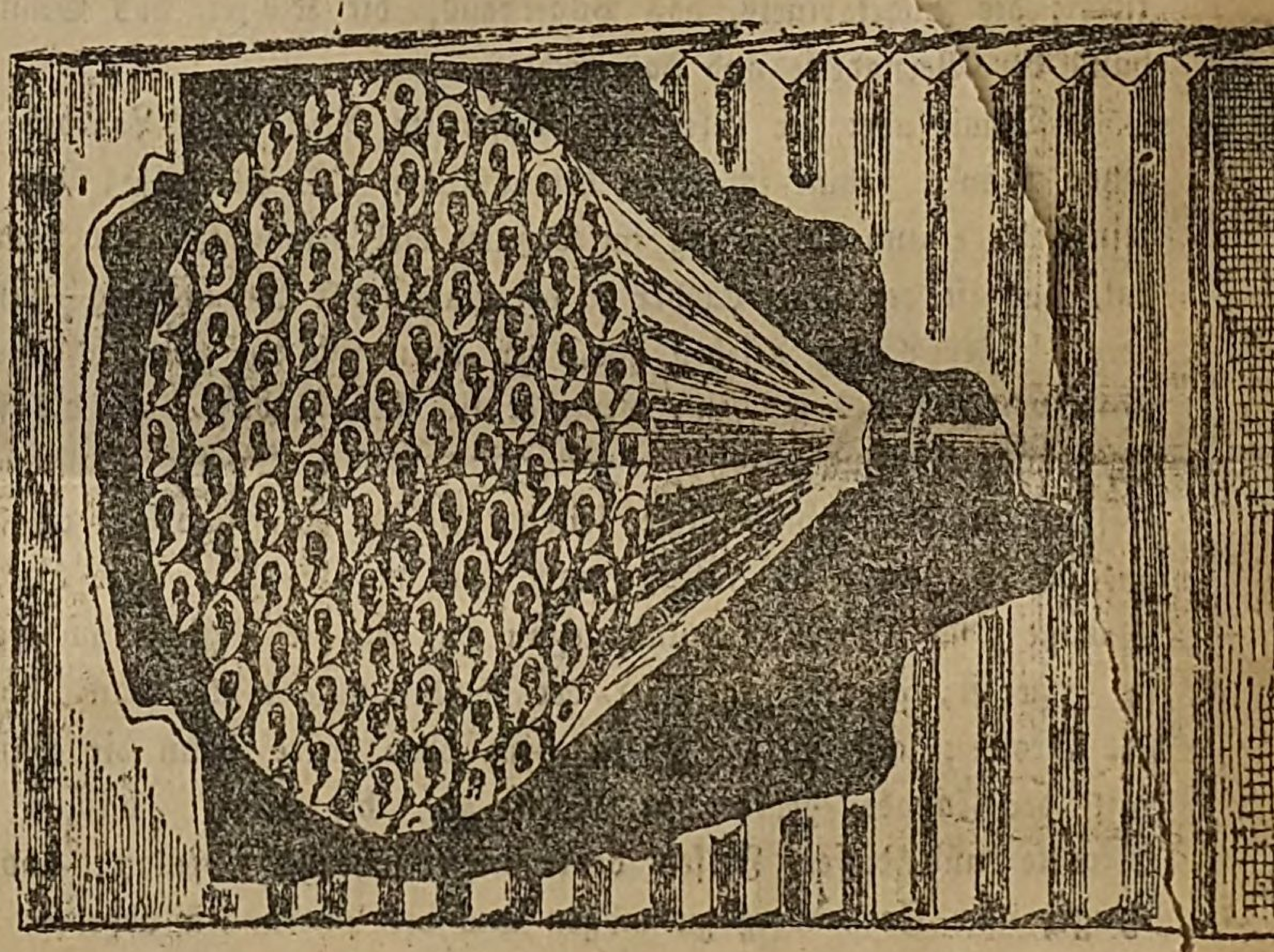
Das ist in kurzen Worten die kalte Beschreibung eines der merkwürdigsten Orte der heutigen Welt; ich unterlasse es absichtlich, die Gefühle sprechen zu lassen, weil ja doch die Sprache zu arm ist, das auszudrücken, was die frommgläubige Seele hier empfindet und spricht.

(Fortsetzung folgt.)

+ Die weißen Väter in Afrika.

Zieht hin auf der Apostel Spuren
In Armuth, Arbeit, Streit und Tod,
Wie alle Kämpfer es erfuhren
Von Christi hehrem Aufgebot.
Kein Herz wird feige hier verzagen;
Wenn Er uns ruft, sind wir bereit,
Des Kreuzes schwere Last zu tragen,
Den Tod zu kosten, wenn es Zeit.

So klingt es regelmäßig von den Höhen des Heiligthums Unsrer lieben Frau von Afrika über Land und Meer hinaus, wenn eine Anzahl Glaubensboten hier feierlichen Abschied nimmt, um hinaus in die unwirthlichen Gegenden des äquatorialen Afrikas zu ziehen und den verlassenen Söhnen Chams die frohe Botschaft des Evangeliums zu bringen. — Wer sind diese muthigen Männer? Der Araber und der Kabyle kennt sie, wenn sie auf ihren Pferden die öden Riesenstrecken der Sahara oder die abschüssigen Pfade Kabyliens durchziehen, das Antlitz gebräunt und vom Bart umrahmt, auf dem Kopfe den rothen Fez oder den turbanähnlichen Haik aus Kammelhaaren, den faltenreichen Burnus im Winde flatternd. Er weiß, sie sind gekommen, ihm Gutes zu thun, seine Kranken zu heilen, ihre Wunden zu pflegen, und Allen Alles zu werden, die aus Liebe zu dem fluchbeladenen Afrika auch äußerlich sich den Gewohnheiten und Sitten, der Sprechweise und Kleidung der Eingeborenen nähern. Wer würde in ihnen den europäischen Priester, den Mann des Gebetes, den Verkünder des Evangeliums erkennen, wenn er sähe, wie sie, gewandt aus dem Sattel springend, in den Gurbi oder unter das Zeltdach treten, sich unempfindlich und gleichmüthig auf die Kokusmatten niederlassen, mit den Gästen in ihrer Muttersprache geläufig plaudern, sich für ihre Bedürfnisse interessiren, und Alle durch die Kenntniß des Koran in Staunen setzen. — Vom Kardinal Lavigerie vor 28 Jahren gegründet, haben die Weißen Väter der Verbreitung des Christenthums und der friedlichen Kulturentwicklung Afrikas unschätzbare Dienste geleistet. Große kirchliche Neueroberungen sind mit ihrem Namen verknüpft. Mit unsäglichen Mühsalen, Opfern und Entbehrungen begannen sie ihr herrliches Werk, unverdrossen, unverzagt, mit einem Gottvertrauen ohne Grenzen, einer feurigen Begeisterung, wie sie jeden Missionär erfüllt, gingen sie an die Arbeit im Weinberge des Herrn. Sie bauten selbst ihre Hütten, bearbeiteten die Felder und erzwangen sich durch ihrem Wandel allmählich die Achtung und das Vertrauen ihrer Umgebung, so daß sie schon dadurch unbemerkt anfingen als Missionäre zu wirken. Anfangs hatten sie nur zu oft mit Nahrungssorgen zu kämpfen, allmählich gelang es ihrem Fleiß und ihrer Intelligenz ihre Lebensbedingungen zu verbessern, die Dienste der Eingeborenen sich nutzbar zu machen, Häuser für sich zu erbauen und jetzt haben die „Weißen Väter“ allein in unsern deutschen Schutzgebieten 3 apostolische Vikariate: Süd Nyanza, Unyanyambi und Tanjanika, die einen Flächeninhalt von 550 000 Quadratkilometer umfassen. Ja, diesen Männern ist es ernst mit dem Reiche Gottes. Ihr ganzer Lohn ist, daß sie reich und immer reicher eine Saat aufgehen sehen, deren Ernte ein Höherer halten wird, wenn der jüngste Tag anbricht. Sie sind und wollen nichts anderes



10,000 …

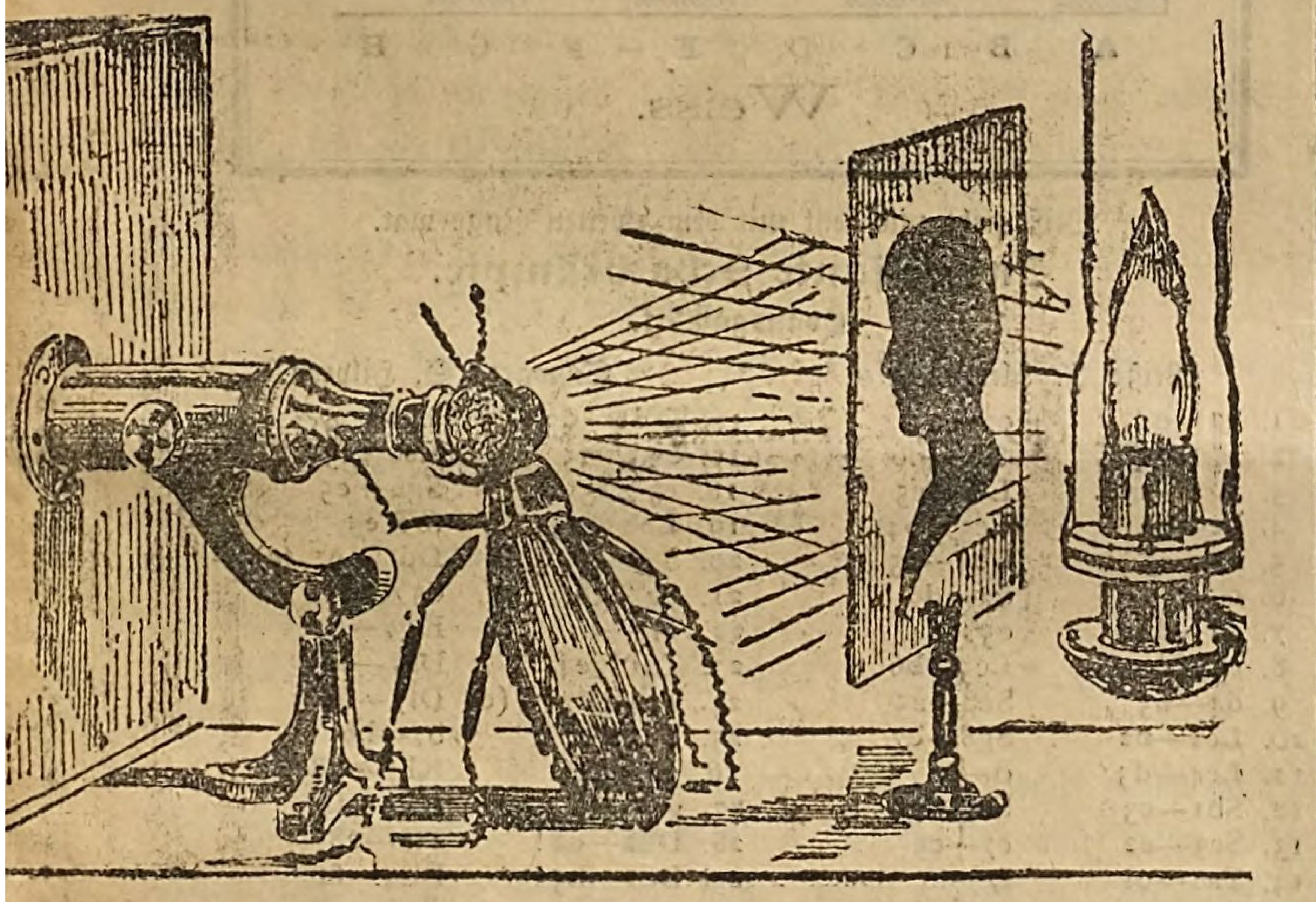
sein, als treue Arbeiter im großen Weinberge des Herrn. Es sind glückliche Menschen, trotz vieler Leiden, die mit ihrem Berufe verbunden sind. Der himmlische Friede, der aus ihren Augen strahlt, läßt sie fröhlich sein in Traurigkeit. — Für unsere deutschen Schutzgebiete besteht seit Ostern 1894 in Trier ein Studienhaus, das die sich zum Missionsberufe meldenden Zöglinge für den Priesterstand vorbereitet. Es eröffnete seine Wirksamkeit mit 12 Schülern in bescheidener, gemietheter Behausung. Jetzt ist diese Zahl auf 26 gestiegen. Die ganze Existenz der Anstalt besteht lediglich durch die Gaben des Afrika-Vereins und die Großmuth einiger reicher, edler Wohlthäter. Es wird zur zwingenden Nothwendigkeit für den hochwürdigen Pater Superior, daß ein eigenes geräumiges Heim für das Missionshaus geschaffen werde. Mit Sorge erfüllt ihn die Frage, woher die Mittel dazu finden. Möchten die heißen Gebete, die er mit seinen Zöglingen zum Himmel sendet, um neue Hilfsquellen zu erhalten, Erhörung finden. Möge es auch diesen Zeilen vergönnt sein, dem Missionshause neue Freunde zu gewinnen, die freudig einen Baustein zu demselben liefern, wohl wissend, daß die irdischen Gaben himmlische Kronen sichern.

10,000 Bilder in Einem Auge.

In Amerika hat ein Photograph Ch. Allen, wie die „Sunday World" mittheilt, jüngst einen höchst interessanten photographisch-optischen Versuch gemacht, indem er das in einem winzigen Theile eines Käferauges 400 Mal reflektirte Bild — die Silhouette eines Männerkopfes — durch ein Mikroskop vergrößerte und auf die in einer Kamera befindliche photographische Platte projizirte. Es war ein gewöhnlicher Wasserkäfer (Hydrophilus piceus). Die Art und Weise dieses Vorganges ist in nebenstehender Zeichnung mit vollkommener Deutlichkeit ersichtlich. In ähnlicher Weise hat er 10,000 Linsenbilder einer gewissen Fliegengattung photographirt, deren Kopf buchstäblich nur aus Augen zusammengesetzt erscheint.

Bekanntlich gibt es unter den Insekten mehrere Gattungen, deren Augen eine große Menge von Facetten zeigen, welche jede für sich ein Bild der das Insekt umgebenden Gegenstände ꝛc. aufnimmt. Selbstverständlich muß man annehmen, daß diese Eindrücke, durch je eine Nervenfaser übermittelt, als Einheit dem eigentlichen Sehapparate (Gehirn) zum Bewußtsein kommen. So hat die Stubenfliege 4000, der Stachelspringkäfer gar 25,000 Augen!

Jedenfalls ist dieser interessante Versuch, der den Beweis liefert, daß jede Linse des Insektenauges ein besonderes und scharfes Bild



Einem Auge!

gibt und keine Mosaik, wie Manche annehmen, und daß alle diese Bilder dort, wo sie mit den Sehnerven zusammentreffen, aufeinander fallen und nicht nebeneinander, ein neuer Schritt zur Erkenntniß der thierischen Lebensvorgänge.

12 (Nachdruck verboten.)

Eine Ballnacht.

Erinnerungen eines Detektives, erzählt von A. F. Green.

Als Antwort darauf erfolgte ein Schrei des Erstaunens von denjenigen, welchen das von der Maske befreite Gesicht fremd war, und ein heftiger und lauter Fluch von demjenigen, welchen die Ueberraschung des Augenblicks nahezu überwältigte.

„Schurke!" kreischte er in einem plötzlichen Wuthausbruch. „Spion! Angeber! Jetzt verstehe ich Alles! Sie sind von meinem Bruder gesandt worden, nach seinen Anweisungen haben Sie es gewagt, dieses Haus zu betreten und in seine Geheimnisse einzudringen, und mit einer teuflischen Schlauheit, welcher nur ihre Frechheit gleichkommt, haben Sie die Gelegenheit benützt, meinen Vater zu vergiften und wollen die schrecklichen Folgen Ihres Verbrechens seiner trauernden Familie in's Gesicht schleudern! Es war ein gut angelegter Plan, aber er ist mißlungen, Herr, mißlungen, das werden Sie sehen, wenn Sie morgen in's Gefängniß gesetzt werden!"

„Mister Benson", erwiderte ich, indem ich ihn abschüttelte, wie eine Feder, „das ist alles ganz gut! Aber in Ihrer Hast und Ueberraschung haben Sie einen kleinen Irrthum begangen. Sie nennen mich einen Spion, das mag richtig sein! Aber ein Spion, hinter welchem die Regierung der Vereinigten Staaten steht, wird nicht so ohne Weiteres in's Gefängniß geworfen. Ich bin ein Detektiv, mein Herr, beim geheimen Dienst in Washington! Mein Beruf ist es, das Verbrechen aufzuspüren, einen Schurken unter jeder Verkleidung zu erkennen und die Ausübung seiner gemeinen, hinterlistigen Pläne zu vereiteln."

Dabei sah ich ihn scharf an. Sein Gesicht nahm jetzt eine rasche fahle Färbung an und sein bisher durchdringendes Auge senkte sich zu Boden.

„Ein Detektiv!" murmelte Fräulein Carrie, indem sie vor der zusammengefallenen Gestalt ihres Bruders zurückschrack, welchem sie noch vor wenigen Stunden alle edeln und vortrefflichen Eigenschaften zuerkannt hatte.

„Ein Detektiv!" wiederholte Edith mit strahlenden Augen.

„Im Dienst der Regierung," wiederholte Onkel Joe, indem er mich mit einem Blick beehrte, welcher ein beinahe komisches Gemisch von Ehrfurcht und Ueberraschung ausdrückte.

„Ja," erwiderte ich, „wenn Jemand daran zweifelt, so habe ich Papiere bei mir, um dies zu beweisen. Es ist überflüssig, Ihnen mitzutheilen, aus welchem Grunde ich mich hier befinde und Zeuge von Mister Bensons Tod und Mitwisser einiger Familiengeheimnisse wurde. Es genügt, daß ich hier bin und seit einer Stunde schon hier unter diesem Vorhang stand, daß ich auch den Ausruf des alten Dieners Jonas hörte, als er sich vom Balkon zurückzog, daß ich Herrn Benson aus seinem Schlafzimmer hereinkommen sah, daß ich sah, wie er sein Weinglas leerte und dann zu den Füßen seines Sohnes und seiner Tochter niederstürzte, und daß ich, nachdem ich Zeuge alles dessen gewesen, beschwören kann, daß, wenn Mister Benson Gift aus seiner Weinflasche trank, dasselbe zuvor schon in den Wein gemischt worden war, bevor er oder der gelbe Domino dieses Zimmer betraten. Wer das Gift in den Wein gemischt hat, überlasse ich Ihnen zu entscheiden! Meine Pflicht für heute ist gethan. Und mit einer Verbeugung verließ ich die Gruppe und wandte mich nach der Thüre.

Aber Miß Carries Stimme, in welcher Beschämung und Bitte ausgedrückt waren, hielt mich an.

„Gehen Sie nicht!" sagte sie, „wenigstens nicht, ohne mir zu sagen, wo mein Bruder Joe ist! Ist er in dieser Stadt? Oder hat er diesen Anschlag von einem entfernteren Aufenthalt aus geplant? Ich — ich bin eine Waise, welche mit einem Schlag nicht nur einen geliebten Vater, sondern, wie ich fürchte, auch einen Bruder verloren hat, auf welchen ich bis zu dieser Stunde das höchste Vertrauen setzte! Sagen Sie mir also, ob für ein unglückliches Mädchen noch eine Stütze übrig geblieben ist, oder ob ich alle meine Hoffnung auch auf die Liebe und den Schutz meines Bruders Joe aufgeben muß?"

„Ihr Bruder Joseph," erwiderte ich, „hat mit meinem Erscheinen hier gar nichts zu thun. Er und ich sind einander vollkommen fremd. Aber wenn er ein großgewachsener, breitschulteriger, junger Mann ist, etwa von meiner Gestalt, aber mit rothen Wangen und blondem, gelocktem Haar, so kann ich Ihnen sagen, daß ich gesehen habe, wie eine solche Person im Buschwerk am südwestlichen Ende des Gartens sich vor etwa einer Stunde verborgen hat."

„Nein, er ist hier!" sprach eine kräftige Stimme über meine Schulter. Joe Benson trat an meiner Seite und stand in stolzer Haltung inmitten des Zimmers.

„Harley! Carrie! Edith! was höre ich? Was ist das?

Mein Vater liegt im Sterben, oder ist vielleicht schon gestorben und man läßt mich draußen im Gebüsch umherirren, während Ihr an seinem Bette kniet und seinen Segen empfangt! Ist es das, was Du mir versprachst, Harley? Ist das Deine schwesterliche Treue, Carrie? Ist das Deine Liebe und Deine Aufmerksamkeit für meine Interessen, Edith?"

„O Joe, lieber Joe, tadle uns nicht!" erwiderte Carrie hastig, „wir glaubten, Du seiest hier! Es war Jemand hier, der in jeder Beziehung Deine Stellung einnahm. Das ist jener Mann hinter Dir, ihm gaben wir den Domino, und von ihm haben wir erfahren —"

„Was?" rief die mächtige Stimme des jungen Riesen, als er sich umwandte und mir gegenüberstand.

„Daß Ihr Bruder Harley ein Schurke ist!" ergänzte ich, indem ich ihm standhaft in's Auge sah.

„Mein Gott!" war sein einziger Ausruf, als er sich langsam abwandte und nach seinem zitternden Bruder hinsah.

(Schluß folgt.)

Humoristisches.

(In einem sächsischen Postamt.) Laufbursche (weinend): „Heeren Se, Herr Sekretär, ich hab Se eben ä Geldbrief in den Briefkasten gesteckt!"

Sekretär: „Wohin war er adressirt?"

Laufbursche: „Nach Schmerne!"

Sekretär: „Nach Schmerne! Wo liegt denn das?"

Laufbursche: „In Glee-Asien!" (Smyrna.)

(Sonderbarer Trost.) „Wein' doch nicht Marie! Geh', er wird Dir schon wieder treu werden!"

(Die Hauptsache.) Studiosus A.: „Also am Dienstag steigst Du in's Examen? Du hast Dich ja nicht vorbereitet!"

Studiosus B.: „Allerdings — aber meinen Alten."

(Vorsichtig.) „Halten Se dem Gaul die Augen zu, damit er nicht sieht, wer steigt 'rauf."

(Beim Miethen.) Herr (der in einem Hause der Vorstadt einzumiethen wünscht): „Haben Sie laufendes Wasser?"

„Ja, wenn's regnet!"

(Unter guten Freundinnen.) Miß Sharpe: „Ich feiere morgen meinen 25. Geburtstag."

Miß Oldage: „Wirklich? Das trifft sich ja reizend! Ich auch!"

Miß Sharpe: „So? Aber ich feiere meinen zum ersten Male!"

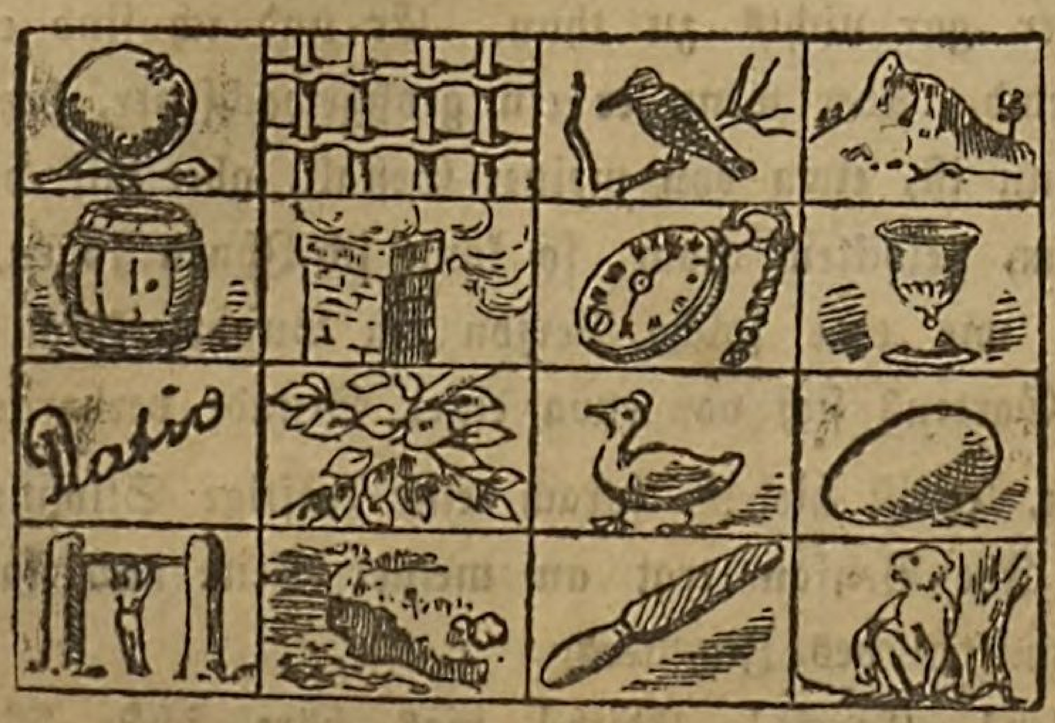
(Vom Kasernenhof.) Lieutenant: „Einjähriger Müller, wollen Sie die Gewehrgriffe etwas weniger individuell machen."

(Schnelles Werden.) Tertianer (das Zündholz an die erste Cigarre führend): „In 10 Sekunden bin ich ein Mann!"

(Aus der lateinischen Stunde.) Etiam formicae sensum futuri temporis habent: „Auch die Ameisen haben eine Ahnung vom Futurum."

(Menschenfresser?) Im Züricher Tagblatt vom letzten Samstag wurden 50 Kilo „hiesiges echtes Bauernfleisch" angeboten.

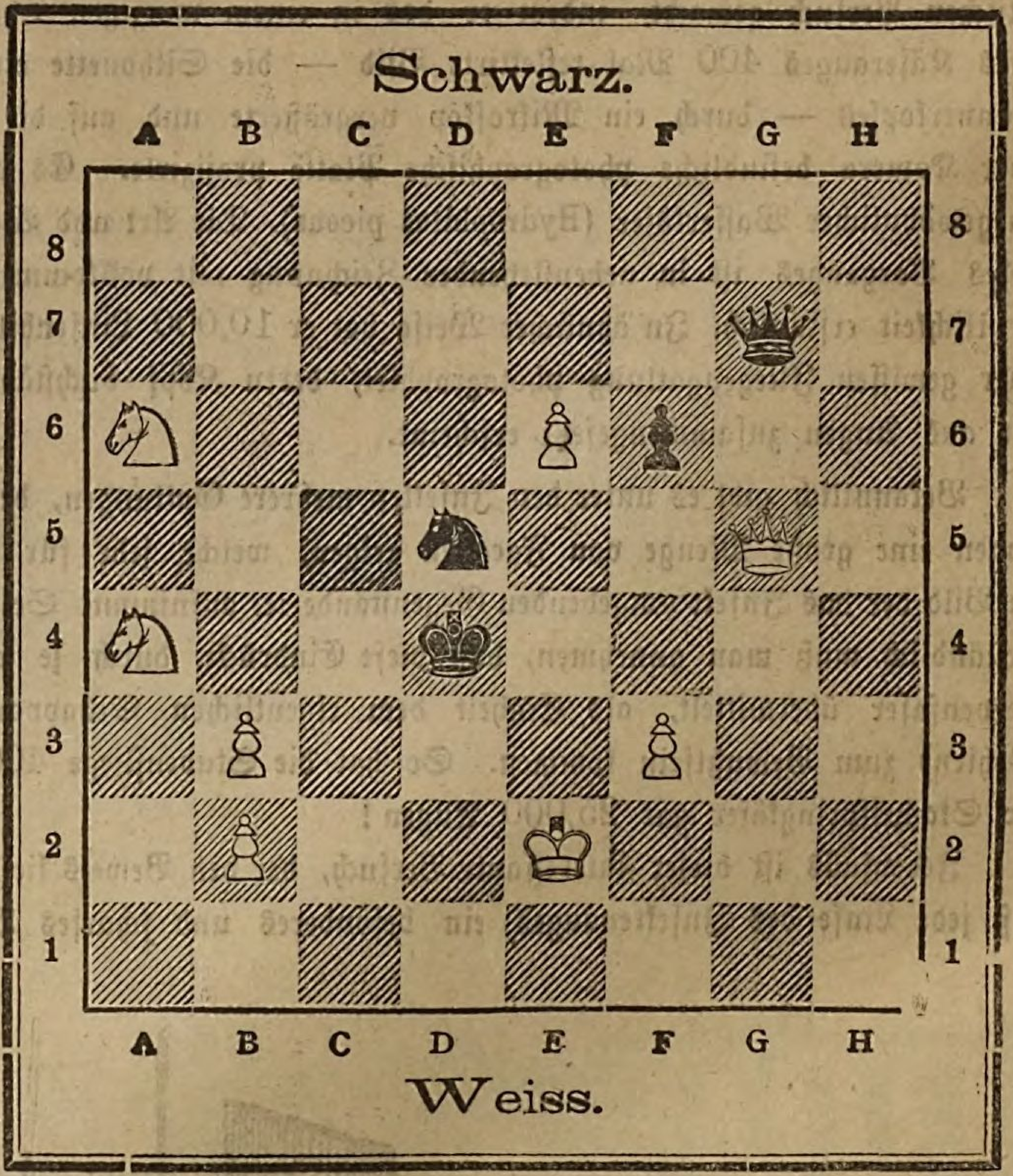
Bilderräthsel.



Schachzeitung № 242.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von H. Buchheit in Regensburg.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Evansgambit.

Weiß: J. Kleczynski.		Schwarz: S. Hilpern.	
1. e2 – e4	e7—e5	16. Dd1—d2	Lb6—c7
2. Sg1—f3	Sb8—c6	17. Sg3—f5	Lc8×f5
3. Lf1—c4	Lf8—c5	18. e4×f5	Sg6—e5
4. b2—b4	Lc5×b4	19. Lb2×e5	f6×e5
5. c2—c3	Lb4—c5	20. Sf3—g5	Dd8—e7 (a)
6. o—o	d7—d6	21. Sg5×h7 (b)	e5×e4
7. d2—d4	e5×d4	22. Tf1—e1	Kg8—h7
8. c3×d4	Lc5—b6	23. Te1×e4	De7—f7
9. d4—d5	Sc6—a5	24. Te4×c7! (c)	Df7—f6
10. Lc1—b2	Sg8—e7	25. Te7×c7	b7—b6
11. Lc4—d3	o—o	26. g2—g4!	Kh7—g8
12. Sb1—c3	Se7—g6	27. g4 – g5	Df6—d4
13. Sc3—e2	c7—c5	28. Dd2—e2!	Tf8—e8
14. Ta1—c1	f7—f6	29. De2—h5!	Dd4—f4
15. Se2—g3	Ta8—b8	30. f5—f6	Aufgegeben.

a. Ein Versehen, wie die Folge lehrt.
b. Eine hübsche, wohl berechnete Combination.
c. Hierauf giebt es für Schwarz keine Rettung mehr.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 238 von Abraham.

1. Ke4 – f3 / a2—a1 belieb.	2. Dh4—d4 + / Kd2—e1	3. Dd4×c3 ‡
1. .... / c3×b2	2. Dh4—b4 + / Kd2—c1	3. Db4—e1 ‡
1. .... / e2—e1 - S +	2. Dh4×e1 + / K×D	3. Lb2×c3 ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll, J. Klingeis in Moosham, Lorenz Fichter in Köfering und aus Regensburg von Hermes Eggon, Xaver Greiner, B. H.—, R. Kern, Frl. J. R.—, Gustav Schmidt J. B. Schuler, R. Weiß.

Briefkasten: G. S. hier. Wir werden Ihre beiden Probleme, die guten Forschritt zeigen, demnächst verwenden. **C. Tr.** hier. Die beiden mit 1 Ke4—f5 in der Aufgabe Nr. 238 versuchten Varianten sich nicht zutreffend; übrigens gilt auch in der Problemkunst: Keine Regel ohne Ausnahme. **L. F. in K.** In der Aufgabe Nr. 240 wird 1. Th1—f1 durch c2—c1 = D + wiederlegt.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 15. Montag den 22. Februar. 1897

10 (Nachdruck verboten.)

Erinnerungen an den 3. bayr. Pilgerzug nach Lourdes.

Wenn ich nun an die Schilderung der auf dem Felsen Massabielle auf Geheiß der Gottesmutter erbauten Basilika mit der Krypta und Rosenkranzkirche gehe, so muß ich einem Gedanken Ausdruck verleihen, der mir beim Anblick dieser 3 Kirchen übereinander, die in genialer Weise zu einem Prachtbau vereinigt sind, gekommen ist. Ich dachte, es müßte die Gottesmutter dem Baumeister den Plan eingegeben haben, sonst wäre es nicht möglich gewesen, ein so einheitliches Werk aus dieser Dreitheilung zu schaffen — der ganze kunstvolle Bau ist ein schönes Abbild des Dreieinigen. Zu ebener Erde geht man in die Rosenkranzkirche, von da aus kann man auf steinernen Treppen zur Krypta (Unterbau der Basilika) steigen, auf einer Doppeltreppe, deren Mitte den Eingang zur Krypta bildet, gelangt man dann zur Basilika — zu den beiden oberen Kirchen führen außerdem noch kunstvoll angelegte, auf Arkaden ruhende Straßen, das Ganze ein wundervoll harmonischer Bau. Wir haben in Straßburg, Paris und Lyon großartige Bauten aus alter und neuer Zeit gesehen, aber so etwas Eigenartiges, wie dieser Bau in seiner Einheit trotz der Dreitheilung hat, ist nicht wieder zu sehen.

Die Basilika ist ein Meisterwerk moderner Gothik, leicht und doch fest gebaut, Alles aus Marmor — hoch in die Lüfte steigt der Thurm empor, als wollte er die nicht fernen Riesen der Pyrennäen deren Häupter mit blendend weißem Schnee bedeckt sind, in Schatten stellen; dem majestätischen Aeußern entspricht die Würde des Innern. Die hohen Schiffe sind verklärt von einem sanften Lichtglanze, das wieder gedämpft ist durch liebliche Glasgemälde; das Gewölbe ist sehr kühn gebaut, und dehnt seine Rippen aus wie die Aeste und Zweige eines Baumes. Ueber 600 Fahnen und Banner hängen vom Gewölbe und von den Seitenwänden herab, wir sahen darunter auch die bayerische, die deutsche und die österreichische, welch' letztere 9000 fl. gekostet haben soll. Um den Hochaltar aus glänzend weißem Mamor, hängen 30 vergoldete Lampen und Kronleuchter. Eine Menge von Votivtafeln bedecken die Wände der Kirche, lauter Dankesbezeugungen für wunderbare Hilfe und Gebetserhörung, eine dieser Tafeln soll hier eigens erwähnt werden wegen ihr Eigenartigkeit: man sieht nämlich an derselben hornartige Auswüchse — eine arme Frau hatte ein furchtbares Leiden an den Händen, ihre Fingernägel wuchsen in so schrecklicher Weise, daß sie harte Krallen bildeten und sich in einem Knäuel verwuchsen; alle ärztliche Hilfe war vergebens, sobald sie aber ihre mißgestalteten Finger in die Gnadenquelle tauchte, lösten sich die Auswüchse von den Fingern, und zum Danke dafür hat sie diese eigenthümliche Tafel anbringen lassen. Ein großes Kunstwerk ist der Hochaltar mit seinen interessanten Bas-Reliefs und dem Antipendium, reich geschmückt mit kostbarer Mosaikarbeit; die Statue der Gottesmutter umgibt ein Kranz von 12 Sternen aus Gold und Diamanten. Die Kanzel, eine wundervolle Arbeit, aus Eichenholz geschnitzt, ist ein Geschenk der Stadt Marseille — ein Rosenkranz aus Gold mit reichen Inkrustationen, gewidmet von der Stadt Poitiers — die Orgel von der „Manifestation Nationale" ist ein Bau, merkwürdig wegen ihrer reich getäfelten Umhüllung und der Stärke des Spieles — kurz seien auch erwähnt die prächtigen Glasgemälde, darstellend hervorragende Ereignisse aus dem Alten und Neuen Testamente, und die 15 Seitenkapellen, wahre Schmuckkästen.

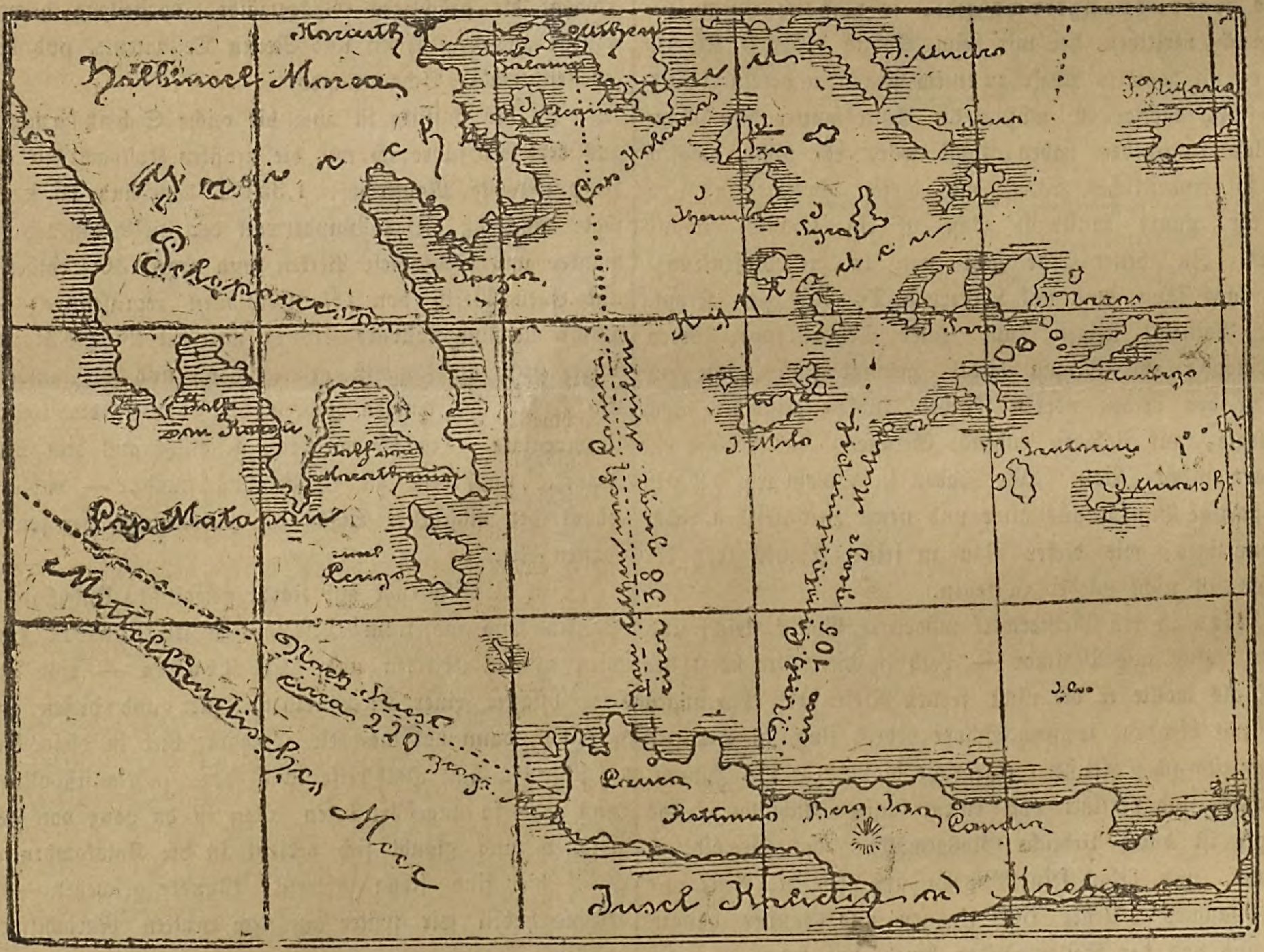
In der Basilika ist auch die reiche Schatzkammer zu sehen; aus derselben führe ich nur die größten Kostbarkeiten auf, vor Allem die prachtvolle Monstranz, 1,35 m. hoch und 16 kg. schwer; man sagte aus, daß dieses Wunderwerk der Goldschmiedekunst 1000 Diamanten und ebensoviele Perlen und gegen 500 rothe Topase zieren und einen Werth von $1^1/_2$ Millionen repräsentire; — dann die prachtvolle und kostbare Krone, mit der Pius IX. die Statue der unbefleckten Empfängniß gekrönt hat, und die goldene Rose, von Leo XIII. vor einigen Jahren verehrt, — die kleine Statue der Immaculata, circa 15 cm. hoch, geschnitzt aus dem Stock des Rosenstrauches, auf dem die Erscheinung stand, — endlich sei noch erwähnt der ungeheure Schatz an Paramenten der feinsten und kostbarsten Art.

Die Basilika ruht auf einem gewaltigen Unterbau aus mächtigen Säulen und massivem Gewölbe; diesen Unterbau findet man bei allen antiken Kirchen und heißt Krypta — man denke sich unter dem Pflaster einer Kirche einen Keller und diesen zu einer Kirche gestaltet, dann hat man eine Krypta; hier in dieser Unterkirche, mit 5 Kapellen im Halbkreise und dem geheimnißvollen Halbdunkel, kann man so ungestört beten, man ist da ganz von der Welt abgeschlossen und glaubt sich versetzt in die Katakomben von Rom — gerade hier sind schon zahlreiche Wunder geschehen — eine ähnliche Krypta haben wir später auf dem uralten Mariahilfberge bei Lyon gesehen.

Die 3. Kirche, in die man zu ebener Erde eintritt, ist die Rosenkranzkirche. Das Portal ist für sich selbst schon ein Meisterwerk; eine Gruppe, darstellend die Gottesmutter mit dem Jesukind, wie sie dem hl. Dominikus den Rosenkranz darreicht, schmückt das Tympanon; im Innern sieht man alle Stilarten vertreten, die alten und die neuen, trotzdem aber die schönste Harmonie des Ganzen und die gesuchteste Eleganz der einzelnen Theile; eine Rotunde von dreimal je fünf Kapellen, die ein griechisches Kreuz bilden, hinweisend auf die 15 Geheimnisse des Rosenkranzes — auch hier eine Unmasse von Votivgegenständen, Fahnen und Bannern. Von hier aus bewegen sich die Prozessionen mit dem Allerheiligsten die jeden Morgen und jeden Nachmittag stattfanden — Morgens wurde das Ciborium zur Grotte getragen zum Zwecke der Generalkommunion und zur Krankensegnung, Nachmittags zur Abhaltung des feierlichen Rosenkranzes — die Pilger begleiten das Sanktissimum immer mit brennenden Kerzen hin und zurück — es sei hier eigens

betont, daß der Cult des Allerheiligsten hier innigst verbunden ist mit der Marienverehrung, und diejenigen, welche so besorgt sind, es könnte der Sohn Gottes durch die Verehrung Mariä verkürzt werden, die mögen nur nach Lourdes gehen, dann können sie sich gründlich vom Gegentheile überzeugen, wenn sie nur wollen. Das Vorwiegende ist auch hier immer der eucharistische Gott, den wir von der unbefleckt empfangenen Gottesmutter haben; das ist auch die Idee, die der künstlerische Goldschmied beim Aufbau der kostbaren Monstranz so wunderschön zum Ausdruck gebracht hat; das kam auch in großartiger Weise zum Ausdrucke bei der großen feierlichen Prozession, welche die Missionäre den Pilgern zu Lieb am Dienstag Nachmittags 3 Uhr veranstalteten — man glaubte den Fronleichnamstag gekommen, so großartig wurde diese Prozession gehalten — die Priester gingen dabei in Meßkleidern und die kirchlichen Würdenträger im Rauchmantel mit, 4 Diakone trugen den ganz eigenen Baldachin oder Traghimmel von himmelbauer Seide, das Allerheiligste trug auf dem langen Wege der Herr Stadtpfarrer Mühlbauer von Hemau, der am Schlusse der Prozession an der Grotte der ganzen großen Versammlung den sakramentalen Segen ertheilte — das war wohl die großartigste Feierlichkeit in den 5 Tagen. —

gebrauchten. Der Franzose ist auch bei der Kirchenmusik mehr Concertist, als andächtiger Sänger, das sahen wir besonders auffallend bei einer Abendandacht, die sie den Pilgern hielten und bei der der französische Chor ein Ave Maria, ein Volkslied in französischer Sprache und ein Agnus Dei zur Aufführung brachte, ein Concert comme il faut, dabei war das Allerheiligste in der reichen Monstranz ausgesetzt und die große weite Basilika tageshell erleuchtet mit hunderten von Lichtern, die auf einen Schlag entzündet wurden, und mit ungezählten Glühlampen — eine Eleganz und eine Pracht weiß der Franzose zu entfalten, daß wir Deutsche kaum Worte dafür finden. Rühmenswerth ist die große Ehrfurcht der Franzosen vor dem „Sacrament" und die schöne Ordnung und Ruhe in den Gotteshäusern, dafür sorgen vor Allem die „Kirchenschweizer", eigene Angestellte mit feiner Livré und einem Stabe, wie sie unsere Regimentstambours haben — Niemand wagt es, ihrem Commando sich zu widersetzen, mit Gravität, walten sie ihres Amtes, ich glaube, da würden auch unsere rohen Burschen in den Kirchenwinkeln und an den Kirchenthüren pariren — da soll es einer wagen, bei der Kirchthüre oder in einem Winkel stehen zu bleiben! — (Forts. f.)



Die Insel Kreta, die Perle des Mittelmeeres.

Es war überhaupt von Seite des Comités und der Missionäre gut gesorgt für Andachten; jeden Morgen waren 2 hl. Messen für dieselben an der Grotte und ungezählte in den 3 Kirchen — um 10 Uhr war Amt und Predigt, am Sonntag predigte der blinde Herr Pfarrer Hadl über das Thema: Maria ist unsere liebe Frau, die wir kindlich verehren und lieben sollen alle Tage unseres Lebens — am Montag sprach Herr Pfarrer und Dekan Weiß von Wolfrathshausen über die Gleichförmigkeit Mariä mit ihrem göttlichen Sohne, und am Dienstag hörten wir eine Predigt über den hl. Rosenkranz vom Herrn Stadtpfarrer von Hemau — am Mittwoch war Amt ohne Predigt, weil ja Nachmittags die eindringliche und Allen zu Herzen gehende Abschiedspredigt an der Grotte war — bei den hl. Aemtern versahen den Chor die sangeskundigen Pilger, 50—60 an der Zahl, ächt cäcilianisch, was den Franzosen allgemeine Bewunderung abzwang, wie sie auch den deutschen Volksgesang nicht genug loben konnten, den die Pilger bei den Privatandachten mit Gewandtheit

Die Insel Kreta, die Perle des Mittelmeeres.

Die als schönstes Eiland des griechischen Archipels, ja des ganzen Mittelländischen Meeres vielgepriesene Insel Kreta oder Kandia versetzt, wie schon so oft im Laufe der Zeit, auch jetzt wieder durch den neu ausgebrochenen Aufstand die politische Welt in angstvolle Erregung. Von dem Hochmassiv ihrer weißen Kalkgebirge brechen jetzt abermals aus ihren schwer zugänglichen Wohngebieten, die ob ihrer gewaltigen Kämpfe gegen die türkische Herrschaft zur Berühmtheit gelangten Stämme der Sphakioten hervor, um mit Büchse und Yatagan neuerdings für ihre bedrängten Brüder in den Küstenstädten einzustehen und den Befreiungskampf zu erneuern und die chriechische Regierung hat sich veranlaßt gesehen, den stammverwandten Kretensern ihre Kriegsflotte zu Hilfe zu senden, wodurch der Kampf zwischen Griechenland und der Türkei für einige Tage in drohendste Nähe gerückt wurde.

Dem in Kreta Anlangenden entrollt sich ein wahrhaft pittoreskes Panorama der Insel. In goldenem Sonnenglanze hebt sich aus den blauen Fluthen dieses paradiesische Eiland, die Geburtsstätte des herrschergewaltigen Zeus-Kronion mit dem sagenumwobenen Berge Ida im Hintergrunde. Das weiße Gebirge, „aspro vuno“, steigt aus dunkelgrüner Ebene in scharf markirten Formen bis gegen 8000 Fuß Höhe empor. Vom Schnee bis zur Hälfte übergossen, steht dieses dem Meere entquollene Riesenmassiv da wie ein Schloß der Lüfte — ein Bild von unvergleichlicher Schönheit.

Südlich dem ägäischen Meere vorgelagert, besitzt dieses steil-ufrige, 36 Meilen lange und bis 10 Meilen breite, nur zur Hälfte bebaute, an Olivenwäldern, Cypressen-, Cedern-, Eichen- und Platanenbeständen, Baumwolle, Seide, Oel und Honig reiche, von wilden Gießbächen bewässerte und von cirka 300.000 Köpfen bewohnte Eiland das mildeste, herrlichste und gesündeste Klima der Welt. Doch liegen Gewerbefleiß und Handel arg darnieder. Die unter venetianischer Herrschaft so blühenden Häfen sind versandet, die Städte liegen halb in Trümmern. Das alte, hundertstädtige Kreta, das Königreich des weißen Minos, seit 67 v. Chr. römisch, dann nacheinander griechisch, arabisch und venetianisch, ist, seitdem es an die Türkei fiel (1668), eigentlich nie zur vollen Ruhe gelangt, und seit 130 Jahren ist auf Kreta fast alle Jahrzehnte ein Aufstandsversuch zu verzeichnen gewesen.

Etwa ein Drittel der Bevölkerung ist mohammedanisch, zum größten Theile aber ebenfalls kretischen Stammes. Alle Anderen sind griechische Orthodoxe. Das Terrain ist schwierig, das Volk kriegerisch, besonders die Sphakioten, bei denen sich das alte griechische Blut am reinsten erhalten hat. Die kleidsame Nationaltracht — blaue Jacke mit herabhängenden Aermeln, rothe Weste, blaue Beinkleider von frauenrockartiger Form, gelbe Kniestiefel, rothe Schärpe, rother Fez und dolchartiges Messer verschwindet auch auf Kreta immer mehr.

Der Hafen von Kanea ist klein und sehr den Vorastürmen preisgegeben. Kanea ist eine Festung mit flachen Gräben und hohen Ziegelsteinwällen. In der Stadt selbst ist ein unbeschreibliches Gewühl von Muselmännern, Griechen, Negern, Eseltreibern. Die Bazars füllen Handwerker jeder Art. Ein sehr fanatisches Element von Kanea sind die 1830 bis 1840 unter egyptischer Herrschaft angesiedelten Neger, Sudanesen, Berber und Araber, die sogenannten „Kalikuten“, das demokratische Element gegenüber den wohlhabenden Begs und Kaufleuten. Das Inselvolk wird als roh, ungefällig und zu maßlosen Exzessen geneigt geschildert. Schon die Alten beklagten sich über ihre Lügenhaftigkeit, Treulosigkeit und Habsucht, sowie über die Räubereien der Kandioten.

Beigegebene Kartenskizze möge zur näheren Orientirung über den gegenwärtigen Aufstand dienen und die große Wichtigkeit dieser Position auf dem Seewege nach Nordafrika und Indien vor Augen führen.

---

13 (Nachdruck verboten.)

Eine Ballnacht.

Erinnerungen eines Detektives, erzählt von A. F. Green.

„Mein Herr,“ sagte ich, auf Onkel Joe zutretend, welcher zwischen seinem Verlangen, den Neuangekommenen zu umarmen und seiner Furcht vor den Folgen des unerwarteten Zusammentreffens in etwas lächerlicher Weise von einer Seite zur andern schwankte, „halten Sie es nicht für richtig, jetzt auf dieser Stelle laut den Verdacht zu wiederholen, von welchem Sie die Güte hatten, mir vor einer Stunde in's Ohr zu flüstern? Haben Sie irgend einen Grund, Ihre Meinung darüber zu ändern, — welcher der beiden Söhne des Herrn Benson seinen Schreibtisch erbrochen und sich die Staatspapiere angeeignet hat, welche später im Zimmer der beiden Brüder gefunden wurden, — wenn Sie die zusammengesunkene Gestalt des einen und den offenen, standhaften Blick des andern vergleichen?“

„Nein!“ erwiderte er, zu plötzlicher Energie erwachend. Er trat zwischen die beiden Brüder und sah erst den einen und dann den anderen mit langem, feierlichen Blick an.

„Joe,“ sagte er, „seit drei Jahren schon liegt ein Schatten auf Deinem Leben. Du bist von Deinem Vater eines schrecklichen Verbrechens beschuldigt worden, aber Du hast darauf verzichtet, die Beschuldigung zurückzuweisen, ungeachtet der Thatsache, daß ein junges, liebes Mädchen geduldig auf die Anerkennung Deiner Unschuld wartete, um Dich zu heirathen. Deine Familie schloß aus diesem Schweigen auf Deine Schuld, aber ich und die Meinigen sahen darin nur Selbstverleugnung und Hingebung. Joe, hatte ich Recht darin? Hatte Edith Recht? Der Vater, den Du so liebst und dem Du keinen Kummer bereiten wolltest, ist todt! Also sprich: „Hast Du die Staatspapiere genommen oder nicht, welche auf dem Bücherbrett über Deinem Bett in jener Nacht vor drei Jahren gefunden wurden? Das künftige Geschick nicht nur dieses treuen Kindes, sondern auch das der hilflosen Schwester, die, obgleich sie an Deine Schuld glaubte, doch mit unwandelbarer Hingebung Deiner stets gedachte, hängt von Deiner Antwort ab!“

„Mein Bruder soll sprechen!“ war die Antwort des jungen Mannes in einem ruhigen und gemessenen Ton.

„Dein Bruder will nicht sprechen!“ erwiderte sein Onkel. „Siehst Du nicht, daß Du selbst antworten mußt? Also sage mir, bist Du des Vergehens schuldig, dessen Dich Dein Vater anklagte, oder nicht? Laß es uns hören, Joe!“

„Nein, ich bin nicht schuldig,“ gestand der junge Mann, den Kopf senkend mit einer Art von edler Schüchternheit.

„O, ich wußte es! ich wußte es!“ rief Edith freudig aus. Sie flog an seine Seite und ergriff seine Hand, während seine Schwester die andere mit Beschämung und Beklemmung erfaßte, die zeigte, wie weit sie entfernt war, an den bösen Anschlägen ihres älteren Bruders Theil genommen zu haben.

Dieser Anblick schien Harley zur Tollwuth zu bringen. Er sah von einem Gesicht zum andern und stieß einen Schrei aus, welcher noch in meinem Gedächtniß nachklingt.

„Carrie! Edith! Ihr Beide verleugnet mich? und nur wegen der Aussage irgend eines Schurken? Ist das die Treue und Beständigkeit der Frauen? Ist es das, was ich von einer Schwester, von einer Freundin zu erwarten berechtigt bin? Carrie, Du wenigstens hast mir immer Dein Vertrauen geschenkt, — willst Du es mir entziehen, weil ein nichtswürdiger Spion und ein treuloser Bruder sich verbündet haben, mich zu Grunde zu richten?“

Die einzige Antwort Carries war ein vorwurfsvoller Blick. Edith aber, welche die Augen auf ihren lebhaft erregten Bräutigam gerichtet hatte, schien nicht einmal die Worte des Vorwurfs zu hören, welche ihr galten.

Die Erschütterung überwältigte Harley Benson. Er legte die Hand auf die Brust mit einem Stöhnen der Verzweiflung und sank hilflos in einen Stuhl. Aber während ich mit dem Arzte Blicke der gegenseitigen Verständigung austauschte, sprang er plötzlich auf, ergriff in einem Ausbruch der Verzweiflung einen Stuhl, auf dem er gesessen und hielt ihn hoch über seinen Kopf.

„Ihr Thoren!“ rief er, und seine rollenden, wutherfüllten Augen liefen von einem Gesicht zum andern und blieben am längsten auf dem meinigen haften, — „Ihr glaubt, es sei Alles aus mit mir, Ihr braucht nur noch still zu stehen und zuzusehen, wie ich meine Niederlage hinnehme! Aber ich bin ein Mann, der sich niemals für überwunden hält! Ich habe noch ein Wort zu sagen, das den Sachen ein etwas anderes Aussehen geben wird. Horcht auf! Ihr werdet nicht lange zu warten haben! Wenn Ihr es hört, so soll mein Bruder erklären, wie viel Freude sein Sieg ihm gewährt!“

Er wirbelte mit dem Stuhl um seinen Kopf und stürzte aus unserer Mitte hinaus in die Vorhalle.

Einen Augenblick standen wir verwirrt da. Dann stieß Carrie einen langen, wilden Schrei aus und stürzte zur Thüre. Ich streckte meine Hand aus, um sie zurückzuhalten, aber das war überflüssig. Ehe sie noch die Schwelle überschreiten konnte, hörte man den plötzlichen scharfen Knall eines Schusses und wir wußten, daß das letzte Wort dieser schrecklichen, nächtlichen Tragödie gesprochen war.

Das ganze Geheimniß von Harleys That ist niemals aufgedeckt worden. Niemand zweifelte daran, daß er den gewaltsamen Tod seines Vaters herbeigeführt hatte, ebenso war es klar, daß er noch weiter gegangen war und seinen Plan so angelegt hatte, daß der Verdacht auf seinen unschuldigen Bruder fallen mußte, wenn überhaupt ein Verdacht entstand. Dies wurde noch besonders durch die Mittheilung des alten Jonas bestätigt, daß er auf die spezielle Anweisung seines jungen Herrn auf den Balkon gegangen war und in das Zimmer hinein gesehen hatte.

Aber warum dieser Mensch auf seine eigene Gefahr oder auf diejenige eines ihm verhaßten Mannes sich zu einem so empörenden Verbrechen entschloß, wird niemals aufgeklärt werden, wenn man nicht die Lösung des Räthsels in seiner schwierigen Lage gegenüber einigen dringenden Schulden, die er seinem Vater nicht eingestehen mochte, suchen will.

Die wahren Beweggründe, welche meine Handlungsweise in der verhängnißvollen Nacht leiteten, habe ich der Familie niemals mitgetheilt. Miß Carrie und die Anderen glaubten, daß ich nur den Anordnungen Herrn Bensons gehorcht habe und ich ließ sie auf diesem Glauben.

Ich schämte mich zu sehr wegen meiner Neugierde, welche die hauptsächlichste Triebfeder meiner Thätigkeit gewesen war, um mein Verfahren mit allen Einzelnheiten bekannt werden zu lassen, obgleich ich mit dem Erfolg derselben wohl zufrieden sein konnte, als ich nach einiger Zeit die Nachricht von der Heirath Joes mit Edith las.

Die Fälscher wurden entdeckt und gefaßt, aber nicht durch mich.

Anagramm.

Es ist sehr scharf und ist von Eisen,
Zum Lebenrauben ist's bestimmt,
Doch müssen's wir als friedlich preisen,
Da Keinen es das Leben nimmt.

Geändert wird's ein Jeder lieben,
Ja mancher tilgt's mit aller Hast,
Und Niemand wird es lang verschieben,
Und Keinem fällt es je zur Last.

Bilderräthsel.



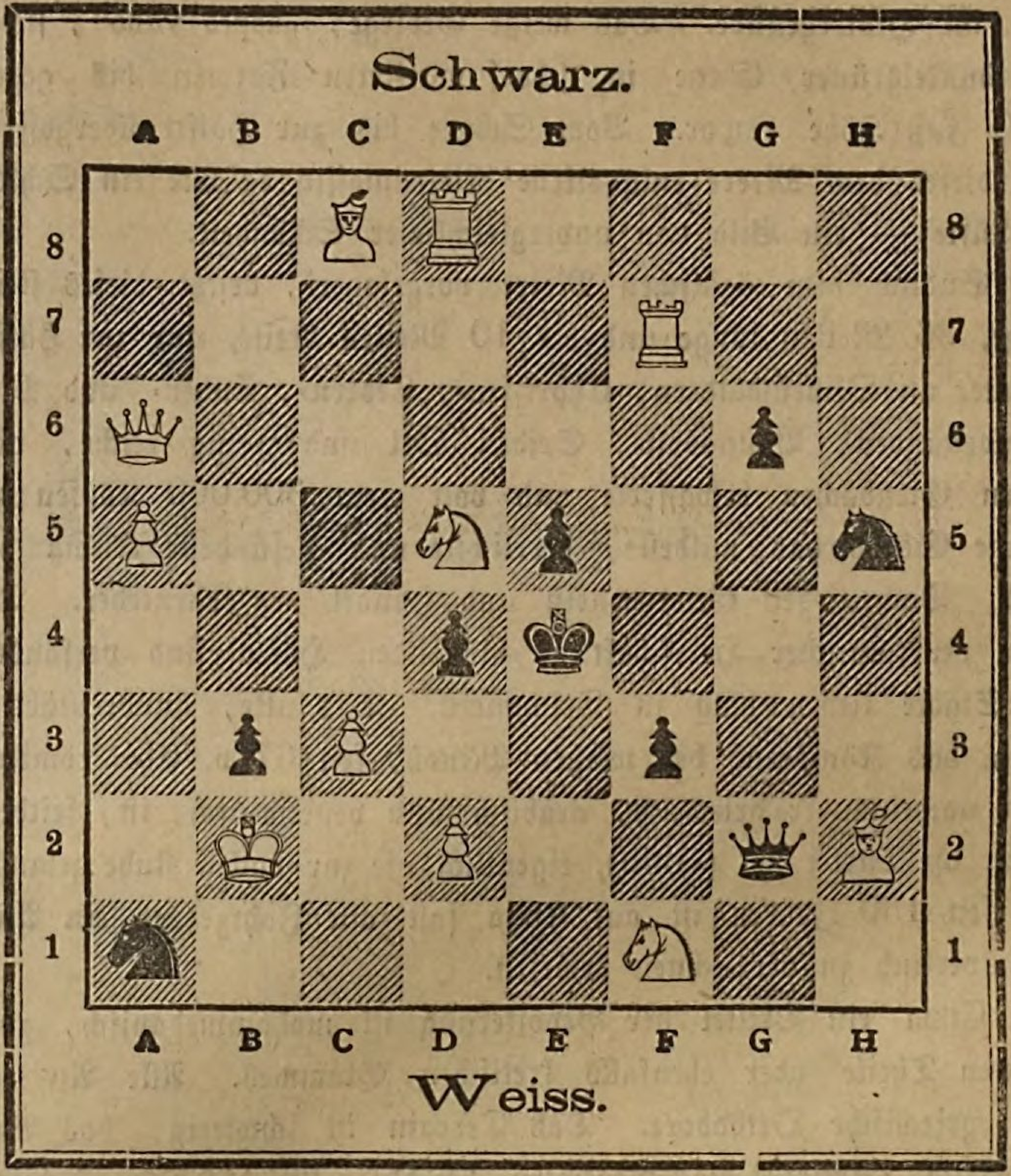
Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 14:

Laub	Apfel	Uhr	Becher
Affe	Feile	Fall	Ente
Ufer	Faß	Ei	Reck
Berg	Esse	Rabe	Gitter

Schachzeitung № 243.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von A. Taverner in Bolton.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Italienische Partie,

gespielt am 13. und 14. März 1896 im Kabelwettkampfe zwischen Brooklyn und London.

Weiß: Jackson (England). Schwarz: Baird (Amerika).

1. e2—e4	e7—e5	18. Td1—g1	Kg8—h8
2. Sg1—f3	Sb8—c6	19. h3—h4	Te8—g8
3. Lf1—c4	Lf8—c5	20. h4—h5	De7—f8
4. d2—d3	d7—d6	21. Sf3—h4	Ta8—b8
5. c2—c3	Sg8—f6	22. Tg1—g6 (d)	Df8—c8
6. Lc1—e3	Lc5—b6	23. Tg6—g2	Dc8—d8
7. Sb1—d2	o—o	24. Sh4—g6 + (e)	f7×g6
8. Sd2—f1	h7—h6 (a)	25. h5×g6	Dd8—e7 (f)
9. Dd1—e2	Tf8—e8	26. g6×h7	Tg8—f8 (g)
10. o—o—o	Sc6—a5	27. Th1—g1	Tf8—f7
11. h2—h3	Sa5×c4	28. Tg2—g6	Tb8—f8
12. d3×c4	Dd8—e7 (b)	29. De3—g3!	a7—a6
13. g2—g4	Sf6—h7	30. f5—f6	Tf7×f6
14. Sf1—g3	Lc8—e6 (c)	31. Tg6×g7	Tf8—f7
15. Sg3—f5	Le6×f5	32. Tg7—g8 +	Kh8×h7
16. g4×f5	Lb6×e3	33. Tg8—h8 +	nebst Mat im nächsten Zuge.
17. De2×e3	b7—b6		

a. Dieser vorgeschobene Bauer ist wegen eines auf die Königsseite beabsichtigen Angriffes nicht ohne Bedenken.

b. Es drohte 13. c5 mit Figurengewinn.

c. Hier wäre L×e3 mit 15 . . . . Sg5 besser.

d. Tg2 war hier am Platze, um dem weißen S das Feld g6 offen zu halten.

e. Eine hübsche, wenn auch nicht sehr ferne liegende Kombination.

f. Wegen 26. T×h6 + darf der S nicht ziehen.

g. Auf K×h7 würde folgen 27. Tg6, Df8. 28. Dg5., Beliebig. 29. f6—f6. —

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 239 von Bull

1.	Lc5—a3 / Beliebig.	2. D., L., S., B. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll, J. Klingeis von Moosham, Lorenz Fichter von Köfering u. aus Regensburg von B. H.— R. Kern, Gustav Schmidt, J. B. Schuler, Tarrasconia und R. Weiß.

Notiz: Zuschriften, Lösungen ꝛc. ꝛc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 17. Montag, den 1. März. 1897

12 (Nachdruck verboten.)

Erinnerungen an den 3. bayr. Pilgerzug nach Lourdes.

V. Rückreise.

Nur zu schnell schwanden die Tage dahin, die uns an der hl. Gnadenstätte zuzubringen vergönnt waren — schweren Herzens sammelten wir uns am Mittwoch den 22. April Nachmittags 4 Uhr zur Abschiedsandacht an der hl. Grotte — ein Mitglied des Comités, H. H. Expositus Präg, brachte in unser Aller Namen der Madonna von Lourdes einen recht innigen, kindlichen Abschiedsgruß dar, auf welchem der hochw. Herr Superior der Missionäre gleichsam im Namen der Gottesmutter erwiderte und die Pilger herzlich verabschiedete unter namentlicher Betonung des Eifers und der Andacht, den sie in diesen Tagen bekundet zur allgemeinen Erbauung — „die braven Bayern haben uns den Frühling gebracht (bis dahin war auch in Lourdes noch immer winterliche oder doch recht unfreundliche Witterung), sie haben uns aber auch ein musterhaftes Beispiel gegeben" — nach dem päpstlichen Segen schieden wir von der unvergeßlichen hl. Grotte, die Pflicht rief uns wieder heimwärts — wohl gingen wir thränenden Auges fort von dieser hl. Stätte, von der auch das Wort des hl. Petrus gilt: „hier ist gut sein" — aber wir gingen weg mit einer Freude und Seligkeit im Herzen, wie sie die Hirten und Weisen des Morgenlandes mögen empfunden haben, nachdem sie den Herrn im Stalle zu Bethlehem geschaut hatten — „auf Wiedersehen im Himmel," mit diesen Worte entließ uns Madonna von Lourdes, ihren Schutz und Segen verheißend für die weite und beschwerliche Heimreise.

Für gar viele mag es interessant sein was das Journal de Lourdes (zu deutsch: Lourdes-Tagblatt) über diesen Abschied schrieb: „Die Pilger nehmen das letzte Zulächeln der unbefleckten Jungfrau mit noch größerer Gegenliebe auf, als alle übrigen erhaltenen Gnaden. Ihre Herzen wallten über vor Dankbarkeit, die reinste Freude leuchtete auf ihren Stirnen, sogar auf denen der armen Kranken. War auch der Leib nicht geheilt worden, so hatte sich doch die Seele wunderbar gestärkt, und sie alle schienen durchdrungen zu sein von fester Entschlossenheit, die harte Lebensprüfung wahrhaft christlich zu ertragen. So zieht denn hin, fromme Pilger aus Bayern, wohin die Pflicht euch ruft! Aber vergesset es nicht: Unsere Liebe Frau von Lourdes ist zu glücklich und zu stolz auf euch, daß sie nicht wünschen sollte, euch recht bald wieder zu sehen!"

Bei der Wegfahrt von Lourdes, ungefähr um die 7. Abendstunde bot sich uns die stundenlange Kette der schneebedeckten Pyrenäen in einer Pracht und Großartigkeit dar, wie wir sie auf der Hinfahrt und in Lourdes selbst nicht zu sehen bekamen. Und doch imponirte uns der bescheidene Felsen Massabielle mehr. als alle diese Bergriesen — immer wieder eilte der Geist zu ihm hin, ich dachte an das schöne Abschiedslied des Jesuitenvaters Diel:

„O dürfte ich die Rose sein,
Die Dir zu Füßen sprießet,
O dürfte ich das Vöglein sein,
Das Dich erwachend grüßet!
Der Wellen eine möcht ich sein . . .
Als Kerze möcht ich glüh'n vor Dir . . .
Ja, scheiden möcht ich nie von Dir,
Du Gnadenreiche, Milde!
Möcht' Tag und Nacht als Bettler steh'n
Vor Deinem lieben Bilde.
Doch, weil ich einmal wandern soll,
So nimm die letzten Grüße;
Ich scheide, doch Du bleibst bei mir,
In's Herz ich Dich verschließe!"

Eine ganze Nacht hatten wir wieder durchzufahren; leider passierten wir die herrliche Stadt Toulouse, das uralte Tolosa, mit seinen vielen Sehenswürdigkeiten auch bei Nacht; hier wäre nach unserem Reisebüchlein eine prachtvolle Kirche aus der romanischen Bauperiode, die Kirche des heiligen Saturnin, einer der gewaltigsten Tempel Europas zu sehen gewesen mit einer herrlichen Gruft, welche kostbare Reliquien bergen soll: Gebeine von 6 hl. Aposteln und vom hl. Thomas von Aqien — einen Dorn von der Krone Christi, einen großen Kreuzpartikel u. s. w. Die Kirche soll 109 Meter lang, 21 Meter hoch und 64 Meter breit sein. Merkwürdig ist der Kanal dü Midi, der das atlantische Meer mit dem mittelländischen Meere verbindet; er beginnt in Toulouse und wurde vor 200 Jahren gebaut auf Kosten eines gewissen Paul Roquet mit einem Aufwande von 17 Millionen — das war eine patriotische That! Es folgen dann die Städte Carcassone mit einem Bischofssitz und Narbonne, Geburtsort des hl. Sebastian, beide mit 30000 Einwohnern; größer ist Béziers (40000 Einwohner), — unrühmlich bekannt vom 1. bayerischen Pilgerzug her — hier hat man die Bayern verhöhnt und ihnen die Weiterfahrt verweigert, die ganze Nacht mußte der Zug auf dem Bahnhof stehen, und Niemand durfte das Coupé verlassen, so erzählte man uns — dießmal bemerkten wir nicht die geringste Antipathie. Von da an wird das mittelländische Meer sichtbar; wer es nicht weiß, der hält diese endlose grüne Fläche für einen Forst oder für eine ungeheure Wiese — wenn man zum ersten Male an das Meer kommt, wird man ganz eigenthümlich angemuthet — selbst beständig in Bewegung, bringt es auch eine eigene Bewegung in den Menschen, hunderte von Pilgern hörte man aus dem Zuge rufen: das Meer, das Meer! Von der Ferne meint man eine ungeheure Wiesenfläche mit dunklem Grün vor sich zu haben, in der Nähe sieht man erst, daß auch bei der größten Windstille immer die Wellen schlagen — gerade in der 5. Morgenstunde näherten wir uns dem Meere, wie schimmerte es im Widerscheine der aufgehenden Sonne, wie war es schon belebt von Segelbooten, Barken und Dampfschiffen, auch ein Kriegsschiff war weithin sichtbar! Unvergeßlich ist ein solcher Anblick und hochinteressan-

diese Bahnstrecke von Agde bis Cette; links der 18 Kilometer lange See Thau, rechts das Meer, so daß man längere Zeit auf einer sehr schmalen Landzunge fährt. In **Cette**, dem zweitgrößten Hafen am mittelländischen Meere, hatten wir eine gute Stunde Aufenthalt, die von sehr vielen Pilgern benützt wurde, um an den Hafen zu gehen oder zu fahren und dort wie der junge Tobias ihre müden Füße in das Meer zu stecken oder Muscheln zu sammeln als Andenken an das Meer; auch Austern konnte man da haben. Am Bahnhof gab es eine allgemeine Wäscherei und Toillette-Macherei nach der langen Nachtfahrt; wir hatten unsere Augen schon früher ausgerieben, um ja das Meer recht gut zu sehen — wir führten immer eine Flasche Wasser mit und wuschen uns zum Coupéfenster hinaus jeden Morgen und auch sonst öfters — Seife, Handtuch 2c. hatten wir auch vorgesehen, wie auch Weihwasser nicht vergessen war.

An den Hafen hinab war eine ziemliche Strecke, darum zog ich es vor, am Bahnhofe zu bleiben, und da Erkundigungen einzuziehen; Cette hat 37 000 Einwohner und liegt auf einem befestigten Hügel, es wird hier großartiger Handel getrieben, das sieht man an den großen Vorräthen von Wein, Spiritus, Liqueren und Salz; letzteres wird in den nahen Salzlagunen auf eigenthümliche Weise gewonnen — eine Menge Reisig ist am Meeresufer aufgestappelt, das Meereswasser spritzt bei der Fluth über das Reisig hinweg, ein Theil des Salzgehaltes setzt sich an denselben an, wird hart, wenn das Meer bei der Ebbe zurückgeht, und dann kann es leicht von dem trocken gelegten Reisig abgeklopft werden. Ich hatte im Stillen immer Besorgniß für meine Mitpilger wegen des Meeres, nicht daß eines ertrinken könnte, ich fürchtete Zugverspätung — hatte ich doch gehört, daß gerade hier bei einem früheren Pilgerzuge das verführerische Meer einen Pilger in Bann gehalten hatte, und wie er an den Bahnhof zurückkommt, ist der Zug davon — der gute Mann hatte all' seine Habe, auch Geld und Reisekarte im Coupé und mußte jetzt den Weg von hier bis Lyon zu Fuß machen und Tag und Nacht laufen, um den Zug noch einzuholen, bevor er von Lyon abfuhr — gesehen hat er von Lyon nichts.

Welch eine Entfernung aber das ist, mag man daraus schließen, daß wir mit starkem Dampf von $^1/_2$8 Uhr Morgens bis $^1/_2$5 Uhr Nachmittags fahren mußten. Unbeschreiblich fruchtbare Gegenden durchfährt man da, fast immer im Rhône-Thale, anfangs noch immer in der Nähe des Meeres bis Montpellier, eine Bischofsstadt mit 37 000 Einwohnern — Heimath des hl. Rochus — dann immer durch unabsehbare Weinberge, deren Stöcke von der Ferne wie Kartoffelstöcke sich ansahen, aber schon armlange Zweige getrieben hatten — in Nimes, einer schönen südlichen Stadt mit 70 000 Einwohnern, sahen wir vom Zuge aus das aus der römischen Zeit stammende Amphitheater, berechnet für 24 000 Zuschauer — vor dem Eintritt in das Rhônethal passierten wir noch einen aas der ältesten Christenzeit merkwürdigen Ort, Tarascon: hier soll die heilige Martha, Schwester des Lazarus und der Maria Magdalena, die Einwohner mit dem Evangelium bekannt gemacht, große Wunder und Zeichen gewirkt und dadurch viele Bekehrungen veranlaßt haben; man betrachtet sie als die erste Glaubensbotin des Landes und verehrt sie hoch; sie soll diesen Ort von einem Ungeheuer (französisch tarasque) befreit haben daher der Name der Stadt — Tarascon.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Stunden eines Verurtheilten.

„Mein Schicksal ist besiegelt," sagte er, „und für mich gibt es keine Hoffnung mehr, ich muß abschließen mit meinem Leben. In wenigen Stunden ist Alles vorüber, aber glaubet mir, meine Freunde, daß ich niemals geglaubt hätte, es könne so weit mit mir kommen."

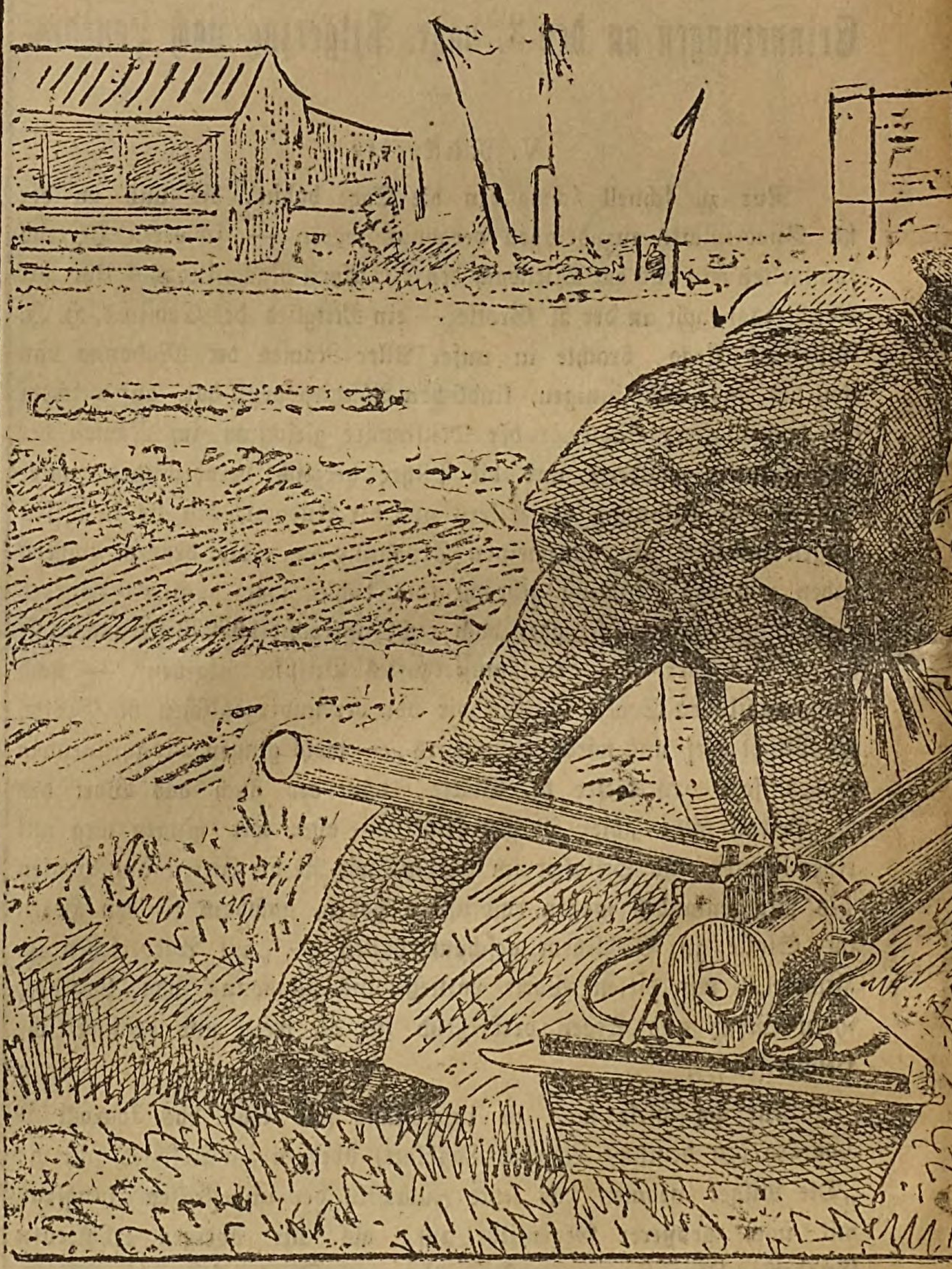
„Wir haben ja auch nie an Deiner Unschuld gezweifelt," sagten wir, „und Du siehst, es verläßt Dich Keiner von uns in dieser schweren Stunde, darum zeige Dich als ein Mann . . ."

„O," unterbrach er uns, „ich fürchte mich ja nicht. Ob früher oder später, einmal muß man ja doch daran glauben, und auf das „Wie" kommt es nicht an. Nein, es ist also nicht Furcht, aber ein seltsames Gefühl, eine schauernde Frage, wie wird es dort sein, in dem anderen Leben?"

Und er fiel in dumpfes Brüten.

Wir thaten alles Mögliche, um unsern Freund, der so jäh und auf so grausame Art uns entrissen werden sollte, wieder anfzurichten. Jeden Wunsch suchten wir ihm förmlich von den Augen abzulesen.

„Komm," sagten wir, „sieh, wir haben Dir das Beste bereitet,



Die neue französ[...]

was wir Dir bieten können," und wir zeigten auf die Speisen, die zu ihm hereingebracht worden waren und namentlich seine Lieblingsspeisen waren.

Er schauerte zusammen.

„Die Henkersmahlzeit," flüsterte er. Dann setzte er sich, seine Muth- und Hoffnungslosigkeit gewaltsam abschüttelnd, zu uns und aß. Aß wie Einer, der nicht weiß, was er thut. Maschinenmäßig fast. Dann schob er die Teller zurück und holte ein Ding aus der Tasche, ein Ding sag' ich Euch . . . . doch warum soll ich's Euch nicht sagen: seine Pfeife.

Wehmüthig betrachtete er sie.

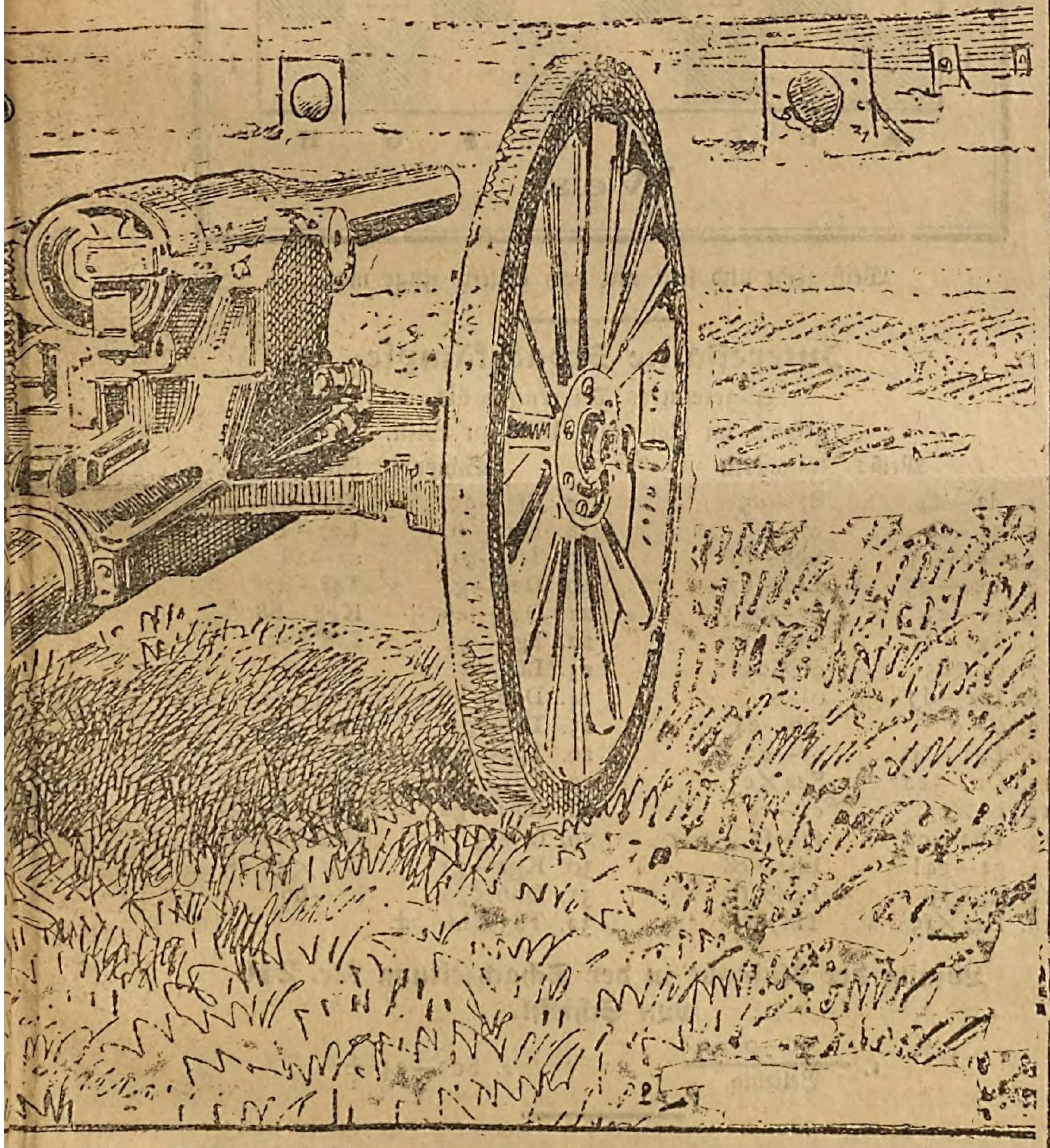
„Seht Ihr, Jungens," sagte er. „Nichts wird mir so schwer, als der Abschied von dieser meiner Freundin, die mir so oft in schweren Stunden eine Trösterin gewesen. „Meine letzte Pfeife"

und es war, als zitterten Thränen in seiner Stimme nach. „Die letzten Rauchwolken, die ich ihr entlocke. Die letzten.“

Mit feierlicher Wehmuth steckte er seine Pfeife in Brand, mit feierlicher Andacht sog er den Rauch in sich ein, und stieß die Wolken langsam von sich, als könne er sich nur zögernd davon trennen. Er wurde bleich und seine Lippen zitterten.

„Die letzte Pfeife!“ kam es stöhnend aus seiner Brust. Und plötzlich . . . wie kam es, ich weiß es nicht . . . . aber plötzlich entglitt die Pfeife seinen Lippen, sie fiel, und in Scherben lag sie auf dem Boden. Er aber starrte auf diese Scherben mit einem Blick, den ich nie vergessen werde.

Dann stand er auf.



Schnellfeuerkanone.

Mit einer Hand fuhr er sich glättend über die Stirne und durch das wirre Haar.

„Das ist der Anfang vom Ende,“ flüsterte er und streckte uns seine Hände entgegen, die wir erschüttert ergriffen und drückten. . .

Am nächsten Morgen trat er den schweren Gang an. Er war blaß und gefaßt. Der Priester ging ihm zur Seite und redete liebevoll auf ihn ein. Wir folgten. Noch einen beredten Blick warf er uns zu . . . . den Abschied auf ewig, dann stieg er die Stufen hinan . . . . die Stufen zum Altare und ließ sich mit der als ebenso reich, wie bissig bekannten Miß Mierekwortel trauen.

Die neue französische Schnellfeuerkanone.

Wenn ein paar eitle Frauenzimmer nebeneinander wohnen und die Eine ein neues Kleid bekommt, so dauert es in der Regel gar nicht lange und es erscheint die Zweite aufgedonnert und „gestatzt“ in mindestens derselben Robe und nach und nach, je nachdem es die dreimal bedauernswerthen Ehemänner zu erschwingen vermögen, erscheint die ganze liebenswürdige Corona in neuesten Toiletten.

Hat damit die Erste den Anderen und vice versa, haben die Anderen der Ersten und sich selbst vielleicht etwas bewiesen? Nein! Was war also der Zweck dieser theuren Demonstration? Außer der lieben Eitelkeit — gar keiner! Denn die Damen haben genug zum Anziehen; nur die armen Ehemänner müssen jetzt an allerlei Nützlichem und Nothwendigem knausern und abzwacken.

Wenn es einer Großmacht gefällt, sich ein neues „wunderthätiges“ Gewehr, eine neue „vollkommen undurchschlagbare Panzerung, eine gar um die Ecke herum schießende Kanone oder ein Geschütz anzuschaffen, mittelst dessen man im Handumdrehen die sonst sehr geehrten Herren Gegner in Gulyas, Carbonnaden oder Ragout verwandeln kann: Holla! Im Nu folgen die anderen Damen nach! Fängt aber gar die sehr launenhafte Madame la France mit so einer „neuen Mode“ an, so kann man darauf schwören, daß die Germania dieselbe, fast in derselben Zeit noch, gleichfalls trägt, unmittelbar darauf die Austria! etwas länger dauert es dann bei der minder gut situirten Italia, aber Russia und Britannia haben das neue Spielzeug dann schon längst! Und der Zweck dieses schon sehr faden Ringelreia-Spieles? Siehe oben! Uebrigens „Das kann man sich wohl denken, aber sag'n darf man 's nicht!“ Wir bringen nebenstehend nach einer französischen Photographie die Abbildung der allerneuesten französischen Schnellfeuerkanone, die, noch bevor ein Schuß mit ihr abgefeuert worden ist, schon so großen Lärm in der Welt gemacht hat.

Jetzt gewinnt das Geschütz überdies ein aktuelles Interesse, da sich die Dinge durch den Aufstand in Kreta und der Aktion Griechenlands, plötzlich höchst kriegerisch gestaltet haben. Jeder Tag kann eine verhängnißvolle Entscheidung bringen und dann hört Alles, was sich auf den Krieg bezieht, mit einem Schlage auf, Gegenstand bloßer akademischer Erörterung zu sein und wird zur brennenden Wirklichkeit.

Doch nun einige Worte zur Sache!

Nach dem Erachten der militärischen Fachgrößen schießen nämlich die gegenwärtigen Feldgeschütze im Vergleiche zu den Repetiergewehren viel zu langsam, indem sie im besten Falle einen gezielten Schuß per Minute abzugeben im Stande sind, u. zw. deßwegen, weil der beim Abfeuern eintretende Rücklauf ein stetes Neuvisiren erfordert. Durch eine sinnreiche Bremsvorrichtung und einen den Laffetenstock in die Erde befestigenden Keil (s. Abbildung) hat nun der Franzose Canet diesen Uebelständen zumeist vorgebeugt und derart vermag, nachdem die sogenannte „Einheitspatrone“ (Geschoß und Pulverladung in einem Stücke) ein wesentlich rascheres Laden ermöglicht, dies neue Schnellfeuergeschütz bis zu sechs Schüssen in der Minute abzugeben. — Deutschland wartet nur, bis Frankreich die neue Kanone einführt, um allsogleich ein Gleiches zu thun und Rußland ist sogar noch gesprächiger, indem soeben verlautet, daß ihm die Schnellfeuergeschütze insgesammt 85 Millionen Rubel (120 Millionen Gulden) kosten werden. Was kommt dann?

Humoristisches.

(Unnöthig.) „Führen Sie nicht ein Tagebuch, Herr Studiosus?“

„Wozu? Alles für mich Wissenswerthe schreibt schon der Wirth auf!“

(Intimer Verkehr.) Richter: „Haben Sie nach dem genannten Vorfall mit dem Kläger noch persönlich oder brieflich verkehrt?“

Angeklagter: „Na, mir hab'n nur noch mit dö Fäust verkehrt!“

(Bescheidener Wunsch.) A.: „Also unsere alte Freundin, die ewig junge Clara, ist jetzt der Heilsarmee beigetreten?"

B.: Ja, sie hofft es da endlich zur Gefreiten zu bringen."

(Ein Egoist.) Frau Banham: „Henry, was soll ich Dir zu Weihnachten schenken?"

„Herr Banham: „Nichts! Ich muß dies Jahr sparen!"

(Sparsam.) Hast Du schon ein Maskenkostüm zum heutigen Maskenball?"

„Nein, ich schaffe mir keines an, ich warte vor dem Masken-Lokal, bis Einer hinausgeworfen wird, und dann leihe ich mir von ihm sein Kostüm."

(Variante.) „Herr Doktor, darf ich Sie auf heute Abend zu einem Gläschen Punsch einladen?"

„Gnädige Frau, Ihr Punsch ist mir Befehl!"

(Verschnappt.) Kindermädchen (allein heimkommend unter Thränen): „Sind Se nur nich bös Madam, — ich hab' das Bäby im Park verloren."

Madame: „Sie Unglücksmensch, warum haben Sie denn nicht gleich mit dem Parkpolizisten gesprochen?"

Kindermädchen: „Ach, Madam, das hab' ich ja die ganze Zeit gethan."

(Ein Vokativus.) Junge Frau: „Aber Karl, Du hast mir immer gesagt, das Wirthshausleben sei Dir schließlich verhaßt gewesen und Du habest die Kameraden um ihr Heim immer beneidet — und nun gehst Du doch in die Kneipe!"

Mann: „Liebes Frauchen, nur um mir 'mal meines jetzigen Glücks so recht bewußt zu werden!"

(Aus Erfahrung.) Chef: „. . . . Ich nehme nur verheirathete Männer!"

Rath: „Weshalb denn?"

Chef: „Die bleiben immer sehr lange im Bureau!"

Silben-Räthsel.

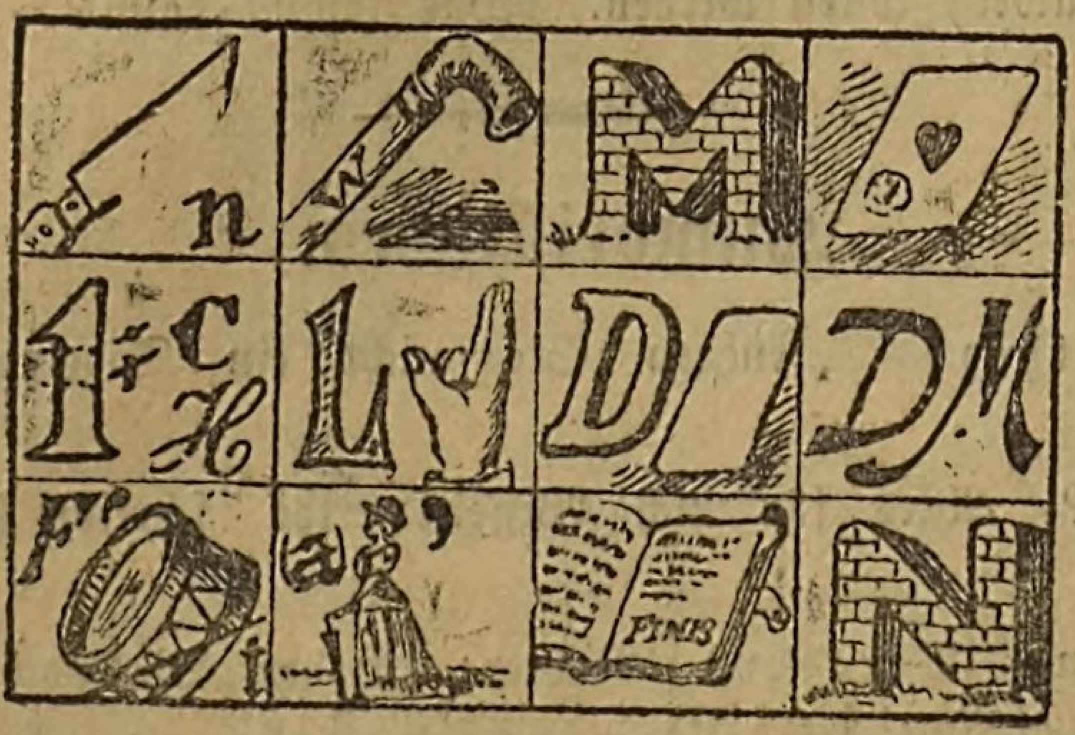
Im Ersten wird ein Thier erscheinen,
In welchem große Klugheit wohnt,
Und Kraft und Schönheit sich vereinen,
Wie wird es aber oft belohnt!

Das Zweite siehst geschwätzig fließen
Durch viel Gebüsch und Wiesengrund,
Wo tausend Blümchen es begrüßen
Und seine Nähe machen kund.

An Blut wird Dich das Ganze mahnen,
Ein schau'rlich Schlachtfeld liegt vor Dir;
Noch oft erzählten uns're Ahnen
Von diesem Gräu'l der Ländergier.

Bilderräthsel.

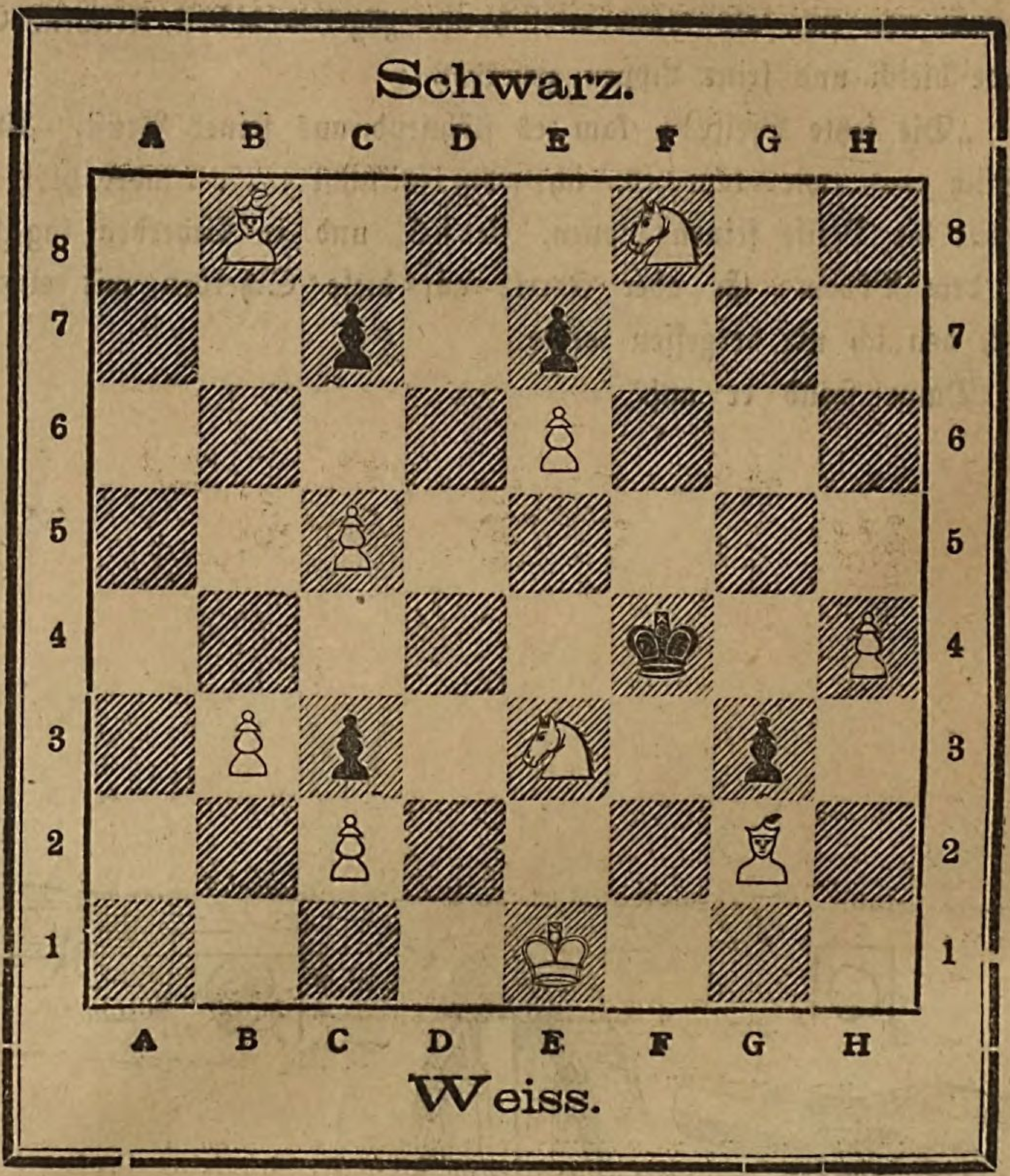
(Die einzelnen Felder sind rösselsprungartig zu verbinden).



Schachzeitung № 244.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Gustav Schmidt in Regensburg.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Abgelehntes Damengambit.

gespielt im November 1896 zu Wien.

Weiß: Janowski.	Schwarz: Marco.	Weiß:	Schwarz:
1. d2—d4	d7—d5	17. Sf3—e5	Tf5—f8
2. c2—c4	e7—e6	18. Kg1—h1	Le7—f6?
3. Sb1—c3	Sg8—f6	19. Tf1—g1	a7—a6
4. Lc1—g5	Lf8—e7	20. De2—g4	Ta8—a7
5. e2—e3	b7—b6	21. Dg4—e6 +	Kg8—h8
6. Sg1—f3	Lc8—b7	22. Tg1—g3	Lf6×e5
7. c4×d5	e6×d5	23. Lf4×e5	Ta7—e7
8. Lf1—d3	o—o	24. De6—h6	Dd8—d7
9. o—o	Sf6—e4	25. Ta1—g1	Tf8—g8
10. Lg5—f4	c7—c5	26. Tg3—h3	Dd7—f5
11. Dd1—e2	Se4×c3	27. Tg1—g6	Df5—b1 +
12. b2×c3	c5—c4	28. Kh1—g2	Db1—e4 +
13. Ld3—c2	f7—f5	29. f2—f3	De4—c2 +
14. g2—g4!	Lb7—c8	30. Kg2—g3	Dc2×g6 +
15. g4×f5!	Lc8×f5	31. Dh6×g6	h7—h6
16. Lc2×f5	Tf8×f5	32. Th3×h6 ‡	

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 240 von Schießl.

1. o—o / Beliebig. 2. Sd2—e4 ‡.

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll, J. Klingeis von Moosham, und aus Regensburg von Georg Geisel, B. H.—, R. Kern L. Schönhuber, Tarrasconia und R. Weiß.

Briefkasten: Frl. J. N. hier. Die Lösung zur Aufgabe Nr. 240 ist oben bemerkt; in der Aufgabe Nr. 242 ist Ihnen wohl entgangen, daß auf 1. Sd5, f5—f4, 2. Dd2 + auch Kc5 folgen kann und das Mat verhindert. K. H. hier. Wir können Ihnen nur anheimstellen, von der unter Ihrer Adresse verschlossen bei der Expedition dieses Blattes hinterlegten fraglichen Lösung Einsicht zu nehmen. Zur Beantwortung der weiteren Frage ist uns der hier zur Verfügung stehende Raum zu klein.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von Joseph Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: Dr. O. Denk in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 19. Montag, den 8. März. 1897

14 (Nachdruck verboten.)

Erinnerungen an den 3. bayr. Pilgerzug nach Lourdes.

Lyon gibt einen kleinen Begriff von der Weltstadt Paris und ist nach dortigen Begriffen eine noch immer gutgesinnte Stadt — die starken Befestigungen scheinen mehr gegen den inneren Feind (die radikalen Arbeiter) errichtet zu sein — die Seidenindustrie Lyons ist die berühmteste in Europa, es soll dort über 500 Fabrikanten mit 100 000 Webstühlen geben, hier werden die schwersten und kostbarsten Stoffe für die kirchlichen Paramente gefertigt; vor mehreren Jahren hat ein Fabrikant ein Meßkleid in Gold und Seide hergestellt, bekannt unter dem Namen „Engelskasula", da kostete das Arrangement allein schon 50 000 Francs; mehrere solche Meßkleider wurden auch in Bayern abgenommen — die Lyoner sind bekannt durch ihren Deutschenhaß, wir aber hatten nichts darunter zu leiden; die Bayern hat man überall gern, wie auch die gutherzigen Oesterreicher, wenn man nur keine preußische Gesinnung mitbringt — interessant zu sehen ist in Lyon auch das Kafféhausleben auf der Straße, auf jedem größeren Platze findet man ein Kaffé unter freiem Himmel — Schaudern ergriff uns am place des terraux = Schreckensplatz, hier hat 1793 die Guillotine furchtbar gearbeitet, man sagt, daß dieser Platz mit Blut überschwemmt war, obwohl man Abzugsgräben hergestellt hatte, die Zahl der Guillotinirten betrug 6000 — hochinteressant ist auch der Viktualienmarkt zu schauen am Quai der Rhône entlang, ½ Stunde in der Ausdehnung, es war gerade Freitag, diese Menge und Manigfaltigkeit von Fischen und auch von anderen Lebensmitteln, ganze Wagen voll Orangen, dazu dieses Gewelsch und Geschrei, diese Gerüche und Gerichte, die gleich am Platz verzehrt wurden, Kaffé, gebratene Fische gesottene Eier 2c. — wir hatten keinen Appetit da. Merkwürdig ist noch die Kathedrale St. Jean (St. Johann), sie imponirt durch ihr hohes Alter, wie durch die Majestät ihrer Architektur, hier wurden zwei sehr wichtige Konzilien gehalten, 1245 und 1275 — in Lyon wurde seinerzeit der große Verein zur Verbreitung des Glaubens gegründet, welcher jährlich den Missionen aller Länder über 5 Millionen Franken zur Verfügung stellt.

Mittags, den 24. April, verließen wir Lyon, aber nicht um auf der kürzesten Strecke dem heimathlichen Boden zuzueilen, es gab noch ein denkwürdiges Heiligthum in der Nähe zu besuchen, das Kloster der Salesianerinnen zu Paray-le-Monial, wo wir am 4 Uhr ungefähr anlangten und bis 8 Uhr Abends Aufenthalt hatten. Die Stadt verdankt ihren Namen einer Benediktiner-Abtei mit einer herrlichen Kirche in ächt romanischem Stile; ihre Berühmtheit hat die Stadt, welche nur ungefähr 4000 Einwohner zählt, aber recht lieblich gelegen ist, von jenem wunderbaren Ereignisse, das sich in der Kirche des Klosters am 16. Juni 1675 zugetragen: eine Schwester des Hauses, Sr. Maria Margaretha Alacoque, hielt vor dem Tabernakel Anbetung, auf einmal tritt der Heiland in sichtbarer Gestalt aus dem Tabernakel und zeigte seiner Dienerin sein gottmenschliches, in den Flammen der Liebe glühendes Herz mit den Worten: „Siehe das Herz, das die Menschen so sehr geliebt hat!" Das war der Anfang zum großartigen Aufschwung, den die Herz-Jesu-Andacht von da wieder genommen hat in der ganzen katholischen Welt; man hat zwar Spott und Hohn nicht gespart, um diese neue „Andacht der Alacoquisten" im Keime zu ersticken, selbst die Staatsgewalt wurde aufgeboten, und in Wien schritten die Gerichte gegen die „Herzanbeter" ein; aber auch da zeigte sich wieder die Ohnmacht der Feinde Christi — wer erinnert sich nicht an das großartige Schauspiel, als am 16. Juni 1875 die Katholiken der ganzen Welt gemeinsam und feierlich dem Herzen Jesu sich weihten? wer weiß nicht, daß der Kaiser von Oesterreich in seiner Residenzstadt eine wundervolle Herz-Jesu-Kirche erbauen ließ? wer hat nicht gelesen von der großartigen Herz-Jesu-Jubelfeier in Tyrol im vorigen Jahre u. s. w. Der Heiland hat seine Verheißung an die selige Margaretha erfüllt: „Ich werde herrschen allen jenen zum Trotze, die sich meiner Verehrung widersetzen." Massenhaft strömen die Pilger nach Paray, besonders die Katholiken Frankreichs — wie freuten wir uns, daß auch wir diese Gnadenstätte besuchen und da eine gemeinsame öffentliche Herz-Jesu-Andacht halten durften! Die Klosterkirche ist überreich mit Weihegeschenken vieler Diöcesen, ja ganzer Länder und Welttheile, mit zahlreichen Marmortafeln und Fahnen geziert; es wird kaum ein adeliges katholisches Geschlecht in Frankreich geben, das hier nicht ein Weihegeschenk niedergelegt hätte. Vorne beim Altare (es ist noch derselbe Altar und derselbe Tabernakel wie vor 200 Jahren) auf der Epistelseite ruht in einem kunstvollen Schreine unter Glas der verehrungswürdige Leib der seligen Margaretha im Ordenshabit mit silbernem Kranze auf dem Haupte und einem vergoldeten Herzen in der rechten Hand. Sämmtliche Pilger durften der Reihe nach den Schrein mit seinem kostbaren Inhalte besichtigen und küssen und an den Stufen des berühmten Altares knieen und beten. Unvergeßlich für das ganze Leben bleibt uns dieser Besuch im Kloster der Heimsuchung zu Paray.

Und nun machten wir uns hochbeglückt wieder auf unser Vehikel zur letzten Nachtfahrt; am nächsten Morgen sehen wir wieder deutsches Land, und morgen um diese Stunde sind wir nicht mehr weit von unserer Landeshauptstadt München entfernt. Ja, wir sahen in der 5. Morgenstunde des anderen Tages deutsche Erde, aber mit starkem Reife bedeckt, wer hätte da nicht mit Wehmuth wieder zurückdenken müssen an die für Leib und Seele so warmen Tage im Süden von Frankreich! Doch blieb uns zu einer Vergleichung zwischen dem kalten Deutschland und dem warmen Frankreich keine Zeit — „Zollstation Altmünsterol" hieß es, und das bedeutete eine Revision. Die Grenzbeamten auf der Hinreise (Franzosen) waren mir lieber, dort sah man kein mitleidiges Lächeln über die mitgeschleppten Rosenkränze 2c., dort gab es kein Nasenrümpfen über die „dummen Bayern", kein solch' gebieterisches und

Alles niederschmetterndes Wesen. Ich erinnere mich noch ganz gut an die große Angst einer Dame aus Oesterreich, welche sich zum Andenken an die berühmte Seidenindustrie in Lyon von da einen Seidenstoff zu einem Kleide für ihren Bedarf mitgenommen hatte; es war ihr nicht um den Zoll zu thun, sondern um die Strafe und Beschämung; ein Mitpilger half ihr aus der Verlegenheit, nahm den Seidenstoff unter seinen Havelok und kam ungeschoren durch.

(Schluß folgt.)

König Georg und Kronprinz Konstantin von Griechenland.

Man fühlt sich heute plötzlich in das graue Alterthum zurückversetzt, wo die Kämpfe des Griechenvolkes mit dem großen persischen Reiche die wichtigsten Ereignisse der damals bekannten Welt darstellten. Nur ist heute an Stelle des Großkönigs Darius oder Xerxes der Sultan getreten und statt der Athener und Spartaner, die doch nur einen Theil des im Ganzen so kleinen Hellenenvolkes bildeten, findet der Orient in dem unter einem König vereinigten Griechenland seinen Gegner. Aber obgleich der Beherrscher der Türkei heutzutage an Macht hinter dem Perserkönig von einstmals weit zurücksteht, wäre dennoch der Kampf der Gegenwart viel unsicherer in seinem Erfolge, da sich mittlerweile das Aussehen Europas gründlich geändert hat und jene Gebiete des Erdtheils, die damals kaum dem Namen nach bekannt waren, heute die maßgebende Rolle spielen.

Wenn nichts destoweniger König Georg von Griechenland nicht blos gegen die Türkei, sondern auch gegen den offiziell bekanntgegebenen Willen der europäischen Großmächte zu den Waffen griff, so war dies ein um so bemerkenswertheres Ereigniß und es erklärt zur Genüge die Beängstigung, die sich des ganzen friedliebenden Europa bemächtigt hat. Und nur eine einzige Erwägung konnte die erschreckten Gemüther beruhigen, nämlich die, daß hinter der offiziellen Versicherung noch etwas Anderes, Uneingestandenes, versteckt war, woraus man die Hoffnung schöpfen konnte, daß Griechenland halb und halb überzeugt sein mußte, es werde das Ziel seiner Wünsche — die Einverleibung Kretas — erreichen, ohne daß deshalb aus dem Kampfe um Kreta ein Weltkrieg entbrennen müsse. Mittlerweile haben sich die Dinge durch den Kollektivschritt der Mächte, der die Griechen zum Rückzuge auffordert, geklärt und mit der Annexion Kreta's durch Griechenland hat es einstweilen seine guten Wege.

Jedenfalls bleibt soviel gewiß, daß der König der Hellenen heute der meistgenannte Herrscher Europas ist und daß sich ihm und seiner Familie das allgemeinste Interesse zuwendet. Diesem Interesse Rechnung tragend, legen wir unseren Lesern das wohlgetroffene Porträt des Königs Georg und seines ältesten Sohnes, des Kronprinzen Konstantin, vor.

König Georg, der bekanntlich den Thron der Hellenen seit 34 Jahren inne hat, ist ein dänischer Prinz, der zweite Sohn des Königs Christian von Dänemark, den der Wille Europas zu seiner Stellung berufen hat. Wenn es dem blonden, blauäugigen Manne, der bei den Griechen zur Zeit des Themistokles und Perikles als Barbar gegolten hätte, gelungen ist, sich die Sympathien seines Volkes zu erringen, so hat er sie jetzt in's Maßlose gesteigert durch das mannhafte, begeisterte Eintreten für die Wünsche der Hellenen, die auf die Vereinigung Kretas mit dem Königreiche abzielen.

Das Duell am Mühlenbach.

(Schluß.)

Die Sonne war schon hinter die Felsen in der Ferne hinabgesunken, als Georg Albert's Brief erhielt. Er stellte sich an das Fenster seines Bureaus und las ihn. Dann wischte er sich die feuchten Augen, setzte sich an sein Pult, den Kopf in beide Hände gestützt, trübe vor sich hinstarrend.



König Georg und Kronprinz

„Er wünscht, daß ich seine Sache übernehme. Er hat bereits die Gebühren und ich soll sie ihm auskämpfen?"

Er sann eine Weile nach, dann las er den Brief noch einmal — sorgfältig, — jedes Wort, jede Zeile abwägend.

„Nein!" murmelte er. — „Er meint wirklich das Geschäft. Er ist ruhig und gefaßt. Er ist vorbereitet, aber er ahnt — er weiß nicht —"

Ohne den angefangenen Satz zu beenden, erhob sich der Rechts-



…Konstantin von Griechenland.

anwalt. Nachdem er einige Papiere in Ordnung gebracht hatte, ging er an sein Pult und blickte in seinen Pistolenkasten — dann setzte er seinen Hut auf, zog seinen Ueberrock an und nahm seinen leichten Spazierstock. Er ging eilig die Straße hinab. Er mußte noch viele Leute sprechen, bevor er an Ruhe denken konnte. Woran dachte er? Albert Hurter hatte ihm geschrieben, daß er fühle, er würde fallen. Eins wußte er — sein Freund war der beste Pistolenschütze in der ganzen Umgegend. Führte dieser Gedanke ihn zu seinen zahlreichen Bekannten am Vorabend des verhängnißvollen Stelldicheins?

* * *

Klar und hell durchbrach am andern Morgen die Sonne die Wolken über der Elbe und sandte ihre goldenen Strahlen selbst in die Schlucht am Mühlenbache hinab, als Albert mit einem einzigen Gefährten den Platz des Zweikampfes erreichte. Aber was war denn das?

„Das ist eine Schmach!" rief Alberts Gefährte, sein Secundant.

„Ich kann mir nicht denken, daß Georg das gethan hat!" rief Albert. „Himmel und Erde! Unsere sämmtlichen Freunde sind hier — ich möchte darauf schwören, daß die volle Hälfte unseres Clubs hier versammelt ist!"

„Warte, Hurter, ich will hingehen nnd mich erkundigen."

Er ging und kam sofort mit den Worten zurück:

„Georg Adler will mit Dir sprechen und Dir auf halbem Wege entgegenkommen!"

War das ein Strahl goldener himmlischer Hoffnung, der secundenlang Albert's Antlitz erhellte? Es war ein schrecklicher Gang für ihn gewesen, hierher zu kommen. Nicht seinetwegen — er dachte an Weib und Kind — er hatte seiner Lucie nichts erzählt, keine Andeutung gemacht, aber er hatte einen Brief für sie hinterlassen, den sie finden mußte, wenn sie ihn suchte. Und der Gedanke an diesen Augenblick, wenn sein geliebtes Weib den Brief fand, war entsetzlich. Und nun — was sollte diese neue Unterredung mit seinem Gegner heißen?

Er schritt vor nnd blickte emporschauend in Georg Adler's Antlitz, der auf ihn zukam und ihm die Hand entgegenstreckte.

„Albert, Du wunderst Dich, die Herren hier zu sehen?"

„Ja, Georg. — Es ist nicht ganz in der Ordnung."

„Ich werde Dir alles in wenigen Worten erklären. — Die Heeren waren sämmtlich an jenem Abend zugegen und waren Zeugen unseres Zerwürfnisses und ich bedurfte ihrer, um zu zeigen, wie wir ein solches beenden. Albert — jener Brief — weißt Du, daß Du eine Thräne darauf geweint hattest?"

„Nein?"

„Nun — ich fand sie."

„Ich dachte an die Schlacht bei X . . ., Georg!"

„Gott segne Dich! Ich dachte an etwas Anderes — an Dein Weib und an Dein Kind, Albert, und ich dachte ferner, wie mürrisch und brutal ein Mann werden kann, wenn er seine Manneswürde vergißt. Du weißt, daß ich kein Feigling bin und ich will mit Dir kämpfen, so oft und viel Du willst, wenn Dn mir einen Grund dazu gibst. — Was aber den betrifft, um dessen willen ich Dir meine Forderung zusandte, — so ist der erstere in alle Ewigkeit vergessen und die letztere unbedingt zurückgezogen. Ich gab den ersten Anlaß, denn das Wort, das ich Dir sagte, war zehnfach schlimmer, als ein Schlag! Nun, was sagst Du — sollen wir die Sache so beenden?"

Es ist doch ein seltsames Ding — die Leidenschaft des Menschen! Von den Vielen, die dort jetzt in der Schlucht am Mühlenbach versammelt waren, war auch nicht einer, der nicht den Mann verachtet hätte, der auf eine an ihn ergangene Forderung sich nicht stellte und ebenso den, der eine Beleidigung ungesühnt gelassen. Und doch schaarten sich dieselben Männer jetzt um die beiden Theilnehmer des unausgefochtenen Kampfes unter dem Ausdruck der lebhaftesten Freude und Theilnahme und gaben namentlich Georg Adler die Krone des absolutesten Heroismus.

Als die beiden Freunde nachher allein in Albert's Privatzimmer beisammen waren, beide Hände in einandergelegt, sagte Adler:

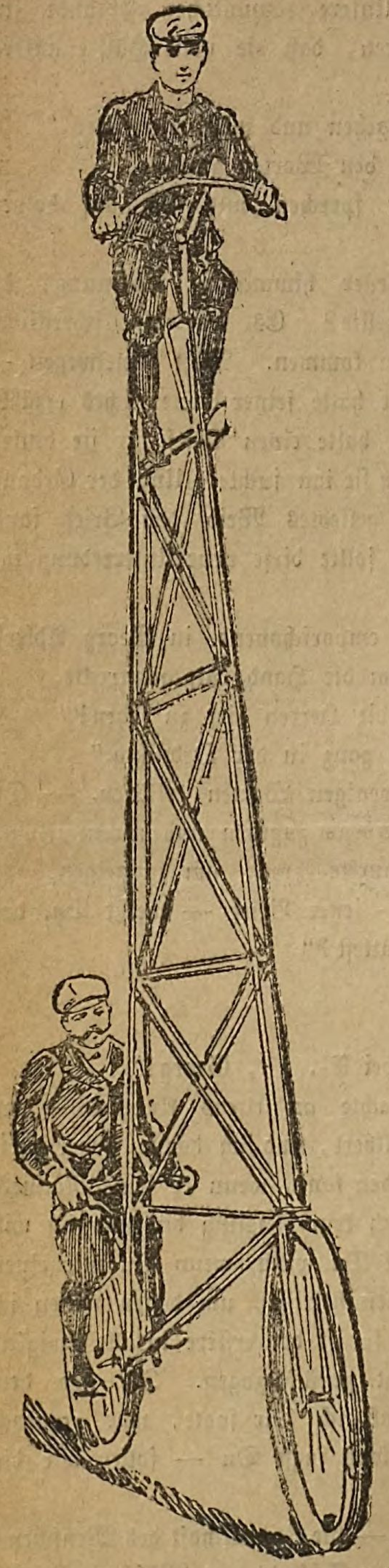
„Albert, ich bitte Gott, daß er mich nicht noch einmal eine solche Prüfung durchmachen läßt. Was ich von dem Absenden meines zweiten Briefes an bis zum Empfang Deines letzten litt, kann ich nicht beschreiben."

Und Albert Hurter antwortete:

„Ich glaube wir litten stark, Georg. — Ich dachte stets an die Schlacht. — Du hast eine Thräne in meinem Briefe gefunden, ich muß sie also geweint haben. Und Du glaubst, ich litt nicht? Aber nun ist alles vorüber und zum Schluß, mein lieber Junge laß uns unseren Leidenschaften hinfort feste Zügel anlegen.“

„Gib mir Deine Hand, Albert — von dieser Stunde an besteht es als festes Gelübde zwischen uns: wir sind von nun an Herren unserer Leidenschaften.“

Das Eiffelrad.



Die Fahrradindustrie, die heutzutage schon so viele Hände beschäftigt, eine Legion von „Modellen“ und Verbesserungen stündlich hervorbringt, sie zeitigt auch mitunter Auswüchse, die das ungetheilte Befremden aller Zeitgenossen hervorzurufen geeignet sind. Das wäre nun eine Erscheinung, die eigentlich den Rückgang dieser Industrie bezeichnen oder einleiten würde — wenn in diesem Wahnsinne nicht auch Methode stecken würde, u. zw. ist es den Leutchen drüben in Amerika, die derartige besoldete Balancirkünstler, wie den auf dem beistehenden Bildchen gezeichneten Fahrer auf dem „Eiffelrad“ auf die Straßen hinausschicken, ganz einfach nur um eine ausgiebige Reklame für ihre Erzeugnisse zu thun. Und diesen Zweck erreichen die Veranstalter dieser Sonderbarkeit auch vollständig. Haben wir doch unlängst ein kolossales Dreirad gebracht, das einer Straßennivellirmaschine weit eher ähnlich sah als einem flinken Fahrrade und das zu gleichem Zwecke gebaut war. In der Reklame sind eben die Amerikaner, seit dem seligen Barnum, ebenso erfinderisch wie originell.

Bilderräthsel.

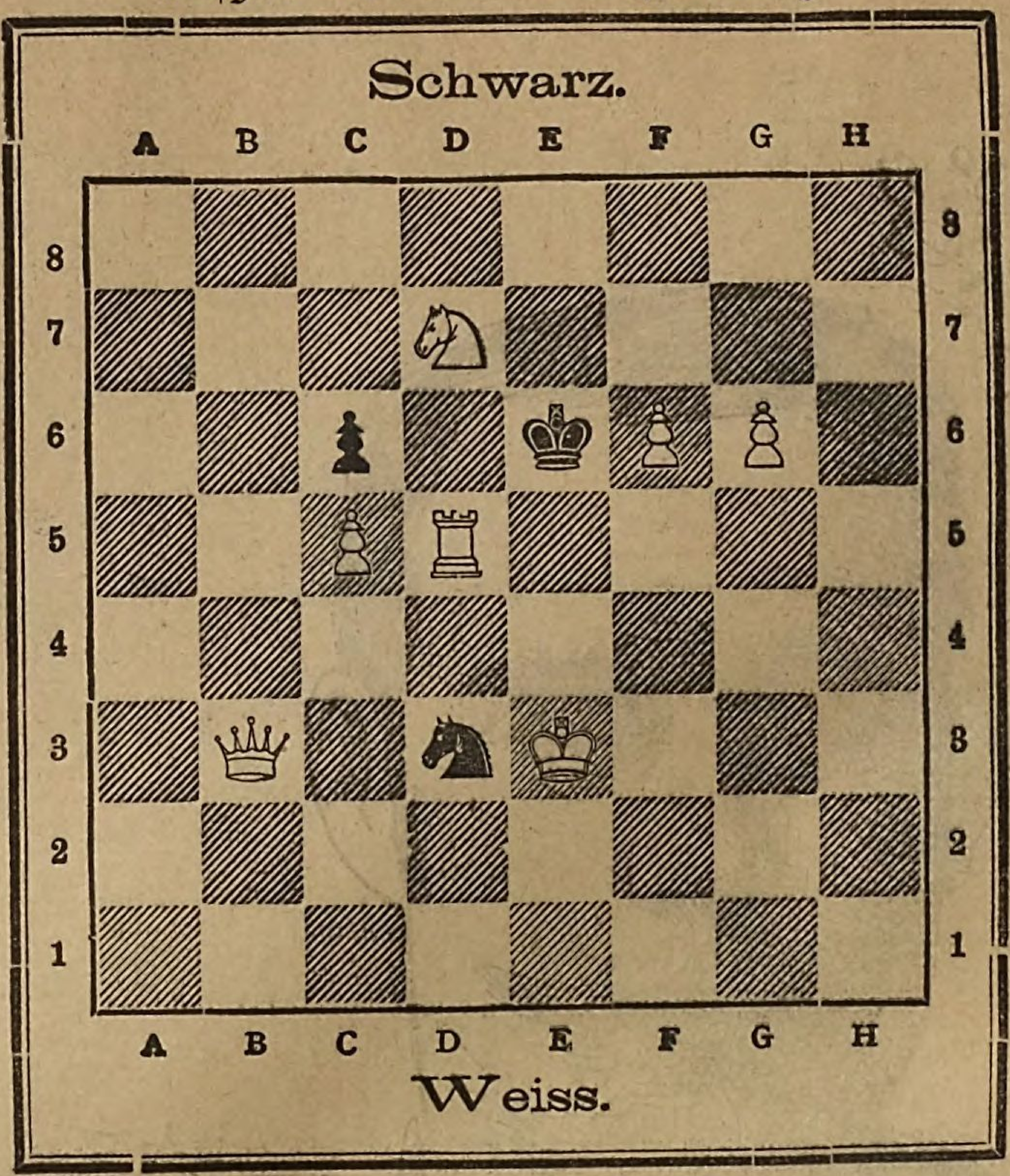
(Die einzelnen Felder sind rösselsprungartig zu verbinden).



Schachzeitung № 245.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Marimov in Petersburg.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Zweispringerspiel im Nachzug,
gespielt zu Nürnberg im Juli 1896.

	Weiß: Haeusler.	Schwarz: Kürschner.
1.	e2—e4	e7—e5
2.	Sg1—f3	Sb8—c6
3.	Lf1—c4	Sg8—f6
4.	Sf3—g5	d7—d5
5.	e4×d5	Sf6×d5
6.	Sg5×f7	Ke8×f7
7.	Dd1—f3+	Kf7—e6
8.	Sb1—c3	Sc6—e7
9.	d2—d4	c7—c6
10.	o—o	Dd8—d6
11.	d4×e5	Dd6—b4
12.	Lc4—b3	b7—b6
13.	a2—a3	Db4—h4
14.	g2—g3	Dh4—h3
15.	Tf1—d1	Lc8—b7
16.	Lb3—c4	Ta8—d8
17.	Sc3—e4	Dh3—f5
18.	Se4—g5+	Ke6—d7
19.	Lc1—f4	h7—h6 a)
20.	Lc4—d3	Aufgegeben.

a) Schwarz übersieht den drohenden Damenverlust. Die Partie, welche von dem Nachziehenden etwas sorglos gespielt worden ist, wäre aber auch ohnedem nicht mehr zu halten.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 241 von Inamenacek.

1.	2.	3.
Da5—a8 / Kd4×c3	Da8—a3+ / Kc3—d4	Da3—e3 ‡
. . . . / Kd4—e5	Da8—h8+ / Ke5—f4	Sc7—e6 ‡
. . . . / Kd4—c5	Sc7—e6+ / Beliebig.	Sc3—d5 ‡
. . . . / Beliebig.	Da8—d5+ / Beliebig.	Dd5—d2 ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von B. H.—, R. Kern, Gustav Schmidt, L. Schönhuber, J. B. Schuler, Tarrasconia und R. Weiß. — Nr. 240 hat auch richtig gelöst R. M. von hier.

Briefkasten: R. M. v. hier. In der Aufgabe Nr. 243 folgt auf 1. Lh2—g1, Sh5—f6! — **J. K. in M.** Ihre Lösung zu Nr. 244 wird stimmen, wenn Sie den zweiten als ersten Zug benützen — **Frl. J. N.** hier. Auf 1. Lf4 könnte in Nr. 243 nach f3—f2 oder Sh5—g3 kein Mat folgen. — **F. M. in K. P.** Geringe Figurenökonomie, der durch Schach-Drohung erzwungene Einleitungszug, das hierauf durch h6—h5 folgende Schach usw. machen die Aufgabe nicht verwendbar.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 21. Montag, den 15. März. 1897

2 (Nachdruck verboten.)

Lulu.

Aus dem Spanischen des P. Coloma S. J., übersetzt von Otto von Schaching.

„Nach mir?" fragt Lulu, die Augen weit aufmachend. „Ich habe ihn doch nur ein einzigesmal in meinem Leben gesehen!"

„Und wie kam er dir vor?"

„Sehr dumm, Mama."

„Dumm?! Dumm, der junge Mann, welcher jetzt in Madrid am meisten in Mode ist?! Dumm, die beste Partie der Hauptstadt?!

„Sagte er mir doch nichts als Dummheiten! Das Hoftheater sei voll gewesen und das spanische leer; sein Rennpferd „Pitt" habe einen Preis im Hypodrom gewonnen; er werde die Mode der rothen Fräcke einführen. Ich sagte ihm, er werde darin aussehen, wie ein Krebs."

„Das hast du ihm gesagt?" rief in erneutem Zorn die Marquise.

„Es fuhr mir so heraus, und ich glaube, es gefiel ihm nicht sonderlich, da er sehr ernst wurde."

„Das glaube ich wohl! Wie sollte ihm so etwas gefallen? Hat es doch den Anschein, als kämest du aus irgend einem Winkel, wo die Grobheit zu Hause ist! Ihm zu sagen, er würde einem Krebs gleich sehen! So etwas kann aber auch nur dir einfallen. — Weiß du nicht, daß die Frage der rothen Fräcke sehr eingehend behandelt worden ist, und daß die bedeutendsten Zeitungen darüber Artikel gebracht haben, ob sie eingeführt werden sollen oder nicht? Dabei war der junge Herzog ihr eifrigster Vertheidiger. Und nun gerade ihm zu sagen, er würde darin wie ein Krebs aussehen! — Na, so etwas kann nur — dem Pater Hyacinth und der Schwester Katharina einfallen . . ."

„Aber ich, Mama, was verstehe ich davon?" sagte Lulu verlegen.

„Dann lerne es verstehen, oder halte wenigstens den Mund. Aber nicht einmal Schweigen hast du gelernt in der Pension! Das kommt von der famosen Klostererziehung, welche dir zu geben deine Großmutter mich zwang," fuhr die Dame in pathetischem Tone fort. „Um dies zu erreichen, legte sie mir das ungeheuere Opfer auf, dich bis zum siebzehnten Jahre fern von mir im Kloster zu lassen."

Indem sie dies sagte, log die Frau Marquise mit einer ihrer Waschfrau würdigen Unverschämtheit. Denn die arme Lulu hatte bis zu ihrem siebzehnten Jahre in der Pension verbleiben müssen, weil sie für ihre Mutter ein Hinderniß war bei ihrem nicht gerade liederlichen, aber doch frivolen und leichtsinnigen Leben. Denn das Alter des Kindes bewies, daß es schon lange her war, seit die Frau Marquise die Grenzen der Jugend überschritten hatte, und doch fühlte sie in ihrer Eitelkeit das Bedürfniß, ihr Alter möglichst zu verbergen und jene Jahre vergessen zu machen, welche doch alle Künste der Unglücklichen nicht aus den unerbittlichen Runzeln ihres Gesichtes wegbringen konnten, jene Jahre, über welche der Tod unter ironischem Lächeln Rechnung führte; jene Jahre, während welcher der fade Zeitvertreib und die frivolen Vergnügungen des Weibes die einfachen, reinen und heiligen Freuden der Mutter erstickt hätten . . . . Jene Jahre endlich, welche Tag für Tag, Stunde für Stunde, Augenblick für Augenblick gerichtet werden würden an jenem schrecklichen Tage, an welchen Jesus Christus über die Seelen aller Menschen zu Gerichte sitzen wird!

II.

Die Klagen der Dame wurden durch Nanette, das französische Kammermädchen, unterbrochen, welches meldete, die Robe des gnädigen Fräuleins sei angekommen.

Die Marquise stieß einen Freudenschrei aus und stand auf, um das Kleid in Empfang zu nehmen, während Lulu sich nicht von der Stelle bewegte. Ein Diener trat ein, beladen mit einem ungeheuren Korb von feinstem Geflecht, welchen er auf den Teppich niedersetzte. Nanette hob den Deckel auf und es bot sich dem Blicke das wirre Durcheinander von Gazen, Krausen, Blumen und Bändern dar, aus welchen der Ballstaat einer jungen Schönen sich zusammensetzt. Die Marquise selbst, unterstützt von Nanette, breitete das Kleid in künstlerischer Weise auf einem blauseidenen Divan aus: es war von weißer Gaze und trug als Ausschmückung nur einige Jasminzweige.

„Reizend!" rief die Marquise, indem sie den geeignetsten Standpunkt aufsuchte, um es zu betrachten. „Wie einfach und doch wie neu und elegant zugleich! Ah, diese Madame Tête-vide *) ist die Verkörperung des Pariser Geschmackes . . . Siehe doch, Lulu, siehe! . . . . Du wirst einen riesigen Succès**) haben."

Die Frau Marquise litt in hohem Grade an jener eleganten Manier, mit französischen Redensarten um sich zu werfen, welche ein spanischer Dichter geißelte in der berühmten Strophe:

Yo conoci en Madrid una Marquesa
Que aprendió à estornudar à la francesa.***)

Lulu rührte sich nicht von der Stelle, sondern hielt ihre Augen traurig auf das reizende Ballkleid gerichtet. Ihr erster Blick hatte dem Ausschnitt gegolten, welcher, wir müssen hierin der Wahrheit die Ehre geben, so hoch und anständig war, wie es die Mode für junge Damen erlaubte. Den verheiratheten Frauen der vornehmen Gesellschaftskreise gestattet es ja dieses launenhafte Gesetzbuch, genannt Mode, Scham und Bescheidenheit ganz ungebunden zu verletzen, während es von jungen Mädchen doch noch einige Zurückhaltung verlangt.

„Aber Kind, so komme doch her," rief die Marquise; „du thust ja gerade, als ob ich dir dein Todtenkleid zeigte."

---

*) Tête-vide französisch = Hohlkopf.

**) Erfolg

***) In Madrid kannte ich eine Marquise, welche sogar auf Französisch niesen lernte.

„So möchte ich das meinige," antwortete Lulu, indem sie sich erhob, „weiß wie dieses Kleid, aber geschlossen bis oben hin und statt der Jasminzweige Azurenen als Sinnbild der Reinheit."

„Gehe!" rief die Marquise, nahe daran, zum drittenmal in Zorn zu gerathen. „Das fehlte nur noch, daß du uns jetzt eine Predigt über den Tod und die menschliche Hinfälligkeit hieltest! Siehe, Luise, sei nicht einfältig. Tritt in meinen Alkoven und ziehe sofort das Kleid an; ich will sehen, wie es dir steht, und dir zeigen, wie man die Schleppe tragen muß. Gewiß kannst du nicht einmal einen Schritt mit ihr thun."

Endlich erschien Lulu im Ballkleid, und als sie ihr Bild in dem ungeheuren Spiegel erblickte, welcher die drei oder vier Toiletten ihrer Mutter widerspiegelte, konnte sie nicht umhin, zu lächeln. Sie fand sich selbst so hübsch, daß sie für einen Augenblick das bis oben geschlossene Todtenkleid sammt den Azurenen, den Sinnbildern der Reinheit, vergaß. Auch die Marquise lächelte; das Weib hatte das Weib verstanden, und deshalb hoffte sie den Pater Hyacinth bald in die Flucht zu schlagen.

„Entzückend!" rief sie, die langen Falten der Schleppe ordnend, „Gehe ein wenig nach dort, Lulu . . . Ziehe den zweiten Unterrock ein wenig herunter, Nannette . . . Siehe, siehe einmal diesen reizenden, von zwei Schleifen gehaltenen Puff! Nie habe ich etwas Eleganteres gesehen! Ah, dieser Schmetterlingspuff ist ein wundervoller tour de force!*) Madame Tête-vide ist ein Genie!"

In diesem Augenblicke hörte man ein leises Klopfen an der Thür des Ankleidezimmers, und eine männliche Stimme rief von außen: „Ist es einem einfachen Sterblichen erlaubt, in das Heiligthum der Göttin zu treten?"

„Herein! herein!" rief fröhlich die Marquise.

Lulu wollte fliehen, aber ihre Mutter hielt sie zurück, indem sie sagte: „Aber wo willst du hin, Kind? Es ist ja nur der Onkel, der Herr Graf."

Der Onkel war ein Greis mit offenen und edlen Gesichtszügen, von martialischem Aussehen; sein Haar war schneeweiß, und auf seiner Brust trug er das rothe Kreuz des Ordens von Calatrava.

„Herrlich!" rief er, in der Thüre stehen bleibend, aus. „Welch reizenge Gruppe! . . . Bewegt euch nicht! So wie ihr dasteht, bietet ihr das Bild des Morgens und Nachmittages eines schönen Tages."

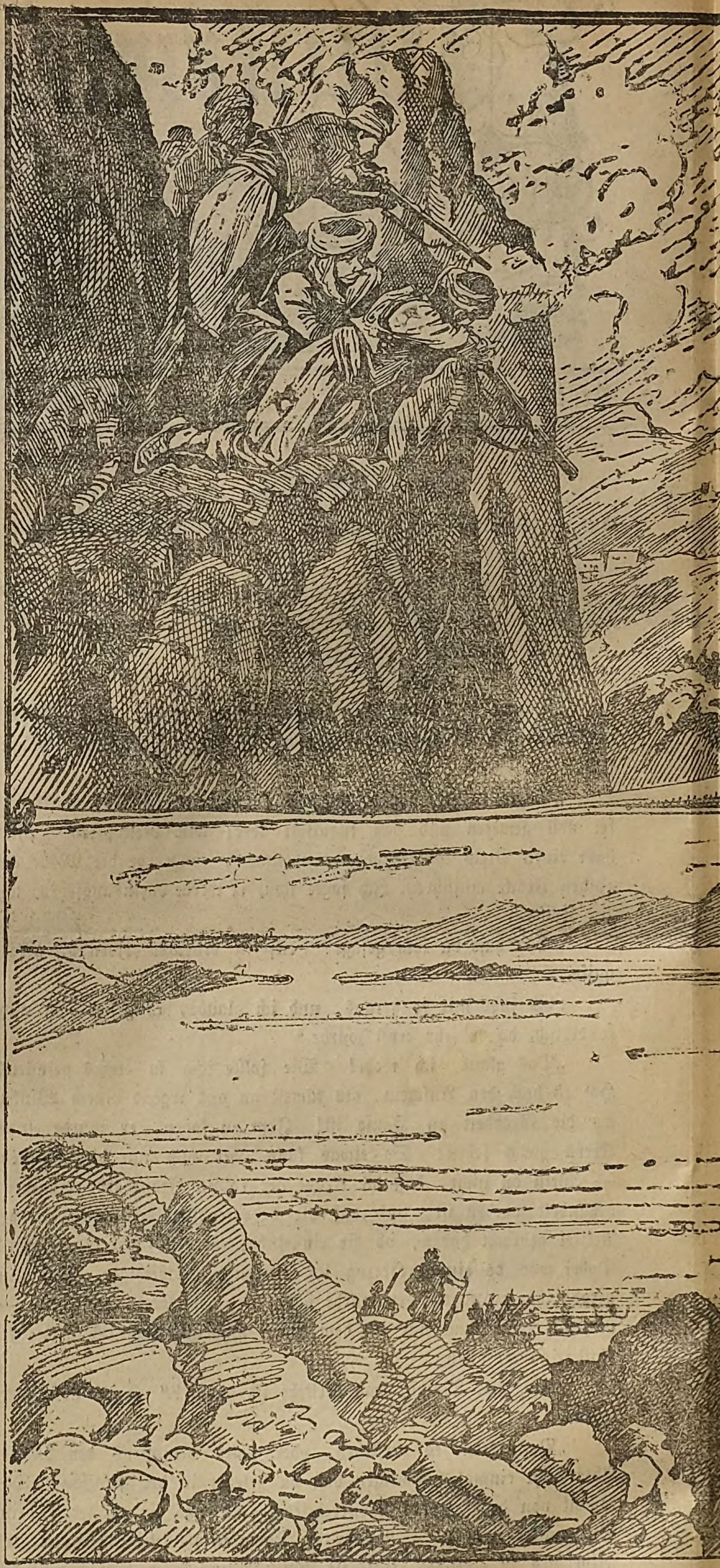
„Wie galant der Graf heute aufgestanden ist!" sagte lachend die Marquise; „ich wette darauf, das geht alles darauf hinaus, ein Frühstück von mir zu verlangen"

„Schön wie das Licht, diskret wie der Schatten!" fuhr der Graf fort, indem er in dem himmelblauen Divan Platz nahm. „Du hast es gerathen, Nichte; ich komme, damit du mir ein Frühstück gebest und mir dann einen Wagen borgest, um zum Palast zu fahren. Der meinige ist heute bei einem Begräbniß."

„Den Vergleich mit Morgen und Nachmittag nehme ich als Zahlung an für das Frühstück, und für den Wagen verlange ich, daß Sie mir sagen, wie Ihnen Lulu im Ballkostüm gefällt."

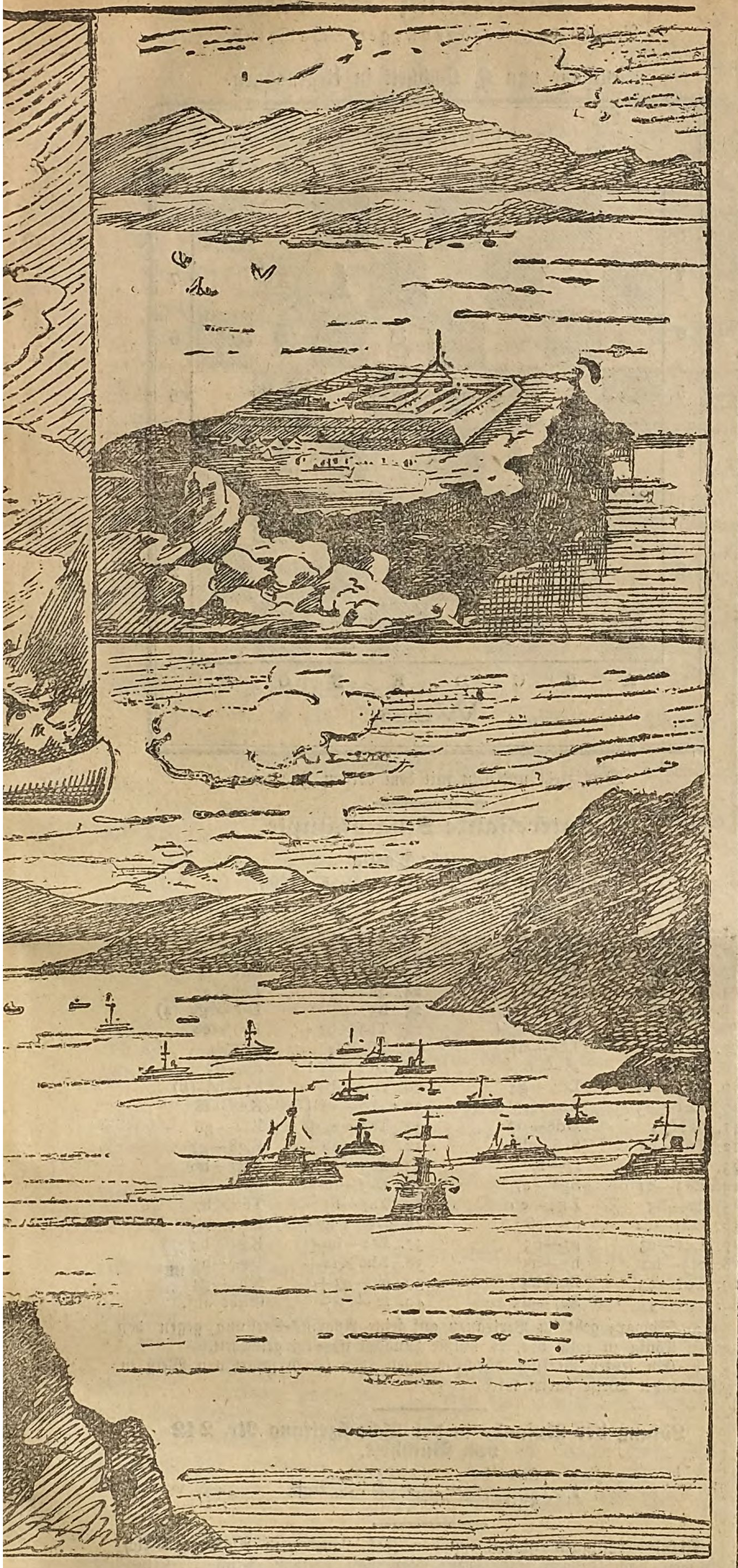
„Es sei so," antwortete der Graf; und indem er sich im Divan zurücklehnte, setzte er seinen goldenen Kneifer auf die Nase. „Bewunderswerth! Reizend! Entzückend!" sagte er dann, indem er das Mädchen vom Kopf bis zu Fuß betrachtete. „Sicherlich wird der Ballchronist, wenn er von Lulu spricht, seine Feder in Goldlösung statt in Tinte tauchen. Hebe, den Göttern den Nektar kredenzend, wird weniger schön, die dem Hamlet erscheinende Ofelia weniger ideal, die zum Olymp sich erhebende Psyche weniger ätherisch gewesen sein. Aber, Lulu, willst du, daß ich dir meine Meinung sage, meine Tochter? So höre den Rath eines Alten. Zeige dich meinetwegen jetzt in deinem Staat vor deiner Mutter; zeige dich auch vor mir, dem Greis, welcher gerne bereit ist, hier zwischen vier Wänden vom

*) Französisch = Kraftleistung. Meisterstück.



Bilder von d

Rigodon ab bis zur Polka alle Tänze mit dir zu tanzen, und welcher sich sogar erbietet, dir zwei oder drei Paare zum Tanz hierher zu bringen, die Vertrauen verdienen, wenngleich er dieselben mit der Laterne suchen müßte, wie Diogenes auf dem Markte zu Athen einen vernünftigen Menschen. Aber höre meinen Rath, mein Kind: wenn es Zeit wird, nach der Gesandtschaft zu fahren, so ziehe dein Nachthäubchen an, iß ein weiches Ei und gehe zu Bett, nachdem du den Rosenkranz gebetet hast."



r Insel Kreta.

„Das wird immer schöner," sagte ungeduldig die Marquise. „Da haben wir am Ende einen neuen Pater Hyacinth ohne Mantel und Soutane?"

„Wer ist dieser Pater Hyacinth?" fragte der Graf.

„Ein alter Jesuit, welcher glaubt, wir lebten noch in der Zeit der Halskrausen und der gesungenen Menuetts."

„Wo wohnt er?" frug ernsthaft der Graf.

„Wollen sie beichten gehen?" antwortete mit Ironie die Marquise.

„Nein, ich war gestern beichten; ich will ihn über einen theologischen Zweifel befragen."

„Und der wäre?"

„Es scheint mir, als ob das Weib nicht aus einer Rippe des Mannes geschaffen wäre."

„Nun, dessen können Sie sicher sein," antwortete die Marquise, ohne zu ahnen, wo der Spaß hinauswollte. „Das Weib wurde nicht aus einer Rippe des Mannes geschaffen, sondern aus seinem Herzen, derart, daß es letzteres ganz mitnahm und der Mann daher ohne Herz blieb."

„Wenn ich die Frauen am Bettchen ihrer Kinder sehe, wie sie die Kleinen beten lehren, gleich meiner Mutter, welche deine Großmutter war, Nichte, so glaube ich, was du sagst," antwortete der Graf in jenem halb ernsten, halb spöttischen Tone, den er anzuwenden pflegte, wenn er der Marquise die bittersten Vorwürfe machte. „Aber ich gestehe dir, daß meine Zweifel von neuem wach werden, wenn ich sie, zufrieden mit ihrem Toilettenkram, den Falten eines Puffs mehr Wichtigkeit beilegen sehe als . . . . ihrem Haushalt."

Der Graf wollte sagen, als der Erziehung ihrer Kinder, aber die Gegenwart Lulus hielt ihn davon ab.

„Welches sind also Ihre Zweifel?" fragte die Marquise, indem sie sich den Anschein gab, als verstände sie nicht.

„Ich habe es ja schon gesagt: die Frau sei nicht aus einer Rippe des Mannes gemacht."

„Und aus was denn sonst?"

„Aus dem Schwanze eines Affen,"*) sagte ernsthaft der Graf.

Lulu fing laut an zu lachen. Die Marquise biß sich auf die Lippen; gewöhnt indes an die Anzüglichkeiten des Grafen, welcher für sie ein zweiter Vater gewesen war und auf dessen reiche Erbschaft sie hoffte, antwortete sie in scherzendem Tone: „Seht mir doch den Hern Grafen an! Sobald er das Frühstück gesichert sieht, ist seine ganze Galanterie dahin."

(Fortsetzung folgt.)

Bilder von der Insel Kreta.

Unser nebenstehendes Bild führt den Beschauer nach der Insel im Süden des griechischen Archipels, die jetzt den Angelpunkt des politischen Interesses von ganz Europa bildet. Die Insel, nach den Schilderungen aller Reisenden ein irdisches Paradies, kann seit vielen Jahrhunderten zu keiner gedeihlichen Entwicklung kommen, da der Gegensatz zwischen Christenthum und Islam, zwischen Hellenen und Türken, sie zu einem Schauplatze nimmer ruhender blutiger Kämpfe gemacht hat, die jetzt endlich durch die Intervention der Mächte einen hoffentlich definitiven Abschluß finden sollen. Eine Szene aus dem Kampfe, der in den letzten Wochen und Monaten das unglückliche Eiland zerfleischt hat, stellt das Bild (oben rechts) nach der Zeichnnng eines englischen Korrespondenten dar. Das Bildchen nebenan bietet eine Ansicht des Forts Bukolis, mit dessen Eroberung der Oberst Vassos seine erste und voraussichtlich einzige größere Waffenthat auf Kreta vollbracht hat. Das Fort, das übrigens ohnedies bereits halb verfallen war, liegt jetzt in Trümmern; denn Oberst Vassos ließ es durch Dynamit in die Luft sprengen.

Das untere Bild ist eine Ansicht der Suda-Bai, wo die Kriegsschiffe der Mächte vor Anker liegen, aus der Vogelperspektive. Die Sudabai, ein vortrefflicher natürlicher Hafen von riesiger Ausdehnung, liegt im Osten von Kanea, von dieser Stadt durch die Halbinsel Akrotire getrennt und durch diese von Norden geschützt, mitten zwischen den gebirgigen Ausläufern der Insel.

*) Anspielung auf ein hübsches andalusisches Volksmärchen.

Humoristisches.

Wirth (zu einem skandalirenden Bauern): „Hörst, Michel, wenn man bei den schlechten Zeiten mit den Gästen nicht so sparen müßt — nachher schmeißet ich Dich jetzt 'naus!"

(Das letzte Wort.) „Es ist doch schrecklich, Marie, daß Sie immer das letzte Wort haben müssen!"

„Ja, wie kann ich wissen, daß die gnä' Frau nichts mehr sagen will!"

(Sehr natürlich!) „Paula, schwärmst Du mehr für die antiken oder für die modernen Maler?"

„Natürlich für die modernen, denn die antiken können einen doch nicht heirathen."

(Vor Gericht.) „. . . Aber, Steffelbauer, traust Du Dir wirklich, das zu beschwören?"

„Gnaden, Herr Amtsrichter, ich hab' schon oft g'schworen in mein'm Leben — aber so richtig wie heut' hab' ich noch nie g'schworen!"

(Verblümt.) „Sie wollen wohl recht bald heirathen, Anna, weil Sie so flott an Ihrer Aussteuer arbeiten?"

„Ich arbeit' an meiner Aussteuer?"

„Na, ja, mir fehlen schon wieder zwei Handtücher!

(Er ist erkannt.) Pfarrer: „Nun, Johnny, spielst Du denn auch manchmal mit ungezogenen Jungens?"

Johnny: „Ja, Herr Pfarrer."

Pfarrer: „Aber Johnny! Warum nicht blos mit guten, artigen Kindern?"

Johnny: „Die Mamas von den artigen Kindern erlauben es nicht, mit mir zu spielen."

(Im Zorn.) Wirth: „. . . Das wär' noch schöner! Sitzt der Lump den ganzen Nachmittag bei einem einzigen Glas Bier und nachher kann er die Zeche nicht bezahlen!"

(Das Einmaleins der Geselligkeit.) Mit sich allein sein, ist entweder die beste oder die schlechteste Geselligkeit.

Zu Zweien ist die Geselligkeit nach biblischer Ueberlieferung einfach paradiesisch; nur dürfen keine — Apfelbäume in der Nähe sein.

Bei Dreien ist immer Einer überflüssig — außer als dritter Mann beim Skat.

Bei Vieren kommt es darauf an, was und wieviel sie — trinken. Denn daß vier Deutsche zusammen auf dem Trockenen sitzen sollten, wäre unerhört.

Fünf bilden die äußerste Grenze der Geselligkeit und mindestens zwölf verschiedene Meinungen.

Bei Sechs hört die Geselligkeit auf und — die Gesellschaft fängt an.

Bei der bösen Siebenzahl hört überhaupt die Gemüthlichkeit auf. Manchmal aber erst sehr — früh.

Palindrom.

Vier Zeichen sind's, die ich zusammenwebe,
Und Deinem Scharfsinn jetzt zu rathen gebe,
Das erste gleicht dem vierten auf das Haar,
Und völlig gleich ist auch das Mittelpaar.
Zusammen sind's ein Name, wohlbekannt,
In jeder Weltgeschichte oft genannt.
Es haben schon in alten Tagen
Die Kaiser selbst ihn gern getragen.
Du magst von hinten oder von vorn beginnen,
Du wirst das gleiche Resultat gewinnen.

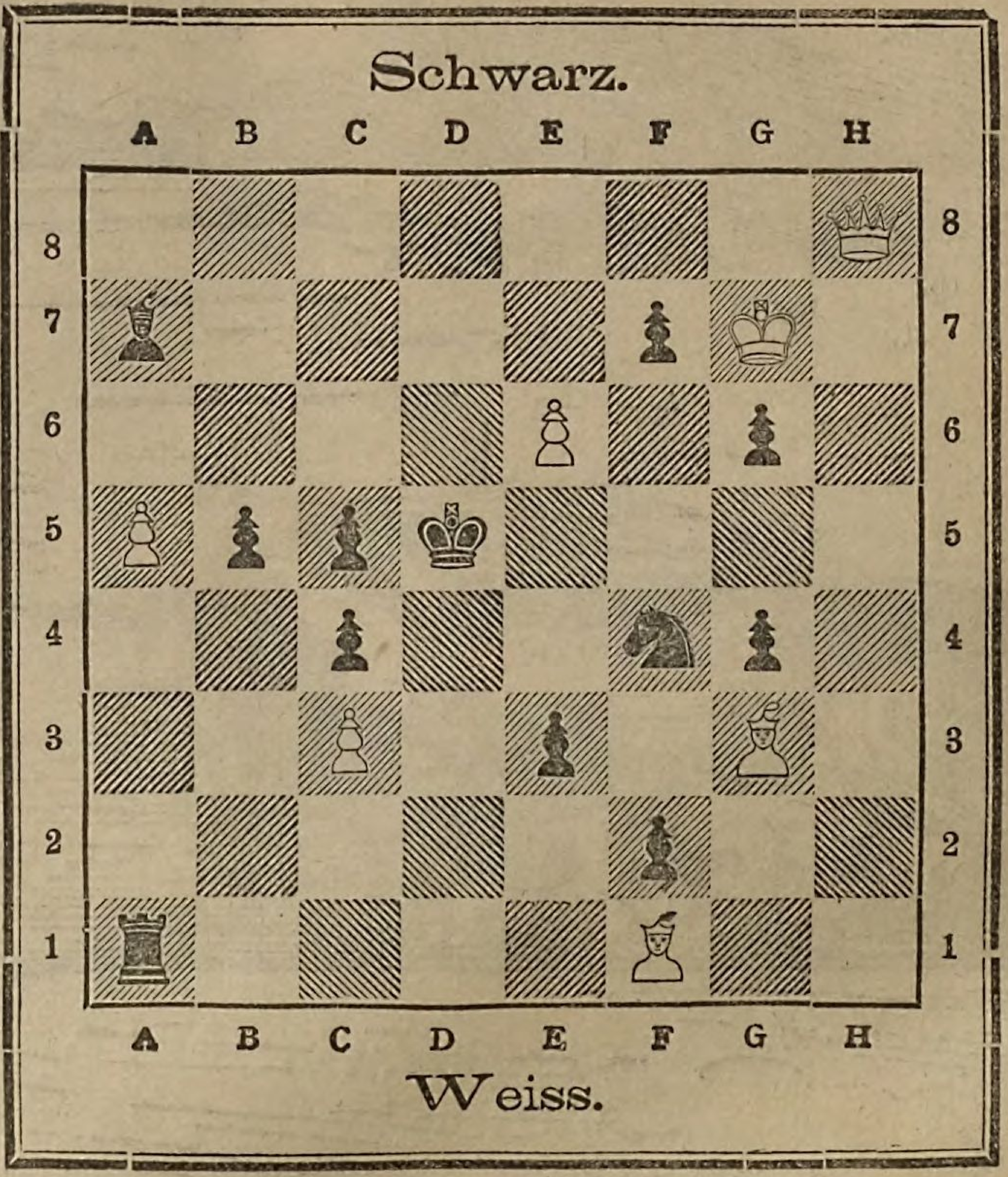
Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 20:

Wessen Ja nicht gilt, dessen Nein nicht gilt.

Schachzeitung № 246.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von H. Buchheit in Regensburg.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Spanische Partie
gespielt zu Augsburg am 6. Novbr. 1896.

Weiß: Bachmann.	Schwarz: Haensler.		
1. e2—e4	e7—e5	21. Ld3—g6+	Sd8—f7
2. Sg1—f3	Sb8—c6	22. Lg6×f7+	Ke8×f7
3. Lf1—b5	Lf8—c5	23. Te3—f3	Sd5—f4
4. c2—c3	d7—d6	24. Sh2—g4	Le6×g4
5. d2—d4	e5×d4	25. h3×g4	Dd7×g4 (a)
6. c3×d4	Lc5—b4+	26. Tb1×b7+	Kf7—e8
7. Sb1—c3	Lc8—d7	27. Tf3×f4	g5×f4
8. o—o	a7—a6	28. Dc2—e4!	d6—d5
9. Lb5—d3	Ld7—g4	29. De4—b1	h4—h3 (b)
10. Lc1—e3	Lb4×c3	30. Tb7—e7+	Ke8—f8
11. b2×c3	Dd8—d7	31. Ta7—a7+	Kf8—g8
12. Ta1—b1	Sc6—d8	32. Ta7×a8+	Kg8—g7
13. Tf1—e1	f7—f6	33. Ta8—a7+	Kg7—h6
14. Le3—c1	Sg8—e7	34. La3—f8+	Kh6—h5
15. h2—h3	Lg4—e6	35. Ta7—h7	Th8×h7
16. Dd1—c2	c7—c6	36. Db1—h7+	Kh5—g5
17. Lc1—a3	g7—g5	37. Lf8—h6+	Kg5—h4
18. Sf3—h2	h7—h5	38. Lh6×f4+	Dg4—h5
19. Te1—e3	h5—h4	39. g2—g3+	Kh4—g4
20. e4—e5	Se7—d5	40. f2—f3+	Giebt auf.

a) Schwarz geht im Vertrauen auf seine Angriffs-Stellung gegen den weißen König zu rasch vor, es mußte zunächst b7—b5 geschehen.

b) Ein letzter Versuch durchzudringen, der jedoch sofort von Weiß in entscheidender Weise parirt wird.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 242 von Buchheit.

1. Sa6—b4 / Beliebig. 2. D., S., B.‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll, J. Kringeis von Moosham und aus Regensburg von J. Geisel, R. Kern, R. M—r, Frln. J. R. –, Gustav Schmidt, L. Schönhuber, J. B. Schuler, Tarrasconio und R. Weiß.

Briefkasten: W. B. in A. In der Aufgabe Nr. 244 kann auf 1. Ke2, Ke5, 2. Sd7+ auch folgen Ke5×e6, was Ihnen wohl entgangen ist.

Notiz: Zuschriften, Lösungen ꝛc. ꝛc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** – Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 23. Montag, den 22. März. 1897

Der Lancier.

Achtzigtausend Mann Infanterie, Kavallerie und Artillerie manövrieren vor Kaiser Napoleon III. Die Kaiserin und der Prinz sind an seiner Seite. Um die kaiserliche Familie schaart sich eine funkelnde, ordenstrahlende Suite von Generalen und fremden Militär-Attachés. Die Herrschaften folgten der großen Defilade mit Spannung.

Plötzlich hielt die Kaiserin inne. Ihr scharfes Auge hat mitten unten weiß-grünen Dragonern einen blau-rothen Lancier entdeckt.

„Weshalb reitet jener Lancier dort in meinem Dragoner-Regiment?" frug die Kaiserin ihren Gemahl.

„Das habe ich gar nicht bemerkt," erwiderte der Monarch. — „Marschall!"

Der Marschall-Kriegsminister nähert sich seinem kaiserlichen Herrn.

„Wie kommt denn der Lancier in die Reihen der Dragoner der Kaiserin?"

„Ich werde hierüber Informationen einholen, Sire."

Und der Kriegsminister trabt, trabt, trabt in die Nähe des Marschall-Kommandanten der kaiserlichen Garden.

„Lieber Marschall, der Kaiser sendet mich zu Ihnen, um von Ihnen zu erfahren, auf welche Weise der Lancier, den Sie dort sehen, mitten unter die Garde-Dragoner der Kaiserin gerathen ist."

„Verehrtester Freund, ich gestehe ganz offen, daß ich nicht minder erstaunt bin, als Se. Majestät, den Lancier da zu sehen. Ich eile, um Erkundigungen einzuziehen, und werde Sie in wenigen Minuten verständigen."

Der Befehlshaber der Garden galoppirt! . . . galoppirt! . . . galoppirt! . . . zum Aufstellungsplatze des Divisions-Generals und Kommandanten der Kavallerie.

„Parbleu! General, erklären Sie mir doch gefälligst, was dieser Lancier unter den Dragonern zu suchen hat! Se. Majestät ist nicht wenig ungehalten hierüber!"

„Ha! In der That! Das ist stark! Ich hatte den Kerl nicht bemerkt! Augenblicklich werde ich wissen, was das heißen soll!"

Der Divisions-General und der Chef der Gardereiter trabt: Badabum! . . . Badabum! . . . zum Brigade-General. Er hat sich ganz außer Athem geritten.

„Mein Bester . . . ich kann mich nicht fassen . . . der Kaiser . . . verlangt zu wissen . . . was zum Teufel dieser Lancier unter den Dragonern bedeuten soll?"

„Eine Sekunde Geduld, General, und ich bringe Ihnen eine Erklärung des unerhörten Vorfalls." Spricht's und gibt seinem Pferde die Sporen, um den Obersten der Dragoner zur Rede zu stellen.

Das Kavallerie-Regiment hat sich mittlerweile in Bewegung gesetzt und defilirt unter Trompetengeschmetter und Trommelwirbel in einer riesigen Staubwolke.

Der Brigade-General galoppirt mit verhängten Zügeln über die Ebene. Nach zwei Minuten erreichte er den Obersten.

„Oberst! . . . O . . . berst! der Kaiser läßt Sie fragen, seit wann Lanciers in Dragoner-Regimentern reiten?"

„Ich kann die Tete des Regiments nicht verlassen!" ruft der vor Zorn purpurroth gewordene Oberst, der mit gezogenem Säbel dem General entgegen galoppirte; „aber wenden sie sich an den Chef der zweiten Eskadron, der wird vielleicht Aufschluß geben können, wie dieses Verbrechen in meinem Regiment vorkommen konnte!"

Und das Regiment setzt die Defilade fort: Badabum! Badabum! Badabum!

Der Brigade-General winkt einen Adjutanten herbei, der en carrière sofort zu ihm jagt: Plaff! . . . Plaff! . . . Plaff! . . .

„Ich bitte Sie, den Kommandanten der zweiten Eskadron des Garde-Dragoner-Regiments im Namen Ihrer Majestäten zu fragen, was es denn eigentlich mit diesem verfluchten Lancier ist, der sich in die Reihen der Dragoner verirrt hat."

Der Adjutant salutirt und rast davon: Plaff! . . . Plaff! . . . Plaff! . . .

„Herr Major, Ihre Majestäten wollen wissen, was der Lancier in Ihrem Truppenkörper zu suchen hat!"

„Schockschwerenoth! Wir hätten einen Lancier unter unseren Dragonern? Wo ist der Kerl? . . . Ha! Richtig! . . . Na warte! Wie kommt der Lancier . . . „Habt Acht!" . . . Ich kann nicht von der Tete . . . „Defilee!" . . . Aber . . . der Rittmeister dort . . . „Präsentirt!" . . . Der Rittmeister Grindemal wird Ihnen Auskunft geben: Dort hinten bei der dritten Eskadron . . . „Vorwärts, marsch!"

Der Adjutant galoppirt zum Rittmeister Grindemil in verdreifachtem Tempo. Badalaplaff: Badalaplaff! Badalabum!

„Herr Rittmeister! Auf Befehl des Kaisers! Weshalb haben Sie einen Lancier unter Ihren Reitern? . , ."

„Was? Wie? Ein Lancier? Bei mir? Ha! Daran ist Niemand Schuld als der Oberlieutenant Clodomir! Ich hab's ja immer gesagt! Dieser Oberlieutenant Clodomir! Jeden Tag macht er eine neue Dummheit. Aber diesmal werde ich ein Exempel statuiren!"

Der Rittmeister galoppirt zur Eskadron des Oberlieutenant Clodomir: Trimalabum! . . . Trimalabum! . . . Trimalabum!

„Der Lieutenant Cascapol! Wo ist Oberlieutenant Clodomir?"

„Der Herr Major hat ihn soeben zu sich rufen lassen!"

„Ich nehme Ihren Platz hier ein, Herr Lieutenant. Suchen Sie indessen so rasch als möglich den Herrn Oberlieutenant auf und sagen Sie ihm, daß Ihre Majestäten im höchsten Grade aufgebracht sind, einen Lancier in seiner Eskadron zu sehen. Die hohen Herrschaften erwarten von ihm eine Aufklärung über diesen unerhörten Fall!"

Mittlerweile defiliren die Truppen immer fort.

Lieutnant Cascapol sucht den Oberlieutenant Clodomir auf: Kling! . . . Kling! . . . Kling! . . Die Säbelscheide schlägt klirrend an die Sporen des galoppirenden Offiziers. Es vergehen fünf Minuten, Cascapol kehrt nicht zurück. Endlich erhebt sich eine leichte Staubwolke und der in Schweiß gebadete Offizier taucht auf.

„Herr Rittmeister! Melde gehorsamst die Antwort des Herrn Oberlieutenant: „Was weiß denn ich? Der Wachtmeister Cornemusette ist Schuld an Allem! Beruhigen Sie den Herrn Rittmeister, ich will mich sofort erkundigen!"

Das Regiment defilirt, der Adjutant wartet, der Lieutenant versucht den Rittmeister zu beruhigen. Endlich fliegt Oberlieutenant Clodomir herbei: Klapp! . . . . Klapp! . . . Klapp! . . .

„Nun Herr Oberlieutenant?!!"

„Melde gehorsamst, daß der Wachtmeister Cornemusette als Bedeckung der Ambulanz zugetheilt wurde!"

„Millionen Bomben und Granaten! Jetzt stehen wir hübsch da!"

„Bitte gehorsamst, Herr Rittmeister," wendet nun schüchtern der Lieutenant Cascapol ein, „wie wär's denn, wenn wir den Lancier selbst fragen würden, auf welche Weise er unter unsere Reiter kam?"

„Nicht üble Idee, wenngleich sie gegen den vorgeschriebenen reglementmäßigen Dienstweg verstößt. Doch der kaiserliche Befehl!"

. . . murmelte der Rittmeister. „Herr Oberlieutenant, ordnen Sie an, daß der Lancier einvernommen werde!"

Oberlieutenant Clodomir: „Herr Lieutenant Cascapol, ich bitte über die Provenienz des Lanciers bei ihm selbst Information einzuholen."

Lieutenant Cascapol im Galopp zum Lancier: „He! Sie! Lancier! Ganz recht! Sie dort! Wie heißen Sie?"

Der Lancier: „Griesbach, zu Kolmar geboren, Herr Lieutenant!"

Der Lieutenant: „Wie kommen Sie in dieser Uniform zu uns?"

„Ich bin gestern von meinem Regimente zu den Dragonern transferirt worden und habe noch keine neue Uniform erhalten!"

„So? Und da reiten Sie in diesem Zustande mit, bei einer Parade vor Ihren Majestäten? . . . Zwei Tage Kasernenarrest!"

Galopp des Lieutenants Cascapol zum Oberlieutenant Clodomir.

„Herr Oberlieutenant! Der Lancier ist gestern zu uns transferirt worden und hat noch keine Montur ausgefaßt!"

Der Oberlieutenant: „Dachte ich mir's doch! Der Elende! Acht Tage Einzelarrest!"

Oberlieutenant Clodomir zum Rittmeister Grindemil:

„Herr Rittmeister, Ihre Majestäten mögen erfahren, daß der gestern bei uns eingereihte Lancier noch keine Uniform erhalten hat!"

„Als ob ich's nicht längst errathen hätte! Zum Profoßen mit ihm auf einen Monat!"

Rittmeister Grindemil erstattet dem Kommandanten der zweiten Eskadron die Meldung:

„Her Major! Die gepflogene Untersuchung ergibt, daß der Lancier gestern zu uns übersetzt wurde und bisher noch keine Montur bekam!"

Der Major: „Sechs Wochen Brigade-Arrest."

Der Major im Galopp zum Obersten:

Der Oberst: „Was gibts?"—

Der Major: „Herr Oberst, der Lancier" . . .

Der Oberst: „Nun?"

Der Major: " . . . der unser Regiment geschändet hat! . . ."

Der Oberst: „Was ist's mit ihm?"

Der Major: „Es ist ein gewisser Griesbach, der zu uns transferirt wurde und noch keine Montur erhielt!"

Der Oberst: „Drei Monate krummschließen!"

Der Adjutant des Generalstabs: „Nun, Herr Oberst?"

Der Oberst: „Ich kann nicht von der Tete des Regiments während des Defilirens. Melden Sie S. Majestät. daß das Vergehen strenge geahndet werden wird. Der pflichtvergessene Lancier Griesbach war nicht en parade, weil er seine Uniform noch nicht bekommen hatte. Legen Sie den Majestäten den Ausdruck meines tiefsten Bedauerns zu Füßen."

Der Adjutant: „Ich fliege, Herr Oberst!"

Vor dem Brigade-General.

„Herr General, der Lancier Griesbach, der das Mißfallen der Majestäten in so hohem Grade erweckte, ist noch nicht im Besitze seiner Parade-Uniform!"

Der General: „Und da rückt er aus? „Vor's Kriegsgericht mit ihm!"

Brigade-General eilt zum Divisionär.

„Exzellenz, der erst gestern in das Garde-Regiment eingereihte Lancier Griesbach hat noch nicht seine Parademontur gefaßt."

Der Divisionär: „In die Strafkompagnie mit dem Kerl!"

Der Divisions-General galoppirt zum Marschall-Kommandanten der kaiserlichen Garden:

„Herr Marschall, der Lancier . . ."

„Welcher Lancier?"

„Derselbe, den der Kaiser vor einer Stunde unter den Dragonern Ihrer Majestät mit so großem Unwillen entdeckte."

„Aha, ich erinnere mich! Nun?"

„Es ist der Lancier Griesbach." — Folgt die Wiederholung der Meldung von Parade-Uniform.

„Das weiß ich schon längst! Dieser pflichtvergessene Kadett muß degradirt werden!"

Der Marschall vor dem Kriegsminister:

„Herr Marschall, ich erfahre soeben, daß der Lancier . . ."

„Lancier? Von welchem Lancier reden Sie?"

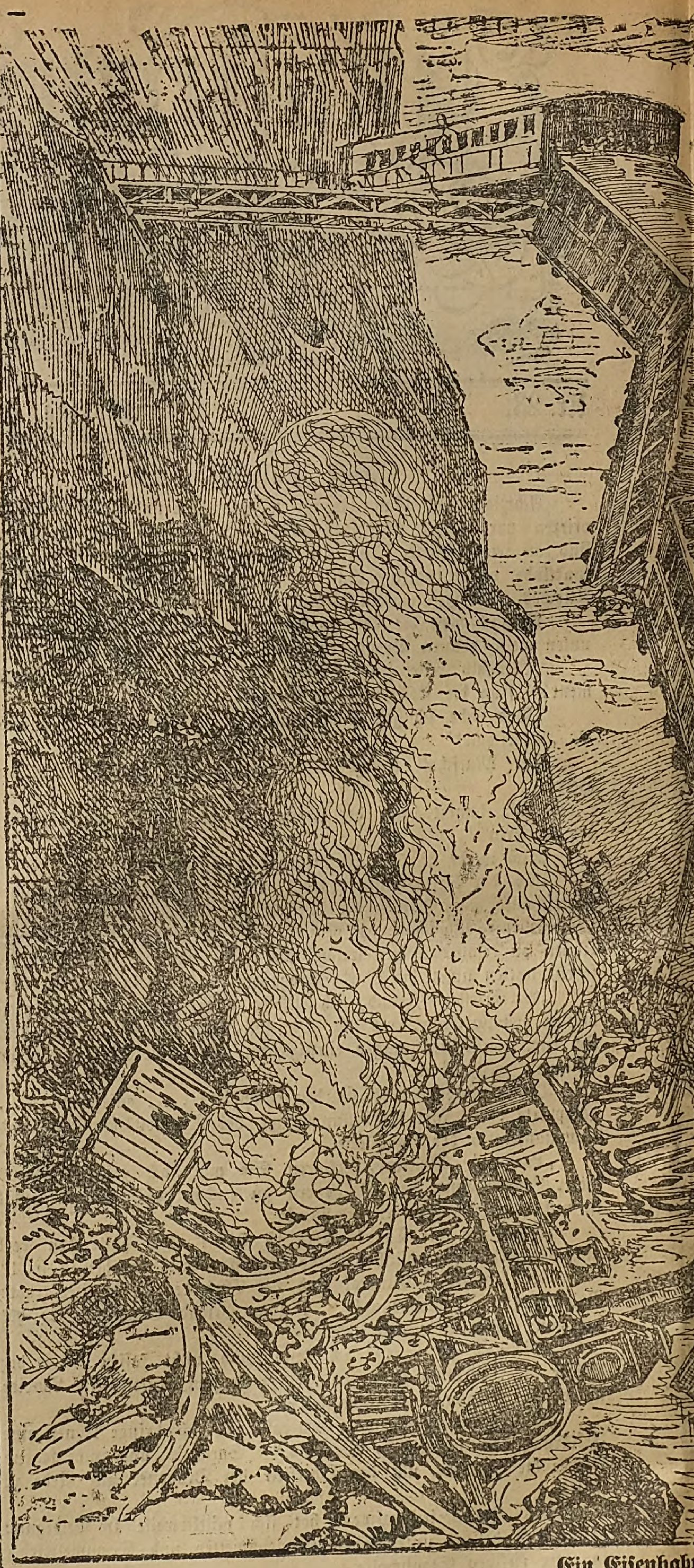
„Nun, von dem Lancier Griesbach, dem die Uniform . . ."

„Lassen Sie ihn erschießen!"

„. . . dem die Uniform noch nicht ausgefolgt wurde. Ich bitte dies dem Kaiser, der sich danach erkundigte, mittheilen zu wollen."

„Sr. Majestät ist eben damit beschäftigt, die Dekorationen und Auszeichnungen zu vertheilen; ich weiß nicht, ob ich ihn stören soll."

„Da der Kaiser wissen wollte, was für eine Bewandtniß es mit dem Lancier habe, glaube ich, Sie sollten . . ."



Ein Eisenbah

„Ganz recht! —"

Und der Kriegsminister reitet an den Kaiser heran.

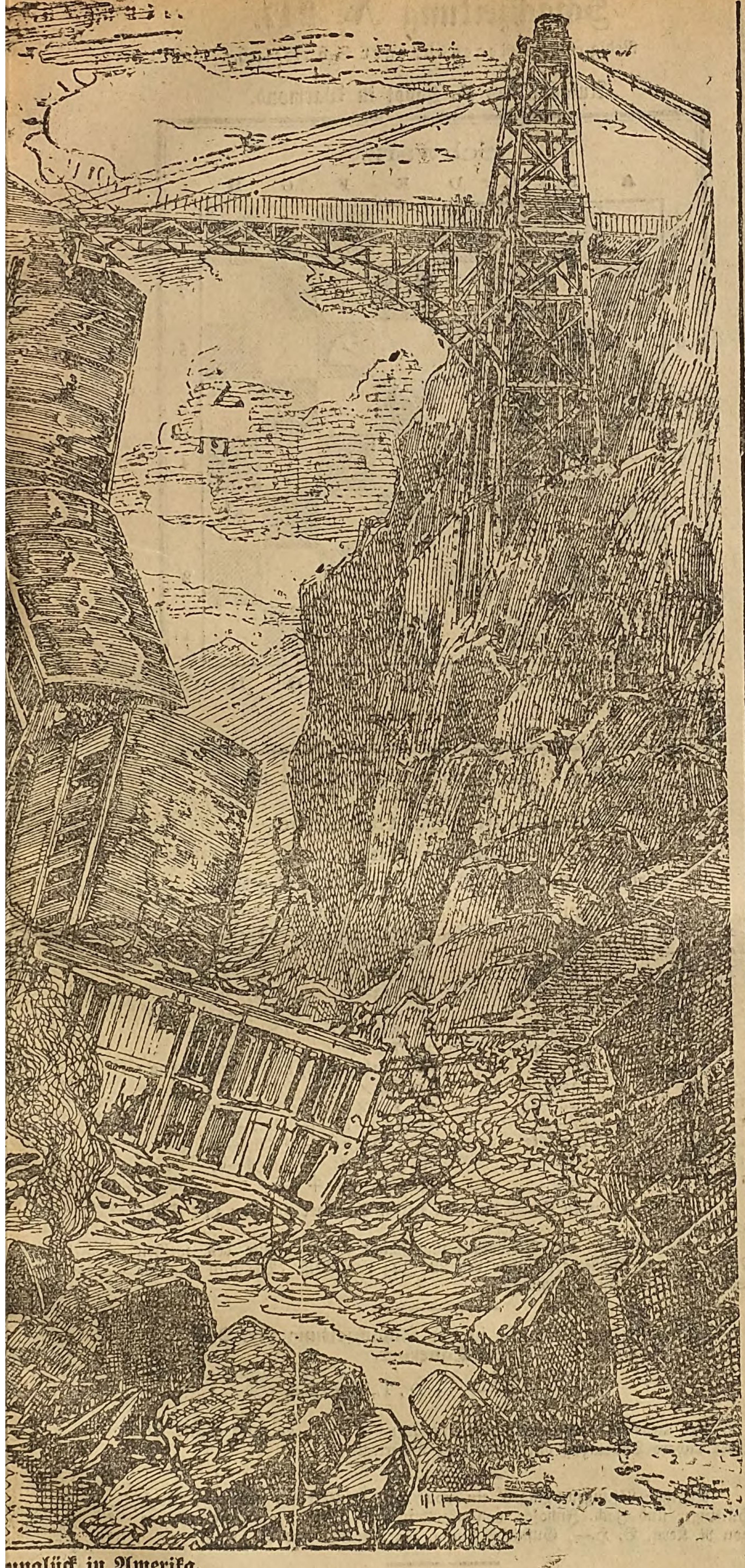
„Eure Majestät . . ."

„Was wünschen Sie?"

„Ich komme wegen des Lancier Griesbach, desselben, welcher . . ."

„Es ist gut. Geben Sie ihm die Tapferkeits-Medaille."

Auf diese Weise erhielt Lancier Griesbach, in Kolmar geboren, die Auszeichnung, welche er seiner Tapferkeit verdankte.



...nnglück in Amerika.

Ein Eisenbahnunglück in Amerika.

Einer der furchtbarsten Eisenbahnunglücksfälle der Neuzeit, den unser vorstehendes Bild nach einer amerikanischen Originalzeichnung illustrirt, ereignete sich um die Jahreswende herum in dem nordamerikanischen Staate Alabama. Unmittelbar vor der Stadt Birmingham geht die Bahn über eine tiefe Felsschlucht. Gerade auf der Brücke, die über die Schlucht hinwegführt, erfolgte die Entgleisung des Zuges, der in Folge dessen in den 30 Meter tiefen Schlund hinabstürzte.

Um das Unglück noch zu erhöhen, entzündeten sich alsbald an den Feuern aus der Lokomotive die umherliegenden Trümmer der Waggons und was vom Sturze allenfalls verschont geblieben war, das fiel nun dem Brande zum Opfer.

Amerikanischen Quellen zufolge sollen bei diesem Unglücke dreißig Menschen auf der Stelle todt geblieben sein, während die bedeutende Zahl der Verletzten aller Gattungen und Grade kaum ihrem ganzen betrübenden Ausmaße nach bekannt wurde, denn man versteht im freien Amerika das Vertuschen oder Zurechtrücken irgend einer odiosen Vorfallenheit oder unliebsamen Affaire trotz des besten Dementirapparates der „alten Welt."

Es soll übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß im Verhältnisse zur Größe, Ausdehnung und Frequenz des amerikanischen Bahnnetzes sich durchaus nicht mehr Unfälle ereignen als in Europa und daß „drüben" noch dazu bedeutend rascher gefahren wird.

Ein russischer Polizist.

Skizze von Dr. Heinrich Ruhe.

Eines Tages kam der Reisende der Firma Ehrlich in Kattowitz nach Zawiercie. Nachdem er seine Kunden besucht hatte, machte er in der Mittagszeit einen kleinen Spaziergang durch den Ort und blieb schließlich vor der Ginsberg'schen Fabrik stehen. Als er den hohen Schornstein erblickte, mußte er an das Schicksal eines Bekannten denken, welcher kurz vorher in Folge eines Sturzes im Bergwerke um's Leben gekommen war.

Während er so stand und nachsann, ging der Polizeimeister Pietroff vorüber. In Rußland bilden die Gendarmen die Geheimpolizei und fahnden bloß auf politische Verbrecher; ihre Macht ist so groß, daß sie sogar den Landrath nnd den Gouverneur, ja selbst den Generalgouverneur zu beobachten haben Mit den gemeinen Vergehen und Verbrechen beschäftigen sich die Straschniks. Ihr Gehalt beträgt monatlich zwölf Rubel. Was Wunder daher, wenn diese Leute zur Bestechung und Erpressung stets geneigt sind.

Der Straschnik trat an den Fremden heran und fragte in barschem Tone:

„Woher ist der Herr?"

„Aus Kattowitz", lautete die Antwort.

„Was macht der Herr hier vor der Fabrik?"

„Ich berechne gerade, wie hoch wohl dieser Schornstein sein mag. Nicht wahr, er ist zweihundert Fuß hoch?"

„Was gehen die preußischen Herren die russischen Schornsteine an?" brummte der Polizist.

„Neulich hat ein Bekannter von mir durch einen Sturz sein Leben verloren und da möchte ich mir mit Hülfe dieses Schornsteins eine ungefähre Vorstellung von der Höhe des Falles machen."

„Warum besorgte denn der Herr das nicht in Preußen?" forschte lauernd der Hüter des Gesetzes.

Darauf wußte Herr S. keine genügende Antwort zu geben.

„Nun, nun", meinte er verlegen, „ich wüßte doch nicht, daß es in irgend einem Lande verboten wäre, sich die Fabrikschornsteine anzusehen. Zawiercie ist ja keine Festung.

„Wo haben Sie Ihren Paß?" inquirirte der Diener der heiligen Hermandad weiter.

„Hier ist er!"

Der Paß war vom königlichen Landrathsamte in Kattowitz ausgestellt und mit dem Visa des russischen Konsuls in Breslau versehen, also vollständig in Ordnung. Allein der Polizist wollte heute um jeden Preis ein gutes Geschäft machen und Geld erpressen. Er entgegnete deshalb rauh:

„Es reisen heutzutage so viele auf einen falschen Paß, daß man Niemand mehr trauen darf. Zudem kommt der Herr mir verdächtig vor. Sie sind verhaftet."

Herr S. erbleichte.

„Und was werden Sie mit mir beginnen, Herr Wachtmeister?" fragte er zitternd.

„Ich bringe den Herrn zum Wojt nach Poremba", erwiderte lächelnd Pietroff, „und der Wojt wird Sie nach Bendzin zum Radschelnik (Landrath) führen lassen."

Das waren schöne Aussichten für unsern Geschäftsreisenden. Von einigen Straschniks und möglicherweise in Ketten nach Poremba und von dort nach Bendzin transportirt zu werden und den etwa vier Meilen langen Weg zu Fuß zurücklegen zu müssen, das war wirklich kein Spaß. Dazu muß man noch die bodenlosen, furchtbar kothigen Wege in Polen, die entsetzlichen russischen Gefängnisse

und den schleppenden Gang des russischen Gerichtsverfahrens ins Auge fassen und man wird verstehen, welch' namenlose Angst den jungen Mann erfüllte.

„Aber ich bitte Sie, Herr Wachtmeister," sagte er mit vibrirender Stimme, „Herr Epstein, in dessen Hotel ich schon seit Jahren absteige, kennt mich genau und mag Ihnen befriedigende Auskunft über mich zu geben."

Der Diener des Gesetzes lächelte verschmitzt: er kam seinem Ziele bereits näher. Nicht im entferntesten dachte er daran, den Fremden zu verhaften, er wollte ihm nur Furcht einjagen und Geld erpressen.

„Haben Sie Ihre Effekten in Epsteins Hotel, mein Herr?" fragte er ruhig.

„Ja wohl, Herr Wachtmeister."

„Nun gut, dann gehen wir zusammen, um dieselben zu holen!"

Das Hotel Epstein, gewöhnlich das „Casino" genannt, ist der erste Gasthof in Zawiercie. Herr Epstein ist ein wissenschaftlich gebildeter Mann und gegen Jederman gefällig und zuvorkommend. Er gab dem Geschäftsreisenden der Firma Ehrlich in deutscher Sprache, welche der Polizist nicht verstand, zunächst den Rath, vor allem dem Wachtmeister ein gutes Gabelfrühstück vorzusetzen. Dieses geschah. Allein Pietroff setzte Amtsmiene auf, stellte sich, als wäre er beleidigt und schrie wüthend:

„Ich brauche mich von dem Herrn nicht beköstigen zu lassen, ich habe Geld genug, um mir alles kaufen zu können, was ich nöthig habe."

(Schluß folgt.)

Humoristisches.

(Adam und Eva in der Volksschule.) In der untersten Klasse einer Berliner Gemeindeschule hatten die Kleinen die Geschichte von Adam und Eva lernen müssen. Lieschen soll auf Geheiß der Lehrerin erzählen, wie der Sündenfall sich zugetragen hat und thut dies folgendermaßen:

Kind: „Und Eva gab Adam den Apfel, und Adam eßte den Apfel."

Lehrerin: „Falsch; es heißt: Adam aß den Apfel. Wie heißt es also?"

Kind: „Adam aßte den Apfel."

Lehrerin: „Das ist wieder falsch. Es heißt: aß. Nun sag's einmal richtig."

Kind: „Und da eßte das Aas den Apfel."

(Etwas anders.) Wurden Ihnen auch schon 'mal die Pferde durchs Publikum ausgespannt?"

Schauspieler (eines Vorstadttheaters): „Die Pferde nicht, aber meine Uhr."

(Schmeichelhaft.) Ein Vater macht seiner Tochter Vorwürfe, daß sie die Huldigungen eines gewissen Herrn entgegennimmt.

„Aber Papa, was hast Du nur gegen ihn?"

„Ich finde ihn etwas dumm."

„Ich ihn nicht."

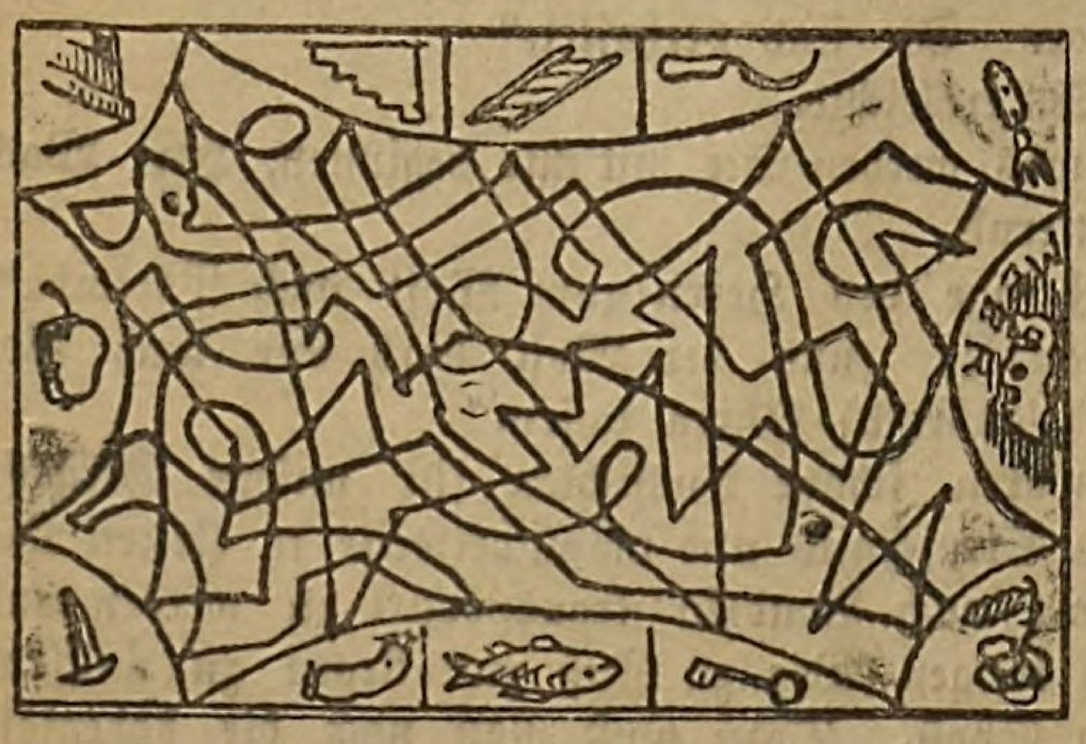
„Außerdem hat er es vermuthlich nur auf Dein Geld abgesehen."

„Da kann ich Dir das Gegentheil versichern. Er will mich nöthigenfalls auch ohne Mitgift heirathen."

„Dann ist er ja noch dümmer, als ich dachte."

Bilderräthsel.

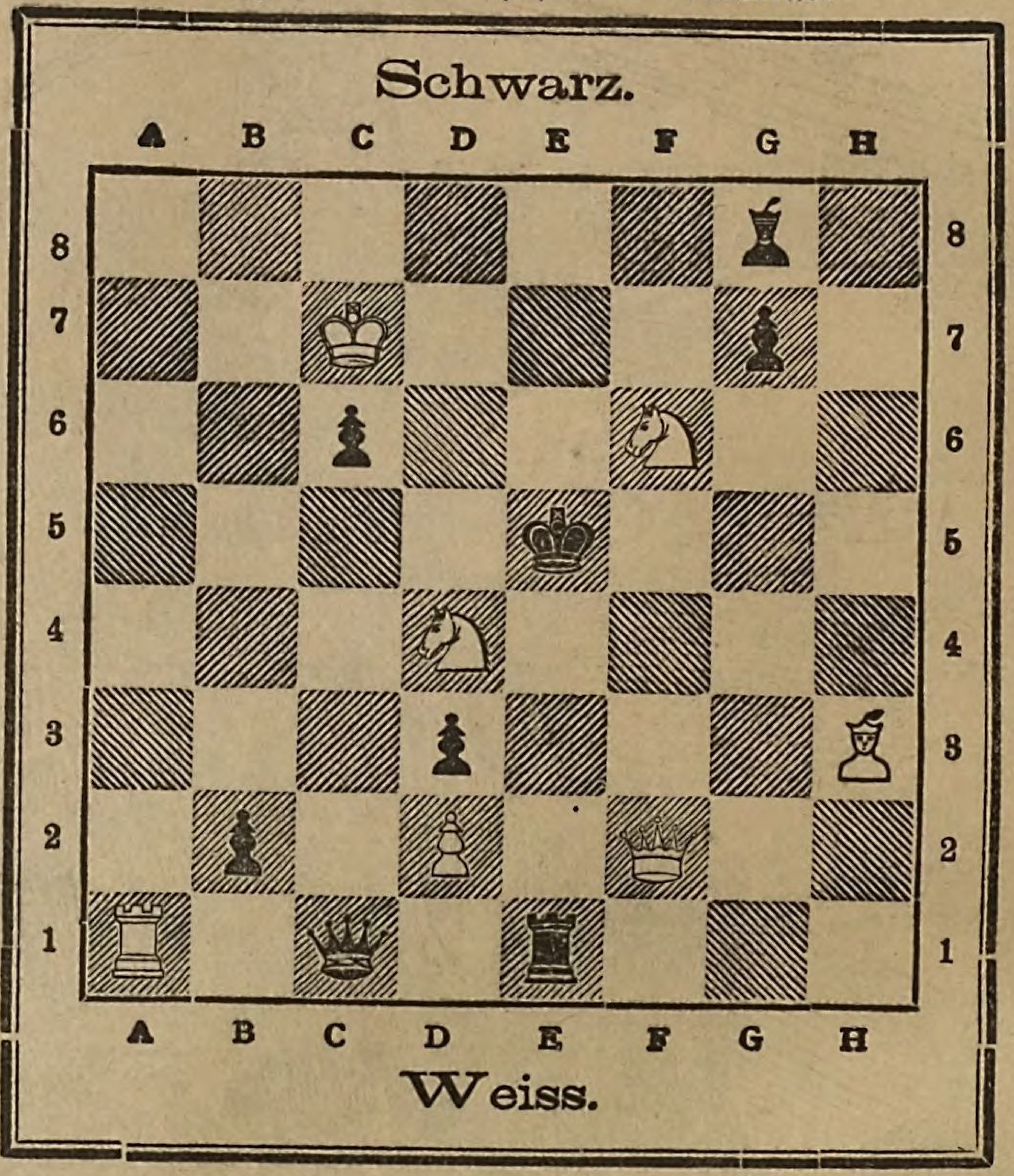
Irrgartenrebus: (Die Anfangsbuchstaben der Rebusbilder sind so zu verbinden, wie die Wege des Irrgartens gehen.)



Schachzeitung № 247.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von B. Hapot in Warmond.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Italienische Partie

gespielt im Sommer 1896 als Matchpartie in Augsburg.

Weiß: Haeusler.		Schwarz: Bux.	
1. e2—e4	e7—e5	15. Sc3—e2 (a)	e5×d4
2. Sg1—f3	Sb8—c6	16. Se2—g3	d4×c3
3. Lf1—c4	Lf8—c5	17. Tf3×e3	Sf6—g4
4. d2—d3	Sg8—f6	18. Sg3—f5	De7—e5
5. Sb1—c3	d7—d6	19. Te3—g3	De5—c5 + (b)
6. Lc1—e3	Lc5×e3	20. Kg1—h1	Sg4×f2 +
7. f2×e3	Sc6—a5	21. Tf1—f2	Dc5×f2
8. Lc4—b3	c7—c6	nun kündigt Weiß in 6 Zügen Mat an:	
9. o—o	Sa5×b3	22. Tg3×g7 +	Kg8—h8
10. a2×b3	Lc8—g4	23. Tg7×h7 +	Kh8×h7
11. d3—d4	a7—a6	24. Dd3—h3 +	Df2—h4
12. Dd1—d3	Lg4×f3	25. Dh3×h4 +	Kh7—g8
13. Tf1×f3	Dd8—e7	26. Dh4—g4 +	Kg8—h7
14. Ta1—f1	o—o	27. Dg4—g7 ‡	

a) Weiß gibt einen Bauer auf, um seinen Springer wirksam in's Spiel zu bringen.

b) Der Führer der Schwarzen unterschätzt die Tragweite des weißen Angriffes und übersieht offenbar den 23. Zug von Weiß. Die nun folgende Schlußwendung ist sehr hübsch.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 243 von Taverner.

1. Tf7—h7 ! / Beliebig. 2. D., T., S.,S., B.‡

Der mehrfach angegebene Einleitungszug 1. Lc8—g4 wird ebenso wie jeder andere Thurmzug durch Sh5—g3 widerlegt.

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger und Zach. Inhofer von Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von R. Kern, V. H.—, Gustav Schmidt, Tarrasconia und R. Weiß.

Briefkasten: V. W. in A. Ihre Versuche, die Aufgabe Nr. 245 durch 1. Kd4 zu lösen, scheitert an Sd3—e5. — **Tar.** hier. Zu „Paul Morphy. Sein Leben und Schaffen, 3. Auflage, herausgegeben von Max Lange, brosch, 6 Mk.—" werden Sie das Gewünschte in reicher Auswahl finden.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die R:daktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 25. Montag, den 29. März. 1897

1

Das Haar der Kaiserin.

Novelle von Th. Seelmann.

Der Hof der Kaiserin Josefine war nach Malmaison übergesiedelt, während Napoleon I., der eben erst — im Jahre 1804 — vom Senat zum erblichen Kaiser erklärt worden war, noch in Paris weilte. Wenn auch der Troß der hohen Dame auf daß unumgänglich nothwendige Maß beschränkt worden war, so wimmelte es doch in dem Schlößchen von Kammerfrauen, Dienern und Köchen. und neuer Glanz und neues Leben erfüllte die so lange verödeten Räume.

Josefine wollte sich in ländlicher Zurückgezogenheit von den Anstrengungen und Aufregungen erholen, die sie an der Seite ihres Gemahls in Paris in ununterbrochener Folge zu bestehen gehabt hatte. Hierzu waren die schattigen, stillen Parkanlagen, die lauschigen Ruhepunkte, die von dichtem Laub überwölbten Gänge, die weiten Rasenplätze Malmaisons wie geschaffen, besonders wenn die goldene Morgensonne am blauen Himmelszelt ihre Strahlen auf die thauglitzernden Büsche und Wiesen herabsandte.

Aber heute hatte die Kaiserin weder Lust noch Zeit, sich in der duftenden Morgenluft zu ergehen; hatte doch Napoleon seinen Besuch für den Vormittag angemeldet, und galt es daher, für den Empfang des Mächtigen würdige Toilette zu machen.

Während im Schloß gewaltiges Treiben waltete, lag der Park leer und verlassen. Nur am äußersten Ende, wo der Gemüsegarten und die Gewächshäuser an die Anlage stießen, ging ein junger Mann auf und ab. Die dunkelgrüne Livre mit den goldenen Treffen kennzeichnete ihn als einen kaiserlichen Diener. Die frische Farbe seines Gesichts stand in auffälligem Widerspruch zu den krausen Falten, die seine Stirne umwölkten, und als er sich jetzt auf den breiten Beckenrand des plätschernden Springbrunnens niedersetzte, stahl sich ein beklommener Seufzer von seinen Lippen.

„Sie scheint ausbleiben zu wollen," murmelte er vor sich hin. „Und sie hat es mir gestern abends so fest versprochen. Es ist schon halb neun, um neun Uhr hat sie Dienst bei der Kaisern ... Wenn sie nicht gleich kommt, werde ich wohl auf ihren Anblick verzichten müssen."

„Durchaus nicht!" klang eine helle Stimme hinter ihm. „Hahaha! Mein lieber Henry, wer wird schon am frühen Morgen Grillen fangen! Sieh, Deine Blanche, da ist sie ja, und nun mach ein fröhliches Gesicht und schau mich einmal recht herzlich an!"

Die Sprecherin war ein junges, brünettes Mädchen, das mit seinen dunklen, feurigen Augen, dem liebreizenden Gesicht, dem zierlichen Mullhäubchen auf den tiefschwarzen Flechten, der blendend weißen Latzschürze und dem kurzen Faltenrock dem Beschauer allerdings ein Bild bot, das wohl imstande war, Mißmuth und Verdrießlichkeit zu bannen.

„Ah," stieß der Ueberraschte hervor und sprang erfreut auf, „das ist brav von Dir, Blanche, daß Du mich nicht zum Narren gehalten hast. Nun, da ich Dich begrüßt habe, werde ich noch einmal so aufmerksam die Kaiserin und den Kaiser im Frühstück bedienen."

„Das mußt Du auch Herr Henry Hériot, Kammerdiener Ihrer Majestät der Kaiserin Josefine", antwortete das Mädchen mit komischem Pathos; „sonst werde ich allen meinen Einfluß geltend machen, um die Ungnade meiner kaiserlichen Herrin auf Dein frevelntlich' Haupt hinzulenken."

„Davor graut mir nicht allzusehr, Fräulein Blanche Tribolette, Kammerzofe Ihrer Majestät der Kaiserin Josefine, Tochter des Herrn Oberkochs Tribolette, Wohlgeboren," erwiderte der Bursche unter Lachen, den gleichen Ton anschlagend.

„Du", neckte das Kammerkätzchen, „schlage meinen furchtbaren Zorn nicht zu gering an. Du weißt, die Kaiserin ist meine Gönnerin, und es soll schon des öfteren in der Geschichte vorgekommen sein, daß ein zufällig hingeworfenes Wort eines ehrenwerthen Mitgliedes der Dienerschaft den Sturz von allmächtigen Günstlingen herbeigeführt hat."

„Vor dieser Beweisführung beuge ich demüthig mein Knie und bitte inständig um Dein geschätztes Wohlwollen. Aber wenn Du auch wolltest, Du könntest mir gar nicht schaden."

„Und warum nicht?"

„Weil Du mich in dein Herz geschlossen hast. Und darin habe ich mich nun eingenistet und führe und lenke Dich nach Belieben. Darum, wenn Du Dir auch felsenfest vorgenommen hättest, mir die allerärgsten Verbrechen nachzureden, es müßte doch immer nur ein Lob von Deinen Lippen kommen."

„Schalk, der Du bist! Freilich habe ich Dir mein Herz geschenkt, aber dafür habe ich mir auch das deinige eingetauscht, und es fragt sich noch sehr, wer von uns beiden den besseren Tausch dabei gemacht hat. Und bei diesem Wechselgeschäft bleibt es, nicht wahr, Henry?"

„Sicher, Blanche."

„Und wenn sich alle gegen uns verschwören!"

„Hast Du wieder Unannehmlichkeiten gehabt?"

„Es ging an. Gestern abends, als wir uns getrennt hatten, traf ich wieder den Charles Meunier bei uns."

„Den Koch? Was wollte er?"

„O, er überhäufte mich wieder mit Schmeicheleien und Artigkeiten."

„Und Du?"

„Ich ließ es an der Bezeugung meines Mißfallens nicht fehlen. Nun hat er sich auch nicht lange aufgehalten, sondern vorgezogen, bald mit einem warmen Händedruck der Eltern sich zu empfehlen."

„Und was sagte Dein Vater dazu?"

„Das, was er immer thut. Er machte mir die heftigsten Vorwürfe und pries in allen Tonarten das Geschick, die Wohlhabenheit und die gute Familie seines Untergebenen. Und ich kann doch den Rothkopf einmal nicht leiden."

„Und die Mutter?"

„Sie schwieg. Sie ist ja herzensgut und steht auch auf unserer Seite, aber — ich brauche es Dir nicht erst noch zu sagen, gegen den Vater wagt sie sich nicht aufzulehnen."

„Warum doch Dein Vater für den Koch nur so schwärmt?"

„Weil er ihm fortwährend schmeichelt und nach dem Mund redet. Das liebedienert und lispelt und katzenbuckelt, und dabei ist alles nur Falschheit und Tücke."

„Du scheinst Herrn Charles Meunier genau zu kennen."

„Besser wie mich. Wenn heute der Vater nicht mehr Oberkoch wäre, nicht mit einem Worte würde er ihm zu Gefallen sein. Ich durchschaue die Rechnung des saubern Herrn auf's Haar, und ...

„Nun, und?"

„Glaubst Du etwa, daß er mich liebt? Wäre ich häßlich wie die Nacht, er würde sich in denselben überschwenglichen Aufmerksamkeiten ergehen wie jetzt. Nicht meine Person liebt er, sondern die Tochter des Oberkochs Ihrer Majestät. Darum kommt es ihm an, denn er denkt: Hast du die Tochter zur Frau, kann dir die Nachfolgerschaft in dem Posten deines Schwiegervaters nicht entgehen."

„Du bist klug wie eine Schlange!“

„Hältst Du mich für hinterlistig?“

„Du läßt mich ja nicht ausreden: und ohne Falsch wie eine Taube, hätte ich hinzugesetzt.“

„Wortverdreher! Doch still, wer kommt da?“

Ein schwerer Tritt trabte knirschend über den Kiesweg, ein Pusten ließ sich vernehmen, durch das Geäst schimmerte ein weißer Schein, und gleich darauf bog ein wohlbeleibter Mann mit glattem, rothem Gesicht um das Gebüsch. Er trug eine weiße Mütze auf dem Kopf; blendend weiß war auch seine Kleidung, die von einer tadellos sauberen Schürze bedeckt wurde.

„Mein Gott, der Vater!“ stieß das Mädchen ängstlich hervor.

„So“, sagte der Oberkoch überrascht und blieb bei dem plötzlichen Anblick der Liebenden wie angewurzelt stehen. „So,“ wiederholte er, indem seine Augen wild rollten, mit bebender Stimme, „hier steckt das Fräulein! Ein Stelldichein mit dem Herrn Grünrock gefällt der lieben Tochter. Da war es also doch gut, daß ich mir die Tomaten gleich selbst vom Gärtner holte. Sieh' mal da, soweit vergißt sich mein einziges Kind, daß es, statt seiner Dienstobliegenheit nachzukommen, am hellen Tage eine Schäferstunde abhält. Habe ich Dir nicht ausdrücklich allen Verkehr mit diesem lockeren Zeisig untersagt?“

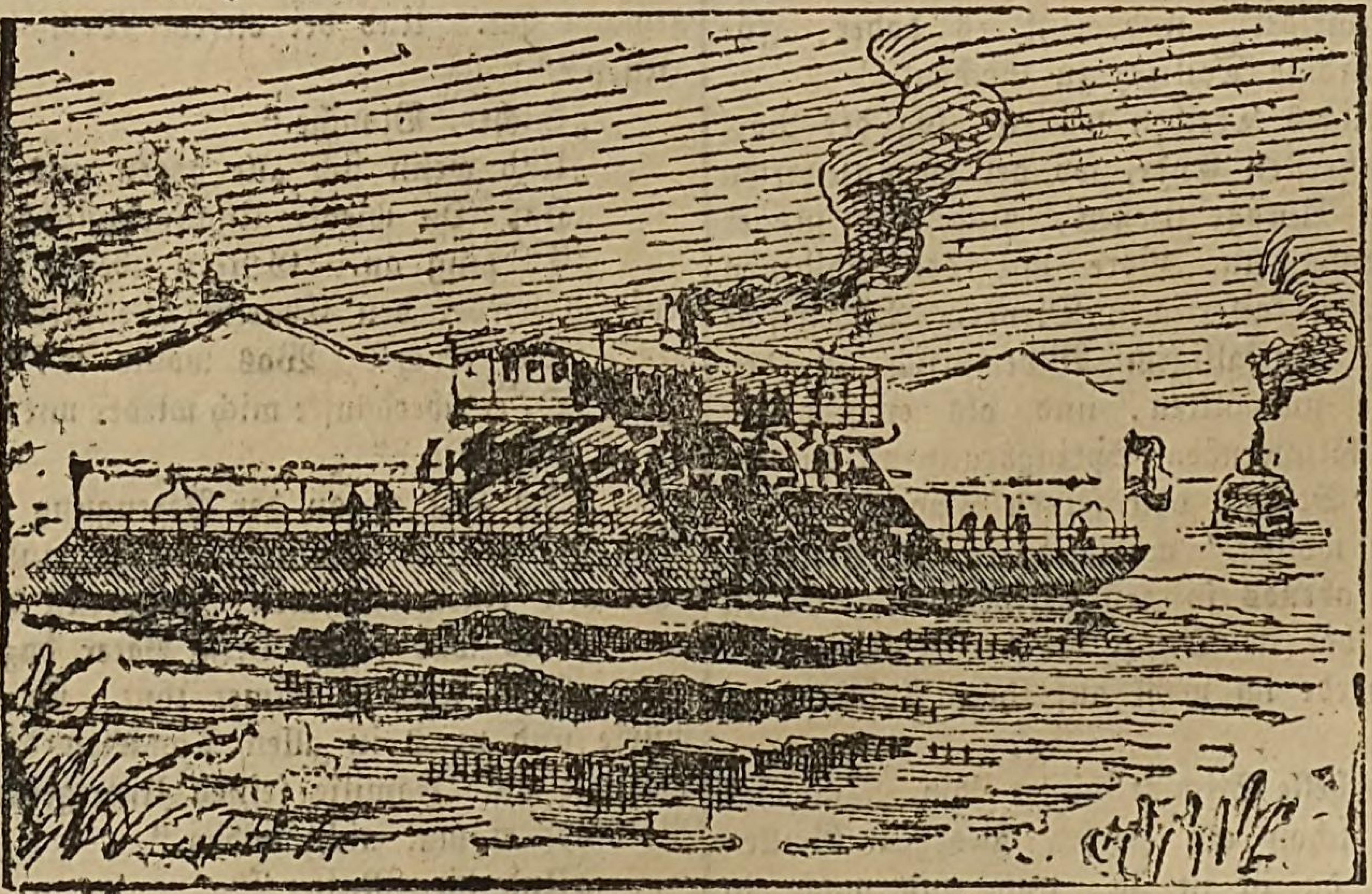
„Herr Tribolette,“ versetzte Henry erregt und trat einen Schritt vor, „Sie mögen über meinen Charakter urtheilen, wie Sie wollen, das Eine aber kann ich Ihnen sagen, daß ich es mit Blanche ehrlich meine.“

„Ehrlich meine?“ brauste der Oberkoch auf. „Glaubt Er etwa, ich werde Ihm meine Tochter zur Frau geben! Hahaha, das wird alle Tage besser. Also das bildet sich der Herr Kammerdiener ein? Wohl, weil Blanche als Kammerzofe angestellt ist? Das geschah auf besonderen Wunsch der Kaiserin, ihre Stellung ist eine vorübergehende. Auf seine Bemerkung will ich Ihm aber gleich die passende Antwort geben. Seit zwei Jahrhunderten haben meine Vorfahren in fürstlichen Diensten als Köche gestanden und, da mir der Himmel einen Sohn versagt hat, so soll meine Tochter wieder einen Mann heirathen, der die Geheimnisse und Rezepte meiner Familie zu verwerthen und weiter in Ehren zu halten versteht. Und darum lasse Er es sich gesagt sein: so lange ich Oberkoch bin, braucht Er auf die Hand meiner Blanche nicht zu hoffen. Darauf gebe ich ihm mein Wort, und daran ist nicht zu rütteln. Du aber, Blanche,“ wandte er sich an das Mädchen, „folgst mir augenblicklich!“

Mit einem verzweifelnden Blick auf den Geliebten schritt das Mädchen gesenkten Hauptes hinter dem Vater her.

Henry Hériot blickte mit brennenden Augen den Davonschreitenden nach. Aus seinem Gesicht war alle Farbe geschwunden, und seine Lippen zuckten, als er murmelte: „O, wäre sie doch lieber ausgeblieben.“

Dann wandte er sich um und entfernte sich in der entgegengesetzten Richtung.



Ein spanisches Kanonenboot für die Philipinen.

Als der Oberkoch mit Blanche in der Nähe des Schlosses angelangt war, trennte sich die Tochter vom Vater.

„Wo willst Du hin? fragte der Alte barsch.

„Zur Toilette der Kaiserin.“

„Nun, dann schau' wenigstens etwas freundlicher aus.“

„Mir ist nicht danach zu Muth, Vater,“ entgegnete die Tochter ruhig und stieg die Freitreppe des Schlosses hinauf, während der Angeredete in das Erdgeschoß zur Hofküche hinabschritt.

Als Blanche das Ankleidezimmer der Kaiserin betrat, fand sie ihre Herrin schon im Frisierstuhl vor dem venetianischen Spiegel sitzen.

Der Schimmer der rosaseidenen Tapeten, der das Gemach erfüllte, das goldene Sonnenlicht, welches nur gedämpft durch die dichten Vorhänge von Brüsseler Spitzen fluthete, die freudige Erregung, welche die Kaiserin ergriffen hatte, vereinigten sich, um die scharf geschnittenen Züge Josefinens mit einer zarten Röthe zu überziehen und ihrer etwas kalten Schönheit die Wärme und den Zauber jugendlicher Anmuth zu verleihen.

Schnell hatte Blanche den Frisiermantel um die Schultern ihrer Herrin gelegt.

„Welche Frisur befehlen, Majestät?“ fragte sie unterwürfig.

„Natürlich à la Napoleon, Blanche.“

„Zu Befehl.“



Der Wechsel der Mode

Mit flinken Händen ordnete die Kammerzofe das Haar, legte die Flechten und kräuselte die Löckchen.

Die Kaiserin war heute guter Laune. Während Blanche ihre ganze Geschicklichkeit aufbot, um die gewünschte Haartracht herzustellen, betrachtete sich Josefine im Spiegel. Sie mußte mit der Musterung zufrieden sein, denn über ihr Gesicht flog ein verklärendes Lächeln. Dann lenkte sie ihre Aufmerksamkeit auf die Kammerzofe, deren Thätigkeit sie im Spiegel beobachten konnte.

„Was ist das, Blanche?“ sagte sie erstaunt und prüfte das Mienenspiel der Angeredeten. „Heute zum Besuche des Kaisers bist du mürrisch und mißmuthig! Ich glaube gar, Du hast, nach Deinen gerötheten Augen zu urtheilen geweint.“

„Entschuldigen, Majestät, wenn . . . .“

„Wenn ich entschuldigen soll, muß ich wissen, woher Deine Betrübtheit stammt . . Nun?“

„Majestät . . .“

„Ich will heute lachende, vergnügte Menschen um mich sehen. Hast Du so wenig Vertrauen zu deiner Kaiserin, daß Du ihr Deine kleinen Geheimnisse nicht mitzutheilen wagst?“

„Verzeihung, Majestät, aber . . .“

Eine jähe Röthe huschte über Blanche's Gesicht.

„Ah,“ machte die Kaiserin, die ihre Kammerzofe während der Unterhaltung gespannt im Auge behalten hatte, „man erröthet. Also eine Herzensangelegenheit. Und da hat sich ein Störenfried eingemischt?“

Blanche schwieg.

„Da Du schweigst“, fuhr Josefine fort, „werde ich wohl das Richtige getroffen haben. Nun, wer war es?“

„Mein Vater,“ klang es bang.

„So, der gestrenge Herr Oberkoch. Aber so erzähle doch, Blanche.“

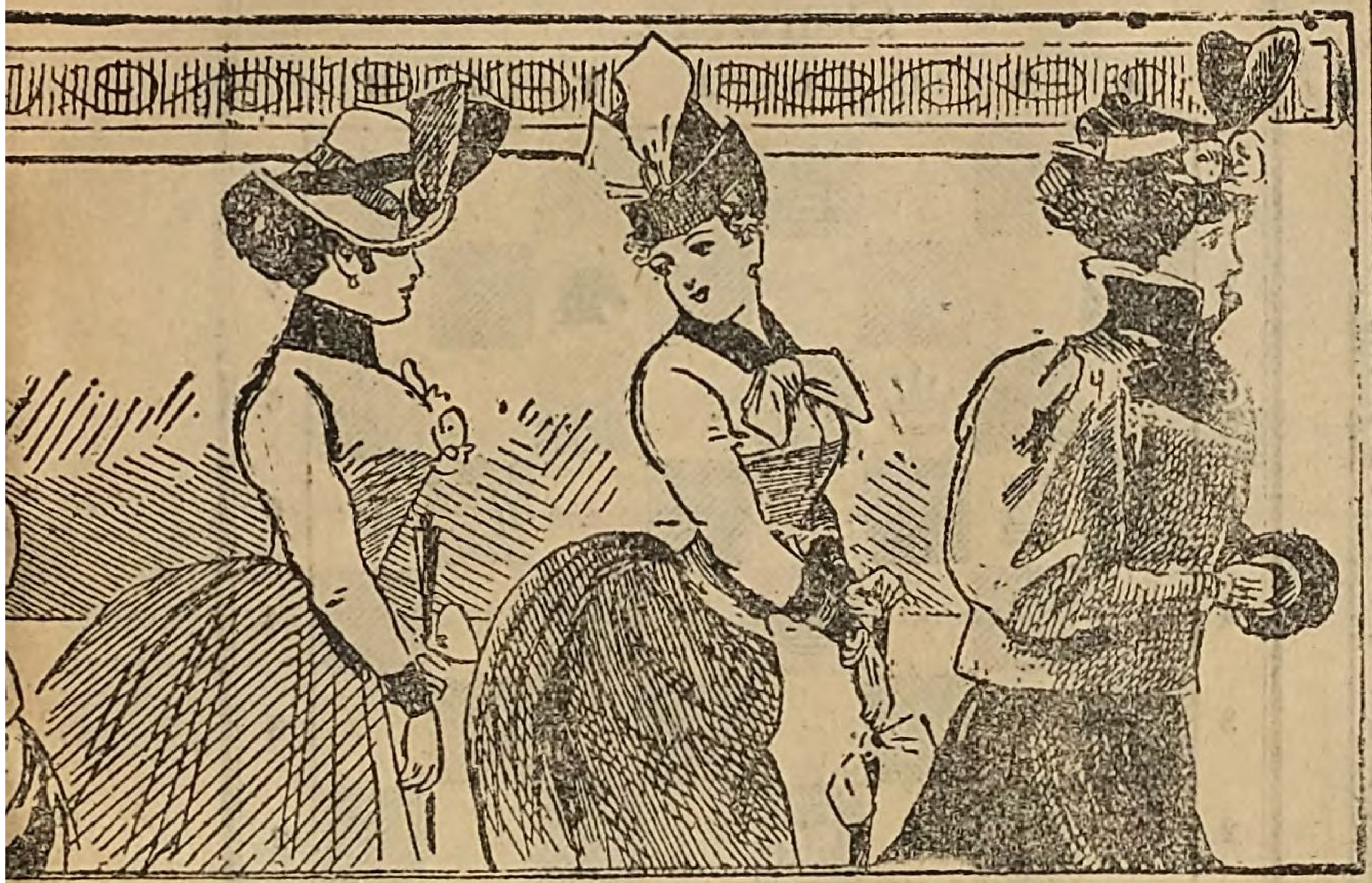
„Wir hatten uns verabredet, uns heute morgens beim Springbrunnen im Gemüsegarten zu treffen, und gerade als . . .“

„Als Euer Glück am höchsten war, erschien der Herr Vater. Das ist immer so. Und nun?“

„Machte er uns die heftigsten Vorwürfe und erklärte, so lange er Oberkoch sei, würde er meinem Schatz nie seine Einwilligung zu unserer Verbindung geben.“

„Schrecklich. Er hat wohl für dich bereits seine Wahl getroffen?“

„Zu Befehl, Majestät.“
„Wie nennt sich denn der Glückliche?“
„Charles Meunier.“
„Ist das nicht der Koch mit dem rothen Kopfpelz?“ fragte die Kaiserin lachend.



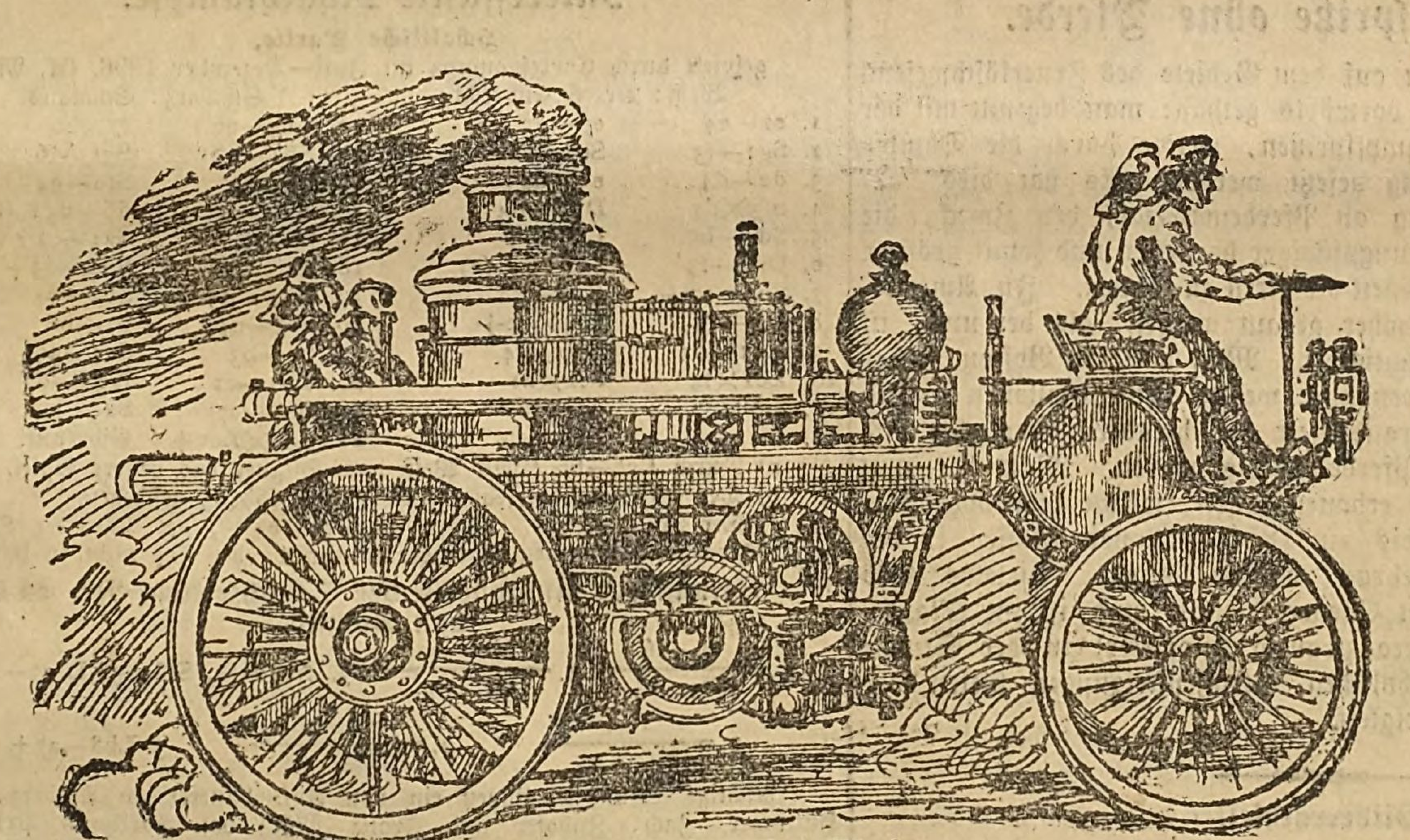
...gelaufenen Jahrhundert.

„Jawohl,“ bestätigte Blanche eifrig.
„Und wer ist denn eigentlich Dein Auserkorener?“
„Majestät . . .“
„Willst Du nur meine Neugierde reizen? Sofort nennst Du den Namen!“
„Henry Hériot.“

„Der Kammerdiener? Ah, sie' da! Er hat keinen schlechten Geschmack. Und Du liebst ihn?
„Mehr wie mich selbst.“
„Aber warum verwirft ihn Dein Vater?“
„Er ist ihm zu gering.“
„Ah, also Standesstolz. Was wollt ihr nun gegen den Machtspruch beginnen?“
„Warten, Majestät.“
„Bis ihr alt und grau werdet?“
Die Toilette war beendet, Blanche nahm den Friseirmantel ab und die Kaiserin erhob sich.
„Der Vater wird sich noch erweichen lassen,“ begann die Zofe wieder.
„Und wenn er es nicht thut?“
Das Mädchen schaute niedergeschlagen zu Boden, während Josefine wohlwollend ihre Augen auf die vor ihr Stehende richtete.
„Nun,“ sagte sie nach einer Pause, „sich in Familienangelegenheiten zu mengen, ist eine undankbare Aufgabe. Aber vielleicht bietet sich einmal zufällig eine Gelegenheit, die sich zu Deinen Gunsten ausbeuten läßt. Dann soll es Dir an der Hilfe Deiner Kaiserin nicht fehlen.“
Blanche war auf die Knie gesunken und hatte die Hand ihrer Herrin ergriffen.
„Majestät“, flehte sie, „wenn Sie die Gnade hätten, mir Ihr Mitgefühl zu bethätigen, ich würde Ihnen bis zum Grabe dankbar sein.“
„Unglückliche Liebe und Todesgedanken finden sich doch immer vereint,“ entgegnete die Kaiserin scherzend und zog Blanche sanft zu sich herauf. „Aber zwischen dem ersten und dem letzten Kuß schiebt sich noch vieles andere ein. Da gleicht sich noch alles aus. und dann kommt der Hochzeitstag, und dann stellt sich dieses und jenes ein und noch so mancherlei, und dann naht sich erst viel, viel später das Ende und der letzte Abschied. Also nicht so früh das Köpfchen hängen gelassen, sondern wohlgemuth der Welt entgegensehen, sie ist ja so schön!“ Die Kaiserin rauschte davon.
Blanche ordnete noch schnell die Toilettengegenstände und verließ gleich darauf ebenfalls das Gemach.

* * *

In der kaiserlichen Hofküche brodelten die Töpfe und schmorten die Braten. Das Feuer prasselte unter den Herden und ein aromatischer Duft durchwebte den Raum, in dem an den Tischen die weißgekleideten Köche und Kochjungen hackten und klopften, schabten und quirlten.“
In der Mitte des peinlich sauberen Hauptganges stand, die Hände in die Hüften gestimmt, mit wohlgefälliger Miene der Oberkoch Tribolette.
„Also Seine Majestät ist angekommen?“ fragte er einen vor ihm stehenden jungen Mann, dessen demüthige Haltung einen seltsamen Widerspruch bildete zu dem verschmitzten Zug, der zeitweilig blitzartig um seine Lippen zuckte. „Und er will nur das Frühstück einnehmen?“
„Zu Diensten, Herr Oberkoch. Er ist nur von seinem Adjutanten begleitet, sonst aber ohne jedes Gefolge eingetroffen.“
„Schade, jammerschade,“ murmelte Tribolette, „lieber Meunier; ich hatte mich eigentlich auf ein großes Diner eingerichtet. Nun, da will ich aber wenigstens ein Dejeuner herstellen, wie es dem Kaiser noch selten aufgetragen worden ist. Sie werden mir dabei behilflich sein. Und sollte Majestät nach dem Arrangeur sich zu erkundigen die Güte haben, so werde ich nicht ermangeln, Ihren Namen in empfehlende Erinnerung zu bringen.“
„Sehr verbunden, Herr Oberkoch. Haben Sie schon die einzelnen Gänge festgestellt?“
„Nur im großen und ganzen. Als Suppe wird es Hühner-Bouillon geben.“
„Und als Entrée dürften Lamm-Coteletts mit Artischocken-Purée geeignet sein.“ (Fortsetzung folgt.)



Eine Feuerspritze ohne Pferde.

Ein spanisches Kanonenboot für die Philipinen.

Die Spanier sind gegenwärtig stark beschäftigt. Allerorten erhebt die Unbotmäßigkeit und die Revolution ihr Haupt. Da der Besitz seiner Kolonien in Amerika und Asien eine Lebensfrage für das arme, handel- und industrielose, überdies nicht sehr fruchtbare Mutterland ist, so machen die Spanier die unglaublichsten Anstrengungen, ihre „Milch und Butter liefernden Melkkühe“ nicht zu verlieren.
So haben sie jüngst durch den Chef-Ingenieur Don Manuel Rodriguez in Manila zwei Kanonenboote bauen lassen, bestimmt für den Hanao-See auf der Insel Mindonao, deren Hauptbedingung ein geringer Tiefgang war, damit sie die seichten Flüsse

und Buchten dieses Sees anstandslos befahren können, was bei der Unverläßlichkeit und leichten Erregbarkeit der dortigen Uferbevölkerung von eminenter Wichtigkeit war. Diese Schiffe, von deren einem unsere beistehende Zeichnung eine Abbildung gibt, haben eine Länge von 95 Fuß und eine Deckhöhe von 19 Fuß. Ihre Maschinen produziren je 175 Pferdekräfte und durch eine Reihe von Schnellfeuerkanonen verleihen sie ihrer Erscheinung den nöthigen Nachdruck.

Der Wechsel der Mode im abgelaufenen Jahrhundert.

Aus alten Modebildern, die er durchblätterte, hat einer der Zeichner die oben vereinigten Typen ausgewählt, die uns den Gang der Mode seit den ersten Jahrzenten dieses Jahrhunderts erkennen lassen. Von dem ersten Bilde links, das aus dem zweiten Dezennium des 19. Säkulums stammt, bis zu der letzten Figur rechts, die uns eine Dame der Gegenwart vorführt, welch' ein Abstand! Und die Verschiedenheit läßt sich auch im Detail erkennen, in der Frisur der zweiten Gestalt (aus den 50er-Jahren), wo die glatten Scheitel dem Kopfe anliegen, bis zu dem Haarbeutel des nächsten Bildes und den in die Stirn hängenden, gleichmäßig abgeschnittenen Pudelhaaren, dem dicken Knoten und den in zahllose Löckchen zerzupften, wo möglich gefärbten Haaren des fin de siècle. Man betrachte ferner die wechselnde Länge und Kürze der Taille, den Umfang der Krinoline, die Auswüchse der Tournüre u. s. w. und man wird finden, daß die launische Göttin der Mode nicht versäumt hat, der Monotonie auszuweichen. Daß uns die heutige Mode als die hübscheste erscheint, ist auch nur durch die Gewohnheit bedingt. In zwanzig Jahren wird wahrscheinlich die Damenwelt des zwanzigsten Jahrhunderts über sie eben so den Kopf schütteln, wie unsere Zeitgenossinnen über die Bilder aus einer eben so lang zurückliegenden Epoche.

Eine Feuerspritze ohne Pferde.

In Amerika hat man auf dem Gebiete des Feuerlöschwesens wieder einen Schritt nach vorwärts gethan; man beginnt mit der Einführung pferdeloser Dampfspritzen, welche durch die Dampfmaschine selbst in Bewegung gesetzt werden. Es hat dies, abgesehen von der Ersparung an Pferdematerial, den Zweck, die Spritzen massiver und leistungsfähiger herstellen und somit größere Wassermassen in größere Höhen dirigiren zu können. In Amerika, wo die Häuser noch weit höher gebaut werden, als bei uns, ist ist dies von besonderer Wichtigkeit. Man hatte in Boston bisher eine Dampfspritze in Verwendung, welche 1100 Gallonen Wasser in der Minute auf ein Brandobject zu schleudern vermochte und zu deren Transport drei Pferde nöthig waren. Man hat nun die pferdelose Dampfspritze erbauen lassen, welche hier abgebildet ist und mittelst welcher bis zu 1850 Gallonen Wasser in der Minute in Verwendung gebracht werden können. Dieselbe wird durch Hebel und eine Art Steuer dirigirt und ist im Stande, zwölf englische Meilen (circa zwanzig Kilometer) in der Stunde zurückzulegen. Die gewöhnlichen Straßensteigungen bieten der Maschine keinerlei Schwierigkeit.

Bilderräthsel.



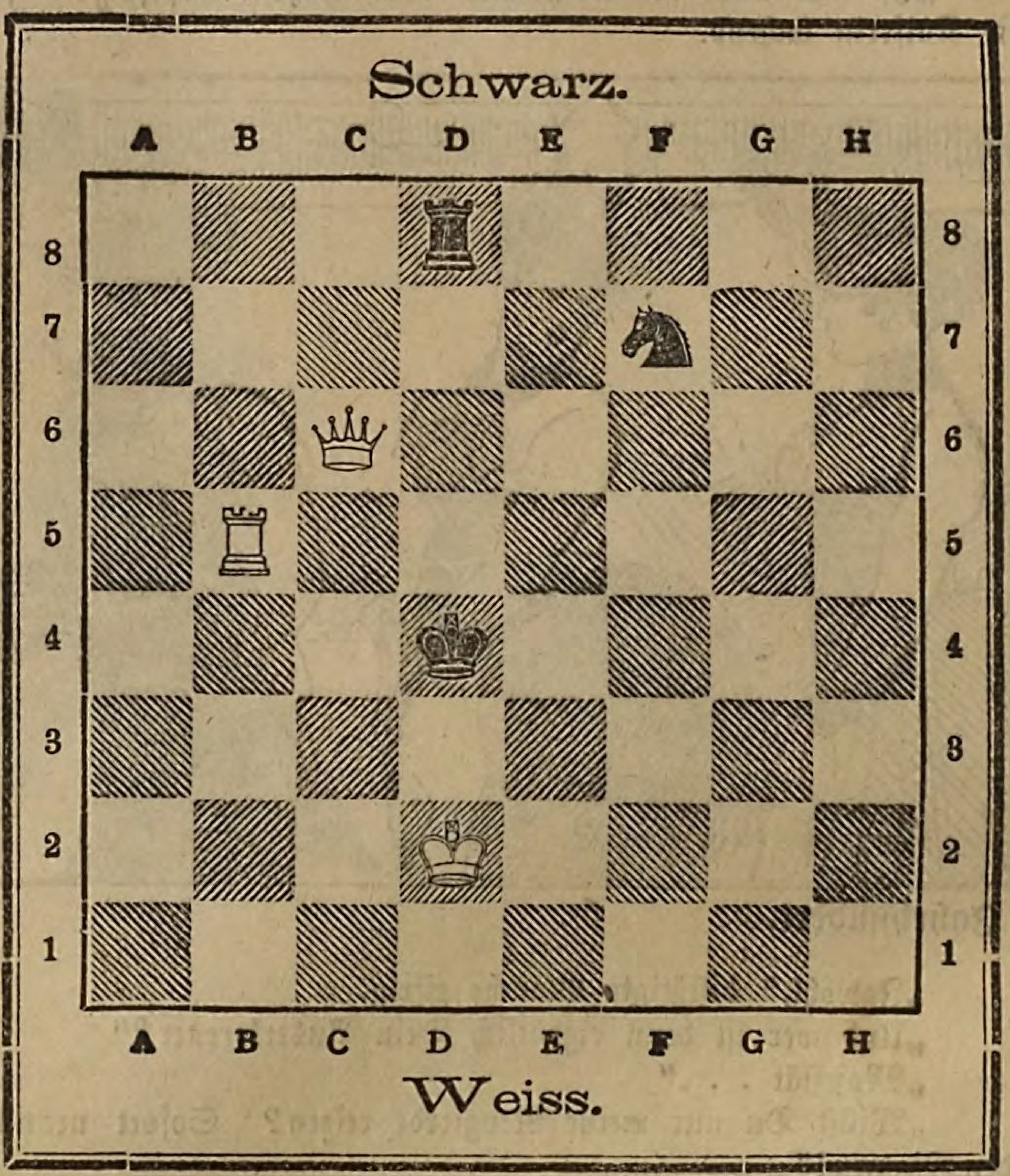
Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 24:

Hand	Ast	Name	Dach
Amor	Mond	Ochse	Rechen
Note	Ohr	Tasse	Esel
Drei	Rad	Erde	Fisch

Schachzeitung № 248.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von V. Murin in Barcelona.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Schottische Partie,
gespielt durch Correspondenz im Juli—Dezember 1896. (A, M.)

Weiß: Dr. Erkenbrecht:		Schwarz: Schmaus.	
1. e2—e4	e7—e5	13. Lc4—e6	f7×e6
2. Sg1—f3	Sb8—c6	14. Sb1—e3	Sg8—f6
3. d2—d4	e5×d4	15. e4—e5	Sf6—g4
4. Sf3×d4	Dd8—h4	16. Kd1—d2	d6—d5? (b)
5. Sd4—b5	Lf8—c5	17. f2—f3!	Sa1—c2? (c)
6. Dd1—f3	Sc6—d4 (a)	18. Kd2×c2	Sg4—e3+
7. Sb5—c7+	Ke8—d8	19. Kc2—d3	Se3—c4
8. Df3—f4	Sd4×c2+	20. Sc3—a4	b7—b6
9. Ke1—d1	Dh4×f4	21. b2—b3	Sc4—a5
10. Lc1×f4	Sc2×a1	22. Th1—c1	Kd8—d7
11. Sc7×a8	d7—d6	23. Sa8—c7	Sa5—c6
12. Lf1—c4	Lc8—e6	24. Sa4×Lc5+	Gibt auf.

a) Durch Lc5—b6 erhält Weiß nach Bilguer das bessere Spiel.
b) Der entscheidende Fehler. Er mußte d6×e5 geschehen.
c) Der zweite Fehler. Besser ist: Lc5—e3+, 17. Lf4×e3, Sg4×e3 und Schwarz erhält seinen Springer wieder, da der Sa8 nicht zu halten ist.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 244 von Schmid.

1. c5—c6 / Kf4—e5 2. Lb8—a7 / Beliebig. 3. Se3—c4, Sf8—g6, L a7—d4 ‡

1. . . . . / Kf4×e3 2. Sf8—g6 / Ke3—d4 3. Lb8—a7 ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll, J. Klingeis von Moosham und aus Regensburg von G. Geisel, R. Kern, B. H.—, L. Schönhuber und R. Weiß.

Wie J. Klinges in Moosham und R. M. und Tarrasconia in Regensburg angegeben, ist diese Aufgabe auch in folgender Weise lösbar: 1. Sf8—g6+, Kf4×e3. 2. c5—c6, K beliebig. 3. Lb8—a7 ‡, was vielleicht der Verfasser der Aufgabe nachträglich zu verbessern in der Lage ist.

Schachneuigkeiten.

Am 10. Februar hat zu Brooklyn ein Wettkampf zwischen den beiden Schachmeistern J. W. Showalter und H. N. Pilsbury bei einem gegenseitigen Einsatze von 1000 Dollars seinen Anfang genommen. Dieser Wettkampf wird abwechslungsweise in New-York und Brooklyn ausgefochten und ist Sieger, wer zuerst sieben Partien gewonnen hat. Die ersten beiden Parteien blieben unentschieden, die 3., 4. und 5. gewann Pilsbury, während in der 6. und 7. Partie Showalter siegte. — Wir werden demnächst mehrere Spiele dieses interessanten Kampfes nachtragen.

In England sind alle Vorbereitungen für einen im Juni beginnenden I. Damenschachkongreß getroffen, über welchen die Prinzessin Mathilde von Dänemark, geb. Prinzessin von Wales, das Protektorat übernommen hat. Die vier ausgesetzten Preise betragen 1200, 1000, 800 und 400 Mark.

Wie allgemein gemeldet wird, ist in dem Befinden des Schachmeisters Steinitz eine wesentliche Besserung eingetreten und dessen vollständige Genesung zur Freude aller Schachfreunde in nicht ferner Zeit zu erwarten.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 26. Sonntag, den 4. April. 1897

2

Das Haar der Kaiserin.

Novelle von Th. Seelmann.

„Ganz meine Ansicht. Dann folgen Wachteln mit Trüffeln."

„Darnach vielleicht russischer Salat?"

„Jawohl, russischer Salat hinterher."

„Confekt und Früchte."

„Aber viel Weintrauben; viel Weintrauben müssen dabei sein; der Kaiser liebt sie sehr."

„Zu Befehl."

„Das wäre ja ein ganz vorzügliches Menu. Sie, lieber Meunier, mache ich nun besonders für die tadellose Sauberkeit der Herstellung verantwortlich. Achten Sie ganz besonders auf die schmackhafte Zubereitung der Saucen. Sie wissen, man kann nicht überall sein, überall hinsehen; man muß eine kleine Unterstützung haben. Ich bin der Feldherr, der Befehle gibt, und Sie sind mein Untergeneral, welcher die Ausführungen überwacht; — sind, wie man zu sagen pflegt, meine rechte Hand", schloß der Oberkoch schmunzelnd, und glättete seine steifgestärkte Schürze.

„Sehr schmeichelhaft, Herr Tribolette. Ich werde bestens Ihrem Wunsche nachkommen."

„Thun Sie das", entgegnete Tribolette zufrieden, während sein Günstling nach einer tiefen Verbeugung sich entfernte und zu den Herden begab.

Um die elfte Stunde hatte der Kaiser das Frühstück anberaumt, das er nur mit seiner Gemahlin unter sich einnehmen wollte.

Im Muschelsaale war die Tafel eingerichtet worden. Die Muscheln, mit denen die Felder der Wände bekleidet waren, gleisten und glänzten in allen Farben des Regenbogens; die Blumen der ausländischen Pflanzen und Gewächse, mit denen die Fensternischen und Ecken des Saales besetzt waren, ließen ihren süßen, würzigen Duft ausströmen, und das schwere goldene und silberne Prunkgeschirr warf die Sonnenstrahlen blitzend zurück.

Der Kaiser im einfachen blauen Leibrock, weißen Beinkleidern, langen Stulpenstiefeln, und nur durch den Stern auf der Brust seine Würde erkennen lassend, hatte sich neben der Kaiserin niedergelassen, die ein mattgelbes Seidenkleid angelegt und als Schmuck nur eine einfache Perlenschnur um den stolzen Hals geschlungen hatte.

Die Hühner-Bouillon hatten die Herrschaften schon eingenommen. Henry Hériot, dem, wie er gehofft hatte, die Aufwartung bei Tisch übertragen worden war, hatte eben mit leeren Tellern den Saal verlassen, als der Kaiser aufathmend, während er mit der Rechten einige Brodkrumen zu einem Kügelchen zusammenballte, begann: „Du kannst es Dir gar nicht vorstellen, Josefine, wie sehr ich mich nach einem trauten unbeobachteten Beisammensein mit Dir gesehnt habe. Hier in Deiner Nähe vergißt man doch endlich die Staatsgeschäfte und Staatssorgen und kann wieder Mensch unter Menschen sein."

„Deine Sehnsucht nach mir, mein Theurer, ist für mich das größte Lob und die größte Genugthuung. Aber wenn ich offen sein will, so hat mich seit den zwei Wochen, wo ich hier weile, ebenfalls ein immer wechselndes Verlangen ergriffen, den Löwen von Corsica wieder einmal furchtlos in die Augen zu sehen. Ich habe nach dir geschmachtet, wie das gefangene Vögelchen . . ."

„Nach dem Zucker," neckte der Kaiser. „Schöner Vergleich, nur daß ich nicht so süß bin."

„Nach dem Frühling, wollte ich sagen."

„Auch nicht übel. Ein kleiner Unterschied zwischen mir und dem Lenz dürfte aber doch festzustellen sein. Das Klingen und Singen, das meine Ankunft bisher in den Landen begleitete, war der Donner der Geschütze, und die Düfte, welche die Lüfte erfüllten, waren die dunkeln Schatten des Pulverdampfes."

„Aber wohin Du auch drangst, warst Du siegreich wie der Frühling."

„Schmeichlerin!"

Der Diener erschien und trug die Lamm-Cotelettes mit Artischocken-Purée auf.

„Wenn es Dich aber in der That so heftig zu mir hingezogen hat, mein Freund," nahm Josefine das Gespräch wieder auf, indem sie ihre Cotelettes zerschnitt, „dann wundert es mich nur, daß Du Dich so schnell wieder von mir trennen willst."

„Ich mache es nun so wie der Frühling. Man hat ihn den ganzen Winter hindurch mit sehnender Brust erwartet, und kaum ist er da, so ist er auch schon wieder entschwunden," erwiderte der Kaiser, indem er den besten Bissen zum Munde führte. „Aber Scherz bei Seite, mich erwarten dringende Geschäfte in Paris."

„Und wann gedenkst Du mein Hector, Dein trauerndes Weib, Deine Adromache, zu verlassen?"

„Ich muß um 1 Uhr aufbrechen."

„Schon!"

„Ja, wenn mir ein Zusammentreffen mit Dir nicht so sehr am Herzen gelegen und ich Dir meinen Besuch nicht ganz bestimmt in Aussicht gestellt hätte, ich wäre überhaupt nicht gekommen."

„Dann muß ich Dir für Deinen Besuch ganz besonders dankbar sein."

„Wie ich es Dir dafür bin, daß ich Deinen Anblick genieße. Das ist die Kehrseite unserer Stellung: Glanz, Ehre, Ruhm bis zum Ueberdruß, aber auch Arbeit bis zur Ermattung und das Entbehren eines glücklichen Familien-Stillebens."

„Du lässest Dich von einer augenblicklichen Wallung des Unmuthes beherrschen, mein Freund. Wäre es dir beschieden, nicht acht Tage würdest Du unthätig am häuslichen Herde dich wohl befinden. Auch Achill litt es nicht am Spinnrocken."

„Mag sein," erwiderte der Kaiser kurz und legte Messer und Gabel aus der Hand.

Auf einen Wink näherte sich Henry und trug das Geschirr in das Nebengemach, wo Vater Tribolette mit Charles Meunier die Wachteln mit Trüffeln anrichtete. Als er den Saal mit den Speisen wieder betrat, war eine Pause im Gespräch des kaiserlichen Paares eingetreten.

Der Kaiser starrte finster vor sich hin auf die Tischdecke, während die Kaiserin besorgt das Mienenspiel ihres Gemahls beobachtete.

Henry setzte die Teller vor den Kaiser und die Kaiserin und trat zurück.

Napoleon Bonaparte blickte noch immer düster auf den Tisch. Aber jetzt heftete er sein Augenmerk auf das aufgetragene Gericht. Endlich ergriff er das neue Besteck und schickte sich an, das Geflügel zu zerlegen.

Plötzlich fuhr er auf. „Was ist das?" stieß er hervor und schob mit der Gabel ein fadenförmiges Gebilde auf den Rand des Tellers.

Erschreckt beugte sich Josefine über das Gericht.

Der Kaiser hatte sich erhoben. „Wo ist der Koch?" herrschte er Henry an.

„Im Nebenzimmer, Sire."

„Hole Er ihn!“

Der Diener kam sofort dem Befehle nach. Vater Tribolett's Gesicht glänzte, als er mit Henny im Saale erschien; aber seine freudige Erregung verwandelte sich sofort in maßloses Erschrecken, als er den Kaiser, eine tiefe Falte auf der Stirn, vor sich stehen sah.

„Seit wann kommen die Wachteln und Trüffeln mit Haaren auf die Tafel?„ rief er und stampfte mit dem Fuße auf.

„Sire . . .“

„Dort steht mein Teller, was liegt auf dem Rand?“

Mit zitternden Gliedern näherte sich der Oberkoch dem Gedeck. Er wollte seinen Augen nicht tranen; aber es war wahr: auf dem Tellerrand lag, von der goldbraunen Sauce überzogen, ein Haar.

„Nun, was ist das?“

„Sire, ein Haar“, klang tonlos die Antwort.

„Jawohl, leider. Aber Er soll in seiner Unsauberkeit und Unachtsamkeit selbst ein Haar finden; von heute ab ist Er seines Postens entsetzt.“

„Sire . . . .“

„Kein Wort weiter!“

Gebrochen wankte der Oberkoch zur Thüre hinaus.

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel hatte der Vorfall gewirkt; die Kaiserin lehnte bleich in ihrem Stuhle zurück, während der Kaiser ruhelos, die Hände auf dem Rücken, auf und ab wanderte.

Wie vom Blitz getroffen, stand auch Henry Hériot an der Thüre, der bei dem Hinausgehen Tribolette's unwillkürlich den Teller ergriffen hatte und nun weiterer Befehle harrte.

Da kräuselte es sich vor ihm auf dem Sevres-Porzellan, das Haar, so unschuldig und doch so bedeutungsvoll. Wie werden, fragte er sich, Blanche und ihre Mutter die unerwartete Amtsenthebung aufnehmen? Der Oberkoch Tribolette seines Postens verlustig! Jetzt konnte er, ohne sein Wort zu brechen, ihm seine Tochter zur Frau geben; denn er war nicht mehr — womit er geprahlt hatte — der Oberkoch Ihrer Majestät der Kaiserin. Aber nein, Henry Hériot war nicht schadenfroh. Wie gern würde er, wenn es in seiner Macht gelegen hätte, Blanche's Vater wieder zu seiner Stellung verholfen haben! Und auch die Kaiserin, — wie hatte der jähe Zornausbruch ihres Gemahls alle Lebenslust von ihrem Antlitz verscheucht! Wie bedrückt schaute sie vor sich hin, war auch ihr nicht zu helfen? Aber wie?

Ein pfeilschneller Gedanke durchzuckte ihn. Wie, wenn er . . .? Die leidenschaftliche Zuneigung des Kaisers zu seiner Gemahlin war landbekannt; ihr konnte er nicht zürnen, ihr verzieh er alles. Wurde er aber gezwungen, seinen Groll schwinden zu lassen, dann mußte er auch so schnell als möglich den peinlichen Eindruck, den der unliebsame Zwischenfall hervorgerufen hatte, zu verwischen suchen, und der grelle Mißmuth, der sich eingeschlichen hatte, wurde gehoben, die Kaiserin konnte wieder aufathmen.

Und weiter. Glückte sein Plan, war dann nicht auch zugleich die Widereinsetzung Vater Tribolette's die wahrscheinlichste Folge? Freilich; nun galt es erst recht das Wagniß zu unternernehmen. Stand auch seine eigene Person anf dem Spiele, aus Verehrung für die Kaiserin und aus Liebe zu Blanche wollte er den verantwortungsvollen Schritt thun, ging es für ihn selbst auch, wie es ging.

Er räusperte sich. „Sire,“ begann er zögernd. Der Kaiser schaute verwundert auf.

„Was will Er?“

„Sire, darf ich mir einige Worte gestatten?“

„Nun?“

„Sire . . . das Haar?“

„Was ist's damit?“

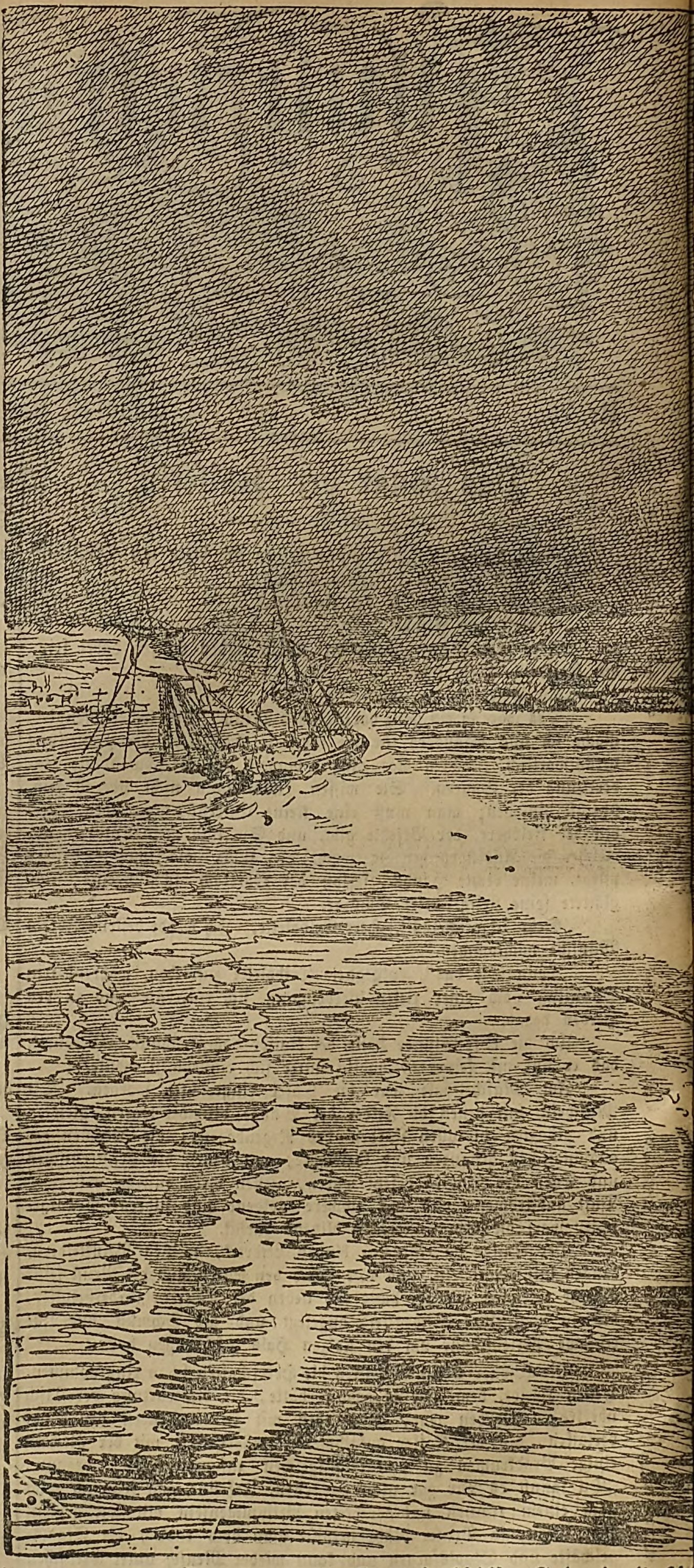
„Sire, ich glaube die Bemerkung gemacht zu haben, daß das Haar von Ihrer Majestät der Kaiserin herrüht“

„Wie?“ stieß der Herrscher hervor und blickte auf die Kaiserin.

Josefine wandte sich überrascht nach dem Diener, Im ersten Augenblick durchbebte sie ein heftiger Unwille, als sie aber seine flehenden, Verzeihung heischenden Augen auf sich gerichtet sah, stutzte sie überlegend, und plötzlich schoß in ihr das Verständniß für sein kühnes Unterfangen auf. Sie erhob sich und schritt auf Henry zu. „Zeig' Er einmal!“ versetzte sie mit einem bedeutungsvollen Blick gelassen und wischte mit spitzenumsäumtem Taschentuch das Haar vom Tellerrand. Dann kehrte sie sich um und sagte, das zusammengeballte Spitzentuch in die Tasche stecken, langsam: „Er wird recht haben.“

„Ah,“ fuhr der Kaiser betroffen auf. „Ist es möglich?“

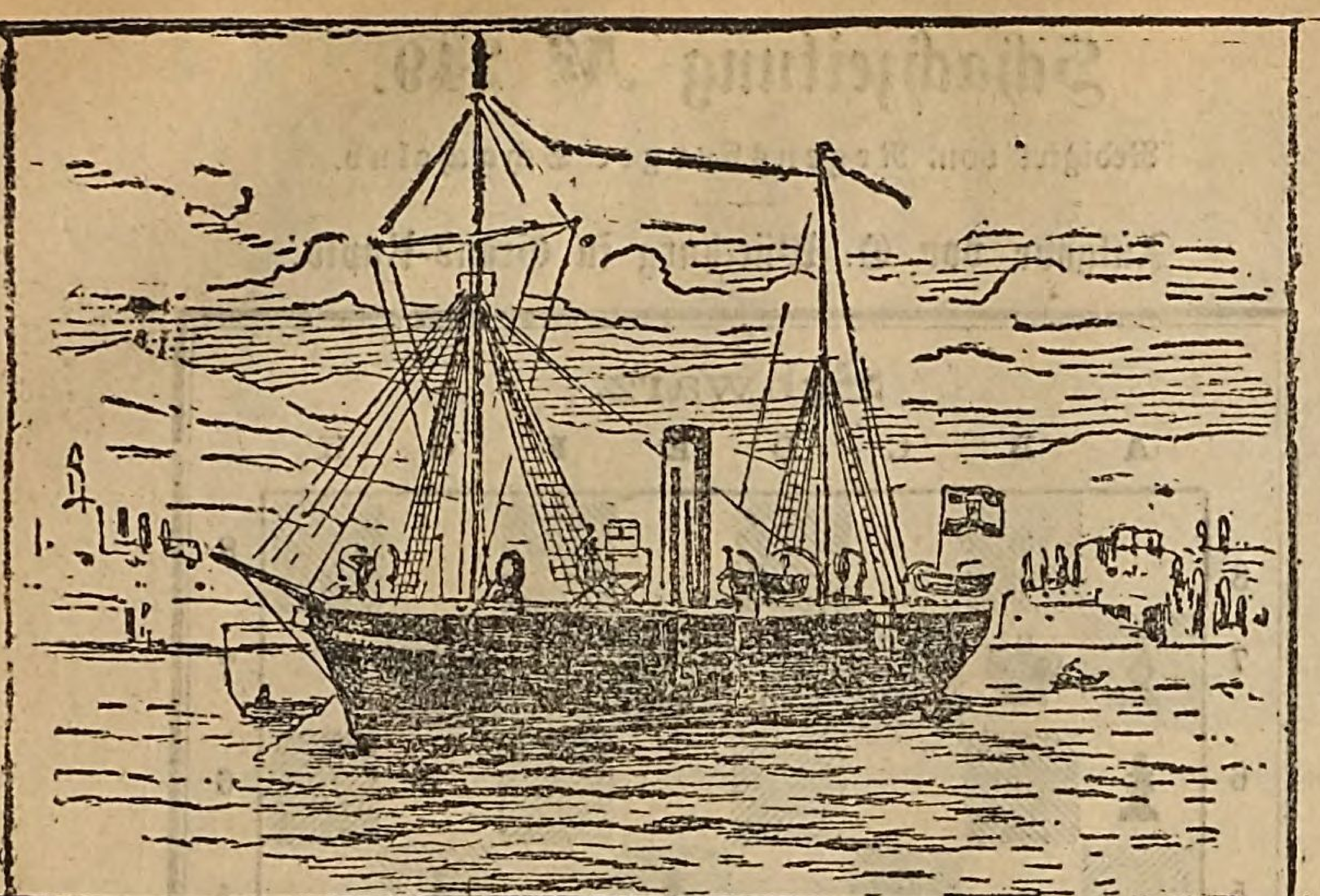
„Doch wohl.“ (Fortsetzung folgt.)

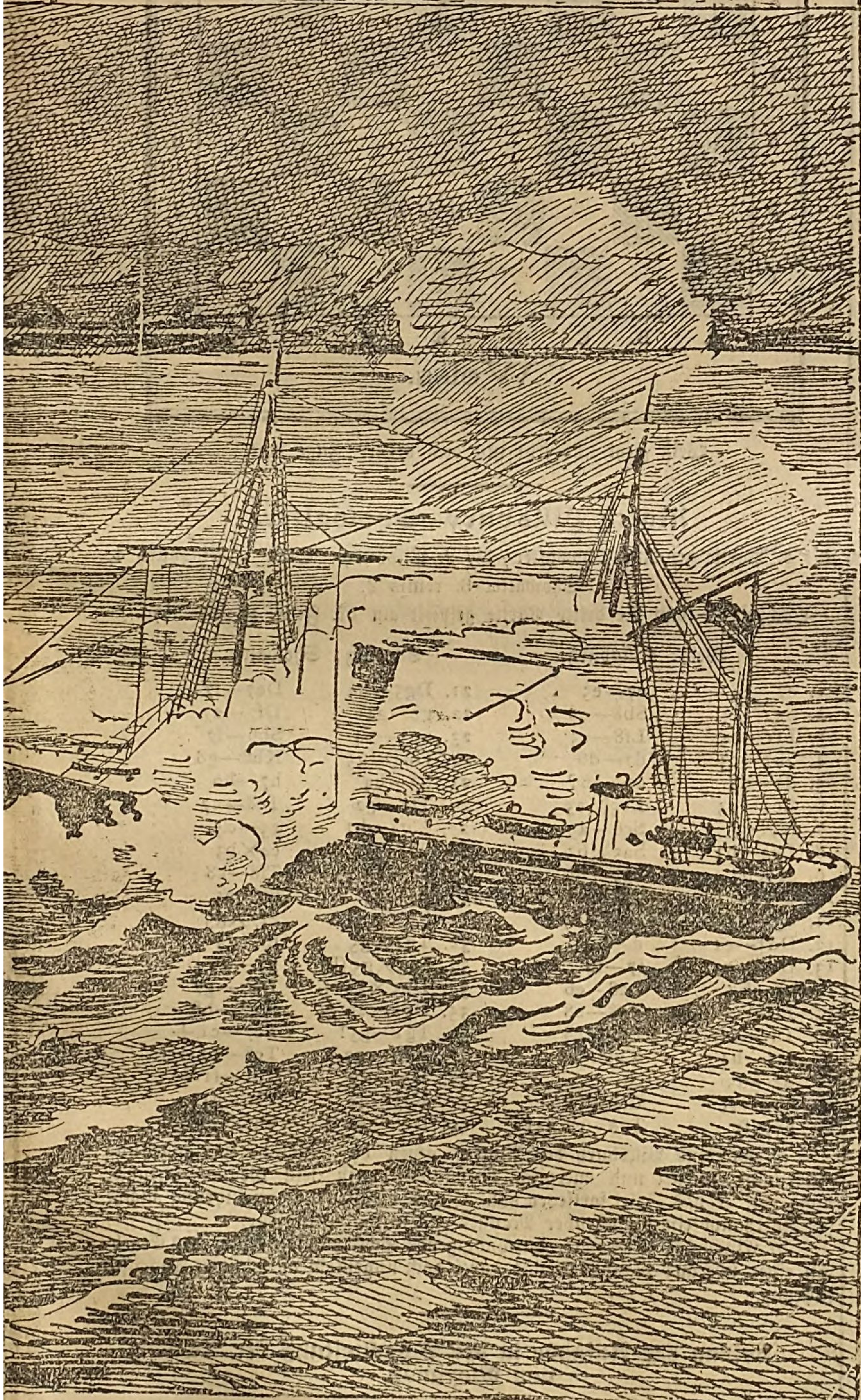


Das k. u. k. Torpedoschiff „Sebenico“ sch

Nach der Skizze eines

Beordert, vor der nördlichen Küste von Kreta zu kreuzen und Schiffe, die verdächtig scheinen, anzuhalten und zu untersuchen, traf während einer solchen Mission das k. u. k. Torpedoschiff „Sebenico“ unter Kommando des Fregatten-Kapitäns Viktor Ritter Bleß von Sembuchi Mittwoch den 17. März auf der Höhe von Cap Dia, zirka 12 Kilometer nordwestlich von Kandia, auf einen griechischen





… einen griechischen Schooner in den Grund.

…ung. Marine-Offiziers.

Schooner in der Nähe der Küste, der augenscheinlich nach einem passenden Landungsplatze suchte. Die „Sebenico“ setzte sofort Boote aus, befahl dem Schooner die Segel aufzugeien und kündigte die Durchsuchung des Schiffes an. Das mochte den Burschen nicht behagen nnd sie vermaßen sich in gänzlicher Verkennung der Situation auf die kaiserlichen Boote zu feuern! Augenblicklich wurden die Boote zurückberufen und der Schooner mit vier wohlgezielten Schüssen unter der Wasserlinie zum Sinken gebracht. Der Rettung der Bemannung ans Land durch Schwimmen wurde keinerlei Hinderniß entgegengesetzt.

Von den Bootsinsassen war durch die Schüsse der Griechen ein Matrose leicht verwundet worden. Unser vorstehendes Bild ist nach der dem „W. Weltbl.“ aus Kandia, von Seite eines befreundeten österr.-ung. Seeoffizier eingesendeten Original-Skizze gezeichnet. Das kleine Bildchen rechts oben bietet die nach einer Photographie gearbeitete Ansicht des Kriegsdampfers „Sebenico“. Das Torpedoschiff „Sebenico“, ein Typ, hat eine Länge von 57 Meter, eine Breite von 8 Metern. Die Wasserverdrängung beträgt 900 Tonnen. Die Maschine indizirt 1380 Pferdekräfte, die dem Schiffe eine Fahrgeschwindigkeit von 14 Knoten per Stunde verleihen. An Bestückung führt die „Sebenico“ 5 leichte Geschütze, 4 Schnellfeuerkanonen und 3 Mitrailleusen. Die Bemannung, einschließlich des Schiffstabes, beträgt 85 Mann.

Die Kartenkunststücke der Taschenspieler.

Vor nicht gar langer Zeit, so schreibt die Wiener „Reichswehr“, führten in einer Standesversammlung die Taschenspieler darüber Klage, daß einzelne ihrer Kollegen (und zwar zumeist Stümper in der Schwarzkunst) diejenigen Kenntnisse, welche sie ohnehin nur zum geringen Theile besitzen, für schnödes Geld an Dilettanten verkaufen. Diese Beschwerden wurden damals mit stürmischer Entrüstung von der Versammlung angehört. Es wurde als Entwürdigung des Standes bezeichnet, daß der eine oder andere „Professor“ für ein schmackhaftes Diner die Kunst des Feuer- oder Säbelschluckens preisgab oder die Vortheile bei den Kartenkunststücken, von denen kein „Zauberer in der Westentasche“ etwas weiß, für eine Summe verkaufte, die sich bequem in der Westentasche unterbringen läßt.

Nun ist durch eine Bekanntmachung der Wiener Polizei wieder eine nur vertrauten Kreisen bekannte Thatsache, die Existenz besonderer „Taschenspieler- und Kunststückkarten“ in Erinnerung gerufen worden. Die Bekanntmachung selbst enthält nur die trockene Bestimmung, daß für derartige Karten eine Verschlußmarke eingeführt wird, die sich von denjenigen, die für gewöhnliche Spielkartenpackete bestimmt sind, durch Farbe und andere Aeußerlichkeiten unterscheidet; ferner wird in derselben auch normirt, daß die bei der Zurichtung verdorbenen und die nicht verwendeten Blätter von den Verschleißern dieser Art von Kartenspielen in Anwesenheit eines Finanzbeamten nach vorheriger Verrechnung vernichtet werden.

Dem Uneingeweihten, der von dem Vorhandensein und der Beschaffenheit der Taschenspieler- und Kunststückkarten früher nichts wußte, und der von einer „Zurichtung“ seitens der Verschleißer niemals gehört hat, wird diese Bekanntmachung zwar etwas Neues, aber auch etwas nicht recht Verständliches mittheilen. Da nun aber der Schleier durch die hohe Obrigkeit selbst so weit gelüftet ist, soll, ohne in das Wesen der einzelnen Kunststücke selbst einzugehen, noch Einiges über diese besondere Species von Spielkarten mitgetheilt werden.

Die wenigsten Kartenkunststücke werden mit den gewöhnlichen Spielkarten vollbracht. Die Karten, welche vor den Augen des Zuschauers verschwinden, welche vom Künstler errathen werden, falls Jemand sie sich gemerkt hat, welcher wieder aus der Asche auferstehen u. dgl., sind von Haus aus keine ehrsamen Piquetkarten, trotzdem sie denselben täuschend ähnlich sehen. Schon das Material, aus welchem sie erzeugt werden, ist ein anderes. Sie werden aus dem mittelst Handbetrieb geschöpften Papier bereitet, das sich im Gegensatz zu dem aus maschinellem Papier hergestellten Kartenblatte durch besondere Biegsamkeit und Geschmeidigkeit auszeichnet. Einem derartigen Kartenblatt merkt man die Strapazen nicht an, die es auf seinen Wanderungen im Aermel und in den sonstigen Verstecken durchgemacht.

Aber nicht nur dem Material nach, sondern auch nach der Zeichnung unterscheiden sich die Taschenspielerkarten von den übrigen, wenn auch nur in kleinen, fast unmerklichen — und auch thatsächlich fast immer unbemerkten — Details. Dem Fachmann aber präsentirt Coeur-Dame des Taschenspielers mit einem um eine Nuance lieblicheren Lächeln als die gewöhnliche und die Krone des Pique-Königs ist anders als die im „soliden“ Kartenspiele.

Dies bezieht sich auf die Bereitungsweise der Taschenspielerkarten in den meisten Fabriken; die „Zurichtung“ erfolgt entweder in diesen selbst oder bei den Verschleißern und natürlich auch durch

den betreffenden Künstler selbst. Die Zurichtung beschränkt sich entweder auf das Zusammenlegen gewisser Kartenblätter (z. B. lauter Affe, Damen, Könige zc. in ein Spiel) zum Ersatze der vor den Augen des Publikums verschwundenen oder besteht in der Veränderung der ursprünglichen Form, freilich auf eine Weise, daß sie der Zuschauer nicht leicht merkt. So werden die Blätter beispielsweise nach einer Seite zu verschmälert. Wenn nun Jemand eine Karte zieht, wendet der Taschenspieler die in seiner Hand befindlichen blitzschnell um, so daß er die wieder hineingesteckte Karte nach dem bloßen Gefühl an dem wenn auch minimalen Unterschiede erkennt, der zwischen dem breiten Ende der gemerkten und den schmäleren Enden der übrigen Karten besteht. Auch gekürzte Karten, sowie solche mit breiteren Rändern werden bei der Zurichtung hergestellt.

Wie schon oben angedeutet, wird jedoch die Zurichtung oft auch vom Taschenspieler selbst zumeist auf primitive Weise bewerkstelligt. Es hat da fast jeder „Künstler" seine Spezialität. Beliebt sind unter Anderem die Wasserzeichen, die mit einem in reines Wasser eingetauchten Zahnstocher auf der Rückseite der Karten gemacht werden und nun durch den auf solche Weise erzielten Glanzfehler unter einem gewissen Neigungswinkel den Taschenspieler erkennen lassen, welches Kartenbild das Wasserzeichen anzeigt. Derlei Zeichen werden von den behördlich konzessionirten Kartenverschleißern nicht gemacht. Sie gehören schon zu den dem Fabrikanten und Verschleißer verbotenen „Zinken", die nicht nur von den ehrlichen Gauklern, sondern auch von Falschspielern benützt werden. So werden Karten rückwärts mit Merkzeichen aus Phosporstrichen versehen, die zwar im Dunkeln leuchten, bei der Lampenbeleuchtung jedoch nur von dem mit einer besonders dunklen Brille bewaffneten Auge gesehen werden. Von anderen Künstlern wieder werden die Karten an ihrer Schneide mit gezähnten Rädchen bearbeitet, und zwar jedes einzelne Blatt mit einem Rädchen von besonderer Speichenweite; beim Abheben hat dann der Wissende die Möglichkeit, durch Befühlen des Randes das Kartenbild zu „errathen".

Man sieht, die Zahl der verschiedenartigen Zurichtungen der Kartenblätter ist nicht klein. Doch wenn sie auch alle bekannt würden, dann hätten unserer Ansicht nach die Taschenspieler davon nicht viel zu befürchten. Denn wer nicht eine besondere Eignung hiezu benützt, der wird auch mit Kunststückkarten keine ordentlichen Kartenkunststücke zu Wege bringen.

Humoristisches.

(Auch ein Märchen.) Der kleine Karl: „Mütterchen, hörst Du gern Geschichten?"

Mutter: „Ja, mein Kind!"

Der kleine Karl: „Soll ich Dir mal eine erzählen?"

Mutter: „Gewiß."

Der kleine Karl: „Aber sie ist gar nicht lang."

Mutter: „Erzähle nur!"

Der kleine Karl: „Es war einmal ein Goldfisch und den habe ich eben todt gemacht!"

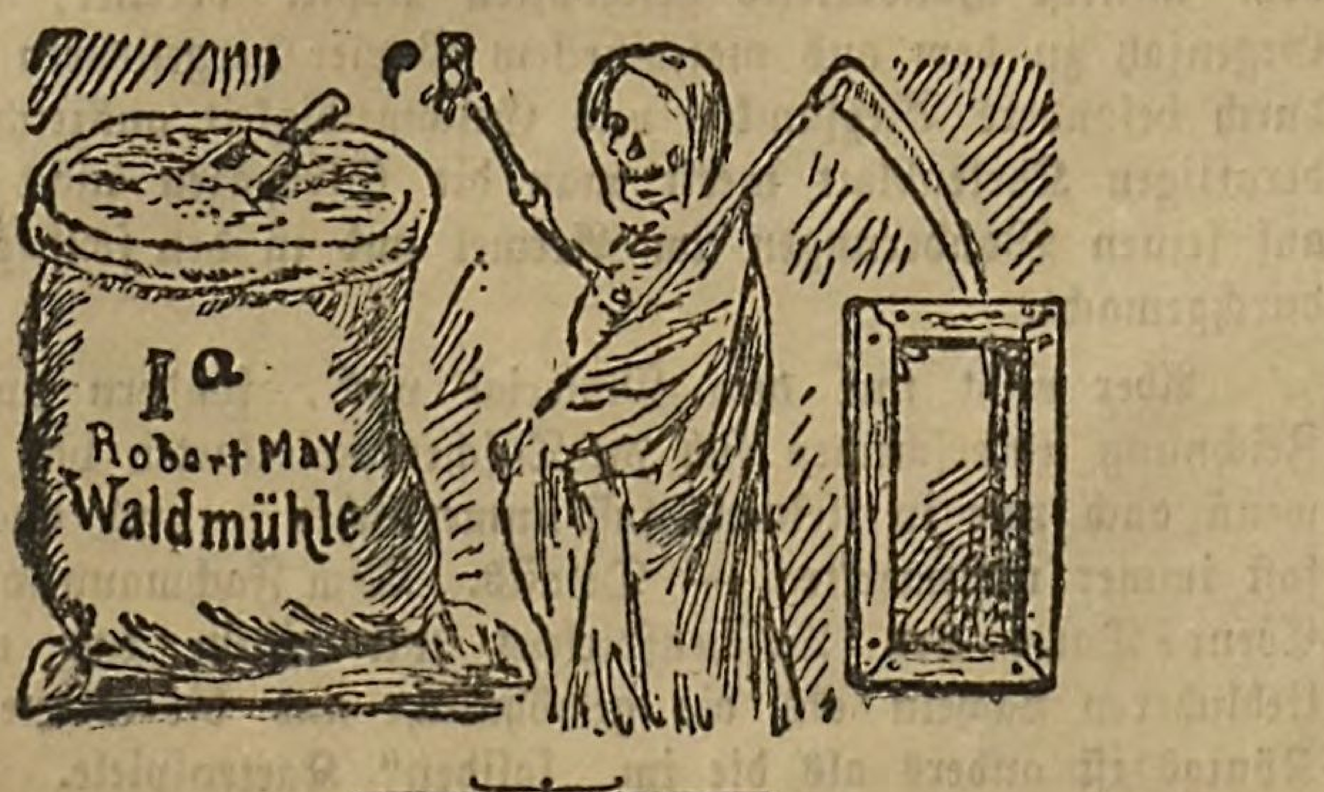
(Einschätzung.) Herr: „Haben Sie Vermögen?"

Sänger: „Nein, ich lebe von der Kehle in die Kehle."

(Pech.) „Wie war es nur möglich, daß Du bei Deiner gründlichen Vorbereitung durch's Examen fielst?"

Studiosus Süffel: „Ich gerieth in völlige Verwirrung, denn der eine Professor hatte die ganze Zeit ein Glas Wasser vor sich stehen."

Bilderräthsel.

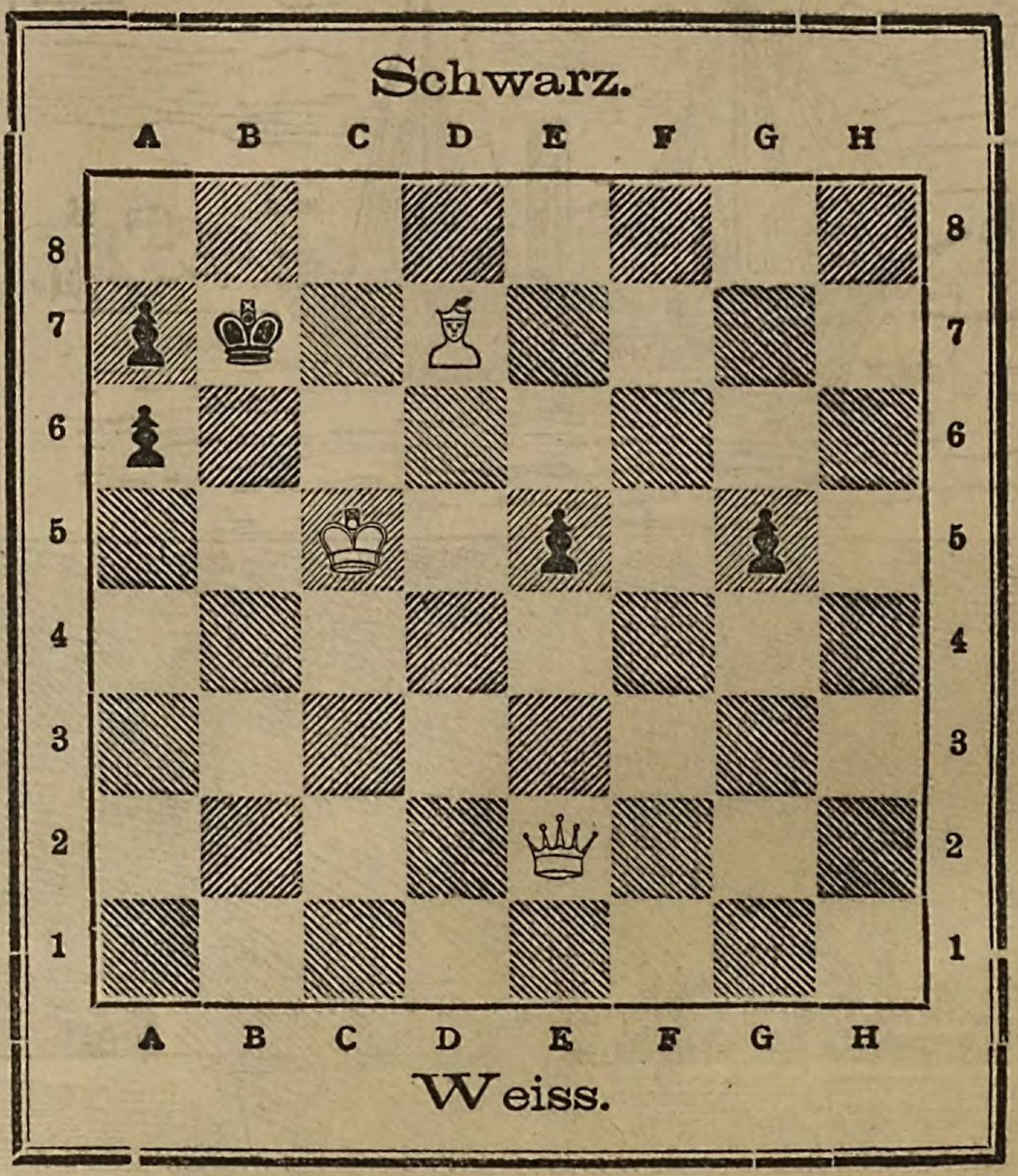


Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 25:
Gastfreie Aufnahme.

Schachzeitung № 249.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von O. Würzburg in Grand-Rapid.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Match Pillsbury—Showalter.

Die 8. Partie gewann Showalter, die 9. Pilsbury. Stand: Pillsbury 4, Showalter 3. remis 2.

Nachstehend folgt die dritte Partie gespielt am 17. Febr. zu Brooklyn.

	Weiß: Pillsbury.	Schwarz: Showalter.		Weiß: Pillsbury.	Schwarz: Showalter.
1.	e2—e4	e7—e5	21.	Dg3—h4	De7—f7
2.	Sg1—f3	Sb8—c6	22.	g2—g4	Df7—e7
3.	Lf1—c4	Lf8—c5	23.	Sc3—e4	Sh6—f7
4.	Sb1—c3	d7—d6	24.	Dh4—q5	Kh8—g8
5.	d2—d3	a7—a6 ?	25.	h3 —h4	h7—h6
6.	Lc1—e3	Lc5×e3	26.	Tf2-.-g2	Tc8—c7
7.	f2×e3	Sc6—a5	27.	Kg1—h1	c5—c4
8.	Lc4—b3	Sa5×b3	28.	Tf1—g1	c4×b3
9.	a2×b3	Sg8—h6	29.	c2×b3	Tf8—c8
10.	o—o	c7—c6	30.	g4—g5	h6×g5
11.	d3—d4	Dd8—e7	31.	h4×g5	Sf7×g5
12.	Dd1—e1	o—o	32.	Tg2×g5	f6×g5
13.	De1—g3	f7—f6	33.	Se4×g5 (b)	g7—g6
14.	h2—h3	Lc8—e6	34,	Dh5×g6 +	De7—g7
15.	Tf1—f2	Ta8—e8	35.	Dg6—e6 +	Kg8—h8
16.	Ta1—f1	Le6—c8	36.	Tg1—g3!	Tc7—c1 +
17.	Sf3—h4	Kg8—h8	37.	Kh1—g2	Tc8—c2 —
18.	d4—d5	c6—c5	38.	Kg2—f3	Tc1—f1 +
19.	Sh4—f5	Lc8×f5	39.	Kf3—e4	Tf1—h1
20.	e4×f5	Te8-c8 (a)	40.	De6—e8 +	Giebt auf.

a) Während Pillsbury den Angriff gegen die feindliche Königsstellung zielbewußt einleitet und energisch durchführt, weiß sein Gegner offenbar nicht, wie er das Spiel fortsetzen soll. In Showalter's Partieführung macht sich überhaupt ein auffallender Mangel an Initiative fühlbar.

b) Eine wohldurchdachte, durchschlagende Schlußkombination, das Ergebniß einer überaus planvollen und dabei doch ungemein vorsichtigen Angriffsführung.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 245 von Maximov.

1. Db3—d1 / Beliebig. 2. D. T. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, von Em. Einsiedl (auch zu Nr. 244), Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll, J. Klingeis von Moosham und aus Regensburg von G. Geisel, R. Kern, B. H.—, R. M.—, Gust. Schmidt, L. Schönhuber J. Schuler, Tarrasconia und R. Weiß.

Briefkasten: J. K. in M. In der Aufgabe Nr. 247 führt der Einleitungszug Sb4—b3 nicht zum Ziele.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 29. Montag, den 12. April. 1897

Das Osterei.

Ich kenne eine Gegend, in welcher es früher einmal — ob noch jetzt, weiß ich nicht — gebräuchlich war, daß am Ostersonntage die Kinder von Bauernhaus zu Bauernhaus gingen, um rothe Eier einzusammeln.

So ein Knabe oder Mädchen stellte sich in's Vorhaus und sagte seinen Spruch her, worauf sich gemeiniglich die Stubenthüre öffnete und ein rothes Ei, je nachdem aber auch ein Kuchen hinausgereicht wurde. Erkannte man das Kind als ein bekanntes, so ward es wohl auch in die Stube hineingerufen.

Da begab sich's eines Sonntags, daß ein curioses Büblein auf's Eiersammeln ausging. Eigentlich sah es so aus, wie andere Kinder, und doch wieder ganz anders; die Schuhe waren fein, Beinkleider und Weste hatte der Schneider aus einem werthvollen Zeuge verfertigt, das gar seltsam von dem Stoffe der groben Jacke abstach und das Taschentuch, mit welchem — vermuthlich wegen Zahnweh — das Büblein sein Gesicht eingebunden hatte, war gar von Seide. Vom Gesichte konnte man wenig sehen, denn es war fast gänzlich vom Seidentuch verdeckt.

Das Büblein wanderte auf der Straße dahin und bog bei dem ersten Bauernhause links ab. Sein Fuß wurzelte eine kleine Weile an dem Boden, dann trat er beherzt in's Haus hinein und sagte tapfer sein Sprüchlein her. Ein Stück Weißbrod kam heraus, dann ein rothes Ei.

Das Büblein hielt die empfangenen Kostbarkeiten in der Hand, blickte ganz ernsthaft auf dieselben, lachte, blickte die Gottesgabe wieder an und wußte nicht recht, was es mit derselben anfangen sollte. Da hörte es hinter sich eine Stimme: „Willst Du so gut sein, Kleiner, und mir das Stück Brod schenken?"

Die Stimme klang so weich und mild, daß der Kleine sich umsah und das Stück Weißbrod sofort darreichte. Auch das Ei gab er dazu. Erst dann nahm er sich Zeit, den fremden Mann anzublicken. Derselbe war ärmlich, aber nett gekleidet und zeigte ein bleiches Gesicht voll Kummer, Sorgen und ganz ersichtlichen Hunger. Sein Blick schien das Weißbrod verschlingen zu wollen. Dennoch steckte er es behutsam in die Tasche.

„Das gehört meinen Kindern, sagte er, als er des Bübleins große Augen mit einer staunenden Frage auf sich ruhen sah. „Sie haben seit gestern mittags nichts gegessen," fügte er schmerzlichen Tones hinzu.

Des Bübleins Augen schienen in's Unendliche zu wachsen. An den Fingern rechnete es zusammen. Seit gestern mittags, das war also keine Pause, kein Nachtmahl, kein Frühstück, kein Mittagessen. Und er selbst hatte bei jeder dieser Mahlzeiten gut und genug zu essen gehabt, ja mit den kostbaren Eßsachen nur gewüstet.

„Wie viele Kinder habt Ihr denn?" frug der Kleine schüchtern den bleichen Mann. „Es sind ihrer viere", anwortete dieser seufzend. „Und sind sie alle hungrig?" frug die kleine Gestalt weiter. Der bleiche Mann lächelte trotz seiner Noth. „Ja freilich, da gibt's keine Ausnahme."

Der Kleine blickte ganz ernsthaft vor sich auf den Boden. Er sann wie ein Erwachsener. Dann hob er den Kopf. „Ich mache Euch einen Vorschlag. Geht mit mir von Haus zu Haus, ich trete ein und sage mein Sprüchlein, Ihr wartet draußen und nehmt in Empfang, was die Leute mir schenken. Ich gib's Euch gerne, tragt's Eueren armen Kindern heim."

Der arme Mann zuckte recht schmerzlich zusammen. Der Vorschlag rührte ihn, aber er sträubte sich trotzdem, ihn anzunehmen. Dann aber mochte er aber wohl an die hungernden Kleinen denken, dann aber sagte er trotzdem ja. „Du bist ein braver Bub'", fügte er bei. „Doch willst Du denn für Dich gar nichts behalten?"

„O, ich leide niemals Hunger", antwortete das Büblein eifrig, „ich habe immer genug zu essen."

Und so wanderten sie von Haus zu Haus. Das Büblein gerieth immer mehr und mehr in Eifer. Es sagte sein Sprüchlein so frisch und munter heraus, daß die Bauersleute ihre Freude an dem Kleinen hatten, und je mehr sich das weißgetupfte blaue Sacktuch füllte, in welchem der bleiche Mann die geschenkten Eßwaren sammelte, desto freudiger erglänzten die Augen des Kindes.

Da kamen sie zu einem Gehöfte, welches recht weit abseits der Straße auf einer Anhöhe lag. Das Büblein wollte seinen Spruch hersagen — aber es blieb just in der Mitte stecken und konnte kein Wort mehr aus dem Munde bringen. Die Thüre der Bauernstube hatte sich nämlich mittlerweile geöffnet. Aus der Stube trat ein hochgewachsener Mann in graugrüner Jägerkleidung, welchem der Bauer achtungsvoll das Geleite gab. Der Graugrüne sprach noch in die Stube zurück und konnte anfangs den kleinen Knirps nicht bemerken. Als er sich aber umwandte, fiel ihm die Figur auf. Er faßte den Kleinen, der sich verlegen an die Wand drückte, schärfer ins Auge.

Es entstand eine Pause von mehreren Secunden, während welcher keiner von Beiden ein Wort sprach. Endlich faßte der Graugrüne das Büblein respectvoll, aber sehr entschieden an der Hand und führte es hinaus ins Freie. „Aber junger Herr", sagte der Mann dann leise, „was sind das für Streiche. Wenn das der gnädige Herr Papa —"

Nun fiel sein Blick auf den bleichen Mann, der die Eßwaren im Tuche trug. Seine Ueberraschung steigerte sich womöglich. Er maß den Unglücklichen vom Kopf bis zu den Füßen. „Ihr geht mit mir", sagte er kurz und in dem Tone eines Gendarmen, welcher eine Verhaftung ankündigt. Der andere neigte wortlos sein Haupt und ging voran. Das Büblein schritt nebenher; es hatte anfangs sich seines Schützlings annehmen wollen, aber dieses unter der Wirkung der Blicke des Graugrünen nicht gewagt und zeigte jetzt eine kleine Niedergeschlagenheit und eine recht große Neugier.

Nach längerer Wanderung kamen sie in einem prächtigen Schlosse an. Dem Büblein ward das Seidentuch vom Gesichte genommen, das sich nunmehr als das Antlitz eines feinen hübschen Knaben erwies. Auch den groben Rock streifte ihm der Graugrüne ab und zog ihm dafür ein Kleid vom besten Stoffe an. Dann ging's zum Herrn Papa, dem Eigenthümer des Schlosses.

Ach, das war eine schwierige Beichte. Das Büblein sollte reden und wollte lange nicht. Endlich kam's heraus. Es hatte Lust verspürt, auch einmal Ostereier einzusammeln, wie es dies bei anderen Knaben gesehen, wobei dieselben sehr fröhlich und guter Dinge waren. Nur in einige Häuser hatte er im Scherz gehen wollen, gewiß nur in einige, aber da sei der arme Mann gekommen, welcher daheim die hungrigen Kinder habe, und da sei er aus Mitleid mit ihm gegangen, damit er seinen armen Kindern Nahrung bringen könne.

Dem Büblein wurden die Augen naß, als es davon erzählte, aber der Herr Papa war gar strenge, und der Kleine erhielt für den Rest des Tages und für Abend seinen Stubenarrest.

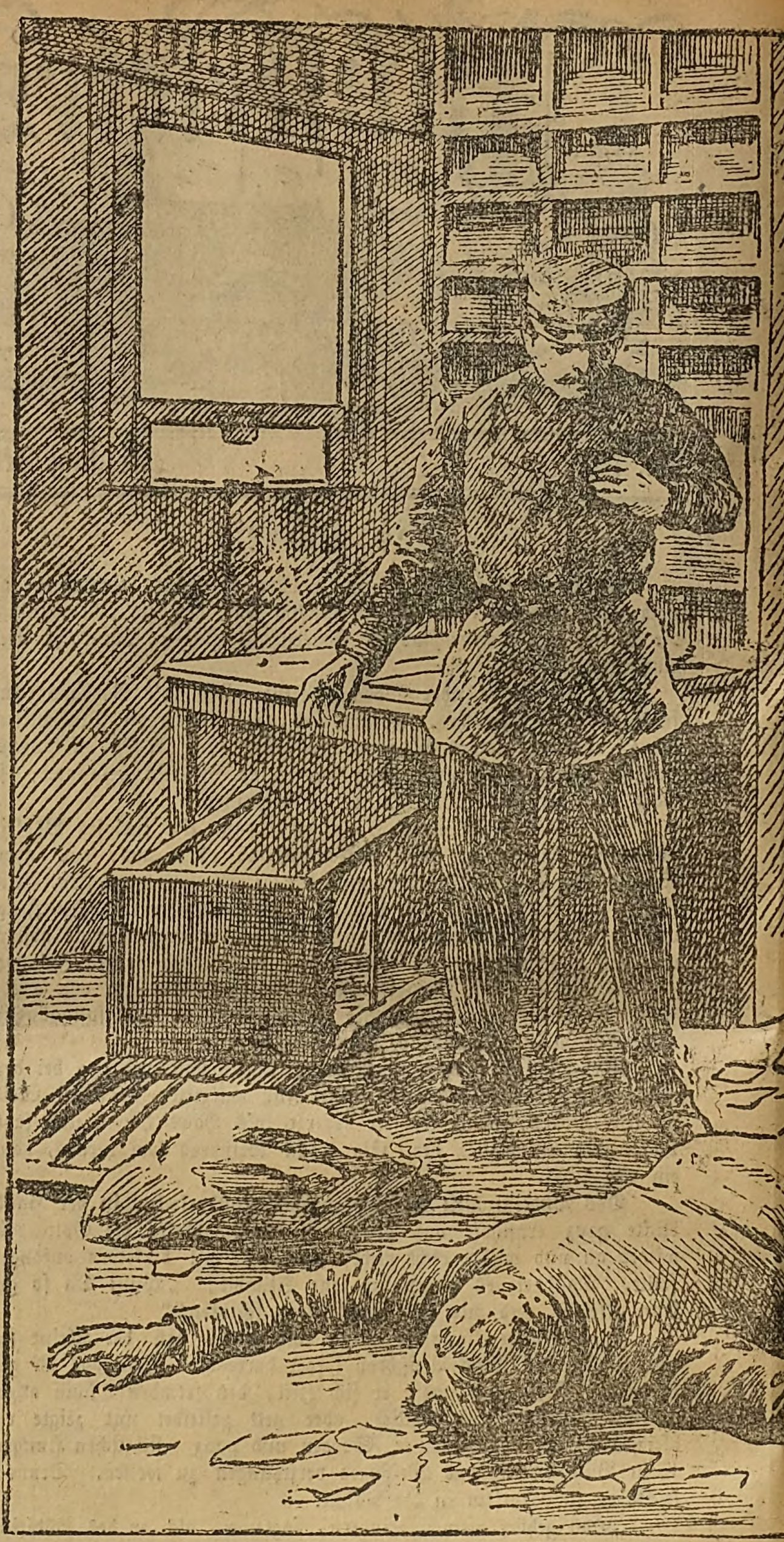
Dann ließ der Schloßherr den bleichen Mann vorführen. Lange sah er den Schweigenden an. „Also so muß ich Euch wieder-

sehen, Wohlfahrt", sagte er. „Ihr schmachtet in Noth und Elend und verbergt Euch vor mir? Der Mann, welcher mir auf dem Schlachtfelde das Leben gerettet, der mir Jahre lang ein treuer Diener gewesen, er darbt und hungert mit seiner Familie, ohne meine Hilfe anzurufen? Ich weiß Mannesstolz zu würdigen, Wohlfahrt", sagte der Schloßherr einen Schritt näher tretend, „ich begreife, daß Ihr damals, als ich in der Uebereilung den kränkenden Verdacht gegen Euch aussprach, von dannen gingt. Aber Eure Unschuld ist längst erwiesen und Ihr hättet euch nicht mit der Verantwortung belasten sollen, daß Ihr und die Eurigen in Unglück dahinsiechet, während ich noch immer in Euerer Schuld bin. Ihr bleibt von nun an auf meinem Schlosse und kehrt wieder in meine Dienste."

Das sind „Ostereier", welche der kleine Knabe dem ehrlichen Manne sammelte.

Der Raubmord im Eisenbahnpostwagen.

Ein gräßliches Verbrechen wurde, wie wir auf Grundlage eines uns aus Bern zugekommenen Telegramms mittheilten, im Postwagen des zwischen Genf und Bern verkehrenden Nachtzuges verübt. Der Schaffner Angst aus Zürich wurde durch einen Revolverschuß getödtet, die Postsäcke wurden aufgeschnitten und ein Geldbetrag von 300 Frcs, sowie eine goldene Uhr im Werthe von 100 Francs geraubt. Offenbar suchte der Mörder nur nach barem Gelde, da die Sacke vollzählig waren und die Werthpapiere und Obligationen unberührt blieben. Angst, der sich allein im Postwagen befand, hatte zuletzt in Lausanne Sendungen entgegengenommen und die Kontrolle richtig eingetragen. Der Wagen, in welchem er sich allein befand, war ein Ergänzungswagen, während in dem eigentlichen Postwagen mehrere Angestellte arbeiteten, die Nichts wahrnahmen. Die Wagen konnte nur mittels eines eigenen Schlüssels geöffnet und geschlossen werden. Do man den Schlüssel Angst's im Wagen vorfand und Letzterer bei der Ankunft geschlossen war, muß der Thäter einen Nachschlüssel besessen haben. Nach der That konnte er dadurch aus dem Zuge entkommen sein, daß er bei Flamat absprang, wo der Zug äußerst langsam fährt, da die Brücke in Reparatur ist. Als man bei der Ankunft in Bern das Verbrechen entdeckte und das Postcoupé öffnete, fand man Angst inmitten desselben auf dem Boden ausgestreckt liegen, die aufgeschnittenen Säcke lagen neben ihm und der Inhalt derselben war ringsumher ausgestreut, wie es in unserer Illustration dargestellt ist, welche die Scene nach einer eingesendeten Skizze getreu wiedergebt. Der muthmaßliche Thäter, ein entlassener Postbediensteter ist verhaftet.



Die Auffindung des erm

Ein Nothschrei.

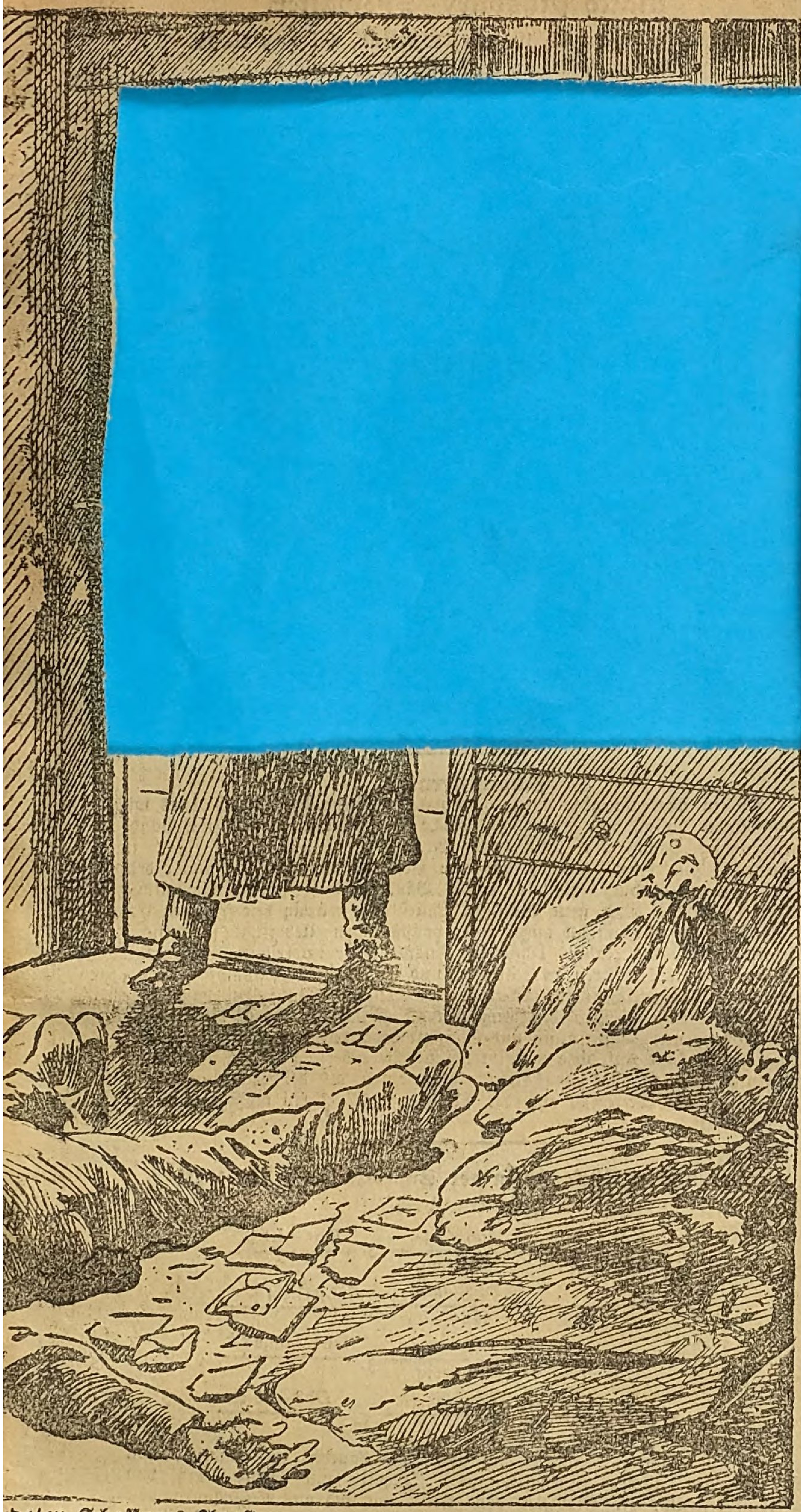
Die in Ost-Indien herrschende Hungersnoth und die in ihrem Gefolge schleichende Pest ist leider noch immer eine stehende Rubrik in den europäischen Tagesblättern. Durch Bild und Wort hat auch der „Regensburger Anzeiger" Beschreibungen jenes Elends geliefert, welches ganze Provinzen zu entvölkern droht und Hunderttausende von Menschen aller Klassen zur Flucht aus ihren Wohnstätten antreibt, um dem Anblicke hungernder Bettler und der Gefahr des eigenen Hungertodes oder der Pestseuche zu entgehen.

Wer da kann, der flieht. — Kaufleute lassen ihre Geschäfte stehen und fliehen, Bauern verlassen ihre leeren Höfe und öden Felder, weil sie keine Nahrung mehr finden, nachdem auch das letzte ihrer Hausthiere aufgezehrt ist, Eltern lassen ihre Kinder im Stich, um nicht Zeugen ihres Hungertodes zu sein. Alle gesellschaftlichen Bande scheinen gelöst. Nur eine Klasse von Einwohnern dieses schwer geprüften Landes flieht nicht, kann und darf nicht fliehen, so wenig, als ein Soldat seine Schildwache verlassen darf, weil er Hunger verspürt.

Es sind unsere katholischen Missionäre, welche gerade jetzt, in der Zeit äußerster Noth, auf ihrem Posten ausharren müssen als getreue Hirten, welche für ihre Schafe das Leben zu lassen bereit sind.

Uns liegen zwei Briefe vom 3. und 9. März dieses Jahres, also ziemlich neuen Datums vor, welche von der dort herrschenden Noth ein ebenso anschauliches als Mitleid erregendes Bild geben. Dem einen v. 3. v. Mts. aus Calcutta, von einer Klosterfrau geschrieben, entnehmen wir Folgendes:

„Mit Ihren freundlichen Zeilen zugleich erhielt ich auch Ihre Liebesgabe, wofür ich Ihnen vom Herzen danke. Sie sind durch die Zeitungsblätter in Kenntniß gesetzt, daß der liebe Gott durch die Geißel der Hungersnoth einen großen Theil Indiens züchtigt. Millionen von Eingeborenen leiden grausam an der Noth. In Chota-Naypore haben wir eine Anstalt für die Koles, ein halbwilder Stamm, an deren Bekehrung die Jesuiten mit großer Aufopferung arbeiten. 4 unserer Schwestern opfern sich dort für die Heidenmädchen, die sie ernähren, unterrichten und in eifrige Christinnen umgestalten. Daselbst macht sich das Elend recht fühlbar. Die gute Oberin daselbst wird auf den Knieen Gott danken für die Beisteuer, die Sie ihr geleistet. 313 Kinder sind schon dort aufgenommen und verzehren den Vorrath an Reis, den sie sich im Dez. v. J. um 2800 Rupien angeschafft haben! — Nachts sind die Kinder in Gruppen zu je 14 unter einer wollenen Decke auf dem Boden hingestreckt. Man kann sich einen Begriff von dem Elend machen, wenn man hört, was sich kürzlich zugetragen. Ein Gentleman schoß einen Tiger und nahm nur das Fell mit sich; alsbald sammelten sich die Leute sogen sein Blut aus, und verzehrten das rohe Fleisch, ohne sich Zeit und Mühe zu nehmen, es zu rösten. Unser Hilfeaufruf ist bereits nach allen



...rdeten Schaffners Angst.

Seiten gedrungen, und läßt sich hoffen, daß sich viele Wohlthäter finden werden. Zur Erhöhung des Unglückes hat auch die Pest eingerissen; Calcutta selbst ist bis jetzt noch verschont geblieben, doch werden die Spitäler schon in Bereitschaft gesetzt. Helfen Sie uns beten, damit der Herr uns verschont; unsere Gemeinde und unsere Kinder sind alle in der festen Brust des göttlichen Herzens verschanzt, woselbst wir in Ruhe und Vertrauen wohnen. O wie nothwendig ist es in diesen Zeiten harter Prüfung uns in einem bußfertigen Sinn zu befestigen, und Gott ohne Unterlaß um Ergebung in seinen hl. Willen zu bitten. Was nun Gott über uns verhängt, entweder Segen oder Züchtigung, Ueberfluß oder Mangel und Noth, nichts auf Erden, das ewig währt!"

Ausführlicher schreibt unterm 9. März aus St. Mary's Convent Naini Tal. Himalaya die Oberin des dortigen Missions-Instituts M. Bonifazia Wille.

„Unsere gegenwärtige Lage drängt mich, mit einer demüthigen Bitte an deutsche Freunde und Missionsgönner mich zu wenden. Habe ich auch nicht die Ehre Sie persönlich zu kennen, so fehlt es mir doch nicht an Muth, mich Ihnen mit einem Bittgesuche zu nahen, gilt es ja die Ehre Gottes und das Heil so vieler unsterblicher Seelen. Hochverehrteste Frau Oberin mögen bereits schon gehört haben, daß die Bewohner Indiens schwer heimgesucht sind. In den größeren Städten herrscht die Pest, welche in Bombay allein schon bei fünfzehntausend Menschenopfer forderten. In anderen Theilen, besonders in jenen, wo unsere Missionshäuser sich befinden, ist große Theuerung und unter der ärmeren Volksklasse die Hungersnoth, weshalb uns arme Waisen (Heidenkinder) in großer Anzahl gebracht würden. Wir nahmen in einer neuerrichteten Christengemeinde bei sechsundachtzig solcher Waisen auf. Zwei unserer Mitglieder verpflegen dieselben, und wohnen gegenwärtig wegen Platzmangel in einer Wohnung, welche noch kürzlich Pferdestall war, bis der bereits bezonnene Bau der Waisenanstalt vollendet ist. Um denselben auch aufführen zu können und noch mehr solcher armen Geschöpfe aufzunehmen und zu ernähren, wenden wir uns an Solche, welche Mittel und Herz haben, uns zu helfen, und sich für uns bei Anderen verwenden können. Haben uns auch der Ludwig-Missions-Verein und mehrere deutsche Freunde schon eine Summe geschickt, so reicht es doch nicht hin, dem großen Elende abzuhelfen und das Gute zu thun, zu welchen uns jetzt besonders Gelegenheit geboten ist. Könnten doch Alle Augenzeuge sein, sie würden uns ihre milden Gaben gewiß nicht versagen. Man braucht kein Herz dazu, Steine könnten sich erweichen, solchem Elende abzuhelfen. Natürlich erzieht man sie als Christen, allein gerade dieses ist es, daß sie unserer Sorge ganz anheimfallen, da ja bei dieser Nation Christ zu sein, soviel heißt, als von den Ihrigen gänzlich ausgeschlossen, gleichsam verstoßen zu sein. Sie kommen meistens ganz ausgehungert und abgezehrt zu uns. Ihr zusammengeschrumpfter Magen wegen so langer Entbehrung der nöthigen Nahrungsmitteln kann kaum etwas vertragen, und doch kann man ihren Hunger kaum stillen. Man findet sie in Pferdeställen unter Hühnern und anderem Geflügel die hinuntergefallenen Körner verzehrend. Auch mit den Abfällen der Gemüse begnügen sich sie und raufen sich darum ab. Mehrere davon, welche uns in einem besonders elenden Zustande gebracht wurden, sind nach erhaltener Taufe in den schönen Himmel geeilt und werden gewiß tausendfachen Segen über Jene erflehen, welche ihnen zu dessem Besitze und noch mehr zur Erkenntniß ihres Herrn und Schöpfers verhalfen. Einer unserer Missionäre taufte kürzlich über achtzig solcher Kinder. Er ging mehr in das Innere des Landes, wo das allgemeine Elend seinen Höhepunkt erreichte, er mußte so zu sagen über Leichen wandeln und fand selbst unter denselben ein noch lebendes Wesen. Andere, welche der Tod noch nicht dahinraffte gleichen nur mehr förmlichen Gerippen. Gegenwärtig wären mehrere heidnische Dörfer zu versteigern, zu welchem Schritte die allgemeine Noth deren Bewohner drängt, und welche so geeignet wären neue Christenkolonien damit zu gründen. Dies sind wahrlich gute Zeiten für einen Missionär, der jedoch seine Verdienste und die zukünftige Belohnung mit Jenen theilt, welche ihm mit thatsächlicher Hilfe zur Seite stunden. Die Ewigkeit allein wird es beweisen, was zu solchen Zeiten Gutes geschieht und hätte noch geschehen können, hätten die Mitteln nicht gefehlt. Voll Muthes jedoch und voll der frohen Zuversicht, daß sich zu den bereits erwiesenen Wohlthätern noch Andere reihen werden, wagen wir es, allen jenen eine Heimath zu geben, welche der göttliche Kinder- und Seelenfreund uns zuführt. Wir Missionärinnen und diese jugendliche Schaar werden heiße Gebete zum Vergelter alles Guten emporsenden. Der Beitrag kann uns entweder per Postanweisung oder mittels eines Geldscheines (Cheque) nach obiger Abresse zugeschickt werden. Wenn wir nur schleunige Hilfe bekämen, um urtheilen zu können, wie viele wir aufnehmen dürfen. Würden doch unsere Herzen bluten, wären wir gezwungen auch nur gegen Eines, dieser, von Gott uns zugeführten Kleinen die Thüre zu schließen."

Wir halten es für eine glückliche Fügung, daß wir Gelegenheit erhielten, diese Mittheilungen gerade jetzt in der österlichen Zeit, wo so Mancher zur Spendung eines Almosens geneigt ist, zu veröffentlichen und ist die Expedition des Regensburger Anzeigers und Morgenblatts bereit, milde Gaben, welche an St. Mary's Convent in Naini Tal. Himalaya in Ost-Indien baldigst befördert werden, entgegenzunehmen und den Empfang an dieser Stelle zu bestätigen.

Humoristisches.

(Kühnes Bild. Bei vielen Landwirthen liegt die rationelle Düngung noch in den Windeln.

(Noblosse oblige.) Kellner: „Befehlen Herr Leutnant Bürgerbräu oder Hofbräu?"

Leutnant: „Alberne Frage! Natürlich Hofbräu!"

(Kleiner Unterschied.) O, mein Mann ist solid, der trinkt seine zwei Maß und ist um zehn Uhr zu Hause!"

„Bei meinem Mann ist's g'rad umgekehrt, der trinkt seine zehn Maß und ist um zwei Uhr zu Hause!"

(Kasernenhofblüthe.) „So, so, Philosoph sind Sie? Einjähriger! Mit Ihnen werde ich mein Kreuz haben — g'rad die Gescheiten stellen sich am dümmsten!"

(Aus der Schule.) Lehrer: „Wie ist es zu erklären, wenn Jesus sagt: Eher geht ein Kameel durch ein Nadelöhr, als daß ein Reicher in's Himmelreich komme?"

Schüler: „Damals gab es noch nicht so große Kameele wie jetzt."

(Humor in der Ehe). „Soll ich Deiner Frau einen guten Tag wünschen?"

„Du thätest mir einen Gefallen damit!"

(Das kommt davon). Student (der heute ausnahmsweise wirklich mal ein Glas Wasser trinken will): „Kellner, ein Glas Wasser!"

Kellner: „Nee, nee. Sie kriegen mich nich' dran! Heut' ist der — erste April!"

(Das kleinere Uebel) „Papa, wenn Du mich den Arthur nicht heirathen läßt, dann wird er alle Schuld auf mich wälzen!"

„Besser, er wälzt auf dich die Schuld, als auf mich seine Schulden!"

(Starke Wirkung.) Vater: „Also Du beschäftigst Dich auch mit den alten Griechen. Mich hat da immer besonders die Geschichte des kraftvollen, abgehärteten, allem Luxus abgeneigten Spartanervolkes ergriffen."

Studiosus: „Und mich erst . . meinen Ueberzieher habe ich sofort versetzt!"

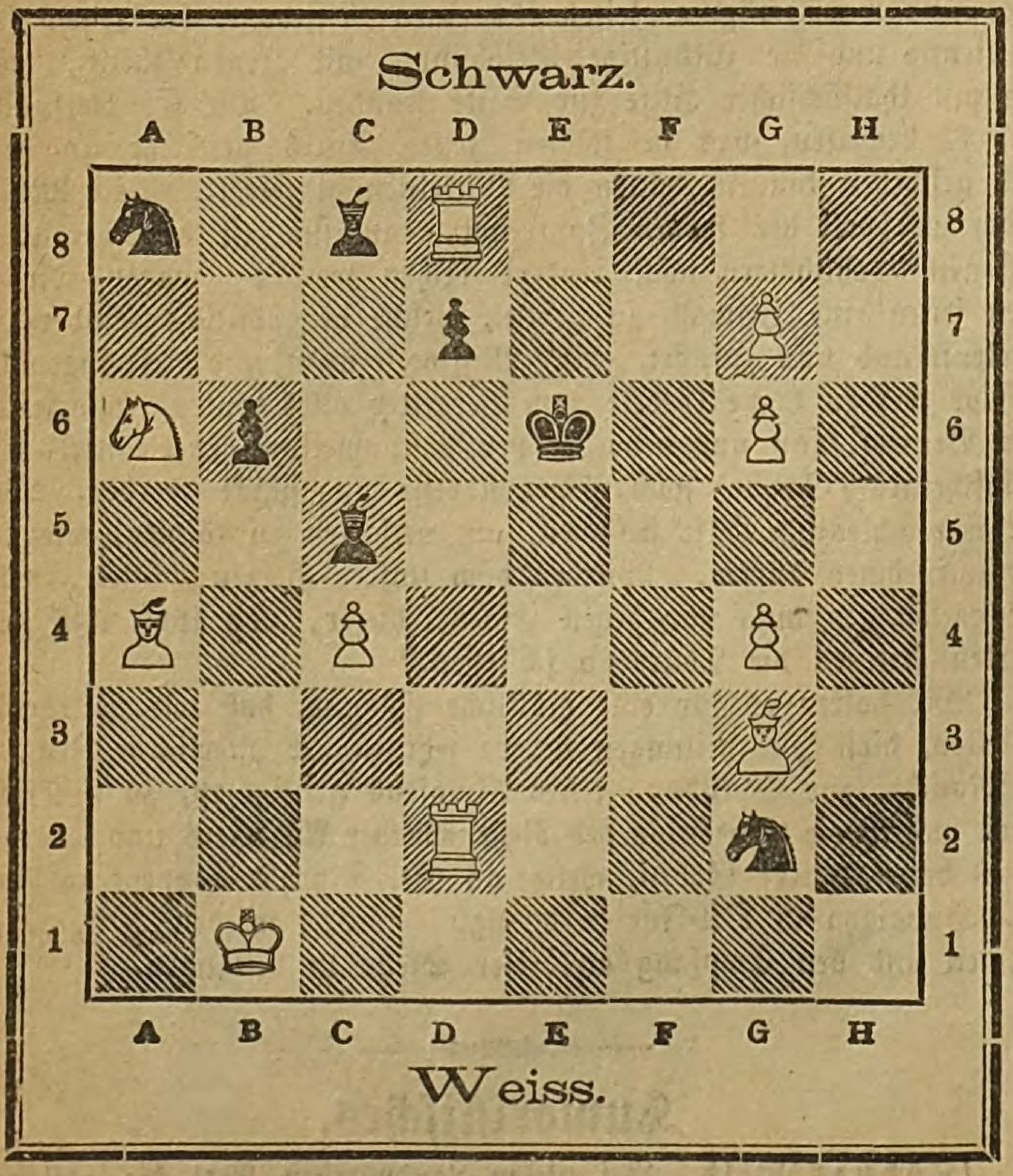
(Beschleunigtes Tempo.) Frau: „Es ist schrecklich, einen halben Tag braucht man, um das Mittagessen fertig zu machen und in einer halben Stunde ist es aufgegessen."

Mann (Lustspieldichter): „Was will das sagen! Ich habe ein ganzes Jahr zu einem Lustspiel gebraucht und an einem Abend ist es . . . durchgefallen!"

Schachzeitung № 250.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von L. Schönhuber in Regensburg.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Match Pillsbury—Showalter.

Showalter gewann die 10. und 11. Partie, Pilsbury die 12.
Stand: Pillsbury 5, Showalter 5, remis 2.

Schachliteratur.

Die in überraschender Weise zunehmende Pflege des Schachspieles wie nicht minder die günstige Aufnahme, welche die bisher erschienen fünf Bändchen Ludwig Bachmann's „Geistreiche Partien alter und neuer Zeit" in weitesten Schachkreisen gefunden, gab dem Verfasser Veranlassung unter dem Titel: „Schachjahrbuch 1896"als sechstes Bändchen dieser schönen Sammlung folgen zu lassen. Das neue Werkchen schließt sich würdig den früheren Erscheinungen an und enthält außer einer vollständigen Uebersicht sämmtlicher Schachereignisse des Jahres 1896 eine Auswahl der interessantesten Partien aus den großen Turnieren zu Nürnberg und Pest, den Einzelkämpfen hervorragender Schachmeister noch Anzahl auserlesener Aufgaben bayerischer Problemkomponisten. Der reichhaltige Inhalt ist mit der dem Verfasser ganz besonders eigenen Sachkenntniß und Sorgfalt behandelt und wir nehmen um soweniger Anstand auf diese neue interessante Bereicherung der Schachliteratur die Aufmerksamkeit aller Schachfreunde hinzulenken, als bei der sehr gefälligen Ausstattung des Werkchens auch der Preis zu 2 Mark ein mäßiger genannt werden kann.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 246 von Buchheit.

	1.	2.	3.
Weiß	Kg7—f6	Dh8×h5+	Dh5—h1‡
Schwarz	Sf4—h5+	Beliebig.	
Weiß	. . . .	Dh8—a8+	Lg3×f4‡
Schwarz	Ta1×f1	Kd5—d6	
Weiß	. . . .	Lf1—g2+	Dh8—d8,a8‡
Schwarz	f7×e6	Beliebig.	
Weiß	. . . . . ,.	Lg3×f4+	Dh8—a8 ‡
Schwarz	Kd5—d6	K beliebig.	

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, von Em. Einsiedl Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll, J. Klingeis von Moosham und aus Regensburg von G. Geisel, R. Kern, Gust. Schmidt, L. Schönhuber, J. Schuler und R. Weiß.

Briefkasten: A. S. in St. Bei Lösung der Aufgabe Nr. 248 durch 1. Ta5 haben Sie die Erwiderung mit Sf7—e5 nicht in Erwägung gezogen. V. W. z. Z. in H. Stimmt.

Bilderräthsel.



Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 31. Sonntag, den 25. April. 1897

Das Abenteuer des Herrn Klimpel.

Von H. Wildau.

Auf seine alten Tage war Herr Klimpel mit Frau und Tochter nach Berlin gezogen, um hier in Ruhe die Zinsen des hübschen Vermögens zu verzehren, das ihm seine langjährige, emsige Thätigkeit als Inhaber der Firma: „Balthasar Klimpel, Colonialwaaren, Delikatessen und Eisenwaaren en gros und en détail", in einer wohlhabenden Provinzialstadt eingebracht hatte. Das „in Ruhe" ist freilich nur so aufzufassen, daß Klimpel fortan, da er es Gott sei Dank nicht mehr nöthig hatte, frei von Geschäftssorgen sein wollte. Im Uebrigen aber war er noch sehr lebenslustig und wollte gerade in Berlin möglichst viel von dem Amüsement nachholen, das er früher als vielgeplagter Geschäftsmann sehr gegen seine eigene Herzensneigung hatte versäumen müssen. Nun lebte er schon mehrere Monate in Berlin und es gefiel ihm hier auch ganz gut. Da er gleich nach seiner Ankunft in einen Kegelklub, einen Skatklub, zwei Gebirgsvereine und der Vorsicht halber noch in einige andere gesellige Vereine eingetreten war, fehlte es ihm nicht an Bekanntschaften und geselligem Verkehr, sowie an Einladungen zu Stiftungsfesten, Bällen und Kränzchen, welche Festlichkeiten er seiner erwachsenen Tochter zuliebe sämmtlich gewissenhaft besuchte. Mama spielte die Ballmutter, und er saß nebenan und spielte Skat.

Nur in einem Punkte hatte ihn die Großstadt Berlin bisher enttäuscht, und darüber sprach er sich eines Abends in seiner Stammkneipe— es war natürlich Siechen — offen aus.

„Sehen Sie, Herr Kommissär," sagte er im Laufe der Unterhaltung zu seinem Gegenüber, einem Kriminalbeamten, „da haben Sie nun in Berlin so viel Lumpengesindel, daß Sie aus dem ewigen Einsperren gar nicht herauskommen — aber etwas Ordentliches passirt hier doch niemals. Wie ich nach Berlin kam, hatte ich mich so darauf gefreut, endlich einmal recht sensationelle, recht abenteuerliche Sachen in der Nähe mit zu erleben und einmal so eine Gerichtsverhandlung mitzumachen, wo die Angeklagten keine gewöhnlichen Verbrecher sind, sondern Genies und wirklich etwas Großartiges geleistet haben, wie die Kerle, von denen man immer in Paris oder London liest. Kennen Sie das Stück „Der Andere" von Paul Lindau, wo ein Staatsanwalt nachtwandelt und bei sich selbst einbricht?"

Der Kriminalbeamte lachte. „Ja, lieber Herr Klimpel, wenn sie auf solche Späße warten — den Gefallen wird Ihnen keiner von unseren hiesigen Staatsanwälten thun; die Herren haben, so viel ich weiß, alle einen gesunden Nachtschlaf. Aber ich meine, es passirt doch auch in Berlin des Ungewöhnlichen und Aufregenden genug, und gerade in letzter Zeit —"

„Ach Gott, was ist denn das alles," unterbrach ihn Herr Klimpel, „passirt mal ein Mord, dann ist es so einer, wie er auch in jedem Dorfe passiren kann, und die Einbrecher und Gauner hier arbeiten noch alle nach der alten Methode von Anno Tobak. Nein, was mir einzig und allein imponiren könnte, das wäre so eine von den Geschichten, wie sie bei uns in Deutschland leider blos in Kriminalromanen passiren; wissen Sie, so etwas mit ganz nagelneuen Erfindungen zum Einbrechen, mit Hypnotisiren, mit Giften, von denen nicht einmal der Vergiftete etwas merkt und bei denen man nachher gar nicht rauskriegen kann, was es eigentlich gewesen ist —"

„Na, das fehlte noch, daß wir uns noch mit solchen Schandthaten plagen müßten," meinte lächelnd der Beamte. „Lieber Herr Klimpel, Sie haben sich den Kopf etwas mit der Lektüre von Kriminalgeschichten überhitzt. Sie können doch selber froh sein, daß bei uns in Berlin solche scheußliche Sachen nicht vorkommen, bei denen schließlich auch Sie selbst einmal das Opfer werden könnten. Auf wohlhabende Rentier's hat's die Gaunerzunft von jeher gern abgesehen. Aber jetzt muß ich heim — gute Nacht; Sie bleiben wohl noch ein bischen?" „Morgen Abend muß ich Frau und Tochter zum Ball führen," erwiderte Herr Klimpel, „da will ich mir heute einen Schoppen mehr gönnen als Ersatz für den morgigen Ausfall — es schmeckt mir auch gerade besonders gut. Wohl zu schlafen, Herr Kommissarius!"

Während Herr Klimpel dann sein fünftes Glas Echtes trank und noch über die vorhin gepflogene Unterhaltnng nachdachte, hatte er plötzlich das eigenthümliche Gefühl, as ob ihn jemand scharf fixirte. Er blickte auf — richtig, am Nachbartische saß noch der bleiche, glattrasirte junge Mann mit den unangenehm stechenden Augen, der vorhin immer herübergehorcht und zuletzt so maliziös gelächelt hatte, wie Herrn Klimpel jetzt wieder einfiel. Der unheimliche Gesell saß zwischen anderen Gästen, betheiligte sich aber nicht an deren Unterhaltung und nippte auch kaum an seinem Glase. „Na, wenn dem Kerl das Bier nicht schmeckt — wozu sitzt er dann überhaupt hier?" dachte Herr Klimpel. „Eine widerwärtige Physiognomie — der richtige Raubvogel. Und wie der Mensch einen anstiert — man wird ganz benommen dabei. Aeh, ich geh nach Hause!"

Und Herr Klimpel erhob sich etwas ungeschickt und pilgerte heimwärts. „Den fünften Schoppen hätte ich doch lieber lassen sollen!" brummte er vor sich hin, als er fühlte, wie schwer ihm das Gehen wurde und wie seltsam die Lichter der Straßenlaternen vor seinen Blicken verschwammen.

Aber was war denn das? Auf einmal hörte er eilige Schritte hinter sich, und plötzlich war der widerwärtige Fremde neben ihm und richtete seine im Straßendunkel doppelt unheimlich glänzenden Augen mit einem eigenthümlich brennenden Ausdruck auf Herrn Klimpel, so daß dieser wie gelähmt stehen blieb. Er fühlte mit Schrecken, daß er nicht einmal im Stande war, seine Augen von denen des Fremden wieder abzuwenden.

„Nicht wahr, Sie fürchten sich nicht, Herr Klimpel?" begann der Ankömmling.

Herr Klimpel wäre am liebsten gleich weggelaufen, aber er merkte, daß ihm die Knie zitterten, und stieß daher mit krampfhaftem Lächeln ein „Ach wo!" hervor.

„Das freut mich, Herr Klimpel, da sollen Sie heut einmal etwas kennen lernen! Ich bin nämlich auch vom Kriminalwesen, mein Name ist —" der Name klang seltsam ausländisch, Herr Klimpel verstand ihn nicht. „Kommen Sie nur mit!"

Herr Klimpel wollte etwas sagen, vermochte aber keinen Laut hervorzubringen. Ihm war, als hätte ihm Jemand den Schädel mit einem eisernen Bande umschnürt und zöge dasselbe immer enger zusammen. Willenlos folgte er dem Fremden, und nur ganz dumpf hatte er das Bewußtsein: „O Gott, er hat mich hypnotisirt! Was wird er mit mir anfangen!" Nach einer kleinen Weile blieb der Fremde sinnend stehen und sagte dann halblaut vor sich hin: „Für Sie ist noch eine Vorsorge zu treffen, damit auch Ihre Schritte bei unserem Vorhaben absolut geräuschlos sind. Dem ist leicht abzuhelfen!"

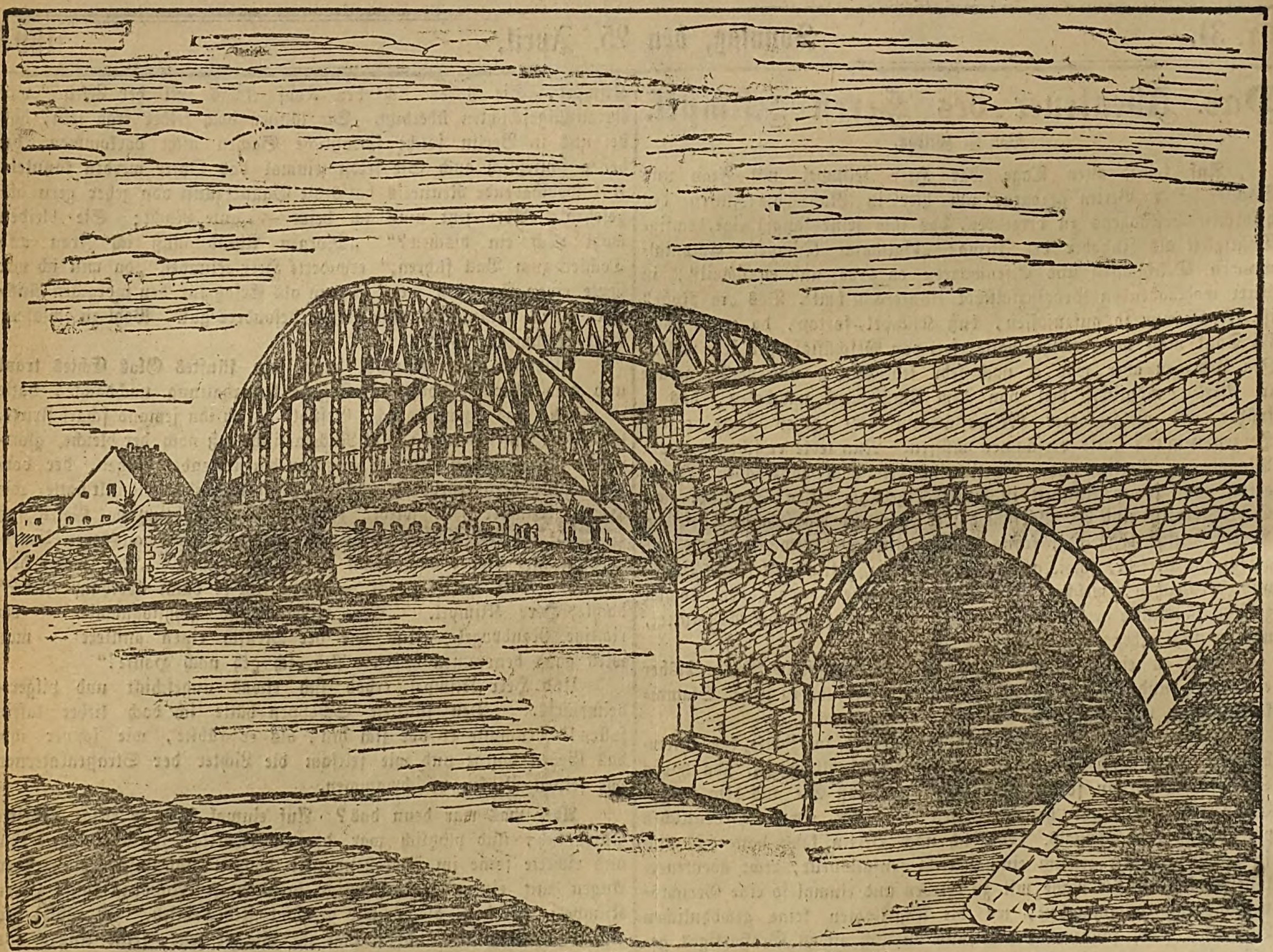
Beide gingen nun die Behrenstraße herauf, bogen in die Friedrichstraße ein, überschritten die Mohrenstraße und blieben vor dem Sandsteinportal eines der neuen, eleganten Kaufhäuser der Friedrichsstraß

stehen. Der Fremde nestelte ein kleines, revolverähnliches Anhängsel, das wie einer der bekannten Cigarrenabschneider aussah, von der Uhrkette los und fuhr mit der Mündung am Thürschloß entlang, während er fest am Hahn drückte. Ein leises Klirren und Funkensprühen — die Thür ging auf, und Klimpel fühlte sich rasch in das Gebäude hineingezogen.

„Nicht wahr, diese Liliput-Kreissäge mit Diamantzähnen und Federdruck ist eine famose Erfindung?" raunte der Fremde mit leisem Lachen. „Ein theueres Stück, aber es rentirt!"

Noch einige Thüren lagen im Wege, die aber in gleicher Weise blitzschnell geöffnet wurden. Der Fremde zog ein Reflector-Laternchen hervor, dessen Boden oder Wände einen Accumulator zu enthalten schienen, denn ein Fingerdruck ließ ein Glühlämpchen im Innern aufstrahlen, und Herr Klimpel sah sich in dem ihm bereits bekannten Verkaufslokal der Schuhfabrik Dorndorf. Er sagte nichts mehr, er schaft, und der elektrische Alarm im Hause ist zufällig heute Nacht verdorben."

An einer schönen, im vornehmsten Stil gehaltenen Villa des Thiergarten-Viertels machte der Fremde von einem Hausschlüssel Gebrauch, dessen Schaft und Bart verstellbar und bald auch für das Thürschloß passend eingestellt waren. Vorher hatte er ein Paar der Filzschuhe über die Stiefel gezogen, und Herr Klimpel hatte das Gleiche thun müssen. Beider Schritte blieben völlig geräuschlos. Vor jeder Thür, an die sie kamen, nahm der Fremde eine kleine Ballonspritze zur Hand, schob das kleine Röhrchen durch's Schlüsselloch und drückte auf den Ballon. „So, jetzt schlafen Alle noch ein Bischen besser," murmelte er. Bald standen beide in einem offenbar als Privat-Comptoir dienenden Raum, in welchem ein mächtiger Geldschrank in die Wand eingelassen war. Der Fremde zog ein Bund seltsam geformter Schlüssel hervor, probirte den einen davon



Die neue Straßenbrücke über die Donau zu Straubing.

wunderte sich nicht einmal, denn er fühlte sich ganz willenlos und stumpfsinnig, während ihn gleichzeitig ein dumpfes Grauen erfüllte. Der Fremde griff nach zwei Paar großen Filzschuhen, wovon zufällig ein großer Carton in einer Ecke stand, steckte solche zu sich, indem er murmelte: „Die sind praktisch, da brauchen wir nachher nicht die Stiefeln auszuziehen!" Dann sah er sich noch einen Augenblick um, griff nach einem Paar eleganter Pariser Ballschuhe, wie solche in langer Reihe auf einem der Tische standen, und überreichte sie Herrn Klimpel mit einer artigen Verbeugung und den Worten: „Für Ihr Fräulein Tochter zu morgen Abend." Hierauf verließen sie den Laden und befanden sich bald wieder auf der Straße. Im Weitergehen sagte der Fremde: „So, nun werden Sie mich auf meinem Wege begleiten, den ich für mich thun will. Ausplündern will ich das armselige Berlin nicht, denn in Paris und London haben wir bessere Ernten, aber —" und hier sprühten die Auge des Fremden in unheimlichem Feuer — „Rache nehmen will ich an dem Einen, der meinem Vater beraubt, in Schande gestürzt und zum Selbstmord getrieben und mich auch zeitlebens unglücklich gemacht hat. Er hat Frau und Kind, aber seine Millionen sind ihm alles und hier will ich sein Herz treffen. Sie brauchen dabei nichts zu fürchten — sein neuer Kammerdiener ist ein Emissär unserer Gesell- und äußerte befriedigt: „Das hat der Robby gut gemacht!" Auch die anderen Schlüssel paßten sämmtlich. Aus dem geöffneten Schrank nahm der Fremde ganze Päckchen Banknoten und stopfte sie in Herrn Klimpel's Rocktasche. Dann aber zog er aus der eigenen Tasche einige andere Päckchen Banknoten und einige Schriftstücke hervor und legte das Alles in den Schrank. „Na, der wird sich wundern," meinte er höhnisch, „wenn er beim Ausgeben von falschen Banknoten ertappt wird. Und die anderen Packete werden ihm auch keine Freude machen, wenn die Polizei sie morgen bei ihm findet. Die Ausrede, daß ihm ein Anderer dies angethan hätte, wird ihm nichts helfen denn alle Schlösser sind unversehrt."

Jetzt nahm der Fremde Herrn Klimpel die geraubten Banknoten wieder ab, schloß sorgfältig alle Thüren wieder zu, und beide verließen das Haus; aber noch ehe sie wieder an der Hausthüre waren, stieß der Fremde plötzlich einen leisen Fluch aus und zog Herrn Klimpel rasch in eine Ecke des Vorsaales hinein. Von außen wurde gerade die Hausthür geöffnet und ein Diener trat ein; er mochte wohl Urlaub gehabt oder sich auch ohne Urlaub einen vergnügten Abend gemacht haben. Er wankte nach rechts und links, als er den Vorsaal durchmaß, und stieß dabei auf einmal an Herrn Klimpel an.

„Holla, was ist das?" schrie der plötzlich nüchtern Gewordene.

Der Fremde aber packte Herrn Klimpel und schleuderte ihn gegen den Diener an, so daß beide zur Seite flogen; dann sprang er behend wie eine Katze an beiden vorbei, fuhr mit dem Thüröffner gegen das Thürschloß und war im Augenblick auf der Straße.

„Hilfe, Mörder, Räuber, Einbrecher!" schrie der Diener und schlug mit den Fäusten auf Herrn Klimpel ein. Dem aber war's, als sei zugleich mit dem Fremden auch der ihm Zunge und Glieder lähmende Bann gewichen; er drosch ebenfalls wacker auf den Gegner los und schrie aus vollem Halse: „Hilfe, Schutzmann, Hilfe!"

Im Moment hatte sich auch der Vorsaal mit einer aufgeregten lärmenden Menschenmenge gefüllt und der muthig Kämpfende hörte jetzt plötzlich durch all den Lärm und Wirrwarr die Stimme seiner eigenen Frau, die verwundert fragte: „Aber Balthasar, was brüllst Du denn so und schlägst immer mit den Fäusten auf die Kissen?"

Balthasar Klimpel erwachte und sah ganz verstört um sich. Seine Frau aber fuhr in strafendem Tone fort: „Ich hab's ja schon

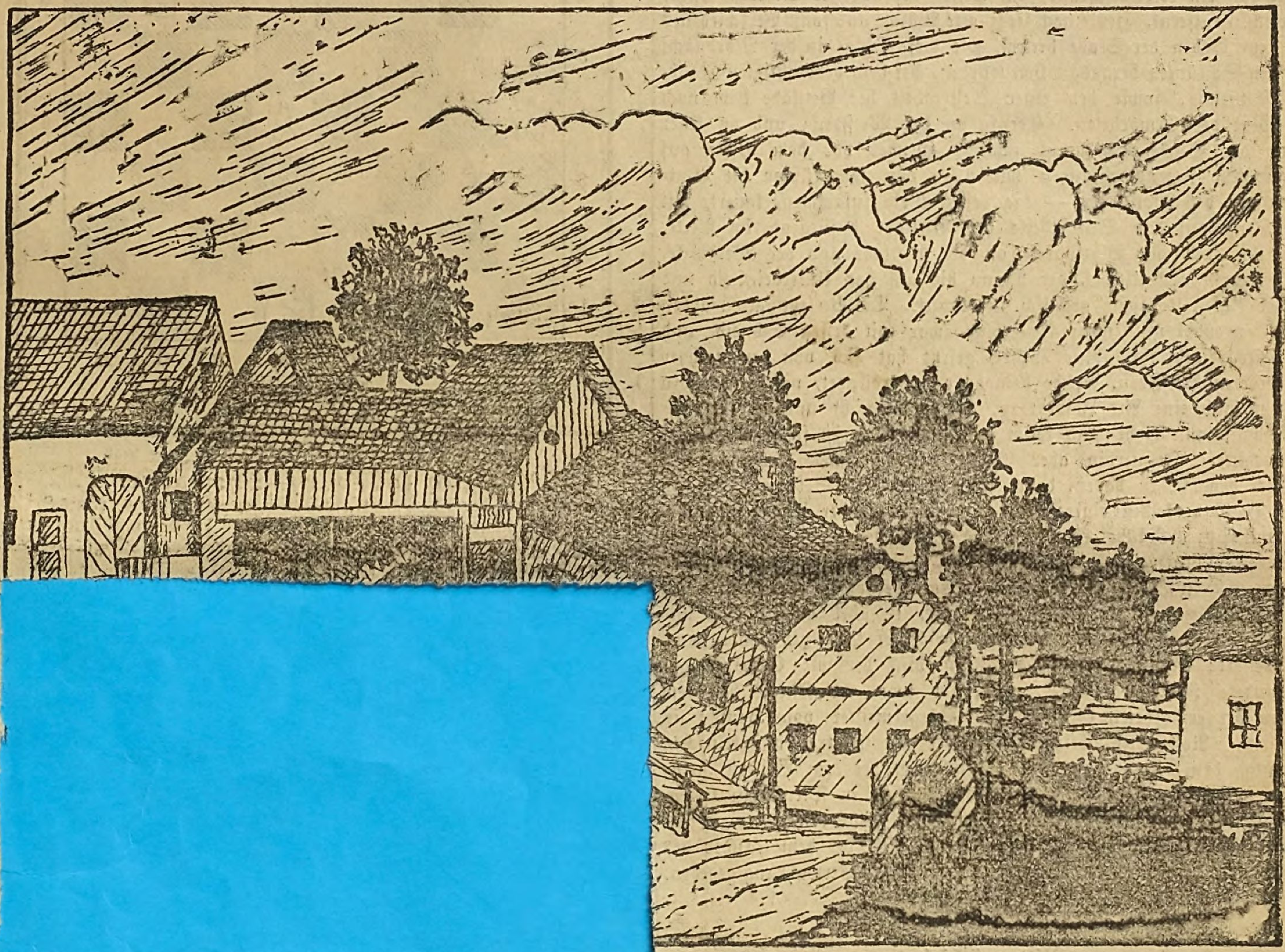
[illegible]

welche vor wenigen Monaten dem Verkehr übergeben worden war. Mit ihrer kühnen Eisenkonstruktion überspannt dieselbe in einem Bogen den ganzen Donaustrom, welcher dort eine Breite von nahezu 100 Meter besitzt. Mächtige Parallelbogen, die sich gegen die Mitte um 12 m hoch erheben, tragen mit senkrechten Trägern die Fahrbahn.

An den beiden Ufern wurden als Stützpunkte beider Bogen massive Widerlager eingebaut, deren Herstellung mit vielen Schwierigkeiten verbunden war. Die Montirung und Lieferung der gesammten Eisenkonstruktion erfolgte von der Aktiengesellschaft für Brückenbau in Nürnberg. Durch die Fertigstellung dieses Werkes, das zu den schönsten Strombrücken Bayerns gezählt werden darf und in seiner Art, ausnahmlich der Brücken über den Nordostsee-Kanal in Deutschland in Beziehung auf die Weite der Spannung wenige seinesgleichen findet, hat genannte Firma wiederholt ihren Weltruf bestätigt und ist die Stadt Straubing um eine Sehenswürdigkeit neuerdings reicher geworden.

Die Mordstätte in Hausen bei Langquaid.

Der schreckliche Doppelmord in Hausen hat allenthalben nicht geringes Entsetzen hervorgerufen. Zwei bejahrte, fast am Rande des Grabes stehende Eheleute wurden von habsüchtiger Hand in grauenhafter Weise erschlagen. Der muthmaßliche Hergang des Verbrechens haben wir unsern Lesern s. Z. bereits mitgetheilt; untenstehend geben wir eine Abbildung des kleinen Gruber'schen Anwesens in dem die schreckliche That begangen wurde.



[illegible] nwesen in Hausen.

Vor den Thorflügeln des angebauten Stadels liegt ein Stein [illegible] n der Größe einer großen Kegelkugel, welcher die Stadelthüre zu- [illegible] hält und der auch in jener verhängnißvollen Nacht den einzigen „Verschluß" des Stadels bildete, von dem aus man nach den Wohnräumen des Häuschen kommen kann. In diesen Stadel drangen der oder die Raubmörder offenbar auch zuerst und wohl auch von dieser Seite aus ein. Betritt man diesen Stadel, so gewahrt man, daß in der Rückwand desselben allerdings auch eine Oeffnung sich befindet durch die ein Mann hindurchkommen könnte. Diese Oeffnung ist indessen mit Scheitholz verschlichtet, welches das Einsteigen insoferne schwieriger gemacht hätte, als das Herabfallen von Scheitern Lärm gemacht haben würde. Dieser Umstand mag denn auch den oder die Verbrecher bestimmt haben, von einem Eindringen von dieser Seite, wie dies vielleicht beabsichtigt war und aus der Thatsache vermuthet werden darf, daß von dem Holzstoße dort, von der Stelle der Oeffnung mehrere Scheiter herabgestürzt waren, Abstand zu nehmen. In den Stadel eingedrungen, nahmen die Mörder mittelst einer dort befindlichen Leiter den Weg nach dem oberen Stockwerke desselben, von welchem sie dann nach der Hausflur des Wohngebäudes gelangten, von wo wiederum eine Stiege nach dem oberen Stockwerke des Stadels führt. Nichts, war den Mordbuben im

Wege, unbehindert zu ihren Opfern zu gelangen, denn keine der vier Thüren war irgendwie verschlossen. Von der Hausthür gelangt man zunächst in das „Wohnzimmer" und von da in das Schlafzimmer, der ermordeten Leute. Beide Räume gleichen menschlichen Wohnungen nicht mehr. Gegen diese sind die berüchtigten Kellerwohnungen der Weltstädte Herrschaftsgemächer. Kaum so hoch, daß ein größerer Mann aufrecht stehen kann, fällt nur spärlich das Licht in die Gelasse, deren Wände so geschwärzt sind, daß sie sich von dem stellenweise ausgefaulten Fußboden in keiner Weise abhoben. Das äußere Lokal, welches noch unverändert enthalten ist, enthält nichts als einen mächtigen Ofen, den sich den Winter über eine Schaar von 25 Hühner zum Aufenthalte auserkoren hatte und einen Tisch, der an eine den Wänden entlang laufende Bank gerückt ist. Im inneren Raume der Mordstätte steht mit dem Kopfende an der Wand eine zweischläfrige alte Bettlade angefüllt mit Stroh, auf dem das jetzt entfernte Bett lag. Neben dem Bette befindet sich ein Kleiderschrank, ein weiter vorhandener Schrank wurde inzwischen entfernt. Heute noch liegt alte Wäsche und sonst Verschiedenes auf dem Boden der Stube herum, wie diese Dinge in der Mordnacht aus den Schränken herausgerissen wurden, bei dem beabsichtigten Raub. Am Kopfende, sowie dem einen Seitentheil der Bettlade klebt noch das Blut der Ermordeten. Ebenso an der Weißdecke und an einer Wand der Stube. Während nämlich Gruber vor dem Bette auf dem Boden liegend gefunden wurde — von ihm rühren die Blutspuren an der Wand her — lag dessen Weib zusammengekauert, mit dem Kopfe auf dem Seitentheile der Bettlade aufliegend im Bette. Von ihr sind die Blutspuren an der Bettlade und der Weißdecke. Beide waren ausgekleidet, der Mann bis auf das Unterbeinkleid und an der linken Kopfseite gräßlich zugerichtet. Die Verletzungen wurden demselben wohl mit einem Beile und zwar mit dessen Schneide und Rückseite beigebracht. Zur Wehre gesetzt hat sich von den nachher Ermordeten die Frau, welche beinahe ganz erblindet, nicht richtig zu sprechen nnd eine Art Idiot war, sicher gar nicht und der alte gebrechliche Mann wohl auch kaum energisch, wozu er schon die Kräfte nicht hatte. Immerhin aber scheint derselbe einen diesbezüglichen Versuch gemacht zu haben, denn gelegentlich der Sektion sollen in einer Hand desselben einige Kopfhaare von blonder Farbe gefunden worden sein. Verübt wurde das Verbrechen vermuthlich erst am Sonntag Morgens nach 1/23 Uhr. Als verdächtig wurde, wie bereits mitgetheilt, ein Bursche, Namens Spreitzer, verhaftet. Derselbe, wegen Meineidsverleitung und sonst vorbestraft, ist übel beleumundet und steht im schlimmsten Rufe. Außer dem Josef Spreitzer wurde noch ein weiterer Bursche verhaftet. Es ist dies der mit Spreitzer gut befreundete Joh. Roittmeier. Derselbe war als Knecht bei dem Neffen der ermordeten Gruber, dem Bürgermeister von Hausen in Diensten. Roittmeier, welcher 25 Jahre alt ist, trat am kritischen Samstag den 11. ds. aus dem Dienst, um bei dem Bauern Heinbauer in einer Ortschaft unweit von Hausen in Dienst zu treten. Erwischt hatten die Mörder bei Gruber gar nichts, denn die Leute hatten Baargeld nicht im Hause, sondern dies bei dem Bruder des Ermordeten, dem Vater des Ortsbürgermeisters, in Verwahrung gegeben.

Bilderräthsel.

Hieroglyphen. (Von jedem Bilde gilt der Anfangsbuchstabe seines Namens, die fehlenden Buchstaben sind zu ergänzen.



Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 30:

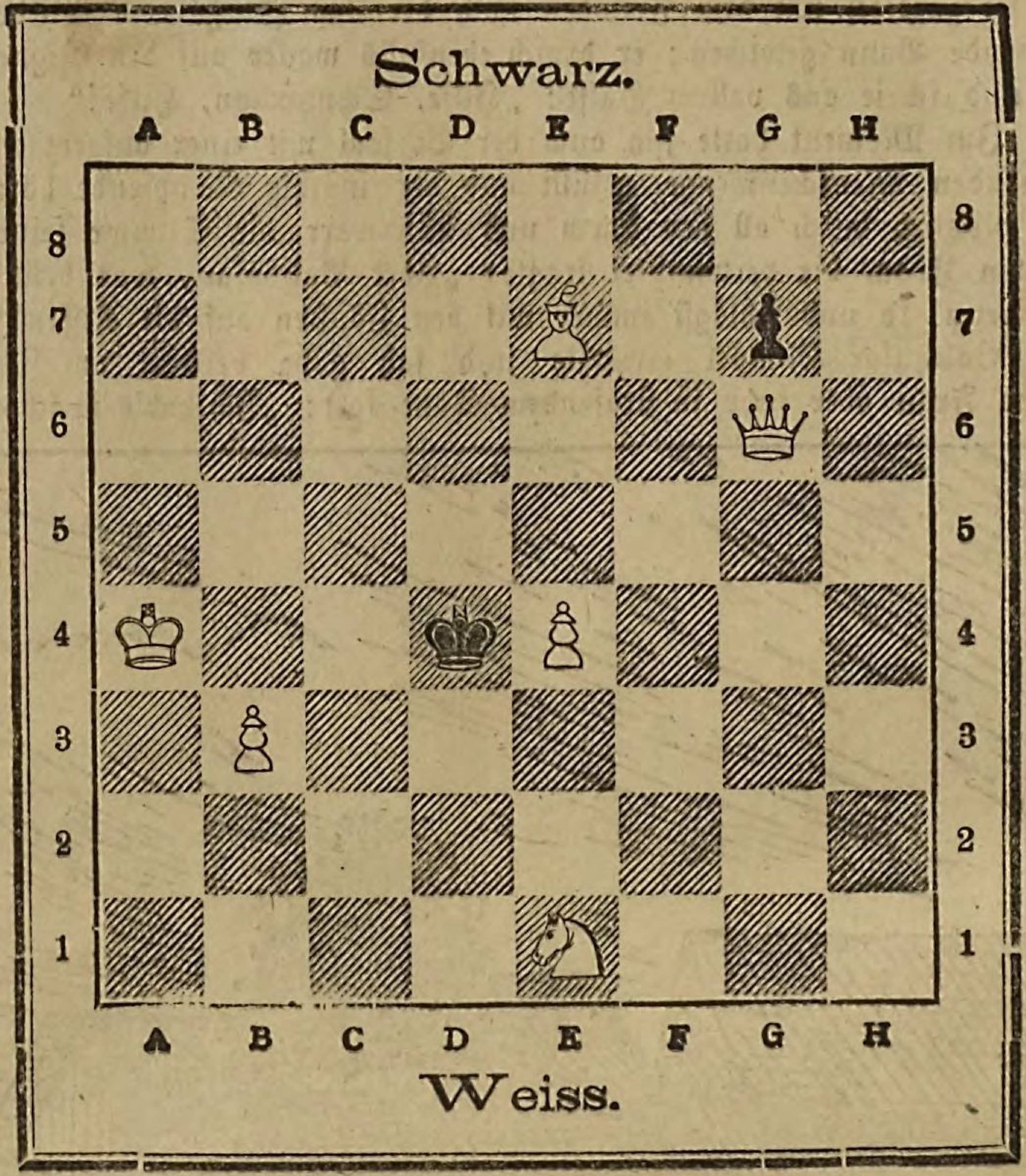
Kopf	Orden	Pack	Fisch
Oper	Pfeil	Eule	Reck
Pera	Ei	Rose	Auge
Frau	Rau	Apfel	Uhr

Schachzeitung № 251.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Berichtigung: In der Aufgabe der Schachzeitung Nr. 250 der schwarze Läufer von c5 auf e1 zu stellen.

Aufgabe von Gustav Schmidt in Regensburg.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Match Pillsbury—Showalter.

Stand nach der 14. Partie: Pillsbury 6, Showalter 6, remis 2. Der Kampf wird nun fortgesetzt bis auf einer Seite 10 Gewinnpartien zu verzeichnen sind; bei einem gegenseitigen Stande jedoch von 9:9 gilt der Wettkampf als unentschieden.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 247 von Sapot.

1. Sd4—c2 / Beliebig. 2. D. T. B. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, von Em. Einsiedl Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, J. Klingeis in Moosham, Wilhelm Balta in Hemau und aus Regensburg von R. Kern, B. H.—, Gust. Schmidt, L. Schönhuber, J. Schuler, Tarrasconia (auch zu Nr. 246) und R. Weiß.

Briefkasten: Z. J in K. P. In der Aufgabe N. 248 würde auf 1. Dc6—e6 nach Sf7—e5 kein Mat folgen können. — **T. Lier.** Dc6—f3 scheitert in der Aufgabe Nr. 248 an Kd4—c4+.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 32. | Sonntag, den 2. Mai. | 1897

Ein Distanzlauf um Menschenleben.

(Aus den Erinnerungen eines ehemaligen Gendarmen.)

Der gräfliche Verwalter, ein kräftger, stark zum Embonpoint hinneigender Herr von etwa fünfzig Jahren, hatte den übrigen Herren, die nach der Reihe mit den von ihnen in Kriegs- wie in Friedenszeiten vollführten Gewaltmärschen geprunkt und hier und da wohl auch ein wenig renommirt hatten, bisher aufmerksam, aber schweigend zugehört.

„Na, und Sie Herr Verwalter'" wendete sich der Oberförster an ihn, „wissen Sie uns nicht auch aus Ihrer Vergangenheit über eine derartige interessante Leistung zu berichten, he? Nicht? Kann mir's erklären, daß Sie sich als Distanzgänger keine Lorbeeren holten, wenn Sie auch in früheren Jahren soviel Gewicht vorgeben mußten!" Und er wies auf die allerdings sehr „stark entwickelte Taille" des Verspotteten. Alle Herren lachten, nur der Verwalter selber, der doch sonst zu jeder Zeit auf einen Scherz bereitwillig einzugehen gewöhnt war, nicht. Er klopfte mit der hohlen Hand seine lange Pfeife aus, legte sie beiseite und sagte dann mit einem Ernst, den man bei ihm nicht häufig fand:

„Ich war freilich noch ein wenig schlanker, als sich die Geschichte zutrug, mit der ich den Herren etwas aufwarten könnte, aus der Zeit da ich noch Gendarmerie-Wachtmeister war. Es sind jetzt gegen achtzehn Jahre her, da vollführte ich mit zwei Andern einen Wettmarsch, bei dem meine Gesundheit, vielleicht mein Leben den Einsatz bildete, und bei dem es sich um einen etwas aparten Siegespreis handelte. Es war ein Distanzmarsch um Menschenleben, meine Herren!

In unserer Gegend, wo die Leute doch früher, wenn sie auf's Feld gingen, Thür und Thor ganz ruhig hatten offen stehen lassen können, waren einige Diebstähle und Einbruchsdiebstähle vorgekommen und wir Gendarmen streiften Tag und Nacht herum, ohne daß es uns gelingen wollte, eine Spur zu finden.

Anfänglich dachten wir an einen Burschen, der in früheren Jahren in der Gegend als Knecht gedient, dann wegen eines blutigen Raufhandels mit schlimmem Ausgange sechs Jahre Kerker erhalten hatte und vor Kurzem aus dem Strafhause freigegangen war. Aber dieser Mensch, der Stefter Valentin, war, wie erhoben wurde, nach ganz anderer Richtung fortgezogen, hatte da und dort um Arbeit gebeten und, wie es schon Derartigen ergeht, nirgends solche bekommen, und eines Tages da fand man seinen Hut und seine armselige Kleidung am Flußufer. Der Stefter Valentin hatte wohl eingesehen, daß es schwer ist, ehrlich zu sein, wenn man aus der Strafanstalt kommt, und machte Allem ein trauriges Ende durch einen Sprung in die wilden Fluthen. Das war übrigens nicht nur Vermuthung, sondern Gewißheit, denn nach einiger Zeit zog man im Unterland die Leiche bei einem Wehr heraus, furchtbar entstellt, angefressen von den Wasserthieren, kaum mehr als Mensch zu erkennen.

Da kam ich auf eine eigene Idee. Die Gehöfte, die Besuch der Gauner erhalten hatten, lagen nicht in einer Strecke, etwa die Landstraße entlang, sondern in einem Kreis herum, dessen Halbmesser ungefähr eine Wegstunde maß. Was war da näher und natürlicher, wie die Annahme, daß die Füchse ihren Bau, von dem aus die Raubzüge unternommen wurden, im Mittelpunkte dieses Kreises hatten? Darauf baute ich den Plan für meine Verfolgung.

Dieses von mir angenommene Centrum war der Gegenstand meiner unausgesetzten Beobachtung. Aber alle meine Nachfragen bei den Bauersleuten, die ja meine natürlichen Bundesgenossen waren, blieben resultatlos. Da kam es mir eines Tages, schier wie eine Offenbarung, plötzlich in den Sinn: „Solltest doch auch einmal bei der Sennerin auf der Schwarzkogel-Alm Nachschau halten, vielleicht ist der etwas aufgefallen!" Die Mirzl galt mit Recht als eine helle, aufgeweckte Dirn, and wenn man der etwas schön that — sie sah die Mannsleut' nicht ungern — so konnte man sie leicht zum Reden bringen. Sie war die Tochter des alten Vincenz, der tief drunten im Thal in dem kleinen Jagdschlössel ein wahres Einsiederleben führte. Nun ging's da freilich seit einigen Wochen bedeutend fideler zu. Der junge Graf, meine Herren — unser jetziger Schloßherr und mein Gebieter — hatte eben geheirathet und verbrachte in dem prächtigen, weltabgeschiedenen Schlössel mit seiner jungen Frau, die eine passionirte Jägerin und Fischerin war, wie er selber, die Flitterwochen. Da erschien denn nicht selten Gesellschaft vom Schloß und es ging lustig her.

Ich machte mich also auf den Weg zum Mirzl hinauf. Leider konnte sie mir gar nichts berichten, was meinen Zwecken dienlich gewesen wäre.

„Na, b'hüat Gott, Mirzl!" Sie gab mir die Hand, ich warf das Gewehr um und wendete mich zum Gehen, und zwar schlug ich den Pfad ein, der auf der anderen Seite des Schwarzkogls hinabführte, neben der tief eingerissenen Schlucht, die zu Regenzeiten dem Wildwasser als Bett diente.

Da kam mir die Dirn' flinken Fußes nachgelaufen. „I laß' Di net fort, Herr Wachtmeister," rief sie, mich bei der Hand angreifend, „mußt wenigstens so lang bei mir bleiben, bis das Wetter vorüber ist, i will net, daß den Gendarm der Blitz derschlagt!" Sie streichelte mir die Wangen und zog mich an den Aermeln. — Na, ich will nicht besser machen, als ich bin. Wer weiß, wenn ich damals nicht schon mit der „angebandelt" gehabt hätte, die jetzt Frau Verwalterin ist . . . . Ich riß mich los trotz ihres immer heftiger werdenden Flehens und schritt rasch den Weg neben der Schlucht thalabwärts.

Das Unwetter mußte bald losbrechen und bis zum ersten Gehöft anf jener Seite des Berges brauchte ich immerhin anderthalb Stunden.

Beim Himmel, ich bedauerte schon ganz aufrichtig, nicht den Rathschlägen der freundlichen Mirzl gefolgt zu haben. Aber ich war froh, es nicht gethan zu haben, als ich gleich darnach eine Entdeckung machte, die meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen sollte. Beim Strahl eines Blitzes, der die Gegend vor mir einen Augenblick erhellte, sah ich, obwohl mir der Ausblick durch den dichten Regen wie mit einem Schleier verhängt war, in einer Entfernung von kaum hundert Schritten zwei Männer. Sie gingen in derselben Richtung, wie ich. Ich hatte sie vorher nicht bemerkt. Woher waren sie auf einmal gekommen?

Da ich nicht glauben konnte, daß sie vom Himmel gefallen seien, so blieb nur eine Annahme übrig, sie mußten bisher in der unwirthschaftlichen, schwer passirbaren Schlucht gewandert sein. Warum?

Der Regen prasselte unbarmherzig nieder und ich fürchte schon, ihre Fährte zu verlieren. Da kam mir der Blitz, der sie mir verrathen, wieder zu Hilfe und ich konnte wahrnehmen, wie sie unter eine halbverfallene, am Rande der Schlucht stehende Hütte flüchteten, in der für die Sennwirthschaft Heu aufbewahrt wurde. Es galt, sich unbemerkt zu dem Unterschlupf zu schleichen.

(Schluß folgt.)

Bilder vom griechisch-türkischen Kriegsschauplatz.

Wir zeigen heute unseren Lesern zwei interessante Bilder vom griechisch-türkischen Kriegsschauplatze: griechische Vorposten und eine Cavallerie-Patrouille an der türkischen Grenze (die Illustration im oberen Theile), dann einen türkischen Wachtposten auf der von Edhem Pascha nach harten Kämpfen besetzten Höhe des Melunapasses. Es war ein blutiges Ringen um die Elassona beherrschende Höhe von Meluna. 28 Stunden tobte die Schlacht und Berge von Leichen thürmten sich auf. Beide Theile fochten mit Bravour, bald wurden die Griechen, bald die Türken zurückgetrieben, erst als die Muselmanen mit dem Bajonett das letzte Blockhaus an der Grenze genommen hatten, gelang es ihnen, sich in Besitz der ganzen Höhenlinie zu setzen. Nachdem der Muschir Edhem Pascha auch alle anderen in die Flußthäler des Xerias und der Salamvria führenden Gebirgsübergänge occupirt hatte, vermochte er, wenn auch langsam, in die Ebene vom Larissa niederzusteigen, wo bekanntlich in den letzten Tagen die Griechen eine bedeutende Niederlage erlitten haben.

** Pfreimd.

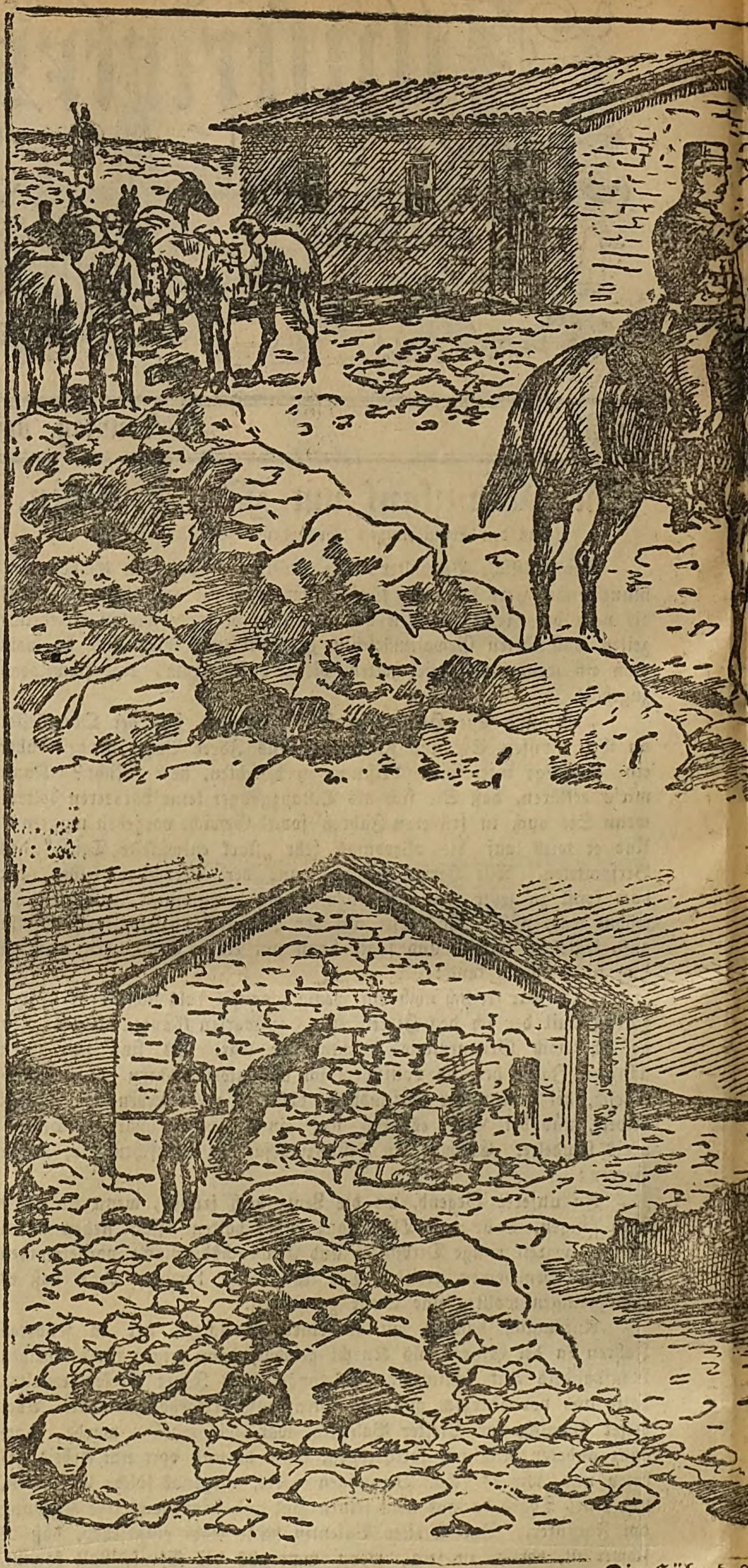
Das oberpfälzische Städtchen Pfreimd feiert im Laufe des heurigen Jahres das 400jährige Jubiläum seiner Erhebung zur Stadt. Aus diesem Anlasse dürfte es für Viele nicht uninteressant sein, etwas Näheres über dessen Geschichte zu erfahren.

In einem freundlichen Thale an der Eisenbahnlinie von Regensburg nach Böhmen und Sachsen, im Bezirksamtssprengel Nabburg gelegen, von letzterem etwa $1\frac{1}{2}$ Stund entfernt, hat Pfreimd seinen Namen von dem Flüßchen Pfreimd (Pfrentsch), welches aus dem Böhmerwalde kommend nahe bei Pfreimd in die Naab mündet. Aus frühester Zeit ist über die Geschichte des Ortes nur wenig bekannt. Herzog Heinrich von Niederbayern (gest. 1290) besaß denselben als festes Haus. Die Besitzer einer auf dem nahen Mühlberge (Schloßberge) östlich von Pfremd befindlichen Burg, von welcher noch jetzt Spuren sichtbar sind, ließen sich wahrscheinlich später im Thale nieder und wurden so die Gründer des heutigen Pfreimd. Nachdem es 1332 durch Tausch mit den Herzogen von Niederbayern an die Landgrafen von Leuchtenberg gekommen, ward dasselbe 1372 unter dem Landgrafen Ulrich II. mit einer Mauer umgeben und befestigt; er selbst erbaute sich hier eine Burg, und bewohnte dieselbe. Vom Landgrafen Friedrich VI. mit Marktgerechtigkeit beschenkt, wurde Pfreimd 1481 durch eine große Feuersbrunst fast gänzlich zerstört. Neu aufgebaut ward es vom Landgrafen Johann V. 1497 zur Stadt, zugleich Hauptstadt der Landgrafschaft Leuchtenberg erhoben und mit verschiedenen Freiheiten begnadigt, welche später durch dessen Nachfolger, die Herzoge von Bayern und die deutschen Kaiser ihre Bestätigung erhielten.

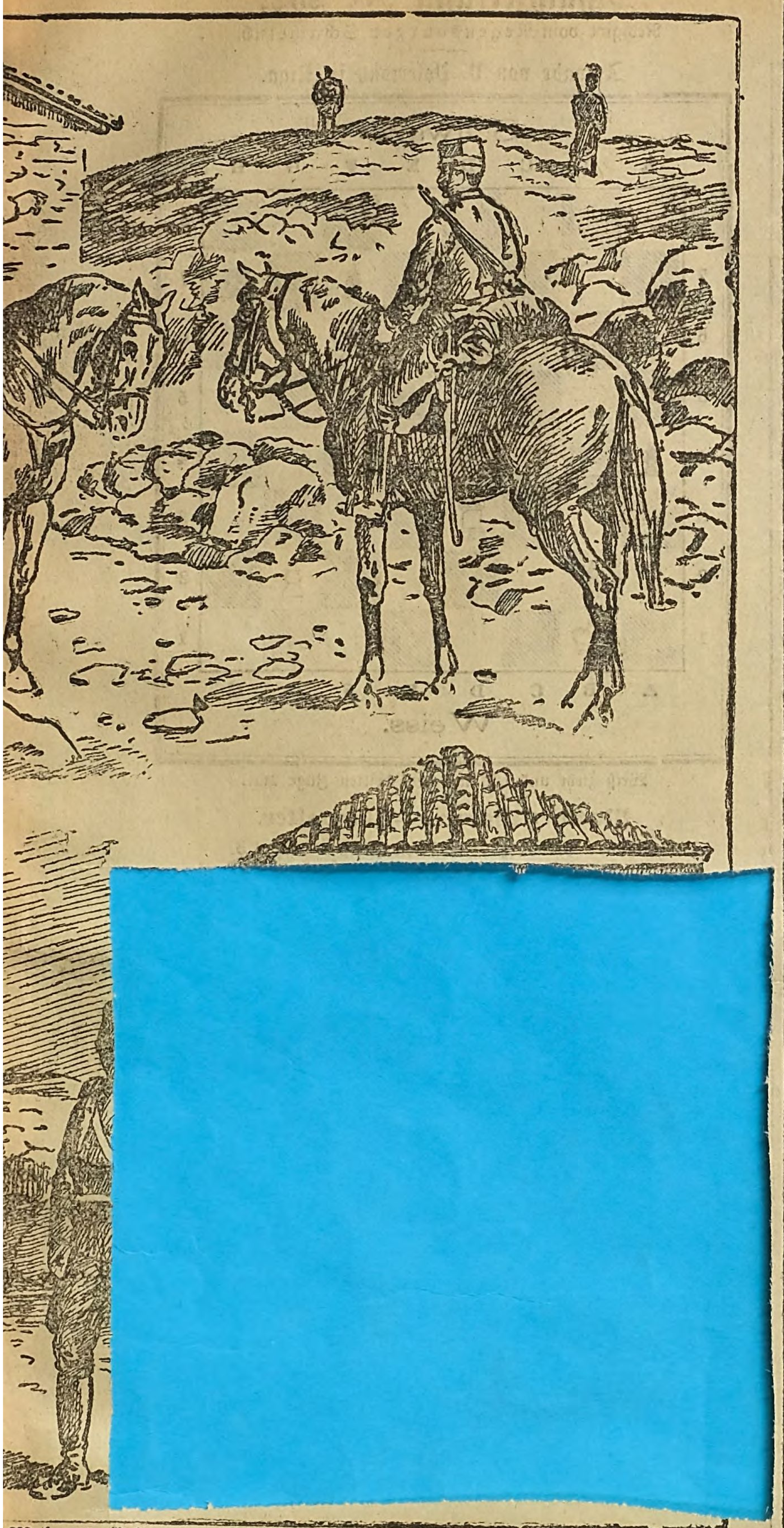
Während fast die ganze Oberpfalz zur Zeit der Reformation ihr Glaubensbekenntniß wiederholt wechseln mußte, blieb Pfreimd, sowie überhaupt die ganze Landgrafschaft Leuchtenberg dem katholischen Glauben stets treu.

Landgraf Georg Ludwig (1567—1613) vergrößerte das alte Schloß und erbaute in der sogenannten „Freiung" zu Pfreimd die jetzige Klosterkirche mit 4 Altären; dieselbe wurde am 20. März 1594 zu Ehren des hl. Johannes d. Täufers eingeweiht. Ihm verdankt auch das Kloster seine Begründung, indem er 1601 Franziskaner von Straßburg hieher berief; er selbst und seine letzte Gemahlin Eusebia von Lobkowitz fanden ihre Ruhestätte im Chore der Klosterkirche. Sein Nachfolger Landgraf Wilhelm regierte bis 1629; von dessen 3 Söhnen, Rudolf Philipp, Wilhelm Friedrich und Maximilian Adam, traten die beiden ersteren in den geistlichen Stand. Nachdem er dem letzteren die Regierung übergeben, ließ er sich selbst in Rom zum Priester weihen und beschloß als Franziskaner in Ingolstadt sein Leben. Auch er ruht in der Gruft der Franziskanerkirche in Pfreimd. Während der Regierung des Landgrafen Maximilian Adam (1626—1646) hatte auch Pfreimd gleich dem größten Theil der Oberpfalz durch den dreißigjährigen Krieg viel zu leiden.

Mit dem Tode desselben erlosch, da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, das Geschlecht der Landgrafen von Leuchtenberg. Die Landgrafschaft ging nun an Herzog Alb.echt IV., den jüngsten Sohn des Herzogs Wilhelm des Frommen, über, welcher mit der Erbtochter des Landgrafen Ludwig von Leuchtenburg vermählt war. Er vertauschte 1650 die Landgrafschaft gegen andere Güter an den Churfürsten Maximilian I. von Bayern; die Regierung übernahm desselben jüngster Sohn Maximilian Philipp, welcher zu Pfreimd residirte; er bestätigte 1674 die Freiheiten und Privilegien der Stadt und starb kinderlos 1705 zu Türkheim bei Mindelheim in Schwaben. In Folge des unglücklichen Ausganges des spanischen Erbfolgekrieges, welcher auch für Pfreimd viel Unheil brachte, wurde die Landgrafschaft Leuchtenberg als ein dem Reiche heimgefallenes Lehen behandelt und von Kaiser Joseph I. 1708, dessen Oberststallmeister Fürst Leopold von Lamberg, und nach dem Tode desselben 1711 sein Bruder Franz Anton damit belehnt. Durch den Frieden zu Rastatt im J. 1713 und zu Baden 1714 erhielt Churfürst Max Emanuel von Bayern mit der Landgrafschaft Leuchtenburg auch Pfreimd wieder zurück, welches von nun an mit der Krone Bayerns bis zur Gegenwart vereinigt blieb. Auch der österreichische Erbfolgekrieg, sowie die französische Revolution zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatte für Pfreimd viel Ungemach im Gefolge. Ein weiteres Unglück be-



Die Höhe des



Melunapasses.

traf die Stadt indem am 17. Juli 1800 dieselbe durch eine große Feuersbrunst fast gänzlich zerstört wurde; nur das Schloß und die Pfarrkirche, sowie die Vorstadt blieben verschont. Auch durch die Aufhebung des Franziskanerklosters, welche bei der allgemeinen Säcularisation im J. 1802 dem gleichen Schicksale verfiel, wurde Pfreimd hart betroffen. Zur Freude der Bewohner erfolgte jedoch 1829 durch König Ludwig I. die Wiederherstellung des Klosters, in welchem sich gegenwärtig unter einem Quardian 2 Ordenspriester und 11 Laienbrüder befinden.

Die Pfarrkirche, nach dem Brande von 1481 im gothischen Stile neu aufgebaut, wurde unter dem Landgrafen Maximilian Philipp um 1680 erweitert und ihre gegenwärtige Gestalt im Renaissancestile umgebaut. Dieselbe ist 43 m. lang, 17 m. breit und 13 m. hoch, zu Ehren der allerseligsten Jungfrau eingeweiht, und hat 7 Altäre. Es befinden sich darin die Begräbnißstätten von 4 Landgrafen und 2 Landgräfinnen, deren Grabmäler aus Marmor auf beiden Seiten des Choraltares sichtbar sind. Außer der Stadt liegt die kleine St. Sigismundikirche, welche jetzt als Friedhofskirche dient. Das Pfründnerspital ist eine Gründung des Landgrafen Georg Ludwig vom Jahre 1593. Seit 1856 besteht in Pfreimd auch ein Filialinstitut der armen Schulschwestern.

Eine eigenthümliche Merkwürdigkeit Pfreimds bildet das sogenannte „Fastnachtsgericht", welches der Stadt von Herzog Maximilian Philipp 1624 verliehen wurde und vom Churfürsten Karl Albrecht von Bayern 1729 die Bestätigung erhielt. Dasselbe wurde alljährlich 14 Tage vor und 14 Tage nach Fastnacht von den Bürgern und Schöffen aus dem Bürgerstande und einem von diesen gewählten Richter abgehalten; es dehnte seine Jurisdiction über alle Einwohner der Stadt in bürgerlichen Streitigkeiten aus, und zog sämmtliche innerhalb jenes Zeitraumes anfallenden Strafen und Kosten für die Gemeide ein.

In einer Entfernung von einer kleinen halben Stunde, westlich von Pfreimd erhebt sich ein rings von Wald bedeckter mäßiger Berg, auf welchem sich eine Wallfahrtskirche zu Ehren der heil. Barbara befindet. Es ist dies der Euxelberg (Exelberg). Einer Sage nach soll das Bild der heiligen Barbara im Wald an dieser Stelle gefunden und, nach Pfreimd gebracht, immer wieder dahin zurückgekehrt sein. Landgraf Ulrich II. von Leuchtenberg erbaute daselbst im J. 1342 eine Kapelle und ließ das Bild darin aufstellen. Bei dem Einfall der Schweden im dreißigjährigen Kriege wurde 1621 die Kapelle geplündert und niedergebrannt, bald darauf aber (1625) in vergrößertem Umfange wieder hergestellt. Die gegenwärtige schöne Wallfahrtskirche wurde auf Befehl des Landgrafen Maximilian Philipp 1700—1702 neu aufgebaut und 1711 vom Weihbischofe Albert Ernst Graf von Wartenburg eingeweiht. Dieselbe hat außer dem Hochaltare mit der wunderbaren Statue der hl. Barbara noch zwei Nebenaltäre.

Neben der Kirche befindet sich seit 1670 noch eine Lorettokapelle.

Humoristisches.

(Zeitbildchen.) „Sagen Sie, Herr Wirth, ist denn bei Ihnen in aller Frühe immer so ein Spektakel?"

„O nein, erst seit Einführung der Sonntagsruhe!"

(Erster Gedanke.) Bankier (in den Ahnensaal eines von ihm gekauften Schlosses tretend): „Kinder, wenn die alle lebten, wie würden die mich unheimlich anpumpen."

(Die neugierige Jugend.) „Großvater," sagte Hänschen, indem er sich den Schädel seines ‚Aehnl' sehr genau ansah, „darf ich 'was fragen?"

„Gewiß, Hans!"

„Kämmst Du Dein Haar mit einem Rastermesser?"

(Im Theater.) Schauspieler (in der Rolle des Don Carlos): „Hör' an, erstarre, doch erwid're nichts: Ich liebe meine Mutter!"

Stimme von der Gallerie: „Ei Herrchäses, warum sollen Sie denn Ihre Frau Mutter nich lieben, mein Kuter?"

(Druckfehlerteufel.) . . . Nach langen Kämpfen fand Fräulein Eulalia endlich den Friedel ihres Herzens.

Ein Soldatenherz ohne Fourage ist keinen Schuß Pulver werth.

(Schneidigste Kommandos.) Oberst (zu einem übenden Landwehrpremier): „Herr Premier, Sie müssen die Kommandos so herausbringen, daß ihnen selbst Frau Gemahlin Folge leisten müßte."

(Vom Kasernenhof.) Unteroffizier: „Das Militär benützt zu seinen Märschen die Landstraße, auf deutsch: Chaussee." — Unteroffizier (zum Rekruten): „Eher wird ein Elephant Uhrmacher als Sie Soldat!"

(Erklärung.) Professor: „Was war das wieder für ein Gepolter bei Ihnen?"

Schüler: „Entschuldigen Sie, Herr Professor, mein Löschblatt ist mir hinuntergefallen!"

(Vorbereitung.) „Also doch durchgefallen, Karl, trotzdem ich Dir vor zwei Monaten ein Reitpferd versprochen, wenn Du Dein Examen gut machen würdest?!... Was hast Du denn in den zwei Monaten getrieben?"

„Reiten gelernt, lieber Onkel!"

(Ja dann!) „Ein armer Handwerksmann bittet um ein Almosen!" Was sind Sie denn?"

„Schuhmacher bei Kneipp in Wörishofen!"

(Zu gefährlich.) Freundin: „Hast Du den Roman auch Deinem Mann zum Lesen gegeben?"

Junge Frau: „Wo denkst Du hin! In demselben ist ja von einer Frau die Rede, die alle drei Jahre nur ein Kleid brauchte!"

(Mißglückte Probe.) „Dieses Zehnmarkstück habe ich auf Ihrem Schreibtisch gefunden, gnädiger Herr!"

„Es freut mich, Jean, daß Du ehrlich bist . . . ich habe Dich nämlich auf die Probe stellen wollen!"

„Sehen Sie, gnädiger Herr! das hab' ich mir gleich gedacht!"

(Galgenhumor.) Gefängniß-Inspektor: „Habt ihr noch einen Wunsch vor Euerer Hinrichtung?"

Deliquent: „Das schon, aber —"

Inspektor: „Nun, sagt's nur!"

Delinquent: Wenn ich's nur noch erleben thät, wie's mit der orientalischen Frage wird!"

(Kurz entschlossen.) Der Lehrer erzählt in der Schule seinen Kindern die Geschichte vom verlorenen Sohn und fragt den Hannesle: „Nun Hannesle, was würdest Du gethan haben, wenn Du auf dem Feld hättest Schweine hüten und Träber essen müssen?" — Zuerst kratzt sich der Hannesle verlegen hinter den Ohren, auf Einmal macht er ein vergnügtes Gesicht und sagt: „Ha, i hätt' eins abgestochen und hätt' mir's nachher gebraten."

(Auch ein Beweis.) Mama: „Glaubst Du denn wirklich, daß Dich der Herr Assessor heirathen wird; was für einen Beweis hast Du dafür?"

Tochter: „Mama, er hat auf der Promenade mein Schooßhündchen gestreichelt."

(Fatal.) Werkführer (zum Gerberlehrling): „Nun, Max'l, wie gefällt Dir's denn bei uns?"

Max'l: „Es thut schon, wenn nur der Meister nicht so zerstreut wär'."

Werkführer: „Wieso, Max'l?"

Max'l: „Na, weil er meistens mein Fell gerbt, statt die anderen!"

(Gut qualifizirt.) Unteroffizier: „Sie sind ja schon einmal wegen Diebstahls bestraft worden . . ?"

Rekrut: „Jawohl!"

Unteroffizier: „Na, da hoffe ich, daß Sie wenigstens die „Griffe" richtig machen werden!"

Silben-Räthsel und Homonym.

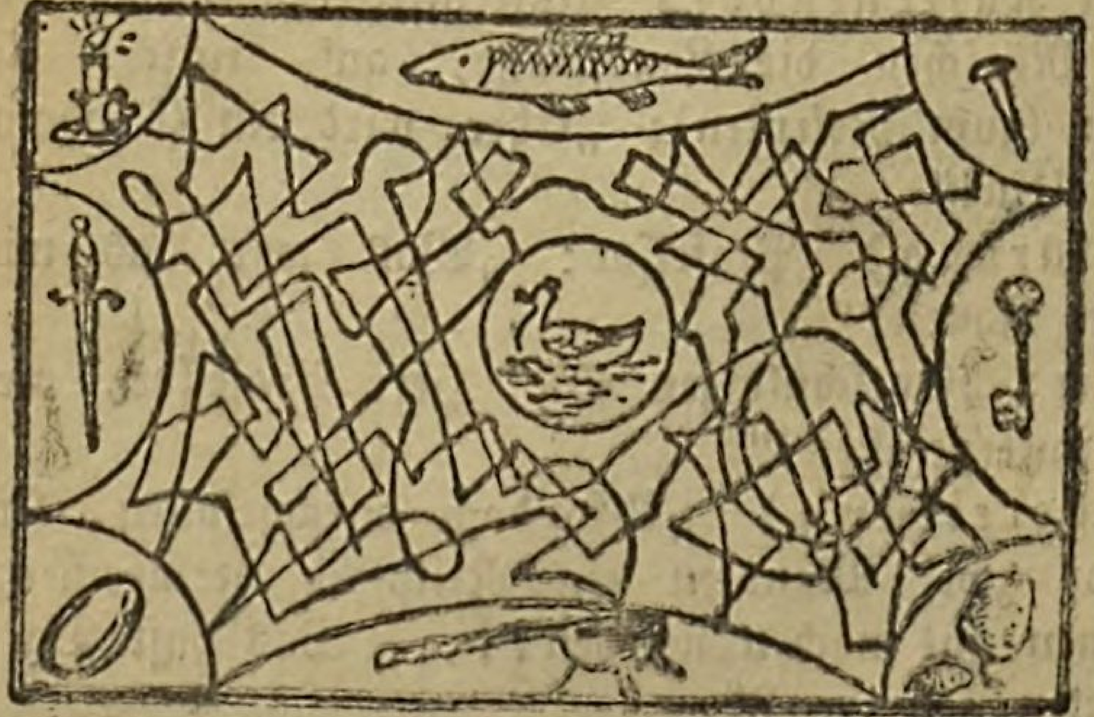
Hochgeboren bin ich Erstes, wie kein And'rer,
Blicke auf die Welt mit Stolz hinab;
Doch ihr seht mich nur im Sommer, bin ein Wand'rer,
Greife, kommt der Herbst, zum Wanderstab.

Auch das Zweite könnt an meinem Kopf ihr sehen,
Seht's von ferne, ist gar lang und roth,
Hört es oftmals klappern, wie wenn Mühlen gehen;
Trag' es gern, verdien' mit ihm mein Brot.

Auch das Ganze kann als Eigenthum ich nennen;
Ferner ist's ein Instrument der Zeichnungskunst,
Endlich eine Pflanze auch, die Alle kennen,
Ihre Blüthe steht bei uns in hoher Gunst.

Bilderräthsel.

Irrgartenrebus: (Die Anfangsbuchstaben der Rebusbilder sind so zu verbinden, wie die Wege des Irrgartens gehen.)



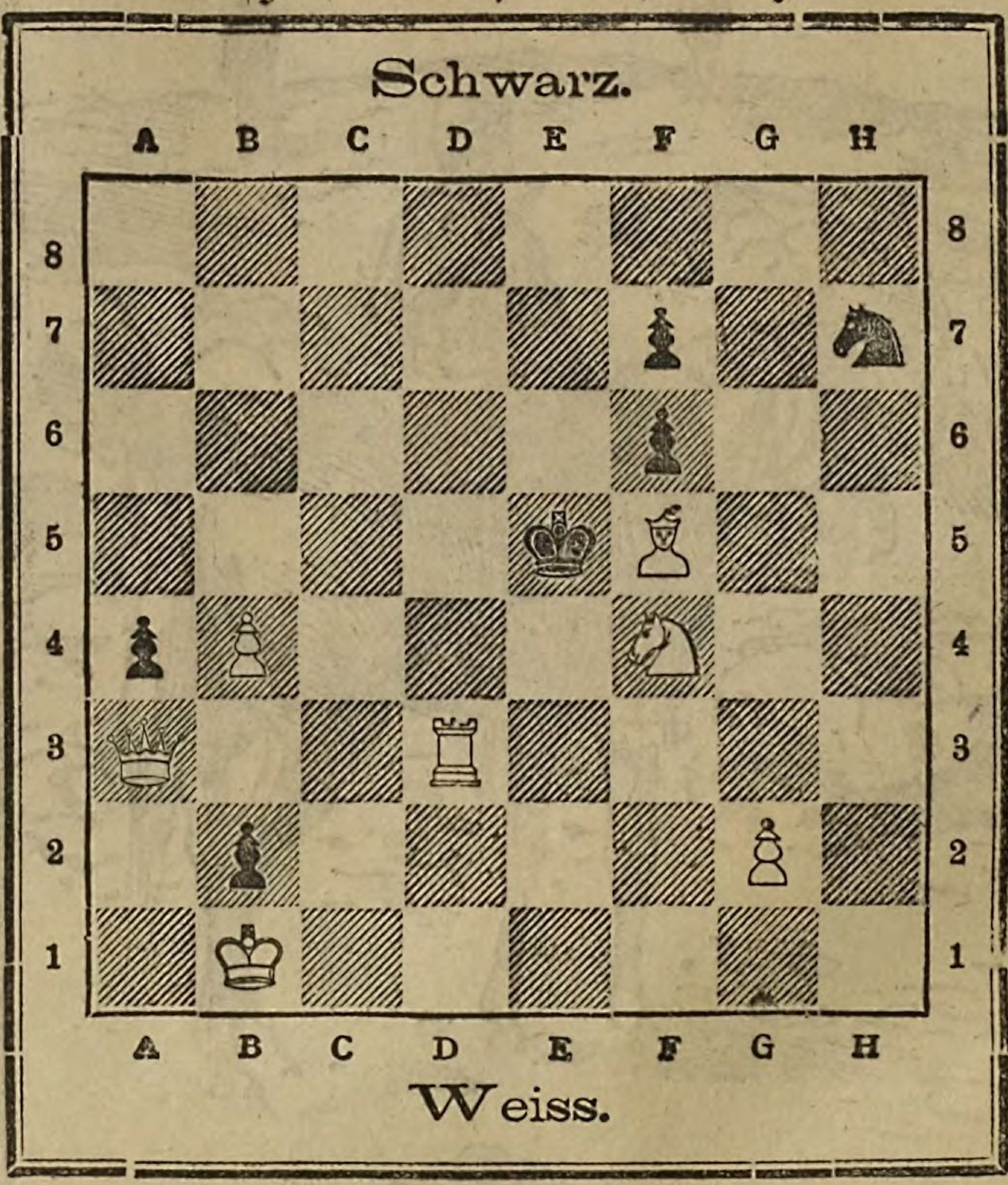
Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 31:

Das Unglück macht den Menschen besser oder schlechter.

Schachzeitung № 252.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von V. Potemsky in Riga.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Match Pillsbury—Showalter.

Stand: Pillsbury 7 — Showalter 6 — remis 3.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 248 von Marin.

1. Tb5—f5 / Beliebig. 2. D. T. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, von Em. Einsiedl Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, J. Klingeis von Moosham, Wilhelm Balta in Hemau und aus Regensburg von N. Kern, B. H.—, Gust. Schmidt, L. Schönhuber, J. Schuler, und N. Weiß.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 34. Samstag, den 8. Mai. 1897

Hohes Spiel.

Im Herbste 1855 fuhr ich mit einem Dampfer den Mississippi hinauf. Richter Jones und General Keim von Reading, Pa., die ich in ihrer Heimath kennen gelernt hatte, waren an Bord.

„Tolle Sorte da unten aus Natchez", brummte der Capitän, der uns an der Cajütentreppe begegenete, als wir eben hinuntersteigen wollten, „spielen verdammt hoch!"

„Laßt uns hinunter gehen und zuschauen!" erwiderte Richter Jones.

Wir kamen in den Salon und trafen dort vier Herren an einem Tische sitzend, um welche sich eine Masse Zuschauer gruppirt hatten, und da erstere die „hohen Spieler" waren, gruppirten wir uns dazu.

Das Spiel war „Poker" und das Geld ging mit fabelhafter Geschwindigkeit von einer Hand in die andere. Einer der Spielenden, ein Mann in den mittleren Jahren, dessen Gesicht nur allzu deutlich zeigte, wie tief die unselige Leidenschaft bei ihm wurzelte, — er war ein Baumwollenpflanzer, wie ich bald erfuhr — setzte eben seinen letzten Dollar gegen die Karten des Gegners. Jener legte vier Könige auf gegen seine vier Damen. Er war „fertig" und stand auf, als wolle er den Tisch verlassen.

„Sind Sie ausgebeutelt, Colonel?" fragte der Andere.

„Bis auf den letzten Picagune."

„Geben Sie mir ihre Note, ich borge Ihnen."

„Nein", versetzte barsch der Pflanzer, „ich kann noch anders machen. He Pomp!"

„Hier, Master!" antwortete ein alter Neger aus dem Hintergrunde hervor.

„Bring' das Mädel und den Jungen her, die ich in Natchez kaufte! Warten Sie einen Augenblick mit dem Spiele, meine Herren ich verschaffe mir Geld."

Der Alte ging und kam bald mit dem Mädel und dem Jungen zurück. Das „Mädel" war ein stattliches Mulattenweib von etwa 35 Jahren. Der Junge war ihr Sohn. Er mochte wohl 12 Jahre alt sein und hatte eine auffallend hellere Gesichtsfarbe als die Mutter.

Der Pflanzer stand wieder auf.

„Hier, Gentlemen, haben Sie ein Mädel und ihr Junges dabei, wie man sich kein besseres Gespann wünschen kann. Kosten mich 800 Dollars. Wer gibt 600?"

„Verkaufen Sie sie auch einzeln?" fragte Jemand.

„Wird nicht angeh'n, Herr. Das Mädel hat geschworen, daß sie sich umbringt, wenn man ihr den Jungen fortnimmt, und ihr vorhergehender Besitzer sagte: „Das ist Eine, die Wort hält!" Aber seh'n Sie nicht, daß das Weib mehr werth ist, als ich für das Paar verlange?" Also, wer gibt mir 600 dafür?"

Der Pflanzer wartete eine Minute umsonst auf Antwort. Dann sagte er:

„Ich muß Geld haben, also — Würfel her! 20 Dollars Einsatz und 30 Antheile. 'raus mit der Münze — wer zuerst setzt, wirft zuerst!"

Große Aufregung folgte! Die drei Spieler am Tische nahmen zuerst je drei Chancen. Dann wurden die Zuschauer warm, und 20 Antheile wurden verkauft, so schnell nur der Pflanzer das Geld eincassiren und die Namen aufschreiben konnte. Dann stockte es ein wenig. Der Eigenthümer nahm nun selbst zwei Loose, dann seine drei Tischgenossen noch je eins mehr. Dasselbe thaten endlich drei der Umstehenden.

„Noch zwei Chancen, Gentlemann!"

General Keim flüsterte dem Richter etwas in's Ohr, trat an den Tisch und warf zwei Zehn-Dollarstücke darauf.

„Name, bitte!"

„Unnöthig, Herr. Schreiben Sie es für die Frau an."

„Was? Das Mädel selber?"

„Gewiß, geben Sie ihr eine Chance."

„All rigth! Eins für Ninette. Und nun —"

„Das für den Jungen", sagte ruhig Richter Jones und legte zwanzig Dollars hin.

„Gut! Bravo!" rief der Besitzer der auszuwürfelnden Preise. „Eins für Tommy, und damit sind wir fertig. Wo ist der Capitän?"

„Hier."

„Capitän, haben Sie wohl Formulare zur Hand für derlei Geschäfte?"

„Ja."

„Wollen Sie dann die Güte haben, einen Kaufbrief für die Beiden, Ninette und Tommy auszufüllen, und Platz für den Namen des Gewinners lassen?"

„Schön!"

„Nun los, meine Herren!"

Unterdessen hatte man die Würfel gebracht und das Spiel begann. Jede Chance berechtigte zu dreimaligem Werfen.

Unter den ersten zehn war sechsunddreißig die höchste Zahl, die elfte brachte zweiundvierzig. Dann folgten wieder niedrigere bis zum einundzwanzigsten, der neunundvierzig warf.

Die Versammlung befand sich in gewaltiger Aufregung. Neunundvierzig war schwer zu überbieten. Der kleinste mögliche Wurf war neun, die höchste, neun Sechsen, vierundfünfzig, die Durchschnittszahl einunddreißig und ein halb.

Wieder klapperten die Würfel im Becher, aber keiner war höher bis zum achtundzwanzigsten.

„Komm, Ninette — Du bist d'ran!"

Das Weib kam zitternd näher. Sie hielt beide Hände vor die Brust gepreßt. Nur das Puffen und Stöhnen der Dampfmaschine unterbrach die allgemeine Stille.

„Will der Gentlemen, der meinen Antheil bezahlt hat, für mich werfen?" fragte Ninette mit leiser, melodischer Stimme.

„Laß Deinen Buben für Dich werfen," antwortete der General, „vielleicht hat dieser mehr Glück als ich."

Tommy trat vor und ergriff den Becher. Die Lippen seiner Mutter waren geschlossen und ihre Hände zum Gebete gefaltet. Der Junge zitterte wie Espenlaub — eine ganze Welt von Wohl und Wehe war dem launenhaften Zufall preisgegeben. In seiner Hand hielt er das versiegelte Buch, worin sein und seiner Mutter Schicksal geschrieben stand — und der Fall eines Würfel sollte es öffnen.

Er schüttelte tüchtig — „drei!"

Einen Moment stierte er auf die einzelnen drei Augen. Dann ließ er den Becher fallen und trat zurück, bleich und erschrocken.

„Wirf weiter, Tommy!" mahnte der Pflanzer.

„Es nützt nichts, Master, ich kann nicht mehr neunundvierzig werfen."

„Aber Du hast ja Deinen eigenen Wurf noch, mein Junge!"

„Gewiß," sagte Richter Jones, „das war für Deine Mutter. Jetzt wirf für Dich selber, für den Antheil, den ich Dir gab. Nimm Dich zusammen mein Sohn, fasse ein Herz und möge der Himmel Dir beistehen!"

Es war nichts weniger, als eine zur Religiosität geneigte Gesellschaft, welche sich versammelt hatte, aber diesen warm und herzlich gesprochenen Worten folgte ein fast einstimmiges „Amen!"

Wieder näherte sich der Knabe dem Tisch und erfaßte den Becher. Seine Lippen waren aufeinander gepreßt und die bebenden Glieder gewaltsam zur Ruhe gezwungen. Der einzige Laut im Salon, außer dem Athem der Zuschauer, war das Klappern der knöchernen Würfel.

Da lag der erste Wurf.

„Fünf . . . . fünf . . . . sechs . . . . macht sechzehn," sagte der Pflanzer und schrieb die Zahl nieder.

Man sammelte die Würfel in den Becher und er warf wieder.

„Sechs . . . . sechs, und eine fünf! Gut! ist siebenzehn."

Der Junge wurde todtenbleich, als er sich zum letzten Wurf anschickte. Die Mutter griff nach dem Treppenpfosten, um sich aufrecht zu erhalten.

Da fielen die Würfel:

„Drei Sechsen . . . . achzehn . . . macht einundfünfzig! — Tommy, mein Junge, ich gratuliere! Bist Du in eigener und Deiner Mutter Herr! Bitte, Capitän schreiben Sie seinen Namen in den Kaufbrief und ich werde unterzeichnen. Diese Herren hier sind Zeugen."

Die nun folgende Scene werde ich nicht schildern — denn ich kann es nicht.

Als ich den Richter nach Jahren wieder sah, war er noch ein rüstiger Greis. Ninette führte ihm die Haushaltung und Tommy war sein treuer Diener.

Bilder vom griechisch-türkischen Kriegsschauplatz.

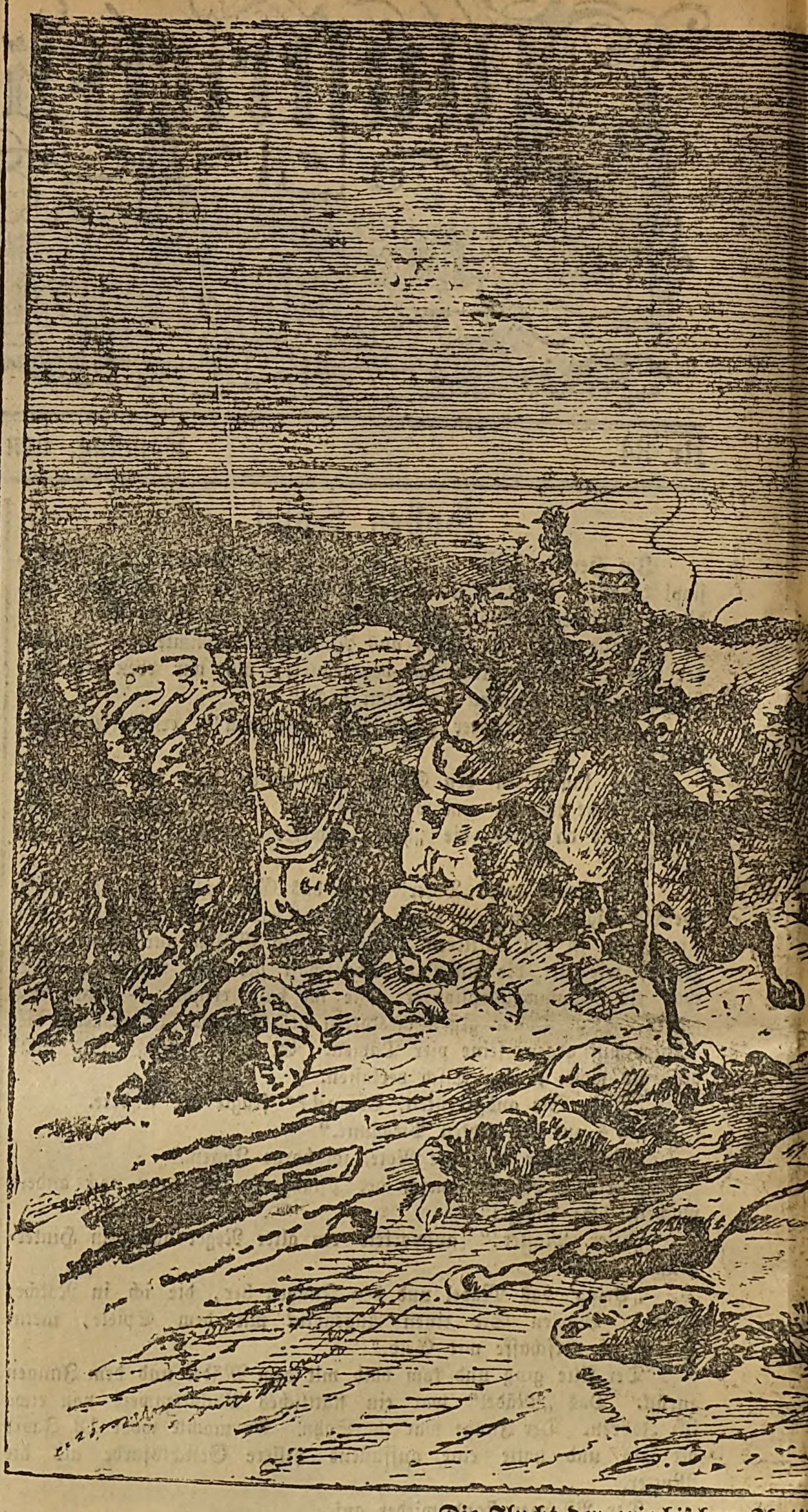
Wir geben hier ein hochinteressantes Bild vom griechisch-türkischen Kriegsschauplatze, darstellend die nächtliche Flucht der griechischen Artillerie nach dem Treffen bei Mati. Eine furchtbare Panik hatte sich der Armee des Kronprinzen Constantin bemächtigt, welche vor Edhem Paschas Schaaren davonrannte und wichtige Positionen ohne Schwertstreich räumte. Die auf dem Kriegsschauplatze anwesenden Correspondenten englischer Blätter haben über die schier unglaubliche Panik ausführlich berichtet, man glaubte Kapitel aus dem Romane „Der Zusammenbruch" zu lesen. Bei Sedan wurden die französischen Heersäulen nach heldenmüthigem Widerstande zertrümmert, bei Mati gab es keine Heroen, nur eine in Auflösung begriffene Soldatesca. Die aus Larissa aufgescheuchte Civilbevölkerung, welche mit ihren Habseligkeiten die Landstraßen füllte, gerieth zuerst auf fliehende Infanterie, die Truppen bahnten sich mit Gewalt einen Weg durch die geängstigten Bauern und warfen nieder, was in den Weg sich stellte. Das Maß des Unglückes wurde erst voll, als griechische Artillerie heranraste und in der herrschenden Dunkelheit von den eigenen Kampfgenossen beschossen wurde. Nun gab es kein Halt mehr, Alles wurde weggefegt, die durch Peitschenhiebe und Flintenschüsse scheu gewordenen Pferde rasten über die Menschenleiber weg.

Mallersdorf.

Gehört das kleine Laaberthal auch nicht zu den vielbesuchten und wegen ihrer Naturschönheit vielgerühmten Gegenden unseres schönen Bayerlandes, so wird doch kein Wanderer es betreten, ohne eine angenehme Erinnerung an die idyllische Landschaft mitzunehmen. Herrliche Saaten, grünende Wiesen und schattige Wälder, die das Thal zu beiden Seiten einrahmenden Höhenzüge, der ruhige Lauf der Laaber, die Waldberge im Hintergrund, welche in grauer Ferne den Horizont abgrenzen, dies alles gewährt eine Fülle von schönen, farbenfrischen Naturbildern. Und fände sich ein Sänger, er könnte mit Annette von Droste-Hülshoff voll Innigkeit und Wärme ausrufen:

„Seh' ich dich so, mein kleines Land,
In deinem Abendfestgewand,
Ich meine, auch der Fremdling muß
Dir traulich bieten Freundesgruß
Du bist nicht mächtig, bist nicht wild,
Bist deines stillen Kindes Bild,
Das, ach mit allen seinen Trieben
Gelernt vor allem, dich zu lieben."

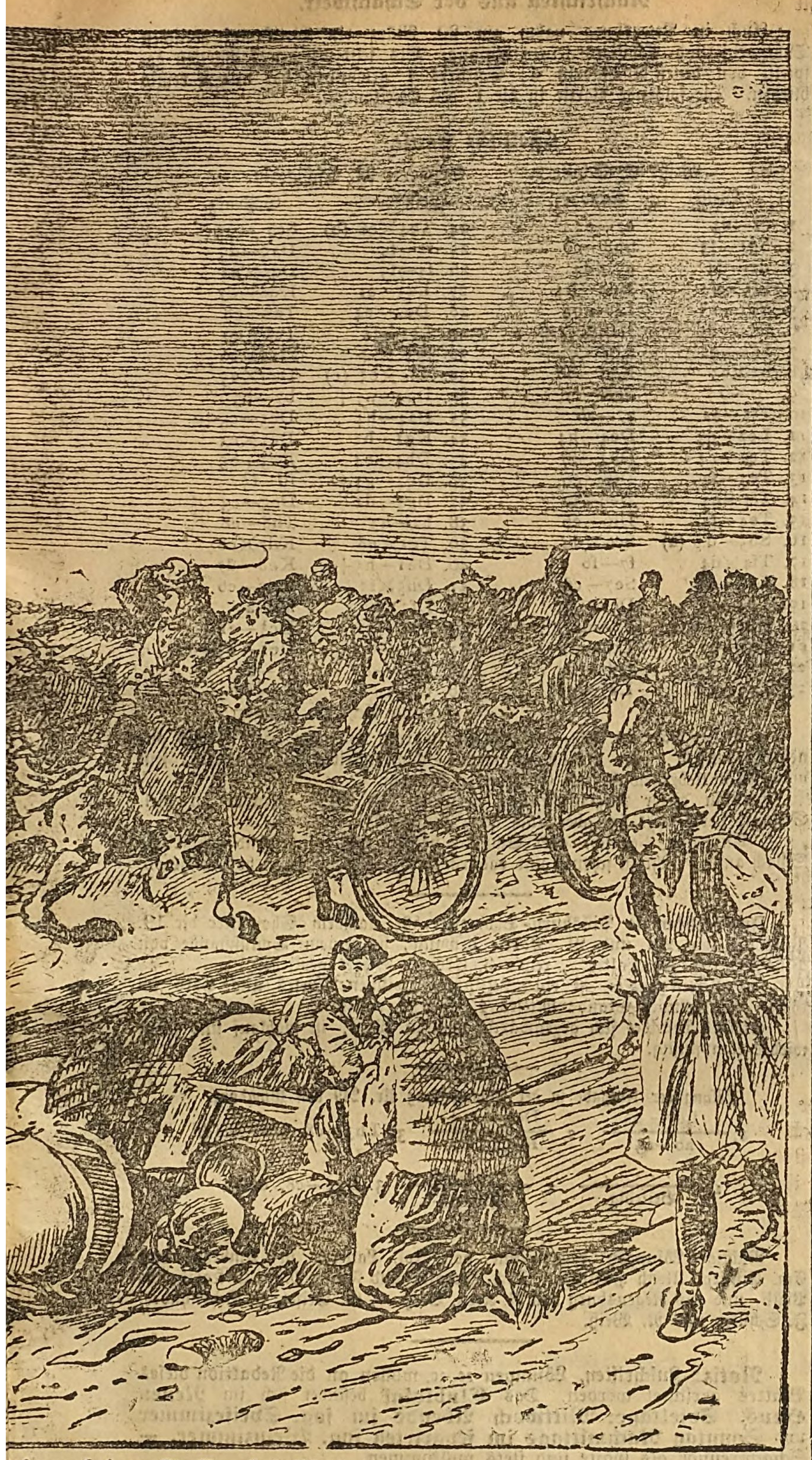
Hier in diesem malerisch schönen Thale, nahe an der Eisenbahnstrecke Landshut-Straubing, aber auch auf der Route Landshut-Regensburg von der Station Steinrain aus in einer kleinen Stunde erreichbar, liegt unvergleich schön auf einem Vorsprunge einer Anhöhe, schon weithin dem Auge des Wanderers sichtbar, das berühmte ehemalige Benediktinerstift Mallersdorf.



Die Flucht der griechischen Arti

Wohl nur wenige Ortschaften unseres gesegneten Heimathlandes können auf ein so hohes Alter und eine so abwechslungsreiche Vergangenheit zurückblicken wie unser Mallersdorf. Die zahlreichen interessanten Funde an Waffen, Münzen und Götterstatuen, sowie die Schanzen, die man entdeckte, sind stumme Zeugen, daß schon die alten Römer sich hier niedergelassen und Mallersdorf wegen seiner günstigen Lage zur Errichtung eines Castells gewählt haben.

Zwar machte der Zusammenbruch des mächtigen Römerreiches auch Mallersdorf zur verlassenen Ruine, aber schon im 10. Jahrhundert finden wir wieder neues Leben in der alten Römeransiedlung. Im Jahre 974 schenkte nämlich Otto I. der Aebtissin von Niedermünster in Regensburg, Mathilde von Luppurg, einen Hof in Lindhart, worauf diese über den Trümmern des nahen verfallenen Römercastells sich ein Landgut zum Sommeraufenthalte errichtete und nach ihr Madilhardesdorf benannte. Schon sehr bald ging das Schloß in den Besitz der in der Gegend reichbegüterten Grafen von Kirchberg über, die es allmählig sehr stark befestigten.



...erie nach dem Treffen bei Mati.

Im Jahre 1114 (nicht schon 1109) verwandelten zwei edle Sprossen dieses Hauses, die Grafen Heinrich von Kirchberg und sein Sohn Ernst, ihr herrliches Schloß in ein Doppelkloster und vergrößerten die kleine Kapelle zu einer Kirche, die noch im nämlichen Jahre von Bischof Hartwich von Regensburg eingeweiht wurde. Mönche aus dem Kloster Michelsberg bei Bamberg mit ihrem heiligmäßigen Abte Burghard von Wildenfels, sowie Nonnen aus dem adeligen Frauenstifte Niedermünster in Regensburg bezogen hierauf die durch strengste Klausur von einander geschiedenen Klosterräume. Auch die beiden hochherzigen Stifter verließen die Welt und widmeten sich im Kloster den Werken der Frömmigkeit, und noch in unserem Jahrhundert zeigte ein einfaches Grabmal im Kreuzgang des Klosters (jetzt im Presbyterium der Klosterkirche befindlich) den Platz ihrer letzten Ruhestätte.

Im Jahre 1129 bestätigten Kaiser Lothar und Papst Innozenz II. die Klosterstiftung und verliehen den Mönchen und dem Abte außerdem noch zahlreiche andere Privilegien.

Doch nur kurze Zeit blieben die beiden Klöster neben einander bestehen. Schon der zweite Abt Eppo verlegte im Jahre 1136 das Frauenkloster in das zwei Stunden entfernte Eitting, welches er aus einem von Adalbert, dem Erben von Kirchberg, geschenkten Schlosse in ein Kloster umgewandelt hatte. Diese und noch zahlreiche andere reiche Schenkungen geben klares Zeugniß von der allgemeinen Liebe und Hochachtung, deren sich die Conventualen bei der Bevölkerung wegen ihres Arbeitsfleißes, ihrer Gelehrsamkeit und Frömmigkeit erfreuten. Die Zahl der Religiosen wuchs bald von 5 auf 26, so daß noch im 12. Jahrhundert Kirche und Kloster beträchtlich vergrößert werden mußten.

Aber neben der Ruhe und dem Frieden blieben auch Tage der Trübsal dem Kloster nicht erspart. Die Schirmvogtei, welche ihm Ludwig der Kelheimer versprochen, wurde nur lässig geübt, weßhalb sich oft unrechtmäßige Herren mit Gewalt in den Besitz der Klostergüter setzten. Aus dem 15. Jahrhundert erzählt uns die Chronik von einer Räuberbande, welche das Kloster überfiel, sich des Abtes und der Religiosen bemächtigte, ihnen Geld und Werth-Gegenstände raubte und zum Schluß die Gebäude in Brand steckte. Noch schwerer aber hatte Mallersdorf unter dem Unglück des 30jährigen Krieges zu leiden. In hellen Haufen wälzte sich im Jahre 1632 der Feind gegen das wehrlose Kloster heran, nöthigte die Mönche zur Flucht, plünderte und zerstörte das Kloster nebst Kirche. Bei ihrer Rückkehr fanden die Mönche nichts mehr als rauchende Ruinen mit verkohlten Leichen, kein lebendes Wesen, weder im Kloster noch im ganzen Dorfe. Kaum war mit großen Kosten und Mühen der Schaden des unheilvollen Krieges wieder einigermaßen ersetzt, als das Kloster im österreichischen Erbfolgekriege schon wieder neue Opfer bringen und bedeutende Brandsteuern an die Feinde bezahlen mußte, nur um seine kürzlich fertiggestellten Gebäude vor einer neuen Verwüstung sicherzustellen.

Diese mannigfachen Schicksalsschläge vermochten jedoch nicht zu verhindern, daß sich Mallersdorf im Verlaufe der sieben Jahrhunderte seines Bestehens zu einem der angesehensten Benedictinerstifte emporgerungen hat. Schon im Jahre 1477 hatte Papst Sixtus IV. dem Abte Erasmus Perfelder von Perfall sowie seinen Nachfolgern das Recht ertheilt sich der Insul und der anderen Pontificalien zu bedienen, und ihm im Jahre 1484 auch die Vollmacht ertheilt, seinen Klerikern die niederen Weihen zu geben, Kelche zu konsekriren, sowie Glocken und Kirchenparamente zu weihen. Im 17. Jahrhundert befand sich das gemeinsame Noviziat der Benediktiner in Mallersdorf; im Jahre 1720 wurde das philosophische Studium dorthin verlegt und bedeutende wissenschaftliche Größen als Docenten berufen. Unablässig waren die fleißigen Mönche bestrebt, Kloster und Gotteshaus zu verschönern und zu vergrößern, bis letzteres im Jahre 1792 die jetzige Gestalt erhielt, in welchem es zwar manches von dem Geschmacke des 18. Jahrhunderts an sich trägt, aber doch einen äußerst günstigen Eindruck auf jeden Besucher macht.

Nicht lange jedoch blieben die Mönche in Mallersdorf im Besitze ihrer mit großen Mühen und Kosten fertig gestellten Klostergebäude und Kirche. Bei der allgemeinen Säcularisation i. J. 1803 wurde auch das Benediktinerstift Mallersdorf aufgehoben, die kostbare Bibliothek mit den Kunstschätzen nach München geschafft und die Gebäude um geringen Preis an Private verkauft, nachdem sie 694 Jahre als Klosterräume gedient hatten.

Schon 66 Jahre nachher aber wurden sie wieder einem ihrer früheren Bestimmung ähnlichen Zwecke übergeben, indem im genannten Jahre das Mutterhaus der 1855 in Pirmasens gegründeten Congregation der Schwestern vom dritten Orden des hl. Franziskus nach Mallersdorf verlegt wurde. In einem Theile der früheren Klostergebäude ist noch heute das kgl. Bezirksamt und kgl. Rentamt untergebracht. Das Dorf mit seiner engeren und weiteren Umgebung war früher in den Händen der Grafen von Kirchberg, bis im Jahre 1226 nach dem Aussterben dieses Geschlechtes die bayerischen Herzoge durch Kauf in den Besitz der Grafschaft gelangten. (A. P.)

Humoristisches.

(Aus der Schule.) Lehrer: „. . . . Unter „transparent" verstehen wir einen Gegenstand, der durchsichtig ist. Wer kann mir einen solchen Gegenstand nennen?"

Peperl: „Eine Leiter!"

(Standesgemäß.) Neugeadelter Bankier (in der Sommerfrische, zu seinem bürgerlichen Quartiergeber): „Der Arzt hat mir empfohlen, Holz zu spalten, besorgen Sie mir einige Klötze Edeltanne!"

(Macht der Gewohnheit.) Commis: „Fräulein, ich liebe Sie! — Natürlich — Irrthum vorbehalten!"

(Probates Mittel.) Jungverheiratheter Ehemann: „. . Ich möchte zu gern wissen, was meine Frau über mich denkt!“

Alter Herr: „Setzen Sie sich 'mal auf ihren neuen Hut; dann werden Sie es gleich erfahren!“

(Fataler Druckfehler.) „Nach kürzestem Gebrauch unserer ärztlich vielfach empfohlenen, weltberühmten Brustbonbons verliert Jedermann sofort die größte Heiterkeit; Garantie wird gerne geleistet. Internationale Bonbonsfabrik.“

(Warnung.) Aeltere Dame: „Wird mein Bild auch ähnlich?“

Photograph: „Gewiß, wenn Sie es durchaus wünschen!“

(Gewissenhaft. Gensdarm (zu einem Verunglückten): „Antworten Sie schnell, ehe es zu spät ist: Haben Sie gedient? Wo war Ihre frühere Wohnung? Ihr Beruf? Sind Sie geimpft?“

(Bosḥaft.) A.: „Sie sind wohl Vegetarianer?“

B.: „Woran wollen Sie das merken?“

A.: „An Ihrer Cigarre.“

B.: „An meiner Cigarre, ... wieso?“

A.: „Die riecht so nach Kraut und Rüben.“

(Sie kennt sich aus.) Mann: „Wie, bei diesem Hundewetter willst Du zum Kaffeekränzchen?!“

Frau: „Natürlich, heute werden die meisten Damen nicht da sein, da wird's recht interessant!“

(Der Spanier auf Kuba.) Er kam, sah und — siechte.

(Erfreulich.) Aelterer Herr: „Nun, wie gehts im jungen Ehestand? Vertragen Sie sich mit Ihrem Frauchen?“

Junger Ehemann: „O ja, alle Tage ein paar Mal.“

(Dialog.) Er: „Sie lieben Chopin.“

Sie: (erröthend): „Nein, ich liebe Herrn Wassilieff.„

(Nobel.) Bankier (einer Dame einen Heirathsantrag machend): „Ach, Fräulein Elvira, wenn Sie meine Frau werden wollten, ich sage Ihnen, ich würde Sie von meinem Diener auf den Händen tragen lassen.“

(Maliziös.) „Nun, wie gefällt Ihnen der Vortrag des neuen Geschichtsprofessors?“

„Merkwürdig! So viel Quellen und doch so trocken!“

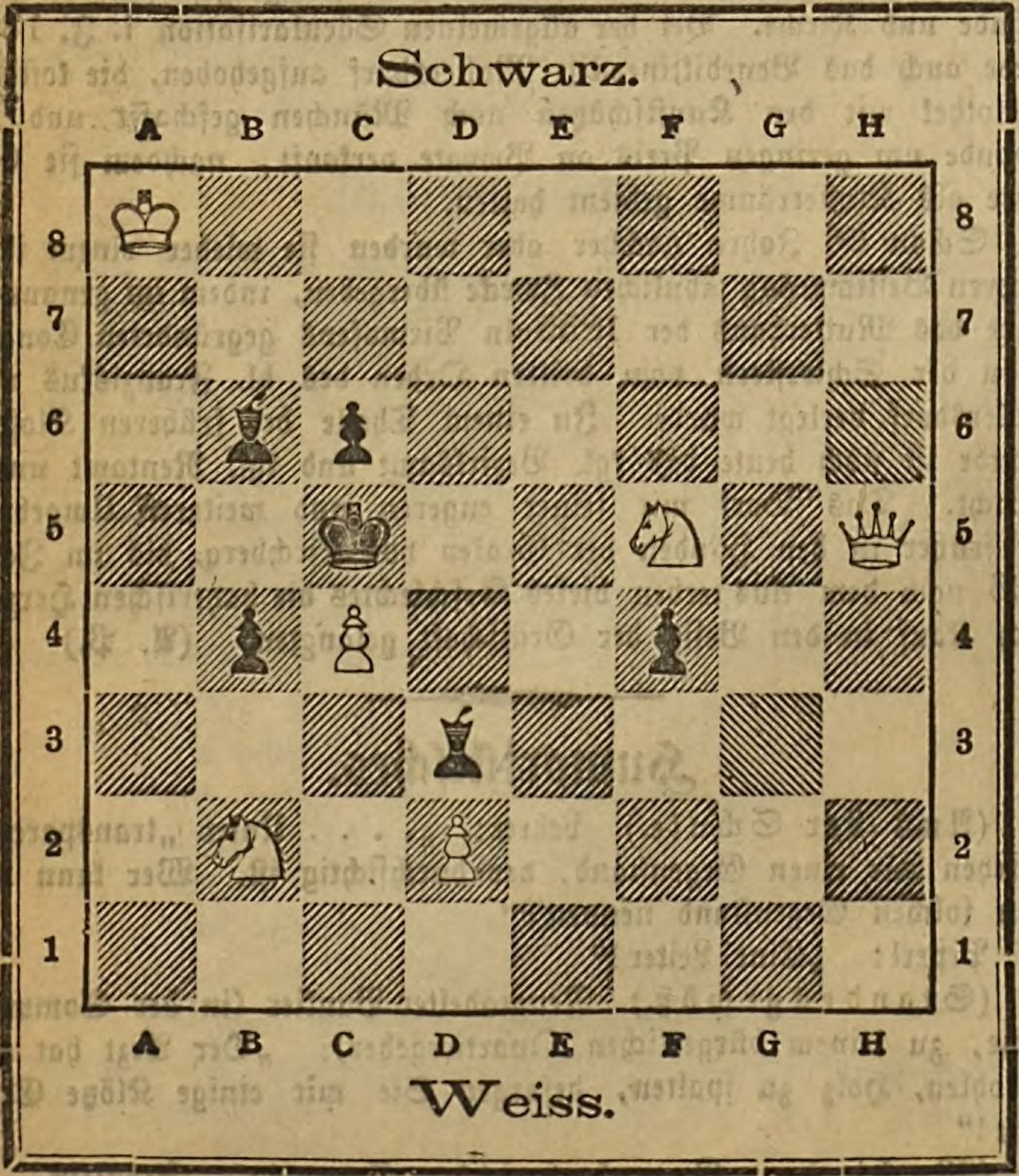
(Schicksal.) Hausfrau: „Weshalb haben Sie eigentlich nicht geheirathet, lieber Herr Doktor?“

Arzt: „Die Damen konnten eben meine Liebesbriefe nicht entziffern.“

Schachzeitung № 253.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von B. Hülsen in Brelitz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Nachrichten aus der Schachwelt.

Auch in Petersburg nahm am 20. März ein Wettkampf zwischen Tschigorin und Schiffers seinen Anfang. Bis jetzt wurden 7 Partien gespielt, von denen Tschigorin 4, Schiffers 1 gewonnen hat und 2 remis blieben. Die folgende Partie ist die 1. des Wettkampfs.

Schottische Partie.

Weiß: E. Schiffers. Schwarz: M. Tschigorin.

Weiß.	Schwarz.	Weiß	Schwarz.
1. c2—e4	e7—e5	24. Te4×e6 (b)	Sc6 —e5
2. Sg1—f3	Sb8—c6	25. f2—f4	Da5—d5
3. d2—d4	e5×d4	26. f4—f5	Dd5×a2
4. Sf3×d4	Dd8—h4	27. La3—c1	Kd8—d7
5. Sb1—c3	Lf8—b4	28. De2—e4	Ta8—e8
6. Sd4—b5	Dh4×c4+	29. Lc1—f4	Tc8×e6
7. Lf1—e2	Lb4×e3+	30. f5×e6+	Da2×e6
8. b2×c3	Ke8—d8	31. Lf4×e5 (c)	De6×e5
9. o—o	Sg8—e7	32. De4—a4+	b7—b5
10. Tf1—e1	a7—a6	33. Da4—h4	De5—c5+
11. Le2—d3	De4—h4	34. Kg1—h1	Dc5×c3
12. Te1—e4	Dh4—f6	35. Dh4—e4	Dc3—e5
13. Te4—f4	Df6—e6	36. De4—g4+	f6—f5
14. Tf4—e4	De6—f6	37. Dg4—d1	De5—c3
15. Te4—f4	Df6—e6	38. h2—h3	Th8—e8
16. Sb5—d4 (a)	Sc6×d4	39. Te1×e8	Kd7×c8
17. Tf4×d4	f7—f6	40. De1—h5+	Ke8—d7
18. Lc1—a3	Se7—c6	41. Dh5×f5+	Kd7—c6
19. Td4—e4	De6—d5	42. Df5×h7	a6—a5
20. Dd1—e2	d7—d6	43. Dh7—g8	Dc3—e1+
21. Ta1—e1	Lc8—d7	44. Kg1—h2	De1—e5+
22. Ld3—c4	Dd5—a5	45. Kh2—h1	a5—a4
23. Lc4—e6	Ld7×e6!	46. c2—c4	b5—b4

und Schwarz gewann.

a. Besser wäre 16. Tf4—e4 gewesen, worauf Schwarz hätte Remis annehmen müssen, oder wenigstens mehr Schwierigkeiten gehabt hätte, sein materielles Uebergewicht zur Geltung zu bringen.

b. Von dieser Angriffsstellung versprach sich Weiß offenbar zu viel. Schwarz vertheidigt sich aber auch ganz vorzüglich.

c. Ein letzter Versuch, aber Schwarz braucht das anscheinend gefährliche Schach auf g4 nicht zu scheuen und dadurch wird das weiße Spiel hoffnungslos.

Im Wettkampfe Pillsbury-Showalter ist, nachdem Showalter die 19. Pillsbury die 20. und 21. Partie gewann, bei einem Schlußstande von Pillsbury 10, Showalter 8, remis 3, Ersterer Sieger geblieben.

In Berlin endlich ist ein Wettkampf zwischen Mieses und Caro im Gang. Derzeitiger Stand: Mieses 4, Caro 2, remis 4.

Steinitz befindet sich gegenwärtig noch in Wien, ist wohlauf und schon wieder kampflustig.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 249 von Würzburg.

1. Ld7—h3 / a6—a5 2. De2—a6+ / K×D, c7, 3. Lh3—c8, Da6—c8‡

1. . . . . / Beliebig. 2. De2—g4 / Beliebig. 3. Dg4—c8, d7‡.

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, von Em. Einsiedl Ulrich Hüttinger, Zach. Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von R. Kern, B. H.—, G. Geisel, L. Schönhuber, J. Schuler und R. Weiß.

Notiz: Zuschriften, Lösungen ꝛc. ꝛc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 33:

Allzuscharf macht schartig.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 36. Mittwoch, den 12. Mai. 1897

(Nachdruck verboten.)

1

Die Blinde.

Erzählung von T. Ernst.

Leise, vorsichtig schritt ein hochgewachsenes Mädchen durch das trauliche Erkerstübchen, in dessen Fensternische eine alte, würdige Matrone, ihre Mutter, im Lehnstuhle saß und vergebens gegen den Traumgott ankämpfte, der mit leisem Finger ihre müden Augen zudrückte.

Das Mädchen trat zu der alten Frau heran; ein freundliches Lächeln verklärte ihre schönen Züge; als sie sich jetzt über die Mutter beugte und, nachdem sie einige Sekunden das ihr so liebe, friedensstille Antlitz betrachtet, einen Kuß auf die Stirn der Schlummernden hauchte.

Meta war eine schöne, fast stolze Erscheinung. Sie trug ihr reiches brünettes Haar à la Marguerite, es war fast zu schwer für den zierlichen Schildplattkamm, der die Fülle des Geflechtes zu halten bestimmt war. Graziös war jede ihrer Bewegungen, und der Fremde, der ihr entgegengetreten wäre, hätte wohl gestaunt über die dunkelen, strahlenden Augen, die ihn so schuldlos naiv, und doch so sicher und selbstbewußt anschauten.

Und diese strahlenden Augen logen! — Es war keine bewußte Lüge; das arme Mädchen wußte nichts davon, denn ihre Sehkraft war dem Erlöschen nahe; die Augengläser, die sie beständig tragen mußte, vermittelten ihr nur einen schwachen Schein des Himmelslichtes.

Sie war müde, denn sie hatte gearbeitet seit fünf Uhr morgens, ihre zarten Finger hatten ein gutes Stück an dem kunstvollen Gewebe gefertigt, das sie in den nächsten Tagen einer geachteten Firma des Städtchens zu liefern hatte. Jetzt — die Arbeit war gethan, die Mutter schlummerte so sanft, — jetzt durfte auch sie sich ein Stündchen Ruhe gönnen.

Die liebe Sonne lachte durch die kleinen Fensterscheiben in das trauliche Stübchen hinein, in den goldenen Strahlen wogten die Staubatome langsam auf und nieder; vom Wandspiegel strahlte ein Sonnenblick zurück und traf das Antlitz der jungen Träumerin . . .

Kling! Kling!

Wie grausam! Noch keine zehn Minuten hatte sie geruht, und schon wurde die wohlverdiente Siesta durch das Kommen eines Fremden unterbrochen. Oder ist er ihr nicht fremd, der alte Herr mit dem eisgrauen Bart, der ihr durch seine goldgefaßte Brille so scharf und streng in's Antlitz schaut?

„Ich bin gar nicht mit Ihnen zufrieden, Meta," sagte er barsch, „wohin soll das denn schließlich noch führen? Sie haben die armen Augen viel zu lange angestrengt, antworten Sie mir ehrlich: wie lange haben Sie heute wieder an ihrer Stickerei gearbeitet? — Heh? Keine Antwort ist auch eine Antwort, — aber, Kind, ich will Ihnen ja nicht wehe thun, — was ist Ihnen denn?"

„Ach, Herr Doktor —"

„Ja, Meta, was erregt Sie denn so? Sie kennen doch meine Manier, ich wollte Sie wirklich nicht verletzen —"

„Herr Doktor, ich habe jetzt auch den letzten Rest von Sehkraft verloren, nicht einmal den Goldglanz Ihrer Brille sehe ich mehr! Alles um mich tiefgrau, — nun bin ich also ganz blind und für die Außenwelt todt! — Du arme Mama! O mein Gott!

Dem alten Arzte ging es wunderlich. Er hätte eigentlich gern gelacht, es kitzelte ihn, aber er konnte es nicht vor Rührung.

„Aber liebe Meta," sagte er, „wo ist denn das eine Glas aus Ihrer Brille? Das wundert mich nicht, daß Sie mit dieser mangelhaften Augenbewaffnung nur wenig oder gar nicht sehen können."

Einen Augenblick starrte sie ihn wie geistesabwesend an, dann tastete sie noch dem Sofa und fand das Glas, das sich aus der Stahlfassung gelöst hatte.

„Gott sei Dank!" rang es sich von ihren Lippen; der Arzt drückte das Glas mit leichter Mühe wieder in seine Einfassung.

Sie forschte nach seiner Hand und küßte sie, ehe der alte Herr es hindern konnte. Dann schritt sie schnell zu der Mutter, die inzwischen erwacht war und, ohne ein rechtes Verständniß der Situation zu haben, mit erstauntem Blicke die kleine Szene betrachtete.

„Mütterchen, lieb Mütterchen, ich kann noch für Dich schaffen," flüsterte sie innig, die alte Frau mit beiden Armen umschlingend, „es war nur ein böser Traum, der mir vorspiegelte, ich sei gänzlich erblindet!"

Sie ließ von ihr ab und wandte sich wieder zu dem Arzte, der die goldene Brille abgenommen hatte und sich mit dem Taschentuch an den Augen zu schaffen machte. Sie streckte beide Hände nach ihm aus und legte ihr Köpfchen an seine Schulter.

„Lieber Doktor" flüsterte sie, „wie kann ich ihnen danken, für das, was Sie alles an mir, an uns schon gethan?"

Als Meta sich so an ihn schmiegte, von Dankbarkeit und fast kindlicher Liebe durchdrungen, da dachte der alte Herr an seine verstorbene Frau. Die war auch einmal vor langen Jahren so lieb und gut und brav gewesen wie Meta; es war doch eine schöne Zeit als er sie damals heimgeführt hatte als sein trautes Weib, und ein langes, echtes Glück war ihm an ihrer Seite bescheert gewesen, bis sie der Herr von dieser Welt fortgenommen hatte.

Und dann dachte er an seinen Willy, das einzige Kind, mit dem seine Ehe gesegnet worden war, und er schüttelte wie verwundert den Kopf.

Willy hatte mit Glanz die Universität absolviert, er war aus Liebe zur Sache Arzt geworden; den größten Theil seiner starken Praxis hatte ihm der Vater übertragen und dieser durfte stolz sein auf die Erfolge seines Sohnes, der sich besonders als Operateur schnell einen geachteten Namen erworben hatte. Oft schon hatte er ihn, wenn er Meta und ihre Mutter besuchte, mit sich gebracht, und hier lag eben das Unverständliche für ihn, — Willy verhielt sich dem schönen Mädchen gegenüber so reservirt und kühl, daß der Vater ihn nicht begreifen konnte. Erkannte der Jüngling denn nicht den herrlichen Edelstein, der ihm vor Augen blitzte?

Ehe Doktor Steiner sich verabschiedete, untersuchte er noch einmal sorgfältig die Augen seiner Patientin.

„Es dauert nicht mehr allzulange, liebe Meta," sagte er, „die Trübung nimmt noch schneller zu, als ich dachte, aber Sie wissen, daß dieß für Sie nur einen Zeitgewinn bedeutet; erst wenn das Leiden seinen Höhepunkt erreicht hat, kann die Operation vorgenommen werden, die Ihnen nach menschlichem Ermessen das volle Licht wiedergeben wird. Es werden nun bald ganz dunkle Tage für Sie kommen, da heißt es, Geduld und den Muth nicht verlieren; behalten Sie immer im Herzen, was ich Ihnen versprochen habe. Und nun behüte Sie Gott! Er wird Alles zum Besten lenken."

Als der alte Herr am Nachmittage zu Hause am Kaffeetische saß, da räusperte er sich ein paar Mal so kräftig und nachhaltig, daß Willy, der des Vaters Art genau kannte, aufmerksam wurde.

„Hast Du etwas auf dem Herzen, Papa?"

„Hm, ich wollte Dir nur sagen, daß unsere gemeinsame

Patientin, die Meta Wohlbrück, bald, wohl in drei bis vier Wochen schon, operirt werden muß; der Staar ist schon fast vollständig ausgebildet.".

Der junge Arzt nickte schweigend.

„Du weißt das ja übrigens so gut wie ich," fuhr der Alte fort, „bereite Dich daher immer etwas auf die Operation vor."

„Ich?" fragte Willy und das Blut trat ihm dabei heiß in die Wangen; „Du hast ja die Behandlung bisher geleitet, Du wirst also doch auch die Operation ausführen."

„Nein, mein Sohn, das werde ich nicht! Meine alten Hände sind dazu nicht mehr fest und sicher genug, das mußt Du übernehmen. Wenn Du diesen Fall glücklich zu Ende führst, so ist Meta meine letzte Patientin gewesen, dann setze ich mich zur Ruhe und überlasse Dir die Praxis allein."

(Fortsetzung folgt.)

Die Leichenhalle der Opfer der Pariser Brandkatastrophe.

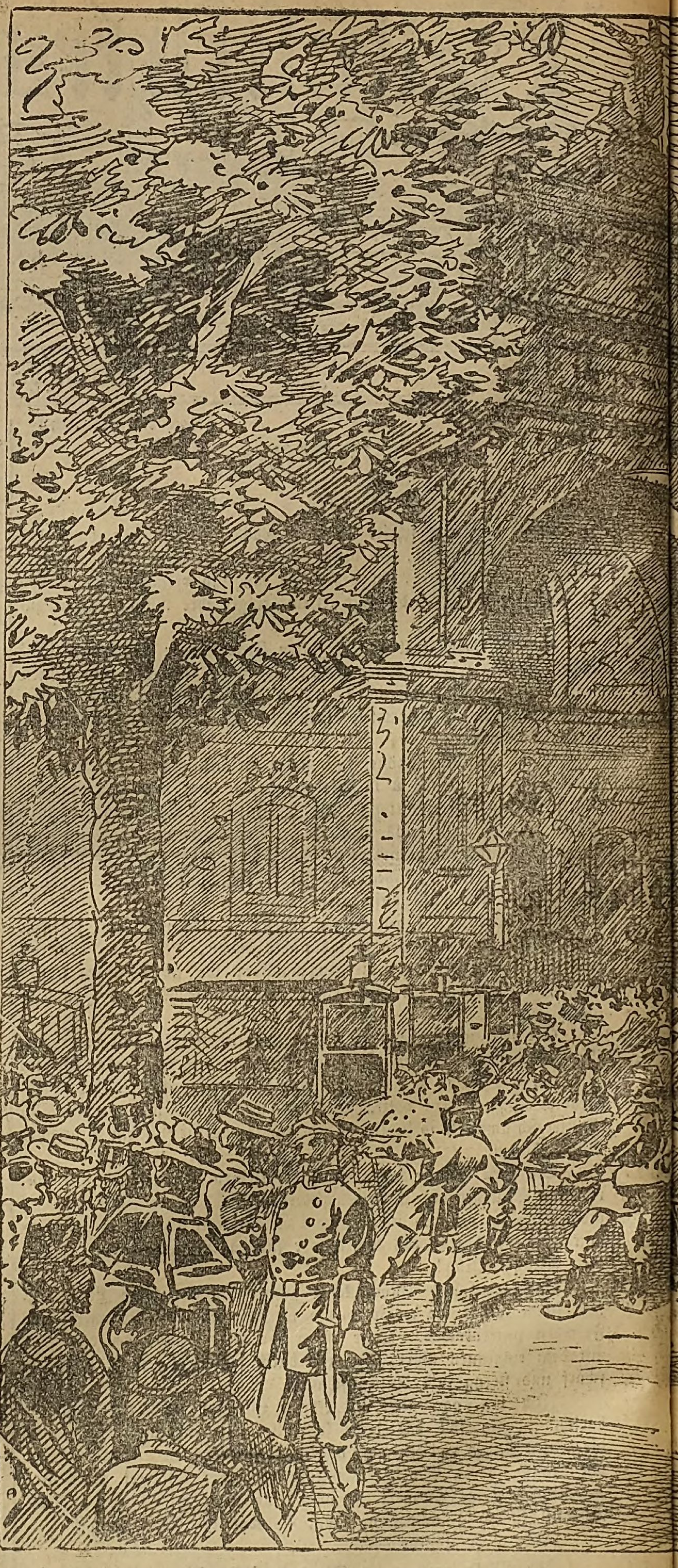
Das grauenhafte Unglück, von dem Paris heimgesucht worden ist, hat durch einen Umstand noch eine schauerliche Beigabe erfahren, die die Schrecken der Katastrophe noch steigerte. Der Bazar in der Rue Jean Goujon liegt weitab von jenen Stätten, die gewöhnlich zur Bergung von Leichen dienen, und wollte man nicht die bis zur Unkenntlichkeit verkohlten Opfer weithin durch die Straßen führen, mußte man sich eines in der Nähe befindlichen verfügbaren Raumes bedienen, wo die entsetzlich verstümmelten Reste der armen Verbrannten ausgestellt werden konnten, um nach irgend einem Zeichen agnoszirt zu werden.

Als solcher Raum bot sich der westlich vom Ausgange der Rue Jean Goujon gelegene Industriepalast dar. Derselbe, erbaut für die erste Pariser Weltausstellung des Jahres 1855 und später vom Staate angekauft, bildet ein großes Rechteck in der Länge von 250, in der Breite von 110 Metern, den jährlichen Kunstausstellungen und anderen kleineren Expositionen. Da die Weltausstellung des Jahres 1900 auf dem Platze stattfinden soll, wo sich der Industriepalast befindet, wurde, um Raum zu schaffen, der Abbruch des Gebäudes beschlossen, der bereits in Angriff genommen worden ist.

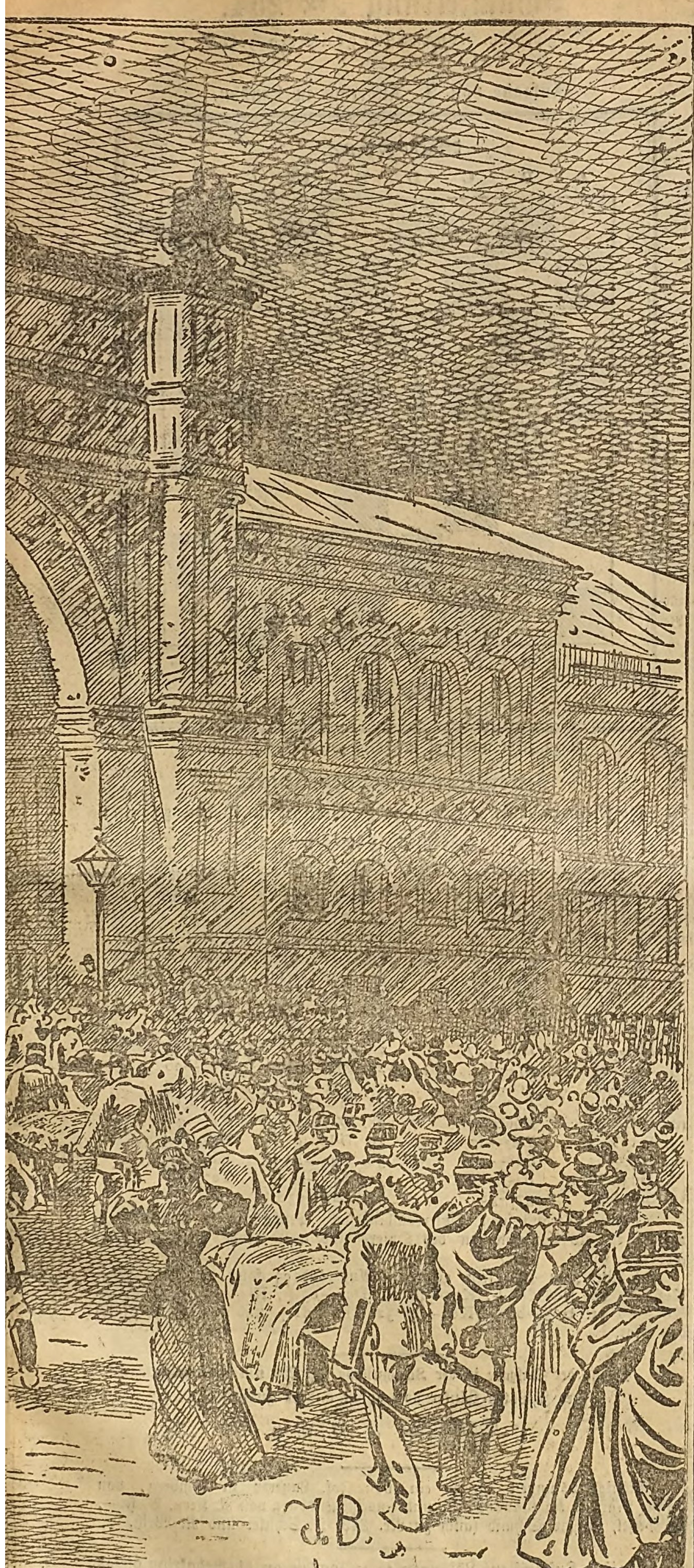
Vor seinem endgiltigen Verschwinden hat es nun die Bestimmung erhalten, der entsetzlichsten Ausstellung zu dienen, die vielleicht jemals stattgefunden hat. Nach dem Thore des Industrie-Palastes bewegte sich der grauenvolle Zug mit den aus dem Schutte des hölzernen Bazar-Gebäudes geborgenen Leichen, und die Tausende von Menschen, die Entsetzen und Theilnahme an den Ort des Schreckens geführt hatte, gaben diesem Zuge das Geleite.

Und mit dieser traurigen Ausstellung wird das Gebäude, das so viele glanzvolle Feste sah, zum letzten Male seine Bestimmung erfüllen, ehe es für immer vom Erdboden verschwindet.

Ueber die Totenschau im Industriepalaste wird der „Frankf. Zeitung" geschrieben: Der erste Anblick der Leichen ist nicht so schrecklich, wie man fürchtet. Die Todten sehen nämlich nicht aus, als wenn sie von einer Katastrophe ereilt worden, die gestern stattgefunden. Man möchte sagen, daß sie Jahrhunderte alt sind. Leichen sind es nicht, sondern Mumien. Im Feuer sind sie verrumpft und verrunzelt, wie die Todten aus den egyptischen Gräbern, oder wie die Todten von Pompeji, die man im Museum von Neapel sieht. Es ist nichts Menschliches an diesen Resten. Es konnten so gut Holz- oder Lederpuppen sein. Gesichtszüge sind nicht zu erkennen, weil zumeist der Kopf überhaupt fehlt. Blut gibt es auch fast gar nicht. Das Feuer mordet so reinlich. Die Leichen sind braun oder schwarz. Bei einer Dame sind die Finger weiß geblieben; aber sie scheinen so hart und steif, als wären sie aus Wachs oder Holz. Man geht zuerst ohne das erwartete Gefühl des Entsetzens an der Barriere entlang. Man muß sich erst langsam durch eine Anstrengung des Nachdenkens vergegenwärtigen, daß diese Lederpuppen gestern noch lebende Menschen waren, und wenn man erst einmal von diesem Gedanken beherrscht ist, dann kommt allmählich auch das Grausen. Man sucht nach Spuren des Lebens, des Lebens von gestern; und wenn man genau hinsieht, findet man genug. Der untere Theil der Leichen ist in der Regel besser erhalten als der obere, offenbar, weil die Unglücklichen ins Gedränge eingekeilt waren und von oben herab durch das auf sie stürzende flammende Dach verbrannten. Wenn Füße da sind, so sind sie schrecklich verkrümmt; die Beine sind weit auseinandergespreizt und außerdem in den Knien eingebogen. Einer Leiche sind vom Schenkel ab beide Füße verbrannt; die Knochen sind noch da, und man kann an die Stelzbeine eines Invaliden denken. Eine Leiche hat an der Seite eine braune Platte: das ist das Korset. Fast nirgend sind die Arme erhalten. Man sieht nur Knochenstümpfe, die aus den Schultern ragen. Ein schwarzer Block mit ein paar gebräunten Knochen,



Die Leichenhalle der Opf



Pariser Brandkatastrophe.

darin ist ein Menschenleib, dem Kopf, Arme und Beine abgebrannt sind. In der Nähe liegen einige Stücke schwarzer Kohle; die Aerzte halten auch diese für Reste von irgend Jemandem. Aber es ist wirklich schwer, von diesen unförmlichen Dingen Beziehungen zu etwas Lebendigem zu finden.

Wanderskizzen von Johann Senft.

I. Von Triberg zum Bodensee.

Unseren Alpenbahnen, die durch ihre kunstvollen Bauten, wie durch die Eigenart der sie begleitenden Gebirgsscenerie unauslöschliche Eindrücke in der Brust jedes Reisenden zurücklassen, steht an Großartigkeit der Anlage, wie an Fülle von landschaftlichen Reizen wenig nach die badische Schwarzwaldbahn, welche von den Quellflüssen der Donau aus dem alemanischen Landen hinüberführt ins weite, gesegnete Reinthal nach Offenburg und Straßburg zu den Wohnsitzen der Illsassen. Es waren herrliche Sommertage, in denen es mir vergönnt war, mich an mehrwöchentlichen Wanderungen im nördlichen und mittleren Schwarzwaldgebiete zu vergnügen und mit großer Freude gedenke ich noch heute des sonnigen Tages, an dem mich mein Reiseplan von Villingen hinauf führte nach dem romantisch gelegenen Triberg, einem von Industriellen, Reconvalescenten und Touristen vielbesuchten Städtchen an der badischen Schwarzwaldbahn.

Auf der Höhe der Wasserscheide zwischen den mächtigsten Flußgebieten Deutschlands — dem Donau- und Rheingebiete — gelegen, sind die schmucken Häuschen des durch die Fabrikation von Schwarzwälder Uhren rühmlichst bekannten Städtchens in langer, gefälliger Zeile in eine zu reichbewaldeten Bergkuppen aufsteigenden Schlucht hingebettet. Hoch oben aus dem Dunkel hundertjähriger Tannen perlen und schäumen über Granitblöcke und vermoderte Baumstrunke, in allen Farben des Regenbogens schillernd, die Wasser des Triberger Falles nieder, um weiter abwärts in eiligem Laufe mit ihrer Kraft kleinen idustriellen Unternehmen sich dienstbar zu machen. Liebliche Bilder stillen Fleißes und reger Thätigkeit bilden Gruppen emsiger Mädchen, welche, im fröhlichen Geplauder an der langen Häuserzeile auf- und niederwandernd, an wohlzugerichteten Strohhalmen sorgsam und eifrig allerlei Flechtarbeit sich mühen, während es in den Werkstätten fleißiger Uhrmacher hämmert und raspelt, feilt und bohrt, schlägt und hobelt, daß es eine Lust ist, zuzuhören.

Ueberaschenden Eindruck macht ein einfaches Ausstellungsgebäude, das mit seinen Schätzen von der primitivsten Schwarzwälderuhr bis zum kunstvollsten Orchestrion, dessen melodische Töne in mächtigen Akkorden durch die Räume hallen, Zeugniß gibt von dem regen Kunstfleiße, der die Bewohner dieses vor der Erbauung der Bahn noch weltentlegenen Erdenwinkels belebt. Mit seltener Zähigkeit halten die Matronen des Schwarzwaldes fest an den von den Müttern überkommenen Sitten und Trachten — und der Fremde kann sich eines Lächelns kaum erwehren, wenn er eine Schaar andächtigen Frauenvolkes mit aus Stroh geflochtenen, mächtigen Cylinderhüten auf dem Haupte vom Gotteshause zur Hausarbeit heimkehren sieht. In den Sommer- und Herbstmonaten sind die wenigen Hotels gewöhnlich von Fremden überfüllt; doch werden mit überaus großer Liebenswürdigkeit und dienstbereiter Gefälligkeit auch wohleingerichtete Privatquartiere zur Verfügung gestellt. Angenehme Spaziergänge in reiner, ozonreicher Waldesluft und längeres Entrücktsein vom Geräusche großer Städte geben überreizten Nerven neue Spannkraft und kränkelnden Bleichsüchtlern frischen Lebensmuth. Kein Wunder daher, wenn alljährlich größere Schaaren Ruhe- und Erholungsbedürftiger hieher ihre Schritte lenken. Möge kein Fremder es versäumen, hier ein Fläschchen einheimischen Traubengewächses — Markgräfler — zu kosten; ich habe so edle Tropfen landauf, landab in badischem und württembergischen Landen nicht mehr gefunden.

Wenn wir uns zum Bahngebäude in Triberg tief unten am Ende der Schlucht zurückbegeben, so taucht in unmittelbarer Nähe der rauchgeschwärzte Tunneleingang auf, der wie der Rachen eines Riesenungeheuers den abgehenden Zug verschlingt, um ihn nach Bewältigung verschiedener unterirdischen Kehren erst kurz vor Henneberg wieder ans Tageslicht zu speien. Hier, wie am Bahnhofe zu Göschenen, wo dem Reisenden ebenso nahe der Eingang zum länder- und völkerverbindenden Gotthardtunnel entgegenstarrt, drängen sich uns die gleichen Gedanken auf. Mit schrillem Pfiff rollt das Dampfroß längst schon herüber und hinüber durch viele tausend Meter lange Stollen in den dunklen Eingeweiden der Erde, über kühn gespannte Brücken, an jähen Abgründen und schwindelnden Felswänden vorüber, in zwei- und dreifachen ober- und unterirdischen Kehren stolze Höhen erklimmend und von da sich wieder in stille Thäler niedersenkend. Wer gedenkt heute noch jener Geistesriesen, welche die Entwürfe zu zu diesen Bauten erdacht, und der unermüdlichen Männer, unter deren Leitung dieselben zur Ausführung gelangten? Wer spricht von den Millionen, welche die Nationen für sie geopfert, von der gigantischen Menschenarbeit, bei der Tausende ihre besten Kräfte einsetzten, viele ihre Gesundheit und gar manche ihr Leben zum Opfer

brachten? Mit dem Troß eiliger Reisenden staunen auch wir die stolzen Riesenbauten an und freuen uns über sie als eines herrlichen Sieges, den Menschengeist über die rohe Materie und die Hemmnisse einer rauhen Gebirgsnatur errungen hat.

Dann aber eilen wir weiter — zurück nach Villingen und Engen — in den sonnigen Hegau hinein, dem schwäbischen Meere zu. Es ist ein schönes Stück deutscher Erde, was dort zwischen Schwarzwald und schwäbischem Meere sich aufthut, sagt Viktor v. Scheffel in seinem Ekkehard, und errinnert dabei an eines Dichters Wort:

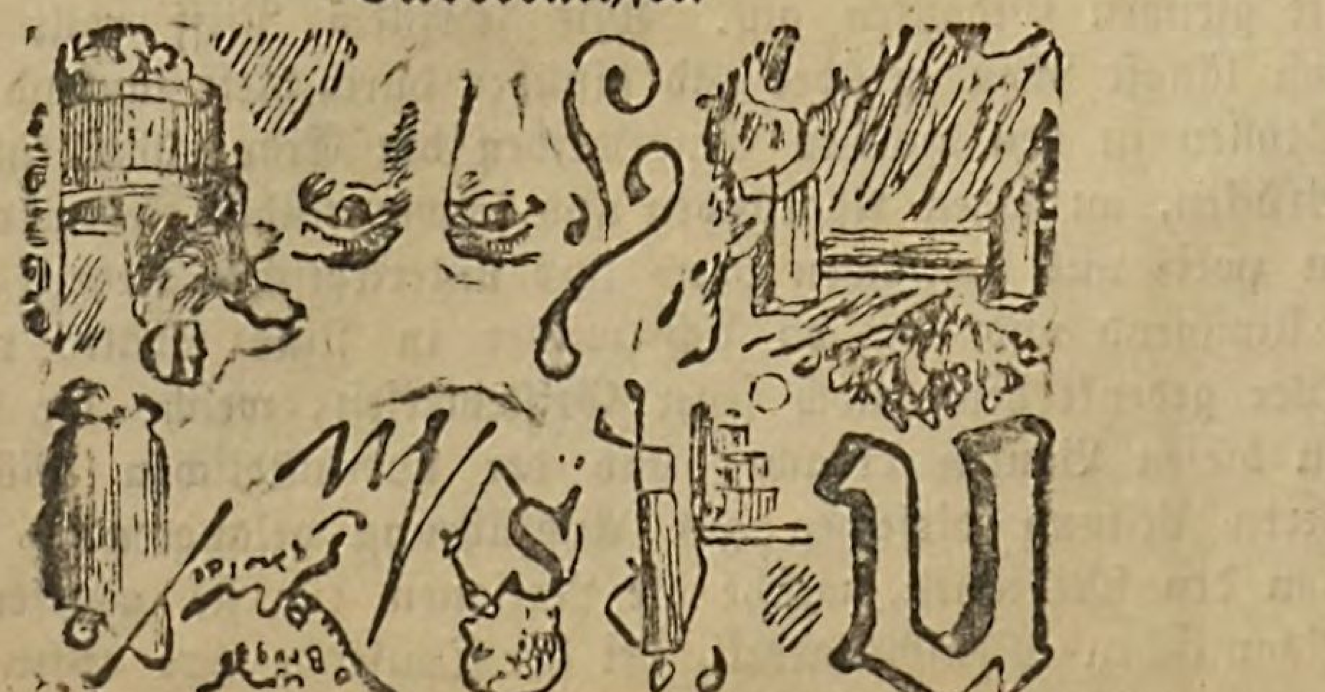
Das Land der Alemanen mit seiner Berge Schnee,
Mit seinem blauen Auge, dem Bodensee;
Mit seinen gelben Haaren, dem Aehrenschmuck der Auen,
Recht wie ein deusches Antlitz ist solches Land zu schauen.

Die mächtige Wasserfluth des lacus Brigantinus züngelt mit dem Ueberlinger- und Untersee noch weit in den Hegau hinein. Sicher war einst die fruchtbare Niederung desselben mit ihren lachenden Obsthainen und üppigen Rebgeländen, mit den goldgelben Aehrenfeldern und grünenden Wiesenfluren von den wogenden Fluthen der Urzeit bedeckt. Als Denksteine stürmischer Vorgeschichte unserer Mutter Erde ragen malerische Bergkegel aus derselben auf. Scheffel meint, es müsse für Fische und Möven ein denkwürdiger Tag gewesen sein, da es in den Tiefen brauste und zischte und die basaltischen Massen glühend durch der Erdrinde sich ihren Weg über die Wasserspiegel bahnten. Unter diesen himmelanragenden ruinengeschmückten Felsgipfeln ist der Hohentwiel durch Scheffels Ekkehard allen deutschen Zungen bekannt geworden. Hier herrschte mit strenger Hand des Schwabenherzogs Burkhard junge Wittwe, die stolze Hadwig; hier sollte Ekkehard, der gelehrte Mönch, dessen kräftige Arme sie über Sct. Gallens Klosterschwelle getragen, ihr Lehrer beim Studium des Virgilius sein.

Wenn der schweigsame Ferge im morschen Einbaum heute den jungen Mönch gegen Reichenau und Radolfszell über die stahlblauen Wasserfluth zu führen hätte, was würde Ekkehard staunen! Zwar blicken noch heute wie damals weit hinten aus dem Appenzeller Lande die schneeigen Firnen des Sentis und Altmann auf die gehenden und kommenden Geschlechter an den Seegestaden nieder. Wie vor Zeiten, so braust noch jetzt der erschlaffende Föhn aus hohen Bergthälern herab, durchwühlt verderbendrohend die Wasser des Sees bis zum Grunde und schleudert mit wildem Ingrimm seine Fluthen über die Ufer. Noch jetzt wie damals durchfurchen Züge von Blaufelchen die kühlen Gründe, genährt von mehr als 50 dem Binnensee zufließenden Gewässern, und Schaaren von Möven und anderem Geflügel tummeln sich auf dem blanken Wasserspiegel. Und doch, wie ist alles so ganz anders geworden! Verödet stehen die Klosterhallen von St. Gallen, von denen Ekkehard ausgezogen, und profanen Zwecken dienen die ehrwürdigen Räume von Reichenau, wo er gastliche Herberge gesucht. Da, wo sonst Eines Kaisers Willen Herzogen und Aebten gebot, ruft es jetzt: „Hoch unser Kaiser! Es lebe der König! Hurrah, die freie Schweiz! Heil dem Großherzog!" — und mit Kronen, Mark und Franken heißt es den Beutel füllen, wenn man unbelästigt sich im Umkreise des Sees vergnügen will. Wo sonst Einbaum und Segelboot Menschen und Güter von Ufer zu Ufer führten, da ziehen jetzt qualmende Schlote eleganter Passagierdampfer lange Rauchbahnen — und gewaltige Trajektkähne schleppen ganze Bahnzüge von deutschen und helvetischen Landen.

Wie mit eisernem Gürtel umspannen vielbenützte Schienenstränge die Ufer des Sees, von da strahlenförmig in fünf Ländergebiete auseinanderlaufend — schade, daß der eilige Menschenstrom, der zur Reisezeit den See von Norden nach Süden überquert, die mannigfaltige Reize des Seegebietes so wenig beachtet — nur immer weiter nach Luzern, dem Gotthard, den italienischen Seen!

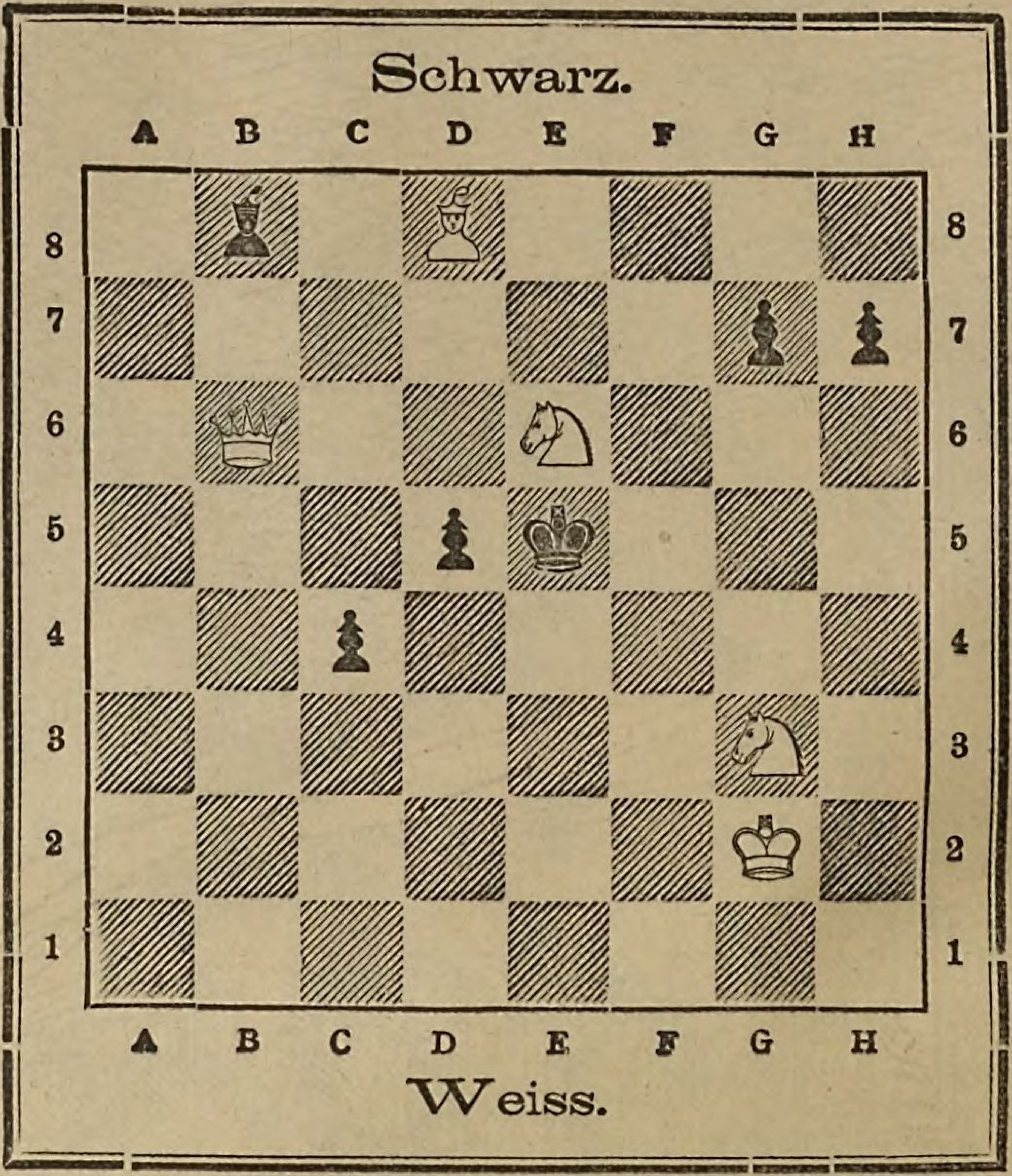
Bilderräthsel.



Schachzeitung № 254.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von J. Andrews in London.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Die folgende hübsche Partie wurde zu Worcester in England gespielt.

Schottisches Gambit.

Weiß. Bellingham	Schwarz. Jones	Weiß Bellingham	Schwarz. Jones
1. e2—e4	e7—e5	17. Td1—d3	a7—a6
2. Sg1—f3	Sb8—c6	18. Db5—b3	Td8—d7
3. d2—d4	e5×d4	19. Td3—c3	Lf8—g7
4. Sf3×d4	Sc6×d4	20. Tc3×c6 (a)	b7—c6
5. Dd1×d4	Sg8—e7	21. Le3—a7	Td7—e7
6. Lc1—g5	f7—f6	22. Db3--b8+	Kc8—d7
7. Lg5—e3	Se7—c6	23. Db8×c7+	Kd7—e6
8. Dd4—d5	Dd8—e7	24. Sd5—f4+	Ke6—e5
9. Sb1—c3	d7—d6	25. Sf4—d3+	Ke5—e6
10. Lf1—c4	Sc6—d8	26. Sd3—c5 +(b)	Ke6—e5
11. o—o—o	Lc8—e6	27. f2—f4+	Ke5×f4
12. Dd5—d3	Le6×c4	28. Dc7×d6+	Kf4—g5
13. Dd3×c4	De7—f7	29. Dd6—g3+	Kg5—h5
14. Dc4—d5	Sd8--c6	30. Dg3—h3+	Kh5—g5
15. Dd3—b5	o—o—o	31. Sc5—e6+	Te7×e6
16. Sc3—d5	g7—g6	32. La7—e3‡	

a) Eine überaus feine Opferkombination, welche um so anerkennenswerther ist, als Consequenzen des Opfers eine weitgehende Berechnung erforderten.

b) Wiederum sehr fein gespielt. Auf d6×c5 folgt 27. Dc7×c6+ Ke6—e5 28. Dc6×c5+, Ke5—f4 29. Dc5—e3+, Kf4—e5 30. f2—f4+, Ke5—e6 31. De3—b6+, Ke6—d7 32. Th1—d1+ und erzwingt ebenfalls das Mat.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 250 von Schönhuber.

(Der schwarze Läufer von c5 ist auf e1 zu stellen:)

1. g7—g8=S. / Beliebig. 2. T., S. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, von Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von R. Kern, B. H.—, G. Geisel, Gustav Schmid (auch zu Nr. 249) J. Schuler und R. Weiß.

Notiz: Zuschriften, Lösungen ꝛc. ꝛc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus**. **Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 35:

Heiterkeit ist des Gastmahls beste Würze.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 37. Montag, den 17. Mai. 1897

(Nachdruck verboten.)

2

Die Blinde.

Erzählung von T. Ernst.

Willy sah sinnend vor sich nieder; rosige Bilder zogen an seinem geistigen Auge vorüber. Die Augenheilkunde war sein Lieblingsstudium gewesen, der berühmte Gräfe hatte ihn in ihre Geheimnisse eingeführt, er wußte, daß die Beseitigung des Staares durch operativen Eingriff in den meisten Fällen glückt; seiner manuellen Geschicklichkeit sich bewußt, zweifelte er keinen Augenblick an dem Gelingen der bevorstehenden Operation. Und doch erregte es ihn mächtig, daß er gerade in diesem Falle sein Können erproben und beweisen sollte, denn — er liebte Meta, er liebte sie, seit er sie zum erstenmale gesehen. Wenn seine Hand im entscheidenden Moment zitterte, wenn die Operation nun doch mißlang, und er ihr unheilbare Blindheit brachte statt des goldenen Lichts?!

Wie tief er das schöne Mädchen liebte, fühlte er bei dieser Aufgabe, die ihm durch den Vater geworden. Tief in sich verschlossen hatte er bisher sein Geheimniß, keine Andeutung, auch nicht der Ton seiner Stimme hatte es der Leidenden verrathen, denn trotz all seinem Wissen und Können war er schüchtern und zurückhaltend; wäre Meta nicht fast blind gewesen, er hätte ihr wohl gestanden, was in seiner Seele vorging, so aber war er ihr bisher aus Zartgefühl mit der höchsten Diskretion entgegen getreten.

Der alte Steiner hatte seinen Sohn scharf beobachtet.

„Und nun, mein lieber Willy, muß ich noch etwas anderes mit Dir reden," sagte er bedächtig, „Du bist nun bald achtundzwanzig Jahre und hast Dein gutes Auskommen, da meine ich, würde es Zeit für Dich, daß Du Dir einen festen Lebensplan aufstellst."

„Aber Papa, wir leben ja in der bisherigen Weise recht glücklich zusammen."

Der alte Herr schüttelte energisch den Kopf.

„Unser Zusammenleben bietet Dir das Glück nicht, das die Jugend beanspruchen kann; ich bin meines Lebens erst wahrhaft froh geworden, als ich Deine selige Mutter heimgeführt hatte. Kurz und rund gesagt, Du mußt ernstlich an das Heirathen denken, und wäre es auch nur Deiner Stellung wegen; ein lediger Arzt genießt nie das Vertrauen wie ein verheiratheter. Da ist z. B. die kleine Anna, die Tochter des Rentiers S., ein recht liebes Kind, die Dir sicher keinen Korb geben würde; sie ist auch eine sogenannte gute Partie, denn ihr Vater ist reich."

Willy machte eine geringschätzige Handbewegung.

„Soll ich des Geldes wegen heirathen, Papa, macht das allein glücklich?"

Die Augen des Herrn leuchteten freudig auf.

„Nein, mein Sohn, so ist es nicht gemeint, nimm Dir ein Mädchen nach Deiner Wahl, Du brauchst ja auf Geld nicht zu sehen, aber was Du thun willst, das thue bald!"

Willy wendete ihm tief aufathmend das Gesicht zu.

„Warte damit noch ein Weilchen, laß mir noch Zeit, Papa," sagte er, „daß Du es nur weißt, ich habe bereits meine Wahl getroffen. Aber meine Auserkorene ahnt nichts davon und ich will erst Gewißheit haben, wie meine Werbung aufgenommen wird, ehe ich rede."

Der alte Steiner riß vor Verwunderung die Augen weit auf.

„Du hast bereits eine heimliche Liebe," rief er, „davon wußte ich ja noch gar nichts! Darf ich erfahren, wer es ist?"

„Es ist unsere Patientin, Meta Wohlbrück!"

Der Alte richtete sich mit einem plötzlichen Ruck aus seiner bequemen Lage auf dem Sofa auf.

„Meta Wohlbrück — im Ernst?"

„Es ist mein heiliger Ernst, Papa, ich liebe sie tief und innig. Sie ist wohl ein armes Mädchen, aber was bedeutet das gegen den Reichthum ihres Herzens?"

„Herzlieber Junge, Meta ist mir die liebste Schwiegertochter, die Du mir je zuführen könntest!" rief der alte Herr freudestrahlend und reichte seinem Sohne über den Tisch die Hand, „sie ist eine Perle ihres Geschlechts und wird Dich glücklich machen. Und Du hast ihr noch keine Andeutung gemacht? Zweifelst Du an ihrer Zustimmung? — Aber freilich," setzte er hinzu, „sie hat Dich ja eigentlich noch nie richtig gesehen."

„Darum bat ich Dich, mir Zeit zu lassen, bis ihre Augen gänzlich kuriert sind; es ist doch nicht zu verlangen, daß sie einem Manne das Jawort gibt, den sie nicht einmal von Angesicht richtig kennt."

„Gut, mein Junge, bis dahin will ich mich gern gedulden, so lange dauert es ja nicht mehr. Ei, und ob Du dem lieben Mädchen gefallen wirst, ich will darauf wetten! — Sieh, sieh, das hätte ich gar nicht hinter Dir gesucht, hast ja mit keinem Blick verrathen, wie es mit Dir steht! Na, Dein Geschmack macht Dir wirklich alle Ehre!"

Und damit stand er auf und umarmte Willy herzlich, sein gutes, altes Gesicht leuchtete vor Vergnügen. — —

Was der erfahrene Arzt Meta prophezeit hatte, ging buchstäblich in Erfüllung. Immer schwächer wurde der Lichtschimmer, der in ihre Augen drang, mit rapider Schnelligkeit wuchs das im letzten Stadium befindliche Leiden, und noch waren kaum vier Wochen vergangen, da legte sie ihr Pincenez gänzlich bei Seite, denn es konnte ihr nichts mehr nützen, sie war vollständig erblindet.

Meta blieb gefaßt und ergeben, ja, es schien beinahe, als sei ihr jetzt ein desto helleres, schöneres Licht im Innern aufgegangen, denn sie gab sich heiterer und gesprächiger als sonst. Mit erstaunlicher, instinktiver Sicherheit verrichtete sie nach wie vor ihre kleinen Hausarbeiten; nur eines bereitete ihr heimlich doch manche trübe Stunde, sie war jetzt nicht mehr imstande, durch eigenen Arbeitsverdienst die in einer kleinen Wittwenpension bestehenden knappen Einnahmen der Mutter zu vergrößern.

Der alte Doktor Steiner, ein Jugendfreund des verstorbenen Wohlbrück, ging der Wittwe in allen Verhältnissen mit Rath und That uneigennützig zur Hand. Er freute sich von Herzen an der prächtigen Entwicklung Meta's die er noch als kleines Kind auf den Armen getragen; als ihr Augenleiden begann, behandelte er sie auf's sorgfältigste und zog später oft genug seinen Sohn Willy hinzu; von einer Honorarzahlung durfte natürlich bei ihm keine Rede sein.

Jetzt in der letzten Zeit kamen die beiden Herren täglich und untersuchten die Augen der Patienten. Willy blieb sich konsequent, keine Silbe verrieth die Vorgänge seines Innern; auch der alte Herr plauderte nichts aus; aber er war stets so lustig und guter Dinge, daß die beiden Damen ihn fast gar nicht in seinem Wesen wiedererkannten.

Eines Tages kam der Alte allein.

„Liebes Kind, die Zeit ist nun gekommen," sagte er nach einigen Begrüßungsworten, „die Operation muß vorgenommen werden; sind Sie bereit, sich morgen derselben zu unterziehen?"

Das Mädchen schrack zusammen, aber es faßte sich schnell.

„Ich bin bereit, lieber Doktor,“ antwortete sie, die gefalteten Hände in den Schoß legend, mit klarer, fester Stimme, „ich hoffe auf Gottes Barmherzigkeit und auf Ihre bewährte Kunst.“

„Gott wird helfen,“ versicherte Steiner, „auch ich vertraue fest auf das Gelingen. Aber die Operation werde nicht ich ausführen, sondern mein Sohn.“

„Nicht Sie selbst?“ rief Meta bestürzt, „und gerade auf Sie rechnete ich.“

„Ich werde natürlich zugegen sein, Kind; aber ich bin ein alter Mann und mein Willy hat eine festere Hand als ich, deshalb möchte ich Sie gerne von ihm operieren lassen; was Menschenkunst vermag, das wird durch ihn geschehen, — gerade in diesem Falle. Allerdings, wenn Sie zu meinem Sohne kein Vertrauen haben können —“

„O nicht doch,“ unterbrach sie ihn in leichter Verwirrung, „Sie würden ja nicht dazu rathen, wenn es nicht besser so wäre.“

„Sie willigen also ein?“

Sie nickte und streckte ihm die Hand hin.

„Gut, Sie werden es nicht bereuen, Meta; also auf morgen Vormittag 10 Uhr!“

Er traf noch einige Anordnungen und empfahl sich dann. Meta blieb schweigend auf ihrem Stuhl sitzen; die Mutter trat zu ihr und küßte sie auf die Stirn.

(Schluß folgt.)

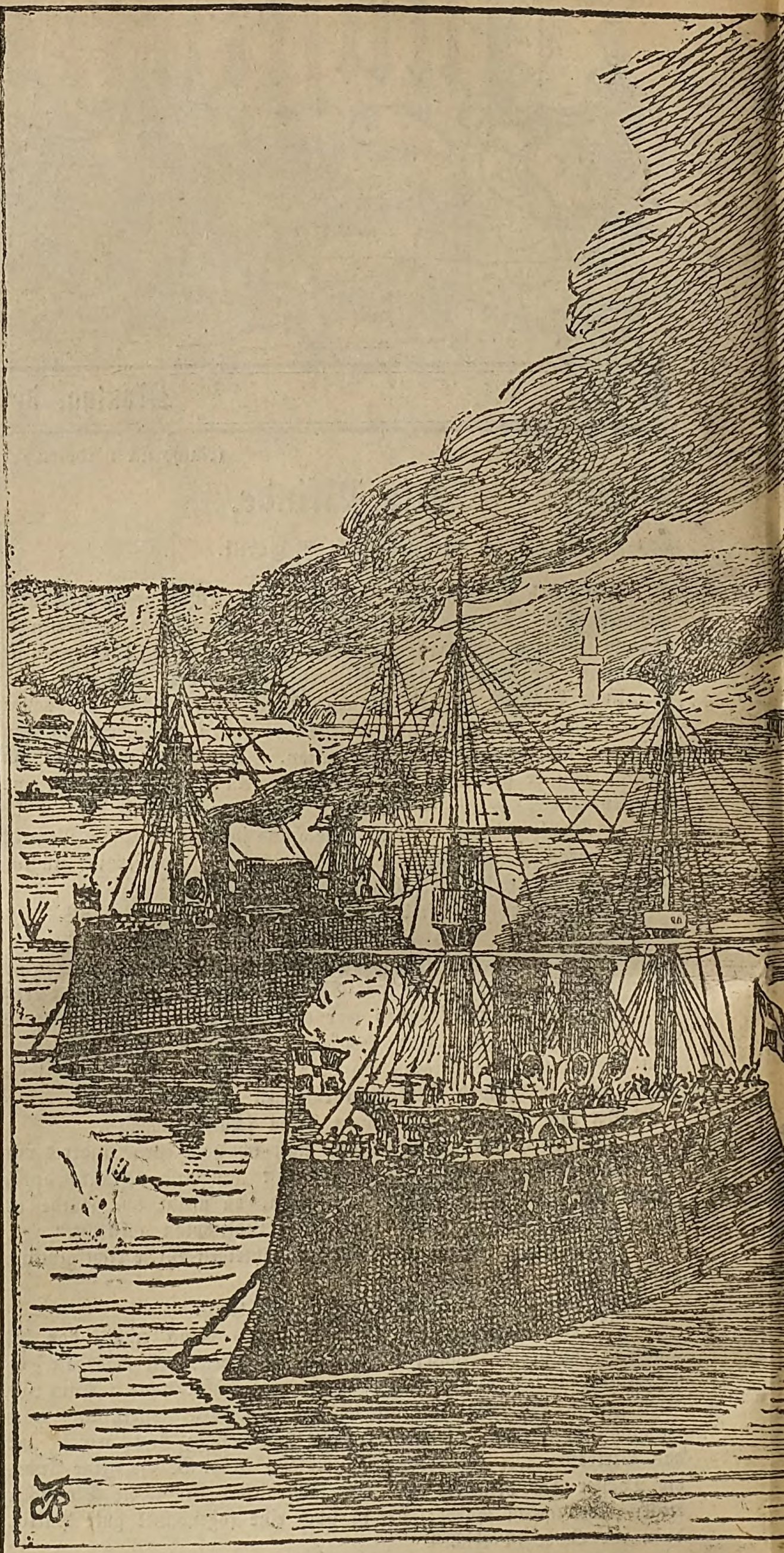
Bilder vom griechisch-türkischen Kriegsschauplatz.

Den Griechen, welche in dem so leichtfertig begonnenen Kampfe mit der Türkei schon von Haus aus wenig Aussicht auf Erfolg im Landkriege hatten, boten sich zur See günstigere Chancen. Bei der bekannten Schwäche und Hilflosigkeit der türkischen Flotte, war es den Griechen möglich gemacht, von der Seeseite aus erfolgreiche Operationen in's Werk zu setzen, welche den Türken hätten gefährlich werden können, wenn nicht der so rasch bewirkte Rückzug der Griechen ein Cooperiren ihrer Land- und Seemacht unmöglich gemacht hätte. Der Punkt, auf welchen die griechische Flotte ihre vehementesten Angriffe richtete, war die türkische Hafenstadt Prevesa, welche am Jonischen Meer gelegen ist. Die Stadt war zwar durch einige Forts befestigt, die Batterien dieser altersschwachen Werke waren jedoch mit ganz ungenügenden Geschützen armirt, welche den die Stadt beschießenden Kriegsschiffen wenig Schaden zufügen konnten. So war es den Griechen leicht gemacht, Alles kurz und klein zu schießen und sogar eine Truppenmacht zu landen, welche die Bestimmung hatte, nach Arta vorzudringen. Das rapide Vordringen der Türken und der fluchtähnliche Rückzug der Griechen in der Ebene von Larissa machten jedoch auch die durch die Flotte eingeleiteten Operationen gegenstandslos. Wir bringen in der Serie unserer Bilder vom griechischen Kriegsschauplatze heute eine Darstellung der Beschießung von Prevesa. Die griechischen Panzerkolosse, welche ihre Feuerschlünde auf die Stadt richteten, verübten ein arges Zerstörungswerk, und der Schaden, welcher hier an dem Gute friedlicher Bürger angerichtet wurde, war ein bedeutender. Allerdings wird die Türkei, wenn es zur Zahlung der Kriegsentschädigung kommt, auch dafür ihre Rechnung präsentiren.

Wanderskizzen von Johann Senft.

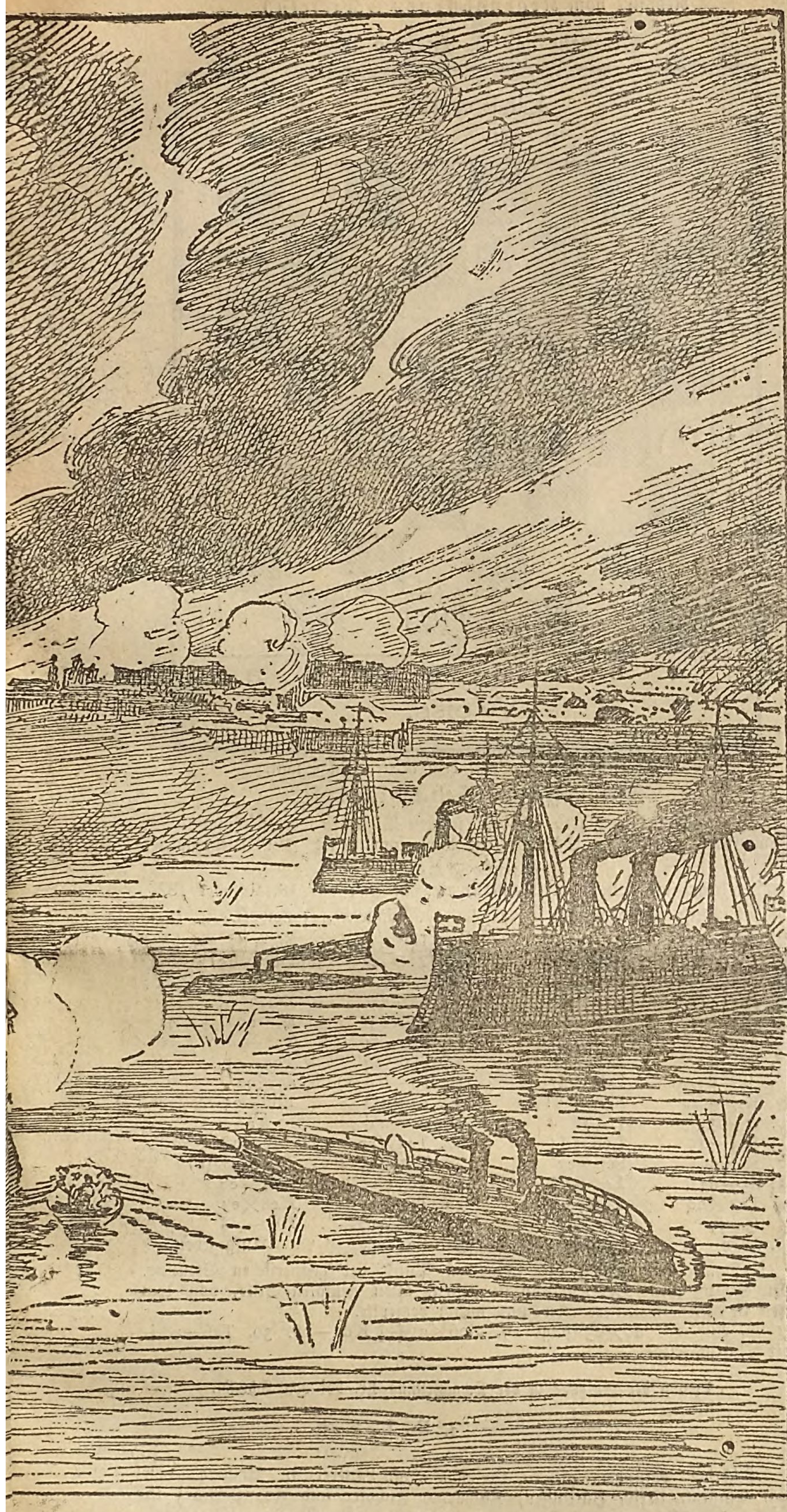
II. Von St. Gallen ins Toggenburg.

Graue Morgennebel lagern noch über dem waldigen Bergrücken vor meinen Füßen und stille Dämmerung brütet über dem Gebiete des Bodensees und den fernen bayrischen und schwäbischen Landstrichen; an den Firnen der Appenzeller Bergriesen glitzert noch kein Strahl des aufsteigenden Tagesgestirns; da stehe ich schon auf den malerischen Höhen des Freudenberges, unter mir in reizender Thalmulde die alte Stadt des hl. Gallus. Und als aus der Tiefe feierlich und ernst die Glocken vom Thurme des Münsters der erwachenden Menschheit den Morgengruß bieten, da wird mir's, als sähe ich zurück in jene Zeit vor mehr als tausend Jahren, wo im heiligen Glaubenseifer St. Gallus mit treuen Gefährten Irlands und Albions Küsten verließ, am Rheinstrom aufwärts bis zum großen Seebecken wanderte, das hügelige, waldige Vorland überschritt, um hier in helvetischer Einöde in frischer, freier Bergesluft, sich und den Seinen eine Wohnstätte zu gründen und den heidnischen Bewohnern die frohe Botschaft des Evangeliums zu verkünden. Sie haben es gut verstanden, die Glaubenshelden jener Zeit, für ihre Siedelungen der Natur die schönsten



Die Beschieß

Plätzchen abzuringen. Auf malerischen Inseln und an den grünenden Gestaden herrlicher Seen, in wettergeschützten, waldumsäumten Thalmulden und auf weltentrückten, luftigen Höhen, an verkehr- und fischreichen Flüssen und an dem Mittelpunkt sich kreuzender Heerstraßen, überall finden wir landauf, landab die Denkmäler ihres einstigen Seins. Und wenn ein Schriftsteller meint, da wo glühende Mittagssonne feurige Weine zu reifen versprach, auch da hätten sie gerne Halt gemacht, so wollen wir mit ihm darüber nicht rechten. — Es fiel mir schwer, meine Gedanken, verloren in tausendjährige Vergangenheit, schnell wieder der Wirklichkeit anzupassen. Erst sehe ich drunten am steinigen Waldbach eine schmucklose Zelle, umschattet von altersgrauer Tannen, gefährdet von braunzottigen Bären und gluthäugigen Luchsen. Dann höre ich eifriges Schaffen viel hundert arbeitsamer Hände mit Pickel und Meißel, mit Hammer und Kelle.



...ens von Prevesa.

Ein stolzer Rundbau aus mächtigen Quadern erhebt sich, überragt vom stattlichen, achteckigen Thurme. Neubekehrte Siedler suchen Schutz unter der mehrthürmigen Ringmauer, schindelgedeckte Wohnhäuser reihen sich um die Runde. Es wachsen aus dem öden Grunde Scheunen und Kornspeicher und klappernde Mühlen empor und in der Tiefe erschließen sich geräumige Kellereien. Und die herrlichen Räume beleben sich mit ascetischen Gestalten in mönchischen Gewändern. Der Wald wird gelichtet und das Land umgegraben; edle Metalle werden geformt und kostbare Gemmen geschnitten; der Meißel knistert und der Pinsel wird geführt; Orgelklänge rauschen und Glocken ertönen; kunstvolle Handschriften werden geschrieben und heilige Psalmen gedichtet; lernbegierige Schüler werden gebildet und berühmte Gelehrte strömen herzu. Dann verdüstert sich das anheimelnde Bild hehrer Frömmigkeit und eifrigen Schaffens. Religiöse und politische Wirren durchtoben die friedlichen Gauen; Schwerter rasseln und Speere erklirren; Blut fließt und Autorität sinkt; die heiligen Räume veröden; Tempel der Humanität und des reinen Menschenthums öffnen ihre gleißenden Pforten. — Und als ich mich zur Wirklichkeit besann, da war's um mich lebendig geworden. Dicknackige Rinder zogen mit fröhlichem Schellengeläute die grünen Matten herauf; blinkende Sensen, geschwungen von kräftigen Armen, durchsausten das bethaute Gras und lärmende Schläge kühn geschwungener Aexte ertönten vom nahen Hochwalde. Mit eiligen Schritten wanderte ich vom grünenden Bergeshange nieder zur nahen Stadt, wo alltägliches Streben und Schaffen von neuem sein Tagewerk begann.

St. Gallen, Hauptstadt des gleichnamigen Kantons, einst Sitz der weltberühmten Benediktiner-Abtei, zählt an 30000 Einwohner, ist seit 1846 Bischofssitz und eine der bedeutendsten Fabrikstädte der Schweiz (besonders gestickte Baumwollwaaren). Wegen der gesunden Lage werden St. Gallen, sowie die weiter landeinwärts und höher liegenden Luft- und Molkenkurorte Gais, Weißbad, Trogen, Gonten &c. von Fremden gerne besucht.

Noch in den Morgenstunden führte mich die Straßen-, theilweise Adhäsions- und Zahnradbahn (14 km. lang) hinauf über Teufen nach dem ältesten Molkenkurorte Appenzells — dem inmitten grünender Matten 938 m hoch liegenden Gais. Von hier aus hat der Tourist einen prächtigen Rundblick. Vor uns die stattliche Sentisgruppe mit ihren schneeigen Firnen; dort rechts oben auf senkrechter Felswand die ehemalige Einsiedelei Wildkirchli und das Gasthaus zum Escher, wo Scheffel seinen Ekkehard gedichtet und ehe er schied, ins Fremdenbuch geschrieben:

Und käm ich wieder auf die Welt,
Ich ließ den ganzen Qualm
Und zög' als Appenzeller Senn
Zum Escher auf die Alm!

Unter uns das liebliche Appenzeller Land mit seinen grünen Matten und weidenden Viehherden, mit seinen schwarzbraunen Holzhäusern und nelkengeschmückten Altanen, mit seinem biederen Hirtenvolke und seinen emsigen Stickerinnen, mit der erquickenden, reinen Gebirgsluft und den eilig dahin rauschenden Bächlein. Wenn freilich Gewitterstürme über den Gebirgszacken brausen und schwere Regengüsse am nackten Gestein unaufhaltsam zu Thal eilen, oder wenn der warme Föhnwind die winterlichen Schneemassen allzu rasch zum Schmelzen bringt, dann wird der zahme Schwendibach, der vor Weißbad so unscheinbar unter unsern Füßen vorüber plätschert, zum tobenden Gebirgswasser, das der Uferschranken nicht mehr achtet und mit Geröll und Steintrümmern weithin fruchtbare Wiesengründe versandet.

Sechs Stunden eines ziemlich beschwerlichen Weges darf derjenige nicht scheuen, der von Weißbad aus den höchsten Berg des Kantons, den schneebedeckten Sentis (2504 m) ersteigen will. Anfangs führt, etwa 30 Minuten weit, ein holperiger Fahrweg hinein ins Schwendithal; dann geht es den Telegraphenstangen nach den Katzensteig hinan, auf schmalem Pfade an steil zum reizenden Seealpsee abstürzenden Felswänden hin, in einen von nackten Gesteinsmauern umschlossenen Thalkessel hinein, wo die Megglisalpe (1520 m) uns gastlich aufnimmt. Freundliche Wirthsleute verkürzen uns im angenehm erwärmten Gemache unter munteren Gesprächen einige Abendstunden; frühzeitig suchen wir unser Lager auf. In den langen Stunden der Nacht, die in ungewohnter Lagerstätte selten ruhigen Schlaf gewähren, schreckt uns die heulende Windsbraut auf wie sie rüttelt an Sparren und Schindeln, an Fenstern und Thüren, wie sie um die hohen Felsgipfel tobt und braust, als käme das wilde Heer — und dichter hüllen wir uns im zugigen Dachkämmerlein in die schweren Wolldecken. Als wir aber am Morgen neugierig den Kopf durch die Dachlucke stecken — ei, was ist das? Jetzt, wo draußen über den getreidereichen Ebenen im lieben Bayerlande die Gluth der Erntesonne zittert, hat es hier geschneit — wirklichen, echten Neuschnee. O die langen Gesichter! Aber bald weicht der Unmuth fröhlicher Ausgelassenheit. Man bewirft sich mit Schneeballen, schwingt den schwerbepackten Tornister auf den Rücken, nimmt den mächtigen Bergstock zur Hand und marschiert auf schneebedecktem Pfade in den Morgennebel hinein, gleich rechter Hand in vielfachen Windungen eine steile Felsenlehne hinan. Ein föhnartiger, feuchtwarmer Wind verwandelte den Neuschnee unter unsern Füßen bald in eine breiige Masse, die unsern derben Bergschuhen arg zusetzte und auf den Stein- und Geröllträmmern ein Vorwärtskommen sehr erschwerte. Doch morgens 11 Uhr hatten wir froh und wohlgemuth das Unterkunftshaus auf der Bergspitze erreicht. Der alte Vater Sentis aber hatte griesgrämig eine düstere Nebelkappe übergezogen, die nur selten einen

Ausblick in weitere Fernen gestattete. Um so eifriger studierten wir das aufliegende vorzügliche Sentispanorama von Heim. Ein mit Eisengeländer versicherter Treppenweg führt noch etwa 20 m höher zur meteorologischen Station am höchsten Punkte der Felskuppe.

Das Observatorium, ein massiver Bau aus hartem Gestein, ist zum Schutze gegen jede Unbill der Witterung mit der Rückseite an die höchste Felswand gebaut, so daß man von da aus das mit hochbeschottertem Wellblech bedeckte, mit vier mächtigen Blitzableiterstangen gesicherte, flache Dach betreten kann, während die Fenster der Wohnräume und Beobachtungszimmer sich nach der entgegengesetzten Seite öffnen. Der Observator, ein solid aussehender Mann mit ernstem Gesicht und schwarzem Vollbart, der jahraus und jahrein mit Weib und Kind auf dem sturmumbrausten Gipfel haust, Lebensmittel und den stets nothwendigen Kohlenbedarf von Weißbad sich besorgen muß und Monate lang nur durch den Telegraphen mit der übrigen Welt in Verbindung steht, empfängt uns freundlich, zeigt uns seine bescheidenen Wohnräume und führt uns dann eine Treppe höher in die Beobachtungszimmer mit Bibliothek und den interessantesten physikalischen Instrumenten, z. B. Psychrometer zur Bestimmung der Feuchtigkeit der Luft, Barometer (ich lese 568 mm) selbstregistrierende Barometer, Regen- und Sonnenscheinmesser, Anemometer zum Messen der Windstärke (höchste beobachtete Windstärke 170 km per Stunde — man konnte im Freien nicht mehr stehen).

Eben als wir uns verabschiedeten, waren zwei stämmige Appenzeller Burschen, jeder mit einer Last von 120 Pfund Kohlen auf dem Rücken, aus Weißbad heraufgekommen. Kaum hatten sie sich ihrer Last entledigt, so schritten sie, die leere Holzkraxe auf dem Rücken, zum nahen Schneefeld, nahmen den Bergstock zwischen die Beine und fuhren aufwärts stehend blitzschnell über die weite Schneelehne hinab, wo sie auf dem Pfad zur Megglisalpe bald unsern Blicken entschwanden.

Als wir uns nachmittags 3 Uhr zum Abstieg ins Toggenburg rüsteten (die ehemalige Grafschaft Toggenburg umfaßte im Sentisgebiete liegende Ländereien im heute sehr industriereichen, stark bevölkerten Thale der Thur) und das s. g. Abfahren den stämmigen Appenzellern nachmachen wollten, lagen wir bald in voller Manneslänge auf dem übereisten Schneefelde und sausten mit zerschundenen Händen und zerrissenen Kleidern über schieferiges Gestein eine ziemliche Strecke in die Tiefe. Wir waren froh, daß ein anwesender Führer aus Wildhaus uns Beistand leistete und uns auf dem richtigen Pfad ins Toggenburg führte. Steile, felsige Abstürze werden auf weit links abliegendem Pfade umgangen. Zwischen schmutzigen Schneeflecken und Geröllträmmern blühen wunderliebe Gebirgsblümchen; die netten Bergmändle mit ihren zarten Flaumköpfchen nicken uns freundlich zu und gluthrothe Alpenrosen mit wetterharten Blättern schmücken unsere Hüte. Nach 1½stündigem beschwerlichen Abstieg erreichen wir den s. g. Schafboden mit der großen Flysalpe. Der Führer einer hier weidenden Rinderheerde, ein mächtiger Bulle, kam, mit infernalischem Schnauben weißgelben Schaum aus den dampfenden Nüstern pustend, auf uns zugerannt; es war kein Spaß, ihn mit dem Stachel des Bergstockes so lange vom Leibe zu halten, bis uns einige Senner zu Hilfe eilten. Der Anblick dieser im denkbar schmutzigsten Zwielichanzuge auftauchenden Gestalten, ihrer halbverfallenen rauchgeschwärzten Steinhütten und des rings um dieselben aufgehäuften Schmutzes zerstört sicher jede Illusion, die man sich früher bei dem Namen „Alm" oder „Sennerin" je gemacht hat. Wir durchschreiten prächtigen Hochwald und grüne Matten und erreichen endlich das Thal der Thur und die von Wildhaus, dem Geburtsorte Zwinglis, nach Alt St. Johann führende Straße. Vor uns ragen unmittelbar neben einander die Thürme der katholischen und reformirten Kirche des Städtchens gegen Himmel. Da kam mir ein Spruch in den Sinn, den ich einst an einem Fachwerkhause Hildesheims gelesen und der mich mächtig ergriffen:

Hedden wy alle ennen geloven. — Godt un gemen nut vor Ogen. — enne ellen und recht gewicht. — guden freden un recht gericht. — enn munte un gudt geldt. — so stunde idt wol in aller weldt.

Humoristisches.

(Verhackt.) A: „Was der Student dort für ein narbenvolles Gesicht hat!"

B: „Ja, die reinste Beefsteakphysiognomie."

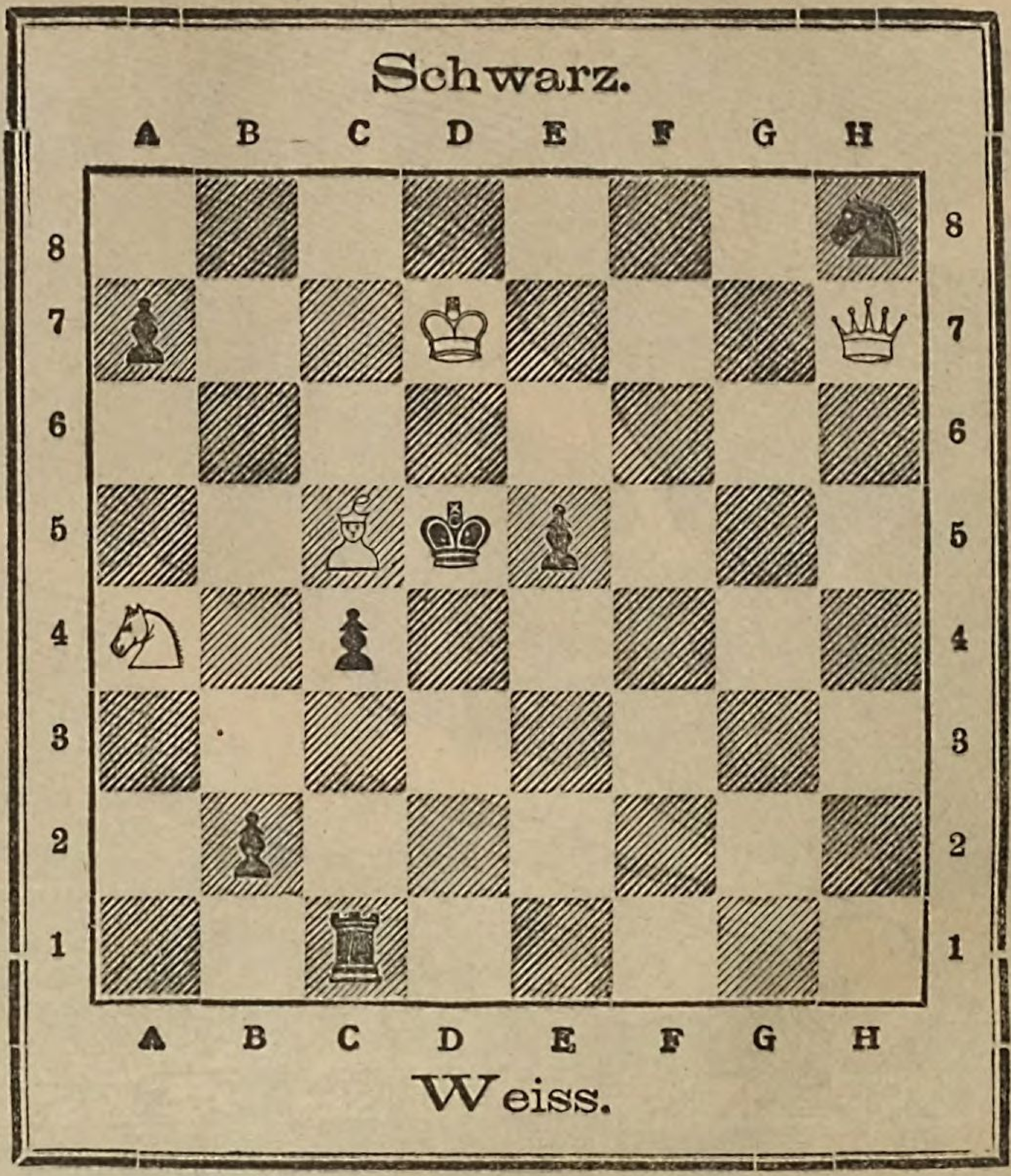
(Zeitgemäßer Seelenzustand). „Nun, Herr Doktor, was ist's, woran meine Frau leidet?"

„An der Seensucht."

Schachzeitung № 255.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von V. Cisar in Wien.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Die nachfolgende Partie ist dem sechsten Bändchen der Bachmann'schen Sammlung „Geistreicher Schachpartien alter und neuer Zeit" entnommen:

Wiener Partie,

gespielt beim internationalen Meisterturnier in Pest am 16. Oktober 1896.

Weiß. Dr. Tarrasch.		Schwarz. Janowski.	
1. e2—e4	e7—e5	17. Lg2—e4	Sf5—e3
2. Sb1—c3	Sb8—c6	18. Tf1—c1	Dd7—b5!
3. g2—g3	Lf8—c5	19. f4—f5	Ke8—d7
4. Lf1—g2	a7—a6	20. e2—a4	Db5—d3
5. Sg1—e2	d7—d6	21. c2×d3	a6—a5
6. o—o	h7—h5!	22. Se2—f4	Ta8—e8
7. h2—h3	Lc8—e6	23. Sf4—e6	Te8—e7
8. d2—d3	Dd8—d7	24. b2—b4 (a)	a5×b4
9. Kg1—h2	Sg8—h6!	25. a4—a5	Lb6—c5
10. f2—f3	f7—f6	26. a5—a6	b7×a6
11. Sc3—d5	Le6×d5	27. Ta1×a6	Th6—h8
12. e4×d5	Sc6—e7	28. Tc1×c5	Th8—b8 (b)
13. d3—d4	Lc5—b6	29. Tc5×c7+	Kd7—e8
14. Lc1×h6	Th8+h6	30. Tc7—e7+	Ke8×e7
15. f3—f4	Se7—f5	31. Ta6—a7+	Ke7—e8
16. Dd1—d3	e5×d4	32. Le4—f3	Aufgegeben.

a. Damit trifft Weiß den schwachen Punkt der gegnerischen Stellung. Den Schluß spielt Dr. Tarrasch in seinem alten genialen Stile, von dem man in diesem Turniere allerdings wenig bemerkte.

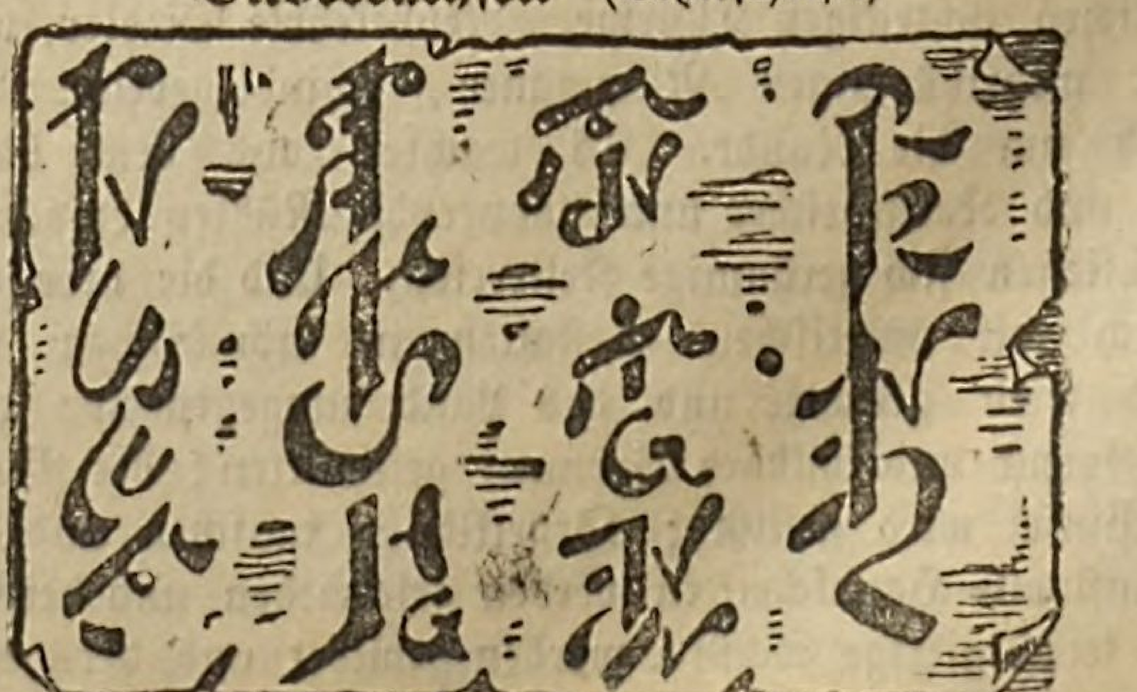
b. Auf 28. d6×c5 folgt 29. Se6×c5+, Kd7—e8. 30. Ta6—a8+ mit Thurmverlust.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 251 von Schmidt.

1. $\frac{\text{Le7—g5}}{\text{Beliebig.}}$ 2. D., L., S. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, von Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von R. Kern, B. H.—, E. Geisel, L. Schönhuber, J. Schuler und R. Weiß.

Bilderräthsel. (Vexirschrift.)



Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 39. Montag, den 24. Mai. 1897

Taubstumm.

Humoreske von W. L. Alden.
Mit Genehmigung des Verfassers verdeutscht von Otto Pupke.

Ich habe eine unüberwindliche Abneigung gegen alles müßige Geschwätz, und es widerstrebt mir, mich auf der Reise mit zufälligen Mitpassagieren in unnütze Unterhaltungen einzulassen. Unter solchen Umständen begrüßte ich es mit Freuden, als ich vor mehreren Jahren in einer amerikanischen Reiseschilderung — wenn ich nicht irre von Mark Twain, — von einem in Amerika vielfach angewendeten Auskunftsmittel las, sich unliebsame oder zudringliche Gesellschafter vom Halse zu schaffen. Es besteht einfach darin, daß man sich als taubstumm gerirt, und zu diesem Zwecke ein mit der betreffenden Inschrift versehenes Messing- oder Kartonschild bei sich führt.

Dieser zarte Wink habe dann unfehlbar die Folge, daß der Träger des ominösen Kartons in Ruhe gelassen werde.

„Donnerwetter, das ist eine Idee," bemerkte ich zu einem Bekannten, mit dem ich über die Sache gesprochen hatte, „ich gehe morgen aufs Land, auf einen achttägigen Urlaub, den ich bei meinem Freunde Rübler, der in der Nähe von Halle ein hübsches Rittergut hat, angenehm zu verbringen hoffe. Ich werde den Rath befolgen und mich mit einer derartigen Karte versehen. Es passiert mir gar zu häufig, daß ich von geschwätzigen Mitpassagieren mehr als mir lieb ist, molestirt werde, und diese Ferienreise gibt mir eine gute Gelegenheit, die Wirksamkeit der genannten Methode zu erproben. Prachtkerle, diese Amerikaner — immer praktisch. Eine in der That ganz großartige Idee, und dabei so einfach. Sonderbar, daß auf den Gedanken hier noch Niemand verfallen ist."

Am folgenden Mittag langte ich gerade noch rechtzeitig auf dem Anhaltischen Bahnhofe an, um den Schnellzug zu benutzen. „Ein Koupee zweiter Klasse, Nichtraucher!" schrie ich dem Schaffner zu, und eine Minute später dampfte ich mit dem Ein-Uhr-Zug vom Anhaltischen Bahnhofe ab.

Glücklicherweise war das Koupee leer. Von dankbaren Empfindungen über diesen günstigen Umstand erfüllt, mache ich es mir eben in einer Ecke bequem, während der Zug sich langsam in Bewegung setzt, da, o Schrecken, öffnet sich noch einmal die Thür und es steigt — ja, was sage ich — fliegt noch im letzten Augenblick eine beleibte weibliche Figur athemlos zu mir herein. Ich verbarg meinen Unwillen hinter der Zeitung, in deren Lektüre ich mir den Anschein gab, vertieft zu sein.

Meine unwillkommene Reisegefährtin war eine korpulente Dame von ziemlich gutem Aussehen, etwa in den Vierzigern. Die glühende Sonnenhitze und die Aufregung, den Zug nicht zu versäumen, hatten ihrem Antlitz eine blühende Farbe verliehen und ich las ihr den Wunsch aus den Augen, ihren Gefühlen über die unerträgliche Hitze und die Schläfrigkeit der Droschkenkutscher in irgend eine Weise Luft zu machen.

Das ist nun einmal Weiberart. Eine Frau verträgt die Zufälligkeiten, Unbequemlichkeiten und Enttäuschungen nicht mit demselben stoischen Gleichmuth wie der abgehärtete Reisende des andern, minder zarten, minder schönen, und — minder geschwätzigen Geschlechts. Sie fühlt sofort das Bedürfniß, dem Nächstbesten ihren Unmuth mitzutheilen.

Ich sah bald, was sich zu ereignen im Begriffe stand, und ich fühlte mich ob der sich mir eröffnenden Aussicht auf die unmittelbar bevorstehenden Katastrophe einigermaßen unbehaglich. Ich bin mir einer eigenthümlichen Nervosität bewußt, welche mich stets beschleicht, wenn ich mich mit einem weiblichen Wesen allein in einem Raume befinde. Ich will durchaus nicht behaupten, daß das eine rühmliche Eigenschaft ist; ich konstatiere einfach die nackte Thatsache. Ich stehe mit diesem Mangel übrigens nicht allein. Die Eisenbahndirektoren sollen deshalb von Rechtswegen besondere, mit der Aufschrift „Herrenkoupee" bezeichnete Wagen-Abtheile in den Personenzügen führen oder im anderen Falle zuverlässige Begleiter für unbeschützte oder unerfahrene Reisende männlichen Geschlechts beigesellen. Diese und ähnliche Ideen erfüllten mich, als ich in meinem Gedankengange durch die Frage meines Vis-à-vis unterbrochen wurde:

„Ich bitte um Entschuldigung, mein Herr, können Sie mir genau sagen, wie viel Uhr es ist. Der Esel von Droschkenkutscher muß wohl eine ganze Stunde zur Fahrt vom Nollendorfplatze gebraucht haben. Der Kerl muß rein betrunken gewesen sein oder absichtlich einen Umweg gemacht haben. Nein, was einem diese Menschen doch für Aerger machen, und man erreicht dabei nicht einmal etwas mit einer Beschwerde. Dazu die Unannehmlichkeiten auf dem Polizeiamt! Eine ewige Scheererei, wenn man mit solchen Dingen zu thun hat, und gewöhnlich kommt nichts dabei heraus. Erst gestern — —"

Doch hier langte ich nach meinem Beschützer in Gestalt eines bedruckten Papierblattes.

Meine Reisegefährtin warf einen Blick auf den Karton und sagte dann, nachdem sie sich den Inhalt desselben genügend eingeprägt, bedauernd: „Oh, wirklich, wie schade! Bitte entschuldigen Sie mich." Und dann verfiel sie in Stillschweigen, während ich mich von Neuem in mein Zeitungsblatt vertiefte, den glücklichen Einfall des ingeniösen Amerikaners preisend, dessen Entdeckung sich mir als ein so wirksamer Schutz gegen die gefürchtete Belästigung erwies.

Allerdings war ich nicht frei von Gewissensbissen, denn der Unterschied zwischen dem Aussprechen einer Unwahrheit und dem Ueberreichen einer gedruckten Lüge schien mir nicht besonders plausibel. Jedoch überwog das Gefühl meiner Freude darüber, daß ich eine unbequeme Belästigung so leicht los geworden war, schließlich die Bedenken.

Auf Station Jüterbogk stieg noch eine zweite Dame ein — ein junges Mädchen, welches augenscheinlich von meiner behäbigen Begleiterin Nummer Eins erwartet wurde, denn kaum war die Station in Sicht gekommen, so hatte sie mit einem Taschentuche so lange am Fenster gefuchtelt, bis sie die Aufmerksamkeit des etwa zwanzigjährigen frischen Kindes erregt hatte.

Die beiden Damen küßten sich gegenseitig und vertieften sich darauf in eine eifrige Unterhaltung. Das junge Mädchen sprach anfangs im halblauten Flüstertone, um von dem unbekannten Mitpassagier nicht verstanden zu werden, aber die ältere Dame beruhigte sie über diesen Punkt. „O, auf den braucht Du keine Rücksicht zu nehmen, Elsa," sagte sie, „der ist taub, wie ein Stein, und zudem auch noch stumm. Wir können also ganz thun, als ob wir zu Hause wären."

Das junge Mädchen sah mich etwas zweifelhaft an, und dann wurde die Unterhaltung fortgesetzt.

Die nächste Haltestelle war Wittenberg. Die beiden Frauen hatten bereits über Dinge gesprochen, welche sie sicherlich nicht erörtert haben würden in Gegenwart eines Fremden, der fähig war, sie zu verstehen. Welche Enthüllungen zunächst folgen würden, wer konnte das wissen. Ich befand mich in der unangenehmen Situation eines unfreiwilligen Lauschers, ohne die Möglichkeit, mich von der Bildfläche zurückzuziehen. Wenn ich den Damen begreiflich machen wollte,

daß ich jedes Wort von dem sie sagten, verstände, was sollten sie dann von mir denken und dem betrügerischen Plakat, daß ich taubstumm sei? Da waren doch nur zwei Dinge möglich: man würde mich entweder für einen harmlosen Verrückten oder für eine neue Art von Verbrecher halten, und keine der beiden Situationen erschien mir besonders schmeichelhaft oder wünschenswerth. Und überdies war das junge Mädchen von so tadellosen Manieren und so frischem, reizenden Aussehen, daß ich schon aus dem Grunde es nicht fertig gebracht hätte, zu sagen: „Meine Damen, ich bin nicht taubstumm, es war das nur eine Komödie von mir, und ich habe jedes Wort gehört, welches sie gesprochen haben." Nein, nein, das ging auf keinen Fall; so, wie die Sache nun einmal lag, blieb mir nichts weiter übrig, als mich in meine Zeitung zu vertiefen, um so wenig als möglich von der Konversation zu verstehen.

Mit diesem Entschlusse drückte ich mich in meine Ecke. Plötzlich wurde meine Aufmerksamkeit dadurch erregt, daß die ältere der beiden Damen meinen Namen nannte.

„Du siehst," sagte sie, „ich muß nach Hause reisen, weil mein Mann den einfältigen, alten Pinsel, den Doktor Jürgens, eingeladen hat, eine Woche auf unserem Gute zu verbringen, und selbstverständlich geht es doch nicht an, daß ich, wenn Besuch kommt, abwesend bin."

„Aber Tante, wie kannst Du wissen, daß der Herr einfältig ist, da Du ihn doch nie gesehen hast?"

„Oh, ich kenne den Schlag; ich verstehe mich auf den Geschmack meines Mannes. Wenn er es absichtlich sich zur Aufgabe machte, die langweiligsten Menschen aufzustöbern, um mir das Leben zur Last zu machen, so könnte er es nicht anders anfangen. Na, die Bücher von dem abscheulichen Jürgens — seine Vorschläge zur Verbesserung der Butterfabrikation zum Beispiel! Etwas Unsinnigeres und Langweiligeres kannst Du dir unmöglich vorstellen."

„Ist er jung oder alt?"

„Weiß ich wirklich nicht. Nur das eine hörte ich, er ist unverheirathet. Was könnte auch wohl eine Frau mit so einem vertrockneten Bücherwurm anfangen?"

„Wer weiß, ob ich ihn nicht selbst heirathe. Ich liebe langweilige Menschen und interessiere mich stets für solche, die Niemand mag. Was gibst Du mir, Tante, wenn ich ihn Dir vom Halse nehme, während er sich in Grünewald aufhält?"

„Na, ich kann Dir nur sagen, daß Du mir damit einen außerordentlichen Gefallen erweisen würdest, Kind," erwiderte die Tante. „Eine ungelegenere Zeit hätte er sich kaum wählen können. Ich hatte vor, bis Montag früh in Halle zu bleiben und dann mit dem großen Reinemachen zu beginnen. Statt dessen muß ich Hals über Kopf heute zurück, und mit dem Aufräumen wirds nun selbstverständlich nichts bis der Mensch fort ist. Gott weiß, wie lange er sich aufhalten wird. Ich bin überzeugt, er ist einer von der Sorte Menschen, die sich überall wie Kletten festsetzen und nie wissen, wenn sie im Wege sind. Möglicherweise ist er in diesem Zuge, obgleich ich es für wahrscheinlicher halte, daß er den Zehn-Uhr-Zug benutzt hat."

Also ich befand mich wirklich mit der würdigen besseren Hälfte meines Freundes Rübler und seiner Nichte in ein und demselben Koupee, und die Erstere sah meiner Ankunft mit Schrecken entgegen und hielt mich für einen lästigen, aufdringlichen Menschen. Was würde sie dann erst sagen, wenn sie, in Grünhof angekommen, die Entdeckung machen würde, daß der stille Passagier — der Mann, den sie für taubstumm halten mußte, der unerwünschte Jürgens selbst war und daß er alle über ihn gemachten Bemerkungen gehört hatte?

Natürlich war es jetzt ganz unmöglich, daß ich nach dem Gute ginge oder mein Inkognito lüftete. Was anfangen? Halt, ja das geht. Ich wollte in Bitterfeld aussteigen, und meinem Freunde Rübler telegraphiren, daß mich wichtige Geschäfte telegraphisch nach Berlin zurückgerufen hätten und daß ich mir das Vergnügen, ihn und seine Frau auf seinem Gute zu besuchen, für einen späteren Zeitpunkt aufsparen müsse. Aber nein, das ging doch nicht, denn vorn im Gepäckwagen befand sich mein Reisekoffer, der ein werthvolles Manuskript enthielt, welches ich innerhalb einer Woche an meinen Verleger abzuliefern verpflichtet war. Also nach Halle mußte ich nun schon auf alle Fälle reisen und meinen Koffer in Empfang nehmen, auf die Gefahr hin, mit meinem Freunde Rübler auf dem Bahnhofe zusammenzutreffen.

Vor der würdigen Frau Rübler und ihrer Begleiterin konnte ich mich indessen wenigstens dadurch retten, daß ich in Bitterfeld in einen anderen Wagen stieg. In einer Stunde würden wir Bitterfeld erreicht haben, und bis dahin blieb mir nichts Anderes übrig, als die fatale Situation mit Humor und Würde zu ertragen.

Die beiden Damen setzten ihre Unterhaltung fort — glücklicherweise ohne sich weiter um meine Wenigkeit zu kümmern. Einmal näherte sich Frau Rübler dem Fenster, an dem ich saß, um ihre Nichte auf irgend etwas aufmerksam zu machen, und das Schaukeln des Zuges warf sie mir beinahe auf den Schooß.

„Der arme Teufel war ganz erschrocken," sagte die Nichte „Er schien zu fürchten, Du würdest Dich auf ihn setzen."

„Scheint ein recht furchtsames Häschen zu sein. Ich kann nicht gerade sagen, daß mir sein Gesicht besonders gefällt. Leute, die mit diesem Gebrechen behaftet sind, sind in der Regel ungewöhnlich jähzornig. Jedenfalls ist er geradezu bedauernswerth häßlich, findest Du das nicht auch, Elsa?"

Die Antwort der Nichte auf dieses Kompliment konnte ich nicht verstehen. Nach einem weiteren hastigen Seitenblick auf mich fuhr die würdige Dame mit der größten Offenheit fort:

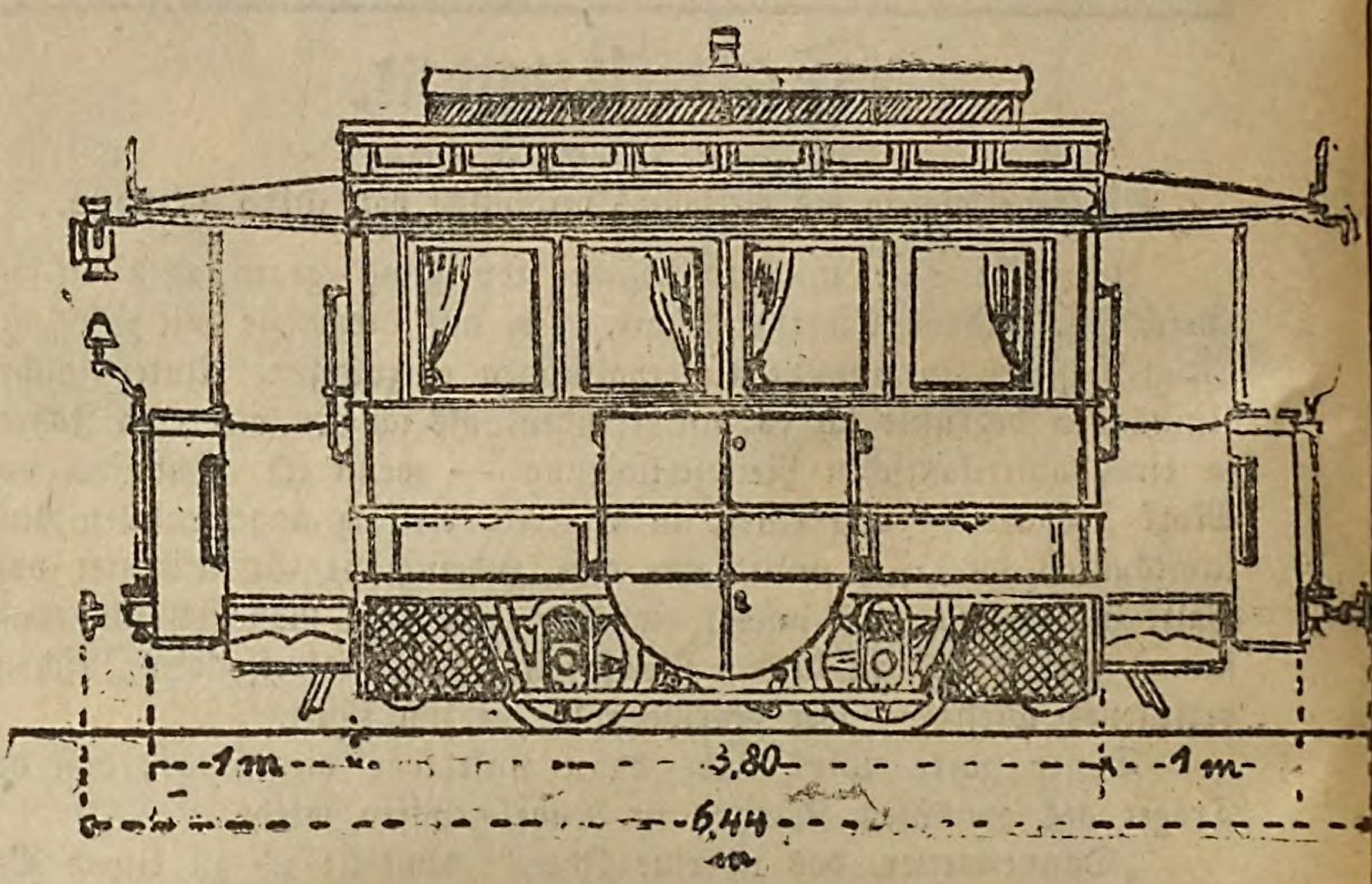


Fig. 1

Straßenba

„Sein Gesichtsausdruck hat etwas Verschmitztes, ein echtes Gaunergesicht. Fürchten könnte ich mich vor ihm nicht, dagegen halte ich ihn für einen von der Sorte Menschen, die ihren Mitpassagieren mit der größten Nonchalance die Reisetasche oder den Schirm konfisziren und dann, sofern man sie auf der That ertappt, sich höflich entschuldigen und vorgeben, ein Vergehen gemacht zu haben."

Die Dinge nahmen in der That eine immer bessere Wendung. Daß der Jürgens, den Frau Rübler nicht gesehen hatte, ein Pinsel, ein unausstehlicher, langweiliger Mensch war, das wußte ich ja schon, und nun sollte ich mir eben darüber klar werden, daß sie den Jürgens, den sie gesehen hat, für einen hinterlistigen, verschlagenen Gauner und einen gemeinen Dieb hielt. Nun, glücklicherweise näherten wir uns ja der Station Bitterfeld, und dann wollte ich mich von meinen ahnungslosen Quälgeistern schleunigst entfernen.

Nach einer kleinen Weile begann die ältere Dame eine von jenen nervösen und hastigen Durchwühlungen ihrer Garderobe nach ihrer Börse, wie sie reisenden Damen so eigenthümlich sind. Ich bin weit entfernt, sie deshalb zu tadeln. Wenn ich in gleicher Lage wäre — wenn ich nicht wüßte, wo sich meine Tasche befände, oder ob, falls es mir gelänge, den Weg zu derselben zu entdecken, ich etwas darin finden würde, so würde ich vermuthlich ebenfalls eine halbstündige Recherche deswegen anstellen und im Verlaufe dieser Prozedur vermuthlich auch ein gewisses Maß von Aufregung zur Schau tragen.

Endlich, nach langem, erregten Suchen, hatte Frau Rübler den Eingang zu ihrer Tasche gefunden. Der ängstliche Ausdruck auf ihrem Gesichte wich dem der Bestürzung. Ich sollte über den Grund dieser Verwandlung nicht lange im Unklaren bleiben.

„Oh, mein Gott, meine Börse fehlt mir!" rief sie wehklagend aus. „Es waren dreihundert Mark darin, mein liebes Kind, und außerdem die Fahrkarte. Ich bin ganz sicher, ich hatte sie in meiner Tasche, als ich hier einstieg."

„Vielleicht hast Du sie in Dein Reisekörbchen gethan, oder aber Du hast Sie in Deinen Busen gesteckt," proponierte die Nichte.

Die aufgeregte alte Dame bestritt beide Möglichkeiten aufs Entschiedenste. Nichtsdestoweniger durchsuchte sie alle möglichen Theile ihrer Garderobe, wo eine weibliche Börse sich nur immer hin verirren konnte, jedoch ohne Erfolg!

„Sie ist fort!" rief sie endlich aus, „und ich bin sicher, dieser Mensch dort hat seine langen Finger in meine Taschen gesteckt, während ich aus dem Fenster sah."

Straßenbahnen mit Gasbetrieb.

Nach der Entscheidung, welche nunmehr der hiesige Stadtmagistrat betreffs Anlage eines Kabelnetzes behufs Abgabe von Elektrizitäts-Licht und Kraft getroffen hat, will die Stadtverwaltung die Besorgung der allgemeinen örtlichen Beleuchtung, sowie das Motorenwesen sofern beim Bettiebe von Motoren Gas oder Elektrizität verwerthet wird, **selbst übernehmen**. Nach diesen Beschluß soll

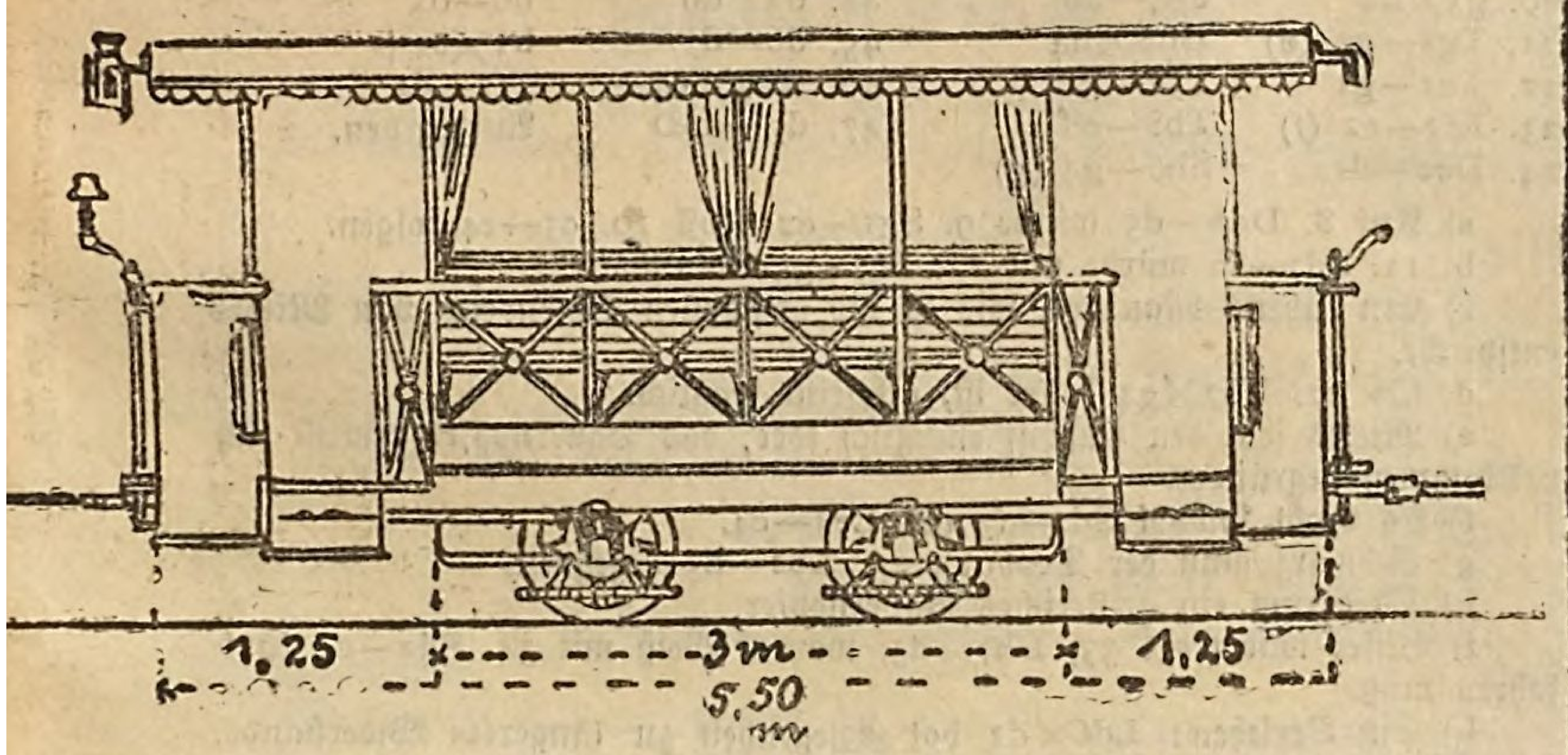


Fig. 2.

t Gasbetrieb.

auch die **Anlage und Einrichtung des Straßen-Trambahn-Verkehrs in hiesiger Stadt mittelst Gasbetrieb** ernstlich ins Auge gefaßt sein. Wir wollen deshalb über den Gasbahnbetrieb folgendes Nähere berichten. Das System der Gasmotorwagen beruht auf dem Principe, daß **comprimirtes Gas** (z. B. von 7—8 Atm.) in Behältern auf den im Uebrigen ganz wie gewöhnliche Straßenbahnwagen gebaute Wagen mitgeführt wird und nach entsprechender Druckverminderung in einem unter der einen Sitzbank des Wagens befindlichen zweicylindrigen Gasmotor zur Thätigkeit gelangt. Beim Gasmotor wird gleichwie bei der Dampfmaschine die Ausdehnung durch Wärme zur Erzeugung mechanischer Kraft benutzt, jedoch unterscheidet sich der Gasmotor in seinen wesentlichen Punkten dadurch von dem Dampfbetrieb, daß der Verbrennungsprozeß nicht **außerhalb** der Maschine unter einem Kessel, sondern **in der Maschine selbst** vor sich geht und daß hiebei **nicht** Wasser bezw. Dampf durch die Wärme zur Ausdehnung gelangen, sondern die Verbrennungsprodukte des Gases selbst bezw. des gasförmigen Brennstoffes. Die Gasmotorwagen, wie solche nach den Lühring'schen Patenten von der deutschen Gasbahn-Gesellschaft gebaut werden, wurden bisher in 3 Größen construirt, solche mit 7pferdigen 10, 12 —15pferdigem Motor, welche zwei einander gegenüberliegende Cylinder besitzen, deren Kolben auf eine gemeinsame in der Mitte liegende Kurbelwelle arbeiten. Der Motor ist mit Ventilsteuerung, Regulirung durch Centrifugal-Regulator und elektrischer Zündung versehen. Das Schwungrad liegt nach außen in der Mitte des Wagens. Die Unterbringung des Motors ist auf dem Wagen, der einem gewöhnlichen Straßenbahnwagen völlig ähnlich ist, in der Weise erfolgt, daß hiebei weder eine Belästigung der Fahrgäste noch Versperrung eines nutzbaren Raumes wahrgenommen wird; der Motor liegt vollständig verdeckt unter der einen Sitzreihe in einem nach dem Innern des Wagens und nach unten luftdicht geschlossenen Raume und ist nur von außen durch eine größere, zweiflügelige Thür und 2 kleinere Fallthürchen links und rechts des Schwungrades zugänglich. Durch diese Maßnahme ist jede Unbequemlichkeit gegen Fahrgäste ausgeschlossen. Durch ein Zahnräderpaar wird sodann die Kraft des Motors auf ein Getriebe übergetragen, wodurch die eine Achse des Wagens durch eine Gelenkkette getrieben wird. Dieses Getriebe ist so eingerichtet, daß man den Wagen je nach Stellung der Steuerhebel langsam oder schnell, vorwärts oder rückwärts treibt oder gar nicht fortbewegt, während der Motor immer im gleichen Sinne arbeitet. Während der Fahrt macht der Motor bezw. das Schwungrad ca. 260 Umdrehungen in der Minute, beim Stillstand des Wagens etwa 80; bei längeren Betriebspausen wird derselbe ganz abgestellt. Im Innern unterscheidet sich ein Gasmotorwagen wie dieselben z. B. bei der Gasbahn in Dessau im Gebrauche stehen, überhaupt nicht von einem Straßenbahnwagen für Pferde- oder elektrischen Betrieb, (siehe unsere Abbildungen Fig. 1 Gasmotorenwagen, Fig. 2 Anhängwagen), im Aeußern nur auf der einen, der Motorseite, durch die fast unauffällige Verkleidung des Motor-Schwungrades von anderen Straßenbahnwagen.

Von der anderen Seite gesehen, ist der Wagen von solchen nicht zu unterscheiden, denn das auf dem Dache liegende kupferne Kühlwasserrohr ist ganz unauffällig und nur in ziemlicher Entfernung aus wegen der Höhe des Wagens sichtbar.

Das zum Betriebe erforderliche Gas, welches in den Komprimirstationen, wovon wir später noch Erwähnung machen werden, zur Herstellung gelangt, wird durch einen Stutzen in den Gasbehälter eingefüllt. Dieser Stutzen, an welchem jeweils der Füllschlauch an den Füllstationen angeschraubt wird, liegt **außen am Wagen** auf der Motorseite zwischen dem vorderen Rad und der Trittstufe. Die Fahrgeschwindigkeit der Motorwagen ist innerhalb weiter Grenzen beliebig einstellbar, da die Maximalgeschwindigkeit behördlich festgesetzt wird; dieselbe beträgt für die meisten elektrischen Bahnen 12 km in der Stunde und ist dieselbe bei der Gasbahn in Dessau in gleicher Weise geregelt, daß die Höchstgeschwindigkeit von 12 km pro Stunde nicht überschritten werden darf; im gewöhnlichen Betrieb wird dort mit einer Geschwindigkeit von 10 km gefahren, ein Verhältniß, **dem wohl auch bei Anlage einer solchen Bahn in Regensburg stattgegeben werden darf.** Die bei einer solchen Geschwindigkeit in Verwendung genommenen Motorwagen sind bei der Gasbahn in Dessau mit 7 bezw. 10 Pferdekräften ausgerüstet und haben die 10pferdigen Motorwagen mit Anhängwagen auf eine Steigung von 1 : 38 über 80 Personen in einem Zuge befördert. Die 7pferdigen Motoren besitzen 12 Sitz- und 14 Stehplätze, solche mit 10pferdigem Motor, 14 Sitz- und 14 Stehplätze und solche mit 12—15pferdigem Motor 18 Sitz- und 14 Stehplätze. Die Wagengröße zu 7 Pferdekräften, der sog. „kleine Typ", ist die kleinste Ausführungsform des Systems Lühring und befördern also mit Einschluß des Wagenführers und des Schaffners bequem 28 Personen. Zur Bewältigung starker Andranges an Sonntagen oder bei besonderen Anlässen wurden bei der Gasbahn in Dessau noch 4 **Anhängwagen** beschafft, **welche mittelst einfacher Kuppelung an den Motorwagen angehängt werden** können. Durch praktische Versuche wurde noch festgestellt, daß die 7 pferdigen Motoren um reichlich 35% über ihre nominell-Leistung beansprucht werden können.

Die Ausgaben für die Betriebskraft setzen sich beim Gasbetrieb hauptsächlich aus dem Gasverbrauch und dem erforderlichen Schmiermaterial &c. zusammen. Der Gasverbrauch beträgt durchschnittlich **400 Liter (0,4 cbm) für den Wagenkilometer.** Bei einem Gaspreise von 11 Pfennig pro cbm in Dessau (Bochum 7 Pfg.) — **in Regensburg bestehen bekanntlich ganz andere Verhältnisse bezüglich des Gaspreises!!** — **betragen die Kosten für Gas, Kompression, Wasser nicht ganz 7 Pfennig für den Wagenkilometer.**

Sollte sich **unsere Stadtverwaltung für Verwendung dieses Systems entschließen**, so möchten die Ausarbeitungen der hiebei in Betracht zu ziehenden technischen Fragen **mit möglichster Beschleunigung in Angriff genommen** und technische Gutachten von Fachmännern darüber eingeholt werden, in welcher Weise dem Straßenverkehr mit dem Systeme des Gasbetriebes **in hiesiger Stadt** entsprochen werden kann, insbesondere, ob die hiesigen Steigungsverhältnisse einzelner Straßen, sowie anzuliegende Kurven die Einführung des genannten Systemes gestatten, da **bei etwa nicht zufriedenstellendem Bedürfnisse energisch mit der Frage der Einführung des elektrischen Straßenbahnbetriebes** gerechnet werden müßte.

Humoristisches.

(**Unangenehm.**) Gerichtsvollzieher: „Donnerwetter, jetzt soll ich beim Schuster Hammel wegen 40 Mark pfänden und ich bin ihm selber seit vorigem Jahr 50 Mark schuldig!"

(**Zerstreut.**) Assessor (zum ersten Male mit seiner jungen Frau beim Abendessen im eigenen Heim, von der Zeitung aufsehend und die Tischglocke berührend): „Kommen Sie her, schöne Resi, ich möchte zahlen."

(**Geschickte Entgegnung.**) Mann (ärgerlich): „Ich muß doch schrecklich dumm gewesen sein, als ich Dich heirathete.

Frau: „Das wollt ich meinen — aber die **Dummen** haben immer das größte Glück!"

(**Aus dem Gerichtssaal.**) „Wie alt sind sie denn, Angeklagte?"

„O, ich liebe — und dies Gefühl verjüngt mich von Tag zu Tag!"

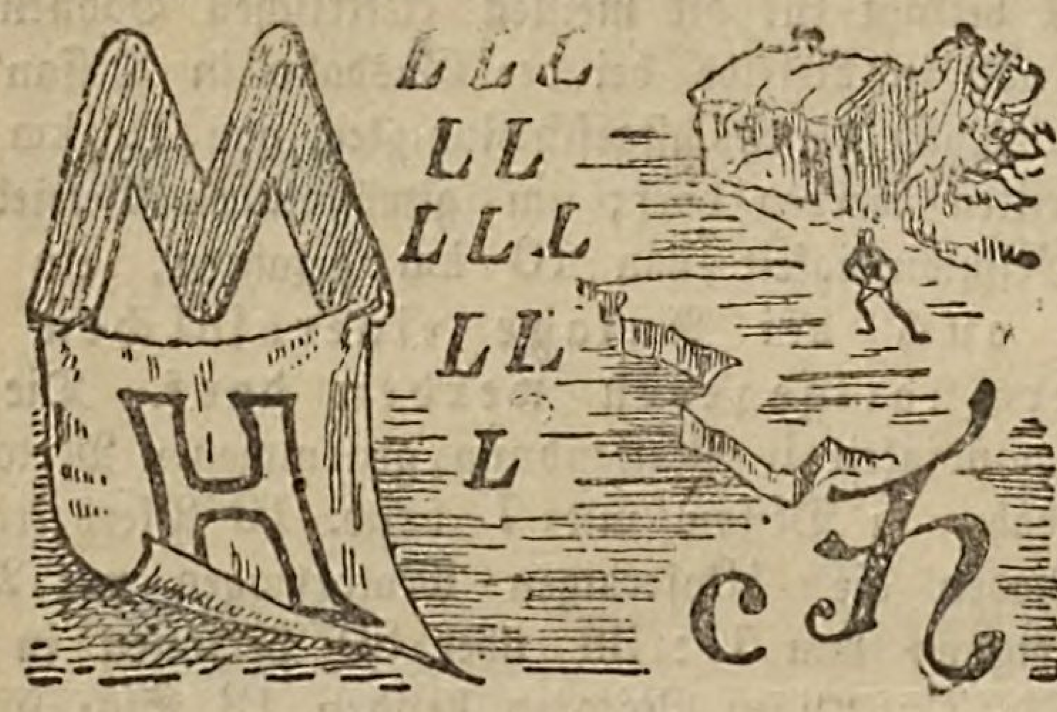
(**Milderung.**) Richter: „Wie konnten Sie den Herrn ein Rindvieh heißen?"

Angeklagter: „Ich hab' aber ausdrücklich dazu gesetzt: ‚erster Klasse'!"

(**Auf der Sekundärbahn.**) A.: „Warum hält denn der Zug hier an dem kleinen Häuschen auf offener Strecke?"

B.: „Da wohnt der Lokomotivführer — der frühstückt nur schnell."

Bilderräthsel.



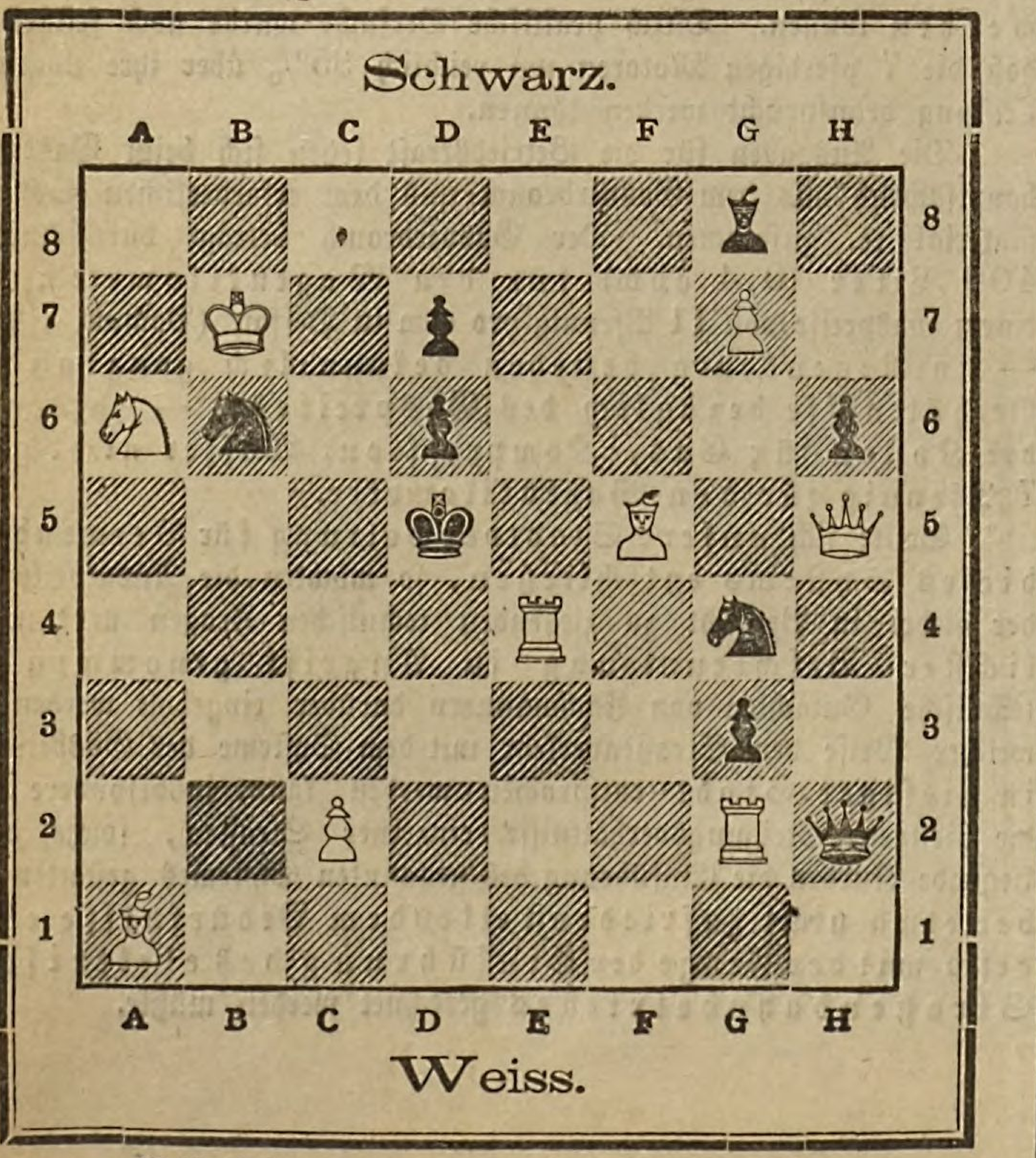
Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 38:

Trunkner Mund macht Wahrheit kund.

Schachzeitung № 256.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Blake in London.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Die folgende geistreiche Partie aus dem Wiener Sechsmeister-Tournier (Nevember 1896) erhielt einen Spezialpreis.

Französische Partie.

Weiß. Mieses.	Schwarz. Janowski.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	e7—e6	25. Le2×g4	f5—g4
2. d2—d4	d7—d5	26. Tg2×g4	Dh4—f2
3. Lc1—e3	d5×e4	27. Tg4—g2 (h)	Df2×e3
4. Sb1—d2	Sg8—f6	28. Dd1—h5	Te8—f8
5. c2—c3	b7—b6	29. Kc1—c2	De3—f4
6. g2—g3	Lc8—b6	30. Tg2—g5	Df4—h2
7. Lf1—g2	Lf8—e7	31. Dh5—g4	Dh2—h7+
8. Dd1—c2	o—o (a)	32. Kc2—b3	Ld6—f4
9. Sd2×e4	Sf6—d5	33. Tg5—h5	Lf4—h6 (i)
10. Sg1—f3	Sb8—d7	34. Dg4×e6	Kg8—h8
11. h2—h4	h7—h6 (b)	35. Tg2—g6	Tf7—f6 (k)
12. o—o—o	f7—f5	36. Th5×h6	Dh7×h6
13. Se4—d2	Sd5×e3	37. Tg6×h6+	g7×h6
14. f2×e3	Sd7—f6	38. De6—e5	Kh8—h7
15. Th1—g1	Sf6—g4	39. De5×c7+	Tf8—f7
16. Td1—e1	Le7—d6	40. Dc7—g3	Tf6—g6
17. Sf3—g5 (c)	h6×g5 (d)	41. Dg3—d3	Kh7—g7
18. Lg2×b7	Td8—b8	42. Sd2—c4	T7—f2
19. Lb7—f3	g5×h4	43. d4—d5	Tg6—g2
20. g3×h4	Sg4—h6	44. d5—d6	b6—b5
21. Tg1—g2 (e)	Dd8×h4	45. d6—d7	b5×c4+
22. Te1—g1	Tf8—f7	46. Kb3×c4	Tf2—d2
23. Lf3—e2 (f)	Tb8—c8	47. d7—d8D	Aufgegeben.
24. Dc2—d1	Sh6—g4 (g)		

a) Auf 8. Dd8—d5 würde 9. Sg1—e2 nebst 10. c3—c4 folgen.

b. 11. Sd7—f6 würde mit 12. Sf3—g5 beantwortet.

c) Etn kühens Manöver, wie es der geistvollen Spielweise von Mieses entspricht.

d. Ob 17. Lb7×g2 besser ist, erscheint fraglich.

e) Mieses setzt den Angriff energisch fort, das Bauernopfer erweist sich vollkommen begründet.

f) Es droht sowohl Sd2—f3 als Le4—c4.

g) Schwarz muß der Drohung 25. Le2—h5 begegnen.

h) Wiederum ein geistreiches Bauernopfer.

i) Besser war wohl 33, Dh7—d3, worauf Weiß mit 34. Sd2—c4 fortfahren muß.

k) Ein Versehen; Ld6×d2 bot Gelegenheit zu längerem Widerstande. Die Schlußwendungen von Weiß sind sehr elegant.

Nachrichten aus der Schachwelt.

Regensburg. Unter lebhafter Betheiligung fand die 14. General-Versammlung des hiesigen Schachklubs am 8. Mai im Vereinslokale in „Neuen Haus" statt. Der Klubvorstand widmete in Eröffnung derselben zunächst der Thätigkeit des abgelaufenen Verein-Jahres einen kurzen Rückblick, indem er anerkennend hervorhob wie die Mitglieder des Klubs das königliche Spiel eifrig pflegten, im praktischen Spiele durch fortgesetzte Uebung nicht unwesentliche Fortschritte erzielten und im Vereine mit zahlreichen Schachfreunden sich an den Aufgabenlösungen betheiligten. Als besonders erfreuliche Erscheinung ist das im verflossenen Winter abgehaltene Klubturnier zu bezeichnen und mit Vergnügen beglückwünschte Redner die Preisträger, zu den erreichten Erfolgen um so aufrichtiger, als ihnen die Siegespalmen nicht mühelos in den Schoß fielen, sondern nach heißem Ringen zu Theil geworden sind. — Dankend gedachte der Vorsitzende ferner mit Freuden der treuen Anhänger des Klubs und unermüdlichen Mitarbeiters der hiesigen Schachzeitung, des Oberbahnamtssekretärs Herrn Ludwig Bachmann wie nicht minder des verdienten Problemkomponisten Herrn Buchheit und des Verlegers der Schachzeitung Herrn Habbel, die Alle die Bestrebungen des Schachklubs in uneigennützigster und wohlwollendster Weise gefördert. Auch dem Clubcassier Weiß wurde für seine unbeanstandet gebliebene Rechsnungsablage Decharge ertheilt und Anerkennung ausgedrückt und seitens des Herrn Kern dem Ausschusse für seine Geschäftsführung im jüngst verwichenen Jahre die volle Zufriedenheit des Klubs zum Ausdrucke gebracht. Die vorgenommene Neuwahl des Ausschusses hatte die Wiederwahl der bisherigen Ausschußmitglieder zur Folge und nachdem der weiters gestellte Antrag auf Wiedereröffnung einer Schachschule bei Beginn der nächsten Herbstthätigkeit allgemeine Zustimmung gefunden und die Bereitwilligkeit des Herrn Lehrer Schönhuber zur Uebernahme der Leitung derselben allseits freudigst acceptirt wurde erfolgte Schluß der Generalversammlung. Möge das Interesse für das edelste aller Spiele fort und fort wachsen und demselben eine stets steigende Zahl neuer Freunde und Gönner zuführen!

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 251 von Schmidt.

1. Td3—d4 / K×Td4   2. Da3×b2+ / Beliebig.   3. Lf5—d3, Sf4—d5 ‡

1. ……… / K×Lf5   2. Da3—f3 / Beliebig.   3. Df3—h5, d5, Td4—d5 ‡

1. ……… / Sh7—f8   2. Da3—d3 / Beliebig.   3. Dd3—e4 ‡

1. ……… / Sh7—g5   2. Td4—d5+ / K×Sf4   3. g2—g3 ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, von Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von R. Kern, B. H.—, G. Geisel, Gustav Schmidt, L. Schönhuber, und R. Weiß. — Aufgabe Nr. 251 wurde auch richtig gelöst von J. Klingeis in Moosbam.

Briefkasten: J. K. in M. In der Aufgabe N. 253 scheitert 1. Dh8 an der Entgegnung Ld3×c4.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 40. Montag, den 31. Mai. 1897

Taubstumm.

Humoreske von W. L. Alden.
Mit Genehmigung des Verfassers verdeutscht von Otto Pupke.

(Schluß.)

„Das kann er doch unmöglich gethan haben, Tante. Ich habe ihn während der ganzen Zeit beobachtet, und er hat weder die Hände noch die Augen von seiner Zeitung weggewandt."

„Mein liebes Kind, glaubst Du wirklich, Du seist gewitzigt und erfahren genug, um die Manipulationen eines gewerbsmäßigen Taschendiebes zu verfolgen? Der Mann hat meine Geldbörse, das steht fest, und ich werde ihn arretiren lassen, sobald wir in Bitterfeld ankommen."

Es war klar, daß ich schleunigst den Waggon verlassen mußte, ehe Aufruhr entstehen oder ein Bahnpolizist herbeigerufen werden konnte. Das Keuchen des Zuges nahm bereits ein langsameres Tempo an, und ich ergriff daher hastig meine Reisetasche und meinen Schirm und machte einen Schritt nach der Thür.

„O ja, das möchten Sie wohl!" rief Madame Rübler, mir wirksam den Weg versperrend, indem sie die ganze obere Hälfte ihres behäbigen Korpus zum Fenster hinauslehnte. Ich sah sofort, daß meine Absicht vereitelt war und gab mein Spiel verloren. Selbstverständlich konnte ich doch eine Dame nicht mit Gewalt bei Seite drängen, und sie würde mich auf keinen Fall anders entschlüpfen lassen, als in die Arme eines Polizisten. So ließ ich mich denn mit der Ruhe der Verzweiflung wieder auf meinen Sitz nieder und erwartete den Diener des Gesetzes, den Madame Rübler durch heftige Gestikulationen und lautes Schreien herbeizitirt hatte.

„Dieser Mann hat meine Geldbörse gestohlen," sagte die Dame, mit dem Finger auf mich deutend, als der Polizist die Wagenthür geöffnet. „Durchsuchen Sie ihn, und Sie werden sie in seinem Besitze finden. Sie ist mit den Buchstaben E. R. gezeichnet und enthält zwei Hundertmarkscheine, vier Zwanzigmarkstücke, zwanzig Mark in Silber und außerdem meine Fahrkarte."

„Was haben Sie dazu zu sagen?" fuhr mich der Gendarm barsch an, offenbar von der Gewißheit meiner Schuld im Voraus vollkommen durchdrungen."

„Einfach, daß es nicht wahr ist," erwiderte ich. „Ich weiß nichts von der Geldbörse dieser Dame, und ich kann Sie leicht überzeugen, daß ich ein anständiger Mensch bin."

„Allmächtiger!" rief die alte Dame erstaunt aus, der Mensch ist ja gar nicht taubstumm! Herr Wachtmeister der Mann hat sich uns gegenüber als taubstumm aufgespielt. Das beweist welch ein geriebener Schwindler er ist."

„Ich muß Sie ersuchen, sofort mit auf die Wache zu kommen," sagte der Polizeibeamte. „Ich rathe Ihnen, mir gutwillig zu folgen. Es ist besser für Sie, als wenn Sie Umstände machen. Auch Sie, gnädige Frau, muß ich bitten, uns zu begleiten, damit Sie den Sachverhalt zu Protokoll geben."

Ich stand auf, um der Aufforderung des Polizisten Folge zu leisten. In der Nähe der Thür stieß mein Fuß auf etwas Hartes. Ich bückte mich und hob es auf. Es war die vermißte Börse. „Ist das Ihre Geldtasche, gnädige Frau?" fragte ich den Fund emporhaltend. „Sie müssen Sie fallen gelassen haben, als Sie zum Fenster hinaus sahen."

„O, natürlich, selbstverständlich," höhnte der Gendarm. „Wer wollte auch annehmen, daß Sie das selbst gethan hätten, als Sie Ihr Spiel verloren sahen. Geben Sie sich weiter keine Mühe, Verehrtester, derartige Manöver verfangen bei mir nicht."

„Warten Sie einen Augenblick," sagte die Nichte. „Tante, ich bin überzeugt, Du hast das Täschchen fallen lassen. Ich erinnere mich jetzt, daß Du es in der Hand hattest, als Du zum Fenster gingst, und es war Deine linke Hand: der Mann konnte sie unmöglich berührt haben."

„Sind Sie dessen sicher, Fräulein?" fragte der Polizist.

„Vollständig sicher. Der Herr ist vollkommen unschuldig, und selbstverständlich denken Sie jetzt nicht daran, ihn zu arretiren. Tante, sage doch dem Polizisten, daß es ein Irrthum ist. Denke doch nur, wie grausam es ist, solch eine Anschuldigung zu erheben, wenn sie sich hinterher als grundlos erweist."

Frau Rübler öffnete ihre Börse und fand den Inhalt derselben unberührt. „Ich fürchte nun selbst," begann sie, „daß hier ein Irrthum vorliegt und daß der Mann in der That die Börse nicht gestohlen hatte. Dennoch denke ich —"

„Sie ziehen also Ihren Arrestantrag zurück?" fragte der Beamte kurz.

„Vollständig," erwiderte die Nichte. „Es thut uns sehr leid, Sie bemüht zu haben." Dann, sich zu mir wendend, fügte sie hinzu: „Und wir bedauern unendlich, mein Herr, Ihnen Unannehmlichkeiten bereitet zu haben."

Unannehmlichkeiten schien mir der Begriff dessen, was ich empfand, nicht vollständig zu decken, wenn ich alle Umstände in Betracht zog.

Ich war jedoch so glücklich über mein Entrinnen und über die Art und Weise, wie die tapfere kleine Nichte für mich eingetreten war, daß ich glaubte vollständig im Ernst zu sein, als ich erwiderte, daß die Sache durchaus nichts zu bedeuten habe.

„Weshalb gab er vor, taubstumm zu sein," sagte die noch immer unversöhnliche Frau Rübler.

„Ich möchte ihm nicht rathen, das Spiel zu wiederholen," sagte der Polizist. „Lassen Sie sich diesen guten Rath geben," wandte sich der Diener des Gesetzes, einen freundlicheren Ton anschlagend, an mich, „wenn Sie unter falschen Vorspiegelungen reisen, so dürfen Sie sich nicht wundern, wenn Ihnen daraus Unannehmlichkeiten erwachsen. Sie müssen mir schon Ihren Namen und Ihre Adresse geben, für den Fall, daß die Geschichte noch weitere Folgen haben sollte."

Ich gab ihm meine Karte und drückte ihm gleichzeitig einen Fünfmarkschein in die Hand, wofür ich mir die Gefälligkeit erbat, auf keinen Fall meinen Namen der gnädigen Frau von Rübler zu verrathen. Dann verfügte ich mich in eine Wagenabtheilung dritter Klasse ganz vorne an der Spitze des Zuges und machte mich auf die Eventualität gefaßt, meinem Freunde Rübler auf der Endstation zu begegnen. Das Eine wußte ich: falls er mich erspähte, gab es kein Entrinnen. Er würde mich entweder mit Gewalt mit sich schleppen, oder aber mich veranlassen, ihm den ganzen Vorfall haarklein zu erzählen. Er war einer jenen hartnäckigen Menschen, welche sich mit halben Erklärungen nicht zufrieden geben und nicht ruhen, bis sie einen zweifelhaften Fall mit allen Einzelheiten auf den Grund erforscht haben, und ich wußte im Voraus, daß er sich mit meiner Versicherung, ich sei dringender Geschäfte halber nach Berlin zurückberufen worden, nicht zufrieden geben würde. Und nach seinem Hause konnte ich auf keinen Fall gehen. Nein, lieber Spießruthen laufen, als das. Seiner besseren Hälfte entgegenzutreten, nachdem sie mich einen langweiligen Menschen, einen Pinsel, einen

hinterlistigen Schurken geheißen hatte, wäre an und für sich schon schlimm genug gewesen, aber ihr zu begegnen, nachdem sie mich eben erst wegen Taschendiebstahls hatte wollen arretieren lassen, das war mehr als selbst der Tapferste würde unternehmen wollen. Wenn ich nur der Aufmerksamkeit Rüblers entrinnen und ungesehen von ihm den Zug verlassen könnte, dann würde noch alles gut sein. Ich würde dann nur das eine Bedauern empfinden, daß mir nicht gegönnt gewesen war, dem allerliebsten Mädchen gebührend zu danken, welches die Arretierung verhindert und so tapfer und muthig für mich in die Schranken getreten war.

Als wir in Halle einfuhren, erblickte ich Rübler, noch ehe der Zug zum Stehen gebracht war, auf dem Bahnsteig; er jedoch gewahrte mich nicht, da ich mein Gesicht vorsichtig hinter dem Fenstervorhang verborgen hatte. Ich verfolgte ihn mit den Augen und wartete, bis er mir den Rücken zugekehrt hatte, und dann sprang ich behende aus dem Wagen und rannte nach der Gepäckstation. Ich hatte gehofft, dort verweilen zu können, bis er den Bahnhof verlassen hatte, doch darin hatte ich mich jedoch getäuscht. Der dienstthuende Portier fertigte mich mit einer Geschwindigkeit ab, die mir ebenso unerwünscht war, als sie mir außergewöhnlich erschien, und

Ich murmelte etwas von einem Telegramm, welches ich soeben erhalten und welches mich sofort nach Berlin zurückberufe, und dann, als ich sah, daß Rübler ganz sprachlos vor Erstaunen über diese Mittheilung war, raffte ich mich zusammen und erklärte entschieden, die Sache sei ungemein wichtig und ich müsse sofort zurück.

„Es handelt sich um Leben und Tod. Ich habe soeben telegraphirt, daß ich mit dem nächsten Zuge zurückreisen würde."

„Wer ist denn krank? Was ist denn geschehen?" rief Rübler, „Laß mich das Telegramm sehen."

Ich fingirte eine Durchsuchung meiner Taschen und erklärte dann, daß ich das Telegramm verloren habe. Es sei von meinem Onkel, welcher plötzlich gestorben wäre.

„Er starb plötzlich, und dann telegraphirte er Dir?" fragte der bestürzte Rübler ... „Ich muß die Depesche sehen. Komm nach dem Telegraphenamt. Der Beamte wird uns eine Abschrift derselben verabfolgen."

Und kaum hatte er die Absicht ausgesprochen, so zog er mich schon mit sich fort und klopfte an das Schalter des Telegraphen-Bureaus.



Vogel-Massenmord.

als ich noch zögerte, schien er mir zu mißtrauen und gab mir in unzweideutiger Weise zu verstehen, daß mein ferneres Verweilen am Gepäckschalter nicht erforderlich sei.

Noch gab es einen letzten Ausweg. Sollte Rübler mich nicht erspähen, wenn ich die Gepäckstelle verließ, dann konnte ich möglicherweise in den Wartesaal dritter und vierter Klasse gelangen, wo selbstverständlich Niemand nach mir suchen würde.

Als ich die Plattform wieder betrat, war von Rübler keine Spur zu entdecken, da er soeben seine Frau und seine Nichte nach dem Wagen geleitet hatte, welcher draußen vor der Station ihrer wartete. Ich machte einen kühnen Sprung nach dem Restaurationszimmer und, meinen Mantelkragen emporschlagend und den Kalabreser tief in die Stirn drückend, stellte ich mich, dem Eingange den Rücken zugekehrt, an das Buffet und fing mit wahrer Todesverachtung an, heiße Würsteln zu essen, überzeugt, daß ich in dieser Rolle für jedermann unkenntlich sein würde. In diesem sichern Hafen verbarg ich mich während einer vollen Viertelstunde und konsumierte genug von den antidiluvianischen Delikatessen, um mir meine Verdauung auf eine halbe Lebenszeit zu ruinieren. Dann, überzeugt, daß die Luft jetzt rein sein müsse, trat ich auf den Perron und lief — meinem Freunde Rübler gerade in die Arme, welcher auf den nächsten Zug wartete, in der Annahme, daß ich den Anschluß für diesen verfehlt habe.

„Aber liebster Junge, hier bist Du ja endlich doch! Wo in aller Welt hast Du denn gesteckt?"

„Der Herr hat ein Telegramm verloren, welches er heute erhalten. Können Sie uns eine Abschrift desselben geben?"

„Welchen Namen, mein Herr?" fragte der Beamte.

Rübler sagte ihm, daß mein Name Jürgens sei, Doktor Jürgens aus Berlin.

„Ein Telegramm unter diesem Nnmen ist heute hier nicht eingegangen."

„Aber hier ist doch Doktor Jürgens selber!" rief Rübler. „Er hat die Depesche vor kaum einer Viertelstunde erhalten und hat eine Antwort telegraphirt."

„Ich habe den Herrn nie gesehen und habe ihm weder ein Telegramm eingehändigt, noch ein solches von ihm angenommen."

„Jürgens!" rief mein Freund, „was heißt das Alles? Bist Du toll und verrückt geworden?"

„Ich werde Dir schreiben und Alles erklären, sobald ich nach Berlin zurück komme. Ich kann es jetzt nicht thun. Der Schlag ist zu plötzlich für mich. Mache Dir über mich keine Sorgen. Dergleichen Zufälle muß man zu ertragen wissen."

„Was solche Zufälle, daß Dein Onkel plötzlich stirbt und Dir dann telegraphirt?" rief mein Freund, alle Mächte des Himmels und der Hölle anrufend, ihm das Unvermeidliche fassen zu helfen. „Jürgens, Dir fehlt etwas! Komm sofort mit mir, ich werde nach dem Doktor schicken."

Was ich ferner noch gesagt haben würde, weiß ich nicht, denn ein neues Mißgeschick befiel mich. Die Nichte war zurückgekommen

und sah voller Verwunderung erst auf mich und dann auf ihren Onkel. Dann plötzlich die Situation begreifend brach sie in ein unaufhaltsames Gelächter aus.

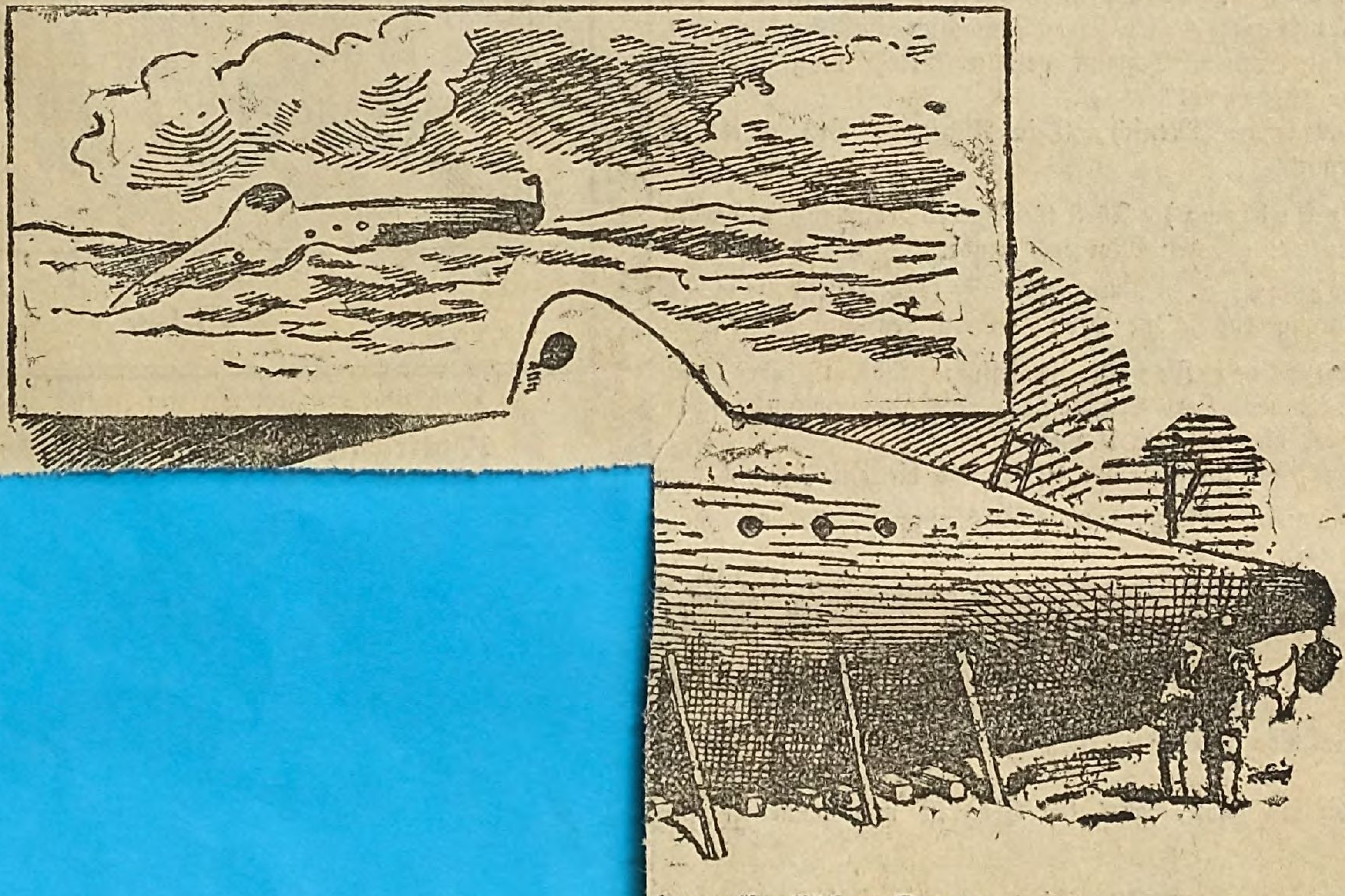
Niemals seit dem Bestehen der Welt hat wohl ein Lachen so ansteckend und so unwiderstehlich gewirkt, und das Zwinkern aus den schalkhaften Augen des allerliebsten Mädchen hätte wohl dem bissigsten Misanthropen einen Heiterkeitsausbruch entlockt. Ich konnte mir nicht helfen, im nächsten Augenblicke stimmte ich aus vollem Halse in das Gelächter des Mächens ein, während Nübler uns Beide anstarrte, wobei sein Gesicht einen geradezu ängstlichen Ausdruck annahm.

Die Nichte gewann zuerst ihre Sprache wieder. „Onkel," sagte sie, „da ist ein Irrthum vorgekommen, welcher schrecklich hätte werden können, wenn Herr Doktor Jürgens nicht ein so gutmüthiger Charaktar wäre und sofort die heitere Seite an der Sache herausgefunden hätte. Taute ist nach Hause gefahren; sie konnte nicht länger warten. Ich schlage vor, wir folgen ihr zu Fuß und Du sollst unterwegs die ganze Geschichte erfahren."

Ich zögerte einen Augenblick und dann sagte ich zu mir selber,

der dankbare deutsche Landmann die kleinen Vögel in seiner Obhut und die Schwalben betrachtet er sogar mit heiliger Scheu.

Anders die Italiener. Kommt die Wanderzeit, so lauert die wälsche Bevölkerung mit allen erdenklichen Mordinstrumenten den armen kleinen Wanderern auf; man feuert Gewehre, scharf geladene Pöller ab, und in den Netzen, die oft mit raffinirter Grausamkeit funktioniren, fangen sich unsere Vögel zu Millionen. Selbst Drahtnetze, mit elektrischen Batterien verbunden, in der Länge von 20—30 Kilometern werden errichtet, um Unmassen der Thierchen durch Elektricität zu tödten. Haufenweise liegen die kleinen Leichname auf den Marktplätzen des Südens aufgeschichtet, ihren grausamen Mördern nur geringen Profit gewährend, unserer Landwirthschaft in empfindlichster Weise abgehend. Ganze Körbe voll dieser armen Opfer aber, die keinen Käufer fanden, werden dann täglich als Aas in's Meer geschüttet oder sonst bei Seite geschafft. Und nicht nur in Italien wird jahraus, jahrein dieses thörichte, entsetzliche Morden betrieben, nein, auch in Oesterreich. In Südtirol, Dalmatien und Istrien ist es den dort geltenden Einzelgesetzen zufolge gestattet. Im Trentin allein werden täglich ungefähr 10 000 Tannmeisen getödtet.



... den atlantischen Ocean.

Elsa Wohlmann
P. Jürgens, Dr. phil.
Verlobte.

Grünhof bei Halle — Villenkolonie Grunewald bei Berlin.

Vogelmassenmord.

Wenn das Frühjahr mit Blüthenduft und entzückenden Sonnenscheine seinen Einzug hält, kehrt auch das Heer der Singvögel wieder in unsere nordischen Gefilde zurück, ein Trost des Landmannes, der sehr wohl weiß, daß die kleinen gefiederten Sänger ihm die besten, billigsten, fleißigsten Hilfsarbeiter im Kämpfe gegen die Verheerungen der Insekten sind. Ohne dieselben keine Ernte, keine Einnahme, kein Segen! Vertilgt doch ein einziges Meisenpärchen jährlich 400.000 Insekten und mit seinen Jungen deren mehrere Millionen, während eine Staarfamilie täglich Schnecken und andere Schädlinge im Gewichte von 300 Gramm benöthigt. Dafür hält

Unser Bild zeigt eine im Frühjahre in Italien gewöhnliche Scene. Die vom Fluge über's Meer ermatteten, vom Süden zurückkehrenden Schwälbchen werden zu Tausenden massacrirt. In Folge der Mattigkeit fliegen sie sehr tief, alle blindlings den Führern nach in die oft Kilometer langen Netze, wo sie dann mit Prügeln erschlagen werden. Wir begreifen nun, wie es möglich ist, daß z. B. im Vorjahre drei „Jäger" an einem einzigen Tage in einer italienischen Stadt 300 Kilogramm Schwalben auf den Markt brachten.

In zwei Tagen über den antlantischen Ocean.

Capitän Carl J. H. Flindt, ein Däne, der in New-York lebt, hat sich auf der dortigen Rhede das Boot, dessen Abbildung hier zu sehen ist, bauen lassen und hofft mit demselben den Atlantischen Ocean in zwei bis zweieinhalb Tagen zu durchqueren. Das Schiff, welches er „Delphin" benannt hat, ist auch in seiner Form nicht unähnlich der jener Fischgattung, obgleich man es auch mit einer Ocarina vergleichen könnte. Der Delphin ist bekannt als ein schneller Schwimmer und Capitän Flindt meint durch Anpassung der Schiffsform an die jenes Fisches viel für die Schnelligkeit seines Bootes gewonnen zu haben, das übrigens durch einen Gasolinapparat in Bewegung gesetzt wird, der alle bisherigen Schiffsmaschinen übertreffen soll.

Humoristisches.

(Aus der Hausapotheke.) Freundin: „Emma, wodurch bringst Du Deinen Mann immer so zum Nachgeben?"
Junge Frau: „Ganz einfaches Naturheilverfahren."

(Bedientenlogik.) Gräfin: „Ober Janos, warum schenkst Du den Herrn Baron nicht ajn?"

Janos: „Kutya lauczos! Nutzt jo nix, Frau Gräfin, trinkt ja er jo immer wieder aus."

(Verdächtig.) Gast: „Das Beefsteak können Sie wieder mitnehmen, Kellner!"

Kellner: „Warum?"

Gast: „Ja wissen Sie, wie eben drüben auf dem Kasernenhofe ‚Trab' geblasen wurde, da ist's mir beinahe vom Teller gegüpft!"

(Voraussetzung.) Unteroffizier (zum Soldaten, der in Urlaub geht): „. . . Und wenn Sie wiederkommen, sind Sie auf Gansbraten zu mir eingeladen, — vorausgesetzt, daß Sie eine mitbringen!"

(Unterhaltung.) Junge Dame: „Denken Sie nur, ich wiege jetzt 107 Pfund!"

Herr (Postbeamter): „Da könnten Sie also in 11 Postpaketen für 5 Mark 50 Pfennig Porto durch ganz Deutschland befördert werden!"

(Verblümt.) „Hast Du nicht bemerkt, mein Associee war heute auffallend verstimmt? Er hat sich nämlich furchtbar geärgert, weil ich Dir einen neuen Schmuck gekauft. Jetzt muß er seiner Frau auch einen anschaffen!"

„Ein unangenehmer Mensch, Dein Associee! Den würd' ich noch öfter ärgern!"

(Bei der Audienz.) Fürst (der soeben großjährig geworden zu den Hofbeamten): „Guten Morgen, Kinder!"

(Druckfehler.) . . . Am Schlusse des Festes sang die ganze Barbierinnung das schöne Lied: „Schneiden thut weh."

(Die flüchtige Zeit.) Professor: „Es ist aber doch gar zu arg mit Ihnen, Herr Studiosus, Sie sind nunmehr schon über 20 Semester hier auf der Universität!"

Studiosus: „Ja, ja, Herr Professor, wie die Zeit vergeht!"

(Nachruhm.) „Jedermann redete nur Gutes von ihm, nachdem er gestorben war."

„Was sagten denn die Leute?"

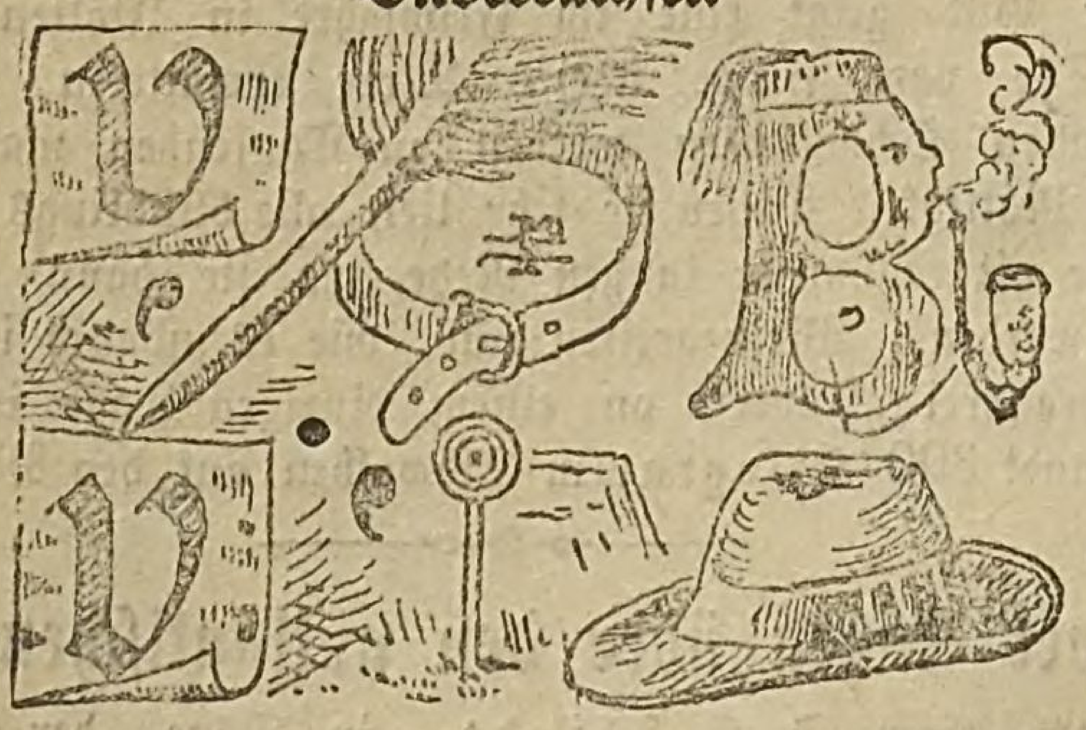
„O, sie sagten, seine Leiche habe wirklich elegant ausgesehen."

(Die kleine Eva) bleibt etwas auf der Straße zurück, indem sie versucht, an einem Herrn vorüberzukommen.

Mutter (als Eva kommt): „Aber Eva, Du mußtest doch ausweichen!"

Eva: „Ich bin schon, aber der Herr ist mir immer nachgeweicht!"

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 39:

Hammelfleisch.

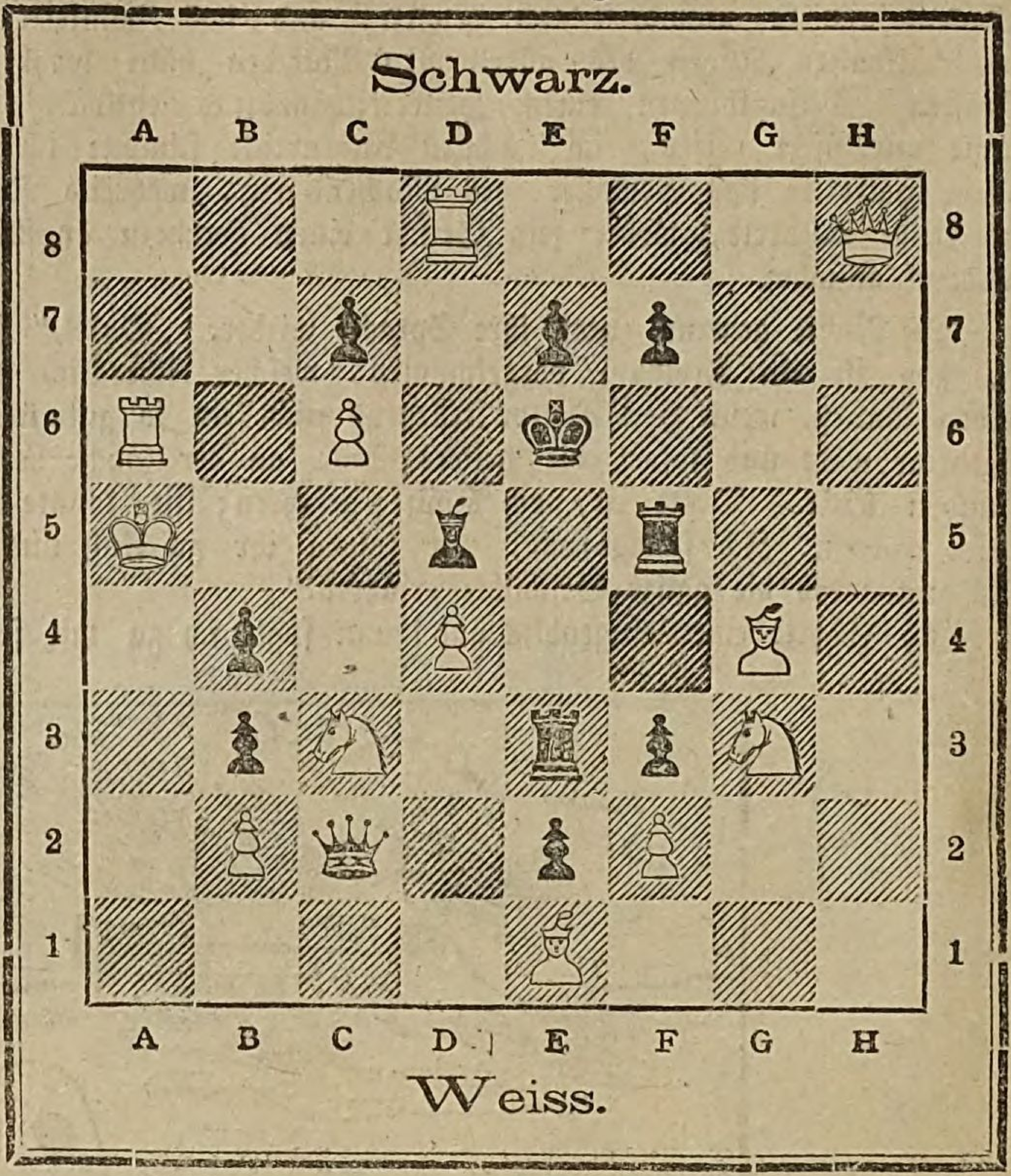
Nachrichten aus der Schachwelt.

Wie aus Berlin verlautet, ist die Absicht, daselbst in diesem Jahre ein internationales Meistertournier abzuhalten, durch die Ansammlung eines größeren Preisfonds der Verwirklichung nahe gerückt. Schachmeister Steinitz, der vor seiner Rückreise nach New-York einige Tage in Berlin weilte, hat seine Theilnahme in Aussicht gestellt. — Durch den jüngst in Rostock erfolgten Tod des im 52. Lebensjahre gestandenen Friedrich Dubbe hat die deutsche Problemkunst einen ihrer hervorragendsten Vertreter verloren, von dessen genialen Schöpfungen manche in unserer Schachzeitung sich wiedergegeben findet. — Der Wettkampf Tschigorin-Schiffers ist bis zur 11 Partie gediehen und ist der derzeitige Stand: Tschigorin 6, Schiffers 1, remis 4. — Zu dem demnächst in London abzuhaltenden Damenturnier haben sich bisher 32 Theilnehmerinnen, darunter 3 deutsche gemeldet.

Schachzeitung № 257.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von M. Feigl in Wien.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Wettkampf Pillsbury-Showalter.

Berichtigung. Die Lösung in der Schachzeitung Nr. 256 ist die der Aufgabe von Potemsky in Riga, Schachzeitung Nr. 252.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 253 von Hülsen.

1. $\frac{\text{Dh5—e2}}{\text{Beliebig.}}$ 2. D., B. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, von Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von R. Kern, B. H.—, G. Geisel, Gustav Schmidt, L. Schönhuber, J. Schuler und R. Weiß.

Briefkasten. E. E. in K. P. Die Lösung der Aufgabe Nr. 250 ist g7 – g8 = S.

Notiz: Zuschriften, Lösungen ꝛc. ꝛc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer** und **Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 42. Freitag, den 11. Juni. 1897

Der Gevatter des Venetianers.

Von Roman Palatin.

I.

Vor vielen, vielen Jahren lebte droben in der Oberpfalz, nahe dem Fichtelgebirg, ein Hirte Namens Konrad. Sein Weib hieß Gertraud. Sie hatten eine einzige Tochter, Walburga, die bereits zu einem hübschen sechszehnjährigen Mädchen herangewachsen war. Das Dorf, dessen großes und kleines Vieh der Hirtensorge Konrads anvertraut war, nannte man Steinreuth, wird aber gegenwärtig kaum mehr zu finden sein; denn wenn ich mich recht erinnere, so ist es bald nach der Zeit, in welcher die folgende Geschichte vorgefallen ist, von den bösen Hussiten überfallen und verwüstet worden. Damals freilich, als Konrad mit seiner Gertraud und seinem Walperl in dem strohgedeckten Hirthäuschen von Steinreuth ein glückliches, wenn auch oftmals ärmliches Leben führte, war kein Feind im Lande zu fürchten. Jedermann fürchtete Gott, ehrte Priester und Obrigkeit und saß ruhig innerhalb seiner vier Pfähle.

Indessen einen schwierigen und mühevollen Dienst hatte er doch, der Hirte von Steinreuth, wenigstens im Sommer, d. h. von Walburgi bis Kathrein. Kaum hat die aufgehende Sonne ihre Lichtströme ausgegossen über die Höhen und in die Thäler des Fichtelgebirges, so nimmt unser Konrad, gestärkt durch eine kräftige Morgensuppe, seine lange Kuhschalmei unter dem Arm, mit der andern Hand ergreift er seine schwere Lederpeitsche und begibt sich an einen bestimmten Platz in der Nähe der ersten Häuser des Dorfes. Das Hirthäuschen lag nämlich eine ganz kleine Strecke außerhalb. Da nun bleibt er stehen, setzt das Instrument an den Mund und entlockt ihm in schwermüthig langgezogenen Tönen eine milde, einfache Melodie. Die Dorfbewohner wissen nun, daß der Hirt treibt, und öffnen ihre Ställe. Bald füllen sich die Bauernhöfe und die Dorfgassen mit Schafen, Schweinen und Kühen. Jetzt erscheint das Hirtenwalperl mit der Schäferschaufel in der Hand, geht langsamen Schrittes hinab durch das Dorf und aus allen Höfen heraus folgen dem Mädchen, melancholisch blökend, die großen und kleinen Schafe. Walperl ist die Schäferin. Der Schafheerde haben die Schweine zu folgen, geleitet unter bald sanften, bald rauhen Zurufen von der Hirtin selbst, der kräftigen, lustigen Getraud. Bereits stehen die hartstirnigen Kühe an den Häusern entlang und brüllen der gewohnten Weide entgegen, während sie an Bäumen und Häuserecken sich wetzen und reiben, oder in kühischem Muthwillen mit den Hörnern auf einander losgabeln. Endlich knallt des alten, wohlbekannten Hüters Peitsche — vor sich her treibt er das vierfüßige Rindervolk der nahegelegenen Hutweide entgegen; und dabei ruft er bald in diesen, bald in jenen Hof ein launiges oder freundliches Wort hinein, sei es, daß dieses dem Bauer oder der Bäuerin oder dem kleinen, rotzigen Büblein gilt, daß im kurzen Hemdlein mit des Vaters Peitsche die losgelassenen Kühe aus dem Stalle herausjagt und dem Hirten entgegengetrieben hat.

Mittags um 11 Uhr wird eingetrieben. Konrad hatte keine Taschenuhr, damals hatte Niemand eine, aber er kennt sich aus am Stande der Sonne. Nachmittags 3 Uhr treibt er zum zweiten Male aus und hütet seine Heerde bis zum Untergange der Sonne. So verging der Sommer. Und dann kam der Winter. Freilich, da hatte unser Konrad eine etwas schönere Zeit. Zwar mußte er öfter trotz des tiefen Schnees aus dem nahen Walde Holz herbeischaffen; aber wie warm und behaglich war dafür auch das enge Stübchen des hölzernen Hirthäuschens, wenn an den langen Winterabenden die kleine Familie gemüthlich und frohsinnig beisammen saß! Da wurde von diesem oder jenem geplaudert, von alten Zeiten, von heiligen und weltlichen Sachen, von Geistern und wunderbaren Ereignissen. Unterdessen arbeiten die beiden Weibsleute am Spinnrocken, der Vater machte Schleißen. Das war das Beleuchtungsmaterial der Oberpfälzer in jenen Tagen und ist es bei den meisten heut zu Tage noch.

„Ich muß Euch doch einen G'spaß erzählen," hub einmal in einer solchen Sitzweile Konrad an, als eben eine längere Pause in der Unterhaltung eingetreten war. „Man sollte es gar nicht glauben, was Einem im Traum einfallen kann. Träumt mir da in der vergangenen Nacht, ich sei ein angesehener, reicher Mann, und du, Gertraud, warst in Gold und Silber und Seide gekleidet und das Walperl dort auch. Und auf einem Hof sind wir gesessen, so schön wie ein Schloß. Und ein Wappenschild habe ich geführt, gerade wie ein Rittersmann. Aber denkt Euch nur, das Wappen stellte eine große, dicke Kröte vor. Ganz natürlich war mir Alles, und ich habe mich so über unser Glück gefreut; aber da bin ich munter geworden, und weg war Alles."

Gertraud und Walperl lachten. „Recht wäre es ja," sagte erstere, „wenn unser Herrgott uns etwas zukommen ließe. Ich wollte nichts sagen von Gold und Seide, wenn wir nur so viel hätten, daß wir dieses Hüten aufgeben könnten und nicht mehr den Bauern Narren machen müßten. Indessen unserthalben wird Gott kaum ein Wunder wirken, bleiben wir also zufrieden mit dem, was wir sind, wer weiß es, ob's nicht besser ist für uns, als wenn wir tagtäglich Fleisch und Kücheln essen könnten.

„Ja wohl, Mutter," fiel jetzt das Walperl ein, „wir bleiben, was wir sind. Können wir ja so auch in den Himmel kommen, und sogar sicherer hat neulich der Herr Pfarrer in der Christenlehre gesagt. Ist ja der hl. Wendelin auch ein Hirt gewesen, und der König David auch, und die Erzväter sind auch Hirten gewesen, nicht wahr, Vater?"

„Ja wohl, Kind, Hirten schon, aber was sie auf die Hut trieben, das gehörte halt ihnen. Uns gehört nichts als eine Kuh und zwei Schweinlein. Nun laßt es nur gehen, ohne war mein Traum nicht, von Geld hat mir schon oft geträumt; ich glaube wir machen doch noch unser Glück."

„Ach geh Vater, Dein Träumen kauf' ich nicht theuer," spottete Gertraud. „Wenn man wie Du den ganzen Tag lang sündhafte und geldgeizige Gedanken macht, dann kommt Einem das Reichwerden freilich im Traume vor. Nur einen Kreuzer wenn Du Dir jemals erträumt hättest!"

„Je nun," brummte Konrad, „Glücksträume gehen nicht so rasch in Erfüllung . . . Vielleicht finden wir einmal einen Schatz. Ich meinte schon, auf dieß habe der heutige Traum hingedeutet, von wegen der großen Kröte. Jedenfalls bedeutet dieß, daß wir zuvor eine arme Seele erlösen müssen, ehe wir den Schatz heben." . . .

Da wurden draußen jugendliche kräftige Stimmen laut, und zugleich klopfte man an das kleine, enge Fenster. „Geh Walperl mach auf," sagte die Mutter, „das sind Holzleut', der Stimme nach ist der Hansbauerngörgl dabei."

Das Mädchen ging hinaus und öffnete die Hausthüre; vier oder fünf junge Burschen, Bauerssöhne und Knechte, traten ein.

„Schaffe Platz Tochter, damit sich die Burschen niedersetzen können," mahnte der Vater Konrad; „ist doch die ganze Bank wieder mit Sachen überlegt." „O, wir finden überall Platz, laßt es gehen," erwiderten die Burschen und setzten sich auf die Ofen-

jank und hinter den Tisch. Jetzt entspann sich eine Unterhaltung über ländliche Beschäftigungen wie über das Dreschen und Holzfahren, über den letzten Katharinentanz, über Rauferxcesse u. s. w.

„Geht Hirt," redete ein Bursche den alten Konrad an, „geht, erzählt uns einmal eine schöne Geistergeschichte. Ihr seid schon ein bemoostes Haupt und habt schon Manches erlebt. Aber eine, daß Einem die Haare zu Berge stehen. Nicht wahr, Ihr erzält eine?"

„Ach was, Geistergeschichten!" rief da der Hausbauernjörgl. „Nichts Geistergeschichten! Etwas anderes muß uns der Hirt thun! Hirt, auf Eurer Klarinette blast uns einmal ein paar lustige Stücke vor."

„Ja wohl, Hirt," munterten die jungen Gäste den alten Hausherrn auf. „Heute müßt Ihr uns etwas vorblasen."

Der Hausbauernjörgl sang vor:

Alleweil traurig sein,
Thut ja nicht gut, nicht gut,
Wollen wir einmal lustig sein,
Macht frisches Blut;

und in hellen, scharfen Tönen wiederholte die Klarinette die Melodie des lustigen, fingerschnalzenden Vorsängers.

Kurz und gut, am selbigen Abend ging es im Hirtshäuschen noch sehr fidel zu. Der verführerische Ton der Musik hatte aus den benachbarten Häusern etliche Mädchen herbeigelockt, — und in der kleinen Stube wurde getanzt, so daß der Staub nur so aufgewirbelt ward. Vom Reich- und Vornehmwerden wurde einstweilen nicht mehr gesprochen, und der gute Konrad hatte auch keinen so schönen Traum mehr von Schloß und Herrschaft und Gold und schönen Kleidern. Und doch sollte in Erfüllung gehen, was ihm geträumt hatte.

II.

Der Winter war aus dem Lande gezogen; schon längst war Walburgi vorüber, und Konrad hütete seine Heerde auf der großen Viehweide von Steinreuth. Anstrengend war die Beschäftigung gerade nicht; sie ließ ihm Zeit genug, für sich und seine bäuerlichen Kunden manch' festes Paar Strümpfe zu stricken, während er neben seinen Kühen auf- und abging. Nur selten war er genöthigt, gegen eine leichtfertige Pflegebefohlene, die mit dem etwas kurzen und rauhen Grase der Hut nicht zufrieden sein wollte, sondern vom saftigen Reichthum der angrenzenden Wiese profitiren, zuerst die warnende, drohende Stimme, und half diese nicht, die lange Peitsche zu erheben, und durch nicht unverkennbare Schwingungen die Sünderin in die Schranken der Ordnung zurückzurufen. Das war aber, wie gesagt selten nothwendig. Er hätte ebenso gut auch ohne Peitsche austreiben können. Das Autoritätsprincip stand in Steinreuth auch bei dem Thiervolke in unbestrittenem Ansehen.

Einstmals an einem wunderlichen Frühlingstage befand sich Konrad mit den „Seinigen" wieder allein auf weiter Flur. Eben hatte er sich auf einem Mooshügel niedergelassen und zog das Strickzeug aus der Tasche, um seinen täglichen Nebenerwerb zu beginnen. Da stieg hart an seiner Seite ein Lerchlein auf und fing an so schön und lieblich zu jubiliren, daß dem Hirten von Steinreuth sein altes Herz vor Freude hätte lachen müßen. „Schau, wie das kleine Vieh so fein singen kann," sprach er zu sich selbst, während er der Lerche in die Höhe nachsah. „Wie wäre es denn, wenn ich ihren Gesang mit einer Klarinette begleiten würde. Habe heute ohnedieß mein Morgengebet vergessen; so will ich statt desselben mit der Lerche unserem Hergott ein Loblied auf meinem Instrument blasen."

(Fortsetzung folgt.)

Schloß und Markt Hohenburg

vor mehreren Jahrhunderten.

Zur Zeit, da die Edelgeschlechter anfingen, nach ihren Burgen sich zu nennen, taucht ebenfalls der Name „Hohenburg" in der Geschichte auf, und zwar als Besitzthum von Grafen mit einem größeren umliegenden Gebiet.

Aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts kamen die ersten geschichtlichen Nachrichten, die man über die Grafschaft Hohenburg hat. In dem Jahre 1006 tritt ein Graf Ernst mit seiner Gemahlin Pilfridis auf, in deren Gebiete Allersburg, Erlheim und Bietenbrunn lagen.

Die Grafen von Hohenburg haben allem Anscheine nach schon im 10. Jahrhundert die Burg Hohenburg gebaut oder innegehabt, und damals werden auch die ersten Niederlassungen am Fuße des Berges, an welchem jetzt der Markt liegt, stattgefunden haben. Unter dem mächtigen Schutze dieser Grafen und ihrer festen Burg haben die Ansiedlungen sich rasch vermehrt, so daß Hohenburg bald ein ansehnlicher Ort wurde, welcher bereits i. J. 1264 als Markt ein eigenes Gemeinde-Sigel hatte.

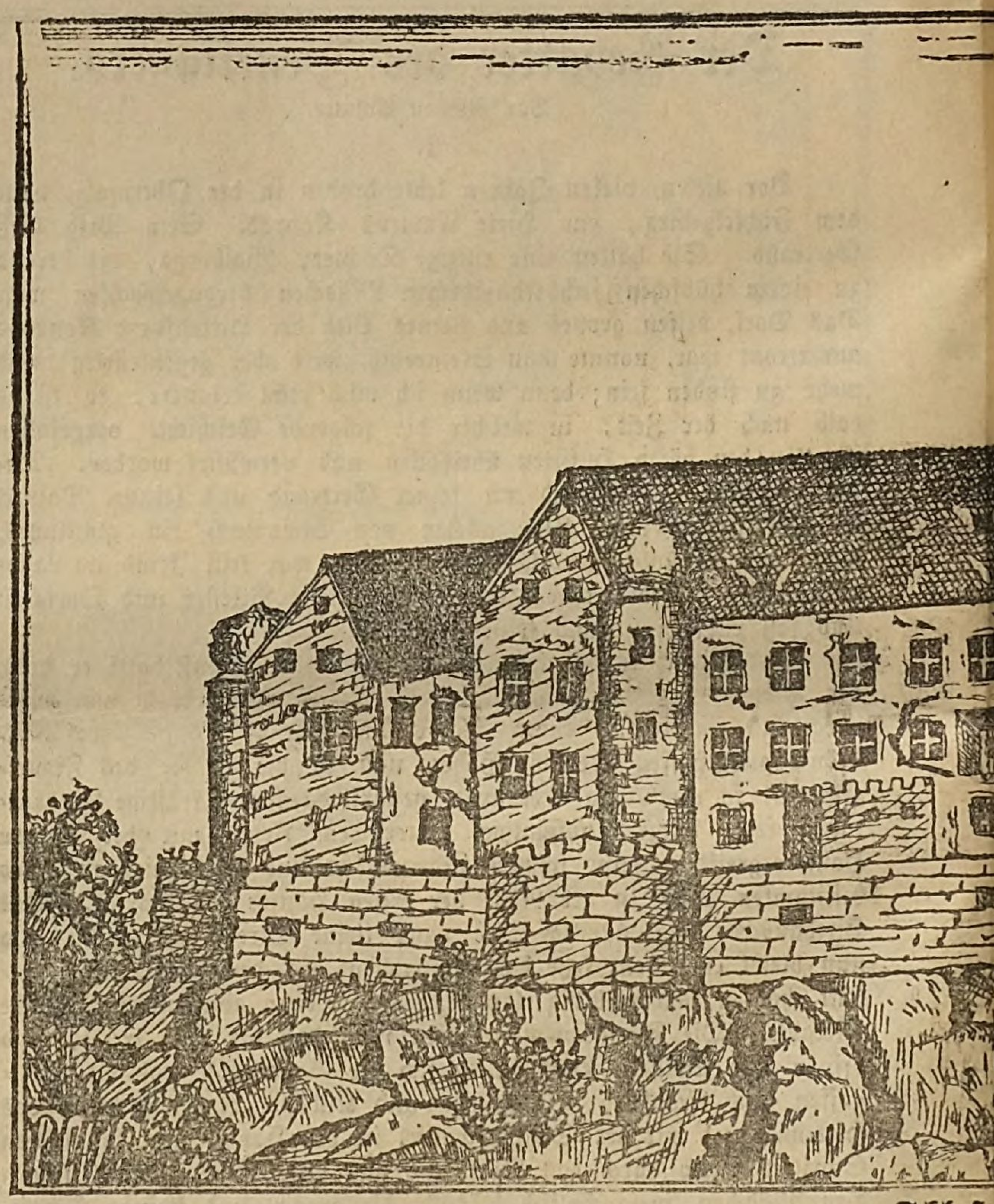
Im 12. Jahrhundert vermachten dieselben ihre Grafschaft nebst den Zugehörungen dem Hochstifte Regensburg.

Zu fraglicher Grafschaft, welche später immer unter dem Namen „Herrschaft" oder Reichsherrschaft Hohenburg am Nordgau" vorkommt, gehörten die Ortschaften: Waltersheim, Eckersheim, Enslwang, Heidensbuch, Schwend, Deimfeld, Willertsheim, Schauerstein, Kittensee, Geiffenwang, Flügelsbuch, Reinbrunn, Taubenbach und Voggenhof.

Der Lauterachfluß, der sich in Schmidmühlen in die Vils ergießt, fließt mitten durch dieses Gebiet.

In dem bedeutenden Umfange erhielt sich dasselbe unter den Fürstbischöfen von Regensburg bis Anfang des 19. Jahrhunderts.

Infolge politischer Verhältnisse sah sich Fürstprimas Karl Frhr. v. Dalberg gezwungen, i. J. 1810 das Fürstenthum Regensburg



Schloß

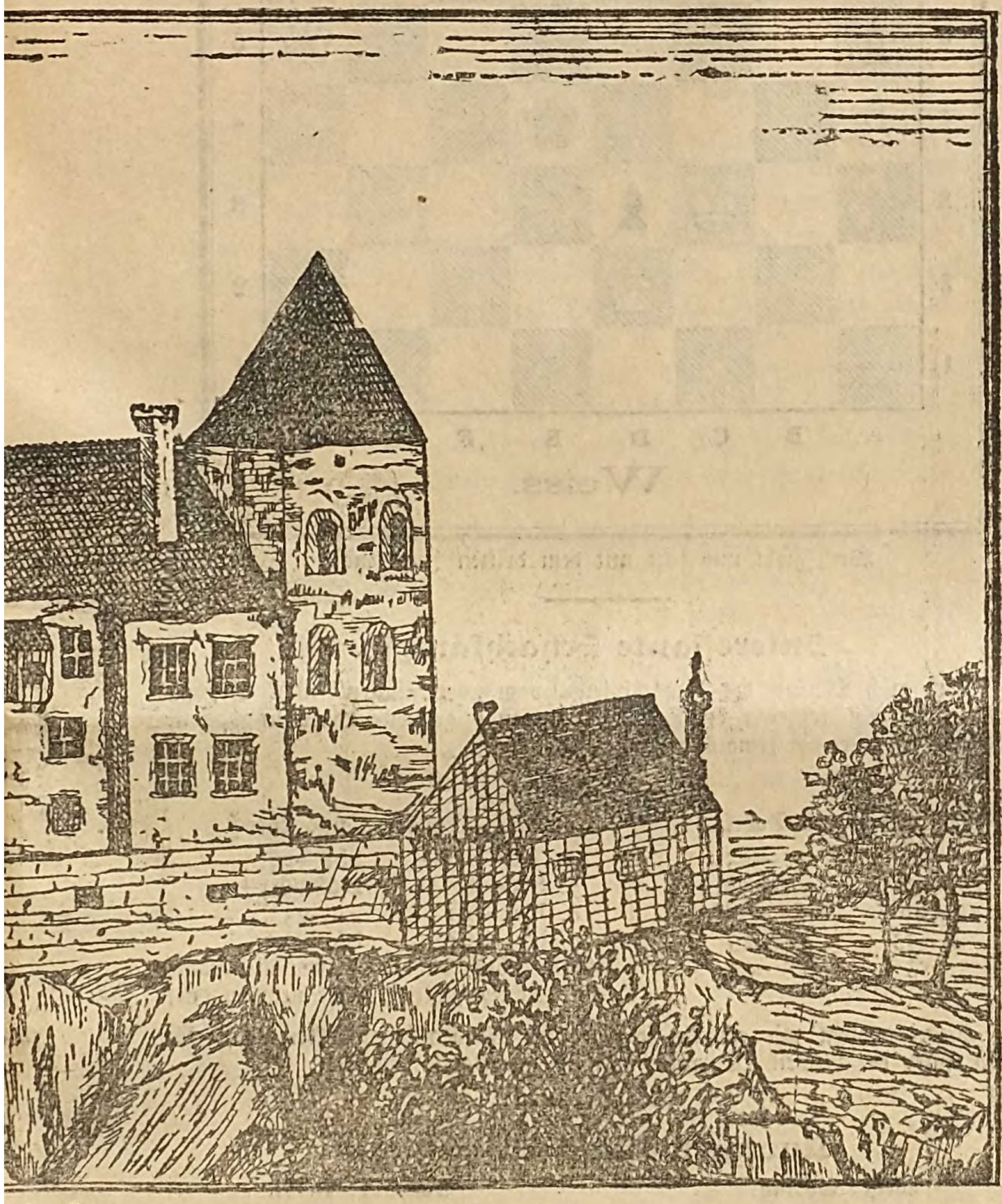
und mit demselben die Herrschaft Hohenburg an Bayern abzutreten. Hiemit hatte die Selbstständigkeit der bisherigen unmittelbaren Reichsherrschaft Hohenburg ihr Ende erreicht. Das Landgericht Hohenburg, wie das frühere Pflegamt später unter der Fürstprimatischen Regierung genannt ward, wurde aufgelöst, und sein Territorium an die Landgerichte Parsberg, Kastl und Amberg vertheilt.

Wohl selten wurde das Schloß Hohenburg von den Fürstbischöfen zu einem längeren Aufenthalte benützt. Nur aus dem Jahre 1268 sich die Nachricht, daß Bischof Leo etliche Wochen in diesem Schlosse verweilte. Auch Bischof Johannes fertigte 1401 im Schlosse Hohenburg eine Urkunde aus. Es sollte ja dasselbe vorzüglich nur ein fester Punkt zum Schutze der Herrschaft sein. In den frühesten Jahrhunderten wohnte der Pfleger im Schlosse, später im dem sogen. Pfleghofe im Markte. Wenn die Bischöfe z. B. der Jagd wegen nach Hohenberg kamen, nahmen sie ebenfalls im Pfleghofe Wohnung.

Die Frohndienste, welche die Unterthanen der Herrschaft wegen der baulichen Unterhaltung zu leisten hatten, waren freilich eine drückende Last und wurden es in erhöhtem Maße, wenn es eine Zeitlang in baulicher Beziehung vernachläßigt wurde und wegen drohender Kriegsereignisse wieder in einem entsprechenden Stand zur Abwehr gesetzt werden sollte. Die Klagen hierüber wiederholten sich immer.

Soweit die Nachrichten zurückweichen, findet sich, daß das Schloß, welches die Spitze eines riesigen Bergkegels krönt und mit einem sehr tiefen Graben umgeben war, im Dreiecke erbaut war, von welchem die Hauptfronte gegen den Markt gerichtet war. Nach einer Beschreibung des Schlosses v. J. 1680 war selbes drei Gaden hoch, hatte 2 große Säle und verschiedene Zimmer. Unter demselben waren 2 gewölbte große Keller. Weiter waren vorhanden eine gewölbte schöne Reitstallung, 3 andere wohlgearbeitete Gewölbe, dann im Vorhofe 2 große, schöne gewölbte Stallungen, wie auch ein Stadel, „so Alles mit einer hohen, wohlbefestigten Mauer umfangen war.“ Sonst hatte man im Schlosse kein Wasser, als das, was durch die Zisterne vom Regen aufgefangen wurde. Obwohl zu einem fließenden Brunnen früher 24 Klafter tief gearbeitet worden war, so hatte man doch aus unbekannten Ursachen unterlassen, das lebendige Wasser zu erreichen.

Zu fraglichem Schlosse gehörte eine große Anzahl von fruchtbaren Aeckern und Wiesen, sowie bedeutende Waldungen.



…ohenburg.

Eine sehr verbreitete Sage behauptet, daß ein unterirdischer Gang vom Schlosse in den Markt Hohenburg, (1 Kilometer.) herabgeführt und bei dem oberen Marktthore zwischen dem Hintergebäude des Bäckers Proneth und der Stadtmauer seinen Ausgang gehabt habe.

Ein arges Mißgeschick traf das Schloß i. J. 1643. Die östliche Schloßseite schloß mit einem Thurme ab. In diesem war das Pulver aufbewahrt. Bei einem Hochgewitter schlug der Blitz in den Thurm. Er wurde in die Luft gesprengt und der damit verbundene östliche Flügel des Schlosses, in welchem sich auch die Kapelle befand, in einen Schutthaufen verwandelt. Es scheinen Menschenleben dabei zu Grunde gegangen zu sein. Wenigstens geht es aus einer Notiz hervor, nach welcher eine Soldatenfrau mit ihrem Kinde von der fürstlichen Hofkammer eine Unterstützung in diesem Jahre erhielt, „weil ihr Mann im Schlosse zu Hohenburg verschüttet worden ist.“

Der auf diese Weise zerstörte Flügel wurde später nicht mehr aufgebaut; jedoch wurde in den damals noch kriegerischen Zeiten diese Seite „mit einer dreifachen in einandergeschlossenen Pastei versetzt,“ in welchem Stande sie noch 1680 war.

Die Statue der schmerzhaften Mutter aus der zerstörten Schloßkapelle, welche, obwohl sie unter der Unmasse der schwersten Quaderstücke vergraben war, **unbeschädigt blieb**, wurde in die Marktkirche übertragen und dort für sie ein eigener Altar errichtet. (Diese Statue — ein Meisterwerk der Kunst — wurde vom Bildhauer Preckel in Stadtamhof prächtig renoviert.)

Das Schloß Hohenburg galt in früheren Zeiten als ein gut befestigter Ort. Da die Feuerwaffe noch unbekannt war, ging es bei genannter Burg kriegerisch zu. Wenn auch keine urkundlichen Nachrichten hierüber vorliegen, so beweisen dieses doch nicht blos die Massen Pfeilspitzen, auch Streitäxte, die man in der nächsten Umgebung fand, sondern auch die vielen Menschen- und Pferdegebeine, auf die man stieß, als der Grund des Schloßberges, der damals mit Buchenholz bewachsen war, am Anfange dieses Jahrhunderts parzellenweise verkauft und zu Feldern kultiviert wurde.

Obwohl die Oberpfalz übersäet ist von Ruinen von Bergschlössern welche im 30jährigen Kriege von den Schweden zerstört wurde, so entging doch Schloß Hohenburg diesem Geschicke. Wie ein Zeitgenosse schreibt, haben die Schweden die Burg nicht einmal zu belagern, geschweige zu erobern gesucht.

Der bayerischen und pfälzischen Regierung war daran gelegen, fragliche Burg als einen festen Ort zu halten, weswegen denn vielfach Besatzung aus diesen Landen in demselben lag. Der Markt selbst wurde 3 Mal von den Schweden angegriffen; aber diese wurden jedesmal von der Bürgerschaft und den Unterthanen der Herrschaft zurückgeworfen, wobei freilich die von ihren besetzten Höhen, die daselbst errichteten Schanzen und die Buchenwaldungen ihnen zu Gute kamen. Uebrigens brachte dieser Krieg nicht blos von Seite des Feindes, sondern auch seitens des Freundes **unermeßliches Elend** über den Markt und die ganze Herrschaft.

Da im Markte einige Häuser mit Stroh gedeckt waren, so erging von der Hofkammer aus i. J. 1624 der Auftrag, wegen der Kriegsgefahren unverzüglich die Strohdächer durch feuerfestes Material zu ersetzen.

Wurde der Wohlstand schon durch die bisherigen Kriegsbedrängnisse erschüttert, so verfiel der Markt und die ganze Herrschaft dem völligen Ruin, als im Jahr 1630 die Schweden auf dem Kriegsschauplatze auftraten. Wenn auch der Markt nicht durch Brandschaden litt, so wurde doch der Vormarkt „Seepaint“ und das „Hammergut“ in Asche gelegt. Beständige Durchzüge, Plünderungen, Brandschatzungen, Proviantlieferungen und Einquartierungen reichten einander die Hand. Im Jahre 1634 hat sogar ein kaiserliches Regiment statt den Markt zu schützen, denselben gleich feindlichen Truppen überfallen und ausgeplündert, ebenso das Rathhaus, allwo alle alten Urkunden zerrissen und zerstreut wurden. Schulden auf Schulden mußten kontrahiert werden, um die verlangten Kontributionen leisten zu können. Alle Kirchenkapitalien wurden zu diesen Zwecken verwendet. An die Möglichkeit einer Zinszahlung war nicht zu denken. Es ist begreiflich, daß alle Kirchen in ihren innern Einrichtungen, sowie in den Gebäulichkeiten auf das Tiefste herabkommen mußten. Wie da, so sah es (und oft noch schlimmer) bei den Wohn- und Oekonomiegebäuden der Unterthanen aus, und denselben jammervollen Anblick boten die Felder, für welche man vielfach keine Bearbeiter mehr fand. Um das J. 1630 hat auch eine pestartige Krankheit in der Herrschaft gewüthet. Krankheit, Krieg, Armuth und schlechte Nahrung haben die Einwohnerzahl (diese sank von 840 auf die Hälfte) so vermindert, daß nicht blos im Markte Hohenburg viele Häuser ganz leer standen, sondern auch auf dem Lande ganze Bauerngüter unbewohnt und unbebaut blieben. Dabei fehlte es an Saatgetreide und am Viehstande, um die Aecker bebauen zu können. Die ganze Herrschaft blutete lange an den Wunden, die ihr dieser Krieg geschlagen hatte.

Die hochstiftliche Regierung bot zwar Alles auf, um diese Wunden zu heilen; allein es ging sehr langsam. Vor Allem war man darauf bedacht, für die leerstehenden Häuser im Markte und für die Güter auf dem Lande neue Mannschaften zu gewinnen. Im Markte gelang es bald, nicht so aber auf dem Lande, obwohl den neuen „Meiern“ steuerfreie Jahre, Bauholz, Saatgetreide und alle möglichen Erleichterungen gewährt wurde. Der Weiler **Reinbrunn** bestand ursprünglich aus 4 Anwesen. Er ist während des Krieges eingegangen.

Auch in den Zeiten der späteren Kriege — spanischer und österreichischer Erbfolgekrieg, 7jähriger Krieg, bayrischer Erbfolgekrieg, — sowie in den Kriegen am Ende des vorigen und Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts hatte die Herrschaft und namentlich der Markt Hohenburg durch Einquartierungen etc. Vieles zu leiden. Derselben Jammer kehrte immer wieder, wenn auch in weit geringerem Maße als im 30jährigen Kriege.

Humoristisches.

(Bestätigung.) „Ihr Barometer zeigt schon seit vierzehn Tagen „Beständig“ und wir haben Regen!“

„Allerdings — aber beständig!“

(Triftiger Grund.) Warum, Herr Doktor, machen Sie keine Ferienreise?“

„Weil meine Patienten inzwischen gesund werden könnten.“

(Nicht nöthig.) Wollen sich der Herr Lieutenant nicht einige Diaphanien als Fensterschmuck zulegen?“

„Nicht nöthig — stehe oft selbst am Fenster!“

(Uebertrumpft.) Erster Lieutenant: „. . . . . . . Habe gestern durch mein Erscheinen auf Ball kolossal Furore gemacht!“

Zweiter Lieutenant: „Ich sogar durch bloßes Nichterscheinen!

(Begreiflich.) Haben Sie denn gar kein Selbstvertrauen?“

„Das ist ja g'rad das Schreckliche! So oft ich noch mir selbst vertraute, bin ich auch allemal riesig von mir selbst ang'schmiert worden.“

(Beim rechten Namen.) „Ueber was unterhält sich denn der Schauspieler Müller so lebhaft mit der alten Dame da drüben?“

„Das ist eine reiche Tante von ihm!“

„Aha! Also über die Tantièmen!“

(Bezeichnend.) A: „Merkwürdig, die Heirath des Grafen! Er aus so stolzem, altem Geschlecht, und sie die Tochter dieses anrüchigen Parvenu's. Das ist doch eine Mesalliance!“

B: „Bei seinen Schulden muß man das schon mehr Mußalliance nennen!“

(Auf der Sekundärbahn.) Reisender (im Coupee): „... Um alles in der Welt, warum bleibt denn der Zug auf der Strecke stehen?“

Condukteur: „'s Feuer ist dem Lokomotivführer ausgegangen — da muß er in's nächste Dorf gehen und Streichhölzer holen!“

(Streng nach Auftrag.) 1. Gast: „Kellner, bringen Sie mir zwei weichgekochte Eier!“

2. Gast: „Mir auch zwei Eier — aber sehr frische!“

Kellner (am Sprachrohr): „Vier weiche Eier — wovon zwei sehr frisch!“

(Absichtliches Mißverständniß.) Sie: „Ach, Männchen, wenn Du jetzt mit mir in Deinem Anzug spazieren gehst, da sehe ich ja in meinem alten Kleid Dir gegenüber ganz pauvre aus!“

Er: „Da ist leicht zu helfen, mein lieber Schatz! Ich ziehe einfach, wenn wir miteinander gehen meinen alten Ueberzieher an!“

Frau (deren Mann Pantoffelheld ist, zum Hausarzt): „Denken Sie sich, Herr Doktor, seit gestern Nacht habe ich an meinem Gatten eine neue schreckliche Entdeckung gemacht: „Er spricht im Schlaf!“

Hausarzt: „Aber, beste Frau, lassen Sie ihm die kleine Freude — es ist doch die einzige Gelegenheit für ihn, zu Worte zu kommen!“

(Leider wahr.) Er (zu seiner Gattin): „Weib, in Deinem Busen wohnt keine Seele! Einen Wurstmacher hättest Du heirathen sollen, aber keinen gottbegnadeten Dichter wie ich!“

Sie: „Dann hätte ich wenigstens satt zu essen gehabt!“

(Guter Rath.) „Denken Sie sich, mir ist heut' in der Nacht ein Geist erschienen.“

„Warum haben Sie ihn nicht behalten? Sie hatten's doch wahrhaftig nöthig.“

(Ehrgeiz.) Restaurateur (zu einem Zechpreller): „Rindfleisch und Bier hätten's natürlich nicht gethan — Entenbraten und Moselwein mußte servirt werden!“

Gast: „Hinausgeworfen werde ich doch auf jeden Fall — da will ich wenigstens als Cavalier hinausexpedirt werden!“

Bilderräthsel.

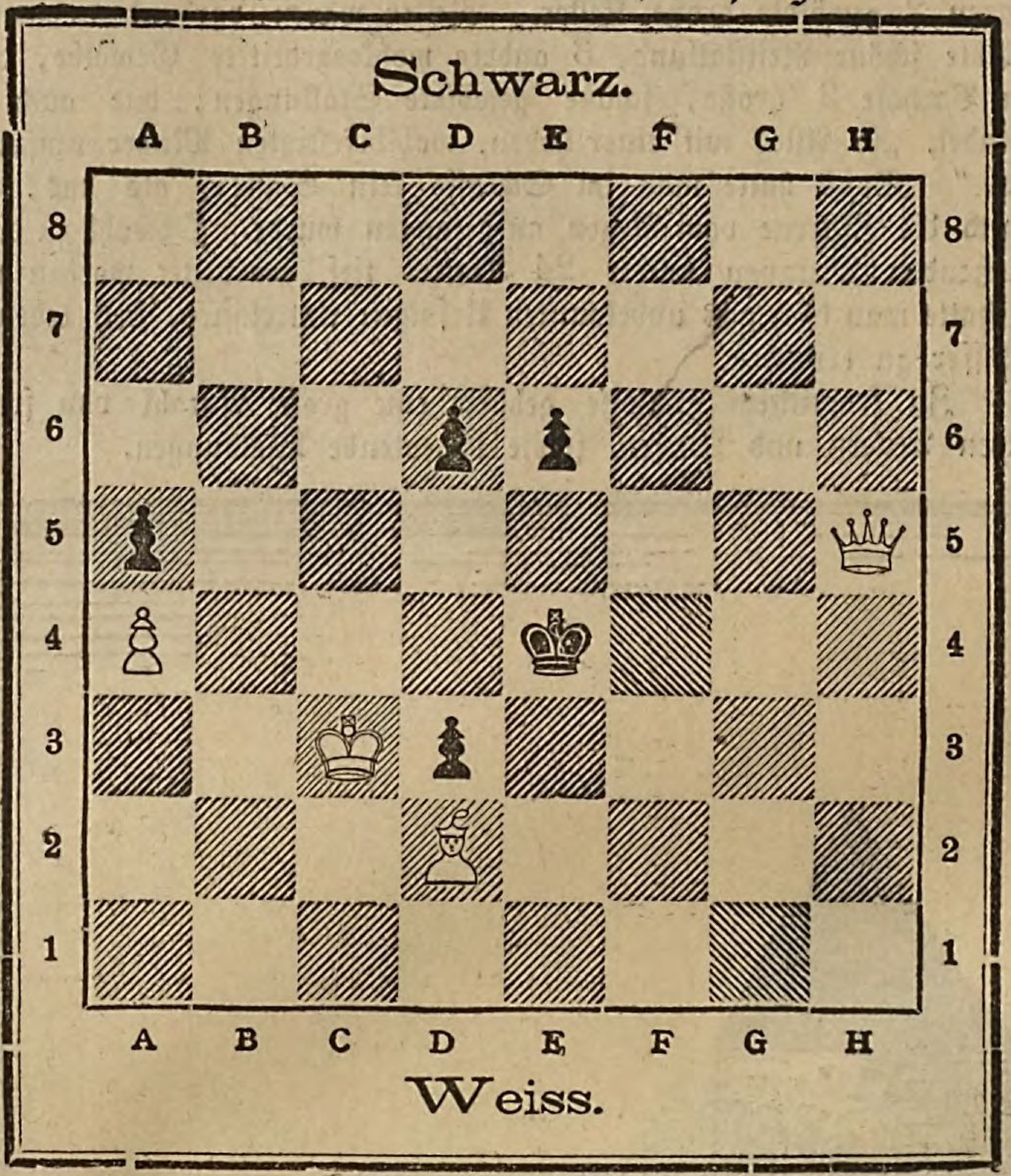
Irrgartenrebus: (Die Anfangsbuchstaben der Rebusbilder sind so zu verbinden, wie die Wege des Irrgartens gehen.)



Schachzeitung № 258.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von J. Dobrusky in Prag.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Daß auch Meister des Schachspieles vom „hereinfallen“ nicht verschont bleiben, beweist folgende in Hastings unlängst gespielte Berathungspartie wohl die kürzeste, die jemals gespielt wurde.

Fronis Gambit.

Weiß. Bird und Dobel.	Schwarz. Gunsberg und Locock.
1. f2—f4	e7—e5
2. f4×e5	d7—d6
3. e5×d6	Lf8—d6
4. Sg1—f3	g7—g5
5. c2—c3	g5—g4
6. Dd1—a4+	Sb8—c6
7. Sf3—d4	Dd8—h4+
8. Ke1—d1	g4—g3
9. b2—b3 ?	Dh4×h2

Aufgegeben, da der Thurm die Dame wie leicht ersichtlich, nicht nehmen darf.

Hiebei wollen wir an die folgende im Academischen Monatsheft für 1890 unter der Rubrik „Curiosa“ mitgetheilte Partie erinnern.

Unregelmäßige Eröffnung.

Weiß: Göring.	Schwarz: N. N.
1. Sb1—c3	Sb8—c6
2. d2—d4	d7—d5
3. e2—e4	d5×e4
4. d4—d5	Sc6—e5
5. Lc1—f4	Lc8—g4
6. Lf4×e5	Lg4×d1
7. Lc1—b5+	c7—c6
8. d5×c6	Ld1—g4
9. c6×b7+	Lg4—d7
10. Lb5×d7+	Ke8—d7
11. o—o—o+	Kd7—e6
12. Td1×d8	Ta8×d8
13 b7—b8=D	Aufgegeben.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 254 von Andrews.

1. Sc6—f4 / Beliebig. 2. D., S. L. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, von Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von R. Kern, B. H.—, G. Geisel Gustav Schmidt, L. Schönhuber, J. Schuler und R. Weiß.

Notiz: Zuschriften, Lösungen rc. rc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Cafe Prinzengarten. Spieltage: Sonntag Nachmittags** und **Mittwoch Abends** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 41:

Der Wille ohne die That ist ein Messer ohne Klinge.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 44. Montag, den 21. Juni. 1897

Die Preis-Humoreske.

Humoristische Novelette von Carl Wild.

„Nach Ischl — Da schlage doch Zeus mit allen Blitzen des Olymps d'rein! Gerade jetzt — da ich endlich drauf und d'ran war, ihr den Antrag zu machen! Nun soll ich den ganzen Sommer über verschmachten nach ihr, der Holden, der Einzigen, die mein Herz entflammt! — Loni nachreisen? — Woher das Geld nehmen? Bin so schon tief in der Tinte bei Hospis und Hospita und sämmtlichen Philistern der Musenstadt. — Es ist zum Tollwerden!"

Mit diesem Ausbruch seines Aergers hatte studiosus medicinae Adolf Gerlach den Portier des geheimräthlichen Hauses am Franzensring verlassen, der ihm die Auskunft gegeben, daß just heute Morgen die ganze Familie nach Ischl gereist sei und vor Ende September nicht wiederkommen werde.

Und nun rannte er, die kecke Studentenmütze ganz windschief auf dem schwarzen Haar, den Ebenholzstock wagerecht unter dem Arm, blindlings seiner „Bude" zu, um sich dort mit seinem Zorn und Aerger einzuschließen.

Die Wände seines im dritten Stock eines in der Schlöffelgasse gelegenen Hauses befindlichen Zimmers waren mit studentischen Abzeichen, Schläger, Humpen und Pfeifen aller Art geschmückt, sonst lag alles kunterbunt durcheinander. Auf dem Tisch lag noch der Rest des Frühstücks und daneben die Zeitung, auf die sein erster Blick fiel. Mechanisch überfliegt er deren Spalten, er weiß gar nicht, was er liest. Da bleibt sein Auge plötzlich auf einer fettgedruckten Notiz haften:

Preisausschreiben.

Wir haben uns entschlossen, einen Preis von 200 fl. für die beste Humoreske im Umfange von 200 bis 300 Druckzeilen. Dieselbe muß sittenrein gehalten und bis zum 31. Mai unter einem beliebigen Motto eingereicht sein. In einem, dasselbe Motto enthaltenden Couvert muß sich der Name und die Adresse des Autors verzeichnet finden. Die Preisverkündigung findet am 1. Juli statt. Preisrichter sind der Chef-Redakteur, der Feuilleton-Redacteur, und der Herausgeber dieses Blattes.

„Donnerwetter!" rief Adolf aus. „Zweihundert Gulden für eine Humoreske, höchstens 300 Zeilen lang! Abzuliefern 31. Mai! Heute ist der erste! Preisverkündigung schon 1. Juli! Da wäre mir geholfen! Badereise — Verlobung — Köstlich! Adolf versuche Dich einmal als — Blaustrumpf!"

Er hatte dieses letzte Wort kaum in Gedanken geflüstert, so fiel ein Lichtstreifen auf die Zeitung, ein Fenster am Hause vis-a-vis knarrte und natürlich — Sie stand daran! Sie, die schon drei Tage, nachdem er dies Logis bezogen, sich ihm gegenüber einquartiert hatte; Sie, die immer am Fenster steht, sobald sie nur seinen Krauskopf hinter den Scheiben seines Fensters erblickt; Sie, die häßliche alte Jungfer mit den flachsblonden Haaren, den hinter Brillengläsern hervorlugenden grauen Augen, dem verkniffenen Mund und der besenstieligen Gestalt; Sie, das Gespötte aller Kollegen, die zu ihm auf die „Bude" kommen und Adolf ernstlich einredeten, Jungfer Eulalia sei offenbar sterblich in ihn verliebt, sonst ließe sie sich nicht jedesmal in ihrer schriftstellerischen Arbeit durch seinen Anblick stören.

Das ärgerte ihn, aber in diesem Augenblicke erschien ihm der häßliche „Blaustrumpf" wie ein Deus ex machina, wie eine ideale Göttererscheinung, wie Melpomene, die Muse der Dichtkunst. Er hatte es ja auf dem Gymnasium im deutschen Aufsatz höchstens zu einem „Genügend" gebracht, er würde also sicher keine ordentliche Humoreske zu Stande bringen, obschon er als Bierzeitungs-Redakteur kein unverdientes Ansehen bei seinen Collegen genoß! Aber Sie — die Dichterin — die Schriftstellerin Eulalia Rosenblüh — deren Romane angesehene Tagesblätter zum Abdruck brachten, — Sie würde wohl einen Preis erringen und am Ende ihm den Gefallen erweisen. Für Geld?! Aber er hatte ja keines. Nur seine Liebe, sein Herz hatte er zu vergeben. Und das gehörte doch der lieben blonden Loni! Das sollte er der Jungfer da drüben anbieten? Br! Ihn schauerte. Dennoch blickte er mit einer Art ehrfürchtiger Bewunderung hinüber zu ihr. — Wahrhaftig, da steht sie noch! Sie scheint ihn ganz theilnahmslos anzublicken, als läse sie in seinem Herzen, was ihn bekümmerte! Da lächelt sie gar! Hätte sie nur nicht immer die verwünschte Brille auf der Nase, am Ende ist sie gar nicht so häßlich — wenn auch etwas antik! Sollte sie wirklich in ihn verschossen sein? Nun, dann könnte es doch auf einen losen Spaß nicht ankommen? Der Gedanke war zu verlockend. Der ganze Studentenleichtsinn regte sich in ihm.

Gedacht, gethan! Ein paar Minuten später stand Adolf in Gala im Altjungfernstübchen Eulalia Rosenblüh's, das bisher keines Jünglings Fuß entweiht hatte.

* * *

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches, Herr . . .?" frug sie mit dünner Stimme, die Brille zurechtrückend.

„Studiosus medicinae Adolf Gerlach ist mein Name, und der Zweck meines ergebensten Besuches eine Bitte."

„Eine Bitte an mich? Ach, ich errathe, Sie wünschen sich wohl zu entschuldigen wegen des Spottes, zu dessen Zielscheibe Sie und Ihre Herren Collegen vis-à-vis mich zu erwählen belieben," sagte sie mit mattem Lächeln und einigem Erröthen, das ihren Zügen entschieden zum Vortheil gereichte.

„Ja," stammelte betreten Adolf Gerlach, „ich muß tausendmal um Entschuldigung bitten, daß wir Sie, gnädiges Fräulein, so oft in Ihrem werthvollen dichterischen Schaffen störten. Verzeihen Sie es gütigst dem jugendlichen Uebermuthe! Es soll nicht wieder vorkommen."

„Ich fürchte nur, der jugendliche Uebermuth wird auch dies Versprechen bald wieder vergessen haben. Nun, wir Blaustrümpfe sind nun schon einmal dazu bestimmt, uns den Spott gefallen lassen zu müssen. Nur ist es nicht ehrenvoll für die Spötter."

„Mein Fräulein, Sie urtheilen hart . . ."

„Aber wahr und gerecht, nicht wahr? — Doch hiemit Friede und Versöhnung und gute Nachbarschaft Herr Studiosus!" Sie reichte ihm ihre hagere, aber feine Hand.

Wie unangenehm er ihre geistige Ueberlegenheit fühlte, und nun spielte sie gar die Großmüthige!

Es war schon mehr ein verlegenes Stottern, mit dem er sein „Danke" hervorbrachte; dann aber raffte er sich auf und stürmte muthig auf sein Ziel los.

„Nun, da Sie mir nicht mehr zürnen, verehrtes Fräulein, wage ich meine eigentliche Bitte Ihnen vorzutragen."

„Und die wäre!"

„Gnädiges Fräulein! Es ist eine Bitte an ihr erhabenes Talent. Würden Sie wohl die Güte haben, eine kurze, aber packende Humoreske zu schreiben, höchstens 300 Druckzeilen lang, bis zum 31. Mai?"

„Ah, die Preishumoreske!" lächelte sie, und beim Lachen gewann sie auffallend an Anmuth, „ich las davon, und die soll ich Ihnen schreiben? Und die 200 Gulden, Herr Gerlach, der Preis, wenn ich ihn erringe?"

„Sollen Sie mich gewinnen lassen — eben dahin geht meine unbescheidene, kühne Bitte — ich bedarf des Geldes für — — eine wichtige Studienreise."

Da war die Bitte und die halbe Lüge heraus.

„Ich verstehe," erwiderte die Dame etwas ironisch, aber doch gutmüthig, „mir die Arbeit, Ihnen eventuell der Ruhm und der Lohn! Aber, warum versuchen Sie nicht selbst an der Lösung dieses so einfachen Problems? Denken Sie sich: 200, höchstens 300 Zeilen! Und Sie sind ein Gelehrter, der Volksschule, Gymnasium und Universität besucht . . ."

„Ja sogar das medicinische Staatsexamen schon bestanden hat," ergänzte Adolf, „dennoch fehlt es mir an der poetischen Ader, der Erfindungsgabe, an Feinheit des Stiles, ja selbst an Humor."

„Und den trauen Sie einer alten, einsamen Jungfrau, einem Blaustrumpfe zu? Wissen Sie denn nicht, Herr Studiosus, daß wir Blaustrümpfe" — Warum betonte sie doch immer dies fatale Wort? — „auf's prosaische Gelderdienen durch die Feder angewiesen sind? Und nun verlangen Sie von mir, daß ich kostbare Stunden verliere, um eine Humoreske zu schreiben, die unter ihrem Namen segeln und Ihnen klingenden Lohn bringen soll, und dies lediglich Ihnen zu Liebe?"

„Da haben, gnädiges Fräulein, selbst das Wort gesprochen, daß ich bisher nicht über die Lippen zu bringen vermochte; das Wort „Liebe", seufzte er schmachtend.

Die Dame wandte sich ab, um ihr Lachen zu verbergen. Adolf aber, dies für mädchenhafte Scheu haltend, rief nun mit künstlicher Leidenschaftlichkeit:

„Mein liebes Fräulein! . . ."

„Halten Sie inne!" wehrte Jungfrau Eulalia ab und verdeckte ihr Antlitz mit beiden Händen.

„Nein", löste es sich von Adolf's Lippen, „nun habe ich den Anfang gemacht, nun kann ich nicht länger halten. Mein Fräulein, ich liebe Sie, liebe Sie mit der ganzen Gluth meines Herzen, liebe Sie, weil ich Ihren Geist, ihre Schriften, Ihren Charakter bewundere, eingedenk des Wortes: „Le style c'est l'homme". Wie der Stil, so der Mensch. Und wenn ich Gnade gefunden, oder finden sollte in Ihren Augen, mein liebes Fräulein, so beweisen Sie es mir durch die Erfüllung meiner, wenngleich unbescheidenen, Bitte!"

Eulalia Rosenblüh hielt während dieser ganzen pathetischen Liebeswerbung ihr Antlitz verhüllt. Sie durfte ihm doch das Lachen nicht zeigen, welches sie kaum mehr zurückhalten vermochte. Mit einem Blick überschaute und durchschaute sie die ganze Scene. Dieselbe war zu komisch, zu humoristisch, zu interessant, um sie nicht weiter auszuspinnen. Das Thema der Preishumoreske bot sich ihr wie von selbst an die Hand. So faßte sie sich denn und sagte mit vor Rührung vibrirender Stimme:

„Ihre Werbung, Herr Gerlach, ist unendlich ehrenvoll für mich. Aber wir Blaustrümpfe" — abermals dies verteufelte Wort! — „sind leider durch das Schicksal daran gemahnt, sehr materiell zu rechnen. Was bringt mir Ihre Liebeswerbung ein? Kann ich davon leben? Kann ich mich dadurch auch nur für den Zeitverlust entschädigen, den die Erfüllung Ihres Wunsches mir verursachte?"

„O mein Fräulein! Haben Sie denn nicht verstanden, was durch das Gedächtniß meiner Liebe zitterte? Muß ich noch ausdrücklich erklären, daß ich Sie bitte, dereinst, wenn ich als Doktor mir eine Position errungen, (Das konnte ja noch so lange dauern! dachte er im Geheimen) — alles mit mir zu theilen, mir eine liebende Gattin (Er schauderte doch ein wenig) . . . zu werden?!"

„O, das kann Ihr Ernst nicht sein," seufzte Eulalia, ihr Tuch vor die Augen pressend, und mit der andern Hand ihr zitterndes Herz beruhigend.

„Mein voller Ernst . . ."

Sie zeigte ihm endlich ihr Antlitz und frug: „Sie geben es mir schriftlich? — Wir Blaustrümpfe" — immer wieder dieses verflixte Wort — „sind gewohnt, nur schriftliche Verträge zu schließen."

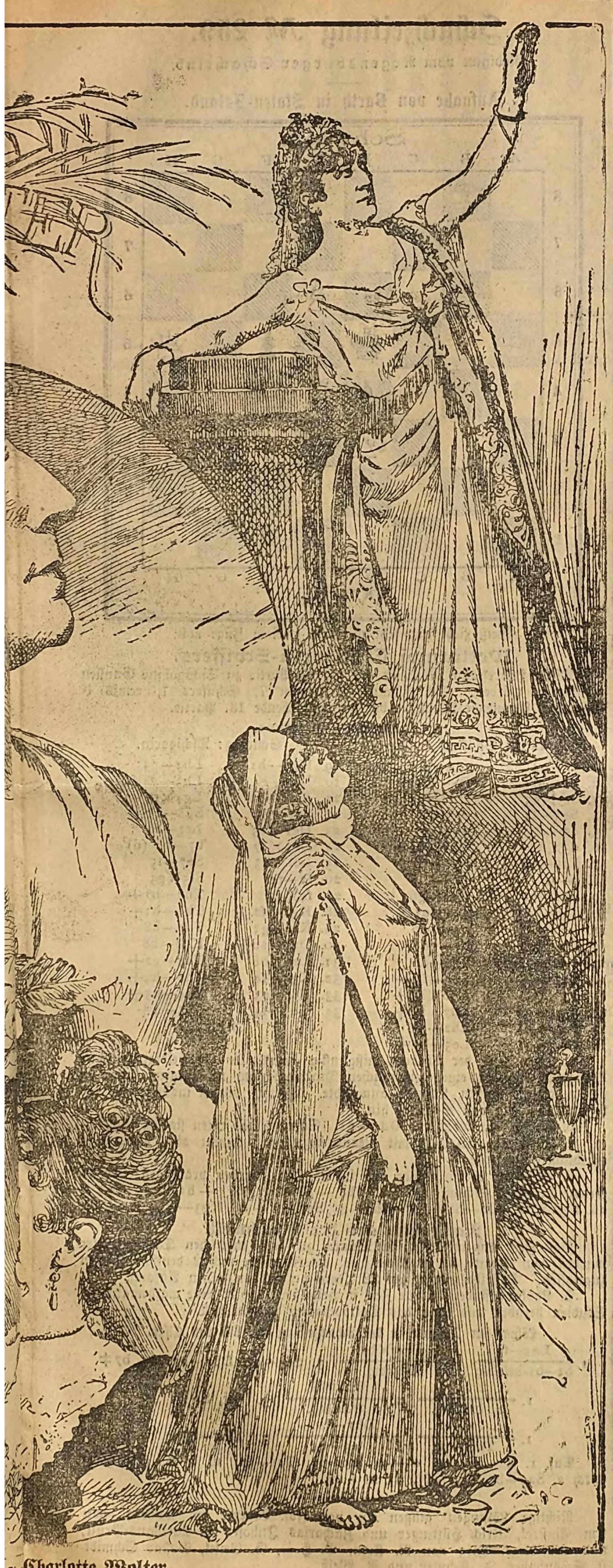
„Wenn mein Wort nicht genügt . . ."

„O, es ist mir nur doppelt werthvoll, wenn ich es geschrieben von der Hand meines Geliebten" — sie sagte es mit unsäglich sentimentalem Augenaufschlag — „beständig vor mir sehe. O, wie wird der Gedanke, bald an der Seite eines so schönen jungen, geistvollen Gemahls durchs Leben zu wandeln, die Tage meiner, wenn auch etwas lange dauernden Brautzeit versüßen und verklären."

„Gnädiges Fräulein sagen also Ja und werden die Humoreske schreiben?" (Schluß folgt.)



Die berühmte Tra



Charlotte Wolter.

Die berühmte Tragödin Charlotte Wolter

ist nach langen Leiden und schwerem Todeskampfe am Montag-Abend gegen 9 Uhr gestorben. Sie war geboren am 1. März 1834 in Köln und hat somit ein Alter von 63 Jahren erreicht. Ihr Vater war ein armer Flickschneider und wohnte in der Mariengartengasse. Ihre erste Thätigkeit bei der Bühne bestand darin, daß sie die Garderobekörbe der Schauspielerinnen in's Theatergebäude besorgte. Die ersten Schritte auf die Bretter machte sie — in Rollschuhen, indem sie bei der ersten Aufführung von Meyerbeer's Prophet (1849) bei den Tänzen als Schlittschuhläuferin mitwirkte. Sie war damals ein schlankes Ding von 15 Jahren und entfaltete schon bei dieser Gelegenheit viel Anmuth in ihren Bewegungen. Einige Zeit darauf wurde sie Choristin in dem Stollwerk'schen Vaudeville-, spätern Thalia- oder Wilhelm-Theater in der Schildergasse; dieselbe Stellung nahm sie später am Stadt-Theater in Düsseldorf ein. Als das Talent in ihr sich zu regen begann, begab sie sich auf die Wanderschaft und versuchte ihr Glück als Liebhaberin an verschiedenen Bühnen. Man war überall entzückt von ihrer gewinnenden Erscheinung, bewunderte ihr klangvolles Organ und ihr warmblütiges Temperament, und hier und da entdeckte auch ein Kritiker Spuren ihrer großen Begabung. Allein sie konnte nirgends recht Fuß fassen und war gezwungen, ein unstetes Wanderleben zu führen. Erst in Berlin, als sie im Winter 1860/61 im Viktoria-Theater die Hermione in Shakespeare's Wintermärchen spielte, das wegen seiner glänzenden Ausstattung tagtäglich gegeben wurde, gingen den Leuten die Augen auf, und sie wurde sich ihres Talentes bewußt. Laube, der sie schon lange im Auge hatte und sie verschiedentlich Probe in dem von ihm geleiteteten Burg-Theater hatte spielen lassen, berief sie 1862 endgültig an diese vornehmste Künstlerstätte. Obgleich sie noch Verpflichtungen gegen das Thalia-Theater in Hamburg hatte, die sie unter harten Bedingungen lösen mußte, blieb sie von diesem Zeitpunkte an an der Burg. Ihre Hauptrollen waren Maria Stuart, Orsina, Hermione, Lady Macbeth, Medea, Sappho, Messalina usw. Mit eisernem Fleiße war sie bis an ihr Ende bestrebt, sich fortzubilden; die mangelnde Bildung ersetzte sie durch eine ehedem kaum bei ihr geahnte Intelligenz und einen künstlerischen Instinkt, der sie das Rechte stets sicher treffen ließ. Als sie später die Gattin des des Grafen O'Sullivan wurde, erlangte sie auch eine gesellschaftliche Stellung, die sie mit der vornehmen Gesellschaft in Berührung brachte. Neben den klassischen Rollen spielte sie mit Vorliebe die Anna Marie in dem Volksstück „Ein Weib aus dem Volke", womit sie darthun wollte, daß sie stolz darauf sei, ein Kind aus dem Volke zu sein und sich aus eigener Kraft zu ersten Tragödin Deutschlands emporgeschwungen zu haben. Daß niemand unersetzlich sei, dürfte auf Charlotte Wolter vorläufig nicht anzuwenden sein; denn einen ihr ebenbürtigen Ersatz hat die deutsche Bühne zur Zeit nicht aufzuweisen. Unser heutiges dem Wiener Extrablatt entnommenes Bild zeigt die große Tragödin in ihren berühmtesten Rollen.

Telephonkabinen aus Glasbausteinen.

m. Die Verwendung des Telephons in geräuschvollen Räumen läßt sich häufig nur ermöglichen, wenn man den Apparat mit einem den Schall mehr oder minder abschließenden Gehäuse umgibt. Diese Maaßregel wird auch dann nöthig, wenn die Rede der den Apparat benutzenden von anderen in dem gleichen Raume anwesenden Personen nicht gehört werden soll. Die Anforderungen, welche neben der Schalldichtigkeit an solche Gehäuse (Kabinen, Sprachzellen) zu stellen sind, können ja nach dem einzelnen Fall ziemlich verschieden sein; sie sind am mannigfaltigsten dort, wo die Kabine einem dem allgemeinen öffentlichen Gebrauch zugänglichen Apparat im Anschluß an eine städtische Telephonanlage mit all den Möglichkeiten der Benutzung, welche ein solcher Anschluß zuläßt, aufzunehmen hat. In den Fällen der letzteren Art bietet namentlich die Beschaffung einer befriedigenden Beleuchtung des Innern der Kabine häufig erhebliche Schwierigkeiten. Die Beleuchtung muß vor Allem so reichlich sein, daß sie bequemes Lesen und Schreiben am Apparat zuläßt. Hiefür reichen bei Benutzung des Tageslichtes auch größere Fenster oft nicht aus. Dies trifft auch für die künstliche Beleuchtung häufig zu, wenn die Lichtquelle, wie dies beim Mangel elektrischen Lichtes meist vorkommt, außerhalb angebracht werden muß. Wünschenswerth ist es ferner für die Benutzung derartiger Kabinen, daß die Anwesenheit des Benützers von Außen zwar bemerkt, der Letztere aber nicht erkannt und insbesondere dessen schriftliche Aufzeichnungen nicht gelesen werden können. Wo das Tageslicht mit verwendet werden muß, läßt sich die erwähnte Annehmlichkeit mit Milch- und Rippenglas nur in günstigen Fällen erreichen. Größere

Glasfenster beeinträchtigen zudem die Schalldichtigkeit in merklichem Maaße und haben den Nachtheil, daß etwaige Beschädigungen ziemlich hohe Reparaturkosten verursachen.

Den meisten dieser Schwierigkeiten und Anforderungen läßt sich durch die Anwendungen eines in letzter Zeit in den Handel gekommenen neuen Baumaterials der sogenannten **Glasbausteine** (Falconier) begegnen.

Die **Glasbausteine** sind Hohlkörper, deren Inneres mit komprimirter Luft erfüllt ist. Sie werden vornehmlich in sechseckigen und fischblasenförmiger Gestalt angewendet. Sie kommen aus den Glashütten völlig fertig zum Gebrauch. Die Anwendung ist einfach. Sie werden wie gewöhnliche Ziegel mit Mörtel von 1/5 feinem Sand, 3/5 Portland und 1/5 Roman versetzt. Die Fugen müssen vollständig ausgefüllt werden und können sofort nach dem Versetzen gereinigt werden. Wo die Lichtzufuhr von oben zu geschehen hat, lassen sich aus den **Glasbausteinen** durchscheinende Gewölbe herstellen; die Ausführung geschieht auf dieselbe Weise wie bei Backsteingewölben vermittelst eines Lehrbogens aus Holz. Die Ausführung erfordert keinerlei ungewöhnliche Fertigkeit und kann von jedem tüchtigen Maurer besorgt werden. Die vermittelst der **Glasbausteine** erzielbare Schalldichtigkeit wird durch keines der sonst üblichen Baumaterialien erreicht. Kabinen dieser Art sind in Regensburg im Oberpostamtsgebäude und in dem Postgebäude am Bahnhofe, sowie in der Postexpedition in Stadtamhof ausgeführt und der allgemeinen Besichtigung und Benützung zugänglich.

Im neuen Oberpostamtsgebäude findet sich außerdem noch eine interessante Anwendung der Glasbausteine in dem Treppenhause des westlichen ebenfalls öffentlich zugänglichen Flügels, wo die Beleuchtung durch ein das Treppenhaus oben abschließendes Gewölbe aus Glasbausteinen erreicht ist. Die isolirenden Eigenschaften der Glasbausteine gegen Wärme, Kälte, Feuchtigkeit, Geräusch, Mikroben und Elektricität, ihre Billigkeit, Stärke, Reinlichkeit, Unveränderlichkeit, die damit zu erzielende ausgezeichnete Lichtvertheilung lassen eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Anwendung zu für Fenster, Abtheilung von Räumen, Mauern, Gewölbe, Rinnen, Bedachungen, Gewächshäuser, Krankenhäuser, Operationssäle, Badeanstalten, Kühleinrichtungen, für Wartesäle und Vorhallen an Eisenbahnstationen, für Fabriken und Bauzwecke der verschiedensten Art. Bei der Verwendung zu Gewächshäusern worden an Heizungskosten bis 50% erspart gegenüber den gewöhnlichen Constructionen. Die Lichtdurchlässigkeit bei mangelnder Durchsichtigkeit gestattet oft Fenster in solchen Fällen anzubringen, wo die Nähe des Nachbaranwesens die Herstellung eines gewöhnlichen Fensters verbietet. Diese Eigenschaften ermöglichen ferner durch die Anwendung größerer aus Glasbausteinen hergestellter Wände häufig Licht in das Innere von Gebäuden an Stellen hinzuführen, welche man vorher in unabänderlicher Dunkelheit nur in beschränktem Maaße benützen konnte. Dunkle Treppen und Gänge können so oft auf überraschende einfache Weise eine befriedigende Beleuchtung erhalten. Bei der Anlage von Veranden, Erkern, Kirchenfenstern lassen sich zu den durch die Wahl geeigneten Farben außerordentlich reizende Lichtwirkungen erzielen und größere Flächen in den mannigfaltigsten dekorativen Mustern ausführen.

Bilderräthsel.

Magisches Rebusquadrat. (Die Bilder sind so zu ordnen, daß die Anfangsbuchstaben wagerecht und senkrecht gleichlautende Wörter bilden, welche das im ersten Feld jeder wagerechten Reihe stehende Bild bezeichnen).



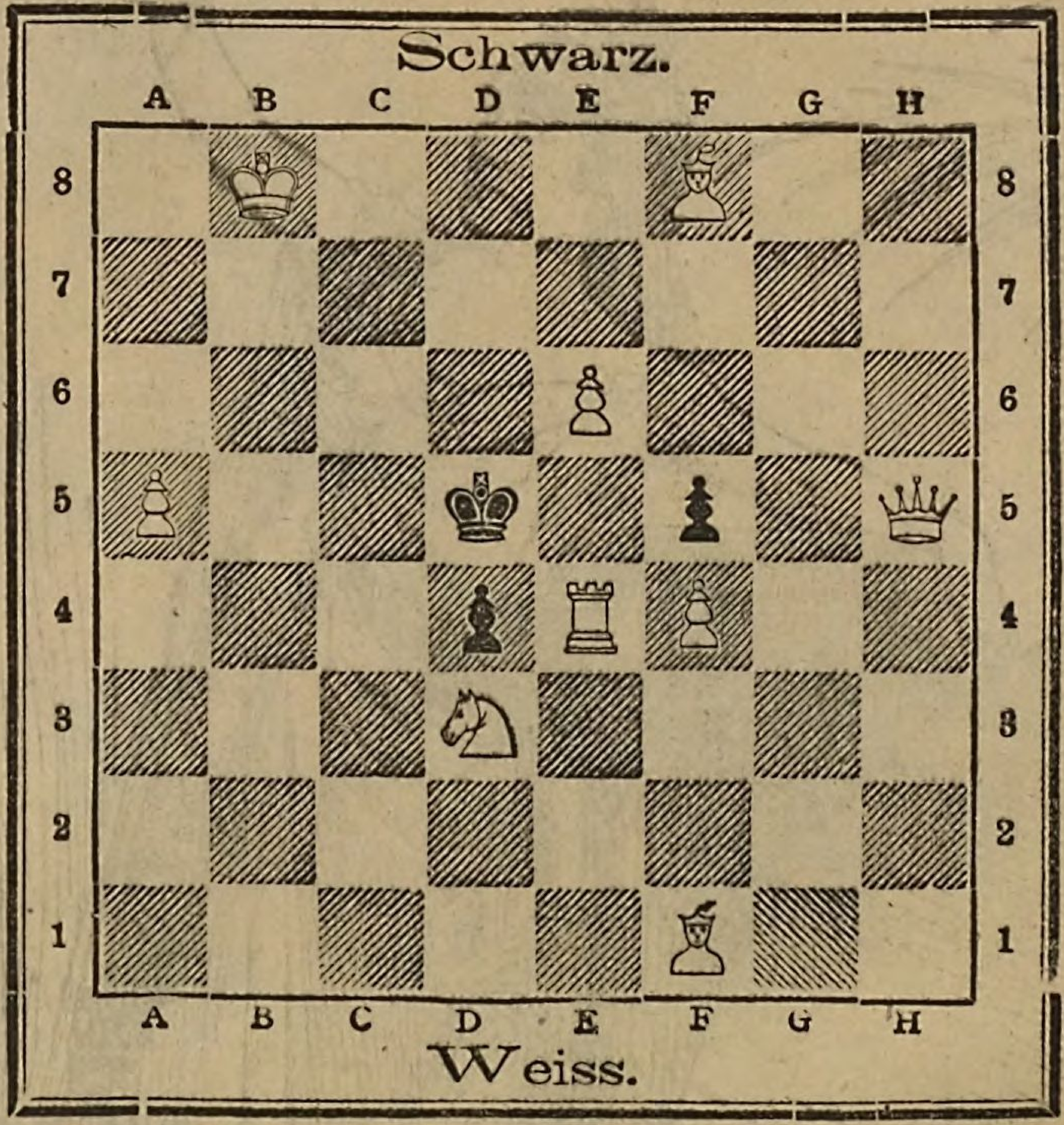
Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 43:

Reif	**Ecke**	**Igel**	**Feder**
Egge	**Gurt**	**Gläser**	**Engel**
Igel	**Gas**	**Eichel**	**Leiter**
Fell	**Ente**	**Laube**	**Lamm**

Schachzeitung № 259.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Barth in Staten-Island.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Wettkampf Tschigorin-Schiffers.

Dieser interessante Match ist mit der 14 Partie zu Tschigorins Gunsten entschieden worden. Schlußstand: Tschigorin 7, Schiffers 1, remis 6 Besonders spannende Momente bot die nachstehende 13. Partie.

Eröffnung des Damiano.

Weiß: Schiffers.	Schwarz: Tschigorin.		
1. e2—e4	e7—e5	19. Kg1—h1	Lh2—e5
2. Sg1—f3	f7—f6 (a)	20. De2—e1 (c)	Lh3—g4+
3. Sf3×e5	Dd8—e7	21. Kh1—g1	Lg4×f3
4. Se5—f3	d7—d5	22. Se4—g3	Sg8—e7
5. d2—d3	d5×e4	23. De1—e3	Lf3—c6
6. d3×e4	De7×e4+	24. De3×a7	b7—b6 (d)
7. Lf1—e2	Sb8—c6	25. Lc1—e3	Se7—f5
8. o—o	Lc8—d7	26. f2—f4	Sf5×g3
9. Sb1—c3	De4—g6	27. f4×e5	Th8—h1+
10. Sf3—e5!	Sc6×e5	28. Kg1—f2	Th1—h2+
11. Le2—h5	o—o—o	29. Kf2×g3	Td8—h8
12. Lh5×g6	h7—g6	30. Da7—a6+	Kc8—b8
13. Dd1—e2 (b)	Lf8—d6	31. Le3×b6	Th2—g2+
14. Sc3—e4	Se5—f3+	32. Kg3—f4	Th8—h4+
15. g2×f3	Ld6×h2+	33. Kf4—e3	Th4—h3+
16. Kg1—g2	Ld7—h3+	34. Ke3—f4	Tb3—4+
17. Kg2—h1	Lh2—e5		**Remis.**
18. Kh1—g1	Le5—h2+		

a. Diese von der Theorie mißgünstig beurtheilte Vertheidigung hatte Tschigorin offenbar einer gründlichen Durchforschung unterzogen, bevor er sie in diesem ernsten Kampfe anwandte. Darauf deuten insbesonders der 9. und 11. Zug von Schwarz hin.

b. Besser war wohl 13. Dd1—e1. Schwarz hat einen starken Angriff.

c. Weiß mag sich nicht mit Remis begnügen, kommt aber dadurch in erheblichen Nachtheil.

d. Schwarz übersieht hier und im nächsten Zug den prächtigen, ihm zu Gebote stehenden Schluß mit 24. Th8—h1+ 25. Sg3—h1, Le5—h2+ 26. Kg1×h2, Td8—h8+, 27. Kh2—g3, Se7×f5+ 28. Kg3—f4, Th8—h4+

Nachrichten aus der Schachwelt.

Von den angemeldeten 32 Damen zu dem englischen Damenturnier wurden vom Comite 18 englische bzw. amerikanische und 2 deutsche Damen zugelassen. Dasselbe nimmt am 22. Juni zu London seinen Anfang.

E. Lasker befindet sich zur Zeit in Heidelberg, wo er seine mathematische Studien beenden und dann das Doktorexamen machen will.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 255 von Cisar.

1. Le5—f2 / b2—b1-beliebig 2. Dh7×b1 / Beliebig. 3. Sa4—c3, Db1—b5, d3, b7‡

1. .... / S. beliebig. 2. Dh7×S. / Beliebig. 3. D., S. ‡.

1. .... / Tc1—c2 2. Dh7—h1+ / e5—e4 3. Dh1—h5‡

Auf 1. a7—a6, a5, e5—e4, c4—c3, Tc1—d1. u. s. w. folgt Mat durch 2. Sa4—b6, Dh7—f5, d3 u. s. w.

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, von Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger und Zacharias Inhofer in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von R. Kern, B. H.—, G. Geisel, Gustav Schmidt L. Schönhuber, J. Schuler und R. Weiß.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 45. Montag, den 28. Juni. 1897

Die Preis-Humoreske.

Humoristische Novelette von Carl Wild.

(Schluß.)

„Unter diesen Umständen sage ich gerne Ja und ich hoffe auch, den Preis zu erringen. Das Sujet schwebt mir jetzt schon vor. Doch nun bitte ich, Ihr Versprechen zu Papier zu bringen. Hier ist Tinte und Papier! Bitte setzen Sie sich!"

Nun zögerte Adolf doch eine Weile, ihm bangte schließlich ernsthaft von den etwaigen Folgen. Allein nun war er schon zu weit gegangen, ein Zurück gab es nicht mehr. Am Ende könnte er ja das Alles nur als Spaß erklären. Und der leichtfertige Musensohn machte sich weiter keine Sorge darum, wie er sich später aus der Affaire herauswinden würde, zumal als er an die 200 fl. und die Reise nach Ischl dachte, um sich die Braut seines Herzens, die himmlische Loni, zu erobern.

So gab er denn der Jungfrau Eulalia Rosenblüh schriftlich mit eigener Namensfertigung, daß er sie heirathen werde, sobald er als praktischer Arzt etablirt sein werde. Sie verpflichtete sich hinwiederum in aller Form, Herrn Studiosus Adolf Gerlach bis zum 31. Mai kostenlos eine Humoreske zu liefern und zu vollem Eigenthum zu übergeben, ohne irgendwelche Ansprüche zu erheben.

„Und nun sind wir Bräutigam und Braut," brach sie das Schweigen, welches plötzlich entstanden.

„Ja . . . Bräutigam und Braut!" sagte Adolf und erschauerte vor dem Verlobungskusse, der nun obligater Weise folgen mußte.

„Und das sagst Du so kalt — Adolf? Ist das Deine Liebe?" seufzte sie.

„Verzeih' mir — Eulalia — ich bin noch so erregt über mein Glück — es ist alles so schnell gekommen — und meine Eltern — wenn sie es wüßten! —"

„Ah, ich verstehe, es reut Sie schon, mein Herr . . ."

„Nicht doch, aber die Furcht vor den Eltern, wenn sie erfahren . . ."

„Ich bin nicht grausam Adolf, und kenne das Leben, und so komme ich Dir gerne entgegen mit dem Vorschlage, unsere Verlobung einstweilen geheim zu halten, bis Du Dein Versprechen erfüllen und getrost vor die Eltern hintreten kannst mit der Mittheilung: „Ich liebe Eulalia Rosenblüh, Sie und keine andere soll das Weib meines Herzens werden!"

„Sie — Du, Engel!" kam es von seinen Lippen. Erlöst athmete er auf und Ihre Hand ergreifend, flüsterte er: „Ja, lass' unsere Liebe der Welt ein Geheimniß sein! Ein süßes Geheimniß zwischen uns!" Damit drückte er rasch einen Kuß auf ihre Rechte und mit den Worten: „Lebe wohl, Geliebte, vergiß die Humoreske nicht!" war er verschwunden.

* * *

Eulalia Rosenblüh hatte thatsächlich — sie war dessen von Anfang an siegreich bewußt — den Preis für ihre Humoreske „Der Blaustrumpf" gewonnen. Das heißt, den Preis hatte ihr „Bräutigam" erhalten, an dessen Stelle sie ihre Arbeit, versiegelt, mit dem Motto versehen und mit dessen Namen und Adresse im Couvert, der Redaction eingesandt hatte. Sein Name ging durch alle Blätter. Aber daran lag Adolf weniger als an den 500 fl., mit denen er auf den Flügeln der Liebe sofort nach Ischl fuhr.

Schon am Tage nach seiner Ankunft ging er in Gala nach der Villa, in der seine Loni mit den Eltern wohnte, um den entscheidenden Schritt zu thun. Er wußte, daß ihm das Herz des lieben holden Mädchens gehörte, und daß er auch bei den Eltern wohl gelitten war. Doch wie erstaunte Adolf, als er auf das feurige Bekenntniß seiner verzehrenden Liebe für seine angebetete, süße Loni von der blonden Geliebten die kühle Antwort erhielt: „Ihr Antrag ehrt mich, Herr Gerlach, indessen glaube ich zu wissen, daß sie schon gebunden sind?"

„Ge — bunden? — Ich?" — Fräulein Loni!" Es waren nur abgebrochene Laute, die sich der Brust des mit tiefstem Roth übergossenen Musensohnes entrangen.

„Nun, hat das Gerücht etwa die Unwahrheit gemeldet?"

„Also doch nur ein Gerücht!" sagte Adolf, sich selbst ermuthigend.

„Nur ein Gerücht, aber Sie haben es noch nicht dementirt?"

„Muß ich es denn, Fräulein Loni? Was — um Gotteswillen! — sagte denn dies Gerücht?" Er mußte ja doch Klarheit haben, ob und was Loni von seinem dummen Streiche wußte.

„Nun, Sie hätten sich mit einem Mädchen Wiens, schön wie eine Rosenblüth, verlobt!" Sie sagte das mit so seltsamer Betonung!

War das eine Anspielung auf Eulalia Rosenblüh, oder hatte Loni nur zufällig diesen Vergleich gewählt? dachte Adolf rathlos.

„Sie sind ja so stumm, Herr Gerlach, Sie vertheidigen sich nicht."

Er erlitt wahre Höllenqualen in seiner Verlegenheit, die dicken Schweißtropfen standen ihm auf der glühenden Stirn. Endlich stammelte er:

„Und wenn es so wäre, das heißt, wenn ich wirklich mit einem andern Mädchen . . ." Er brachte das Wort nicht über die Lippen.

„Sich verlobt hätten," half ihm Loni.

„Ja, das heißt dem Scheine nach, könnten Sie nicht bei der Liebe, die ich schon so lange zu Ihnen hege, annehmen, daß das nur ein Spaß — ein toller Streich war?"

„Man scherzt und spaßt und spielt nicht mit einem Mädchenherzen," kam es seltsam streng, und doch fast lächend aus Loni's Munde.

„Aber Fräulein Loni, mit der Versicherung meiner Liebe und Verehrung zu Ihnen, angebetetes Mädchen, ist es mir bei Gott wahrlich Ernst. Das wissen Sie!"

„Sie geben mir das schriftlich, daß Sie mich lieben und mich heirathen wollen, wann denn, Herr Gerlach?"

„Sofort, wenn Sie es wünschen, theuerste Loni!"

„Gut, und das wollen Sie mir in der That schriftlich geben?"

Also auch sie, genau wie Eulalia Rosenblüh! Was diese Mädchen doch heute prosaisch und praktisch sind, dachte Adolf.

„Sie zaudern? Also ist es doch wohl nicht Ihr Ernst? Sie treiben auch mit mir Ihren Spaß? Wäre jenes Mädchen, mit dem Sie in der Residenz Ihren Spaß getrieben, so klug gewesen und hätte sich schriftlich Ihr Eheversprechen geben lassen — so wäre sie jetzt ihres Bräutigams sicher, Sie aber würden vergeblich um mich werben."

„Vergeblich?" — frug Gerlach, nur um überhaupt etwas zu äußern, denn er war sich jetzt der ganzen Thorheit seines Streiches bewußt.

„Nun, Sie sollten doch einsehen, Her Gerlach, in welche Lage wir in solchem Falle gerathen könnten. Wie, wenn am Tage unserer Hochzeit, kurz vor unserem Gang zur Kirche, Ihre Verlobte aus der Residenz vor uns hinträte und ihre Forderungen auf Grund Ihrer schriftlichen Zusagen geltend machte! Was dann, Herr Gerlach?"

Adolf glaubte, in den Boden versinken zu müssen. Sollte er, mußte er jetzt nicht Alles gestehen? Gestand er es, daß er Eulalia schriftlich sein Eheversprechen — wenn auch nur zum Spaß! —

gegeben, so war seine Werbung um Loni, nach deren eigenen Worten, vergeblich. Und nun kam Loni sofort abermals mit der Frage:

„Also. Sie verzeihen mir meine Vorsicht, Herr Gerlach, und geben mir, was Sie vorher so beredt auseinandergesetzt haben, schriftlich in aller Form?"

Was sollte er thun? Wollte er Loni nicht auf immer verlieren, so mußte er sich zum zweiten Male bequemen, sich schriftlich zu binden. Wie gerne er es in diesem letzten Falle sonst gethan hätte, jetzt, da ihm sein loser Streich auf der Seele brannte, wie glühendes Eisen, that er es, nur mühsam Wort und Ausdruck findend, während Ströme des Schweißes aus allen seinen Poren rannen.

„Und nun, Fräulein Loni, nehmen Sie meine Werbung an?" frug er zaghaft, ohne alles Ungestüm eines liebeglühenden Freiers.

„Von Herzen gern, wenn meine Eltern damit einverstanden sind."

„So will ich gleich zu ihnen gehen."

„Leider sind sie noch nicht zurückgekehrt von der Morgenpromenade. Doch gestatten Sie mir, meiner Tante, die zu Besuch bei uns ist, von meinem Glücke Mittheilung zu machen, sie wird unsere beste Fürsprecherin bei meinen Eltern sein."

Damit rief sie schon laut durch die geöffnete Thür: „Tanterl! Tanterl!"

Und gleich darauf erschien im Rahmen der Thüre — Jungfer Eulalia Rosenblüh!

Herrn Gerlach traf es wie ein Schlag. Er war einer Ohnmacht nahe. Mühsam hielt er sich an der Lehne eines Sessels fest. Nur das eine Wort: „Fräulein!" entpreßte sich seinem erstarrten Herzen. Es lag so viel Schrecken, so viel Beschämung in diesem Aufschrei des sonst so tapferen Musensohnes, daß Tanterl und Nichte nicht mehr an sich halten konnten und in ein krampfhaftes Gelächter ausbrachen.

„Aber, Herr Gerlach," rief Loni, „kommen Sie doch zu sich! Merken Sie noch nichts?"

„O, ich begreife nur zu gut Alles. Ich habe mich entsetzlich blamirt und vor Ihnen, Fräulein Loni, lächerlich gemacht!"

„Aber, wie konnten Sie, mein Geliebter, mein zukünftiger Gatte," sagte Jungfer Eulalia, „auch wissen, daß Ihr Vis-à-vis in der Schlösselgasse das Tanterl Ihrer Angebeteten sei und eigens zu Ihrer Beobachtung von dem verliebten klugen Ding da dorthin auf den Posten gestellt worden ist!"

Sie lachte aufs Herzlichste und Freundlichste, ihm dabei die Hand reichend.

„Vergebung, tausendmal Vergebung, verehrtes Fräulein, aber . . . ."

„Nun das ‚Aber' ist auch schon erledigt. Hier haben Sie Ihr Sündenbekenntniß in 100 Stückchen zerrissen" — und sie legte im die Papierschnitzel in den zufällig vorgehaltenen Cylinderhut — „Sie, angehender Bigamist, Sie!" schloß sie scherzend. „Nun gestehen Sie aber offen, Herr Gerlach, wir Blaustrümpfe sind halt doch besser, als unser Ruf!"

„Ja, Sie sind ein Engel, Fräulein Eulalia!"

„Nichts da, hier ist Ihr Engel, und nun meinen herzlichsten Glückwunsch zur Verlobung!"

„An die werd ich denken all mein Lebtag! Nein, diese Blamage!"

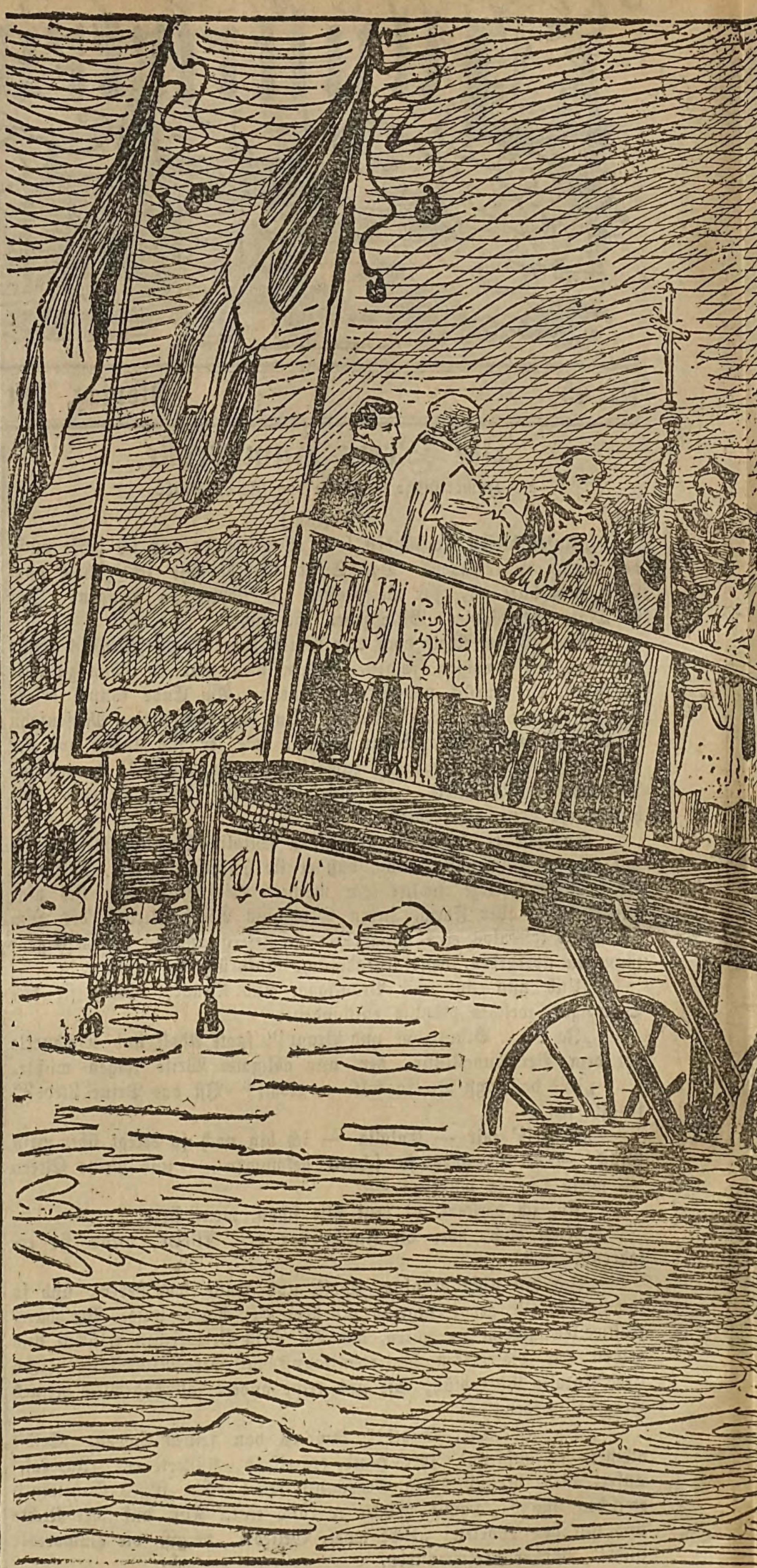
„Und doch hat gerade sie zu Ihrem Glück mitgeholfen."

„Wieso?"

„Nun, ich habe gerade Ihren prächtigen Streich in Voraussicht dessen, was kommen mußte, zum Gegenstand meiner, d. h. Ihrer Humoreske gewählt, und damit natürlich den Preis gewonnen."

„Darf ich Sie lesen?"

„Natürlich, doch wozu?" Sie haben sie ja erlebt! Und den Schluß werden Sie noch heute erleben!"



Die Segnung

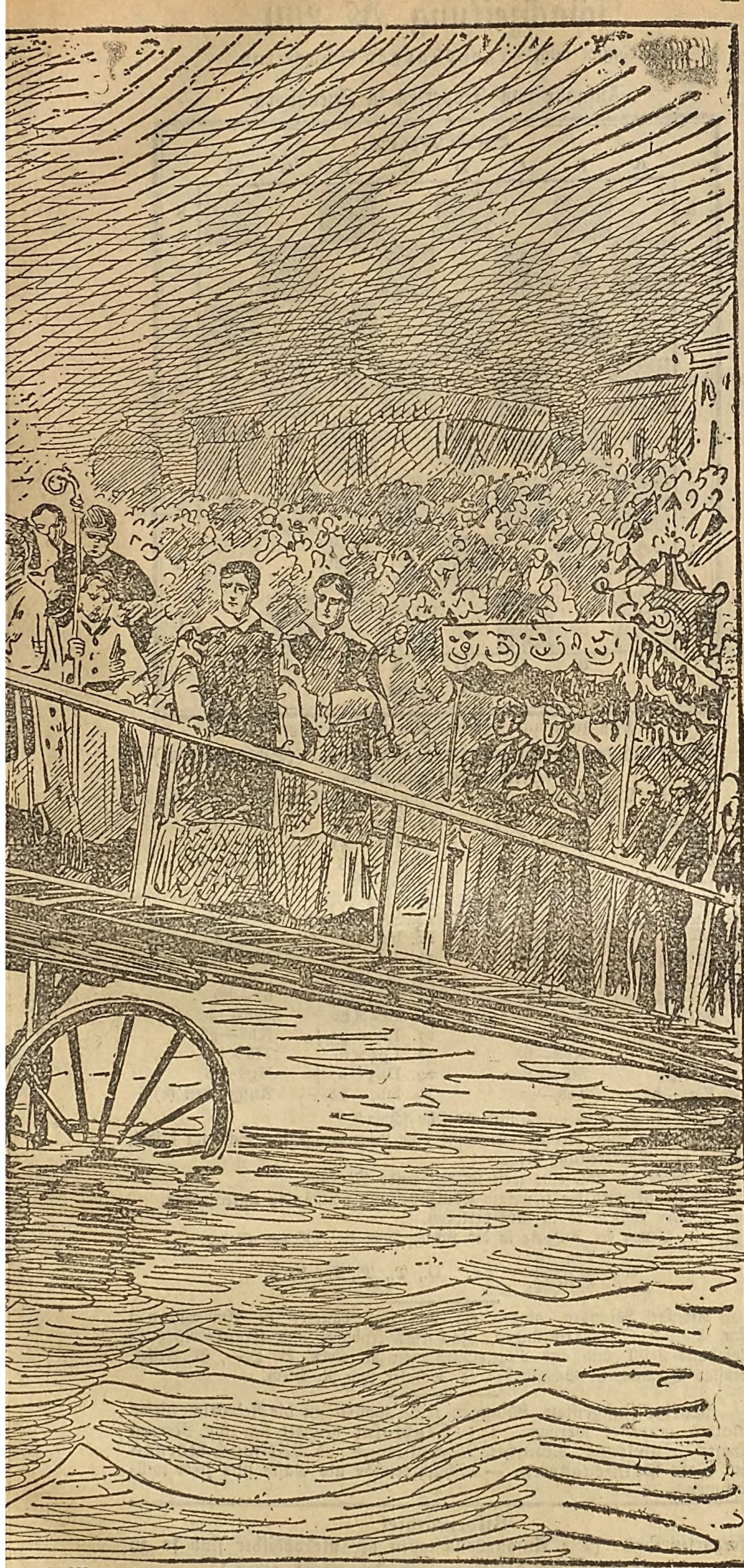
Die Segnung des Meeres.

In Etretat, einem vielbesuchten Bade- und Fischerorte an der nordwestlichen Küste von Frankreich, findet nach uralter Sitte alljährlich am Christi Himmelfahrtstage eine eigenthümliche kirchliche Feier statt, die sogenannte Segnung des Meeres.

Am heurigen, 27. Mai, hat der Erzbischof von Rouen, Kardinal Sourieu, der damals eben auf einer Pastorareise in jener Gegend weilte, diese Zeremonie vollzogen und wir bieten unseren Lesern auf unserem vorstehenden Bilde eine nach einer Photographie gearbeitete Darstellung dieser erhebenden Szene, die im Beisein einer außerordentlich großen Menschenmenge stattfand, die zum Theil auf zahlreichen Vergnügungszügen herbeigeeilt war.

Nach einem feierlichen Hochamt in der Ortskirche begab sich der Kardinal in großer Prozession an die Meeresküste, wo eine Art von Landungssteg ins Meer hinaus errichtet worden war. Auf dem Meere selbst harrten sämmliche Fischerboote von Etretat und der Umgebung, prächtig geschmückt, des kirchlichen Segens.

Nach einer Ansprache an die Versammelten und nach den üblichen liturgischen Gebeten senkte der Kardinal die Spitze des hohen silbernen Kreuzes in das Meer, wobei er die biblischen Worte wiederholte, die Gott der Herr am Weltbeginn zum Ozean gesprochen hatte: „Huc usque venies et non procedes amplius." („Bis hierher sollst Du kommen und nicht weiter!") Dann segnete der Kardinal das Meer und die Prozession kehrte wieder in die Kirche zurück.



s des Meeres.

Wanderskizzen von Johann Senft.

IV. An den Gestaden des Vierwaldstätter Sees.

Im weltentrückten Gebirgsthale, da wo der eisgepanzerte Titlis 3200 m. hoch emporragt über Gletscherwände und Schneefirnen, klagte in trauriger, einsamer Verbannung Jahrtausende lang ein einsames Engelein und harrte seufzend der Erlösuug. Wie das so gekommen, das hat vor mehr als einem Jahrzehnt Woldemar Haden in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" recht poesievoll geschildert. Am großen Schöpfungstage waren eben die drei zierlichen Seebecken des Lago Maggiore, Lago Lugano und Como fertiggestellt und ein leichtbeflügeltes Engelein hatte vom Weltenschöpfer den Auftrag erhalten, dieselben mit himmelblauem Wasser zu füllen. Doch als der Himmelsbote, dem Befehle gehorsam, mit eilfertigen Schritten sein gewaltiges Becken dahertrug, glitt er auf den eisigen Berghängen aus und verschüttete einen Theil des himmlischen Wassers schon nördlich der Alpen. Dieses rann, weil es aus schönen Engelshänden kam, bedeutungsvoll in ein großes Kreuz zusammen und bildete den Vierwaldstätter-See. Ein paar Tropfen des himmlischen Nasses waren aber noch weiter gespritzt und genügten, einige kleine Nachbarseelein, die von Zug, Lowerz, Egerie und wie sie sonst noch heißen, zu schaffen. Der liebe Gott aber war erbost über den Ungeschickten und strafte ihn mit ewiger Verbannung im gletscherumwallten Gebirgsthale. Schon manches Jahrtausend war im Strome der Zeit verronnen. Da drangen Söhne des heiligen Benedikt ins weltverlorene Gebirgsthal vor — und als in mitternächtiger Stunde zum ersten Male hl. Psalmen aus ihrem Gotteshause gen Himmel tönten, da erbarmte sich Gott des Schwergeprüften und öffnete ihm wieder Edens Pforten. Mons Angelorum — Engelsberg — aber benannte der Vater der Christenheit Calixtus II. die im Jahre 1121 gegründete Benediktiner-Abtei.

Prosaischer antwortet die Wissenschaft, wenn wir sie fragen, nach dem Entstehen jenes Sees in helvetischen Landen, welcher als Perle der Schweizerseen heute das Entzücken aller Touristen der Welt hervorruft. Fünf kolossale Gletscher, der Rhone — Aar — Linth — Rhein- und Reußgletscher, bedeckten zur Eiszeit das Land von den Spitzen der höchsten Berge bis hinunter zu den Gestaden des Genfer-Sees und den Ufern der Donau. Die gewaltige manch' tausend Meter hohe Eismasse des Reußgletschers floß vom Gotthardt her, aus den Thälern Uris, aus dem Engelberger Thal und dem der Muotta über das Land hin. Als aber die Frühlingsweltperiode kam, leckte und nagte der warme Südwind an den Schnee- und Eisfeldern des Alpenwalles und löste in nie rastender vieltausendjähriger Arbeit die starren Massen; Moränen und Gletscherschliffe, ein tiefeingerissenes Flußthal und ein herrliches 47 km. langes, etwa 3 km breites Seebecken sind heute noch stumme Zeugen jener Zeit eisiger Erstarrung.

Von Brunnen her, dem vielgepriesensten Orte am See, nähern wir uns der bald tiefblauen, bald smaragdgrünen Wasserfluth. Der langgestreckte Urnersee, des Beckens südlichster Theil, bildet das Piedestal, von welchem aus der vielbuchtige Vierwaldstätter See, Gebiete der vier Urkantone bespülend, gegen Nordwesten zu in Kreuzesform in den Kanton Luzern hineinzüngelt. Als des Wasserkreuzes mächtige Querbalken erscheinen nördlich der Küßnachter-, südlich der Alpnachersee, jener vom Rigi, dieser vom Pilatus flankiert. Das Kopfende liegt in der malerischen Bucht, aus welcher das Neapel des Nordens, das terrassenförmig vom See aufsteigende Luzern, uns freundlich entgegengrüßt.

Seit Eröffnung der Gotthardt- und Brünigbahn ist Luzern mit seinen stattlichen Hotels, seinen alterthümlichen Thürmen, seinen die Stadt umwallenden Befestigungsmauern, mit seinem sterbenden Thorwaldsen'schen Löwen und seinem interressanten Gletschergarten als Ausgangspunkt dieser in die romantischsten Schweizergebiete führenden Gebirgsbahnen das Stelldichein aller Nationen der Welt geworden. Die wenigen Stunden eines prächtigen Sommerabendes, die es mir vergönnt war, auf diesem gottbegnadeten Fleckchen Erde zu verweilen, zählen zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens. Welch' ein farbenreiches Bild entrollt sich vor unseren Augen, wenn wir in der schattigen Kastanienallee am Schweizerhofkai auf und niederwandeln!

Aus dem heiteren Stimmengewirre hin- und herwogender Menschenmassen tönen uns Laute aller Sprachen Europas entgegen. Schleier wehen und Seide rauscht; Sommerhüte leuchten und Geschmeide glitzern, Parfüms duften und Modetoiletten glänzen. Der blondbärtige Sohn Albions im carrirten Reiseanzug neben dem heftig gestikulirenden, tiefgebräunten Südfranzosen, der eitle Bergfex mit dem funkelnagelneuen Bergstock neben dem mit Grandezza einherschreitenden iberischen Granden; der durch Glück und Arbeit reich gewordene Fabrikant neben dem ernst und bedächtig vorüberwandelnden Professor, der leichtfüßige Studiosus mit lederfarbigem Tornister auf dem Rücken und der gichtgeplagte Lebemann im geräuschvoll vorüberrollenden Fahrstuhl, der im wallenden Burnus schlendernde Verehrer Mohameds, den seidenen Turban auf dem Haupte, und der biedere Bauer aus den Urkantonen mit stahlharten Sehnen und nervigen Fäusten, der auf hölzernem Beine humpelnde Leierkastenmann und der zerlumpte, schwarzlockige Savoyardenknabe mit seinem Murmelthierchen — welche Gefühle mögen sie alle augenblicklich im Herzen tragen? Ist es Täuschung, daß ich wähne, im Auge eines

jeden einen Strahl jener Freude schimmern zu sehen, die beim Anblick dieser herrlichen Natur mein Innerstes erfüllt?

Unvergleichlich prächtig ist es aber auch hier! In den Strahlen des sinkenden Tagesgestirnes erglänzt die sanftgekräuselte Wasserfluth wie flüssiges Gold. Zierliche Gondeln, belebt von fröhlichen Kinder- und Damenschaaren, schaukeln im Takte kräftiger Ruderschläge hinaus auf die weite Seefläche. Ein eleganter Salondampfer nähert sich nach beendeter letzter Fahrt der schützenden Bucht und ergießt einen neuen Menschenstrom über den vielbelebten Kai. Rauschende Klänge fröhlicher Musik bilden ein seltsam' Konzert mit dem Geplätscher der an die hohen Steindämme rollenden Wogen. Wie ein reißender Waldbach enteilt die jugendmuntere Reuß smaragdgrün und silberhell den Fesseln des Sees hindurch unter kunstvollen Bögen vielbegangener Brücken. Palmen, Lorbeerbäume und jugendfrische Blattpflanzen schmücken die Treppen und Vestibüls der den Kai umrahmenden Hotels, in deren blumengezierten Vorgärten munteres Kindervolk aus allen Nationen sich in fröhlichem Spiele tummelt.

Kaum glitzert das erste Sternlein vom Himmelszelt nieder in die lauwarme Sommernacht, da glänzen Lichter auf in Kaltbald und Rigi Kulm und vom Bürgenstockhotel zischen feurige Raketen über die düstern Tannenwipfel empor. Nur der Pilatus verhüllt sein felsenzerklüftetes Haupt, mürrisch über die Störenfriede, welche mit lärmender Geselligkeit dieses jahrtausend lang gehütete Heiligthum der Natur entweihen — und doch muß auch er, gleich seinem Nebenbuhler Rigi, es erdulden, daß die Zahnstange seine Felsenhänge hinaufkriecht, daß die keuchende Lokomotive in dunklen Felsgängen sein Inneres durchbraust und Schaaren allzubequemen Touristenvolkes auf seine Gipfel führt. (Fortsetzung folgt.)

Humoristisches.

(Alle Vorsicht vergebens.) Schneider: „Soll ich Ihnen vielleicht eine von meinen patentirten Sicherheitstaschen in ihren Rock setzen? Mit einer solchen können Sie unmöglich Geld aus der Tasche verlieren."

Kunde: „Ach, Sie wissen ja nicht, daß ich ein verheiratheter Mann bin. Da helfen alle Sicherheitstaschen nichts!"

(Berechtigte Frage.) Amtsrichter (zum Angeklagten). „Unterbrechen Sie doch nicht immer Ihren Vertheidiger!"

Angeklagter: „Werd i eing'sperrt oder er?"

(Im Modegeschäft.) Frau: „Ich werde diesen Hut zu 25 Mark nehmen!"

Mann (leise): „Du, ich habe aber nur 20 Mark bei mir!"

Frau: „Ach, das ist etwas Anderes; wenn Du doch schuldig bleiben mußt, dann nehm ich den zu dreißig!"

(Boshaft.) Fräulein (ihre Schublade ausgramend): „Diese Locke ist von einem berühmten Künstler, diese von einem Schauspieler, die blonde von einem Lieutenant —"

Besuch: „Sagen Sie mal, Ihr Vater war wohl — Friseur?"

Vermischtes.

Sind Frösche den Forellen schädlich? Zu dieser Frage wird dem „B. A." geschrieben: Im romantischen Glötzschthale bei Falkenstein liegt die Lattermann'sche Sägemühle. Vor dem Wohngebäude des Herrn Verwalter befindet sich ein ganz kleiner Teich, in dem Forellen sind. Schon öfters wurden solche Fische, todt auf dem Wasserspiegel liegend, getroffen. Bei der Besichtigung zeigten sich stets Verletzungen am Kopfe. Eines Sonntags früh wird vom Fenster aus bemerkt, wie eine Forelle einen unfreiwilligen Reiter, nämlich einen Frosch, abzuschütteln sucht, doch vergebens. Der Verwalter holt sich seinen Vorarbeiter, um einen Zeugen für den Vorgang zu haben. Mit Hilfe eines Rechens will man den Frosch herunterbringen. Dieser hat jedoch mit den Vorderbeinen den Kopf des Fisches so fest umklammert, daß er auch dann nicht los läßt, als er nebst der Forelle auf die Wiese gebracht wird. Mit dem Messer sticht man ihm in den Leib — er hält fest; erst dann, als man ihn ziemlich durchschnitten hat, läßt er von seiner Umarmung los. Die Forelle wurde wieder in den Teich gebracht, trieb erst wie todt auf dem Wasser, erholte sich aber bald wieder.

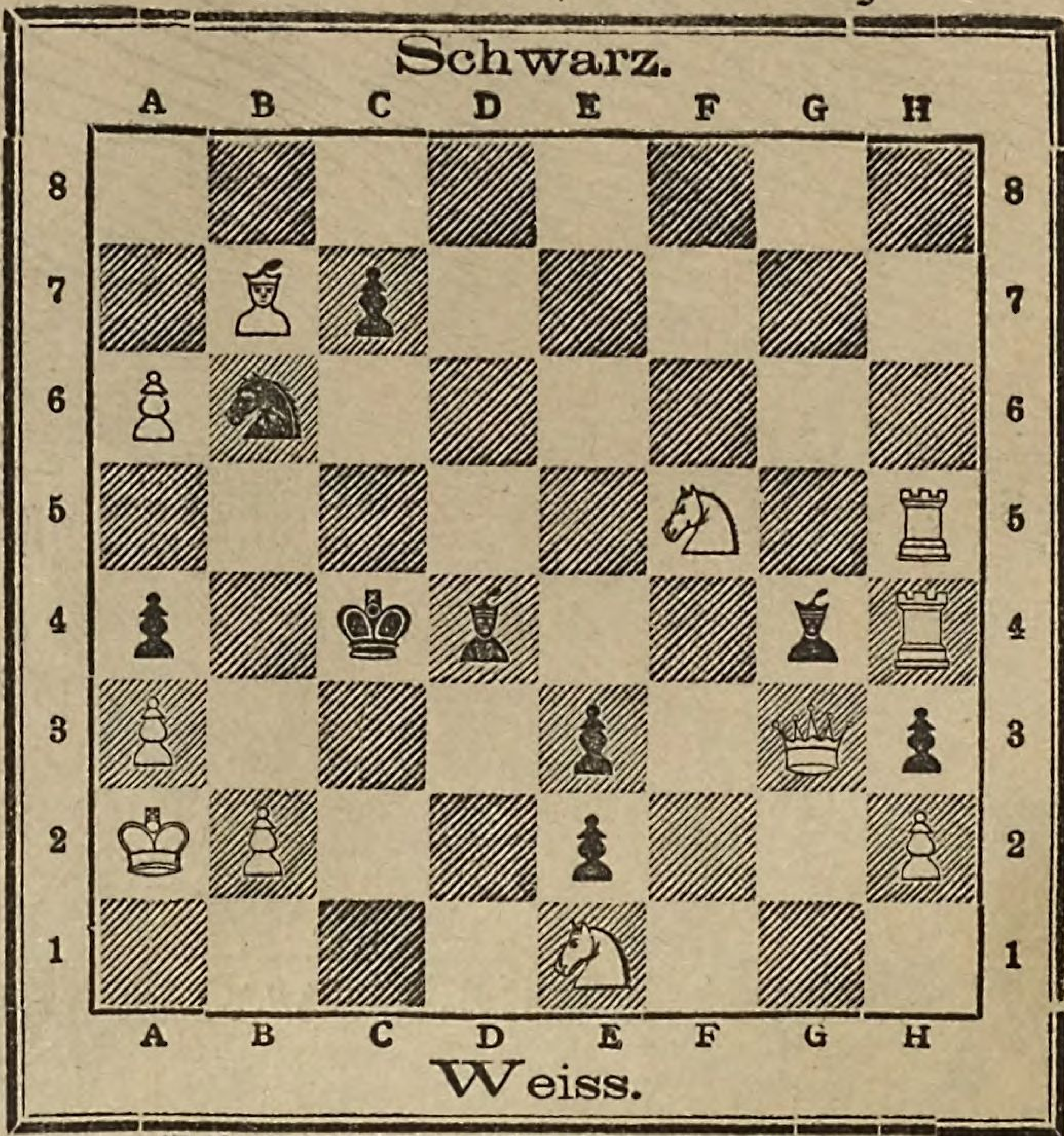
Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 44:

Lama	Apfel	Maus	Affe
Amor	Mal	Ob	Rose
Mohn	Ohr	Hand	Name
Arno	Rabe	Nagel	Oper

Schachzeitung № 260.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Jespersen in Svendborg.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Wettkampf Tschigorin-Schiffers. (Schlußpartie.)

Sicilianische Eröffnung.

Weiß: Tschigorin.	Schwarz: Schiffers.	Weiß	Schwarz
1. e2—e4	c7—c5	16. Se2—g1	Tc7—d7
2. Sb1—c3	Sb8—c6	17. Dd1—e2	Se8—c7
3. g2—g3	d7—d6	18. Sg1—f3	d6—d5 (b)
4. Lf1—g2	e7—e5 (a)	19. h3—h4	d5×e4
5. Sg1—e2	f7—f5	20. De2×e4	Sc7—e8
6. d2—d3	Sg8—f6	21. Sf3—g5 (c)	Le7×g5
7. f2—f4	f5×e4	22. h4×g5	Se8—d6
8. d3×e4	Lc8—g4	23. De4—e3	Dd8—b6
9. f4—f5	Lf8—e7	24. g5—g6 (d)	Sd6—e8
10. h2—h3	Lg4×e2	25. De3—h3	h7—h6
11. Sc3×e2	o—o	26. Lc1×h6	Se8—f6
12. o—o	Ta8—c8	27. Lh6—g5+	Kh8—g8
13. c2—c3	Kg8—h8	28. Lg5×f6	Tf8×f6
14. g3—g4	Sf6—e8	29. Dh3—h7+	Kg8—f8
15. Kg1—h2	Tc8—e7	30. Dh7—h8+	Aufgegeben (e)

a. Dadurch wird der Punkt d5 sehr schwach.

b. Dieser Zug, welcher allerdings eine Lebensfrage für Schwarz bildet, hat zu viel Vorbereitung erfordert.

c. Weiß hat nun eine weit überwiegende Stellung.

d. Damit wird die schwarze Königsstellung vollständig untergraben.

e. Der Thurm f6 ist nun verloren.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 256 von Blake.

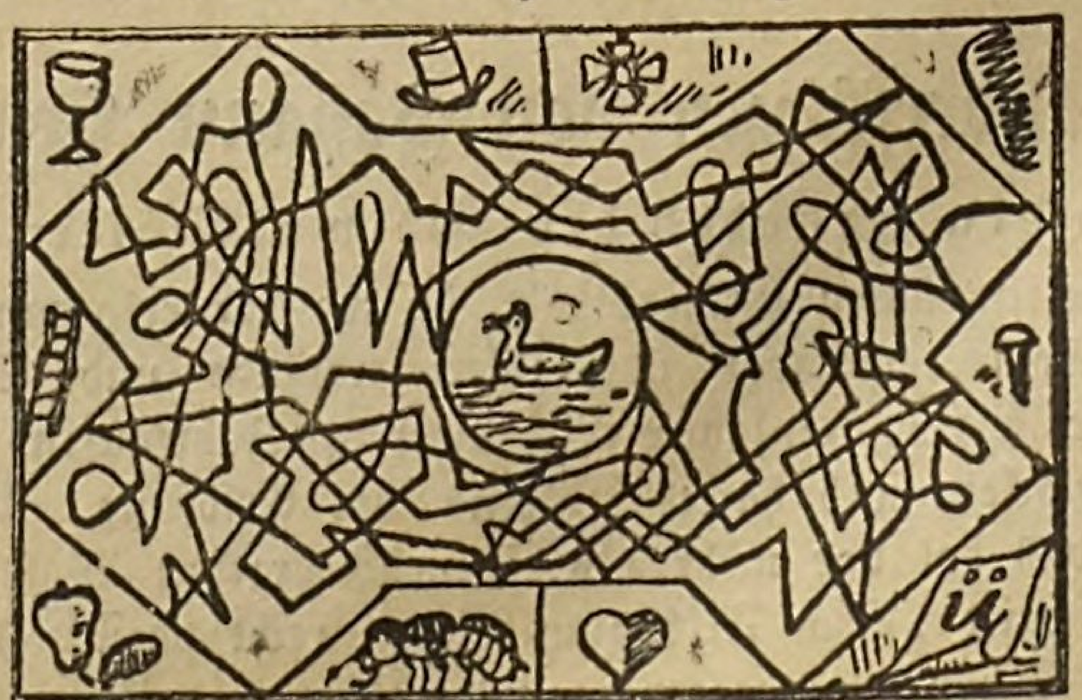
1. Te4—b4 / Beliebig. 2. D., T., T., L., B, ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, von Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von R. Kern, B. H.—, G. Geisel, Gustav Schmidt, L. Schönhuber, J. Schuler und R. Weiß.

Notiz: Zuschriften, Lösungen ꝛc. ꝛc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Sonntag Nachmittags** und **Mittwoch Abends im Cafe Prinzengarten.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Bilderräthsel.

Irrgartenrebus: (Die Anfangsbuchstaben der Rebusbilder sind so zu verbinden, wie die Wege des Irrgartens gehen.)



Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 47. Freitag, den 9. Juli. 1897

(Nachdruck verboten.)

Drei Tage aus dem Leben des Musketiers Dusel.

Militärhumoreske von J. J. Kuyawa.

(Fortsetzung.)

Man erging sich noch in allerhand wahrscheinlichen und unwahrscheinlichen Vermuthungen. Da schob sich durch die halbgeöffnete Thür ein behelmter Kopf mit schnauzbärtiger Miene, und eine barsche Stimme fragte:

„Alles z'Haus?"

„Dusel fehlt noch, Herr Scherfant!" antwortete einer, denn man mochte sich keine verhängnißschweren Unnanehmlichkeiten bereiten.

„So?" fragte der Sergeant zurück und trat ins Zimmer. „Wo steckt denn der man eigentlich noch?"

„Davon haben wir keine Ahnung nich!" erhielt er zur Antwort, und zur Bekräftigung dessen zuckten die Soldaten mit den Achseln.

„Hm!" wunderte sich der Sergeant. „Xaver ist doch, soviel mich bekannt, sonst nich so." Dann trat er an den Tisch und besah sich die vorhandenen Anzeichen einer solennen Soldatenfete und sprach: „Aha! Ihr habt wohl hier 'n jroßartiges Diner, wie mir scheint?"

„Jawoll, 'rr Sergeant!" antwortete Berger, der zunächst stand. „Wir feiern dem Musketier Xaver Dusel seinen Abschied."

„So janz alleene — ohne Dusel?" fragte lächelnd der Sergeant. „Das ist mich ja sonderbar! Wer hat denn da noch so'n räubermäßigen Bärenappetit, daß er dieses riesenhafte Butterbrot mit dem halben Käse so spät bei nachtschlafender Zeit noch hinunterwürgen will?"

„Dusel, Herr Scherfant!"

„Doch Dusel und immer Dusel! — Wenn er übrigens anjelandet kommt, soll er sich bei mich melden. Ihr aber nehmt euch 'n bißchen in acht, vonwegen eurer Feierlichkeit, auf daß damit schließlich kein ruhestörender Lärm passiert. Verstanden?"

„Jawoll 'rr Scherfant! Sei'n Sie man unbesorgt!"

Der Sergeant entfernte sich, um auf den anderen Stuben vorschriftsmäßig abzufragen. Man hätte ihm so gern ein Glas Bier angeboten, und er hätte es vielleicht auch gern genommen, aber — er war im Helm, in Ausübung seiner Dienstfunktion, und da hätte die wohlgemeinte Erfrischung für beide Theile gar übel vermerkt werden können, wenn's „rausgekommen" wäre.

„Armer Narr!" unterbrach Berger die nach Abgang des Sergeanten eingetretene Ruhepause. „Nun bist du zu guterletzt doch noch dran!"

„Ja, mich dauert die gute Seele!" meinten die meisten, und der Kompagnieflickschneider sagte:

„Anstatt nun nach Hause zu jehn, kommt das arme Thier wo möglich erst drei Tage in Kasten vonwegen Ausbleiben über Zapfenstreich. Jedenfalls heult ihm seine Landsmännin, das lange Hausmädchen bei Kommerzienraths, zum Abschied noch etwas vor und macht ihm die Trennung schwer."

„I, gloob doch so was nich," sprach ein anderer; „eher gloobe ich, daß der Schwerenöther sich mit 'nem Landsmann wo festgekneipt hat und nur nicht loskommen kann."

So rieth man hin und her und traf doch nicht das Richtige. Der gute, freigebige Xaver war so nah und doch so fern.

Eiligen Schrittes war er hinter dem Kapitäne d'armes her zur Kammer gestiegen. Diese aber befand sich zwei Treppen höher, unter dem Dach. Das umfangreiche Kasernengebände, das sich im großen Viereck herumzog, war dreistöckig. In der ersten und zweiten Etage, sowie in den Räumlichkeiten zu ebener Erde quartierten die Mannschaften zweier Infanterie-Bataillone, sowie auch hier entsprechende Wohnräume für die jüngsten Offiziere und einige unverheirathete Feldwebel sich befanden. Das dritte Stockwerk bestand zumeist aus den Arbeitsräumen der Oekonomie-Bekleidungs-Kommission und aus Bureaux. Gerade unter der Kompagnie-Kammer jedoch hatte der Brigadeschreiber ein Gelaß von Stube und Kammer inne. Die Kompagnie-Kammern befanden sich, wie bemerkt, im Dachgeschoß. Drei Nachtposten bewachten die Regiments-Kammer und die zwei Bataillons-Kammern und patroullierten bei beginnender Dunkelheit mit blankem Seitengewehr in ihrem Revier auf und ab. Der trübe Schein von drei Oellaternen verlieh ihnen die nöthige Helligkeit, um nicht zu stolpern und auf zehn bis fünfzehn Schritt die unbestimmten Umrisse eines nahenden Wesens unterscheiden zu können.

Dusel war in Hausschuhen und darum schnell und geräuschlos oben angelangt. Die Kammerthür stand offen, der Schlüssel steckte im Schloß. Der Capitaine d'armes aber stand mit einem anderen Sergeanten weiter weg auf dem Korridor vor dessen Kammer. Beide hatten Dusels Nahen nicht bemerkt. Sie kehrten ihm den Rücken zu und schienen tief in die Betrachtung einer Hose versunken zu sein, deren Tuch sie prüfend gegen das Fenster hielten.

Der Nachtposten war noch nicht aufgezogen.

Dusel war unschlüssig, was er thun sollte. Er mochte die eifrig sprechenden Vorgesetzten nicht unterbrechen. Endlich trat er leise in die Kammer und zog hinter sich die Thür wieder etwas zu. Kaum befand sich Xaver einige Augenblicke in der Kompagnie-Kammer allein und war eben bemüht, noch eine blinde Stelle auf dem Helm mit dem Aermel der Drelljacke zu verbessern, als auf einmal die Thüre zuschlug, dieselbe geschlossen und der Schlüssel abgezogen ward.

Das kam so schnell, daß Xaver gar nicht wußte, wie ihm geschah. Er wollte an die Thür eilen und rufen, aber der Schreck war ihm so in die Glieder gefahren, daß er sich nicht rühren konnte. Die Tritte der beiden Sergeanten waren indes in der Ferne verhallt. Guter Rath war jetzt theuer. Dusel tröstete sich mit dem Gedanken, daß der Sergeant ja doch noch einmal kommen müsse, um die weiße Hose zu holen.

So wartete er, aber immer nahte der Befreier noch nicht. Da ward's ihm wieder ängstlich ums Herz. Auf einmal fuhr er in die Höhe; denn draußen ließ sich der regelmäßige Schritt des Soldaten hören, der eben seinen Nachtposten bezogen hatte. Diesem Manne wollte er sich zu erkennen geben, aber er wußte nicht, was für einen Vorwand er brauchen sollte. So zögerte er so lange, bis er einsah, daß er nun gar nicht mehr rufen dürfe, wenn er nicht noch größeren Verdacht erwecken wollte.

Der kalte Angstschweiß perlte dem Aermsten auf der Stirn, die Augen umflorten sich, alles tanzte vor seinen Blicken. Dabei schien es ihm, als nickten ihm die in zwei Regalen stehenden vielen Helme höhnisch zu. Fröstelnd vor Angst setzte er sich auf den langen Tisch und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Um ihn herum war's mäuschenstill — unheimlich still. Nur von fern her trafen lustige Weisen und Gelächter sein Ohr; er wußte, daß dies seine Kameraden waren, die ohne ihn seinen Abschied feierten. Welch eine Ironie des Schicksals!

„Es lebe der Reservemann,
Der treu gedient hat seine Zeit,
Ihm sei ein Lebehoch geweiht!"

Ach, wie höhnisch und doch wie schön das klang!

Damit er es besser hören konnte, erhob sich Dusel unter sorg-

fältiger Vermeidung eines jeden verrätherischen Geräusches auf dem Tisch, um das Dachfenster zu öffnen und hinauszuschauen. Hier brauchte er sich nicht zu fürchten, gesehen zu werden. Das Fenster ging nach hinten hinaus, und auf dem gegenüberliegenden Festungswall war keine Menschenseele mehr um diese Zeit.

Die kühle Abendluft umfächelte liebkosend Dusels heiße Stirn, und das that dem Musketier wohl. Er legte sich mit den Armen breit ins Fenster und ließ gemächlich den Kopf auf dieser Unterlage ruhen. Die Füße standen noch über dem Niveau des Tisches auf der Querleiste eines leichten Lattengestells.

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig II. und sein Wintergarten in der Residenz zu München.

Die Zeit, welche alle Wunden heilt, hat auch den Schmerz gemildert, welcher in den verhängnißreichen Junitagen des Jahres 1886 das bayerische Volk durchzuckte, wenn auch die furchtbare Königstragödie von ihrer erschütternden Wirkung auf alle diejenigen, welche jenes düstere Schicksal miterleben mußten, nichts einbüßen konnte. Heute erscheint die Gestalt des Königs Ludwig II. den Leuten in weltferner lichtvoller Verklärung. Die Erinnerung an seinen einsamen Gang durch das Leben, an seine von einer beklagenswerthen Sensibilität bedungene Weltabgeschiedenheit, an sein unermüdliches Ringen nach idealer Schönheit und an sein geniales künstlerisches Schaffen bietet schönen Geistern und schwärmerischen Naturen reichen Stoff zu bewundernden Gesprächen und zu einer ungemein sympathischen Sagenbildung.

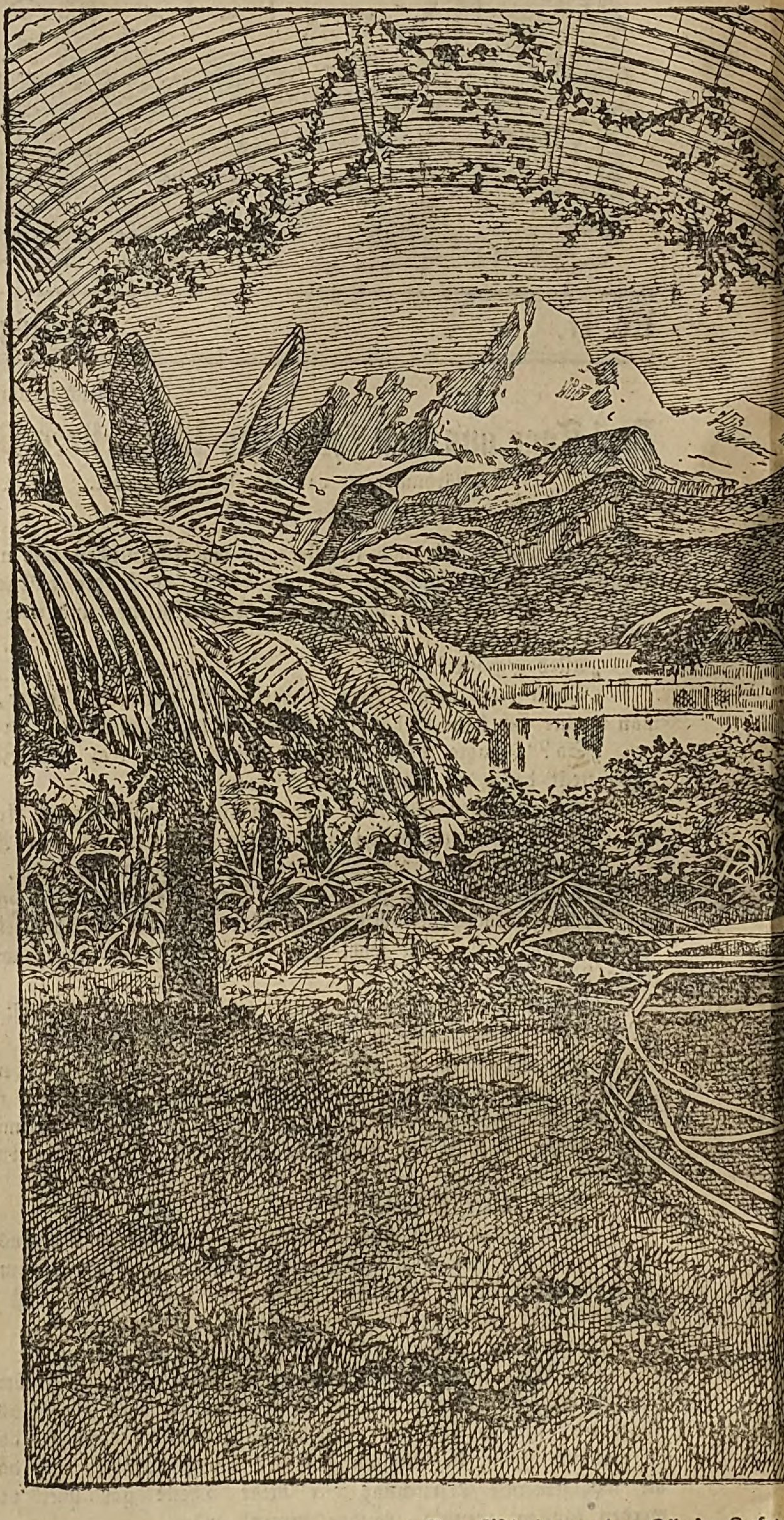
Wunderdinge erzählt man sich z. B. in allen Schichten des Volkes über den feenhaften Wintergarten, welchen der König Anfangs der siebziger Jahre im Nordbau der Münchener Residenz anlegen ließ, und diese Gespräche wurden noch allgemeiner und lebhafter, als kürzlich die Nachricht in den Tagesblättern zirkulirte, daß die Ueberreste dieses königlichen Wintergartens demnächst vollständig verschwinden werden, weil ihr Unterhalt das Gebäude ernstlich mit Schaden bedroht. Da König Ludwig II. unerbittlich streng darüber wachte, daß zu seinen Lebzeiten kein Bild, ja nicht einmal eine ausführliche Schilderung seines kleinen Paradieses in die Oeffentlichkeit drang, hatte das Publikum bisher nur einige unbestimmte Anhaltspunkte bei seiner Vorstellung vom königlichen Wintergarten, und es ist selbstverständlich, daß die Einbildungskraft an diese Anhaltspunkte anknüpfte und Phantasien schuf, die sich von der Wirklichkeit sehr weit entfernen.

Glücklicherweise hatte der König selbst Sorge getroffen, daß prächtige Photographien in ganz geringer Anzahl von seiner Märchenschöpfung angefertigt wurden, und wir sind in die Lage versetzt, unseren Lesern heute die Reproduktion einer solchen Photographie, die den Wintergarten in seiner schönsten Entfaltung zeigt, zu bieten und gleichzeitig einige Erläuternugen zu veröffentlichen.

Zu Lebzeiten seines genialen Erbauers, des unglücklichen Bayernkönigs Ludwigs II., war das kleine Paradies, das sich auf dem nach der Hofgartenseite liegenden Flügel der kgl. Residenz zu München knapp neben den Appartements des Königs befindet, fremden Augen vollständig verschlossen. Nur ganz wenige Auserwählte, durch die königliche Gunst stark ausgezeichnete Menschen, durften einen Blick hineinwerfen in die märchenhafte, grüne Palmenwildniß, in deren Schatten scheue Gazellen lagerten oder sich in den klaren Fluthen des Sees drängten. In den Zweigen der lang herabhängenden, süßduftenden indischen Kletterrosen schaukelten sich Papageien und tropische Vögel aller Art. Die wenigen Glücklichen aber, welche diese Herrlichkeiten mit eigenen Augen schauen durften, trugen dann die Kunde davon hinaus in die Außenwelt und erregten dadurch die Neugierde und das Interesse nicht nur der Münchener, sondern auch aller fremden Besucher der schönen Isarstadt.

Unser Bild zeigt den Haupttheil des Gartens. Das den Raum als Hintergrund abschließende Gemälde ist die Arbeit eines berühmten Meisters und zeigt die Gebirgskette des Himalaya. Ueber zierliche, aus hellem Bambusrohr gefertigte Brücken und Geländer, gelangt man an den See, der durch künstlich erzeugten Wellenschlag bis zur sturmgepeitschten Brandung aufgewühlt werden konnte. An der Seite schwankt der Nachen des Königs, während Lotusblumen sich im klaren See spiegeln. Mächtige Palmen, Dattelbäume und Bananen grünen rings umher. Seltene Vögel und Gazellen, Schwäne und Fische beleben die wunderreiche Szenerie und die klaren Fluthen des Wassers. Der König wünschte auch einen lebenden jungen Elephanten von weißer Farbe. Leider konnte aber diesem Wunsche niemals entsprochen werden.

An einer Stelle des Wintergartens befindet sich noch eine



Der Wintergarten König Ludw

indische Hütte und ein Kiosk, der mit künstlichem Mondschein erleuchtet werden konnte.

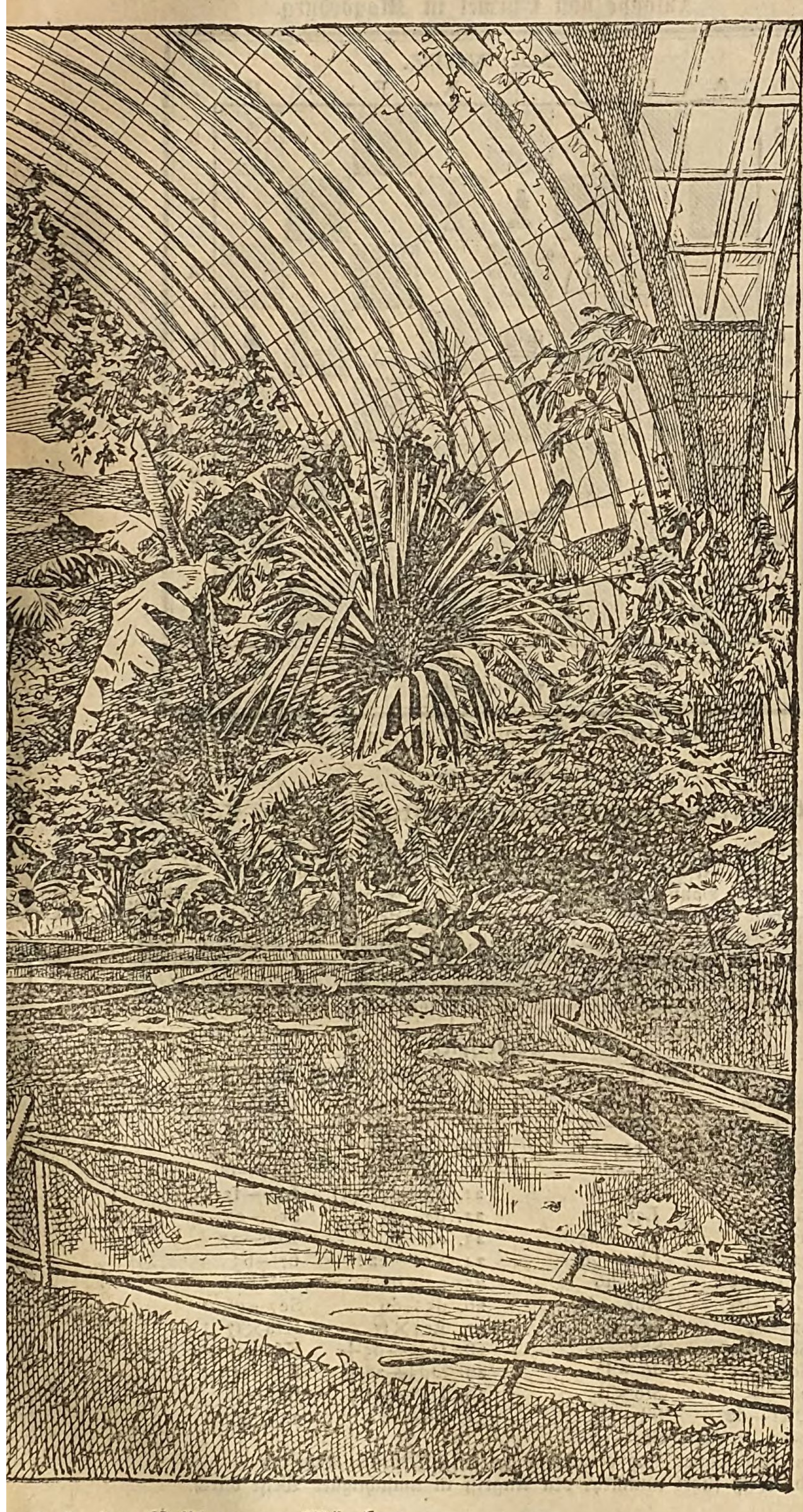
Der königliche Wintergarten wurde im Jahre 1871 vollendet und soll etwa mit Kiosk und Felsengrotte auf 125,000 Gulden Kosten gekommen sein.

Wanderskizzen von Johann Senft.

An der Stelle, wo der kühne Schütze gezielt haben soll, steht seit 1861 eine Kolossalstatue Tells aus Gyps; dort aber, wo heute der Geßlerbrunnen seine reichen Wasser spendet, soll bis 1561 die Linde gestanden sein, an welcher Walther auf 150 Schritte Entfernung den Pfeil seines Vaters erwartete. Nachdem wir noch dem nahen Bürglen, dem Geburtsorte Tells, Besuch gemacht, kehrten wir, den Schächenbach querend, zum Stationsgebäude zurück, um einige

Minuten nach 12 Uhr mit dem Bahnzug gegen den Gotthard abzudampfen.

Wer Mühe, Geld und Zeitversäumniß nicht scheut, dem ist



II. in der Resid enz zu München.

eine Fahrt im offenen Wagen oder eine Fußwanderung wenigstens von Amstieg bis Göschenen eindringlich zu empfehlen, da er nur dadurch einen vollständigen Ueberblick über die gerade hier großartigen Bahnbauten gewinnen kann. Glanzpunkt derselben ist die Strecke bei Wasen, wo in drei rasch aufeinanderfolgenden Kehrtunnels und ebenso ofter Ueberschreitung der Meienreuß eine Steigung von 704 auf 1030 Meter erreicht wird, so daß man das anfänglich auf einer ziemlich bedeutenden Anhöhe auftauchende Kirchlein von Wasen nach Bewältigung der dritten Kehre zum Erstaunen tief unter der Trace liegen sieht. Um 2 Uhr 10 Minuten entstiegen wir in Göschenen dem Bahnzug. In nächster Nähe links gähnt uns der rauchgeschwärzte Eingang zum Gotthard-Tunnel entgegen, dunkel und unheimlich wie die Pforte des Hades. Ein fast 15 km langer, länder- und völkerverbindender Bau mitten durch die Eingeweide der Berge, an welchem täglich durchschnittlich 2500 Arbeiter 7½ Jahre lang Schweiß und Mügen aufgewendet, dessen Baukosten mehr als 60 Millionen Franks verschlangen, den zu durchfahren ein Zug mittlerer Geschwindigkeit 25 Minuten braucht — ein solches Riesenwerk ist sicher für ewige Zeiten ein Triumph für unsere vor keinem Hinderniß zurückschreckende Ingenieur-Wissenschaft.

Wer erinnert sich nicht noch jener schmerzlichen Nachricht, die im Juli 1879 ganz Europa mit Bedauern vernahm, daß der geniale Bauunternehmer Louis Favre bei einem Gang durch den Tunnel mitten aus ruhmvollem Schaffen durch einen Schlagfluß plötzlich hinweggerafft worden sei? Wer gedenkt nicht jener bewundernden Erregung in allen interessierten Kreisen, als in den letzten Februartagen des Jahres 1880 die Kunde zu allee Ohren kam, die Bohrmaschine habe von Airolo her die letzte Gesteinsschicht durchstoßen, die Berechnung der Ingenieure habe sich auf's letzte Pünktchen als richtig erwiesen? Welcher Jubel aber drinnen im dunklen Stollen an jenem denkwürdigen Morgen des 29. Februar 1880, als die letzte Sprengpatrone ihre Schuldigkeit gethan, die letzte Scheidewand im Tunnel gefallen war! Direktor Bossi von der Göschener Sektion sprang als erster durch die entstandene Oeffnung, um den Ingenier Stockalper der Airoler Sektion zu begrüßen. Alles stürzt im Freudentaumel ihm nach. Ingenieure und Arbeiter umarmen sich; wetterharte Männer weinen vor Freude wie Kinder. — Es blieb nicht lange Zeit, an Vergangenes zu denken. Ein zerlumptes, schwarzäugiges Büblein hielt mir ein gefächertes Brett mit den verschiedenartigsten Gotthard-Mineralien unter die Augen, mit einschmeichelnder Stimme mich zum Kaufe einladend. Der arme Bursche konnte wohl nicht begreifen, daß ich wenig Lust dazu haben konnte, meinen 10 Pfund schweren Tornister noch mit einigen Kilo Alpensteinen zu beschweren. Wie einst den Ländeplatz in Flüelen, so umlagert jetzt hier eine lärmende Gesellschaft von Kutschern die Ausgänge des Bahngebäudes, um in zudringlicher Weise auch uns zur Benützung ihrer Gefährte zu bereden. Die Leute wollen unter allen Umständen verdienen; bis nach Realp, am Fuße der Furka, 15 km, wollte uns ein Einspänner um den Preis von 1 Frcs. für die Person befördern. Doch zogen wir einen Fußmarsch vor. Eine ganze Karavane eilte mit uns aufwärts gegen die großartige Felslandschaft der nahen weltbekannten Teufelsbrücke zu. Dreißig Meter unter dem einzigen Bogen der Brücke stürzen die tosenden Gebirgswasser im schäumenden Falle nieder in eine tiefe Schlucht, seinen Sprühregen, aufgewirbelt von heftigen Windstößen, uns ins Gesicht schleudernd. Die Befestigungen am nahen Bätzberg sowohl, als auch ober- und unterhalb des Urnerloches machen es auch dem Laien begreiflich, daß hier ein für die Schweiz äußerst wichtiger strategischer Punkt liegt. Vor bald hundert Jahren (1799) haben hier heftige Kämpfe zwischen Franzosen und Russen stattgefunden. Auf Anregung des Fürsten Galizin in Moskau soll zum ehrenvollen Gedächtniß der damals hier gefallenen Russen, welche am 25. September 1799 die Passage durch das Urnerloch mit großen Verlusten forcierten und hierauf die Franzosen über die von denselben hartnäckig vertheidigte Teufelsbrücke zurückdrängten, ein Denkmal mit folgender Inschrift in russischer Sprache errichtet werden: „Den tapferen Waffengefährten des Obergenerals Grafen Suwarow, römischen Fürsten von Italien, die beim Uebergang über die Alpen 1799 umkamen.“ Nach Preßnachrichten wird die feierliche Einweihung des Denkmals noch im Laufe dieses Jahres stattfinden. Jedenfalls wird dasselbe in Zukunft mehr Interesse erregen, als die mit riesigen Buchstaben in weißer Oelfarbe an den Granitwänden des Urnerloches angebrachten Annoncen helvetischer Handelsfirmen. — Und nun zum Urnerloch! Ein 64 m langer, 4 m hoher und 3 m breiter Felsdurchbruch, 1707 zuerst angelegt, vor der Erbauung der Gotthardstraße nur für Pferde gangbar, jetzt für zwei Wagen breit genug, führt aus dem wilden Felsengebiete bei Göschenen hinein in ein stilles, grünes, von der Reuß durchströmtes, von zum Theil schneebedeckten, kahlen Bergen umschlossenes Thal — das Urserenthal. Schmutzige Wassertropfen sickerten von den feuchten Felswänden; dumpf dröhnte der Widerhall von den Tritten unserer festgenagelten Schuhe, als wir durch das dunkle, stark befestigte Felsengewölbe schritten, um nach einigen Sekunden das freundliche Alpdörfchen Andermatt in all' seiner sommerlichen Lieblichkeit im „stillen Thal der Freude“ vor uns zu sehen.

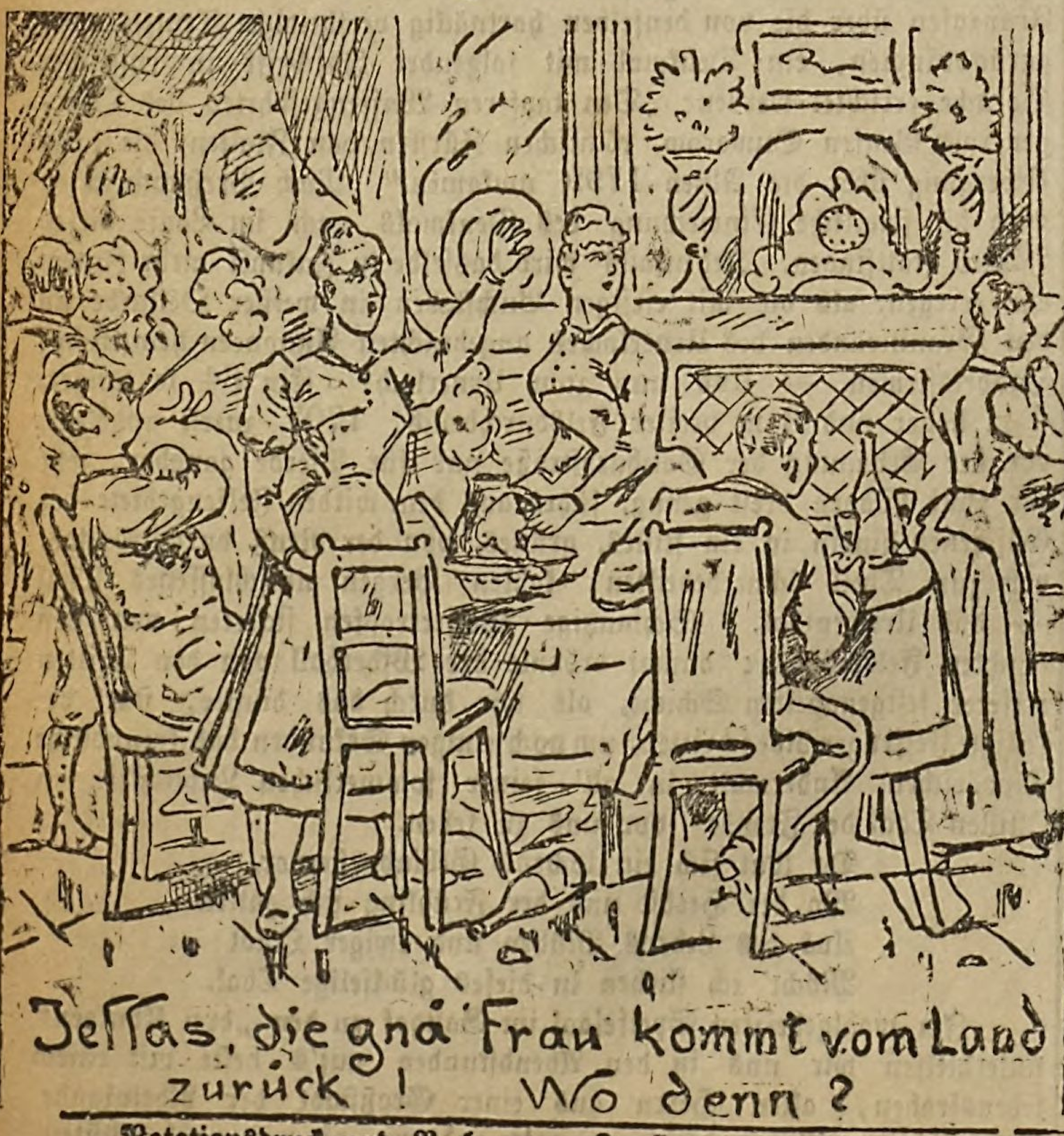
Da thut sich ein lachend Gelände hervor,
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten.
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht' ich fliehen in dieses glückselige Thal.

Im wohlgeheizten Speisesaal im Gasthof zu den „drei Königen“ unterhielten wir uns in den Abendstunden auf's beste mit einem lebensfrohen, alten Herrn aus einer Großstadt der Rheinlande. Mit wichtiger Miene fragte er unter anderem, ob wir wohl wüßten,

daß in unserm Gasthof am 4. Oktober 1797 auch Göthe gewohnt und gespeist. Als wir verneinten, da war er unermüdlich im Erzählen von Episoden aus dessen Schweizerreise, wie er in Realp ein langes theologisches Gespräch mit einem Pater gehabt, wie ihn im Leukerbad ein gewisses hüpfendes Ungeziefer geplagt ꝛc. Die Anwesenheit Göthes hier in den „drei Königen" lag schon lange hinter uns; wenigstens hat mich der Gedanke daran in der darauffolgenden Nacht viel weniger beunruhigt, als das Gemurmel der hart an unserem Schlafzimmer vorübersprudelnden, jugendfrischen Reuß.

Am folgenden Tage standen wir schon in früher Morgenstunde im nur 3 km entfernten Hospenthal am Straßenstein „38 km von Altorf". Hier windet sich links die Gotthardstraße die Höhen hinan, während der Furkaweg noch im ebenen, einförmigen Thale sich hinschlängelt. In der Sohle desselben strömt eiligen Laufes die Furkareuß gegen Andermatt zu; die Thalränder steigen zu beiden Seiten in steilen Rasenhängen gegen die zerrissenen Felszacken des Gebirgs empor, von dessen niederhängenden Gletscherzungen stürzende Wasser wie silberweiße Fäden da und dort von den jähen Felswänden niedergleiten. Struppiges Geäst halbverdorrter Lärchen- und Föhrenlatschen (Zundern) kriecht streckenweise am Boden hir; dazwischen liegen verwitterte Felstrümmer und Steinblöcke. Die stille Oede, die uns umgibt, wird hie und da unterbrochen durch das dumpfe Gepolter stürzender Steine, durch das bimmelnde Schellengeläute weidender Schafherden oder durch den heiseren Schrei eines über den Schneefirnen kreischenden Raubvogels. Am Ende des Thales, da wo die Furkastraße sich in mächtigen Windungen zur Jochhöhe hinaufkrümmt, stehen in baumloser Thalmulde gar einsam ein paar elende wettergebräunte Holzhütten um ein Kapuzinerhospiz herum — das Alpendörfchen Realp. Unmittelbar hinter dem Dörfchen klimmen wir kühn und unternehmungslustig kehrabschneidend auf kaum erkennbaren Pfaden die steilen Grashalden hinan, genießen einen schönen Rückblick über das langgedehnte Urserenthal und verfolgen weithin die Zickzacklinien der Oberalpstraße, die von Andermatt hinüber ins Rheinthal führt, und der Gotthardstraße hinauf gegen das Hospiz. Aber es kostete noch manchen Schweißtropfen, bis wir nach Ueberwindung einer Steigung von 900 m (Realp 1542 m, Paßhöhe 2436 m) endlich das Hotel Furka erreichten. Hier stehen wir auf der Wasserscheide zwischen Rhein und Rhone, Nordsee und Mittelmeer, auf der selten schneefreien Höhe eines nach beiden Seiten steil abfallenden Joches, und schauen hinein ins Walliserland, auf die glitzernden Schneehäupter des Berner Oberlandes und der Penninischen Alpen, hinunter ins tiefeingerissene Rhonethal, in die große Völkersackgasse, aus der man bequem nur mehr durch die Oeffnung nach dem Genfersee hinauskommen kann.

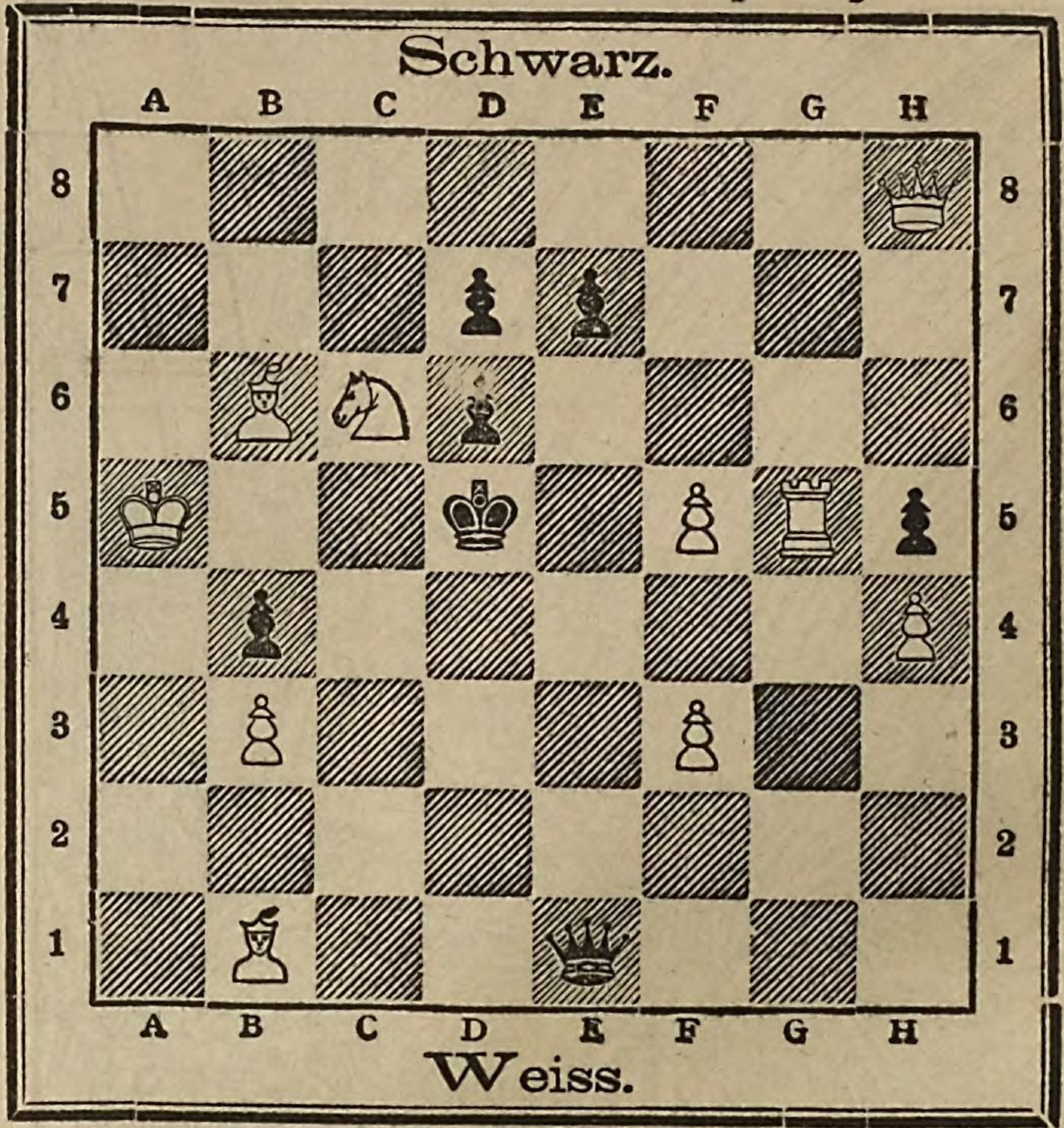
Vexirbild.



Schachzeitung № 262.

Redigirt vom Regensburger Schachclub

Aufgabe von L'hrmet in Magdeburg.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Internationales Damenschachturnier zu London.

Im Damenschachturnier zu London stunden nach der 14. Runde am besten: Miß Rudge mit 11½ Gewinnpartien, Sig. Fagan mit 10½, Mrs. Worrall 9½, Mme. Bonnetin 9, Mrs. Berry, Miß Gooding, Miß Waston 8½, Miß Hooke 8, Miß Field 7½, Mrs. Sidney 7, Miß Fox 6½, Lady Thomas 6, Miß Eschwege und Frl. Hertzsch 5½, Frl. Müller—Hartung 3½. Ueber die Qualität der bisherigen Leistungen drücken sich die englischen Blätter mehr galant als begeistert aus. Nachstehend folgt eine der besten der bisher bekannt gewordenen Partien aus der 5. Runde.

Läuferspiel.

	Weiß: Sig. Fagan.			Schwarz: Miß Thorold.
1.	e2—e4	e7—e5	17. Lh4—g3	f7—f6
2.	Lf1—c4	Lf8—c5	18. Th1—g1	Sg2—f4
3.	b2—b4	Lc5—b6	19. Lg3×f4	e5×f4
4.	Sg1—f3	d7—d6	20. Tg1—e1+	Ke8—f8
5.	e2—c3	Sg8—f6	21. d3—d4! (b)	Lg6—f7
6.	d2—d3	Lc8—g4	22. d4—d5	Sc6—e7
7.	h2—h3	Lg4—h5	23. a4—a5	Lb6—a7
8.	g2—g4	Lh5—g6	24. Te1—e2!	b7—b5
9.	Lc1—g5	h7—h6	25. a5×b6	c7×b6?
10.	Lg5—h4	Dd8—d7	26. d5—d6	Se7—g6
11.	a2—a4	a7—a6	27. Lc4×f7	Kf8×f7
12.	Sb1—d2	Sb8—c6	28. Dd2—d5+	Kf7—f8
13.	Sd2—b3	d6—d5	29. Dd5×a8+	Kf8—f7
14.	e4×d5	Sf6×d5	30. Da8—d5+	Kf7—f8
15.	Dd1—d2	Sd5—f4	31. Td1—e1	aufgegeben
16.	o—o—o (a)	Sf4—g2?		

a. Ein kühner Zug angesichts der vorgeschobenen Bauern.
b. Weiß führt nunmehr den Angriff in umsichtigster Weise durch.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 258 von Dobrusky

1. Kc3—b3 / Ke4—d4 2. Dh5—f3 / Beliebig. 3. Ld2—c3, e3, Df3—e3 ‡

1. ······· / Beliebig. 2. Dh5—g4— / Ke4—e5, d5, 3. Dg4—f4, c4 ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, von Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von R. Kern, B. H.—, G. Geisel, Gustav Schmidt, A. Oberhofer, L. Schönhuber, J. Schuler und R. Weiß

Notiz: Zuschriften, Lösungen ꝛc. ꝛc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. **Spieltage: Sonntag Nachmittags** und **Mittwoch Abends im Cafe Prinzengarten.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 48. Montag, den 12. Juli. 1897

(Nachdruck verboten.)

Drei Tage aus dem Leben des Musketiers Dusel.

Militärhumoreske von J. J. Kuyawa.

(Fortsetzung.)

Wie seltsam und wunderlich erschien doch dem Beobachter wider Willen hier diese nächtliche Umgebung! Die dunkeln Spitzen der hohen Pappeln gegenüber wiegten in geheimnißvollem Geflüster ihre Kronen, und wiederholt streiften häßliche Fledermäuse seinen Kopf. Von fernher erscholl ein Rauschen und Summen. Das kam aus der Stadt, in der all die verschiedenen Menschenkinder bis spät in die Nacht hinein ihren Geschäften oder ihren Vergnügungen nachgingen.

„Der über den Zapfenstreich hinaus in unbekannter Abwesenheit lebende Reservist Xaver Dusel soll leben! Vivat hoch! Abermals hoch! Und nochmals hoch!"

Das hörte Xaver ganz deutlich, und er mußte lächeln trotz all seines Pechs. Er ahnte, daß es da unten wohl heiß sein möchte und man deshalb die Fenster geöffnet hatte. Ein fideles Leben auf seine Kosten! Welch ein Hohn! Er wollte einmal probieren, ob man von hier aus auch die Gespräche behorchen könnte, und gedachte, sich weiter hinauszubiegen.

Im Begriff, sich mit den Füßen einen Schwung zu geben, zerbrach die Latte, auf der er stand, mit lautem Krach, und Dusel fiel, ohne irgend einen Schaden zu nehmen, mit großem Gepolter auf den Boden.

„Ach, du meine Güte!" jammerte er und rieb die schmerzende Stelle seines verschämten Ichs nachdrücklich mit der Hand. „Jetzt, Xaver Dusel, hast du dir selbst verrathen!"

In sein Schicksal ergeben, trat er dicht an die Thür und horchte gespannt, was der Posten auf dem Korridor wohl thun würde. Dieser aber hatte, wie der Pechvogel bald sicher annehmen durfte, das verdächtige Geräusch gar nicht gehört. Der Nachtposten stand nämlich zufällig gerade am äußersten Ende des Korridors und schaute gähnend in den Kasernenhof hinab.

Schon schmeichelte sich Dusel mit der Hoffnung, mit einem blauen Fleck davongekommen zu sein, als er draußen die bekannte Stimme des Brigadeschreibers vernahm.

„Posten!" rief derselbe.

„Hier! — Was befehlen, 'rr Schersant?"

„Haben Sie denn jetzt nichts plumpsen jehört?"

„Nee, das ich nicht wüßte!"

„Nanu! Das müssen Sie doch wohl jehört haben! Das war ja so stark, daß ich denke, die Decke über mir fällt ein!"

„Was Sie sagen! — Nee, nich'ne Ahnung hab' ich jehört! Wo soll denn das jewesen sin?"

„Gerade über meiner Stube, also da in dieser Kammer."

„Jewiß wieder mal so 'n altes Katzenvieh, wo vom Jesims runterjesprungen is."

„Unsinn! Das war keine Katze! Da ist ein Spitzbube drin. Ich werde gleich auf der Wache veranlassen, daß der betreffende Capitäne d'armes herbeijeholt und die Sache untersucht wird."

„Ja, das wird woll's beste sin, wenn Sie meinen; aber, bitte, Herr Schersant, legen Sie mir erjebenst nich rin, indem ich wirklich nichts nich jehört habe."

Der Sergeant entfernte sich.

Die Angst schärft das Gehör; Dusel hatte jedes Wort vernommen. Er berechnete die Zeit, die ihm noch blieb, und erkannte, daß in zehn Minuten sein Schicksal sich entscheiden müsse.

Da sah er in seiner Noth das offene Bodenfenster und athmete auf. Er wußte, daß das Dach ziemlich flach war, und ohne weiter das Gefährliche seines Wagnisses zu bedenken, entledigte er sich schnell der Hausschuhe, verbarg dieselben unter seiner Drelljacke, die er fest zuknöpfte, stieg behend auf den Tisch und von da schnell hinaus ins Freie. Noch wußte er nicht, was er auf dem Dach beginnen sollte, oder wie überhaupt die fatale Geschichte verlaufen würde. Instinktiv schob er sich auf Händen und Füßen nach des Daches First, um sich dort im Schatten des dicken Schornsteins den Blicken seiner Häscher zu entziehen.

Indem er Umschau hielt, gewahrte er auf der dem Kasernenhof zugewendeten Seite des Daches die anderen Bodenluken. Dusel entsann sich, daß dieselben direkt dem Korridor Licht verliehen, und ein Gedanke an Rettung durchzuckte ihn. Das äußerste Bodenfenster befand sich im stumpfen Winkel am Ende des Korridors. Dort waren Sprungmatratzen und andere Turn-Geräthe aufbewahrt. Wenn er ungefährdet dahin gelangen könnte, dann wäre er gerettet vor Strafe und Schande. Dieser Gedanke war es, der Dusel mit verwegenem Muth erfüllte.

Vom Hof aus konnte ihn niemand sehen, darum kroch er weniger ängstlich, aber immerhin sehr behutsam, bis an jene Lucke. Dort — am Punkte der Entscheidung — angelangt, kauerte er sich erst ruhig hin, um neue Kraft und Fassung zu erlangen. Dann lugte er vorsichtig durch das Fenster auf den Korridor, und als er sich sicher fühlte, griff er rasch durch die schon längst zerbrochene Fensterscheibe und öffnete ohne sonderliche Mühe beide Fensterflügel. Wieder ließ er eine Pause eintreten, in der er das Klopfen seines Herzens zu hören glaubte. Hierauf bog er den Kopf zum Fenster hinein und horchte gespannt eine ganze Weile. Nichts regte sich, niemand war in der Nähe, nur in den Matratzen raschelte und piepste es verdächtig. Das waren aber nur harmlose Mäuse, die ihn nicht verrathen konnte. Die Gelegenheit war günstig. Noch einmal prüpfte Dusel die Oertlichkeit, dann ein geschickter Schwung, ein kühner Satz — und er stand auf den Matratzen. Und schnell zog er seine Hausschuhe an und huschte bis zur nächsten Treppe. Hier lehnte er sich erst ans Geländer, um die Erregung zu bemeistern; denn hier erst durfte er sich sicher fühlen. Hätte sich jemand genaht, dann brauchte Dusel nicht mehr zu erschrecken. Noch wußte er nicht, was er zunächst beginnen sollte. Leider lag sein Zeug auf der Kammer, und das machte ihm doch Sorge. Aber mit der goldenen Freiheit war Xavers Muth zurückgekehrt, und, wie schon oftmals, so verließ er sich auch diesmal wieder ganz auf seinen Glücksdusel.

Stimmengewirr und Tritte nahten. Der Unteroffizier nebst zwei Mann von der Wache, der Brigadeschreiber und einige neugierige Unteroffiziere kamen heran; durch die außergewöhnliche Bewegung aus ihren Stuben gelockt, folgten in einigem Abstand auch Gemeine, denen sich Dusel mit leichtem Herzen und unauffällig anschloß.

„Was ist denn man eigentlich los?" fragte er einen Kameraden.

„Das weeßt Du noch nich? Hier ist eener Kompagnie-Kammer einjebrochen worden; die Spitzbubenbande ist aber jestört worden und sitzt jefangen drin."

Dusel mußte im Innern herzlich lachen über dieses Phantasie-Gemälde und wollte noch weiter forschen, als der wachthabende

Unteroffizier die sich immer mehr ansammelnden Soldaten mit dem Gewehrkolben zurückdrängte, indem er sie barsch anfuhr:

„Zurück da! Hier jiebt's nischt zu maulaffen! Und wer nicht augenblicklich auseinanderjeht, dem werd ich's besorgen!"

Die Soldaten zerstreuten sich. Dusel jedoch gab vor, eine Aufklärung machen zu können und durfte folgen.

Die Kammer stand offen, und alle waren eingetreten. Keine Ecke blieb undurchsucht.

„Na, dajewesen ist aber jemand," behauptete der Capitaine d'armes. „'s muß auch doch noch irgendwo einer stecken; denn das Thürschloß ist unversehrt und der Schlüssel nicht aus meiner Hand gekommen. Ja, dennoch —"

„Herr Schersant," unterbrach ihn Dusel und drängte sich vor.

„Nanu, was jiebt's denn? Was haben Sie hier zu suchen?"

„Entschuldigen Sie man, Herr Schersant, ich kann Ihnen for die Untersuchung vielleicht 'n Anhaltepunkt jeben."

„Sie? — Wieso denn?"

„Ich war da und wollte Sie bitten, wegen besondere Privatverhältnisse schon ufn Abend mein Zeug abzunehmen, weil ich man 'nen weiten Marsch habe und gern morjen Abend noch zu Hanse sin möchte."

„Nanu, was hat denn das mit die Jeschichte zu thun?"

„Das kommt jetzt eben, Herr Schersant. Wie ich nu so uf die Kammer drufzu gung, radaut was drinne und spektakelt, wie 'n wilder Ochse. Weil ich nu denke, daß das der Herr Schersant sein dhäten, gung ich rin. Die Thüre war man bloß so 'n bißchen angelehnt. Wie ich drin war und wollte mit Sie in aller Jüte sprechen, da sind Sie 's nich!"

„So — Wer war 's denn?" fragten alle gespannt.

„Dort in der Ecke bei den Mäntel machte sich's zu schaffen. Ich legte mein Zeug einstweilen sehr sorgfältig und propre hin — sehn Sie, do liegst noch so — und wende mir in die Ecke, wo ich dachte, Sie wären dort!"

„Potz Pompen und Achselstücke! Da sagen man doch endlich, wer bei die Mäntel war!"

„'war 'n Civilifte, der hinter die Mäntel vorkam und zu mich sagte, er hätte uf Ihren Befehl, Herr Schersant, man bloß 'nen Ziegel injezogen, das 's nich durchregnes könnte, und nu hätte er noch was ufs Dach zu thun."

„Ich habe keenen Menschen was befohlen vonwegen Ziegel inziehen!"

„Und dann ist der Kerl da zum Fenster nausjestiegen!"

„Richtig! Das Fenster hatte ich am Nachmittag jeschlossen!" sprach der Capitaine d'armes und fuhr dann wieder Dusel an:

„Und das alles sagen Sie mich jetzt erst?"

„Ja, Herr Schersant, wann sollte Sie 's denn sagen? Ich habe mich nischt Arges bei jedacht, weil doch der Kerl sagte, daß Sie ihn doch bestellt hätten."

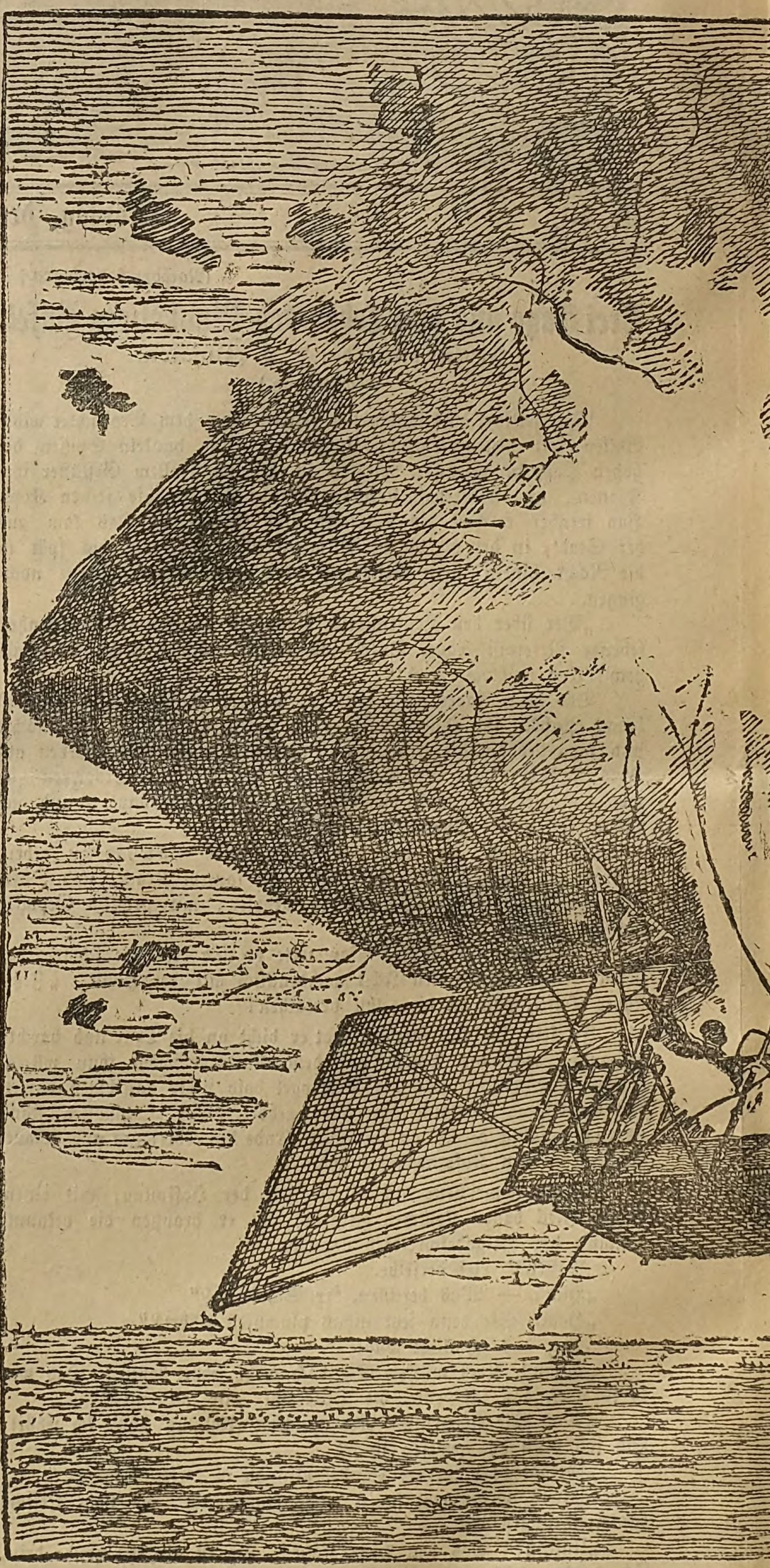
„Ach was! Ich habe keinen Mensch nich bestellt. — Na, und was weiter?"

„Ich hatte noch die Halsbinde hier verjessen und gung deshalb noch mal flink runter. Wie ich aber wieder oben kam, war die Kammer zujeschloßen, und alles war ruhig. Hier ist nu ooch noch die jute Halsbinde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Berliner Ballonkatastrophe.

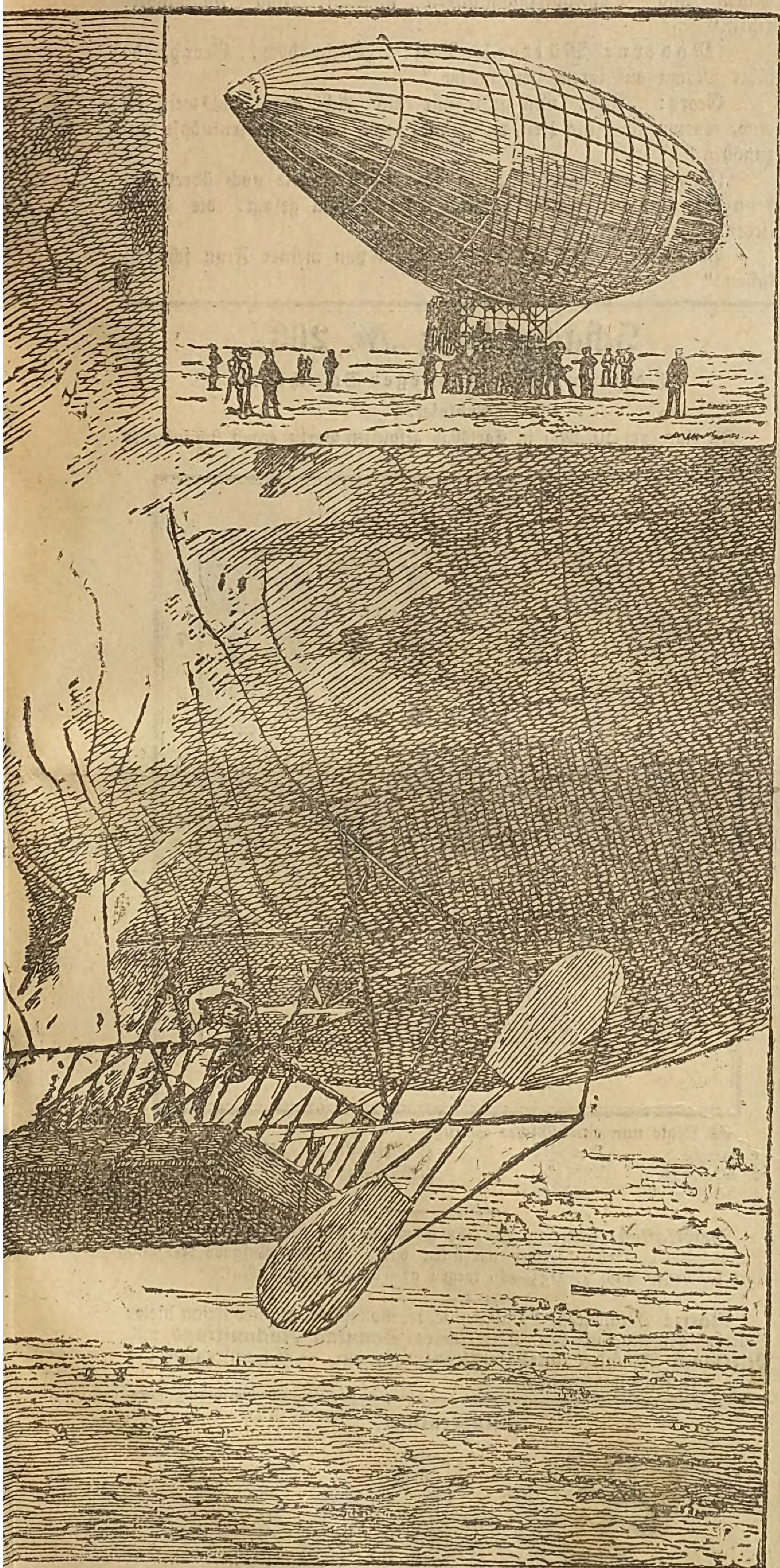
Das Problem des lenkbaren Luftschiffes harrt noch immer seiner Lösung und viele Fachleute sind der Ansicht, daß der Ballon überhaupt nie lenkbar gemacht werden wird und nur eine Flugmaschine, die sich nach Art des Vogelfluges in der Luft bewegen würde, die Möglichkeit einer Steuerung bieten könnte. Alle Versuche, die bisher mit sogenannten lenkbaren Luftballons unternommen wurden, endeten entweder resultatlos, oder sie führten schwere Unglücksfälle herbei. Einem solchen sind nun in Berlin Dr. Wölfert und der Mechaniker Robert Knabe, welcher ihn bei seiner letzten Auffahrt begleitete, zum Opfer gefallen. Dr. Wölfert hatte sich einen cigarrenförmigen Ballon bauen lassen und an demselben Schraubenflügel und ein Steuer anbringen lassen, wodurch er die Bewegung des Ballons zu reguliren suchte. Zum Antrieb der Schraubenflügel diente ein Benzinmotor, der mit 30 Litern Benzin gefüllt und in der Gondel des Ballons untergebracht war. Hierin lag nun eine permanente Gefahr, da bei einer Explosion des Motors oder dem Herausspringen eines Funkens das Wasserstoffgas, mit dem der Ballon gefüllt war, leicht in Brand gesetzt werden konnte. In der That ist auch die Katastrophe in dieser Art eingetreten. Bei einer Auffahrt, die Dr. Wölfert und Knabe kürzlich vom Tempelhofer Felde aus unternahmen, schlug, als sich der Ballon etwa 1000 Meter über der Erdoberfläche befand, eine Stichflamme aus dem Motor heraus und setzte den Ballon in Brand. Derselbe ging zum Entsetzen der Zeugen dieser Katastrophe in einem Augenblicke in Flammen auf. Man fand dann die vollständig verkohlten Leichname der beiden Verunglückten auf dem Felde. Unsere heutige Illustration zeigt die Katastrophe und im Eckfelde den Aufstieg des Ballons.



Die Berliner Ba

Winzer.

Das Pfarrdorf Winzer, eine kleine Stunde von Regensburg, hart an der Donau, wo dieselbe den nördlichsten Punkt verläßt und die südöstliche Richtung nimmt und sie nun auch beibehält, ist einer



...llon-Katastrophe.

der ältesten Orte Bayerns, schon in den Urkunden der Agilolfinger als „Winzera" erwähnt. Herzog Theodo schenkte i. J. 680, Herzog Odilo 737 an bayerische Klöster Weinberge daselbst; 896 erhielt das Kloster St. Emmeram von Kaiser Arnulf etwa 40 Weingärten in der Nähe von Winzer, in deren Besitz es Jahrhunderte hindurch verblieb. Der Weinbau mag hier einst bedeutend gewesen sein; die alten Klosterrechnungen von St. Emmeram zeugen von dem außerordentlichen Weinreichthum dieser Gegend. Die Hügel am linken Donauufer von Kelheim bis Passau waren ehedem mit Reben bepflanzt, daher auch so viele Ortschaften den Namen „Winzer" führen; auch der häufig vorkommende Geschlechtsname „Weinzierl" erinnert an die Zeiten des früheren Weinbaues in diesen Gegenden. Das fast gänzliche Erlöschen desselben fällt in die Zeit des unseligen dreißigjährigen Krieges. Heutzutage wird derselbe nur noch an den Bergen zwischen Tegernheim und Wörth betrieben. Die am Bergabhange gelegene feste Burg in Winzer kam um die Mitte des 14. Jahrhunderts an Ulrich Kuttenauer, 1431 an Kaspar Pinzinger, später an den Deutschen Orden, von diesem 1804 an Bayern. Das hier lebende adelige Geschlecht der Winzerer war schon im 14. Jahrhundert erloschen. Der größte Theil der Grundstücke befand sich im Besitze des Klosters St. Emmeram. Demselben Stifte verdankt wahrscheinlich auch die Pfarrkirche St. Nikolaus ihre Entstehung, indem das Wappen desselben an der Außenseite angebracht ist. Neben der Kirche entspringt eine wasserreiche Quelle, welche sogleich am Fuße des Berges eine Mühle treibt, welche, noch heute im Gebrauche, ein Werk des Emmeramer Mönches und Stiftsbaumeisters Ascrikus aus der Mitte des 12. Jahrhunderts ist, — seinerzeit als ein Meisterwerk („opus artificiosumet laboriosum") vielfach bewundert.

Hinter Winzer auf dem Berge liegt das Dörfchen Kager mit einem interessanten uralten romanischen Kirchlein, welches Papst Leo IX. im Jahre 1052 auf der Reise von Regensburg nach Nürnberg durch den aus der Ferne ertheilten Segen eingeweiht haben soll.

Literarisches.

Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Gesammtdarstellung aller Gebiete der gewerblichen und industriellen Arbeit sowie von Weltverkehr und Weltwirthschaft. Neunte, durchaus neugestaltete Auflage. Bearbeitet von Fachmännern ersten Ranges. Vollständig in 10 Bänden, geheftet je 8 Mark, in Halbfranz gebunden je 10 Mark. Auch in 160 Heften zu je 50 Pfg., oder in 400 wöchentlich erscheinenden Lieferungen zu je 20 Pfg. beziehbar. Leipzig, Otto Spamer.

Das Erscheinen eines neuen Bandes dieses großartigen, einzig dastehenden Werkes bedeutet stets ein Ereigniß auf dem Büchermarkte, besonders dann, wenn sein Inhalt eines so allgemeinen Interesses sicher ist, wie bei dem uns jetzt vollständig vorliegenden vierten. Derselbe umfaßt das weite Gebiet der Landwirthschaft und der landwirthschaftlichen Gewerbe und Industrien, also Acker- und Pflanzenbau, Viehzucht und Forstwirthschaft; ferner Müllerei, Bäckerei und Biskuitfabrikation, Zucker- und Stärkefabrikation, Brennerei und Brauerei, Wein- und Schaumweinbereitung, Kakao- und Schokoladefabrikation und endlich die Tabakindustrie. Die hervorragendsten Fachmänner haben sich vereinigt, um diese Zweige der Nahrungs- und Genußmittelindustrie zu einer Darstellung zu bringen, die durchaus auf der Höhe der modernen Wissenschaft und Technik stehend, anregend und für jedermann verständlich ist. So stammt der erste Hauptabschnitt, die Landwirthschaft mit ihren verschiedenen Nebenzweigen, aus der Feder des Herrn Professors Dr. Settegast, des Direktors des landwirthschaftlichen Instituts in Jena, einer Autorität auf seinem Gebiete, während die verschiedenen Abtheilungen der landwirthschaftlichen Gewerbe und Industrien von Herrn Professor Dr. F. Ahrens in Breslau, Dr. H. W. Dahlen, Generalsekretär des deutschen Weinbauvereins in Wiesbaden und anderen bedeutenden Fachgelehrten mit Namen von bestem Klange bearbeitet sind. Um nur etwas aus der Fülle des Gebotenen hervorzuheben, verweisen wir auf Kapitel wie das der Handelsgewächse, darunter auch die fremdländischen Gewürz- und Genußpflanzen, dann das besonders Interessante über die Verwerthung der Viehprodukte; ferner über die Müllerei mit Anschluß der wohl noch nirgends zur Schilderung gelangten Reismüllerei und Oelfabrikation; weiter über das in der Neuzeit so vielfach fortgeschrittene Bäckergewerbe mit den hochinteressanten Ausführungen über Großbetrieb und Feldbäckereien. In der Bierbrauerei, sowie Wein- und Schaumweinbereitung ist den neuesten Erfindungen und Erfahrungen Rechnung getragen; diese Kapitel, ebenso wie das über die Tabakindustrie, sind in so guter Darstellung, wie hier, besonders auch vom Gesichtspunkte der landwirthschaftlichen Bedeutung aus, wohl noch nirgends geboten worden und müssen

jeden Gebildeten interessieren. Der hervorragenden textlichen Behandlung des Bandes entspricht die illustrative Ausstattung, die in jeder Hinsicht unübertrefflich genannt werden muß. Schon beim bloßen Durchblättern des Bandes besticht die erstaunliche Reichhaltigkeit der Abbildungen, deren technische Vollendung nichts zu wünschen übrig läßt.

Spamers illustrirte Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung d. Kulturgeschichte unter Mitwirkung von Prof. Dr. G. Diestel, Prof. Dr. Rösiger, Prof. Dr. O. E. Schmidt und Dr. K. Sturmhoefel neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. Otto Kaemmel. Dritte, völlig neugestaltete Auflage. Mit nahezu 4000 Text-Abbildungen nebst vielen Kunstbeilagen, Karten, Plänen u. s. w. In 10 Bänden: geheftet je 8,50 *M.*, gebunden je 10 *M.* Verlag von O. Spamer, Leipzig. Der soeben erschienene neunte Band, der vorletzte des großen Werkes, umfaßt den zweiten Theil der Geschichte der neuesten Zeit, einen verhältnißmäßig kurzen Zeitraum, freilich Jahre, so reich an politischen und sozialen Ereignissen, wie wenig andere. Alle die hier zur Darstellung gelangenden Ereignisse bilden Marksteine der Geschichte unserer Zeit von einschneidender Bedeutung für die Folge. Eine Schilderung dieser Epoche, die unsere Väter und Großväter miterlebt haben, die in ihren Folgen uns selber betrifft, darf von vornherein des größten und allgemeinsten Interesses sicher sein. Außer den vielen Textillustrationen enthält der Band wieder zahlreiche Extrabeilagen und Karten, worunter als besonders interessant ein Brief Blüchers erwähnt sei. Es fehlt dem Werke zur Vollständigkeit nunmehr nur noch der letzte, zehnte Band, der im Herbst d. J. erscheinen wird.

Vermischtes.

Ein pfiffiger Neapolitaner. Nicht alle italienischen Kriegsgefangenen, die aus den Gefilden Abessiniens zurückgekehrt sind, haben wenig mehr als das nackte Leben gerettet. Es befindet sich unter den wieder in der Heimath eingetroffenen Soldaten auch ein Neapolitaner, der das hübsche Sümmchen von zwanzigtausend Francs in Banknoten mit nach Hause gebracht hat. Die Scheine sind seiner Zeit als Verbandpflaster für Verwundete auf dem abessinischen Schlachtfelde gebraucht worden, und der auf solch' originelle Weise Behandelte hat seine eigenen „Verbandstoffe" sich als ein „Andenken" aufbewahrt. Das war aber, wie die Neapler Stampa erzählt, angeblich folgendermaßen zugegangen. Nach der unglücklichen Schlacht von Adua fiel den das italienische Lager plündernden Truppen des Negus eine Kasse in die Hände, die außer vielen Gold- und Silbergeld auch ganze Bündel italienischer Banknoten enthielt. Die Bedeutung der Münzen kannten die Abessinier recht gut, und sie ließen das Geld schnell genug in ihren Taschen verschwinden. Die Papiere aber begannen die Plünderer zum großen Theil in's Feuer zu werfen. Das sah unser Neapolitaner, der verwundet in der Nähe lag und das Treiben der siegreichen Soldateska zuschaute. Ihn ärgerte diese schändliche Verschwendung so kostbaren „Stoffes", und er gab daher den Marodeuren durch Zeichen und so weit er konnte durch Worte zu verstehen, daß die Inschriften und Bilder auf den Banknoten geheime und heilige Symbole darstellten, und daß sie, auf Wunden gelegt, eine wundersame und schnelle Heilung zu Wege brächten. Er nahm auch gleich eine gute Handvoll der „heilkräftigen" Papiere und zeigte den Soldaten, wie man die Dinger auf die Wunden pflastern und binden müsse. Die Abessinier glaubten dem pfiffigen Neapolitaner auf's Wort und kleisterten sich mehrere der Banknoten auf ihre Verletzungen, überließen auch dem Italiener, und das war diesem die Hauptsache, ein Bündelchen der wunderthätigen Banknoten, um seine eigenen Wunden damit zu verbinden, was er auch pflichtschuldigst that. So gelangte der Verschmitzte in den Besitz von 20,000 Frcs., die er glücklich mit heimgebracht hat. Die Banknoten sind natürlich alle mit Blut befleckt.

Humoristisches.

(Verschnappt.) Gast: „In solch' einem großen Restaurant muß doch viel übrig bleiben?"

Wirthin: „I bewahre — einmal wird's doch gegessen!"

(Durchschaut.) Mutter: „Kinder, ärgert nur heute den Vater nicht — denn er sucht nach einen Anlaß, um in's Wirthshaus gehen zu können!"

(Frommer Wunsch.) A.: „Sie sind also verlobt?"

B.: „Ja!"

A.: „Nun, ich gratulire Ihnen und wünsche Ihnen, daß Sie das noch recht oft erleben möchten!"

(Unser großes Zeitalter.) A.: „Es ist wirklich staunenswerth, was die Wissenschaft heutzutage für uns zu thun vermag."

B.: „Gewiß, Frau Meyer hat sogar gelernt, ihr Baby zu hypnotisiren, und seit der Zeit kann sie zu allen Gesellschaften, Bällen und Damenversammlungen ungestört und ungehindert gehen."

(Moderne Mütter.) Paul: „Sieh' doch, Georg, da fährt Mama auf ihrem neuen Rad."

Georg: „Aha, nun geht mir ein Licht auf; jetzt weiß ich auch, warum sie keine Zeit mehr hat, uns unsere Hosenknöpfe anzunähen."

(Modern.) Chef: „Also ich werde es mir noch überlegen denn Sie sind verheirathet und ich würde, offen gesagt, die Stelle lieber einem Ledigen verleihen!"

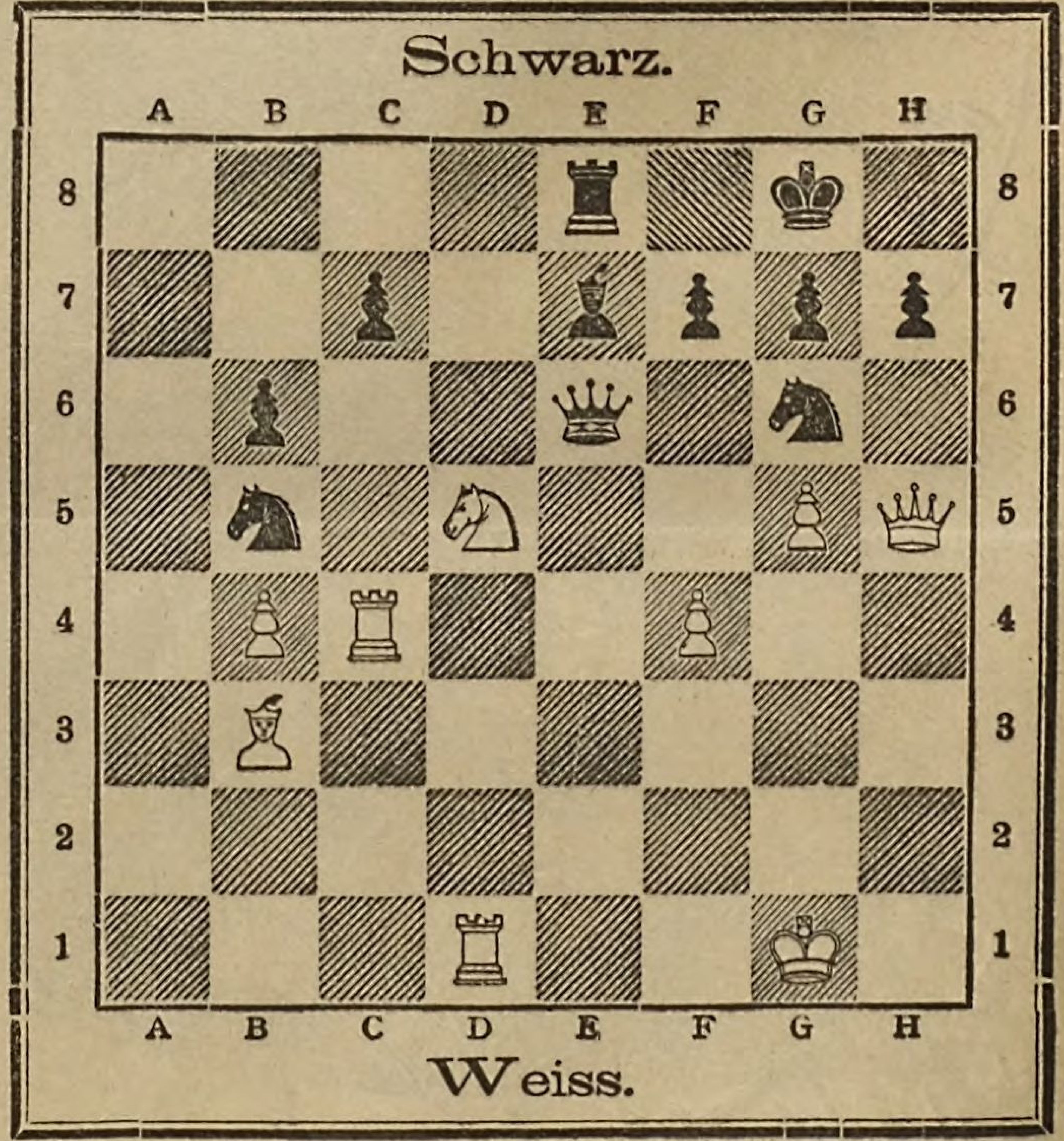
Bewerber: „O, ich kann mich ja von meiner Frau scheiden lassen!"

Schachzeitung № 263.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Endspiel.

In einer am 10. Mai in Carlsbad gespielten Partie ergab sich folgende Stellung:



Es folgte nun ein hübscher Schluß:

1. f4—f5	De6×f5	4. Td1—d8+	Kg8—h7
2. Dh5×g6	h7×g6	5. Tc4—h4‡	
3. Sd5×e7+	Te8×e7		

Briefkasten: Sch. in B. Es ist richtig, daß der Bauer von seinem Stande aus 1 oder 2 Felder vorrücken darf. In der Aufgabe Nr. 260 führt deswegen auch 1. Dg3—d6 wegen c7—c5 nicht zum Mat.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Spieltage: **Sonntag Nachmittags** und **Mittwoch Abends im Cafe Prinzengarten.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Bilderräthsel.



Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 49. Freitag, den 16. Juli. 1897

(Nachdruck verboten.)

Drei Tage aus dem Leben des Musketiers Dusel.

Militärhumoreske von J. J. Kuwaya.

(Fortsetzung.)

Dusel hatte seine Binde vom Hals genommen und zu den übrigen Sachen gelegt.

„Da hab' ich doch recht gehabt, daß jemand hier war!" triumphierte der Brigadeschreiber, der aufmerksam zugehört hatte. „Also mit 'n schweren Traum, wie Sie so schön sagten, war's diesmal doch nischt."

Das sagte der Schreiber zu einem der anwesenden Unteroffiziere, welcher die ganze Sache für Einbildung gehalten hatte. Dann fuhr er mit wichtiger Miene fort:

„Eine Meldung müssen wir nu doch machen; denn wie das mit der Zeit stimmt, ist der Dieb nachher wieder hereingestiegen und bei dieser Jelegenheit mit der Latte hier verunglückt."

„Der wird sich hüten und hier wieder insteigen!"

„'s Gegentheil können Sie nicht behaupten!"

„Na," entschied der Capitaine d'armes den Streit, „jestohlen ist nischt hier, und da möchte ich's mit die Meldung doch noch lassen, indem ich von die Schreibereien und Laufereien doch jar keen Freund nich bin; 's kommt nischt nich raus dabei. Schließlich heeßt's, ich hätte nich ufjepaßt. Ich kann mir doch nicht Tag und Nacht uf die Kammer legen!"

Die Wache war im Begriff, sich zu entfernen, als der Brigadeschreiber auf das offene Korridorfenster aufmerksam machte. Die sofortige nähere Untersuchung ergab, daß man staubfreie Stellen an den Turngeräthen und frisch abgebröckelten Kalk auf der Sprungmatratze liegen sah. Alle waren bald der Meinung, daß der Dieb durch dieses Dachfenster seinen Weg genommen haben müsse.

Man hat den wahren Sachverhalt niemals erfahren.

Dusels Herz hüpfte vor Freude, und er ließ es mit großer Unverschämtheit ruhig über sich ergehen, als der Capitaine d'armes lobend äußerte:

„Ja, uud 'n Glücke ist es man noch, daß hier unser Xaver Dusel, so unerhofft in die Kammer getreten ist und den Spitzbuben jestört hat. Sonst hätte der Kerl die ganze Montierung fortjeschleppt."

Natürlich galt Dusels Zeug unbeanstandet für „abgenommen." Beim Sergeanten brauchte er sich nicht mehr zu melden, der hatte ja eben sein Verhalten loben hören. Freudestrahlend erschien Xaver wieder in der Mitte seiner Kameraden, ließ sich's noch wohlschmecken, und suchte dann, gleich den anderen, zum letztenmal sein Kasernenlager auf. Aber Berger und er kicherten und zischelten wohl noch über eine Stunde zusammen; denn ihre eisernen Bettstellen standen nebeneinander. Es war schon sehr spät, als Berger endlich sagte:

„Junge, Du hast, wenn Du zurückblicken thust, beis Kommißleben schon machesmal riesiges Glück und Dusel gehabt, aber so 'n kolossales Schwein wie heute zu guterletzt doch noch nich! Dadruf kannst Du ruhig morjen früh noch 'n kleenes Frühstück jeben."

„Das thu ich ooch!" versicherte Dusel. „Nunmehro kommt's mir jar nich mehr dadruf an, indem ich's uf den Ritt von heute gern jebe. Dadran werde ich zeit meines Lebens jedenken. Aber nu, Kamerad, jute Nacht! Mir fallen die Oogen zu."

„Jute Nacht, Xaver!" . . . .

Dusel hielt am andern Morgen Wort. Die Musketiere tranken noch einmal auf seine Gesundheit, und dann drückten sie dem guten Kameraden zum Abschied die Hand. Mit dem neuen Spazierstöckchen in der Hand schritt Dusel, ohne sich noch einmal umzuschauen, fröhlich zum Stadtthore hinaus, der lieben Heimath zu.

Armer Dusel! Du hattest keine Ahnung, was die nächste Zukunft über dich verhängen würde.

Königs Geburtstag war's.

Die Kompagnie, bei welcher der zur Disposition beurlaubte Xaver Dusel gestanden hatte, feierte den hochwichtigen Tag im Schützenhause. In würdiger Einleitung der Feier nahmen die Musketiere an langen, weißgedeckten Tafeln Platz, auf denen zwischen Messer und Gabel für je einen Mann auf sauberem Porzellanteller bereits ein kleiner Berg von Kartoffelsalat prangte.

Alsbald öffnete sich auch die Flügelthüre des Saales, und Wirth und Wirthin, Köchin und Magd trugen auf großen Präsentiertellern appetitliche Bratwurstportionen herbei. Die Mannschaften ließen sich nicht zweimal auffordern und langten tapfer zu. Oder hat jemand schon einmal einen Musketier getroffen, der sich nichts aus Bratwurst und Kartoffelsalat gemacht hätte? Einen solchen giebt es nicht! Ebenso wurde auch dem Freibier wacker zugesprochen und in gleicher Weise beim Tanzen Unglaubliches geleistet, weniger was Eleganz, als vielmehr was Ausdauer anbelangt.

Die Tanzordnung an solchen patriotischen Festen weicht in der Regel nicht viel von der althergebrachten ab. Die Polonaise führt der sonst so grimme Hauptmann mit der dicken Frau Feldwebel an, welche ob dieser hohen Ehre gemeiniglich im ganzen Gesicht strahlt. Dann folgen die Offiziere der Kompagnie, welche sich eine hübsche Tänzerin von den Musketieren zu entlehnen pflegen. Desgleichen thut der Feldwebel, wenn er nicht gerade die Courage besessen und — Wurst wider Wurst — die Frau Hauptmann engagiert hat. Hierbei wird vorausgesetzt, daß diese aus Neugierde ihren Herrn Gemahl begleitet hat und überhaupt am Platze ist. In der Regel ziehen diese Damen aber nicht mit Unrecht vor, diesen Festen fern zu bleiben. Den Schluß der Militär-Polonaise bilden die Philosophen der Kompagnie, die so gescheit sind, mit einer Damenbegleitung sich nicht zu belasten und in ungezwungenster Weise lieber kameradschaftlich miteinander zu tanzen. Diese Sorte von Musketieren ist es meist auch, welche das „Vivat hoch!" intoniert und mitunter Schelmenstreiche einfädelt.

Dem Glücklichen schlägt keine Stunde. Die freie Nacht vergeht nur zu schnell. In gehobener Stimmung schwanken beim Morgengrauen die sonst so flotten Musketiere der Kaserne zu, um noch lange Wochen in angenehmer Erinnerung zu schwelgen.

Freilich hat man's auch erlebt, daß derlei Soldatenfeste nicht immer so glatt und friedlich verlaufen.

Früh drei Uhr war's. Arm in Arm verließen die Musketiere Herbig und Schrumpf den mit dicker Atmosphäre und Cigarrenrauch erfüllten Saal. Wiederholt blieben sie auf der Treppe stehen, umarmten sich und schworen in ihrer weichen Gemüthsverfassung einander ewige Bruderliebe.

Eben hielten sie sich wieder fest umschlungen und schoben einander dem Treppengeländer zu, welches alt und morsch — dem ungewohnten Druck so vieler Freundschaft nicht lange zu widerstehen vermochte. Ein einziger Krach, und mit dem abgebrochenen Geländer stürzten die beiden Musketiere hinab auf den mit Steinplatten gepflasterten Hausflur.

Da lagen sie nun bewußtlos da, die erst so lebensfrohen Musketiere. Schrumpf erhob sich nach einer Weile mühsam und hinken d.

Er blutet. Hertig aber blieb still und steif liegen. Er hatte das Genick gebrochen. Eine Stunde später lag der flotte Tänzer, der treue Kamerad einsam in der kühlen dunklen Todtenkammer des Garnisonlazareths.

Die Kompagniestärke wies nun ein Manko auf, wie es in der Rapportsprache lautet, und Folge davon war, daß Xaver Dusel wieder einberufen ward.

Es war an einem Freitag, als er den „Wisch" empfing, und am Montag morgen marschierte er dem Garnisonsort zu. Vorher nahm er von seinem „Schatz," des Oberamtmanns Großmagd Guste, herzlichen Abschied.

„Ach, Xaver," seufzte das wirklich brave Mädchen, „wirst du mich denn au trei bleiben?"

„Juste," versicherte der stämmige Bursche mit dem blonden Vollbart, „ich werde dir leben, solange es nur einigermaßen angehen thut. Heule drum nich mehr und vergiß nur die Wurscht nich und mitunter 'n paar Groschen Einzelnes. Kannst das Geld ja ins Papier wickeln und in die Strümpe rinstoppen, wo du mir auch schicken wirst. Kannst's mir glooben, Justeken, 's ist da drinne 'n theueres Pflaster in die Garnison, und die Löhnung ist man knappe, wo man sich for die größere Hälfte 's Pulver for die Schießübungen und Manövers noch obendrein selber kaufen muß."

„Ach, guter Xaver," seufzte Guste, „ich will ja alles gern besorgen, was du mich anbefiehlst, aber — nimm dich nur ja immer in acht, daß sie nicht unversehens todtschießen. Geh mich zuliebe ja nich zu nah ran."

„I, wo werd ich denn aus der Front springen! Wer weiß auch, ob's überhaupt Krieg geben thut."

„Ja, ja, Xaver, 's giebt Krieg; denn sonst hätten sie dich nich weggenommen. Du bist 'n starker Mensch, und jedenfalls können sie nich ohne dich fertig werden. Ja, ja, unser Herr hat schon mit den Knechten gescholten und hat ihnen gesagt, daß nun die Franzosen kämen und 's ganze Dorf niedersengten und brennten, weil die dummen Bauern anstatt den Herrn Landrath einen anderen Herrn aus der Stadt gewählt hatten." (Fortsetzung folgt.)

Der König von Siam und sein Land.

(Zur Ankunft König Tschulalongkorns in Wien.)

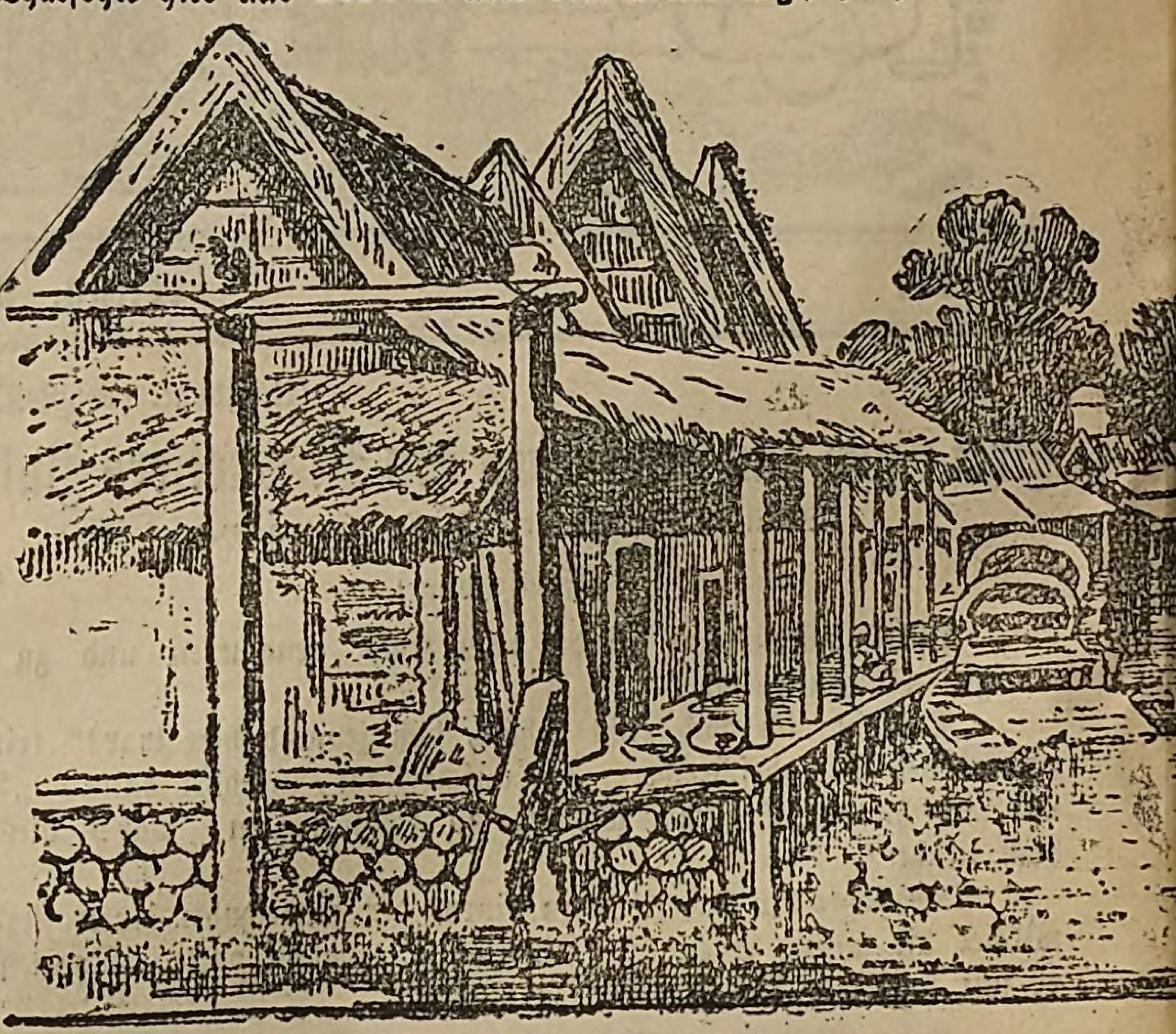
Der König von Siam, Tschulalongkorn, ist ein noch ziemlich junger Mann von 44 Jahren; er regiert jedoch schon 29 Jahre, denn am 15. Oktober 1868 bestieg er, ein fünfzehnjähriger Knabe, den Thron Siams und hat in dem Lande seither sehr viele Reformen eingeführt. Tschulalongkorn hat eine Art von Parlament eingesetzt und besonders Augenmerk auf die Hebung der Industrie gerichtet, die auch thatsächlich große Fortschritte macht. Besonders die Mühlenindustrie steht in Bangkok schon sehr hoch. Unser heutiges Bild zeigt den König, der vor fünf Jahren beinahe des Thrones verlustig erklärt worden wäre, weil er in seinem Palaste die Gasbeleuchtung eingeführt hat. Die zwei oberen Bilder geben verschiedene Ansichten von Bangkok, der Haupt- und Residenzstadt des Landes, wieder. Die Stadt liegt am Menamflusse und hat einen sehr geräumigen Hafen. Das unterste Bild neben dem Portrait des Könign zeigt uns ein siamesisches Ausflugsboot, auf dem man mit Weibern und Kindern Partien macht. In dem Palaste des Königs befinden sich 3000 Frauen, davon gehören dem Könige Tschulalongkorn 600. Seine erste Frau, Prinzessin Savongvadana, ist europäisch erzogen und soll eine Virtuosin auf der Harfe sein.

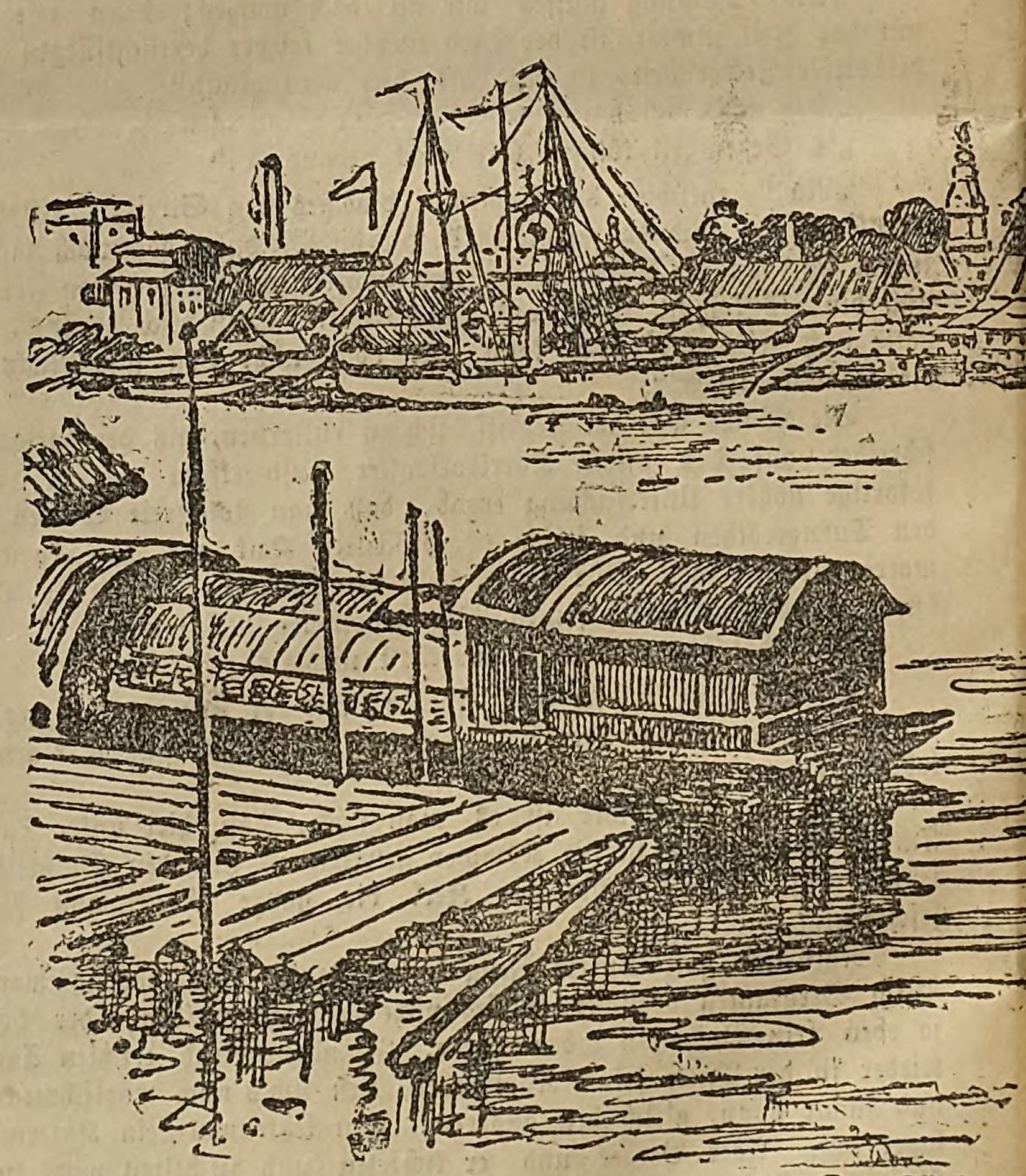
Wanderskizzen von Johann Senft.

VI. Das Eggishorn.

Von der tiefeingerissenen Schlucht, wo die graue, wildzerborstene Zunge des großen Vieschergletschers etwa auf eine Stunde Entfernung ins Thal der jungen Rhone niederleuchtet und ein tobendes Gletscherwasser, der graugelbe Vieschbach, seinen Schlünden enteilt, zieht bis zu der zwanzig Kilometer unterhalb liegenden Mündung der Massa, des wilden Abflußes des großen Aletschgletschers, parallel mit der imposanten Kette der Berner Alpen ein langgestreckter, hoher, aber zahmer Gebirgswall hin, dem seit Jahren mit Recht eine Unzahl Touristen ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Die untern, steileren Hänge dieses Höhenzuges kleidet ein Gürtel von Nadelholz. Darüber dehnen sich hochansteigend, durch Terrassen und Gräben leicht gegliedert, bräunlich grüne Alpenweiden. Den Kamm krönt eine Reihe unscheinbarer Felszacken, an deren Fuß sich kurze Geröllhalden, unterbrochen von schmutzigen Schneeflecken, angesammelt haben. Der höchste und mächtigste dieser Felszacken ist das Eggishorn, einer der leichtest zu ersteigenden und lohnensten Höhenpunkte im Walliserland. An absoluter Höhe (2941 m) steht dasselbe der Zugspitze wenig nach, ist aber, was Macht der Erscheinung betrifft, mit diesem stolzen Kalkriesen nicht zu vergleichen.

Unmittelbar am südöstlichen Fuße des Berges zu beiden Seiten des Viescherbaches, nur eine Viertelstunde ober seiner Mündung und daher halb dem Rhone- halb dem Vieschertal angehörig, liegt das stattliche Dorf Viesch, der Ausgangspunkt unserer Besteigung. Da die Thalsohle hier nur 1050 m über dem Meere liegt, so haben wir





Der König v

bis zum Gipfel des Hornes die respektable Höhe von 1900 m zu überwinden. Als Tagespartie gestaltet sich daher die Ersteigung immerhin etwas anstrengend und ist bequemeren Touristen nicht zu empfehlen. Um nur auch solchen die Besteigung zu ermöglichen, hat kluge Berechnung und zähe Ausdauer in passender Höhe eines jener Berghotels geschaffen, die in der Schweiz vielfach die Stelle unserer Unterkunftshüttten vertreten. 740 m unter dem Gipfel and 1150 m über Viesch am sonnigen, südöstlichen Berghang, frei zwischen Alpenweiden liegend, bietet Hotel „Jungfrau" unter Leitung des Besitzers Herrn Cathrein, seinen Gästen Genüsse, die auch Anspruchsvolle befriedigen.

Nach einer im Hotel des Alpes in Viesch verbrachten regnerischen Nacht waren wir drei Stunden lang, umhüllt von dichten Nebelballen, einen steilen Reitweg hinangestiegen, bis endlich die Umrisse eines massiven, zweistöckigen Gebäudes und einer schmucklosen Kapelle vor unsern Augen auftauchten. Noch einige Minuten — und wir waren am Hotel Jungfrau angekommen. Nachdem wir eine Stärkung zu uns genommen und uns eines Zimmers versichert hatten, was wegen Ueberfüllung des Hotels mit Gästen namentlich von den britischen Inseln einige Zeit in Anspruch nahm, traten wir wieder ins Freie. Unter der Gewalt der mittäglichen Augustsonne hatte sich hier oben



...m und sein Land.

nach und nach der Nebel gelichtet und auf uns gewordenen freundlichen Rath hin wollten wir die Nachmittagsstunden zum Besuche des Merjelensees und des großen Aletschgletschers, den nächsten Morgen aber zur Ersteigung des Berggipfels verwenden.

Das Eggishorn sendet einen kurzen Ausläufer nach Osten, der steil gegen den Vieschergletscher abfällt. Diesen mußten wir im großen Bogen umgehen. Der Berghang, auf welchem der gut gebahnte Weg hinführt, wird immer steiler; letzterer, zum Theil in Fels gesprengt, beginnt stark zu steigen, biegt plötzlich um eine scharfe Ecke und zeigt uns östlich in der Tiefe die schmalen, schlangenförmig gewundenen, zerrissenen Eismassen des Vieschergletschers, westlich in einer weiten Mulde das Gebiet des Merjelensees, endend an dem breiten Eisstrom des großen Aletschgletschers, des größten Gletschers der Alpen. Wenn die Klüfte desselben geschlossen sind, dann füllt sich die weite Thalmulde mit Wasser; es bildet sich in derselben einer jener berüchtigten Stauseen, die mancherorts durch plötzlichem Durchbruch schon vielen Schaden verursacht haben. Dieser Stausee wäre dann circa 1500 m lang, 500 m breit und würde 7—8 Millionen cbm Wasser fassen. eine Masse, die bei plötzlichem Durchbruch große Verheerungen anzurichten im Stande wäre. Meist jedoch findet das Wasser durch die Klüfte des Gletschers unschädlichen Abfluß; auch wurde in der Neuzeit durch den östlichen Bergrücken ein Stollen gesprengt, welcher einer übergroßen Wassermasse ungehinderten Abfluß zum Vieschergletscher gestattet.

Das östliche Becken des Merjelensees repräsentiert sich als eine öde Lacke; das westliche dagegen bietet ein eigenthümlich ergreifendes Bild. Nördlich auf dem magern, mäßig ansteigenden Rasen der Merjelenalpe weidet zwischen gewaltigen Steinblöcken eine zerstreute Viehherde; in vollendeter Trägheit liegt dazwischen ein schmutziger Walliser Hirte. Südlich erhebt sich unmittelbar aus der grünblauen Fluth die steile Pyramide des Eggishornes. An ihren brüchigen, schwarzbraunen Hängen lagern einzelne Schneeflecken. Den Fuß umgeben ausgedehnte Trümmerhalden. Das Westufer aber besteht aus blankem Eis. Senkrecht und zerklüftet steigt dasselbe aus der glänzenden Seefläche und wölbt sich hochoben zum breiten Rücken des Gletschers. Abgelöste Brocken und vielzackige Eisblöcke schwimmen auf der Oberfläche und treiben langsam nach Osten zu, ihren bereits gestrandeten Gefährten entgegen. Kein Fisch, kein Vogel belebt die düstere Flut; nur graue Nebelfetzen huschen hie und da gespenstisch über dieselbe hin. Es ist ein Bild wie aus dem hohen Norden.

Ein steiniger Pfad führt längs des nördlichen Seeufers zur Gletschermoräne. Schnell über dieselbe hinab, dann vorsichtig aufwärts an der gewölbten ausgewaschenen Eisfläche, in die das Schmelzwasser tiefe Rinnen gegraben und trichterförmige Löcher gefressen hat, dann stehen wir auf den Eismassen des mächtigsten Gletschers der Alpen. Ein überwältigender Anblick! Geheimnißvoll klaffende Spalten locken das suchende Auge, bis sich der Blick in undurchdringliches Dunkel verliert. Dazwischen starren bleiche, seltsame Gebilde. Aus der Tiefe leuchtet in allen Nuancen das Blau der Krystallmasse; nur die gurgelnden Töne niedersickernder Gletscherwasser und das nahe und ferne Krachen berstender Eismassen stören die öde Stille. Das mehrtheilige Firnbecken, aus welchem sich der mächtige, 18 km lange und 2 km breite Eisstrom ergießt, umfaßt mehr als 80 qkm, ist also fast so groß wie der Chiemsee und weit größer als die Pasterze und der Gepatschferner zusammen in ihrer ganzen Ausdehnung. Um von der Größe des ganzen Eisgebildes die richtige Vorstellung zu gewinnen, denke man sich etwa das steinerne Meer in seiner ganzen Ausdehnung mit Firn bedeckt und das Becken des Königssees, das Thal der Königsseeachen und des Almbaches bis gegen Schellenberg mit Eis gefüllt. Das wäre dann dem Umfange nach eine ziemlich entsprechende Copie des großen Aletschgletschers.

Am nächsten Frühmorgen als noch die Sternlein am Himmel glänzten, stiegen wir schon die Pfade hinan, die zum Gipfel des Eggishornes führen. Nach etwa einer halben Stunde erreichten wir ein kleines Plateau; es wurde allmählich heller. In der Tiefe wogte ein grausiges Nebelmeer, dessen Wellen bis zu uns emporschlugen. Sie zogen aufwärts im Thal der jungen Rhone und ballten sich da, wo sich die Furkastraße in vielgewundenen Kehren zum Rhonegletscher niederkrümmt, mächtig an, als ob sie den Bergwall erstürmen wollten. Zackige Kämme und schneeblinkende Firngräte ragten in seltener Klarheit aus dem unruhigen Nebelmeere in die blaue Luft. Es war kein Zweifel mehr, wir hatten den schönsten Tag zu erwarten.

Der Steig wird zusehens steiler und führt, für Schwindelige etwas unangenehm, auf schmalen Felsbändern an Abgründen vorüber. Nach $1^1/_2$ Stunden standen wir auf dem Gipfel. Riesige, aufeinander gethürmte Gneisblöcke bilden einen kurzen Grat, der von Süden nach Norden ziehend, etwa 20 m lang ist. Das Eggishorn bietet nicht ein weites, unbegrenztes Panorama. Dazu ist seine Höhe im Verhältniß zu jener der umgebenden gewaltigen Gebirgsgruppen viel zu gering. Die Grenzen des Kantons Wallis bilden im allgemeinen auch die Grenzen der Rundsicht. Was aber unsern Berg auszeichnet, das ist einerseits das Kolossalbild des großen Aletschgletschers und seiner Umrahmung, anderseits der Anblick jener majestätischen Kette, welche das Wallis von Italien scheidet und sich in unverhüllter Pracht vom Simplon bis zum Montblank dem entzückten Auge zeigt. Wenden

wir uns zuerst nach Norden. Direkt zu unseren Füßen liegt tief unten der einsame Merjelensee. Links von ihm krümmt sich im weiten, langen Thal, dasselbe ganz füllend und seinen Windungen folgend, der durchfurchte Riesenleib des großen Aletschgletschers, der erdumspannenden Midgardschlange der nordischen Sage vergleichbar. Jenseits des Eisstromes und von ihm umflossen, thront, umgeben von finster starrenden Trabanten, die stolze Königin des Gebietes, das edelgeformte Aletschhorn. Wie Silber glänzen im Strahl der Morgensonne die von glasigem Eis überzogenen Steilwände des alles überragenden, feinzugespitzten Gipfels. Darunter faltet sich der blendende Firnmantel der Herrscherin; bis ins Thal hinab hängt die schwere Eisschleppe. Rechts im Hintergrunde steht das edle Gefolge: die eisstarrende Jungfrau, der massige Mönch, der schroffe Eiger. Finster blickt der schwarze Scheitel des Königs dieses Gebietes, des Finsteraarhorns (4275 m) über die Schultern der riesigen Wächter, die jenseits des Merjelensees in dunkler Felsenrüstung oder weißem Eispanzer vor ihm stehen. (Fortsetzung folgt.)

Humoristisches.

(Kindliche Naivetät.) „Mutter, tragen denn die Wilden in Afrika auch Hosen?"

„Warum denn?"

„Weil Papa gestern beim Missionsfest einen Hosenknopf in die Kollekte gegeben hat!"

(Unsicher.) Bauer (zum Richter): „I bitt', der Nachbar hat mi an saudummen Knödel g'heißen . . . Was könnt ich denn da thun?"

Richter: „Sie können ihn wegen Ehrenbeleidigung verklagen!"

Bauer: „Und wer zahlt nacha die Kosten?

Richter: „Wenn er verurtheilt wird, muß er auch die Kosten zahlen!"

Bauer (zögernd): „Und wenn er aber Recht b'hält'?"

(Ein eifriger Bewerber.) „Was Sie sind der einzige Hausknecht, der sich auf meine Annonce gemeldet hat?"

„O nein, es waren noch zwanzig hier! Die hab' ich aber gleich Alle die Trepp' hinuntergeworfen!"

(Vielsagend.) Ehemann (nebst Gattin in einem leeren Eisenbahncoupé Platz nehmend): „Sie, Schaffner, hier ein Thaler Trinkgeld — sorgen Sie dafür, daß ich mit meiner Frau nicht alleinfahre!"

(Malitiös.) A. (zu B., auf einen General zeigend, der mit seiner jungen Frau, die ihn unter dem Pantoffel hat, des Weges kommt): „Sehen Sie, da kommt der General mit der Generaldirektion!"

(Moderner.) „Warum gehen Kamerad bei klassischen Stücken immer nach dem vorletzten Akt schon fort?"

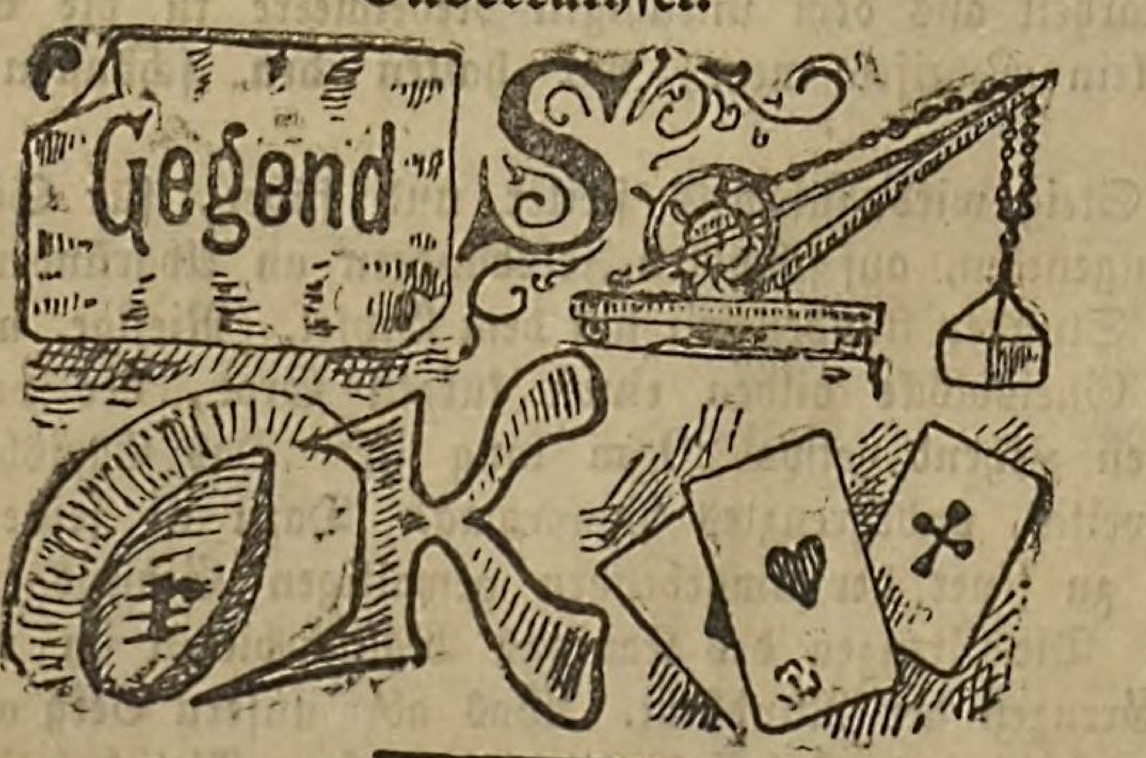
„Als Anhänger von neuer Richtung! Mir unausstehlich, wenn Sache Schluß hat!"

(Dilemma.) Dichterling (der sich immer „Stimmung" trinken muß, als er angeheitert ist): „So Stimmung hätt' ich jetzt, — aber schreiben kann ich nimmer!"

Einer jungen Frau ins Stammbuch.

Koch an allen Tagen,
Koche schnell und gut,
Koch was für den Magen,
Doch koch nie — vor Wuth!

Bilderräthsel.

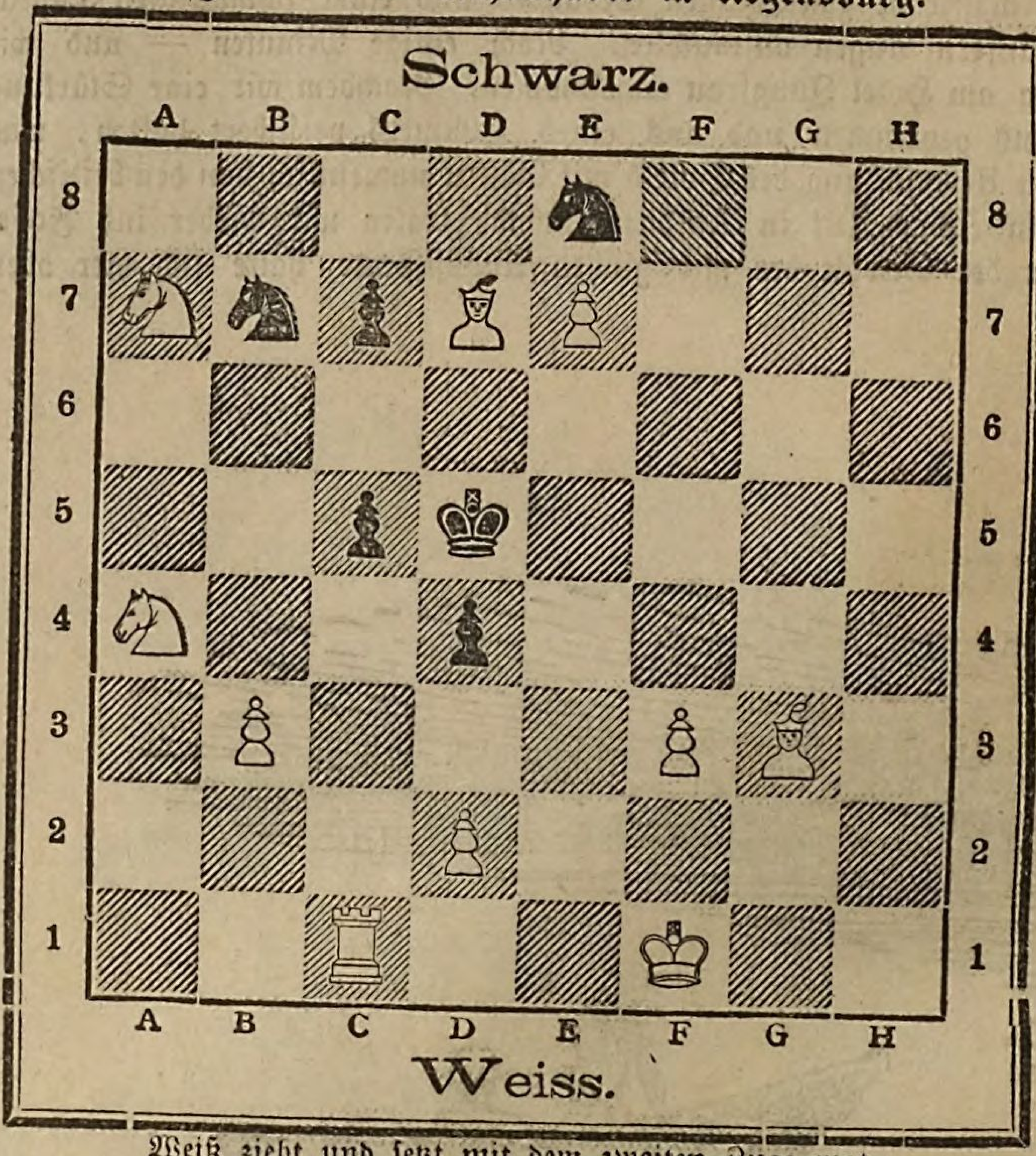


Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 48:
Ungerechte Beschuldigungen.

Schachzeitung № 264.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von L. Schönhuber in Regensburg.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Internationales Damenschachturnier zu London.

Das am 23. Juni begonnene Damenschachturnier zu London wurde programmgemäß durchgeführt und am 3. Juli beendigt. Soweit es möglich ist, ein Urtheil zu fällen, dürften die gespielten Parthien die Leistungen eines gut besetzten Hauptturniers kaum zu übertreffen geeignet erscheinen. Als Sigerinnen der 20 Theilnehmerinnen, von denen während des Turniers nur eine zurücktrat, gingen hervor: Miß Rudge—Clifton, (England) 1. Preis 1200 M. mit 18½ Parthien und nur einer einzigen Remis; Mrs. Fagan (Italien) 2. Preis 1000 Mark mit 15½; Miß Thorold — Bridlington 3. Preis 800 M. mit 14; Mrs. Worall—Brooklyn 4. Preis 600 Mark mit 13; Mme. Bonnetin—London 5. Preis 400 Mark mit 12½; in den 6. Preis zu 300 M. theilten sich Mrs. Berry—Dublin und Lady Thomas Southsea mit je 11½ Gewinnparthien. Die 4 Trostpreise Jubiläumsmedaillen fielen an: Miß Field—London mit 11, Miß Waston-Hastings mit 10½, Miß Gooding—Cheltenham mit 10½ und Mrs. Sidney—Brigthon mit 10. Hieran reihten sich Miß Hook—London mit 10, Miß Fox-London mit 10, Frl. Hertzsch mit 8½, Miß Eschwege—London mit 6, Frl. Müller—Hartung mit 5½, Mme. de la Digue—London mit 4, Miß Forbes—Sharps—Glasgow mit 4, Miß Fin 3½ und Mrs. Stevenson—Canada 1.

Die nächstehende Partie wurde zwischen den beiden ersten Preisträgerinner am 30. Juni gespielt.

Italienische Partie.

	Weiß: Miß Rudge.	Schwarz: Mrs. Fagan.			
1.	e2—e4	e7—e5	22.	Dh3×d7+	Te7×d7
2.	Sg1—f3	Sb8—c6	23.	Sg5—e4	Sd5—b4
3.	Lf1—c4	Lf8—c5	24.	Tf1—f2	Td7×d3? (c)
4.	d2—d3	d7—d6	25.	c2×d3	Sb4×d3
5.	Lc1—f3	Lc5×e3	26.	Te1—d1	Sd3×f2+
6.	f2×e3	Sc6—a5	27.	Se4×f2	b7—b5
7.	Sb1—d2!	Sa5×c4	28.	Sf2—e4	Th8—d8
8.	Sd2×c4	Lc8—e6	29.	Td1×d8+	Kc8×d8
9.	Sc4—d2	c7—c6! (a)	30.	Kh1—g1	Kd8—c7
10.	Dd1—e2	Sg8—f6	31.	Kg1—f2	Kc7—b6
11	o—o	Dd8—b6	32.	Kf2—g3	f6—f5
12.	b2—b3	o—o—o	33.	Se4—d6	g7—g6
13.	Kg1—h1	h7—h5 (b)	34.	Sd6—c8+	Kb6—c5
14.	Sf3—g5	Td8—e8	35.	Sc8×a7	g6—g5
15.	Sg5×e6	Te8×e6	36.	a2—a3	Kc5—d5
16.	Sa1—e1	Db6—c7	37.	Kg3—f3	Kd5—c5
17.	Sd2—f3	d6—d5	38.	g2—g3	Kc5—d5
18.	Sf3—g5	Te6—e7	39.	e3—e4+ (d)	f5×e4+
19.	e4×d5	Sf6×d5	40.	Kf3—e3	g5—g4
20.	De2—f3	f7—f6	41.	b3—b4	Kd5—c4
21.	Df3—h3+	Dc7—d7	42.	Sa7×c6	aufgegeben.

a. Um die Dame nach b6 zu spielen und die Punkte b3 und c3 anzugreifen.
b. Wohl ein Angriff ohne Erfolg!
c. Bis hierher war die Partie ganz auf remis angelegt; das incorrecte Thurmopfer gegen zwei Bauern führt aber zum Verlust für Schwarz.
d. Weiß führt mit geübter Hand den Schluß der Parthie.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 259 von Barth.

1. Dh5—h3 / Beliebig. 2. L. S. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, von Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von R. Kern, B. H.—, G. Geisel, Gustav Schmidt, L. Schönhuber, J. Schuler und R. Weiß.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 52. Montag, den 26. Juli. 1897

(Nachdruck verboten.)

Drei Tage aus dem Leben des Musketiers Dusel.

Militärhumoreske von J. J. Kuwaya.

(Fortsetzung.)

Dusel ließ sich durch nichts stören. Er brachte das Thier durch Liebkosungen wieder zum Stehen und entfernte auch das Taschentuch von dessen Augen. Plötzlich aber schnellte er mit dem Oberkörper nach vorn, drückte dem Esel die Stiefelhacken in die Weichen und brachte so auf einmal unter donnerndem Hurrah und Händeklatschen den Monsieur Asinello vorwärts in Gang.

Der Eigensinn des Esels war gebrochen; Asinello hatte seinen Meister gefunden.

Einmal — zweimal — dreimal trabte er mit seinem Reiter regelrecht in der Reitbahn herum, indes Dusel, froh seines Sieges, nach allen Seiten hin die Mütze schwenkte. Genau an der Stelle, wo er den Ritt angefangen sprang der Musketier ab und führte das willig folgende Thier dem Clown zu.

Der Fünfzigthaler-Preis war gewommen; mehr Schwierigkeiten fast verursachte die Erhebung desselben. Der Direktor machte Ausflüchte nnd wollte etwas von der Summe abhandeln. Dusel aber wich — zum Gaudium der Zuschauer — nicht vom Platz und erhielt endlich den Preis vor den Augen aller ausgezahlt, nachdem auch die anwesenden Offiziere ganz energisch Partei für ihn genommen hatten.

Auch der Graf hielt Wort. Lachend überreichte er dem glücklichen Musketier die versprochenenen fünf Thaler.

Dusel war der Held des Tages — in der Kaserne sowohl wie in der Stadt. Der Oberst des Regiments ließ sich den Musketier bei der Paroleausgabe gleich am anderen Tage vorstellen. Das ehrliche, offene Wesen des Mannes gefiel ihm, und er fragte:

„Kannst Du auch so mit den Pferden umgehen, mein Sohn?"

„Zu Befehl, Herr Oberst! Ich bin bei Pferden großgezogen und reite ohne Sattel und Zaumzeug so gut, wie die Kerle im Cirkus drin!"

„So! — Hm! — Möchtest Du wohl bei mir Bursche werden?"

„Sehr gern; wenn der Herr Oberst mir wollen!"

Und der Oberst wollte.

Es dauerte nicht lange, da packte Dusel seine sieben Sachen zusammeu und zog in die Stadt. Sein Burschengelaß bestand aus einer freundlichen Wohnung neben dem Stall im Hinterhause der Wohnung des Obersten. Dem kleinlichen, peinlichen Gamaschendienst entrückt und ausgestattet mit einer permanenten Urlaubskarte, fühlte sich Dusel glücklich. Er hielt die Pferde des Obersten immer in gutem Stand, und der Regimentskommandeur war mit ihm zufrieden. Wie gut hätte er es nun haben können! Aber — aber — Dusel war zu leichtsinnig.

Der Musketier Xaver Dusel war also Bursche des Obersten Schnauz von Schnauzenheim, und es ging ihm eine Weile ganz gut. Aber ein Offiziersbursche braucht immer mehr als ein Soldat in der Front; er hat mehr Gelegenheit zum Geldausgeben, und giebt auch mehr aus. Um so mehr aber auch verdroß es Dusel, daß die erwartete Sendung von daheim solange ausblieb. Er wußte doch, daß er noch nie vergeblich an „Justens" Guthmüthigteit appelliert haite.

Eines Nachmittags trat Selma, die Köchin des Obersten, ins Burschenzimmer nnd sagte schnippisch:

„Herr Dusel! Hier ist 'n Bauernmädchen, die Ihnen besuchen will!"

„Schön'n guten Tag ooch, Xaver! Gelt, das hast Dich nicht vermuthet?"

Dusel war einen Augenblick unangenehm überrascht der anwesenden Köchin halber. Dann aber war er wieder vollkommen Herr der Situation.

„Ah, da bist Du ja, liebe Juste," sprach er. „Komm, setz dir man hierher und pack die Herrlichkeiten für mir hier aufn Tisch aus!"

Damit drängte er das Bauernmädchen in den Hintergrund der Stube, indem er ihr leise zuflüsterte:

„Das dort ist 'ne weitläufige Stiefschwester von mich. Laß dir's man nicht merken, daß du meine Verlobte sein thust, indem ich meine Verwandten erst nachs Manöver damit überraschen will."

Guste nickte zustimmend. Das brave Landmädchen argwöhnte nichts Böses. Während sie sich mit dem Auspacken des Korbes zu schaffen machte, der allerlei Angenehmes für den Burschen enthielt. wandte sich dieser der Köchin zu und sprach leise:

„Meine Schwester, Fräulein Selma! Sie bringt mich 'n bißchen was Fourage von zu Hause."

Beide Mädchen glauben arglos dem Lügner.

„Herr Dusel," meinte die Köchin, „ich nehme Ihre Schwester mit zu mich in meine Stube. Hier kommt der Alte alle Augenblicke zu Sie."

Xaver war damit einverstanden und versprach, bald nachzukommen, wenn er mit seiner Arbeit fertig wäre. Es dauerte auch gar nicht lange, da klopfte er als anständiger Mensch erst leise und dann immer stärker an der Köchin Stubenthür, ohne daß er das übliche „Herein!" vernommen hätte. Behutsam die Thür öffnend, gewahrte er jetzt, daß das Zimmer leer war. In der That befanden sich die beiden Mädchen in der Küche, wo die Köchin dem Bauernmädchen die bequeme Wasserleitung, den schönen Kochherd und andere praktische Einrichtungen zeigte und nicht aufhörte, sich selbst als die unentbehrlichste im ganzen Hause in das beste Licht zu stellen.

Dusel aber trat ins Zimmer, um die Rückkunft der Mädchen abzuwarten. Bald darauf nahten auch leichte Schritte der Zimmerthür.

Xaver war überzeugt, daß dies nur Guste sein könnte.

Eben that die Vermeintliche einen Schritt in das einfensterige, dämmerige Zimmer, als der Bursche hastig herbeisprang, die Person herzhaft bei der Hand faßte und zu sich ins Zimmer zog.

Ein Schrei der Entrüstung erfolgte, und der Bursche erkannte mit Schrecken, daß er der gestrengen gnädigen Frau gegenüberstand.

Aurora Gräfin Schnauz von Schnauzenheim war einer Ohnmacht nahe.

„Ach, meine Nerven! Hilfe! Diebe! Mörder!" rief sie mit schwacher Stimme und sank auf einen alten krachenden Rohrstuhl nieder.

Xaver wartete den Verlauf der Ohnmachtsanwandlung nicht ab; die augenblickliche Verwirrung der Gnädigen benutzend, war er sich des rechten Weges wohl bewußt. Schattengleich huschte er an der Bestürzten vorüber und zur Thür hinaus, seiner eigenen Stube zu.

Hier harrte eine neue Ueberraschung auf ihn. Er hatte nämlich seine Stubenthür nur angelehnt gehabt, und so war es für den Jagdhund des Herrn Obersten ein leichtes, ins Zimmer zu gelangen. Das Thier pflegte hier oft und gern zu weilen; denn der Soldat meinte es wirklich gut mit ihm.

Als Xaver atemlos angestürzt kam, konnte er eben noch sehen,

wie der Hund mit vielem Behagen eine kleine Schenkerwurst vom Tische zerrte. Dusel hatte die empfangenen Liebesgaben noch nicht in den Wandschrank geschlossen, sie lagen noch offen da.

Ergrimmt langte Xaver die an der Thürangel hangende Klopfpeitsche herab und bearbeitete damit den armen Hund in so nachdrücklicher Weise, daß derselbe laut heulend unter das Bett sich verkroch.

„Ich werde dir lehren, von die Wurst zu mausen, du Aas!"

So sprach Dusel und war dabei so erregt, daß er nicht die auf dem Korridor mehr und mehr sich nähernden Tritte vernahm.

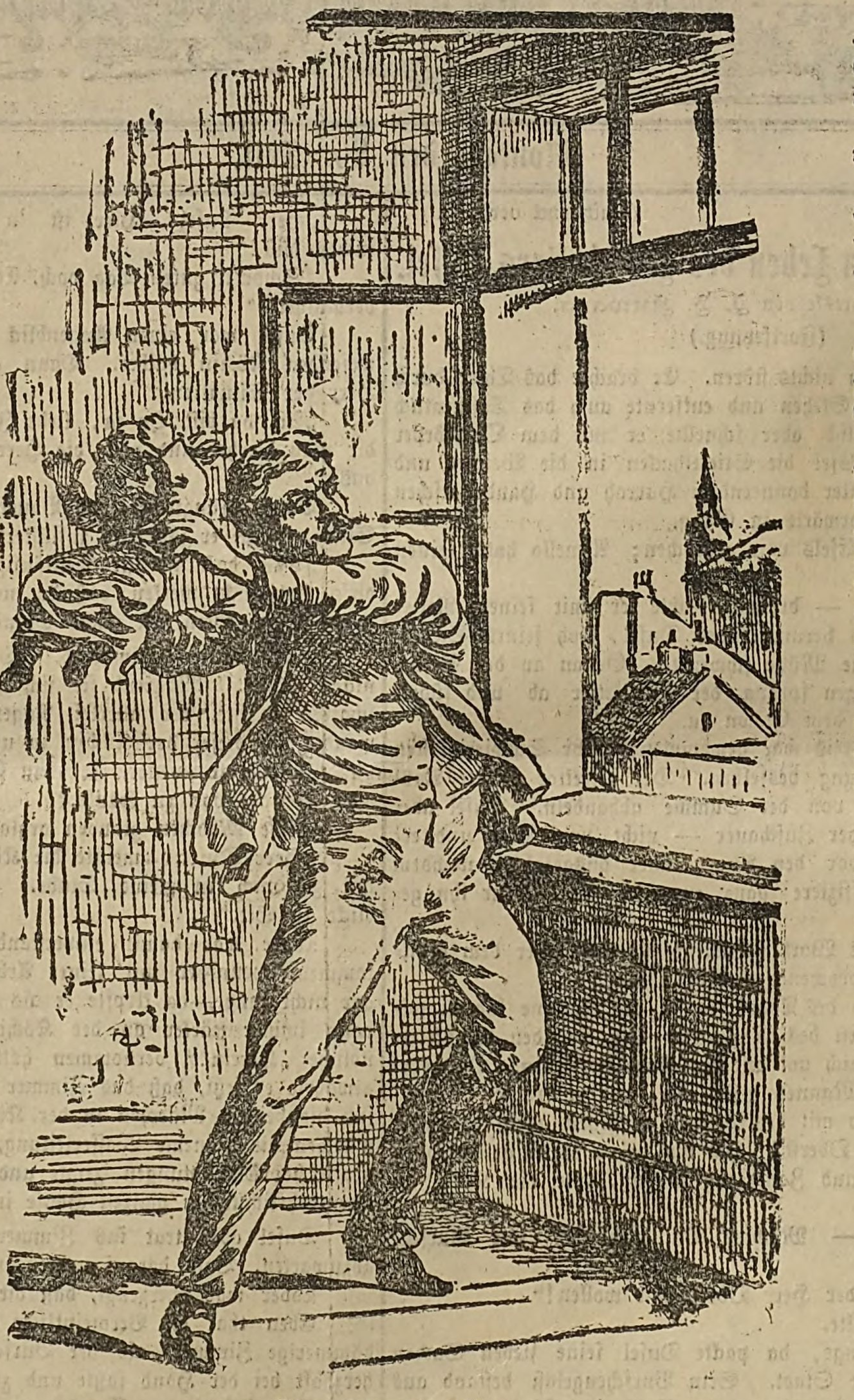
„Warte man, Freundchen'" fuhr der Bursche fort, „du sollst schon vorkommen!"

Und da kniete Dusel auf den Boden nieder und hieb so lange unter das Bett, bis der Hund winselnd wieder hervorkroch und sich anschickte, zur offenen Thür hinauszuspringen. Noch einmal hob Xaver die Peitsche, um dem Wurstdieb noch einen letzten Denkzettel zu geben, aber es ward ein verhängnißvoller Schlag.

In der offenen Thüre erschien die Gestalt des Obersten, welcher mit dem Burschen in einer Pferdeangelegenheit zu sprechen beabsichtigte. So traf der Peitschenhieb nicht den Hund, wohl aber empfindlich den Arm des Gestrengen just in dem Moment, als die fliehende „Diana" mit gewaltigem Satz zwischen den Beinen ihres Herrn hindurchsprang und auf diesem ungewöhnlichen Wege das Weite suchte.

Xaver stand wie versteinert.

Ganz wider Willen dem Naturgesetz der Schwere folgend, saß da, aus dem Gleichgewicht gebracht durch den Hund, der allseits gefürchtete, von allen hoch respektierte und mit Orden reich dekorierte Oberst Schnauz von Schnauzenheim auf dem Erdboden und rieb sich abwechselnd den getroffenen Arm und eine andere schmerzende Stelle seines Ichs, welche selbst die derbe, lederbesetzte Reithose vor dröhnender Karambolage nicht hatte schützen können. Der Herr Oberst biß schmerzlich die Zähne übereinander, als er sich langsam erhob.



Eine Schreckensthat.

„Drei Tage Mittelarrest wegen ungehörigen Benehmens gegen seinen Vorgesetzten!"

Das war das Ergebniß des heftigen Zornausbruches des Obersten, und verhältnißmäßig war es noch eine gelinde Strafe.

Der arme Xaver! Wie schnell wurde seine Arretierung bewerkstelligt!

Es muß erklärlich und verzeihlich erscheinen, wenn Herr Schnauz von Schnauzenheim unmittelbar nach der Katastrophe in begreiflicher Anwandlung von Mattigkeit infolge der gehabten Erschütterung sich gleich an Ort und Stelle ein wenig zu erholen trachtete und sich auf den im Burschengelaß befindlichen Holzstuhl niederließ. Hier war er ungestört und ungesehen und saß eine Weile ganz in sich zusammengesunken. Dann aber bückte er sich und bemühte sich eigenhändig, die Spuren des schimpflichen Falles, nämlich den Staub, von den Beinkleidern abzuklopfen.

Da auf einmal huschte eine weibliche Gestalt ins Zimmer, und ehe es der gefürchtete Kommandeur verhindern konnte, da schlangen sich von hinten her zwei Arme um seine Schultern, und eine ihm gänzlich unbekannte weibliche Stimme sprach:

„Ach, herzliebster Xaver, treff ich denn nu mal endlich allein? Ich wollte dir ja das Geld —"

Weiter kam Guste nicht. Starr vor Schreck ließ sie die Arme fallen und blieb mit offenem Munde wie angenagelt stehen, als der vermeintliche Xaver sich zu ihr wendete und mit Donnerstimme anschrie:

„Wer ist die Dirne? — Was will sie mit dem Gelde? — Was hat sie überhaupt hier zu suchen?"

Guste sank in die Knie und stammelte:

„Ach, allerrespektvollster Herr Feldwebel! Ich wollte — ich — ich — ach, Herr Feldwebel seien Sie nicht böse!"

„Potz Bomben und Granaten! Was schwätzt sie da für tolles Zeug vom Feldwebel?"

„Ach, nehmen Sie's nicht übel, da sind Sie am Ende gar der Herr Korporalschaftsführer vonn Xaver? — Machen Sie uns nicht unglücklich, es soll auch gewiß nicht wieder vorkommen!"

„Nun ist's aber genug mit dem Unsinn," brauste der Oberst auf. „Entweder ist sie verrückt oder ich bin es!"

„Ach, grundgütiger Herr Korporal, ich bin's ganz gewiß nicht!"

„Na, dann laß sie die Faxen und steh sie auf! Was sucht sie hier?"

„Lieber Herr, ich heiße Guste — Guste Klemm —, und ich bin Herrn Xaver Dusel seine Zukünftige, wenn Sie's nicht übelnehmen wollen. Weil nun Herr Dusel hier bei seinem Alten, dem Obersten, so spottwenig zu essen bekommt, so hab ich ihm heute etwas zum Leben gebracht. Sie glauben gar nicht, was der alte Oberst für ein knickeriger Filz ist, wie er den jungen Menschen, meinen Xaver, so knapp hält!"

„Ein knickeriger Filz, der Oberst?"

„Na, das ist Sie noch viel zu gelinde ausgedrückt. Uebrigens wissen Sie: der steife Mensch kann ohne Dusel gar nicht fertig werden; sogar wenn er mal ausreitet, muß Xaver erst 's Pferd schirren und mitreiten, damit nichts passiert. Nicht 'n mal die Kleider bürstet er sich selber ab, was doch der geringste Soldat rechtschaffenerweise selbst thut. Dabei sollen die Leute, wie mir die Jungfer Köchin erzählt hat, geizig zum Eckel sein. Hinter die spindeldürre Gnädige her machte die Köchin drei Kreuze. Das soll 'ne abgeschmackte Gans sein —"

„Eine abgeschmackte Gans?"

„Jawohl — die sich was auf ihren Namen einbildet! Denken Sie doch nur: Schnauz von Schnauzenheim! Wie unanständig! Und dabei kann die Gnädige — wie sie sich titulieren läßt —

nicht einmal einen Kaffee kochen oder 'ne richtige Nadel abstricken. Aber —"

„Hör sie auf, Dirne, hör sie auf! Es wird mir zu bunt! — Also die Jungfer Köchin hat ihr das alles gesagt?"

„Jawohl, Herr Korporal! Und wenn das Fräulein in der Küche nicht in der Regel meinen armen Xaver die feinsten Bissen wegsteckte —"

„Alle Wetter! Die feinsten Bissen?"

„Jawohl — dann müßte der Aermste oft Hunger leiden. Aber so weiß es die Köchin einzutheilen —"

„Potztausend, Dirne! Also so geht's hinter dem Rücken des Herrn Obersten zu?"

„Freilich, Herr Korporal!"

„Da schlag doch gleich —"

„Verrathen Sie 's aber ja nicht etwa der hochnäsigen Frau, wenn Sie vielleicht mal mit ihr zu thun haben sollten. Xaver wird Sie dafür gewiß auch mit zur Wurst einladen!"

„Meint sie?"

„Gewiß! Xaver ist nicht so knauserig, wie sein Herr. Wenn er aber doch nur käme, ich wollte ihm eben noch ein paar Groschen Geld geben." (Schluß folgt.)

Eine Schreckensthat.

Ein durch den Branntweingenuß moralisch herabgekommener Mensch, der Barbier Fischer in Berlin, begann mit seiner Frau Streit, bedrohte sie am Leben und ergriff sodann sein Kind, ein reizendes Geschöpf, um es in sinnloser Wuth durch das Fenster in den Hofraum zu schleudern, wo das arme Wesen mit zerschmetterten Gliedern todt liegen blieb. Der Trunkenbold wurde verhaftet.

Die Cigarette.

Eine spaßige Geschichte von L. Jäger.

Ich kam noch eben zur rechten Minute, um in's erste beste Coupée des Stadtbahnzuges in Charlottenburg hineinzuspringen. Da rollte der Zug auch schon in der Richtung Lehrter-Bahnhof—Friedrichsstraße—Alexanderplatz. Es war ein Coupée III. Classe. Sonst fahre ich gewöhnlich zweiter. Aber diesmal war es ganz gut; denn ich hatte soeben meine Cigarette angezündet und in den Wagen II. Classe ist das Rauchen verboten. Nichtrauchercoupées III. Classe gibt es dermalen noch nicht. Im Coupée saß Niemand als eine alte Dame mit graumelirten Korkzieherlocken, die wohl aus einem früheren Jahrhundert stammten, und einem etwas verkniffenen Zug um die dünnen Lippen des großen Mundes. Sie war ganz in einen weiten schwarzen Radmantel eingehüllt. Sie saß in der einen Ecke des Coupées, ich setzte mich in die andere, und blies die Wolken meiner Cigarette mit Wohlbehagen vor mich hin.

Auf einmal wendete sich die Dame zu mir und sagte mit etwas scharfer Stimme: „In Gegenwart einer Dame sollten Sie aber nicht rauchen, mein Herr!"

„Entschuldigen, gnädige Frau oder gnädiges Fräulein, aber es ist dies ein Coupée dritter Classe, wo das Rauchen erlaubt ist."

„Immerhin, mich belästigt es," kam es noch schärfer von ihren Lippen.

„Dann hätten, gnädige Frau besser gethan, in ein Coupée zweiter Klasse einzusteigen", sagte ich, über ihren schroffen Ton etwas geärgert.

Sie erwiderte nichts mehr. Bald darauf aber schlug sie ihren Regenmantel auseinander, und auf ihrem Schooß wurde ein allerliebstes Möpschen sichtbar, dem sie das Kopfhaar streichelte und halblaut zuraunte: „Nicht wahr, mein Moppelchen, das ist ein unartiger Herr, der uns den Rauch der Cigarette in's Gesicht bläst, obschon ich ihn gebeten, es zu lassen. Was man sich nicht alles gefallen lassen muß! Armes Thierchen — nicht wahr, ein böser, unhöflicher Mensch das!"

Mir riß nun schon die Geduld. „Ich bitte nochmals, gnädige Frau, um Entschuldigung, aber es ist hier ein Coupée dritter Classe, und ich darf hier und werde hier rauchen; wenn es Ihnen nicht gefällt, so bitte, sich in ein Coupée zweiter Classe zu bemühen. Aber beschimpfen lasse ich mich nicht!"

„Gut denn," erwiderte sie, über den entschiedenen Ton meiner Wort sichtbar betroffen, „so bitte ich Sie um die Freundlichkeit, wenigstens bis zum Lehrter-Bahnhof, wo ich aussteige, das Rauchen zu unterlassen. Sie werden diese kleine Gefälligkeit mir doch nicht abschlagen?"

„Gewiß nicht, gnädige Frau, hätten Sie mich sofort in dieser Weise um diese Gefälligkeit ersucht, statt mir in schroffer Weise das Rauchen zu verbieten, so hätte ich sofort die Cigarette ausgelöscht, wie ich dies jetzt thue!"

Damit war sie befriedigt, hüllte ihr Moppelchen wieder in ihren Mantel ein und schaute unverwandt zum Fenster hinaus.

„Eine verschrobene, alte Person," dachte ich und dann an etwas Anderes.

In einer kleinen Viertelstunde waren wir am Lehrter Bahnhof angelangt. Wer aber nicht ausstieg, das war meine alte Dame mit ihrem Moppelchen.

Ich machte sie darauf aufmerksam, daß wir auf dem Lehrter Bahnhof angekommen seien. Sie that, als hörte Sie nichts.

„Lehrter Bahnhof!" rief ich lauter. Sie wandte sich nicht um nach mir; und bereits rollte der Zug weiter.

Empört griff ich nun sofort zu einer neuen Cigarette und zündete sie an und blies die vollen Rauchwolken ins Coupée. Da sprang die Dame auf und frag, ob ich sie absichtlich incommodire.

„Gewiß, mit bewußter Absicht. Sie hatten mir ausdrücklich versprochen, auf dem Lehrter Bahnhof auszusteigen und mich gebeten, nur bis dahin das Rauchen zu lassen. Ihrem Wunsche, Ihrer Bitte habe ich mich bereitwillig gefügt. Nun aber fahren Sie weiter, so rauche ich auch weiter."

„Ich werde es nicht dulden", rief die Dame erregt.

„Thun Sie, was sie nicht lassen können," sagte ich ironisch, gespannt, was sie vorhabe.

„Noch einmal fordere ich Sie auf, Ihre Cigarette aus dem Munde zu nehmen."

„Fällt mir durchaus nicht ein."

„Nun, dann werde ich Ihnen helfen." Damit schoß sie auf mich zu, und ehe ich es hindern konnte, hatte sie mir die brennende Cigarette aus dem Munde gerissen und zum offenen Fenster hinausgeworfen."

Ich war außer mir vor Erregung. Ich wußte nicht mehr, was ich that. Aber ich ergriff nun meinerseits wüthend den Mops, den sie unter dem halb offenen Regenmantel noch fest an sich drückte, und warf ihn ebenfalls zum Fenster hinaus. Das Wehgeschrei der Alten, mit dem sie an das Fenster stürzte, und ihrem Moppelchen nachrief, erfüllte mich mit barbarischer Schadenfreude. Mein Rachegefühl über die erlittene Unbilde war vollständig gestillt.

„O, warten Sie nur, warten Sie!" rief Sie mir unter Thränen zu. „Das werden Sie büßen. Mir mein armes, liebes Moppelchen zum Fenster hinauswerfen!"

„Bahnhof Friedrichsstraße!" tönte der Ruf.

„Schaffner, Schaffner!" rief die Dame mit keifender Stimme zur offenen Wagenthür hinaus.

„Was ist gefällig?" frug der dienstfertige Bahnbeamte.

„Dieser Herr hat mir meinen Hund zum Fenster hinausgeworfen."

„Diese Dame da" — entgegnete ich prompt „hat mir die brennende Cigarre aus Munde genommen und zum Fenster hinausgeworfen!"

„Ich bitte, Sie gnädige Frau und Sie, mein Herr, den Zug zu verlassen und Ihren Streit dem Herrn Stationschef vorzutragen."

Wir folgten beide der Aufforderung. Der Stationschef erschien, vom Schaffner herbeigerufen, auf dem Bahnsteig. Das Publikum sammelt sich bald um uns und lacht hell auf, als die alte keifende Dame mit Thränen und überfließendem Wortschwall die Geschichte erzählt.

Ich gab alles zu, und ergänzte den Bericht der Dame nur dahin, daß sie mir ausdrücklich versichert hatte, am Lehrter Bahnhof auszusteigen. Daß sie nicht Wort hielt, war der Hauptgrund meiner Empörung. Daß sie mir die Cigarette aus dem Munde riß, brachte mich vollends außer mir!

Der Stationschef hörte mich ruhig an, notirte sich den Vorfall und sagte dann zu mir: „Daß sie der Dame den Hund zum Fenster hinauswarfen, darüber wird der Polizei, beziehungsweise dem Gerichte Anzeige erstattet. Unter einer Geldbuße und den Schadenersatz werden Sie nicht davonkommen."

„Selbstverständlich bin ich mir dessen bewußt," sagte ich.

„Sie, gnädige Frau, bitte ich zunächst um Vorweis Ihres Hundebillets."

„. . . . Sie haben keines? . . . Kostet 5 Mark Strafe. — Sie haben ferner eine brennende Cigarre auf den Fahrdamm geworfen. Kostet 10 Mark Strafe."

„Aber, Herr Stationsvorsteher, ich . . ."

„Hier, gibt's kein Aber; der Betrag, 15 Mark, ist sofort zu erlegen. Andernfalls bitte ich um Ihre Adresse."

Unter dem Gelächter des Publikums mußte sie das Portemonnaie öffnen und die Summe schweren Herzens, unter Thränen, zitternd vor Wuth und Beschämung zahlen.

„Aber, mein Moppelchen, mein armes Moppelchen!" rief sie klagend. „Wie finde ich mein armes Moppelchen wiedec?"

Nun that mir die alte Dame doch etwas leid, trotz der Schadenfreude, die ich empfand, und als der Stationschef einen Bahnbediensteten befahl, mit der Dame vorsichtig den Bahndamm entlang zurückzugehen, um allenfalls das Thierchen wieder einzufangen, schloß ich mich hilfbereit an.

Wir brauchten nicht sehr lange zu gehen. Ganz dicht am Schienenstrang saß unversehrt das gute Moppelchen und beschnupperte soeben meine hinausgeworfene Cigarette.

Ich mußte zwar einige Tage später meine Strafe zahlen, aber die dankbare Umarmung der Besitzerin des Moppelchens, als sie ihr Thierchen wieder fand, läßt mich natürlich heute noch, nur mit entsprechender Rührung jener Scene gedenken.

Humoristisches.

(Nie verlegen.) „Schon wieder ein Hausirer! . . . . Ich möchte mich vor Wuth bersten!"

„Warum seien Se so bös! Verschten sind ja g'rad mei' Spezialität!"

(Ueberhöflich.) Fürst: „Ah, da ist ja wieder mein lieber Bürgermeister! . . . . Sie haben Ihre Frau verloren?"

Bürgermeister: „Zu dienen, Durchlaucht!"

Fürst: „Sie sind also Wittwer, wie ich!"

Bürgermeister: „Jawohl, Durchlaucht — seit drei Jahren habe ich die hohe Ehre!"

(Nobel.) Lieutenant: „Kellnerin, mein Hund hat Durst! . . . Bringen Sie mal 'n Sektkübel voll Wasser!"

(Immer derselbe.) „ . . . Und wann heirathen Sie denn Herr Amtsrichter?"

„Mitte nächsten Monats ist der Termin zur Hauptverhandlung!"

(Im Eifer.) „Sie haben mich einen dummen Kerl geschimpft."

„Bitte sehr — ich habe Sie nicht damit gemeint."

„Machen Sie mir nur keine Ausflüchte, damit kann Niemand anders gemeint sein, wie ich."

(Ein guter Mensch.) Reicher Onkel (zu seinem Arzt): „Also Sie glauben mich durchzubringen, Herr Doktor?"

Arzt: „Ich hoffe ganz sicher!"

Reicher Onkel: „Ach theilen Sie das meinem armen Neffen recht schonend mit."

(Modern.) Hausfrau: „Elise, leihen Sie mir doch rasch zwei Mark; ich werd's gleich meinen Mann sagen."

Dienstmädchen: „Madame, thun Sie das wenigstens nicht, sonst kommt der auch gelaufen und will was haben!"

(Variirt.) Frau: „Mein Mann ist ein schrecklicher Mensch. Fortwährend will er in's Wirthhaus; . . . den ganzen Tag geht er wie die Katz um den Bräu herum!"

(Auf dem Standesamt.) „Ist Ihr Mann eines natürlichen Todes gestorben?"

„Nein, mit ärztlicher Hilfe!"

(Aus der Schule.) Lehrer: „Fritz, nenne mir das Vieh, das uns die Schinken liefert!"

Fritz: „Der Metzger!"

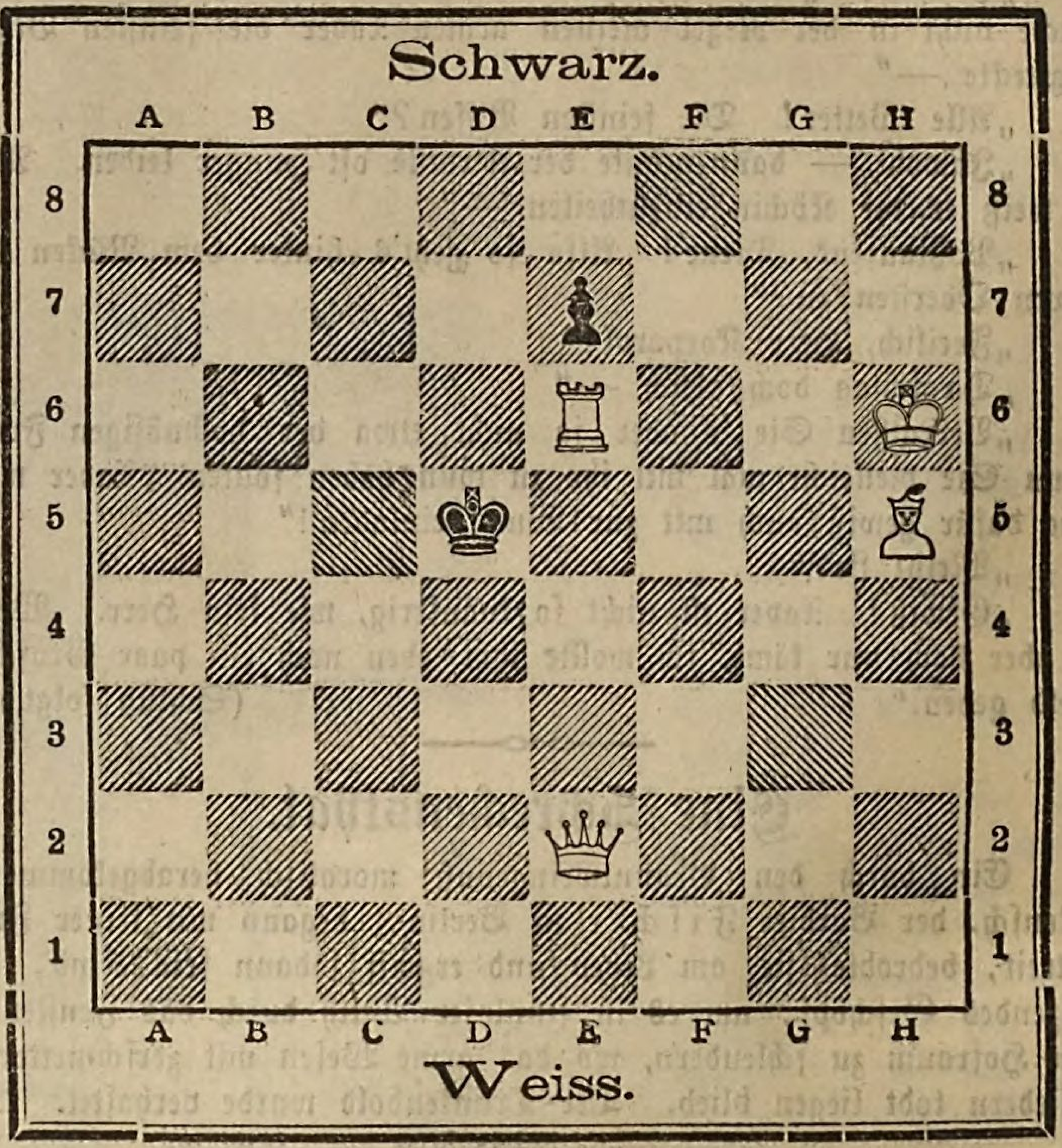
Bilderräthsel.



Schachzeitung № 265.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von O. Würzburg in Grand Rapid.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Das nachfolgende hübsche Spiel erhielt im Turnier des Neuen Wiener Schachklubs den Schönheitspreis. Gespielt am 6. Mai 1897.

Abgelehntes Damengambit.

	Weiß: H. Fähndrich.	Schwarz: A. Mandelbaum.
1.	d2—d4	d7—d5
2.	c2—c4	Sg8 –f6
3.	Sb1—c3	e7—e6
4.	Lc1—g5	Lf8—e7
5.	e2—e3	o—o
6.	Lf1—d3 (a)	b7—b6 ?
7.	Lg5×f6	Le7×f6
8.	c4×d5	Lc8—b7 (b)
9.	Sg1—f3	e6×d5
10.	h2—h4 (c)	c7—c5
11.	Ld3×h7+	Kg8×h7
12.	Sf3—g5+	Kh7—h6
13.	Sc3—e2	Lf6×g5 (d)
14.	h4×g5+	Kh6×g5
15.	Se2—g3 (e)	g7—g6 (f)
16.	Dd1—f3 (g)	f7—f5

Weiß kündigt nun Mat in 6 Zügen an.

17.	Df3—f4 +	Kg5—f6
18.	Df4—e5 +	Kf6—g5
19.	Th1—h5 +	g6×h5
20.	De5—g7 +	Kg5—4
21.	Sg3×f5 +	Tf8×f5
22.	Dg7—g3 ‡	

a. Besser wäre 6. Sg1—f3 gewesen; denn Schwarz könnte nur auf c4 tauschen, womit Weiß ein Tempo verlieren, sowie sein Läufer deplazirt würde.

b. Schwarz darf nicht sofort wiedernehmen, da sonst Weiß durch 9. Dd1—h5 einen Bauern gewinnen würde.

c. Die Einleitung zu einem kühnen Opferangriff, den Schwarz am besten mit 10. Tf8—e8 parirt hätte.

d. Verfehlt, da nun auch dem weißen Th1 eine Angriffslinie geöffnet wird. Der einzige Zug, welcher noch Aussicht auf erfolgreiche Vertheidigung versprach, war 13. g7—g6, worauf Weiß seinen Angriff am besten mit 14. Se2—f4 fortgesetzt hätte.

e. Unrichtig wäre der verführerische Zug 15 Th1—h5 + (kann wegen 16. Se2—f4 nicht genommen werden) wegen Kg5—f6.

f. Zu spät, noch könnte der schwarze König über f6 die Flucht ergreifen.

g. Nun ist die Cernirung vollendet und der schwarze König seinem Geschick verfallen. —

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 260 von Jespersen.

1. Dg3—f3 / Beliebig. 2. D. S. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, von Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von R. Kern, B. H.—, Gustav Schmidt, L. Schönhuber, J. Schuler und R. Weiß.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. **Spieltage: Sonntag Nachmittags** und **Mittwoch Abends im Cafe Prinzengarten.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 51:

Vor lauter Lernen kommt man nicht zum Leben.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 53. Freitag, den 30. Juli. 1897

(Nachdruck verboten.)

Drei Tage aus dem Leben des Musketiers Dusel.

Militärhumoreske von J. J. Kuwaya.

(Schluß.)

„Ah so! Das meinten sie vorhin?“

„Jawohl! Er hat beim Exercieren ein Gewehr durchgegriffen, das muß er bezahlen. Dann muß er auch die Kanone ausbessern lassen, die er im Dienst beschädiget hat.“

„Was?“ sprach der Oberst lächelnd. „Musketier — und Kanone ausbessern?“

„Ja, er wird wohl wieder 'n neues Rohr machen lassen müssen. Ich habe ihm schon einmal fünf Thaler gegeben, da war ein Rad an der Sonntagskanone gebrochen.“

„Ha, ha! Unsinn! Weiß sie was? Ihr Xaverl ist ein Schwindelmeier! Sie gibt ihm kein Geld, ich will es so! Verstanden?“

„Ja, aber —“

„Sie behält ihr Geld, damit basta! Und nun nimmt sie ihre Kiepe und packt sich fort! Den Dusel aber kann sie für's Erste nicht mehr sprechen. Dem soll die Schwindelei schon vergehen! Das sage ich ihr — ich, der Oberst und Regiments-Kommandeur Schnauz von Schnauzenheim!“

Das Mädchen sah den Gewaltigen eine Weile erschrocken an. Dann aber klärte sich ihr Antlitz auf, und sie sprach ruhig:

„Lieber Herr Korporal! Ich bin zwar nur ein Bauernmädchen, aber für so dumm sollten sie mich doch nicht halten. Sie — und Oberst? Mit den struppigen Haaren und hier in dem Loche von einer Stube? Das machen Sie doch einer anderen weis! Ne, diese Lüge war doch zu grob!“

„Nun aber hinaus!“ donnerte der Oberst und zeigte dabei nach der Thüre, so daß dem Mädchen das Wort auf der Lippe erstarb. Ihr schien jetzt doch nicht mehr ganz geheuer zu sein. Daher nahm sie schnell ihren Korb und machte sich davon.

* * *

„Na, wen haben wir denn da?“ fragte der alte, als Gefangenwärter fungierende Sergeant, als Xaver Dusel abgeliefert worden. „Sind wir nicht der neue Bursche des Herrn Obersten, der bei den Komödianten den Firlefanz mit dem Esel gemacht hat?“

„Zu Befehl, Herr Schersant,“ entgegnete Xaver, „das bin ich; aber Firlefanz war das nich. Ich habe mir ehrlich mit dem Esel —“

„Maul halten! Gehört nicht hierher! Was haben wir denn nun gethan, daß wir hier sind?“

„Weil ich meine Wurst nicht von dem Hunde vom Obersten habe fressen lassen, muß ich mir hier nun bei dem Herrn Schersanten einige Tage einquartieren.“

„Was schwatzt er da? Der Herr Oberst hätten die Wurst von ihm fressen wollen?“

„Ne, Herr Scherfant, ich meinte man bloß den Hund!“

„Das ist was anderes, das hätte er gleich sagen sollen! Uebrigens die alte Leier: wenn ihr Kerls hierher zu Vater Wilke kommt, seid ihr immer unschuldig.“

„Herr Schersant —“

„Maul halten! Marsch, vorwärts! Geh er voraus, hier die Treppe rauf!“

„Herr Schersant, könnte ich denn nich erst man noch 'n bißchen was zu essen kriegen? Ich bin seit das Mittagsbrod, wo wir dünne Graupen hatten, noch stockrabennüchtern.“

„Hier ist keine Speiseanstalt nich, wie er sich wohl einbildet.“

„Es riecht doch aber bei Sie so schöne nach abgesottene Kartoffeln und jebratene Zwiebeln —“

„Was riecht hier? Er hat hier nischt zu riechen! Wart' ich werd ihn gleich bezwiebeln! Marsch dahinein!“

Der schlaue Bursche ließ sich nicht so leicht einschüchtern. Er kannte die schwachen Seiten des alten, graubärtigen Soldaten.

„Herr Schersant,“ fuhr er unbeirrt fort, „ich sage Sie auch was, worüber sich der Herr Schersant sehr freuen.“

„Behalt er seine Weisheit for sich!“

„Herr Schersant, ich habe was von Sie heute im Parolebuche gelesen —“

„Maul halten! Er hat nischt zu lesen! Marsch, darin!“

„Herr Schersant, noch ein Wort! Können Sie mich nich 'n Thaler wechseln?“

Xaver ließ das Geldstück in der Hand blinken.

„Das kleine Geld kann ihm hier nichts nützen. — So!“ — Zelle Nr. 13 war geräuschvoll geschlossen. Dusel hatte jetzt Zeit, über die Vergänglichkeit der Erdenfreuden nachzudenken.

Der alte Sergeant dagegen zerbrach sich den Kopf, was wohl der Bursche von ihm im Parolebuche gelesen haben könnte. Er hätte es gar zu gern gewußt, aber wie sollte das zu ermöglichen sein? Da fiel dem wackern Mann ein, daß Zelle Nr. 13 anderthalb Tage leer gestanden und noch kein frisches Trinkwasser habe. Das kam gelegen.

Als ein gewissenhafter Gefängnißwärter öffnete er nach Verlauf von einer halben Stunde zum Erstaunen der übrigen Arrestanten die Zelle Nr. 13 noch einmal und rief so laut, daß es Alle hören konnten: „Er hat ja noch kein frisches Wasser! Nehm er mal da seinen Wasserkrug und hol er sich unten am Brunnen was Nasses!“

Xaver leistete Folge. Am Fuße der Treppe angelangt, drängte ihn der Sergeant, anscheinend wie absichtslos, in seine Wohnstube. Er selbst begab sich schweigend in seine Kammer, deren Thüre er weit offen ließ.

Xaver Dusel begriff sofort Alles.

Er sah sich allein der ungefähr zwanzigjährigen Tochter des Sergeanten gegenüber, die ihn alsbald anredete:

„Ja, dir armen Soldaten, die hieher kommen, thun mir immer recht leid! Weil ich nun vorhin hörte, daß Sie noch nichts nich gegessen hätten, habe ich Ihnen hier ein bißchen was hergestellt. Lassen Sie es aber meinem Vater ja nicht merken. Sie können auch noch 'ne Flasche Hausbier kriegen —“

„O, jeehrtes Fräulein! Sie sein wirklich zu gütig. Hier ist 'n Thaler.“

Das Mädchen gab sofort den überschüssigen Betrag heraus.

„Was giebt's denn sonst Neues im Regiment?“ fragte sie dann. „Die Herren Offizierburschen finden doch immer Gelegenheit, dann und wann einen Blick in's Parolebuch zu werfen!“

Dusel wußte sofort, wohin die Frage zielte. Er war auch überzeugt, daß dem Sergeanten kein Wort der Unterhaltung entging.

„Das wissen Sie, jeehrtes Fräulein,“ antwortete er, „daß das Regiment in einigen Tagen zum Manöver ausrückt —“

„Ach, das ist uns ganz egal — mir wenigstens!“

„Ja, aber vorher sollen noch einige Beförderungen stattfinden. So hörte ich, Ihr Herr Vater solle zum Vicefeldwebel ernannt werden und den Offizierdegen kriegen, natürlich mit die entsprechende Gehaltszulage.“

„Was?" rief, sich vergessend, der im Nebenzimmer horchende Sergeant.

„Wie? Was meinten Sie?" erwiderte Dusel und lächelte pfiffig. Der Sergeant hatte seinen Fehler gleich erkannt und antwortete nun barsch:

„Nichts! Ich habe man bloß jenießt!"

„Jesundheit, Herr Scherjant!"

„Danke!"

„Bitte!"

„Maul halten!"

In diesem Moment erdröhnte draußen im Hausgange die bekannte Stimme des Herrn Obersten:

„Sergeant Wilke!"

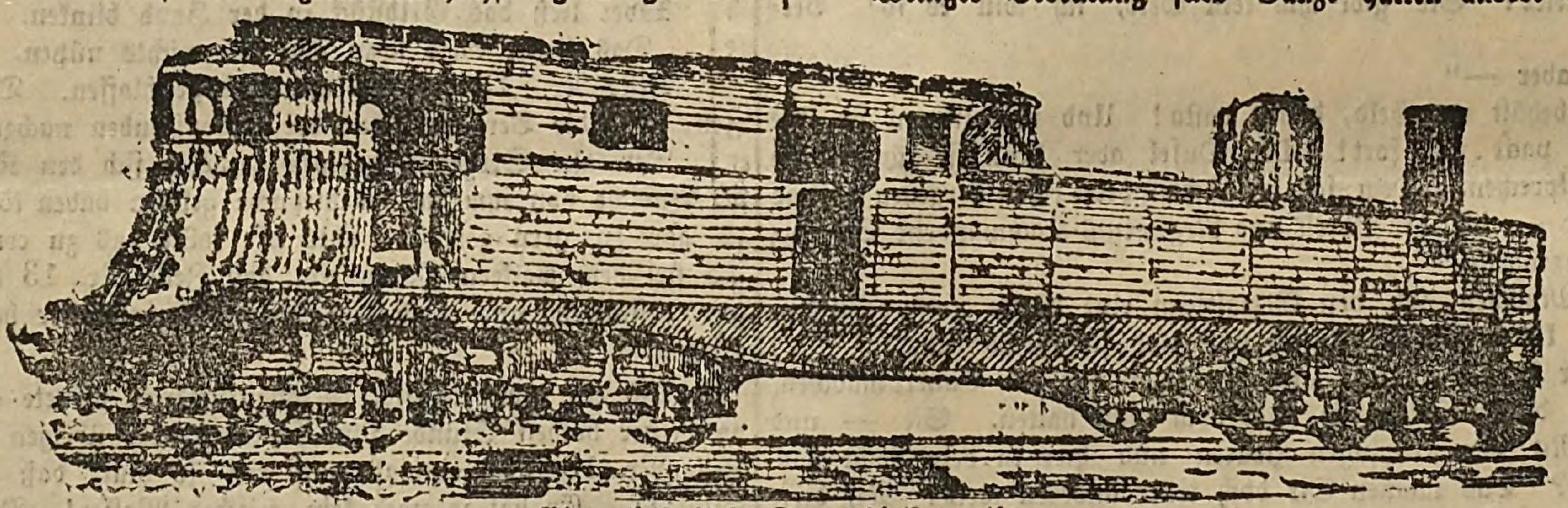
Der Gefängnißwärter eilte hinaus und kehrte bald wieder mit dem Befehle zurück, sofort Xaver Dusel aus seiner Haft zu entlassen and denselben in den Stall des Regiments-Kommandeurs ohne Aufschub zu beordern.

Der Oberst hatte sich den Vorfall überlegt, und ihn von der heiteren Seite aufgefaßt. Hauptsächlich aber war es ihm um die gute Pflege seiner Pferde zu thun. Deßhalb beschloß er die Freilassung des armen Dusel und verfügte dieselbe persönlich auf seinem gewohnten Abendgang in's Kasino.

So kehrte denn alsbald Xaver Dusel zu seinen Pfleglingen zurück. Er ließ sich den Fall zur Warnung dienen und hielt sich wacker bis zu seiner abermaligen Entlassung nach dem Manöver. Dann heirathete er „Justeken", die ihm kein Kanonengeld mehr bringen durfte und jetzt sind beide schon lange ein glückliches Ehepaar.

Eine elektrische Dampflokomotive.

Das Problem, Elektrizität und Dampfkraft zu kombiniren, um dadurch eine größere Kraftleistung zu erzielen, ist von dem Ingenieur **Heilmann** in der beistehend abgebildeten höchst eigenartigen Lokomotive gelöst worden, die ihr Erfinder als die Lokomotive der Zukunft betrachtet. Heilmann macht scheinbar einen Rückschritt bei der Konstruktion dieser Lokomotive, und zwar insofern, als dieselbe nicht einen reinen Elektromotor darstellt, der seine Kraft von einer elektrischen Zuleitung oder von mitgeführten Akkumulatoren erhält. Die Maschine arbeitet vielmehr mit Dampfkraft und erzeugt auf diesem Wege Elektrizität, die sie dann erst als Zugkraft verwendet. Es ist also gleichsam ein Zwillingsgeschöpf, eine Dampflokomotive mit elektrischer Zugkraft.



Eine elektrische Dampflokomotive.

Der Erfinder, dessen Maschine schon mehrfach und längere Zeit dauernde Proben im Eisenbahndienste bestanden, hat durch die That bewiesen, daß seine Anlage vortheilhafter arbeitet, als eine solche, die Dampf allein verwendet. Es hat sich gezeigt, daß die von dem direkten Antriebe der Räder losgelöste Dampfmaschine sich mit dem Elektromotor vortheilhaft zu einer Kraftquelle verbinden läßt, die den Strom in einfachster Weise zu den die Radachsen bewegenden Motoren ableitet.

Die Heilmann-Lokomotive besitzt acht Paar Triebräder, von denen jedes Paar durch einen besonderen Motor seinen Antrieb empfängt. Sie baut sich aus zwei Wagengestellen mit je vier Achsen auf. In der Mitte der Wagengestelle trägt eine Plattform, die auf Federn ruht, einen Dampfkessel, eine Dampf- und eine Dynamo-Maschine, die den nothwendigen Strom für die Motoren entwickeln. Die größte Geschwindigkeit, die sie erreichte, sind 108 Kilometer in der Stunde. Sie entwickelte nicht weniger als 1350 Pferdekräfte, und während die gewöhnlichen Maschinen höchstens 140 Tonnen ziehen, bewältigt sie, den Berichten der Prüfungs-Kommission gemäß, leicht 300 Tonnen mit einer Geschwindigkeit von 100 km. in der Stunde.

Die Vortheile des neuen Systems sind die vollständige Ausbalanzirung der hin- und hergehenden Massen, die sonst bei einer Geschwindigkeit gefährliche Erschütterungen verursachen, und das sparsame Arbeiten der Dampfmaschine, die auch während der Haltezeiten Akkumulatoren für die Beleuchtung des Zuges, sowie auch für vorübergehende Steigerungen der Geschwindigkeit laden kann. Trotz der bei den heutigen Lokomotiven wegfallenden Umformung von mechanischer Kraft in Elektrizität und von dieser wieder in mechanische Kraft, was einen Verlust von nur 12 Perzent bedingen soll, liefert die Heilmann-Lokomotive mit derselben Kohlenmenge etwa das dreifache der Leistungen. Die neue Maschine ist allerdings doppelt so theuer wie die bisherigen.

Ein amerikanischer „Flieger".

Die in beistehendem Bildchen dargestellte Art von Rennwagen kam jüngster Zeit aus Amerika. Es ist dies jedenfalls die denkbar leichteste Art von Wagen und soll den Pferden vollste Bewegungs- und Leistungsfähigkeit gewährleisten, was man schon beim bloßen Anblicke dieses luftigen Gefährtes zugeben muß.

Der Streit um den Weißenstein
zwischen
der Abtei Waldsassen und den Herren von Nothafft.

Eine Skizze von F. B.

Der Besitz der Abtei Waldsassen in der Nähe Böhmens hatte in mancher Beziehung eine historische Bedeutung für Bayern und Böhmen, denn die Behauptung oder der Verlust des Waldsassener Gebietes bedeutete schließlich in dieser Gegend ein Vorrücken oder Zurückweichen der bayerischen Landesgrenze.

Weniger Bedeutung fürs Ganze hatten andere Veränderungen des Waldsassener Besitzthums innerhalb Bayerns. Der **Teichelberg** blieb zuletzt bayerischer Besitz, wenn ihn auch die Pfalz und Bayreuth unter Nichtberücksichtigung des rechtmäßigen Eigenthümers, des Abtes Waldsassens, unter sich theilten.

Aehnlich verhielt es sich mit dem nahen **Weißenstein**, dem südöstlichen Theile des Steinwaldes, aber dennoch bildet der langdauernde Streit um denselben eine nicht interesselose Episode in der Geschichte des Nordgaues.

Die Abtei Waldsassen erwarb um das Jahr 1295, wahrscheinlich als Besitznachfolgerin der Falkenberger, **den Weißenstein**, wie eine klösterliche Beweisschrift vom Jahre 1536 sagt, „mit etlichen Dörfern und Gütern, Poppenreuth, Altwiesau, Gefell, Hard, Masch und anderen, so nun zu mehrerem Theile öde sind, die 1295 an unser Gotteshaus Waldsassen kamen mit aller Zugehörung, Wildpann und halsgerichtlicher Obrigkeit und 64 Jahre dabei waren."

In dem Jahre 1296 begann von Seite der **Nothafft** zu Wildstein in Böhmen ein förmlicher Ausverkauf ihrer Güter im Egerlande.

Hier hatte Pfalzgraf Ludwig II., der Strenge, zur Zeit des Hohenstaufen Conradin geschaltet und gewaltet und dieses Gebiet schon damals als sein künftiges Eigen betrachtet, bis ihm Ottokar II., König von Böhmen, dasselbe entriß.

Wenzel, der Sohn Ottokars, kam im Oktober 1291 (zur Vereitlung der Bewerbung Albrechts, des Sohnes Rudophs von Habsburgs, um die deutsche Königskrone) bei Eger in der Nähe des heutigen Dorfes Wies „im Siechenbirkicht" mit dem Pfalzgrafen Ludwig und dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg zusammen. Wenn es auch Wenzel nicht gelang, den Pfalzgrafen, der dem

Herzog Albrecht günstig war, auf seine Seite zu ziehen, so führten seine Wühlereien doch zum Ziele: am 5. Mai 1292 wurde Graf Adolf von Nassau zum König gewählt.

Bezüglich des egerischen Reichslandes hatten sich Wenzel und Pfalzgraf Ludwig bei der erwähnten Begegnung dahin geeinigt, daß den Bürgern zu Eger die Wahl gelassen werden solle, bei welchem der beiden Fürsten sie lieber wären. Die Bürger zu Eger entschieden sich für König Wenzel und dieser gewann auch das Stiftsgebiet Waldsassen und gab dem Kloster zwei Gnadenbriefe.

König Adolf verpfändete dem Böhmenkönig am 11. Mai 1292 Eger, Stadt und Land, und von da an blieb das Egergebiet zwar dem Namen nach unmittelbares Reichsland, in der That aber im Machtbereich der Krone Böhmens.

Es scheint, daß die Nothafft auf Wildenstein lieber den Pfalzgrafen im Besitz des Egerlandes gesehen hätten und der neuen böhmischen Herrschaft gegenüber sich kühl verhielten, denn von da an standen sie in nahen Beziehungen zu den bayerischen Fürsten.

In eben demselben Jahre 1295, in welchem Waldsassen, wie oben erwähnt wurde, den Weißenstein sammt der Zugehörung erwarb, setzten sich nun die Nothafft in den thatsächlichen Besitz des Weißenstein (wenn ihnen derselbe nicht etwa schon früher gehörte) und blieben dauernd darin; ja der Weißenstein wurde späterhin in dieser Gegend geradezu die Hauptburg des Geschlechtes.

Der Veräußerung Wildsteins folgte 1339 der Verkauf der Stadt und des Schloßes Falkenau von Seite der Nothafft. Sie verkauften hier bis auf etliche Lehen Alles und zogen aus der Falkenauer Gegend fort. Sie bauten hierauf um das Jahr 1340 bei Thiersheim in Oberfranken die Veste Thierstein auf Reichsforstgrund; Kaiser Ludwig belehnte Albrecht Nothafft am 3. Juli 1343 mit der neuerbauten Burg.

Alsbald gerieth Waldsassen in Kämpfe mit dem an der Stiftsgrenze neu angesiedelten Geschlechte.

1348 verkaufte das in Noth und Zwiespalt befindliche Kloster Wiesau, Korntau, Tirschnitz, Oberreut und Fürstenhof an Konrad Häckel von Erbendorf um 379 Pfund Heller auf einjährige Wiedereinlösung.

1350 am 10. Oktober bezahlte Albrecht Nothafft von Thierstein den Abt Heinrich II. (1349—1357) für die verkauften Dörfer Wiesau, Korntau, Tirschnitz, Voffenhof (Fürstenhof), Triebendorf, die ihm für 500 Pfund Heller überlassen worden waren, mit 100 Pfund baar, die noch übrigen 400 Pfund aber mit dem Hause, „darin zuerst der älteren Jäckel von Altenburg, der Jude, zu Eger gesessen war.“ 1350 ist das Jahr des großen egerischen Judenmordes.

1351 am 10. August löste der Abt vom Ritter Albrecht Nothaft, dem Pfleger des Landes zu Eger, das Gut Wiesau mit den dazu gehörigen Dörfern, Korntau, Tirschnitz, Fürstenhof, Triebendorf und Mühlhof um 800 Pfund alter Heller wieder aus, gesteht aber dem Ritter Nothafft bei einer Wiederverpfändung das Einstandsrecht zu. Wegen dieser Verpfändung Wiesaus an die Nothafft scheint Konrad Häckel von Erbendorf mit dem Stifte in Händel gerathen zu sein, denn 1352 am 27. Februar versprach er bei dem Ausgleich seiner Fehde mit Waldsassen dem Abt und Convent fernerhin alle Dienste zu leisten.

Der Weißenstein war inzwischen durch den Tod des Albrecht von Weißenstein in die Hände des verwandten Albrecht von Thierstein gekommen.

Nun entbrannte der alte Streit um den Weißenstein mit erneuter Heftigkeit.

1359 am 25. Februar klagte das Kloster zu Eger vor dem Pfleger Bohuslaw von Schwanberg und vor dem Bürgermeister und Rath, daß Albrecht Nothafft zu Thierstein ins Kloster einfalle, die Leute wegführe, stöcke und blöche (in Stock und Block lege), sie beschätze (auf Lösegeld festhalte) und sie zum Wiederkauf des ihnen abgenommenen Viehes zwinge. Unter dem gleichen Datum berichtete der Pfleger und Rath zu Eger an den Bischof Dietrich von Minden, den obersten Kanzler Böhmens, daß Waldsassen durch Kundschaft von 174 der ältesten Pfarrkinder aus 6 Pfarreien und durch 10 Priester eidlich seine Ansprüche auf den Weißenstein, Altwiesau, 4 Höfe und die Mühle zu Gefell, 2 Höfe zu Hart, den ganzen jenseits des Baches gelegenen Theil von Masch, auf den Gaißberg, das Dorf Sinattengrün, sowie eine Wiese zu Voitentann und die Güter zu Grieß bewiesen haben.

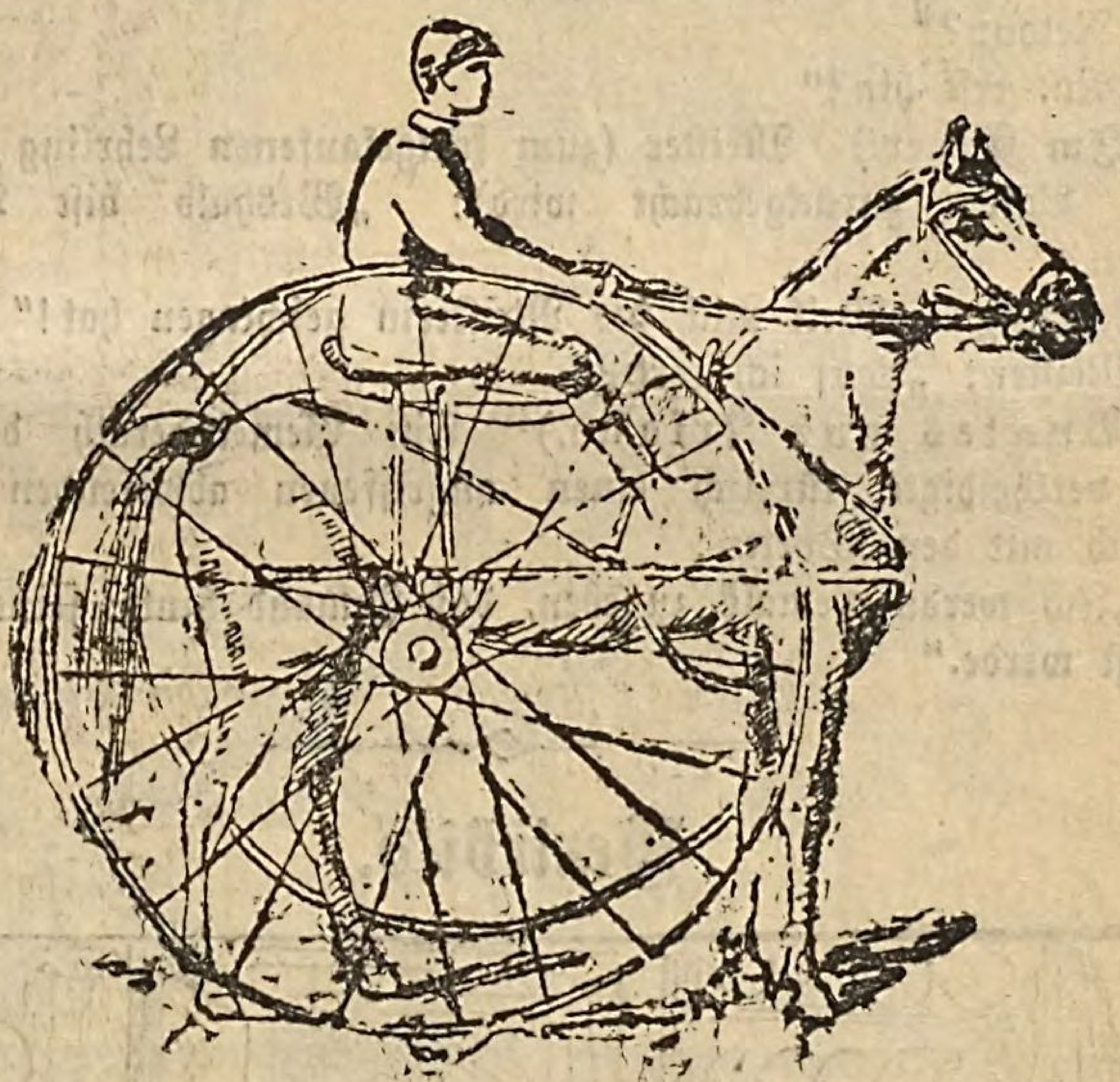
1361, den 6. Mai bekundete König Karl zu Elbogen, daß zwischen dem Abte Nikolaus II. (1360—1362) einerseits und Albrecht Nothafft und dessen Sohn Albrecht anderseits in Betreff der bei „mancher Zweiung, Aufläufe und Kriege“ erschlagenen 6 Leute des Klosters und der 9 gefallenen Leute des Nothafft zur Sühne vereinbart wurde, daß das Kloster den Kindern dreier auf Nothafft'scher Seite Getödteten 300 Pfund Heller Egerer Währung zahle (die anderen Gefallenen hätten um ihrer Missethaten willen den Tod wohl verdient); dagegen soll Nothafft an die Hinterbliebenen der von seinen Leuten Getödteten ebenfalls 300 Pfund Heller ausbezahlen, außer er beweise, daß er für den Todschlag der 6 Menschen dem Kloster auf andere Weise Sühne geleistet habe. Die Ansprüche auf den Weißenstein sollten dem Abte vorbehalten bleiben; Albrecht Nothafft weigerte sich jedoch, die ihm auferlegte Summe zu bezahlen, da er behauptete, es hätte diesfalls schon früher mit dem Kloster ein Sühne stattgefunden.

1361 am 11. Mai schrieb Abt Johann von Sedletz dem Hauptmann des Egerlandes, Bohuslaw von Schwanberg, und den Rathsherrn zu Eger, daß Markward, ein Laienbruder, vor ihm darlegte, wie Herr Albrecht Nothafft mit Herrn Heinrich, dem früheren Abte in Waldsassen (1349—1357), jetzt aber Propst in Gorin, bezeugen und beweisen wolle, daß über den einst durch ihn (Albrecht von Nothafft) und die Seinigen an 6 Personen in Konnersreuth begangenen Todschlag längst schon eine gütliche Vergleichung stattfand, daß jedoch Herr Heinrich versicherte, es sei über die Tödtung keine Sühne erfolgt, was nun er (der Sedletzer Abt) dem Hauptmann und den Rathsherrn zu Wissenschaft und Bericht au' sein Gewissen melde.

Die Nothafft blieben in Besitz des Weißenstein.

1536 am 10. Mai überläßt Anna Brandtnerin den großen Zehent zu Poppenreuth, der von den Nothafft zu Weißenstein zu Lehen ging, dem Kloster Waldsassen.

1588 verkaufte Hans Adam von Waldenfels zu Poppenreuth an Christoph Nothafft von Weißenstein Poppenreuth mit aller Zugehörung.



Ein amerikanischer Flieger.

Die Nothafft hatten seit jenen Zeiten fast 600 Jahre den Weißenstein und 300 Jahre Poppenreuth im Besitz, während Waldsassen die meisten Ortschaften am Westabhang des Steinwaldes behauptete, so daß noch heutzutage Masch und Rodenzenreuth an der Kösseine in einer Entfernung von 6 Stunden zum Amtsgerichte Waldsassen gehören.

An die Stelle der verlassenen Burg Weißenstein, die nun wie Thierstein eine Ruine ist, war im Laufe der Zeit als Wohnsitz der Nothafft das Schloß Friedenfels getreten, welches mit Poppenreuth als Majorat bis in das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts in den Händen der freiherrlichen Familie blieb.[1]) Gegenwärtig (1897) ist nur noch das Ottobad bei Wiesau Eigenthum eines Nothafftischen Zweiges. Im Jahre 1894 starb Baron Ludwig, besonders in seiner Jugend ein jovialer Freund der bäuerlichen Bevölkerung, in Wiesau und ruht hier vielleicht als letzter Nothafft im „Stiftland“; denn „das Stiftland“ Wiesau sammt den dazu gehörigen Orten mit

[1]) Nunmehr ist das Schloß Friedenfels mit den ausgedehnten Waldungen, der Oekonomie, einer reg betriebenen Brauerei und Granit- und Syenitwerken, verbunden durch ein Schienengeleise mit der Eisenbahnstation Reut, Eigenthum des Kommerzienrathes Gustav Siegle zu Stuttgart. Das schöne Besitzthum ist unlängst momentan in den Vordergrund der Tagesinteressen getreten, da es bei Gelegenheit der 33. Wanderversammlung der bayerischen Landwirthe in Weiden durch den hohen Besuch Seiner K. Hoheit des Prinzen Ludwig von Bayern geehrt und durch die denkwürdigen Worte ausgezeichnet wurde: „So sollte es allerorten sein!“

Ausnahme der „Possenmühle" (Fuchsmühl) blieb bei Waldsassen bis zur Aufhebung des Klosters durch die Reformation und es gelangte nach dem dreißigjährigen Krieg bei der Wiederherstellung der Abtei abermals in den Besitz derselben und verblieb ihr bis zu der alles verändernden Säkularisation im Jahre 1803.

Humoristisches.

(Aus der Instruktionsstunde.) Unteroffizier: „... Also, Knubbe, was pflanzt der Posten, wenn er läuft?"

Knubbe schweigt.

Unteroffizier: „Esel, der Posten pflanzt das Seitengewehr auf, wenn er Gefahr läuft!"

(Verschnappt.) Herr: „.... Spielen Sie auch das „Gebet der Jungfrau"?"

Aelteres Fräulein (am Klavier): „Natürlich! Deßhalb haben wir ja gerade aus unserer früheren Wohnung ausziehen müssen!"

(Der größte Faulpelz.) A.: „... Der Sepp scheint doch der Fleißigste von allen Arbeitern zu sein. Die Anderen machen schon lange Brodzeit, während er immer noch fest beim Zeug ist."

B.: „O, der ist bloß zu faul, daß er aufhört!"

(Ein erfahrener Chef.) Prinzipal: „Mit Ihren Zeugnissen bin ich zufrieden; ich engagire Sie unter der Bedingung, daß ihre Mutter nie krank wird, keine Großmutter stirbt, kein Onkel eine Erbschaft hinterläßt, und ihre Cousine nicht zum Besuch kommt!"

(Modern.) Herr: „... Ihre Nichte, meine Gnädige, ist ja auch heirathsfähig!"

Dame: „Ja, sie wird demnächst anfangen, sich zu verloben!"

(Am Billetschalter.) „Nach Hütt'ldorf!"

„Retour?"

„Na, erst hin!"

(Im Eifer.) Meister (zum fortgelaufenen Lehrling, der von seinem Vater zurückgebracht wird): „Weshalb bist Du fortgelaufen?"

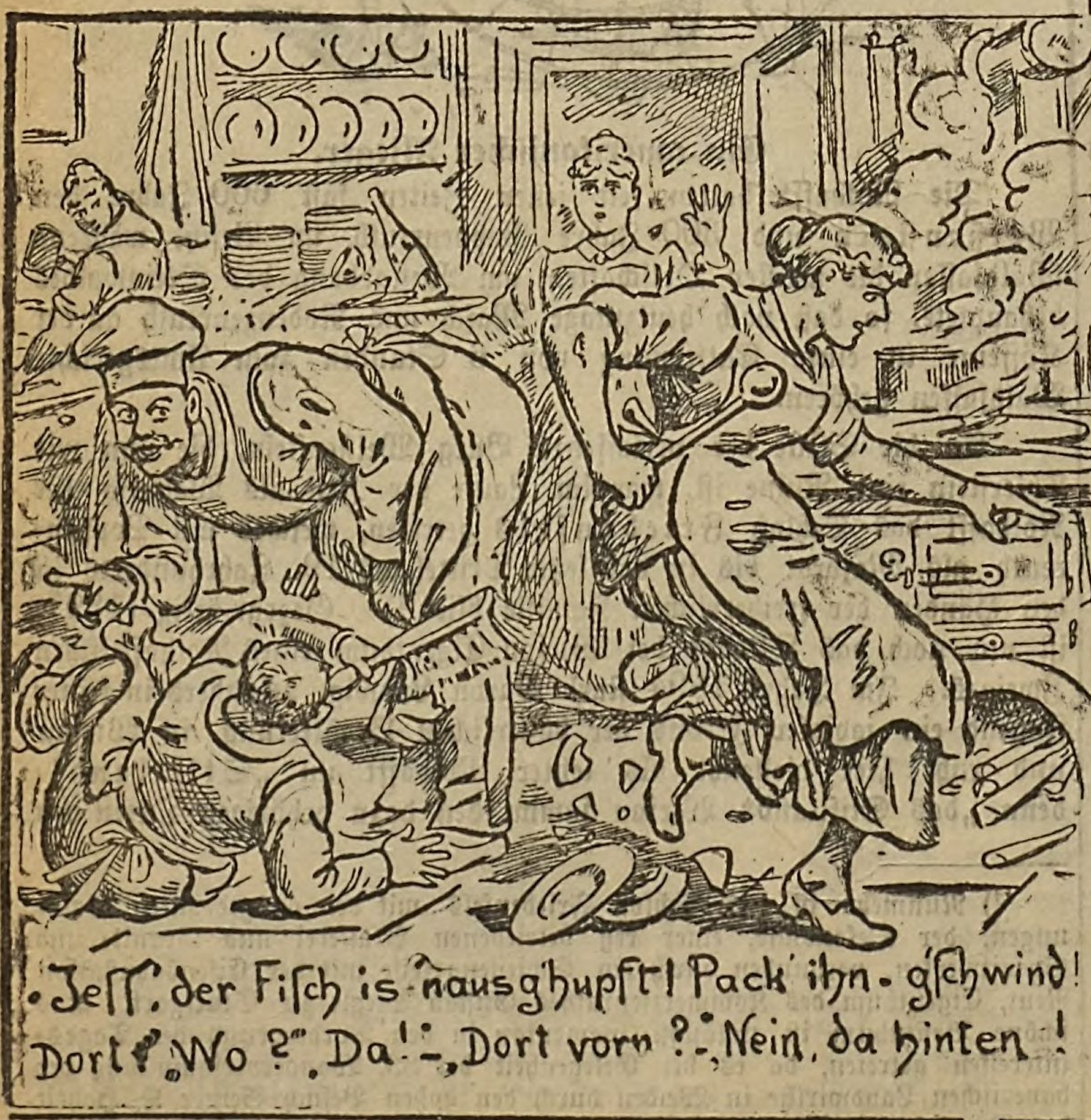
Lehrling: „Weil mich die Meisterin geschlagen hat!"

Meister: „Lauf ich fort?"

(Buntes aus Irland.) Ein Gemeinderath der Stadt York vertheidigte kürzlich einen angriffenen abwesenden Kollegen ritterlich mit den Worten:

„Ich werde niemals zugeben, daß Jemand hinter seinem Rücken gehängt werde."

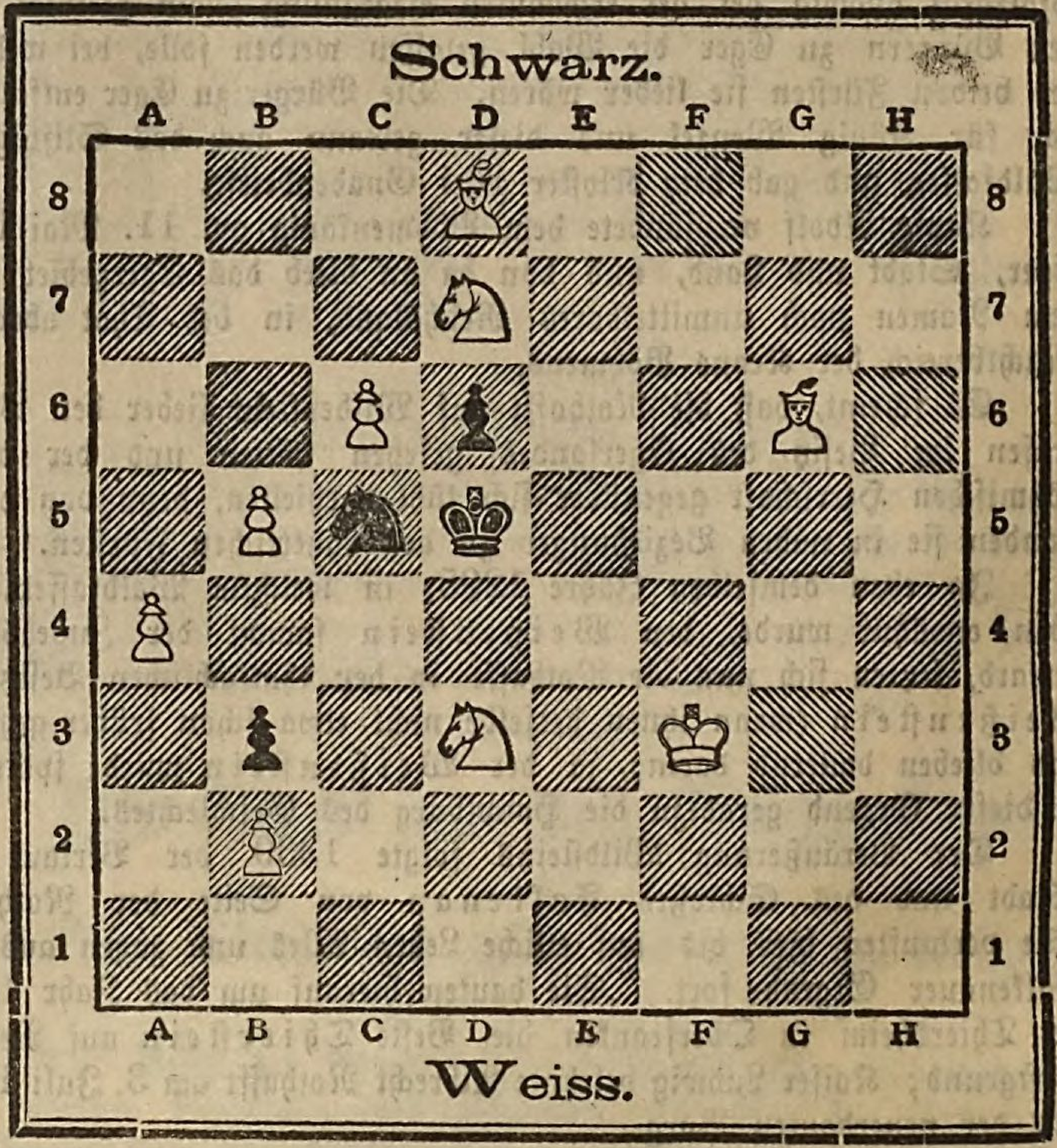
Vexirbild.



Schachzeitung № 266.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von H. Buchheit in Regensburg.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Evansgambit,

gespielt zu Riga im März 1896 seitens des Anziehenden gleichzeitig mit 11 anderen Partien.

	Weiß: Schalopp.	Schwarz: v. Ehlert.			
1.	e2—e4	e7—e5	20.	a2—a4	Lc8—d7
2.	Sg1—f3	Sb8—c6	21.	Sg3—f5	Dd8—c7
3.	Lf1—c4	Lf8—c5	22.	Dd2—e3	Sa5—b7
4.	b2—b4	Lc5×b4	23.	f2—f4	Ta8—b8
5.	c2—c3	Lb4—c5	24.	g2—g4	Sb7—c5 (c)
6.	o—o	d7—d6	25.	Sf5×d6	Dc7×d6
7.	d2—d4	e5×d4	26.	Ld4×c5	Dd6—c7
8.	c3×d4	Lc5—b6	27.	e4—e5 (d)	f6×e5
9.	d4—d5	Sc6—a5	28.	Lc2×g6	h7×g6
10.	Lc1—b2	Sg8—e7	29.	f4×e5	Ld7×g4
11.	Lc4—d3	o—o	30.	e5—e6	Tf7—f3
12.	Sb1—c3	Se7—g6	31.	Tf1×f3	Lg4×f3
13.	Sc3—e2	c7—c5	32.	d5—d6	Dc7—c6
14.	Se2—g3 (a)	c5—c4 (b)	33.	Tb1—f1	Lf3—d5
15.	Ld3—c2	7—f6	34.	e6—e7	Ld5—f7
16.	Sf3—d4	f Lb×d4	35.	De3—f2	Lf7—e8
17.	Lb2×d4	b7×b5	36.	Df2—f8 +	Kg8—h7
18.	Dd1—d2	Tf8—f7	37.	Lc5—d4	Kh7—h6
19.	Ta1—b1	a7—a6	38.	Ld4×g7 +	aufgegeben.

a. Gewöhnlich folgt hier 14. Dd1—d2; der Textzug könnte mit Sg6—f4 beantwortet werden.

b. Entschieden ein Fehler wegen Freigabe des Uebergangsfeldes d4 für Weiß.

c. Hierauf gewinnt Weiß den Gambitbauern zurück mit vortrefflicher Angriffsstellung.

d. Dieß leitet den entscheidenden Augriff ein.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 261 von Buchheit.

1.	Sc5—e6 / Ke3×d3	2.	Da5—d2 + / Kd3—e4	3. Se6—g5 ‡
1.	.... / L belg., T×e3	2.	Da5×e5 + / Beliebig.	3. o—o—o, o—o, De4 ‡
1.	.... / Ke3—f3	2.	Da5—d2 + / Beliebig.	3. Se6—g5, Dd2—f2 ‡

Anderes ähnlich.

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Schels in Burglengenfeld, Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von R. Kern, G. Geisel, Gustav Schmidt, L. Schönhuber, J. Schuler und R. Weiß.

Briefkasten: X. G. hier. In der Aufgabe Nr. 261 führt 1. Da5—c3 nach Vorstehendem nicht zum Mat. —

Notiz: Zuschriften, Lösungen ꝛc. ꝛc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. **Spieltage: Sonntag Nachmittags und Mittwoch Abends im Cafe Prinzengarten.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 56. Montag, den 9. August. 1897

Vexir-Bilder.



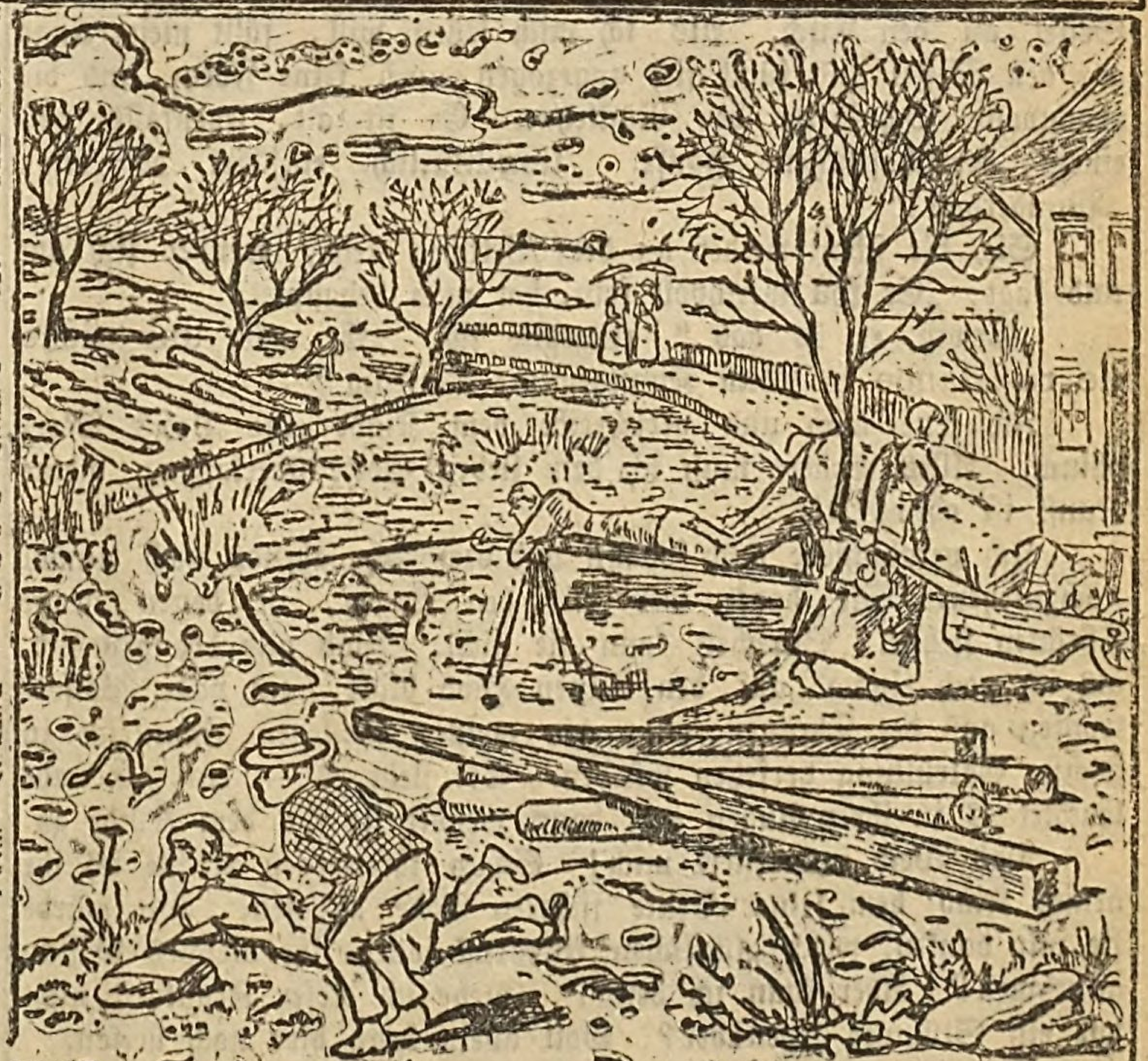
Jessas, wo is denn mei Bua? Am End is er gar in Kanal nei'gfallen. Wo is er denn?



Hier steht sie im Kleide der Unschuld. – Du wirst sie auch finden mit etwas Geduld.



„Dort schwimmt ein Floss, aber ich sehe keine Lenker darauf. Wo sind sie?



Wo ist denn da ein Radfahrer?

(Nachdruck verboten.)

2)

Dem Tode entrissen.

Novelle von H. Regen.

Als ich auf der obersten Stufe der Treppe anlange, geht die Thüre zu Frau Steinbrücks Zimmer auf, und gleichzeitig dringt das leise Stöhnen des kranken Kindes an mein Ohr. Die Dame erscheint in der Thüröffnung; ich sehe ihr an, daß sie die ganze Nacht die Augen nicht geschlossen hat.

„Guten Morgen, Herr Doktor," flüstert sie. „Es steht sehr schlimm."

Ich trete ein und nehme neben dem Bettchen Platz. Die Kleine liegt mit geschlossenen Augen völlig ruhig da. Die etwas eingefallenen Wangen glühen, der Puls geht mit rasender Eile. Das Leibchen des armen Kindes ist aufgetrieben, und beim Beklopfen höre ich Töne, die mich erbeben lassen. Morgen wird die Brust angegriffen werden, heftige Convulsionen werden den schwächlichen Körper durchziehen — dann noch ein paar Stunden, und es ist ein Engel im Himmel! Solchen Krankheiten gegenüber sieht der zuversichtlichste Arzt ein, daß all unser Wissen nur Stückwerk ist.

Als ich aufsehe, begegnen sich unsere Blicke. Sie muß in den meinen gelesen haben, denn plötzlich steht sie mit auf der Brust zusammengefalteten Händen vor mir und flüstert mit bebender Stimme:

„Herr Doktor, ich flehe Sie an, retten Sie mir das Kind. O, o!" sie preßte die Hände gegen den Kopf, „ich werde wahnsinnig, wenn der liebe Gott es zu sich nimmt."

Welch ein starkes Fühlen muß in dieser Frau pulsieren, daß sie so leidenschaftlich ein Kind lieben kann, das nicht das ihrige ist. Wie glücklich muß ihr Mann gewesen sein!

Ich suchte mir ein ruhiges Aussehen zu geben und sage, indem ich in ihre angsterfüllten dunkeln Augen blicke:

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau. Das Kind ist sehr krank, aber ich habe noch Hoffnung, und ich werde alles thun, was ärztliche Kunst zu thun vermag. Bitte, geben Sie mir eine Feder."

Während sie mir Feder und Tinte auf dem Tische zurechtrückt, blicke ich umher. Es ist alles sehr einfach, aber wie traulich und geschmackvoll eingerichtet. Die Frau hat Gemüth und jenes bei den Frauen immer seltener werdende Geschick, aus unbedeutenden Kleinigkeiten etwas Hübsches zu arrangieren. Die Tischdecke ist gewiß nicht in einem Laden gekauft — aber wie reizend hat sie zehn, zwölf einzelne Stücke mittelst feiner Stickerei zu einem Ganzen verbunden! Auf einem kleinem Regal stehen einige Gebet- und andere fein gebundene Bücher, jedenfalls Gedichte; an der Wand hängen außer ein paar Portraits, die ich nicht erkennen kann, ein großer Stich: „Ecce homo" und eine große Photographie: „Modonna della Sedia". Die Möbel sind ziemlich gut erhalten.

„Bitte, Herr Doktor," sagt sie und rückt mir einen kleinen Sessel an den Tisch. Als ich mich setzen will, fällt mein Auge auf den Sessel und fühlt sich angezogen durch seine Form und die prachtvolle Schnitzerei der Rücklehne. Er ist alt, jedenfalls aus einem herrschaftlichen Hause. Unwillkürlich entfährt es mir: „Wundervoll!"

Sie, die schon wieder an dem Bettchen steht, wendet sich um und sagt: „Er soll werthvoll sein, hat man behauptet."

„Gewiß, er ist das," entgegne ich. „Er wäre une pièce de resistance in jedem Kunstgewerbe-Museum."

Ich setze mich und verschreibe dem Kinde eine Dosis Morphium. Alles Andere muß ich dem lieben Gotte überlassen; meine Kunst ist ohnmächtig.

Ich verabschiede mich sodann und verspreche abends noch einmal nachzusehen. Sie dankt mir mit den Augen, in denen große Thränen stehen. Sprechen kann sie nicht. Auch mir drängen sich, als ich noch einmal auf den kleinen Hiob blicke, ein paar Wassertropfen aus der Thränengrube, die meinen Collegen Fernstrich in höchste Entrüstung versetzen würden. Sie sieht es — eine Secunde leuchtet es in ihren Augen auf, dann wendet sie sich dem Kinde zu.

Das Weib interessiert mich! Schon ihretwegen möchte ich ihr armes Kind dem seiner Beute sicheren Tode abjagen. Wie würde sie mir danken, welch glücklichen Ausdruck würde ihr bleiches Gesicht annehmen? Aber kann ich denn? Stehe ich dieser Krankheit nicht wie ein Stümper gegenüber? Gott allein kann hier noch helfen.

Aber ich will Alles thun, ich muß ihr helfen! Der beste und erfahrenste Arzt ist der Geheimrath Spannagel; wenn er mir keinen Rath zu geben weiß, so ist Alles vergebens.

Spannagel klopft mir auf die Schulter und sagt: „Lieber College, ich kenne das. Da möchte man als junger Mann mit dem Kopfe durch die Wand rennen, weil man so ein unschuldiges Wesen Qualen leiden sieht, die ein Großer nicht ertragen könnte. Aber was ist zu thun? Spritzen Sie dem armen Ding Morphium ein, damit es wenigstens ruhig stirbt."

Am Abend wende ich diese ultima ratio an und gebe der verzweifelnden Mutter damit einigen Trost.

„Sagen Sie mir, Herr Doktor," fragt sie, von dem Stuhl auf dem sie wie immer neben dem Bettchen saß, zu mir aufblickend — welch schöne Augen sie hat, obgleich der Schleier tiefster seelischer Ermattung über ihnen lagert! — „Sie haben keine Hoffnung mehr?"

„Der Zustand des Kindes hat sich nicht gebessert," entgegne ich ausweichend; „das ist immerhin ein bedenkliches Zeichen."

„Ich wußte es," murmelte sie, „mir ist kein Glück beschieden; erst der Vater, dann das Kind!"

„Sie müssen sich schonen, gnädige Frau," sagte ich ernst. „Nehmen Sie doch eine verständige Person, die . . ."

„Mein Kind soll ich einem fremden Menschen anvertrauen?„ ruft sie, „jetzt, wo es nur noch einige Stunden zu leben hat? Herr Doktor, wie konnten Sie mir so etwas rathen! Hier ist mein Platz, hier bleibe ich, und wenn ich selbst leblos niedersinke," setzt sie leise hinzu.

Ich zucke die Achseln und entgegne: „Sie können getrost einige Stunden ruhen, da das Kind wenigstens bis morgen früh schmerzlos sein wird."

„Ich danke Ihnen," sagt sie und drückt ihre Lippen auf das weiße Händchen des Kindes.

Ich bin also entlassen und entferne mich mit kurzem, herzlichem Gruße. Die Frau hat etwas energisch Abwehrendes in ihrem Wesen. Sie könnte eine Fürstin sein, so hoheitsvoll tritt sie mir entgegen, fast als wenn sie mir eine Gunst erzeigte, daß ich ihr Kind behandeln darf. In dieser Frau glüht ein Vulkan. Sie sucht ihn zu verbergen, aber er leuchtet aus allen Spalten ihres Gemüthes zuvor, die sie unbewußt dem fremden Auge eröffnet. Sie hat die Gabe, zu lieben mit jeder Faser ihres Wesens, und nun hat sie die gewaltige Kraft ihrer Liebe auf dieses Kind vereinigt. Glückliches Kind! Es genießt eine Liebe, die immer seltener wird in der Welt; es wird sterben, übergossen von dem blendenden Reichthum eines echten Mutterherzens, eines Frauenherzens wie ich ihn noch nicht beobachtet habe. Wahrhaftig ich beneide dieses Kind, daß die ganze Größe dieser mütterlichen Liebe nicht zu fassen vermag.

Wenn meine Mütter die Frau kennen lernte — sie würde sie mit ganzer Innigkeit in ihr edles Herz schließen. Die beiden Frauen haben Aehnlichkeit miteinander, nur ist meine Mutter nicht mit soviel Hoheit umgeben. Aber freilich, sie kann dem Papa früher ebenso erschienen sein, wie Frau Steinbrück mir. Er sagt ja oft, Mama sei als Mädchen mit den Mauern von Babylon und den Festungsgräben von Mainz umgeben gewesen.

Da gehe ich nun die hell erleuchteten Straßen hinab und denke nur an die bleiche Frau und ihr krankes Kind. Es ist sonst meine Art nicht, viel über meine Patienten nachzudenken, weil ich dann stets in die Versuchung gerathe, melancholisch zu werden. Aber dieses Kind läßt mich nicht los oder vielmehr seine Mutter hält mich fest. Merkwürdig! Es ist das erstemal, daß ich mit Herzklopfen an ein weibliches Wesen denke. Und nun ertappe ich mich gar auf dem Wunsche, daß es schon morgen früh sein möchte, damit ich wieder zu ihr eilen kann. Sollte ich — doch das ist dummes Zeug!

Als ich am anderen Morgen gegen 8 Uhr Sonnenstraße Nr. 54 die Treppe hinaufsteige, begegnet mir Eusebius Gattemeyer, ein bekannter Pfandleiher, der mich ehrerbietig grüßt. Wir beide kennen uns von der Universitätszeit her, das heißt von meiner, wo ich ihn einmal eine Uhr verpfändete. Ich habe ein jämmerliches Darlehen darauf erhalten und sie nie wieder eingelöst. Seit der Zeit hasse ich Eusebius, weil seine übrigens klassisch geschnittenen Gesichtszüge mir bei jeder Begegnung zu sagen scheinen: „An dir habe ich ein gutes Geschäft gemacht." Ich erwidere seinen Gruß von oben herab, ohne daran zu denken, daß Eusebius mit seinen acht Sprößlingen für mich eine gute Kundschaft wäre. Was er nur im Hause gethan hat! Sollte die Wittwe seine Hilfe angerufen haben?

Als ich eintrete empfängt Frau Steinbrück mich mit halbem Lächeln.

„Die Nacht ist gut verlaufen, Herr Doktor . . ."

„Wasser, liebes Mamachen," bittet das Mädchen aus seinem Bettchen.

„Hier mein süßes Kind," sagt sie und beugt sich über ihren Liebling, ihm das Wasserglas sorgfältig an die blassen Lippen haltend.

„Danke schön! Nun will ich schlafen," lispelt die Kleine und wendet das Köpfchen — den Körper zu bewegen, hat sie schon nicht mehr die Kraft — nach der anderen Seite.

„So geht es seit Nachts 3 Uhr," berichtet Frau Steinbrück, um deren Augen tiefblaue Ringe sich ziehen. „Sie trinkt beständig und versucht zu schlafen, aber es gelingt ihr nicht."

Ich weiß das alles. Die Augen des lieblichen Wesens werden sich nur mehr schließen zum ewigem Schlaf. Ich entferne den Eis-beutel und untersuche das Kind. Ich drücke, aber es regt sich nicht, obgleich meine Berührung ihm heftige Schmerzen verursachen muß.

„Nicht wahr, es geht ihm besser?" fragt sie; ihre Hand, die sich auf die Bettlehne stützt, zittert heftig.

Ich antworte nicht sogleich, da ich den Pulsschlag studiere. Auch möchte ich gerne Zeit gewinnen für die Antwort, die mir nicht leicht werden wird. Endlich entgegne ich:

„Gnädige Frau — fassen Sie Muth — es ist eine schlimme Krankheit —"

„Jesus", schreit sie und schlägt die Hände auf der Brust zu-sammen, „was wollen Sie damit sagen?"

In ihren Augen liegt ein so unsäglicher Jammer, daß er mich bis in das tiefste erschüttert. Und doch muß ich sie vorbereiten. Morgen früh ist die Kleine wahrscheinlich schon ein Engel im Himmel.

„Ich verzweifle noch nicht, gnädige Frau," entgegne ich und suche in den Ton meiner Stimme möglichst viel Festigkeit zu legen. „Wir müssen suchen, den Kräftezustand des Kindes zu heben. Geben Sie ihm schweren Wein, ich hoffe, daß es ihn nicht erbrechen wird. Ich habe Fälle behandelt, wo es bedenklicher stand als hier, und doch ist der Patient gerettet worden. Ich werde dem Kinde etwas zur Beruhigung verschreiben und um Mittag noch einmal nach ihm sehen."

Ich trete an den Tisch, um zu schreiben. Sie kümmert sich nicht um mich und setzt sich auf den Stuhl neben dem Bettchen. Unwillkürlich suche ich nach dem Sessel, den ich gestern sosehr be-wunderte. Er ist verschwunden.

Als ich mir nun einen Stuhl nehme, fällt mein Auge auf das Gesicht der Frau Steinbrück. Es ist mit flammender Röthe über-gossen. Wie ein Blitz durchzuckt es mich; sie hat den Sessel an Eusebius verkauft, der ihr jedenfalls eben das Geld — natürlich ein Spottgeld — dafür gebracht hat. Die Frau ist also arm, sehr arm! Mir wird ganz elend zu Muthe bei diesem Gedanken. Arm sein und stolz zugleich — das ist der Gipfel der Demüthigung für eine Frau. Kann ich ihr helfen?

Das Recept ist geschrieben. Ich stehe auf und wende mich ihr zu. Das Bild welches sie mir jetzt bietet, werde ich nie vergessen. Die Kleine hat der Mama ihr vergeistigtes Gesichtchen mit den großen dunklen Augen zugewendet und lächelt sie an: ein Lächeln, das mir in die Seele schneidet! Morituri te salutant, fliegt es mir durch den Sinn. Nur einen Augenblick zaubert das Lächeln auch einen sonnigen Ausdruck auf das liebe Gesichtchen der Kleinen; jetzt schließt sie die Augen und wendet sich wieder ab.

„Ich verabschiede mich, gnädige Frau," sage ich. „Ich werde Ihnen sofort eine Barmherzige Schwester senden, damit Sie endlich ein wenig Ruhe haben."

„Ich will mein Kind allein pflegen," ruft sie. „Es wird er-schrecken, wenn es eine fremde Person sieht."

„Verzeihen Sie," entgegne ich mit fester Stimme, „aber es muß sein. Sie haben mich rufen lassen, ich sehe, daß auch Sie nahe daran sind, krank zu werden . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Sein einziger Fehler.

Humoreske von Carl Wild.

Es ist eigenthümlich, daß die gescheidtesten Männer oft mit irgend einer Marotte; einer Sonderbarkeit oder fixen Idee behaftet sind, welche sie nicht selten zum Gespött der Leute macht. Rechts-anwalt Dr. Lange war einer der tüchtigsten und angesehensten Männer seines Faches in Wien und die Clienten, die Rechtsschutz bei ihm suchten, strömten ihm in Menge zu. Aber auch er hatte eine, wenn auch ganz kleine Schrulle im Kopf, worüber sich seine Freunde, in deren Kreise sie allein bekannt war, köstlich amüsirten Er haßte nämlich dicke Leute; denn er und seine Gattin waren zwei so hochragende Gestalten, von so phänomenaler Dünnheit, daß man sie die „Cedern von Libanon" nannte. Wurde in seinem Bureau irgend eine Stelle frei und wußten das seine Stammtisch-Freunde, so schickten sie, um den langen Dr. Lange zu ärgern, ganz sicher ihm mindestens zehn der dicksten Exemplare stellensuchender oder für ein Trinkgeld dazu gewonnener Leute zu, mit dem Auftrag, ihnen am Abend im Wirthshaus über den Empfang bei Dr. Lange zu berichten, und es war für sie ein Hauptgaudium, die drastischen Zornesausbrüche ihres Freundes zu vernehmen, die meistens in dem mit wuthschnaubender Stimme ausgestoßenen Satze gipfelten: „Na, meinen Sie denn, ich wollte mir in meiner Kanzlei eine Sammlung von Schmeerbäuchen anlegen?" Seine Kanzlei war denn auch in der That das Gegentheil: eine Mustersammlung magerer, hagerer Kanzlisten und Schreiber, die man hätte ausstellen können! War ein Prozeß in Aussicht, den Dr. Lange zu führen hatte, so frugen ihn die Freunde regelmäßig, ob der Client dick oder dünn sei. War er dick, so prophezeiten sie ihm einen unglücklichen Ausgang, war er dünn, so gratulirten sie ihm im Vornhinein zu seinem Erfolge; denn sie wußten, für einen dicken Clienten legte sich Dr. Lange nur höchst ungern ins Zeug, ja er war nur schwer zu bewegen, dessen Sache überhaupt zu führen. Man konnte bemerken, daß es ihm dann bei der Vertheidigung an aller Wärme und an jeglichem Temperament gebrach. Sein glänzendster juristischer Erfolg war die Freisprechung eines des Raubmordes angeklagten Clienten, von dessen Unschuld er umso mehr überzeugt war, je schwerer die Verdachts-momente gegen ihn sprachen; denn für ihn sprach in den Augen des Dr. Lange seine spindeldürre lange Gestalt, die fast mit seiner eigenen zu concurriren vermocht hätte. Sie begeisterte ihn zu seinem glänzendsten Plaidoyer. Nachträglich stellte sich auch wirklich dessen Unschuld heraus, da sich der eigentliche Thäter selbst dem Gerichte stellte. Das bestärkte Dr. Lange natürlich noch mehr in seiner Sympathie für die mageren Clienten und in seiner Abneigung gegen die dicken Leute.

Es war ein wahres Glück, daß sein Töchterlein Ella nicht aus der Art geschlagen war. Sie versprach freilich nicht die Tannen-höhe ihrer Mutter zu erreichen, sondern blieb in bescheidener Mittel-größe, und ihre Dünnheit war auch nicht abschreckender Art, sondern mehr eine anmuthige Schlankheit, die mit den reizenden Vergiß-meinnicht-Augen den zarten Teint und dem blonden Wellhaar ganz allerliebst harmonirte. Aber wäre sie ins Breite oder Rundliche ge-diehen, so hätte sie gewiß des Vaters Liebe verscherzt, die ihr jetzt in so verschwenderischer Fülle zu Theil wurde, obschon sie nicht ganz Dr. Lange's weibliches Ideal erreichte.

Ella war natürlich auch verliebt. Welches Mädchen ist es nicht? Da sie ihren Vater kannte, war sie sehr vorsichtig in der Wahl ihres Geliebten. „Vor Allem," das hatte sich das kluge Mädchen längst gesagt, „darf er nicht beleibt sein, sonst erlaubt mir der Vater die Heirath nicht." Da sie aber merkwürdiger Weise lange, magere Herren — Bohnenstangen nannte sie dieselben in ganz respektwidriger Weise — nicht leiden konnte, weil dieselben sie als Frau immer so über die Schulter ansehen würden und sie jedesmal einen Stuhl herbeischleppen müßte, um dem „Männchen" einen herz-haften Kuß zu versetzen, so suchte sie unter den Herren der Schöpfung einen mittelgroßen, mitteldicken Adonis aus, den der Vater nicht „dick" heißen, sondern eher als „dünn" passiren lassen konnte. Die Mutter that ja ohnehin, was sie, ihr verwöhntes Töchterlein, wollte, wenn es dem Vater nur recht war.

Ihre Wahl war auf Dr. Helmar gefallen. Derselbe war Con-cipient im Anwaltsbureau eines Jugendfreundes ihres Vaters, den sie im letzten Winter in Linz besucht hatten. In den paar Tagen ihres Linzer Aufenthaltes hatten sie sich öfters, aber nur flüchtig ge-sehen und gesprochen, und der junge Mann hatte sich bald in das schöne Mädchen verguckt. Sie beide ahnten, wußten es, ohnedaß sie sich gesagt hätten, daß sie sich gut waren. Nur Eines bedauerten sie: daß sie so weit von einander entfernt waren, sich so selten sehen konnten.

Doch Ella wußte Rath. Sie quälte ihren Vater beständig damit, daß er es seiner Gesundheit schuldig sei, sich eine Hilfskraft in den vielen Geschäften zuzulegen. Er möge sich doch einen jungen, tüchtigen Concipienten kommen lassen, der ihn etwa entlassen könnte. Lange hatte der Vater davon nichts wissen wollen, aber schließ-lich, sei es, um den Quälgeist los zu werden, sei es, weil er wirk-lich die Annehmlichkeit einer solchen Hilfe einsah, hatte er doch ein Inserat in der Zeitung aufgegeben: „Ich suche einen geprüften Concipienten zu meiner Unterstützung in der Kanzlei. Wien, Habs-

burgergasse 10.“ Bevor er es an die Expedition absandte, hatte er geseufzt und resigniert zu Ella gesagt: „Wetten wir, daß sich wieder nur Schmeerbäuche melden werden.“

Lächelnd antwortete Ella: „Hoffen wir das Gegentheil, Vater!“

Sie hatte gut vertrauensvoll sein; denn längst zuvor hatte sie ein Rosa-Briefpapier voll geschrieben an Dr. Helmar, den sie als „Freundin“ auf die günstige Gelegenheit, sich eine glänzende Carriere in der Residenz zu gründen, aufmerksam gemacht. Sie hatte den Rath hinzugefügt, er möge sich nur ja ein Empfehlungsschreiben von seinem jetzigen Chef, dem intimen Jugendfreunde ihres Vaters, ausstellen lassen; dann könne es bei seinen Talenten und Fähigkeiten nicht am Erfolge seiner Bewerbung fehlen.

Daß sie mit diesem Rath dem Dr. Helmar ihre Liebe sub rosa gestanden habe und er in dieser Einladung nur ihren Wunsch nach einer Annäherung erkennen mußte, hatte sie in ihrem Eifer entweder gar nicht gemerkt, oder sie war klug genug, dies ihm andeuten zu wollen. Wer ergründet denn ein Mädchenherz? (Schluß f.)

Humoristisches.

(Schlechte Zeiten.) „Wie geht das Geschäft, Herr Baumeister?“

„Miserabel! Und noch dazu muß man jetzt besseres Material verwenden, weil man die Häuser oft ein paar Jahre nicht anbringt.

(Stoßseufzer.) Bettler: „Viel sehr viel Unannehmlichkeiten hat ma' bei dem G'schäft! Aber a jeder Stand hat sei' Vergnüg'n, a jeder hat seine Last.“

(Keine Vergnügungsreise.) A.: „Sieh da, auch verreisen, lieber Freund? Wo reisen Sie hin?“

B.: „Nach Ischl.“

A.: „Zum Vergnügen?“

B.: „Nein, zu meiner Frau.“

(Aus der Schule.) Lehrer: „Was ist ein Staatsmann — nun Lehmann?“

Schüler [nach einigen Besinnen]: „Ein Mann, der Reden hält.“

Lehrer: „Das ist keine richtige Erklärung. Ich halte auch Reden und bin doch kein Staatsmann.“

Schüler [herausplatzend]: „Wer gescheidte Reden hält, meine ich, Herr Lehrer!“

(Surrogat.) Herr: „Wissen Frau Medizinalrath auch schon, daß Herr Rechtsanwalt Strampler seit neuester Zeit Rad fährt?“

Frau Medizinalrath: „Das mag ich der guten Frau gönnen; jetzt ist sie wenigstens „Justizradler“!“

(Verschnappt.) Bursche [zur Braut seines Herrn]: „Der Herr Leutnant schicken dem gnädigen Fräulein mit ehrerbietigem Gruß einen selbstgepflückten Blumenstrauß!“

Braut: „Wie poetisch! Das muß aber viel Zeit in Anspruch genommen haben!“

Bursche: „Beinah' drei Stunden hab ich dazu gebraucht!“

(Aus der Instruktionsstunde.) Unteroffizier: „Was ist ein Duell, Einjähriger?“

Einjähriger: „Ein Zweikampf.“

Unteroffizier: „Unsinn! Verboten ist's — verstanden?“

(Vom Stammtische.) Alter Trinker: „ . . . . So ging denn außer mir unser Schiff mit Mann und Maus zu Grunde.“

Stammgäste: „Und durch welches Wunder wurden Sie gerettet?“

Alter Trinker: „Ja, sehen Sie, meine Herren, ich brachte das Wasser eben durchaus nicht über die Lippen.“

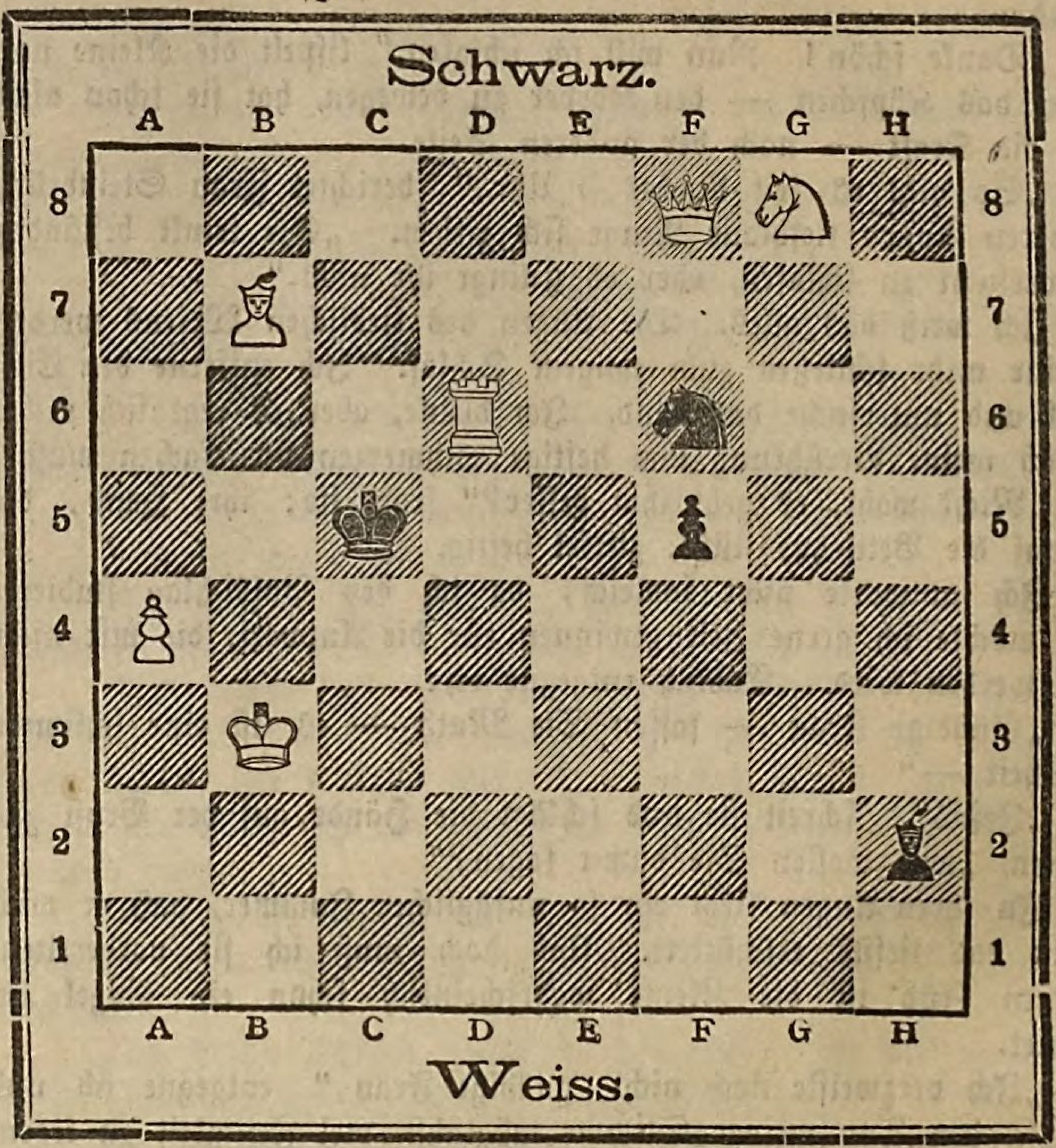
Hymnus auf Venedig.

In Versen, besser als den meinen,
Ist oft Venedigs Preis erklungen,
Drum bring' ich meine Huldigungen
Als Erster heute nur den Einen:
„Ob auch dein Markusplatz verfällt,
Ob auch dein Dogenhaus zerstiebt,
Ob auch dein Glockenturm zerschellt,
So seist du ewig doch geliebt:
Du bist die einz'ge Stadt der Welt,
In der es noch kein Zweirad giebt!“

Schachzeitung № 267.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Teed in London.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Pierce-Gambit,

vor Kurzem gespielt in Manhattan-Cheß-Club zu Newyork.

Weiß: L. Schmidt. Schwarz: A. Orchardt.

1.	e2—e4	e7—e5	15.	Kg1—f2? (d)	Ld7—h3!
2.	Sb1—c3	Sb8—c6	16.	Ld6—g3	Ta8—c8
3.	f2—f4	e5×f4	17.	Dd1—d3	a7—a6
4.	Sg1—f3	g7—g5	18.	Ta1—d1	Ke8—f8
5.	d2—d4	g5—g4!	19.	Lc4—b3	Lh6—f4!
6.	Lf1—c4	g4×f3	20.	Lg3×f4 (e)	Tg8—g2 +
7.	o—o	d7—d5! (a)	21.	Kf2—e3	Tc8×c3!
8.	e4×d5	Lc8—g4	22.	b2×c3	Se7×d5 +
9.	Tf1—e1 +	Sc6—e7 (b)	23.	Lb3×d5	Sf6×d5 +
10.	g2×f3 (c)	Lg4—d7	24.	Ke3—e4	Lh3—f5 +!
11.	Lc1×f4	Lf8—h6	25.	Ke4×f5	Dd8—f6 +
12.	Lf4—g3	Sg8—f6	26.	Kf5—e4	Df6—e6 +
13.	d5—d6	c7×d6	27.	Lf4—e5	f7—f5 ‡
14.	Lg3×d6	Th8—g8 +			

a) Am besten. Sehr mangelhaft wäre 7 . . . . f2×g2 wegen 8. Lc4×f7 + Ke8×f7; 9. Dd1—h5 +, Kf7—g7; 10. Tf1—f4, Sg8—f6; 11. Dh5—g5 + u. s. w.

b) Vorzuziehen ist entschieden 9 . . . . Sg8—e7 mit der Fortsetzung 10. Sc3—e4, Lf8—g7; 11. g2×f3, Lg4—h3; 12. d5×c6, Th8—g8 usw.

c) Bedeutend stärker wäre: 10. Lc4—b5 +, Lg4—d7; 11. Lc1×f4, Ld7×b5: 12. Sc3×b5, Ta8—c8; 13. d5—d6 usw.

d) Warum nicht Kg1—h1? Schwarz hätte dann wohl nichts Besseres als 15. . . . . Lh6—f8 gehabt. Der Textzug bringt den König in ein Matnetz, dem er nicht mehr zu entrinnen vermag.

e. Weiß übersieht offenbar di feinen Drohungen des Gegners, sonst hätte er wohl 20. Sc3—e4 gespielt. Nun folgt ein schneller von Schwarz elegant geführter Schluß.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 262 von L'hrmet.

1. Tg5—g3 / Beliebig   2. D., S., L. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von R. Kern, B. H.—, Gustav Schmidt, J. Schuler und R. Weiß.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. **Spieltage: Sonntag Nachmittags** und **Mittwoch Abends im Cafe Prinzengarten.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 55:

Angst sieht Gespenster.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich; J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 59. Mittwoch, den 18. August. 1897

(Nachdruck verboten.)

5)

Dem Tode entrissen.

Novelle von H. Regen.

Sie schauert zusammen. „Ach ja, den gewohnten Tageslauf! Eigentlich ist es doch recht schön, krank zu sein. Man braucht für nichts zu sorgen, an nichts zu denken und wird gepflegt, ohne es zu wünschen. Man muß allerdings dann auch eine Frau Christen haben,“ fügt sie mit einem Lächeln auf diese blickend hinzu. „In meiner Jugend, Herr Doctor, that mir nichts mehr leid, als ein alter schwacher Gaul, der tagein, tagaus die Räder an der Schneidmaschine in Bewegung setzen mußte. Er ging mit gesenkten Augen und hängenden Ohren. Wenn eine Fliege ihn stach, so bewegte er kaum den Schwanz, und wenn die Peitsche des Knechtes ihn traf, so setzte er zweimal die Füße rascher vorwärts — aber nur zweimal. Wenn ich an mein künftiges Leben denke, fällt mir immer die gute alte ‚Tina‘ ein, so hieß das Pferd.“

Am liebsten wäre ich ihr nun zu Füßen gesunken, um ihr alles zu gestehen, was mich bewegt; aber die Zeit ist noch nicht da. Mit vor Bewegung bebender Stimme sage ich: „Ihr Lebensmuth wird sich wieder heben, sobald Sie sich wieder frei und ungehindert bewegen können, wenn . . .“

„Gewiß, gewiß,“ entgegnete sie. „Aber vor dem ewigen Einerlei meines Daseins schaudere ich zurück. Sterben ist manchmal eine Wohlthat.“

„Ich Sie sterben lassen!“ rufe ich und blickte sie bewegt an.

Sie erröthet leicht und fährt fort: „Ist Ihnen das so etwas Furchtbares? Mir nicht! Ich sah meinen Mann sterben, sah mein Kind sterben. Ich habe längst eingesehen, daß es eine Thorheit ist, den Uebergang zu scheuen, der das Zeitliche vom Ewigen, das Sein vom Nichtsein trennt.“

„Um Gotteswillen,“ stoße ich hervor, „welche fürchterlichen Gedanken!“

Sie sieht mich eine Weile erstaunt und forschend an. Dann lacht sie leise: „Sie glauben doch nicht, ich trüge mich mit Selbstmordgedanken? Fürchten Sie das nicht; ich bin eine Christin. Aber sehen Sie, der Gedanke an den Tod beschäftigt mich oft, weil eben die beiden liebsten Menschen, die ich hatte, mein Mann und mein Kind, ins Jenseits gegangen sind. Ich bin nicht feige und scheue des Lebens Mühsal nicht. Ich habe freudig den Kampf um das Dasein aufgenommen und ihn, glaube ich, tapfer geführt, so lange ich für andere eintreten mußte. Aber ist das Leben eines Kampfes werth, wenn man allein und einsam steht? Das Leben will einen Inhalt haben. Mir ist er genommen — also — doch den Schluß mögen Sie selber ziehen.“

Ich blicke erstaunt auf sie. Wenn ich die Frau nicht besser kännte, ich würde glauben, daß sie mich provocieren wolle.

„Sie haben recht,“ entgegne ich; „die Familie ist des Weibes eigenstes Reich. Aber auch ohne sie kann eine Frau ihre Bestimmung, liebend und sorgend für andere zu leben, vollauf erfüllen.“

„Sie haben recht, Sie haben recht!“ ruft sie. „Und das will ich auch, da ich nun doch einmal vom lieben Gott verurtheilt bin, noch länger auf der Erde herumzuwandeln. Wissen Sie, Herr Doctor, was ich am liebsten werden möchte?“

„Nun, ich bin gespannt,“ antworte ich.

„Eine Waisenmutter,“ sagt Sie fröhlich. „Wissen Sie, die Vorsteherin eines Waisenhauses mit recht vielen armen, elternlosen Kindern. Ach, ich weiß, was es heißt, keine Mutter mehr zu haben! Ich habe meine kleine Amy viel mehr geliebt, weil das süße Ding seine Mama so früh verloren hatte. Apropos, Herr Doctor,“ wendet sie sich plötzlich zu mir, „haben Sie meinem Liebling zu Allerseelen den prächtigen Kranz verehrt?“

Ich werde feuerroth und weiß kaum eine vernünftige Antwort zu geben. Die Plötzlichkeit der Frage hat mich verblüfft.

„Ich dachte es,“ sagt sie leise. „Wer sollte es sonst gethan haben? Ich danke Ihnen im Namen meines Lieblings. Es war sehr lieb von Ihnen. Nun aber, Herr Doktor, zur Waisenmutter zurück. Würden Sie mir zu einer solchen Stellung verhelfen können? Sie haben doch gewiß gute Verbindungen.“

Wie ein Blitz fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, sie auf die Probe zu stellen. Ich entgegne also mit erheucheltem Eifer:

„Ich denke doch, ich glaube sogar, daß im Wittenbrink'schen Waisenhause eben die Stelle der Vorsteherin frei geworden ist. Wenn Sie . . .“

„Ob ich will? Gewiß will ich!“ ruft sie mit fast kindischer Freude. „Bitte, bitte, erkundigen Sie sich. Je eher ich Nachricht erhalte, desto besser.“

Ihre Freude ist aufrichtig. Sie denkt nicht daran, daß ich sie liebe, wenn sie auch längst errathen haben muß, daß sie mir nicht gleichgiltig ist. Diese Beobachtung ist nicht eben ermuthigend für mich.

„Aber,“ sage ich, „wissen Sie auch, was Ihnen im Waisenhause bevorsteht? Denken Sie daran, daß Sie meist mit ungebildeten, oft rohen Kindern aus den unteren Ständen zu thun haben werden?“

„Das sollte mich abhalten?“ ruft sie mit leuchtenden Augen. „Das ist gerade ein Grund mehr, mich diesem Berufe zu widmen. Ich möchte eben aus solchen armen, verwahrlosten Geschöpfen rechte, echte Menschen machen. Kann es denn etwas Schöneres, Erhabeneres geben?“

„Wohl kaum,“ entgegne ich etwas kühl; „aber eine solche Thätigkeit wird Sie nicht befriedigen. Ihre Liebe zerflattert nach tausend Richtungen, und da kann für das einzelne Kind nicht viel übrig bleiben. Sie werden dann hundert Kinder haben, aber keines, das Ihnen gehört.“

„Sorgen Sie nicht,“ gibt sie lebhaft zur Antwort. „Aus den hundert kleinen Mädchen suche ich mir eines, das ganz meinem verstorbenen Lieblinge gleicht. Das wird dann mein Kind, für das will ich dann leben und arbeiten, ohne daß die anderen darunter leiden. Sie sehen, Herr Doctor, ich bin völlig klar über das, was ich thun möchte.“

Ja, sie ist sich klar, nur zu klar über alles, was sie angeht.

„Ich will keinen Augenblick versäumen,“ entgegne ich aufstehend, „und sofort die nöthigen Erkundigungen einziehen.“

Auf der Treppe begegnet mir Gattermeyer. Natürlich will er zu Frau Steinbrück, um sie zu drängen. Ich sage zu ihm, daß ich ihn wegen Wuchers vor Gericht bringen würde, wenn er die Frau nicht in Ruhe lasse. Er erschrickt und wendet sich, um mit mir die Treppe hinabzugehen. Auf der Straße will ich mich rasch von ihm entfernen, als er mit gleißnerischer Miene in höhnischem Tone zu mir sagt:

„Eine schöne Frau, die Frau Steinbrück, nicht wahr, Herr Doctor? Welche Freude, so eine feine Patientin zu haben! Guten Morgen, Herr Doctor!“

Ich halte die Ohrfeige, die ihm geben möchte, wohlweislich zurück und eilte weiter. Was kümmert mich die Unverschämtheit

des elenden Menschen in einem Augenblicke, wo ich meine Zukunft, mein Leben umgestalten will! Ich bin mir klar, daß ich eine Entscheidung herbeiführen muß. Nichts berechtigt mich, meine Besuche bei Frau Steinbrück noch länger auszudehnen; jedenfalls liegt keine Veranlassung vor, mich noch jeden Tag nach ihrem Befinden zu erkundigen. Wie leicht könnte sie in übeln Ruf gerathen! Denn so wie der abscheuliche Wucherer denken leider Gottes auch manche andere Menschen.

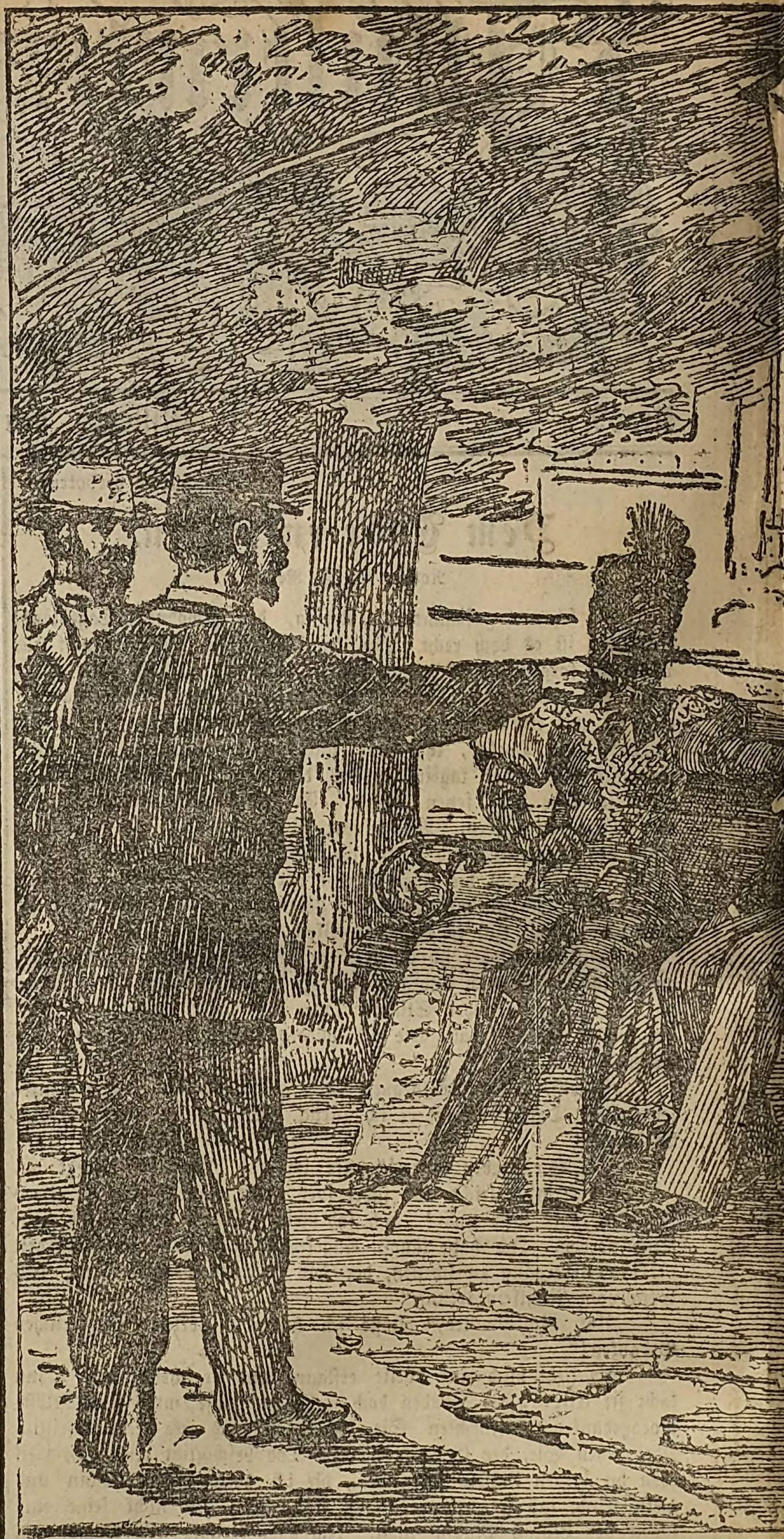
Während meiner Patientenbesuche nehmen meine Gedanken eine immer entschiedenere Richtung, und als ich zu Hause anlange, steht es fest bei mir, daß ich ihr heute noch offenbare, was ich für sie fühle. Aber indem ich mir vorstelle, was ich ihr alles sagen muß, wird mir ganz bange um das Herz, und mit Beschämung gedenke ich der Zeit vor zwölf Jahren, wo ich mit kühnem Reitermuth meine erste Attaque auf ein Mädchenherz wagte. Aber zwischen damals und jetzt liegt eine lange Zeit, die mich gelehrt hat, den Werth der Worte besser zu schätzen und einzusehen, daß ein Korb in allen Fällen ein übles Ding, in manchen ein Anlaß zur Verzweiflung ist. Der letzte Fall wäre mein Fall. Ich kann mir in der That gar nicht vorstellen, wie mir zumuthe sein würde, wenn sie mit stolzer Miene auf mich blickte und mich gar nicht verstände!

Es muß indessen sein, und so bin ich denn nachmittags, sorgfältig gekleidet, angethan mit neuen Handschuhen, auf dem Wege zu ihr. Die alte Therese, die mir, seit ich das Piano, auf dem ich nicht spielen kann, gekauft hatte, jeden unvernünftigen Streich zutraut, hat mich, als ich fortging, sehr mißtrauisch angesehen und hinter mir hergemurmelt:

„Wer den wohl an der Leine hat" — womit sie natürlich ein Frauenzimmer meint. (Schluß folgt.)

Die Ermordung des spanischen Ministerpräsidenten Canovas.

Wie unsern Lesern bereits bekannt ist, wurde der spanische Ministerpräsident Canovas in dem Badeorte Santa Agueda von dem Anarchisten Michele Angiolillo, welcher auf den Präsidenten drei Revolverschüsse abfeuerte, ermordet. Angiolillo hat sich dem Ministerpräsidenten, wie unser Bild zeigt, genähert, als dieser auf einer Bank neben seiner Gemahlin saß und die Zeitung las. Der Mörder machte nach der That keinerlei Versuche, zu entfliehen; er ließ sich ruhig festnehmen und wehrte auch nicht die Schläge ab, die hageldicht auf ihn niederfielen, als die Menge erfuhr, was geschehen sei. Die spanische Polizei hat sich, wie jetzt von allen Seiten bestätigt wird, bei der Mordaffäre nicht mit Ruhm bedeckt. Besonders erregt der jetzt erst bekannt werdende Umstand einiges Aufsehen, daß am 30. Juni im Ministerium des Aeußern eine Mittheilung des britischen Auswärtigen Amts einlief, wonach auf einer dort abgehaltenen Anarchistenversammlung der Tod von Canovas und des jetzigen Justizministers Grafen von Tejada-Valdosera, beschlossen worden sei, um die Barceloner Genossen zu rächen. Die Londoner Note wurde dem Civilgouverneur überwiesen, und die Polizei erhielt Befehl, den Anschlag zu vereiteln. Thatsächlich wurde nicht nur das Haus Canovas' mit Geheimpolizisten umgeben und in die Kellerräume eine ständige Wache gelegt, um eine Unterminirung zu verhindern, sondern auch jetzt ein Inspektor mit acht Beamten nach Santa Agueda gesandt. Trotz der Kleinheit dieses Badeortes, wo ein Ueberwachen der ankommenden Fremden leicht sein muß, haben die Leute ihren Auftrag so schlecht erfüllt, daß sie nicht nur den Mörder, der weder Gepäck bei sich führte, noch mit Jemand verkehrte, unter dem Namen Rinaldini zwei Tage dort ruhig umherlaufen, sondern es auch zur Ausführung des Verbrechens kommen ließen, obgleich sie wußten, daß etwas in der Luft lag.



Die Ermordung des spanisch

Eine moderne amerikanische Heirath.

„Hello! Hello!"

„Hello!"

„Fräulein, verbinden Sie mich bitte mit Herrn Johnson, Commissionär zu Montreal."

„Schön!"

„Hello!"

„Sie sind Herr Johnson aus dem Hause Johnson u. Co."

„Ja, mein Herr! was wünschen Sie!"

„Ich bin Felix Raymond von der Bank Raymond, Smith u. Co. zu Boston. Sie kennen meinen Vater?"

„Dem Namen nach sehr gut. Er ist 9 Millionen werth!"

„Nach unserer letzten Vermögensaufstellung können Sie sagen elf. Sie kennen auch meinen Onkel, den Herrn Lahanut, den Milchhändler?"

„Das denke ich! Ein sehr geachteter Mann!"

„Es ist ihm in noch nicht vier Jahren geglückt, ein Haus zu machen, das unbegrenzten Credit hat. Ich bin sein einziger Erbe."

„Alle Achtung! Aber . . . was geht das mich an?"

„Es war unerläßlich, ich mußte mich doch bei Ihnen vorstellen. Und nun Sie mich kennen, bin ich so frei, um die Hand Ihrer Tochter Fräulein Alice Johnson anzuhalten."

„Was ist das? Ein Heirathsgesuch per Telephon?"

„Warum nicht? Lassen Sie mich Ihnen sagen — ich trage weiße Glacéhandschuhe (schwarzen Frack und weiße Halsbinde.) Das können Sie nicht sehen, aber ich trage sie; Alles ist hierin in Ordnung.



n Ministerpräsidenten Canovas.

Und warum sollten wir uns nicht des schnellen Communicationsmittels bedienen, das die Industrie uns an die Hand giebt? Sie wohnen in Montreal, ich in Boston. Mit einer Reise habe ich verschiedene Tage verloren. Zeit, das wissen Sie, ist Geld, und Sie sind zu sehr Geschäftsmann, um das nicht zu begreifen."

„Ganz gewiß. Ich gestehe, daß ich erst . . . aber bei näherem Zusehen . . . jedenfalls ehrt mich Ihr Ansuchen, es ehrt mich in der That. Allein ich muß Ihnen sagen, daß ich unmöglich eher antworten kann, als bis ich mit meiner Tochter darüber gesprochen habe."

„O natürlich."

„Sie ist sicher zu Haus. Ich habe Verbindung von meinem Comptoir zum Wohnzimmer, ich werde sie eben rufen."

„Gehen Sie getrost, ich warte am Telephon."

„Hello!"

„Ja, aber was höre ich da für eine leise Stimme. Ist vielleicht . . ."

„Gerathen, das ist meine Stimme. Mein Vater erzählt mir, mein Herr, daß Sie um meine Hand anhalten. Statt seiner zu antworten, komme ich selbst an das Telephon, um mit Ihnen zu sprechen; wir müssen uns einander doch ein wenig kennen lernen, ehe wir heirathen."

„O, Sie sind sehr freundlich, Fräulein Johnson. Wie herrlich so eine erste Zusammenkunft.

„Still, still, nur kein nutzlos Gespräch, das Zeit kostet, wir haben sehr Ernstes zu besprechen, und ich wünsche, einige Fragen an Sie zu stellen."

„Ich bin ganz Ohr, Fräulein."

„Papa meint, daß ich durch eine Heirath mit Ihnen eine gute Parthie mache, weil Sie als Sohn aus dem Hause Raymond, Smith u. Co. vollauf im Stande sind, Ihre Frau glücklich zu machen."

„Ja, das ist so; wir Beide können über ein Einkommen verfügen von 50,000 Dollars."

„Nun, das ist eine gute Aussicht. Aber ich habe doch ein Bedenken. Halten Sie mich, wie sie wollen, für sentimental oder romantisch, ich sähe gern, daß Sie selbst um mich werben wollten."

„Nun, so halte ich um ihre Hand an, Fräulein."

„Das ist stark, Sie haben mich niemals gesehen."

„Bei dem heutigen Stande der Wissenschaft ist es nicht nothwendig, einander kennen zu lernen, ich habe Ihre Photographie gesehen."

„Das bedeutet nichts."

„Pardon, im Kinematograph habe ich Sie gehen sehen, ich habe gesehen, wie Sie sich bückten, um Ihren Sonnenschirm aufzuheben, alles gleich graziös. Und dabei haben Sie so freundlich gelacht, daß ich eine herrliche Reihe Zähne sah. Das wirkte auf mich. Und nun sage ich noch nichts von Ihrer lieblichen Sopranstimme."

„Haben Sie mich singen hören?"

„Gewiß! Ihre Tante, die Frau Dubonnet, hat einen Phonograph. Auf Rolle 3 und 4 stehen zwei Romanzen, welche herrlich von Ihnen gesungen sind."

„Ich sehe wirklich, daß Sie mich kennen, aber — ich möchte auch gerne etwas von Ihnen wissen. Unser Geschmack muß doch ein wenig gegenseitig sein. Ich bin zum Beispiel sehr für Sport."

„Ich auch."

„Darf ich wissen, wie schwer sie sind."

„Gestern hab' ich noch 5 Cents in die Automaten-Wage gesteckt, da wog ich 68 Kilo."

„Sehr schön, ich 57. Wenn wir unsere Hochzeitsreise zusammen machen, wird das Gewicht nicht viel differiren. Sie laufen doch Schlittschuhe?"

„Das versichere ich Sie, ich bin ein ausgezeichneter Läufer."

„Gut, ich auch. Aber um zusammen zu laufen, dürften wir nicht zu verschieden sein in der Größe. Wie groß sind Sie?"

„Einen Meter fünfundsechzig. Ist das groß?"

„Nein, gerade gut. Flink sind Sie auch, nicht wahr? Ich schwärme für Lawntennis, dabei aber sind Laufen und gute Lungen nöthig."

„Ganz gewiß! Ich werde Ihrem Herrn Papa eine Photographie schicken mit X-Strahlen aufgenommen, aus der Sie sehen können, daß Herz und Lunge durchaus gesund sind."

„Ich glaube es Ihnen . . . Ich glaube auch, daß wir sehr gut zu einander passen. Papa wird weiter mit Ihnen darüber sprechen."

„Hello!"

„Hello!"

„Ich bin Herr Johnson. Ihr Antrag ist gut aufgenommen. Komm in meine Arme mein theuerer Schwiegersohn!"

„Hören Sie in dem Telephon nicht mein Herz vor Freude klopfen, mein lieber Schwiegervater?"

„Ja, ich höre es."

„Sie werden wohl erlauben, daß ich heute noch mit Ihrer Tochter in Correspondenz trete. Meine Schreibmaschine arbeitet vorzüglich, drei Worte in einer Sekunde."

„Großartig."

„Am Hochzeitstage komme ich mit meinem automatischen Wagen. A propos, fragen Sie noch bitte Fräulein Johnson, ob sie die Hochzeitsreise per Ballon machen will, das ist das Allerneueste."

Humoristisches.

* **Klara:** „Dieser Treulose! Hat uns also Beiden einen Heirathsantrag gemacht!?"

Laura: „Ja, es scheint so!"

Klara: „O, dafür müßte er eigentlich fürchterlich gestraft werden!"

Laura: „Ich habe eine Idee!"

Klara: „Heraus damit!"

Laura: „Du mußt ihn heirathen!"

* (**Am Postschalter.**) **Fremder:** „Lagert hier eine Postanweisung für Joseph Müller?"

Beamter: „Können Sie sich legitimiren?"

Fremder: „Na gewiß, hier ist meine Kostwirthin, die mir schon acht Tage auf diese Geldsendung gepumpt hat."

* (**Lakonisch.**) **Reisender:** „Erlaube mir, mich als Reisender zu empfehlen."

Chef: „Empfehlen Sie sich nur!"

* (**Gaunerhumor.**) **Wachthabender** [zu einem eingelieferten Strolch]: „Haben Sie etwas in der Tasche?"

„Ja."

„Her damit! Was denn?"

„Ein Loch."

* **Gatte:** „Ach Emilie, ist's hier schön, ich kann mich gar nicht satt sehen!"

Emilie: „Aber Männe, det ist doch auch nicht nöthig — wir haben ja heute Abend schönes Schweinsrippel mit Sauerkohl!"

---

* Aus „Lustige Welt, Verlag von Georg E. Nagel, Berlin SW.

Zahlenräthsel.

1 2 3 4 5 6 bekannter Fisch.
2 4 7 2 5 Metall.
3 9 7 2 weiblicher Vorname.
4 3 2 5 2 weiblicher Vorname.
5 4 6 2 3 Strom in Afrika.
6 2 4 2 3 Raubvogel.
7 9 5 5 2 Himmelskörper.
8 9 5 russischer Fluß.
9 8 2 3 deutscher Fluß.
3 1 9 5 2 französischer Fluß.
10 4 5 6 2 3 an der Hand.

Die Anfangsbuchstaben benennen ein bekanntes Ostseebad.

Kapselräthsel.

Es ist ein Sprichwort zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach in folgenden Worten eingekapselt sind, ohne Rücksicht auf deren Silbeneintheilung.

Bemühung, Mässigkeit, Vergangenheit, Meisterschaft, Palme, Müllerin, Glasmalerei, Fixsterne, Mandoline, Kaufangelenheit.

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 58:

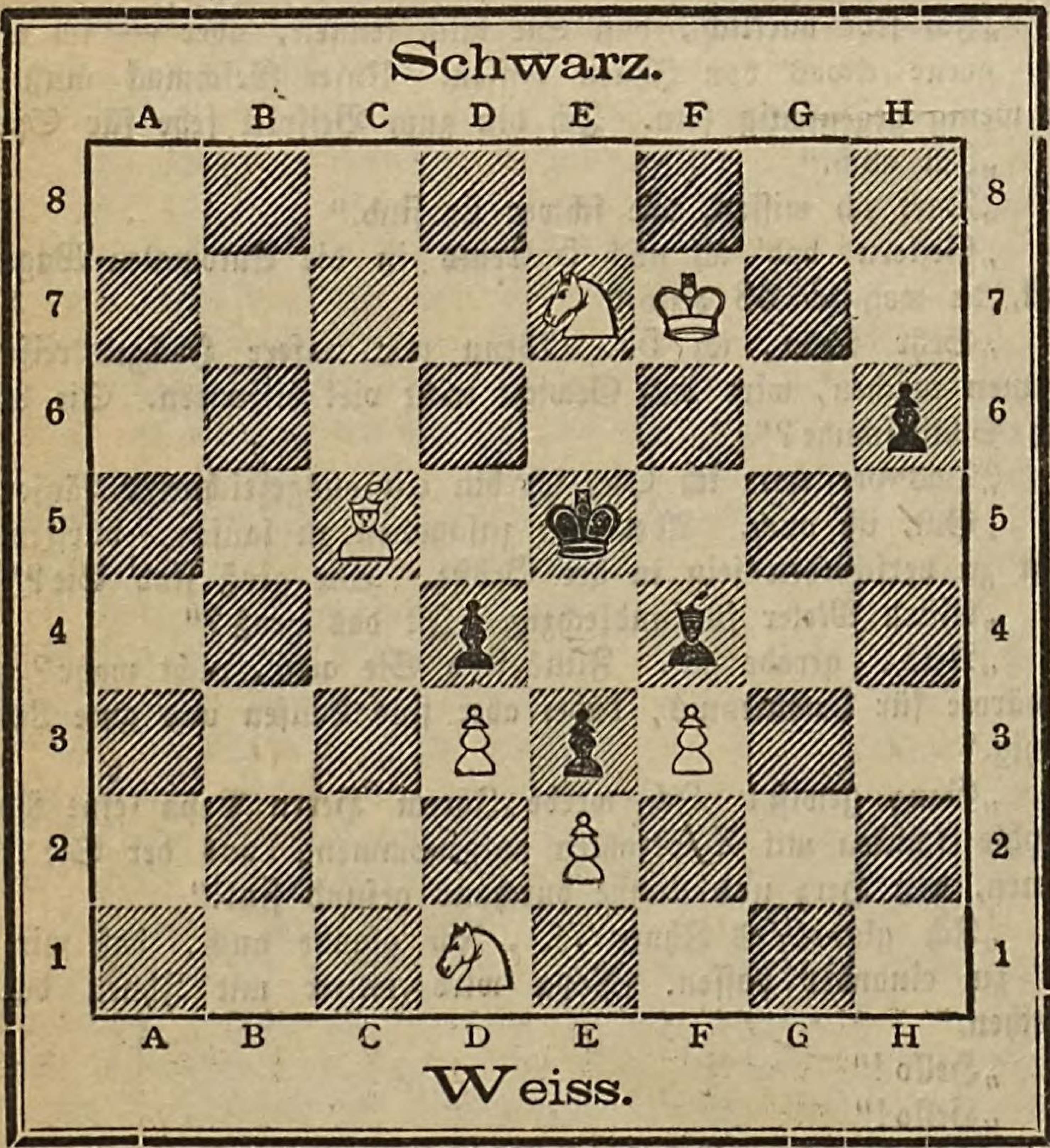
Beschlagnahme von Geschäftsbüchern.

Schachzeitung № 268.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Berichtigung. In der Aufgabe der Schachzeitung Nr. 266 ist auf f4 noch ein schwarzer Bauer zu setzen.

Aufgabe von H. Buchheit in Regensburg.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 264 von Schönhuber.

1. Sa7—b5 / Beliebig   2. T., S., S., B. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Schels in Burglengenfeld, Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von Joseph Frank, R. Kern, G. Geisel, B. H.—, Gustav Schmidt, J. Schuler und R. Weiß.

Briefkasten: **S. in B.** 1. De2—a6 löst die Aufgabe Nr. 265 nicht, da nach Kd4, c3 usw. kein Matt möglich ist. — **J. F. hier.** Jean Dufresne's kleines Lehrbuch des Schachspiels wird Ihnen zunächst genügen. Dasselbe ist durch alle Buchhandlungen zum Preise von 1,50 Mk. zu beziehen.

Interessante Schachkämpfe.

Die nachfolgende Partie spielte im Juni l. J. gelegentlich eines kurzen Aufenthaltes in München der Schachmeister Mieses mit unseren ehemaligen Clubmitgliede L. Fuchs, der zur Zeit für den stärksten Schachspieler der Residenzstadt gilt.

Königsfianchetto.

	Weiß: L. Fuchs.	Schwarz: J. Miesel.		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	g7—g6	11.	Sf3—g5 ?	f4 —f5
2.	d2—d4	Lf8—g7	12.	Le3—d2	Ta8—b8
3.	Sg1—f3	d7—d6	13.	Db3—c2	Se7×d5
4.	Lf1—d3 (a)	Lc8—g4	14.	e4×d5	Dd8×g5 (d)
5.	Lc1—e3	e7—e5	15.	Sb1—a3	Sd7—c5
6.	c2—c3	Sg8—e7	16.	Sa3—b5	o—o
7.	Dd1—b3	Sb8—c6 (b)	17.	f2—f3 (e)	Lg4—d7
8.	d4—d5	Sc6—b8	18.	c3—c4	a7—a6
9.	Db3×b7	Sb8—d7	19.	Sb5×c7	Tb8×b2 !
10.	Db7—b3	f7—f5 ! (c)	20.	Dc2—d1	Dg5×g2
			21.	Aufgeben.	

a) Nicht gut, da Schwarz nach g7—g6, und Lg7 den sonst so wirksamen Angriff von Weiß auf h7 abweist. Besser wäre Lf1—e2 oder c4.

b) Ein feines Bauernopfer.

c) Durch diesen Zug geräth Weiß in Verlegenheit. Empfehlenswerth wäre Läufer g5, um seine Absperrung zu verhindern.

d) Neben der Rückgewinnung des geopferten Bauern hat Schwarz nun ein weit überlegenes Spiel erlangt.

e) Auch andere Züge könnten Weiß nicht mehr retten. Auf 17. o—o folgt Lh4—f3 oder h3; auf 17. b2—b4 gewinnt Schwarz durch S×d3 +; 18. Dc3×d3, e5—e4; 19. Dd3—c4, e4—e3 usw.

Berliner internationaler Schachkongreß.

Die „Berliner Schachgesellschaft" veranstaltet in der Zeit vom 12. September bis 3. Oktober l. J. einen internationalen Schachcongreß bestehend aus einem Meister-, Haupt- und Nebenturnier. Die Anmeldungen hiezu sind möglichst bald an den Schatzmeister des Congresses Albert Hayde in Berlin zu richten. Der Einsatz im Meisterturnier beträgt 40 Mark und hat Jeder mit Jedem eine Partie zu spielen. Für die ersten 30 Züge ist die Bedenkzeit 2 Stunden für je weitere 15 Züge eine Stunde. Gespielt wird an den Wochentagen von 9—1 Uhr Vormittags und von 4 Uhr Nachmittags an bis zum Schlusse der Partie. Um 8 Uhr Abends tritt jedoch eine einstündige Pause ein. Als Preise sind vorläufig ausgesetzt im Meisterturnier: 1-2000 Mk., 2-1500 Mk., 3-1000 Mk., 4-600 Mk., 5-400 Mk., 6-200 Mk. Ferner ein Sonderpreis für den Erfolg gegen die Preisträger zu 100 Mk. und ein Sonderpreis für die schönste Partie zu 300 Mk. Vermehrung und Erhöhung der Preise ist vorbehalten. Im Nebenturnier ist bei einem Einsatze von 10 Mk. der 1. Preis 400 Mk., 2-250 Mk., 3-120 M., 4-60, und 5-30 Mk., außerdem ein Sonderpreis für den besten Erfolg gegen die Preisträger zu 20 Mk. — Bestimmungen über Nebenturniere und Aufgabenturnier sowie sonstige Veranstaltungen werden noch bekannt gegeben.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. **Spieltage: Sonntag Nachmittags** und **Mittwoch Abends im Cafe Prinzengarten.** — Schachfreunde Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger-Anzeiger

Nr. 60. Montag, den 23. August. 1897

(Nachdruck verboten.)

6)

Dem Tode entrissen.

Novelle von H. Regen.

(Schluß.)

Wenn ich jetzt darüber nachdenke, wie ich meine Liebeserklärung angebracht habe, so kann ich nicht anders, als mich einen rechten Esel nennen. Als ich in das Zimmer trete, sitzt sie auf dem Sopha in halb liegender Stellung. Kaum hat sie mich erblickt, als sie ein leises Lachen ertönen läßt:

„Aber, Herr Doktor, diese Zerstreutheit! Sehen Sie doch einmal Ihre Hände an!"

Ich folge ihrer Weisung und sehe zu meinem Entsetzen, daß ich an der linken Hand einen wollenen Winter- und an der rechten einen Glacé-Handschuh trage. Meine Dummheit ärgert mich, weil sie mir die Situation zu verderben droht. Ich ziehe die Dinger aus und stecke sie in die Tasche.

Als sie mein ärgerliches Gesicht wieder sieht, lacht sie wieder leise. Das bringt mich zur Verzweiflung, es verwirrt meinen ganzen Gedankengang. Ich trete etwas sehr entschieden auf sie zu und sage:

„Sie lachen über meine Zerstreutheit, und doch sind nur Sie es, die sie verschuldet haben."

Sie sieht mich verständnißlos an. Dann sagt sie plötzlich:

„Ah, die Waisenmutter! Wie danke ich Ihnen, daß Sie sich so schnell bemüht haben! Wie steht es?"

„Ich habe um die Waisenmutter noch keinen Schritt gethan," breche ich los. „Und ich werde vorläufig deswegen keine Secunde verlieren. Meine Zerstreutheit hatte einen anderen Grund, und den sollen Sie jetzt wissen. Seit ich Sie kenne, liebe ich Sie und habe Sie immer lieber gewonnen. Ich frage, wollen Sie mir Ihre Hand reichen?"

Es ist zu viel für sie — todtenbleich sinkt sie in das Sopha zurück. Ich gieße ihr schnell ein Glas Wein ein. Sie trinkt und gewinnt sichtlich an Kraft.

„Wollen Sie meine Frau werden?" frage ich noch einmal und beuge mich zu ihr nieder. Sie sieht mich an, und in ihrem Blick lese ich mein Schicksal. Ich will ihre Hand ergreifen und küssen, aber sie entzieht sie mir.

„Das habe ich nicht geahnt, bei Gott nicht!" sagt sie. „Ich glaubte, Sie fühlten Mitleid mit der armen verlassenen Frau . . ."

„Sagen Sie mir," bestürme ich sie, „sagen Sie mir, daß Sie mich lieben können!"

„Lieben?" fragt sie träumerisch. „Meinen Mann habe ich geliebt. Ich hätte die Welt aus ihren Fugen gerissen, um die Seine werden zu können. Das fühle ich für Sie nicht . . ."

„O Gott!" stöhne ich.

„Ich muß es Ihnen sagen," fährt sie fort, „denn ich darf Sie nicht belügen. Aber Sie sind mir werth, ich achte Sie, ich vertraue Ihnen vollständig; ich weiß, daß ich mit Ihnen leben kann. Ja, ich liebe Sie, aber ich sage es Ihnen noch einmal, nicht mit jener verzehrenden Gluth, die mich zu meinem Manne drängte. Wenn Sie mit diesem Maß von Liebe zufrieden sein wollen . .?"

„Zufrieden?" rufe ich. „Ueberglücklich werde ich sein!"

„Rechnen Sie nicht zu hoch," entgegnet sie, „dann werden Sie nicht enttäuscht werden. Ich habe Ihnen noch nicht alles gesagt."

„Ich weiß genug," antworte ich jubelnd.

„Noch nicht genug!" sagt sie in bestimmtem Tone. „Ich bin älter als Sie . . ."

„Thorheiten!" rufe ich. „Was kümmert mich Ihr Alter . ."

„Aber," entgegnet sie, „denken Sie denn nicht daran, daß ich Sie sehr lieb haben muß, wenn ich trotz meines höheren Alters Ihre Frau sein will?" Dabei sieht sie mich mit ihren dunkeln Augen an, daß ich die meinen unwillkürlich niederschlagen muß. „Ich bin achtundzwanzig Jahre alt!"

„Hurrah! Und ich zähle dreißig!" rufe ich jubelnd. „Also ein Hinderniß haben wir aus dem Wege geräumt, und so wird es auch den andern gehen. Ich bin so siegesgewiß, daß ich keinen Ihrer Einwände mehr fürchte."

„Hören Sie weiter," fährt sie unbeirrt fort. „Ich bin ein in sich fertiger Charakter, ich trete Ihnen als eine ausgereifte Frau entgegen, und deshalb bin ich, obgleich Sie zwei Jahre mehr zählen, dennoch älter als Sie. Es ist nicht gut, wenn die Frau als fertige Persönlichkeit in die Ehe tritt. Sie hat Ecken, an denen der Mann sich stößt. Eigenheiten, die sie respectiert wissen will. Bedenken Sie das wohl! Ich bin kein junges Mädchen, daß der Mann sich noch zur Frau erziehen kann."

„Gnädige Frau," entgegne ich, „so wie Sie sind, so liebe ich Sie. Ich kenne Sie lange genug, um mit Ihrem Charakter vertraut zu sein. An meiner Seite soll ein Weib stehen, zu dem ich emporsehen kann. Ich bringe Ihnen eine Achtung entgegen, wie ich sie außer meiner Mutter keinem weiblichen Wesen zollen kann. Und so frage ich noch einmal, wollen Sie die Meine werden?"

„Nun kommt das Härteste," entgegnet sie hoch aufathmend, „aber Sie müssen es wissen; denn jetzt bin ich Ihnen völlige Klarheit schuldig." Mein Herz beginnt ängstlich zu pochen. „Mein Vater war Kaufmann, wissen Sie, daß er — Bankerott gemacht hat?"

„Was geht das mich an?" frage ich pathetisch, „Wenn Sie sonst nichts auf der Seele haben!"

„Gut," fährt sie fort. „Aber er hat noch alle Schulden bis auf den letzten Pfennig getilgt. Ich selbst bin blutarm. Mein einziger Reichthum sind die beiden Gräber am unteren Friedhof. Sogar Schulden habe ich . . ."

„Ich weiß es."

„Sie wissen es? — Von wem?"

„Sie verriethen es, als Sie im Fieber lagen," antworte ich unvorsichtig.

„Um Gotteswillen!" schreit sie hochroth vor Scham. „Das haben Sie gehört? Was sagte ich sonst noch? Erzählen Sie, ich will es wissen!"

„Sie haben nichts gesagt, dessen Sie sich zu schämen haben würden," antworte ich. „Meinen Namen haben Sie nicht genannt, doch erfuhr ich aus dem Zusammenhange, daß Sie sich auch mit mir beschäftigten und, ich darf es ja sagen, in nicht unfreundlicher Weise."

„Es ist gut, ich glaube Ihnen," sagt sie matt. „Sie wissen nun alles."

„So frage ich denn noch einmal, wollen Sie meine Frau werden?"

„Ich will es," entgegnet sie freundlich. „Und ich glaube, daß wir glücklich werden. Die festeste Grundlage jedes Bündnisses und zumal der Ehe, ist das gegenseitige Vertrauen. Wir haben es. Da wird Gott schon weiter sorgen."

Ich ergreife ihre Hand und küsse sie.

„Und nun will ich auch nicht sterben," ruft sie mit einem Male fröhlich. „Herr Doctor thun Sie ihr Möglichstes!"

So ist sie meine Frau geworden. Im Mai des folgenden Jahres habe ich sie heimgeführt. Meine liebe Mutter war nicht ganz einverstanden, obgleich die von neuem erblühende Frau ihr wohl gefiel.

„Mein Junge," sagte sie oft, „ich glaube, du hast dich getäuscht. Ich glaube, sie ist eine kalte Natur, die nicht verstehen wird, dir einen warmen Herd zu schaffen."

Ich lachte meine gute Mutter aus, indem ich an die Liebe meiner Braut zu ihrem Stiefkinde dachte. Im Innern aber mußte ich ihr wider meinen Willen rechtgeben; denn Therese war in der That eine kühl verständige Braut. Meine Hand zitterte ein wenig, als der Priester sie mit der ihren vereinte. Würde er mir geben, was ich in meinen Träumen ersehnt?

Er hat es gethan. Die Frau öffnete mir ihr Gemüth, das die Braut noch ängstlich verschloß. Je mehr wir uns kennen lernten, desto lieber und unentbehrlicher wurden wir uns, und jetzt darf ich sagen, daß kein Mann auf der Welt von seiner Frau mehr geliebt wird, als ich.

Das Automatenbuffet in „Venedig in Wien."

Seit Kurzem hat Wien sein Automatenbuffet. Herr Berté, ein Wiener, der lange Jahre in Amerika gelebt, brachte diese Erfindung, welche in Berlin durch die Italiener Botto und Trabucchi ins Leben gerufen wurde, nach dort und in „Venedig in Wien" nächst dem Riesenrade wurde das Wiener Automatenbuffet eröffnet. Gegen Einwurf von je 20 Hellern erhält man ein Glas frisches Bier, Caviar und Sardinen, Roastbeef und Schinkenbrod, Huhn, Bäckereien, Kaffee, Chocolade, Milch, Cognac, Portwein und auch einen „Gespritzten" auf automatischem Wege. Dabei arbeitet der Automat so genau, daß jede falsche Münze abfällt, ohne denselben zur Function zu bringen. Die Einrichtung ist derart, daß die Münze wieder aus der Oeffnung herausfällt, so daß die Gesellschaft nicht beschädigt ist, sondern der Einwerfer seine Münze zurückerhält. Das Automatenbuffet erfreute sich schon an den ersten Tagen seiner Eröffnung zahlreichen Besuches und wird sicherlich bald in Wien so populär sein, wie die Stehbierhallen geworden sind. Heute bringen wir diese neueste Wiener Sehenswürdigkeit im Bilde.

Eine Hochzeit mit Hindernissen.

Humoreske von Ferd. Oswy.

Herr Liberatus Häring hat sein Leben dem Dienste der edlen Juristerei gewidmet: er ist wohlbestallter Schreiber in der Kanzlei des berühmten, vielbeschäftigten, Advocaten Dr. Expensenreiter. Er ist trotz seiner niederen Berufsstellung ein außerordentlicher Mann: seine unheimlich in die Länge gezogene Körpergestalt läßt ihn weit über alles niedrige im menschlichen Leben hinwegsehen, seine nicht minder unheimliche, aber nicht unerklärliche Dürre und Magerkeit verleiht ihm das Privilegium, bei einem Regen zwischen den Tropfen gehen zu können, was ihn aber besonders zu einem außergewöhnlichen Menschen stempelt und für einen Defraudanten ganz und gar unfähig macht, ist seine aufgestülpte, gegen Himmel strebende Nase, gerade an der Spitze gekrönt von einem merkwürdigen, blauen Schein. Dieses auffallende Merkmal macht sein Leben in vieler Beziehung zu einem wahren Martyrium: geht er über die Straße, muß er überall schmunzelnde Mienen sehen, sitzt er beim Schreibtisch, muß er die erbärmlichsten Witzreden über dieses seltsame Spiel der Natur über sich gehen lassen, und was ihn oft in die verzweifelndste Stimmung versetzt, die „himmlische Rosen ins irdische Leben flechtenden und webenden" Töchter des schönen Geschlechtes, denen sein schwärmerisches Herz mit glühenden Flammen entgegenschlägt ziehen vor ihm in scheuer Flucht sich zurück. Das hat sein Leben in finstere Nacht gehüllt. Aber im verflossenen Winter ist ein belebender Sonnenstrahl in dieses Düster gedrungen: auf dem — Skelett Pardon, Diurnistenkränzchen hat er sie kennen gelernt und — es dünkt ihm wie ein holder Wahn — glänzend erobert, die einzige, süße, ja honigsüße Maid Euphrosine Rahmstrudl, Köchin bei einem Gerichtsbeamten, die trotz ihres überaus prosaischen Namens und ihrer ganz ihm Gegensatz zu ihm zur Fülle neigenden Körperconstitution und ihres watschelnden Entenganges ihm wie ein Wesen aus Elysium däuchte. So war auch für ihn, den Einsamen und Verachteten, „der ersten Liebe goldene Zeit" gekommen. Auch sein Auge sah den Himmel offen, auch sein Herz schwelgte in Seligkeit. Seine früher immer in finstere Falten gezogene Stirne war jetzt rein und heiter, sein sonst müde sich hinschleppender Gang schien wie beflügelt, schwärmerischen Blickes schaute er oft in die Weite und sehnsuchtsvoll glitt es von seinen Lippen: „O meine süße Rahmstrudl!" Ja gerade dieser etwas naturalistische Name seiner Geliebten ward für ihn die Quelle so mancher stillen Freude.

Seine Lieblingsspeise war fortan Rahmstrudl und seine Gesichtszüge verklärten sich ganz, wenn er auf den Speisezettel des kleinen Gasthauses, in dem er Mittagsmahl hielt, unter der Rubrik „Mehlspeisen" auch Rahmstrudl angekündigt fand. Wie wurde sie dann mit Wonne verzehrt und das Stück, das er erübrigte, wickelte er in Rosapapier ein, steckte es in seine linke Brusttasche und mochte ihm während des Nachmittags das Unangenehmste zustoßen, er drückte das theuere Packet an sein Herz, seufzte und war besänftigt.

Den beobachtenden Blicken seiner Mitgenossen entging natürlich sein eigenartiges Benehmen nicht und sie kamen endlich zu dem Schlusse, entweder ist er verliebt oder, was ihnen bei seinem bekannten Mißgeschick bei den Damen wahrscheinlicher vorkam, bei ihm ist nicht Alles ganz richtig.

Als seine Angebetete eines Tages ihm erklärte, sie gehe mit ihrer Herrschaft, die in eine Provinzstadt versetzt worden ward, mit, da gab es einen thränenreichen Abschied, wiederholte Gelöbnisse ewiger Treue, und zugleich war festgesetzt, im August solle Hochzeit sein, aber nicht in Wien — er fürchtete einen allenfallsigen Schabernack von seiten seiner boshaften Collegen — sondern in dem Aufenthaltsorte seiner Geliebten. Je länger die Zeit der Trennung wurde und je näher der Tag, der sie für immer vereinigen sollte, heranrückte, desto schwärmerischer, ja dem Leben auf Erden ganz entrückt, wurde er.

Endlich war der heißersehnte Vortag der Hochzeit gekommen. Den Nachtzug will er benützen, um nach L. zu fahren, in der Früh soll dort die Trauung sein und Abends will er seine junge Frau nach Wien zurück und in sein Heim führen. So erfährt ganz Wien und seine Collegen von seinem Herzensbund erst post festum. Nach beendeter Kanzleistunde, die heute fast eine Ewigkeit zu dauern schien, stürmt er in seine Wohnung im vierten Stock, um sich in seine schönste Toilette zu werfen. Der freilich schon etwas durchsichtige schwarze Salonrock, die lichte Hose, der moderne graue Filzhut, die blendend weißen Manschetten verleihen ihm eine gewisse Eleganz. Schnell noch einen prüfenden Blick in den halb erblindeten Spiegel, er muß seiner Braut als Adonis erscheinen, wenn nur der verwünschte blaue Schein um die Nase nicht wäre, und eilenden Schrittes — es ist schon höchste Zeit — zum Bahnhofe. Muß ihm gerade noch bei einer Straßenecke College Glimmstengel begegnen: „Wohin denn, Liberatus so eilig? Holst Du Dir schon wieder einen Rahmstrudl?" Liberatus wirft ihm einen wüthenden Blick zu, murmelt grimmig in seinen röthlich schimmernden Bart und stürmt vorwärts.

Der Zug steht schon zum Abfahren bereit. Eilends erklimmt er sein Coupé, er fährt heute ausnahmsweise II. Klasse; alle Tage fährt man ja nicht zu seiner Hochzeit. Im Coupé herrscht gedämpftes Licht, man hat die Klappe vor der Lampe zugezogen; Liberatus gibt seinen Koffer in das Gepäcksnetz und läßt sich dann behaglich in einer Ecke nieder.

„Haben Sie denn keine Augen ihm Kopfe, Sie ungeschickter Longinus?" kreischt's da wüthend auf. Er hatte sich auf das Gesicht einer kleinen dicken Dame gesetzt, die sich zum Schlafe auf die Bank hingestreckt hatte.

„Pardon, gnädige Frau, habe wirklich nichts bemerkt; man ist ganz geblendet, wenn man da hereinkommt."

Die Dame wirft ihm einen grimmigen Blick zu und Liberatus setzt sich ganz zerknirscht vis-à-vis in die andere Ecke.

Draußen regnet es in Strömen. Wenn es nur bis morgen Früh aufhört. Regen bedeutet für ein Brautpaar Thränen. Bei ihm könnte es natürlich, tröstet sich Liberatus, nur Freudenthränen bezeichnen. Der Zug saust in die Nacht hinein. Liberatus träumt von seinem morgigen Glück.

„Sollte das Waggondach schadhaft sein?" meint er auf einmal, da es ihm schon zu wiederholten Malen vorkam, als fielen Tropfen auf seinen Hut. Er blickt in die Höhe, da gleitet etwas von seinem geneigten Hut auf den Rücken. Er will aufspringen, halt da hält ihn etwas an seiner Hose fest, er reißt sich los, ja schrecklich — sein schöner grauer Hut, sein scharzer Rock, seine lichte Hose ist voll — Powidl, das aus einer blechernen Büchse, von der sich der Deckel losgelöst hatte, in schweren dicken Tropfen herunterträufelte. Jetzt ist die Entrüstung auf seiner Seite:

„Meine verehrte Powidl-Madame, schließen Sie ein anderes Mal besser Ihre schwarzen Süßigkeiten zu. Ich verlange Ersatz für meine ruinirten Kleidungsstücke."

Die Dame springt in die Höhe, schaut zur Unglücksbüchse hin; auf einmal schreit sie entsetzt auf: „Um Gotteswillen, Sie schrecklicher Unglücksmensch, was haben Sie mit meinem Strohhut getrieben?" und zieht eine zerdrückte graue Masse heraus, ihren unkenntlich gewordenen Hut, auf den Liberatus seinen Koffer gestellt hatte.

„Und da verlangen Sie Ersatz für Ihren Hut, wo Sie meinen so erbärmlich zugerichtet haben? Sie Hopfenstange, Sie Blindschleiche, Sie —!" Eine ganze Fluth von zweifelhaften Schmeicheleien ergießt sich über Liberatus' Haupt, er erkennt seine Ohnmacht gegen die Zungenangriffe seiner Gegnerin, gibt eingeschüchtert alle Ansprüche auf und geht ganz demüthig an die Säuberungsarbeit. Die Eleganz ist dahin, verdächtige dunkle Flecken bleiben und das soll sein Hochzeitscostüm sein!

(Fortsetzung folgt.)

Der Mittelpunkt der fränkischen Hopfenkultur

ist die Stadt Spalt. Dieselbe hat ein städtisches Brauhaus. Wer dasselbe betritt, dem leuchtet von allen Wänden gar tiefsinnige Weisheit in kernigen Sprüchen entgegen.

Unter der Uhr liest der Gast:

„Die Uhr soll uns die Stunden nennen,
Doch Freunde nie vom Biere trennen."

Bei der Schenke:

„Zum Billigsten, was man sich denkt,
Gehört das Bier — es wird geschenkt."

„Wenn dem doch nur buchstäblich so wäre!" wird manch' „trinkbarer" Gesell pathetisch ausrufen.

Ueber der Thüre steht zu lesen:

„Humpen leeren — wiederkehren,
Heißt der Väter Sitten ehren."

An den übrigen Wandflächen:

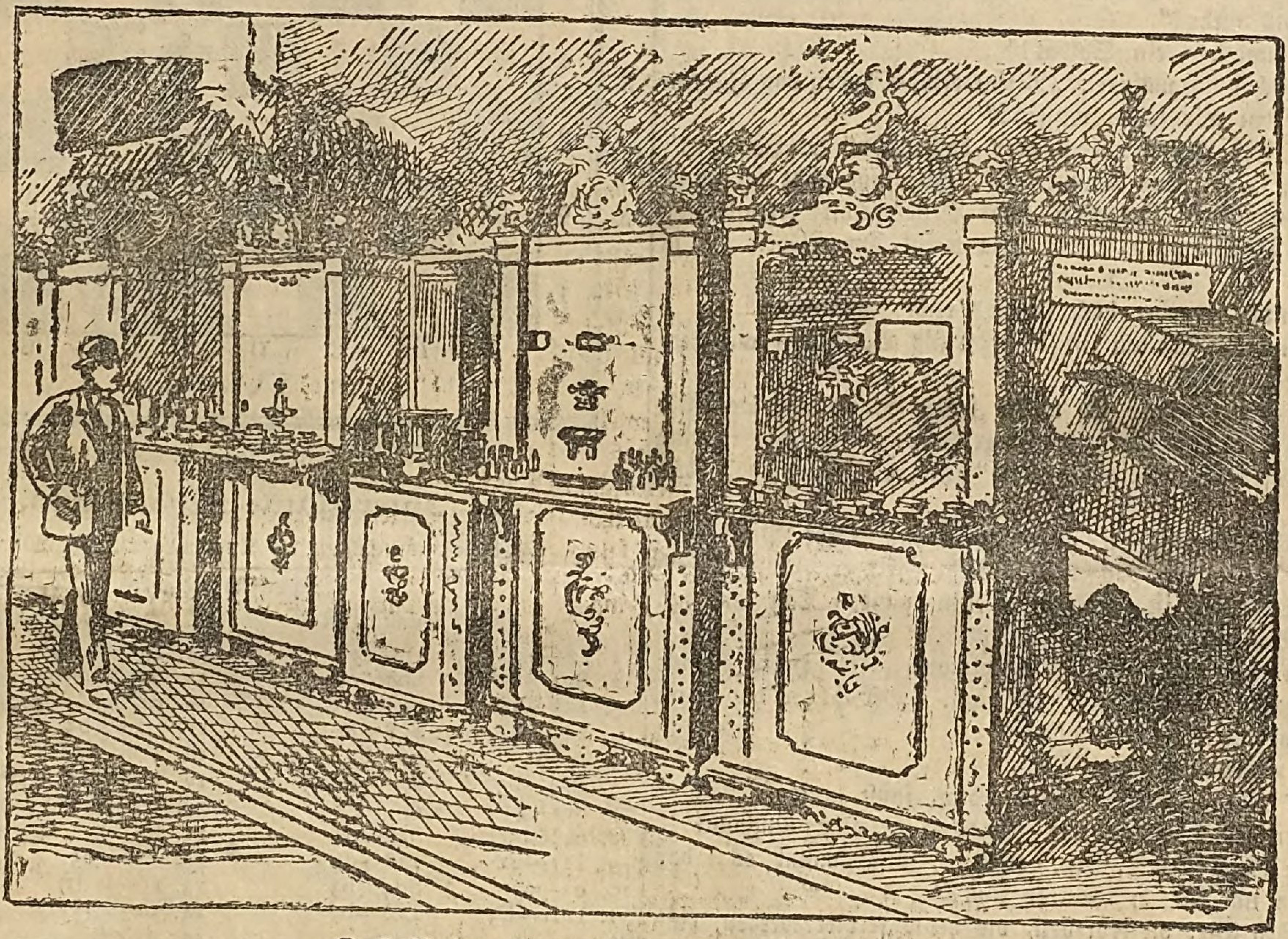
„Seid gegrüßt am Rezatstrande
Ihr Leute aus dem Kaufmannsstande,
Hier gieb es nicht blos guten Hopfen,
Sondern auch sehr gute Tropfen."

„Wo gutes Bier,
Da sind auch wir."

„Gott erhalte uns den Brauer,
Mälzer und den Hopfenbauer.
Ein böses Weib, ein saures Bier,
Behüt' o Himmel uns dafür."

„Gemüthlichkeit wird da gefunden,
Wo Bier, Durst und Humor verbunden."

„Wer einen Kranz von Hopfen trägt,
Ein heiteres Gemüth verräth;
Wer wacker zecht und wenig spricht,
Erfreut sich, ärgert andere nicht."



Das Automatenbuffet in „Venedig in Wien."

Weichs.

Unmittelbar an der Mündung des Regenflusses in die Donau, zwei Kilometer von Regensburg entfernt, liegt das Dorf Weichs. Die Bewohner desselben nähren sich vorzugsweise vom Gartenbau; weithin bekannt sind die Weichser Rettige, welche von hier in großer Menge verschickt werden.

Die Ortschaft hat ihren Namen von dem alten Schlosse Weichs, dessen Alter tief in das Mittelalter reicht. Schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts erscheint hier ein adeliges Geschlecht, die Weichser. Die ersten dieser Familie waren Vasallen des Hochstifts Regensburg. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts erwarben die bayerischen Herzoge die Burg Weichs, durch Tausch gegen Schloß und Güter Ramspau. In einer Urkunde vom Jahre 1481 übergibt Herzog Albrecht von Bayern seinem lieben, getreuen Hanns Nothhafft dem Aelteren und dessen Familie zu Wernberg leihweise die Burg und Veste Weichs mit aller Zubehör. Anfangs des 16. Jahrhunderts finden wir Hofmark und Schloß im Besitze der freiherrlichen Familie von Guttenstein, später eines Heinrich von Plittersdorf, von welchem es 1584 durch Kauf an das Damenstift Niedermüster überging. Seit 1601 wieder im Besitze Bayerns, wurde Weichs nun der Sitz eines bayerischen Pflegeamts. Im dreißigjährigen Kriege bedeutend mitgenommen, ward das Schloß jedoch in kurzer Zeit wieder in bewohnbaren Zustand hergestellt. Im Kriegsjahre 1809 fand bei Weichs der Uebergang eines Theiles der Armee des Erzherzogs Karl auf das linke Donauufer mittels einer Pontonbrücke statt. Gegenwärtig befindet sich das Schloß in Privathänden und bildet einen Bestandtheil des Anwesens des Herrn Bierbrauers Zach daselbst.

Humoristisches.

* (Parador.) Dame: „Sagen Sie 'mal, Herr Lieutenant, ist denn die tropische Hitze wirklich so fürchterlich?"

Lieutnant: „Versichere Sie, Gnädigste, wenn ich nur daran denke, läuft's mir noch kalt den Rücken hinunter!"

* (Auffallend.) Schaffner: „Mein Herr, das sind Damencoupées da in dem Wagen!"

Passagier: „Damencoupées? . . . Es ist doch so still darin!"

(Auf dem Ball.) Herr (Astronom): „Gnädiges Fräulein, Sie sind der Stern des Abends!"

Fräulein: „Das hat bislang noch Niemand gefunden!"

Herr: „Demnach darf ich als Astronom den Anspruch geltend machen!"

Fräulein: „Und worin bestände dieser Anspruch?"

Herr: „Dem neuentdeckten Stern meinen Namen geben!"

(Gewohnheitsmäßig.) Richter (zu dem Angeklagten, dessen Hund, weil er keinen Maulkorb trug, Jemand in die Wade biß): „Sagen Sie, ist der Hund schon vorbestraft oder nicht?"

(Geschäftsfrage.) Metzger (das Fleisch abwiegend): „So, Fräulein Jette! Und was haben Sie sonst noch auf dem Herzen?"

Jette: „Noch zwei Pfund Nierenfett!"

(Ein Trost.) A.: „Denken Sie sich, mein Junge ist schon wieder sitzen geblieben!"

B.: „Na, trösten Sie sich mit mir. Ich habe drei Töchter, die sind auch sitzen geblieben."

(Moderne Kinder.) „Zu deiner Puppenküche, Elschen fehlt jetzt aber gar nichts mehr!"

„O doch, Mama — ein Soldat!"

(Gemüthlich.) Hausherr: „Meine Kinder haben von Jugend auf immer „Sie" zu mir sagen müssen!"

Bekannter: „Ihr Aeltester sagt aber doch „Du" zu Ihnen?!"

Hausherr: „Ja, ja, das stimmt . . . mit dem habe ich nämlich bei Gelegenheit einer Kneiperei 'mal Brüderschaft getrunken!"

(Lumpen-Dialog.) . . . . „Ja weißt Du, Arbeit ist ja keine Schande!"

„Nee, das nich — aber doch so was recht Zuwideres!"

(Pech.) Anna: „Warum ist denn Elli's Verlobung mit dem Professor zurückgegangen?"

Emma: „Sehr einfach! Er wollte seiner Braut eine Schachtel mit einem Rosenbouquet schicken; in seiner Zerstreutheit legte er eine Karte mit der Aufschrift „Dein Ebenbild" hinein und vergaß das Bouquet!"

(Der geschleckige Feuerwehrmann.) Herr Vierl war sonst der eifrigste Mann der ganzen Feuerwehr; seit er aber Vorstand vom Anti-Alkohol-Verein ist, schleckt er den ganzen Tag an den Hydranten und Schläuchen.

(Anno dazumal.) „Herr Hauptmann, die Herre möchte einrücke, weil's gar so nach Regen ausschaut. Der Huber hat schon einen Tropfen auf die Nas' bekommen!"

„Na, aber wegen den bissel Regn."

„Rucke mer lieber ein, Herr Hauptmann, sonst laufe se nachher wieder den ganzen Sommer mit die verrostete Gewehr umanand'!"

(Im Alpenhotel.) „Sie, Kellner, wie kommt es, daß heute die Forellen um 50 ₰ theuerer sind?"

„Entschuldigen Sie, die Forellen, die heute servirt werden, sind bei Alpenglühen gefangen worden!"

(Vom Kasernenhof.) Sergent (zum Infanteristen): „Meier, Sie machen sich so breit, als ob Sie der einzige „Meier" auf der Welt wären!"

(Ballgespräch.) Herr: „Aber diese kleinen Füßchen! . . . Fräulein können ja gar keine große Zehe haben!"

(Probat.) „Sagen Sie, Herr Wirth, jetzt ist wohl schon lange kein Tourist mehr abgestürzt?"

„O, schon lange nicht mehr! Wissen's, ich hab' auf den gefährlichen Weg dort hingeschrieben: „Promenadenweg" und beim markirten: „Verbotener Weg". Und da gehen's jetzt Alle den verbotenen Weg."

Lösung des Zahlenräthsels:

Hering, Eisen, Rose, Irene, Tiger, Geier, Sonne, Don, Oder, Rhone, Finger. — Heringsdorf.

Lösung des Capselräthsels.

Müßiggang ist aller Laster Anfang.

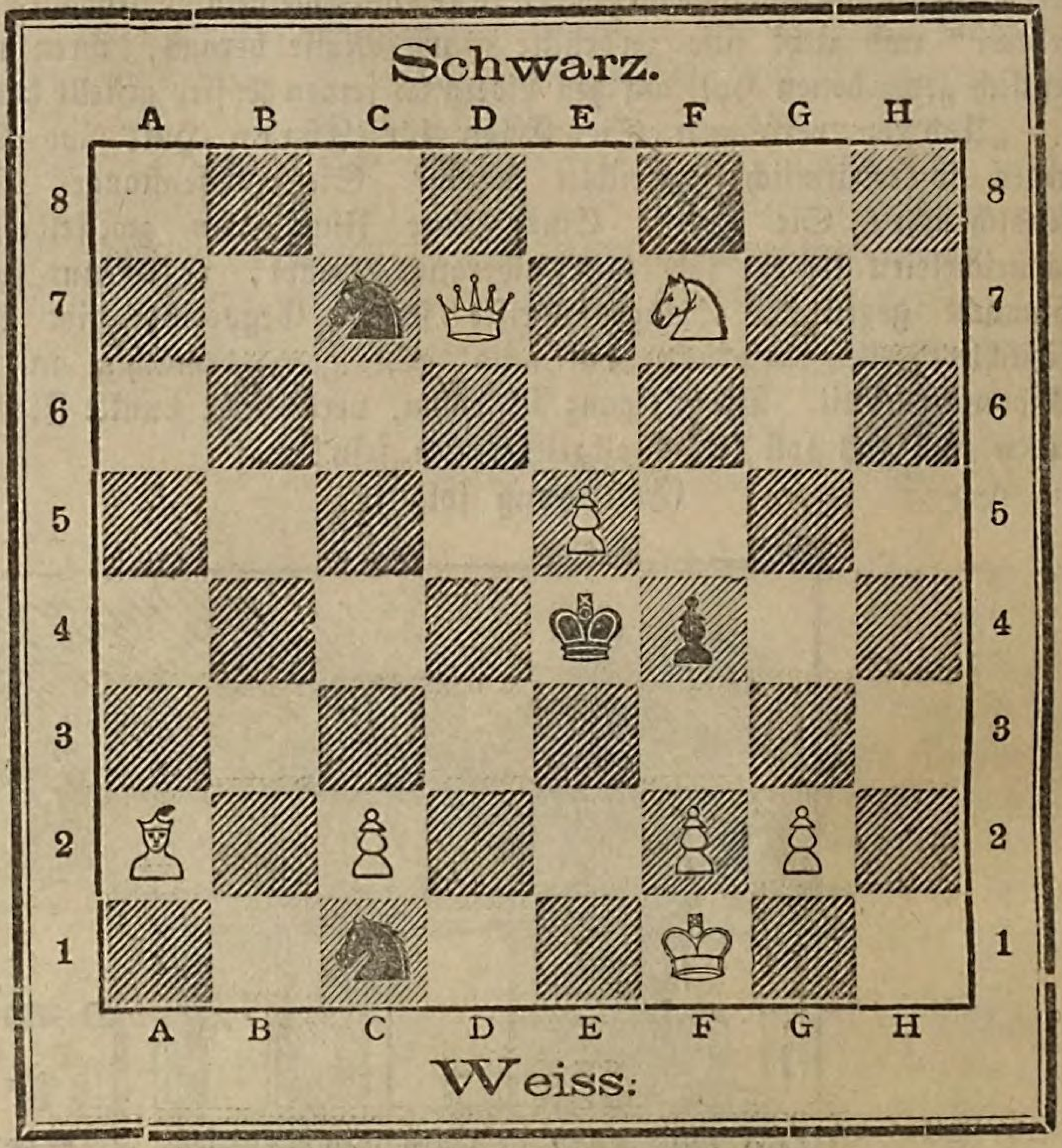
Rechenaufgabe.

Ein Vater, der nach dem Alter seines Sohnes gefragt wurde, gab an: Wäre er noch $^1/_2$, $^2/_3$, $^3/_4$, $^4/_5$ und $^5/_6$ mal so alt, als er jetzt ist, und noch 9 Jahr dazu, wäre er gerade 100 Jahr. Wie alt war der Sohn?

Schachzeitung № 269.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Dr. Galitzky in Spaßk-Kasan.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Gespielt im Schachklub Augsburg am 26. März 1897.

Spanische Partie.

Weiß: Kunstmann	Schwarz: Bachmann	Weiß	Schwarz
1. e2—e4	e7—e5	14. Sg5—e4	Ta8—b8 (b)
2. Sg1—f3	Sb8—c6	15. Se4×f6	Dd8×f6
3. Lf1—b5	a7—a6	16. c4×b5	a6×b5
4. Lb5—a4	Sg8—f6	17. Db3×b5	Df6—g6 (c)
5. o—o	b7—b5	18. Sb1—c3?	Lb7—c8!
6. La4—b3	d7—d6 (a)	19. Db5—a4 (d)	Tb8—b4
7. Sf3—g5	d6—d5	20. Da4—c2	f7—f5
8. e4×d5	Sc6—d4	21. f2—f3	Tb4—h4 (e)
9. Tf1—e1	Lf8—d6	22. Lc1—e3	e5—e4
10. e2—c3	Sd4×b3	23. f3—f4 (f)	Ld6×f4
11. Dd1—b3	Lc8—b7	24. Le3×f4	Th4×f4
12. c3—c4	o—o	25. d3×e4	f5×e4
13. d2—d3	h7—h6	26. Te1—f1(g)	Dg6—b7+

Weiß gibt die Partie auf.

a) Ein Versehen, das einen Bauer kostet; Schwarz mußte zuerst seinen Königsläufer entwickeln.

b) Schwarz riskirt noch einen zweiten Bauer, um zum Angriff zu gelangen.

c) Einleitung zu dem folgenden Manöver.

d) Nimmt Weiß den Thurm, so kommt es nach 19. Db5×b8, Lc8—h3 20. Db8×f8+, Kg8×f8 21. g2—g3, Dg6×d3 in eine sehr gefährliche Lage.

e) Durch seine letzten 5 Züge hat nun Schwarz auf einmal einen überraschend starken Angriff erlangt.

f) Die erste Rückzahlung.

g) Ein grobes Versehen, doch hatte Schwarz jetzt die bei weitem bessere Stellung und Gewinnchancen.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 265 von Würzburg.

	1.	2.	3.
	De2—b2	Db2—d4	Lf5—g4‡
	Kd5×e6	Ke6—f5	
	. . . . . .	Te6—e5	Lh5—e2‡
	Kd5—c4	Beliebig.	
	. . . . . .	Lh5—e2	Db2—e5‡
	Kd5—c5	Kc5—d5	

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März von Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von R. Kern, B. H.—, Gustav Schmidt, J. Schuler und R. Weiß.

Notiz: Zuschriften, Lösungen rc. rc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. **Spieltage: Sonntag Nachmittags und Mittwoch Abends im Cafe Prinzengarten.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 62. Montag, den 30. August. 1897

Der „Spitalbub'".

Ein Skizze aus den Bergen von Ferd. Oswy.

Der kleine, blaße, ungefähr neun Jahre zählende Junge dort im dürftigen, bunt geflickten Röcklein mit dem eigenartig schwermüthigen Gesichtszug ist der „Spitalbub'". Er wird allgemein so genannt. Er ist ein lediges Kind. Seine Mutter, eine arme Dienstmagd, ist vor fünf Jahren gestorben. Wie sie aufgebahrt gelegen ist im schlichten Holzsarge, da hat sich der kleine Peter über ihre „schöne Decke" und über die vielen Blumen, die ihr die Leute gebracht haben, herzlich gefreut, nur das hat der Peter nicht begriffen, daß er gar nie eine Antwort bekommen hat, wenn er „Muatter" gerufen hat. Nun, ja, wird halt so viel gut schlafen! Wie man sie dann hinausgetragen hat aus dem Haus, hat er ihr nachgerufen: „Muatter, wo gehst denn hin, nimm' mich auch mit!" und er hat zu weinen angefangen. Die Leute haben ihn abgewehrt: „Jetzt kannst nicht mit. Wirst schon wieder einmal zusammenkommen mit Deiner Mutter!" Der Peter hat sich still auf die Bank vor dem Haus gesetzt. Wohin die Mutter nur wandert und daß sie so fest schlaft, daß man sie in dem schönen neuen Bett forttragen muß?

Der Peter war jetzt ein armes Waisenkind, ist ganz allein auf der Welt dagestanden. Man hat ihn in das „Spital" gebracht, wie das Armenhaus im Volksmunde auch genannt wird. Liebe und theilnahmsvolles Entgegenkommen hat er da nicht gefunden. Den alten Leuten drinnen war er lästig, sie haben sich um ihn nicht gekümmert. Schimpf- und Scheltworte hat er hören müssen, wenn er nach Kinderart scherzen und spielen wollte. Niemand hat ihn mehr zärtlich „Peter" gerufen und ihm so herzinnig ins dunkle Auge geschaut, wie seine Mutter es ihm gethan, wenn er Abends zu ihr sich hingesetzt hatte auf den niederen Schemel und sie ihm über das blonde Haar strich. Daß die Mutter aber so lange ausbleiben mag, er will nicht länger bei den griesgrämmigen, mürrischen Alten bleiben!

Er ist in die Schule gekommen. So still und unbeweglich und aufmerksam ist er in der Bank gesessen, daß er oft als Muster den anderen Rangen vor Augen gestellt wurde. Im Stillen aber hat sich der Lehrer gedacht, das arme Kind kann nicht recht gesund sein, weil es sogar keine Lebendigkeit und Frische zeigt. Die Schulknaben haben ihn nur den „Spitalbuben" gerufen und mit ihm ihren Scherz getrieben; er hat sich nicht gewehrt und allen Spott und manchen derben Spaß ganz ruhig hingenommen.

Wie der Peter zwölf Jahre alt geworden ist, hat man den Bürgermeister aufmerksam gemacht, es thäte nicht gut, einen so jungen Buben unter den alten Leuten im Spital zu lassen, wo er so gar keine Erziehung genieße und sich selbst überlassen bleibe. Bei einem Bauern wäre er besser untergebracht; er könnte auch schon ein Bischen bei der Arbeit mithelfen.

So ist der „Spitalbub" zum Kaiserbauer gekommen, und damit hat erst so recht die eigentliche Leidenszeit für ihn begonnen. Um 4 Uhr hat es alle Tage aufstehen geheißen und Vieh austreiben oder mitarbeiten auf dem Felde, um 6 Uhr war das „Suppenessen" und dann ging's in die anderthalb Stunden entfernte Schule. Und wenn er dann ganz abgespannt nach Hause kam, gab's keine Rast, sondern gleich hat der Bauer gerufen: „Bub', iß schnell Dein Koch, damit Du wieder g'schwind zur Arbeit kommst. Du muß Dir Dein Essen verdien'n!" Das Abendmahl hat ihm dann nicht mehr geschmeckt; müde und matt ist er ins Bett gefallen. Die Bauernleute und Dienstboten haben an ihm ihren „Grant"*) ausgelassen und oft, wenn seine abgemalteten Glieder den Dienst versagen wollten, hat der Bauer den Lederriemen hervorgeholt oder ihn bei den Haaren genommen. „Kloanen Bub'n muß man die Faulheit aus- und die Arbeit eintreiben, sonst wird ihr Lebtag nichts Ordentliches aus ihnen," hat's dann immer geheißen. Und Niemand hat er gehabt, dem er sein Leid hätte klagen und bei dem er Trostworte hätte finden können. Nur die Waberl, die 15jährige Tochter des Bauern, hat sich ein paar Mal beim Vater für ihn angenommen: „Voder, schindst den Bub'n nit gar a so, er schaut eh so bloach und krank aus." Und wenn er gerade wieder einmal arge Schläge erhalten hatte und still in einer Ecke vor sich hinweinte, hat sie ihm schon öfters ihr eigenes Butterbrod gebracht und zu ihm gesagt: „Geh Peter, iß das und woan nit; der Voda is halt so viel gach!"**) Und das hat dann seinem Herzen immer so wohl gethan. Bei einer solchen Gelegenheit war es, da hat er ihr so ganz kindlich-naiv gesagt: „Waberl, Dich hab' ich allein von der ganzen Welt gern und wenn ich einmal groß bin heirath ich Dich." Da hat sie hell aufgelacht: „Meinst, ich nimm mir einmal zu meinem Mann einen — Spitalbub'n?" Wie ihm das weh gethan hat! Auch für die Waberl ist er nur ein Spitalbub.

*) Ueble Laune.

Beim Grummetheuen ist es gewesen. Der Peter muß „fassen", er muß das Heu zurechtrichten auf dem Wagen und mit den Füßen festtreten. Seine Kräfte reichen nicht aus zu dieser Arbeit. Ein Knecht steigt zu ihm hinauf, um zu helfen. Es ist der Hans, ein etwas roher Bursche. Der Wagen ist hoch aufgethürmt.

„Spitaler, kannst fliegen in der Luft?" sagt der Hans zum Peter, erfaßt ihn beim Hemdkragen und schleudert ihn in weitem Bogen hinunter. Schwer fallt er auf der harten Erde auf, die Knechte und Dirnen lachen lustig auf. „Kein Engel, Bub, bist nit."

Der Peterl liegt ganz starr da, er kann fast keinen Athem kriegen.

„Na, Bub," schreit der Bauer, „keine Liegerstatt zum Schlafen haben wir da nit. Schau daß Du auf die Beiner kommst."

Er reißt ihn in die Höhe. Der Peter ist ganz weiß im Gesicht und bleich.

„Hast Dir wehe gethan?" fragt theilnahmsvoll die Waberl. Eine Thräne erglänzt in seinem Auge.

„Trink an' Schluck Most," meint der Hans, „das bissel Herfallen wird Dir nit das Leben kosten. Ist Dir g'rad gesund, daß Dein Blut a wenig aufg'riegelt wird, bist eh alleweil kasweiß."

Der Peter hat hinauffahren müssen mit dem Wagen in den „Stadl", er hat gewankt und getaumelt. „Hat halt den Most z' gach 'neintrunken." Abends hat er nichts gegessen, sondern ist gleich hinaufgekrochen in seine Dachkammer.

Dem Peter schüttelt's vor Frost. Er wickelt sich fest in seine Decke. Auf der Brust brennt und schmerzt es fürchterlich. Auf der Stirne stehen dichte Schweißtropfen, der Gaumen ist ganz ausgetrocknet, die Zunge lechzt nach Wasser. Unten auf dem Hofe plätschert der Brunnen. Aber wer bringt ihm eines, wer kümmert sich um den Spitalbuben. Er wälzt sich ruhelos hin und her. Wie der Wind so kalt und eisig durch die Bretterfugen streicht! Wenn die Mutter ihn so sehen würde, die würde schon an seinem Bette stehen und ihn warten und pflegen, aber die Mutter ist schon lange todt. Wenn er auch — sterben könnte, dann hätte er Ruhe, der Bauer könnte ihn nimmer schlagen und der Hans nimmer vom Wagen herunterstoßen und dann wäre er beim Mütterlein. . . . .
Die Nacht ist endlos. — —

**) Jähzornig.

Endlich, endlich, fängt es zu dämmern an, unten kräht der Hahn. Ein leiser Schlummer legt sich auf seine glühenden Augen. Ein schöner Traum umgaukelt ihn: an seinem Bette Alles voll holder, lieblicher Engelein und der dort, der so sanft herüberblickt, gleicht ganz der Waberl und der andere . . . .

„Na, Bub', was ist denn heut mit Dir? Magst heut' denn gar nit auf?" Der Peter schreckt auf, der Bauer schreit von der Bodenstiege herauf. Der Peter will aufspringen er fällt zurück.

„Voda, ich kann nit, ich bin so müd' und krank."

„Ja, zu faul zum Arbeiten. Auf, sag' ich und das Vieh austreiben auf den Berg, es plärrt schon im Stall, sonst —"

Der Peter weiß, der Bauer droht nicht bloß um zu schrecken, mühselig kriecht er heraus aus dem Bette, es ist ihm so schwindlig im Kopf, er muß sich am Sessel stützen. Von unten herauf hallen wuchtige Schritte.

„Voder, ich komm' schon, ich komm' schon," ruft er angsterfüllt hinunter; seine Stimme ist so heiter.

Hinter dem Jungvieh, das lustig fortspringt, schleppt er sich müde den Berg hinauf. Der Athem geht so schnell, das Herz pocht so wild und stürmisch. Unter einem alten Fichtenbaume oben am Bühel läßt er sich erschöpft nieder. Wie ihm Alles so weh thut, wie es in der Brust drinnen so schrecklich schmerzt, er läßt sein mattes Haupt in den thauigen Rasen sinken, die Augen fallen ihm zu — da plötzlich reißt es ihn in die Höhe, es hebt und zieht und dehnt ihm die Brust, so süßlich steigt's ihm hinauf in den Mund . . .

„Wo der Spitalbub sich wieder so lang herumtreibt, es wird schon zum Schulgehen Zeit, gewiß thut er Beeren suchen. Waberl spring 'nauf auf den Berg und suach den verflixten Bub'n!"

Die Waberl hat ihn schon von Weitem bemerkt; „richtig hat er Himbeer' brockt, es ist Alles ganz roth um ihn und der leichtsinnige Bub' hat sich gemächlich dazu niedergelassen."

Ein kleines, herziges „Kalberl" ist bei ihm gestanden und hat sein Gesicht abgeschleckt. Die Himbeeren waren — Blut und der Peter hat den Todtenschlaf geschlafen.

Wie die Waberl ganz bestürzt und erschreckt die Botschaft dem Bauer gebracht hat, daß der Peter sich „verblutet" hätte, hat er die Achsel gezuckt und gleichgiltig gebrummt: „Hat wenigstens die Gemeinde wieder eine Last weniger. Wär' eh nichts recht's worden aus dem Bub'n!"

Ein gar kleiner Zug war es, der dem Peter das Geleite gegeben hat auf den Friedhof. Außer der Waberl hat Niemand getrauert und geweint — es war ja nur ein „Spitalbub'".

Das neue Goldland in Nordamerika.

Von Zeit zu Zeit wird derjenige Theil der Menschheit, der vor keinem Unternehmen zurückschrickt, wenn es gilt, in kurzer Zeit reich zu werden — und deren gibt es namentlich in Nordamerika nur zu viel — in einen förmlichen Fieberzustand versetzt. Plötzlich verbreitet sich trotz aller Klage, daß das Gold der Erde sich erschöpfen werde, immer wieder von neuem die Kunde von einem neuen Goldlande.

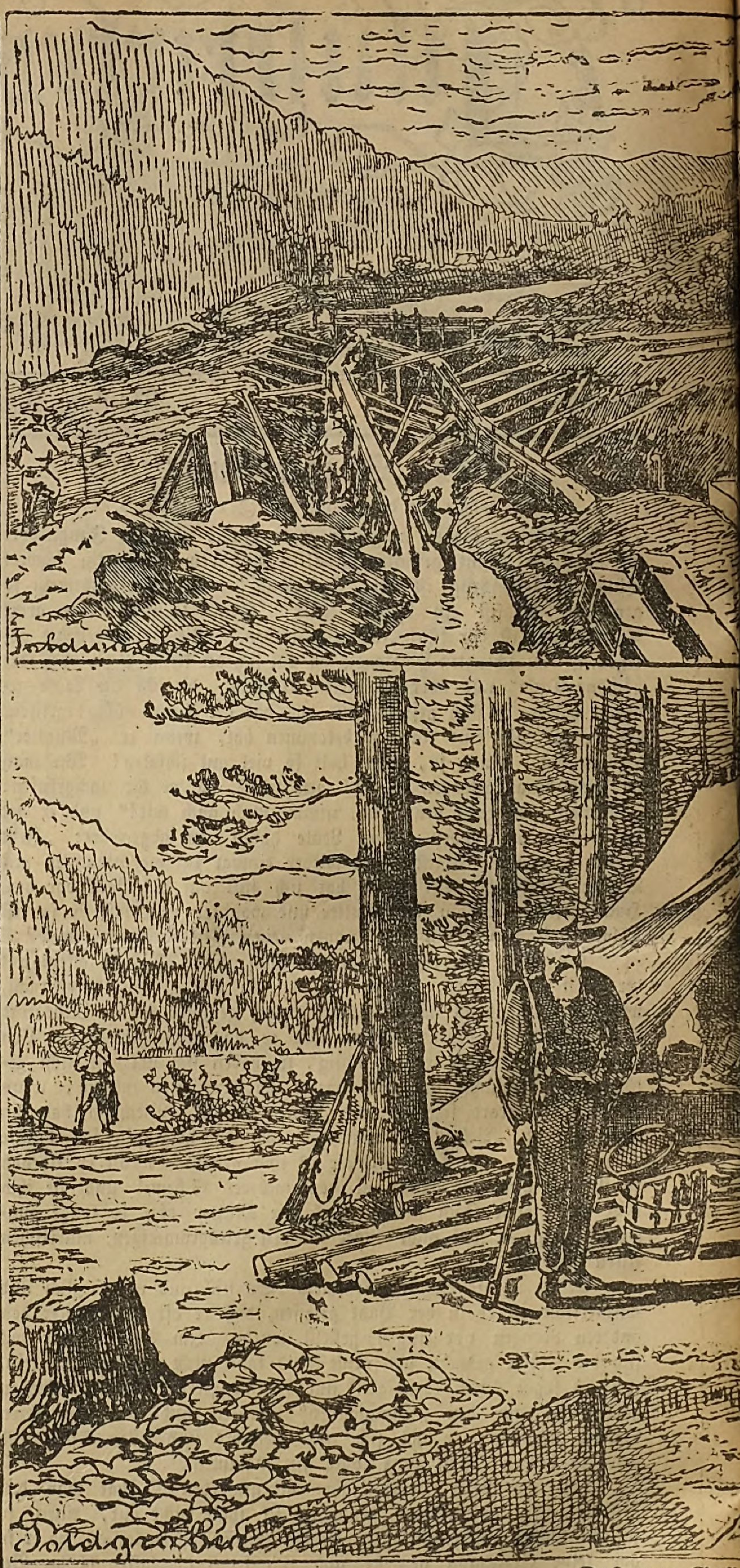
Noch kein Jahr ist es her, daß es zum ersten Male hieß: Am Klondyke, im Norden Amerika's, auf dem Grenzgebiete zwischen Alaska und Kanada, sind gewaltige Goldfelder entdeckt worden. Seitdem ertönt überall die Parole: „Auf zum Klondyke."

Und seither sind schon Hunderte, Tausende nach diesem Ziele aufgebrochen.

Ja, wenn dieses herrliche Goldland nur so leicht zu erreichen wäre! Es bietet zwar nicht jene furchtbaren Gefahren, die dem Kaliforniensucher vor Jahren in dem damals völlig wilden und unwegsamen fernen Westen Amerika's auf Schritt und Tritt drohten. Wohl aber gibt es in dem neuen Dorado Hindernisse und Schwierigkeiten, die selbst kühnen und waghalsigen Männern gefährlich werden können.

Daß in Alaska auch Gold vorhanden sein muß, hat man längst als sicher angenommen. Denn hier beginnt das große Felsengebirge, die Cordilleren-Kette, die von Alaska aus sich durch das ganze Nord- und Südamerika hinzieht. Das Felsengebirge ist die goldreichste Bergkette der Erde. Es ist überall und an jeder Stelle goldhaltig, nur daß sich das kostbare Metall an einzelnen Stellen besonders stark häuft.

Die Goldländer in Kalifornien, Arizona und Mexiko bilden nur Theile dieser gewaltigen Bergkette. Ebenso wie das Gold hier



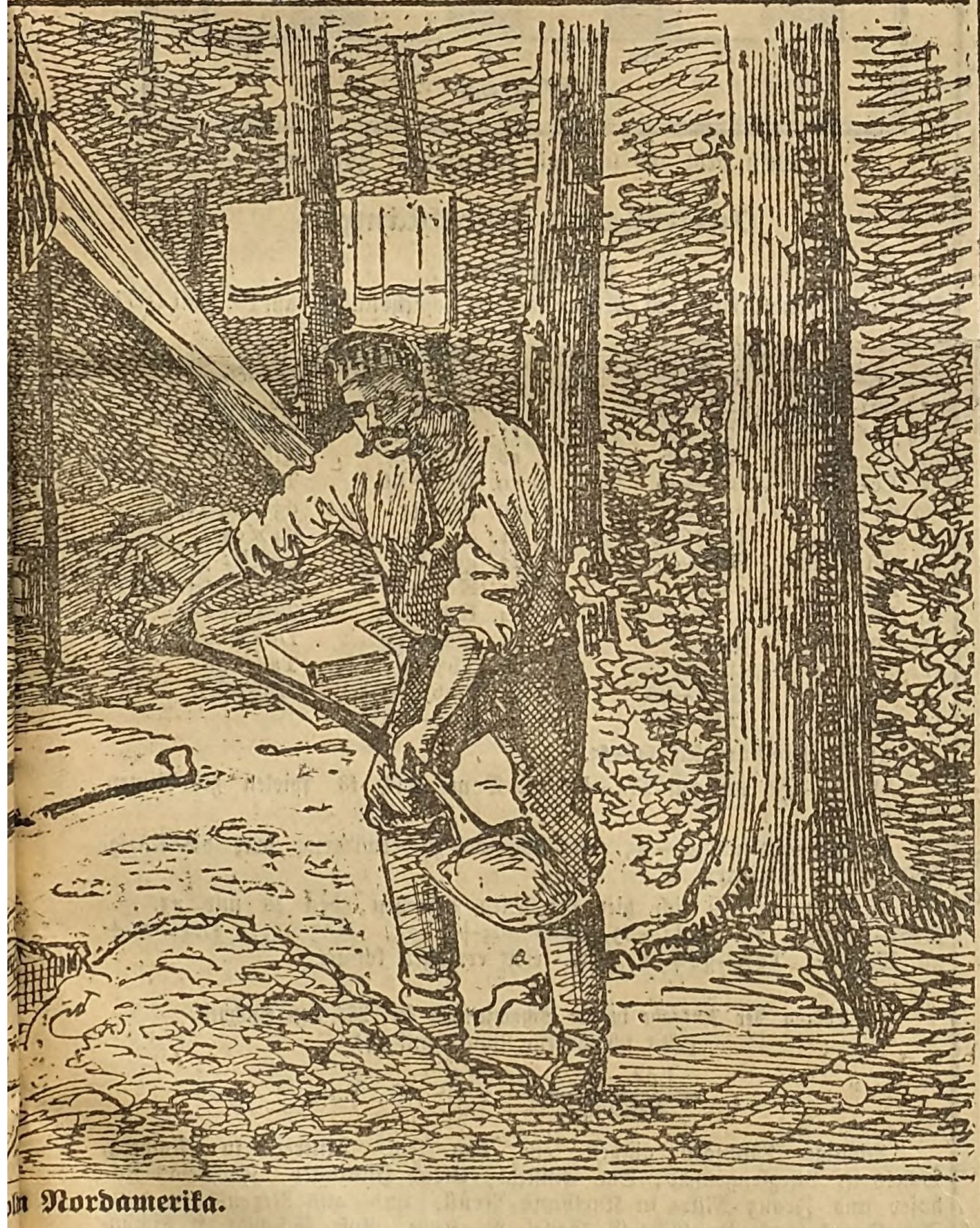
Das neue Gold

in großen Mengen vorhanden war und vorhanden ist, so mußte es auch in den nördlichen Ausläufern dieser Kette, also in Alaska und in dem westlichen Theil von Kanada zu finden sein.

Zu dem Goldlande führen zwei Wege. Der eine geht zu Schiff nach der Küste des Beringsmeeres nördlich des Mündungsdeltas des Yukonflusses (der Hauptwasserstraße Alaskas), zum Fort Michael und von dort den Fluß stromaufwärts, bis die Goldgebiete erreicht sind. Der andere geht nach den Quellen des Yukon in Kanada, führt zunächst durch den schmalen, fjordartig in nördlicher Richtung in die Küste einschneidenden Lynn-Kanal nach dem Chilkoot-Paß, der überschritten werden muß. Sodann gelangt man in den zum Oberlauf des Youkon führenden Lewesfluß, diesen stromabwärts







in Nordamerika.

zum Yukonfluß, resp. dessen Nebenfluß, den **Klondyke**, und damit in das Gebiet der Goldfunde.

Da dies letztere auf der Grenze zwischen Britisch-Kanada und Alaska liegt, so ist die Möglichkeit von Konflikten der Union mit Kanada bei der tollen Hast nach und den hier aneinander gerathenden Besitz-Interessen sehr naheliegend, ja sie hat schon verschiedentlich festere Gestalt anzunehmen begonnen.

Die ersten Funde waren schon im August 1896 gemacht worden, als aber die Nachricht davon in die civilisirten Gegenden kam, hielt man sie für ein leeres sogen. grub-stake-Gerücht. Wenn einem Goldgräber die Nahrungsmittel ausgehen, so verpfändet er einen andern, der glaubt, von seinen Vorräthen ablassen zu können, einen bestimmten Prozentsatz seiner Funde (grub-stake heißt es in der betreffenden Sprache, und grub insbesondere ist slang und bedeutet Nahrung); natürlich sucht der Unterstützungsbedürftige anzugeben, er habe einen bedeutenden Fund in Aussicht, woher es kommt, daß solche Gerüchte auf Mißtrauen stoßen; sie gelten als Fühler.

Im Dezember kamen aber weitere, zuverlässige Berichte nach den älteren Plätzen und alsbald begann ein allgemeiner Aufbruch; in wenigen Wochen wurden 500 „Forderungen" claims, abgesteckt und sie sollen sich alle bewährt haben.

Aus dem modernen Eheleben.

„Nun Lucie," fragte der moderne Ehegatte, „was hast Du heute Alles getrieben?"

Die moderne Frau nahm ihren Hut ab.

„Oh," antwortete sie, „ich war heute schrecklich in Anspruch genommen: Um neun Uhr in der Früh hatten wir Vorlesung bei Mrs. X., eine reizende Vorlesung. Mrs. X. las über die „Architektur der vermuthlichen Hauptstadt des Mars" — ich wollt' Du hättest es hören können — und daran anschließend trug Prof. W. über „die Insekten von Central-Afrika" vor. Es war so interessant."

„Das glaube ich!"

„Dann um 11 Uhr war ein Meeting des Theosophischen Klubs und um halb zwölf betheiligte ich mich an einer Besprechung der Komitéemitglieder des „Vereins zur Besserung der Mörder."

„Schön!"

„Und um zwölf frühstückte ich mit Mrs. Z."

„Sehr schön!"

„Nachmittags mußten wir zu den Theaterproben in die Ibsen-Gesellschaft. Als ich dann nach Hause ging, sah ich ein reizendes Kind auf der Straße spielen, gerade vor unserer Wohnung, ein entzückender kleiner Bengel! Ich mußte ihn küssen! Wenn ich nur wüßte, wem das Kind gehört?"

„Hatte es blonde Haare?" fragte der moderne Ehegatte.

„Ja." — „Und blaue Augen?"

„Wunderbar, blaue Augen!"

„Und eine schmutzige Blouse an?"

„Ja, eine abscheuliche Blouse."

„Dann weiß ich, wessen Kind es ist?"

„Nun?"

„Das **unsrige**!"

Humoristisches.

Lehrer (streng): „Weshalb hast Du Deine Geographie-Aufgabe nicht gelernt, Tommy?"

Tommy: „Weil die Zeitungen schreiben, daß auf der Landkarte von Europa bald doch Veränderungen vor sich gehen."

(**Boshaft.**) Miether: „Haben Sie diese Nacht das kolossale Donnerwetter gehört?"

Hausbesitzer: „Jawohl — ich glaube die Stimme Ihrer Frau ganz deutlich gehört zu haben."

(**Abgeführt.**) Student (der den Kellner ärgern will): „Jean bringen Sie mir einen gebratenen Elefanten!"

Kellner: „Sehr wohl, mein Herr — aber ich muß Sie bitten, die Zeche im Voraus zu bereinigen: ein gebratener Elefant kostet 3000 Mark!"

(**Boshafte Kritik.**) Frau A.: „Was sagen Sie zu der Frau Doktor Lehmann?"

Frau B.: „Na, sie ist nicht gar so übel. Wenn sie viel Puder, etwas Roth und ein wenig Augenbraunschwarz auflegt und einen dichten Schleier trägt, sieht sie beim Dämmerlicht noch ganz passabel aus!"

(**Verschnappt.**) „Also, wenn Sie sich in unsere Unfallversicherung aufnehmen lassen, haben Sie die besten Chancen; sobald Sie durch einen Unfall arbeitsunfähig sind, erhalten Sie 9 Mark täglich!"

„Ja wissen's, i möcht' scho' gern, aber i bin halt so a Pechvogel, i glaub', dann passirt mir gar nix!"

(**Mißverständniß.**) Photograph: „Wünschen Sie Profilaufnahme oder en face?"

Bierbrauer: „Selbstverständlich am Faß!"

(**Im Heirathsbureau.**) Mutter: „Meine Tochter spielt auch perfekt Klavier."

Heirathsvermittler: „Schadet nichts, wird sich schon noch ein Schwerhöriger finden!"

(Noblesse oblige.) „Na, was sagen Sie dazu, daß der reiche Herr von Schnipper zum Garantiefonds nur 50 Mark gezeichnet hat?"

„Was läßt sich da sagen? Da heißt's halt auch Schofleß noblige!"

(Der Spiegel der Zeit.) „Was für eine Frau ist denn Ihre neue Kollegin?"

„O, sie ist ja so ganz nett! Ich habe aber gehört, es hielten bei ihr die Dienstmädchen immer sehr lange aus — da muß es doch eine hüösch lüderliche Wirthschaft sein!"

(Verwöhnt.) „Sie wollen nicht in der Nordsee baden, Herr Lieutenant?"

„Nein, in der fühl' ich mich zu beengt! Ziehe den großen Ocean vor!"

Telegraphenräthsel.

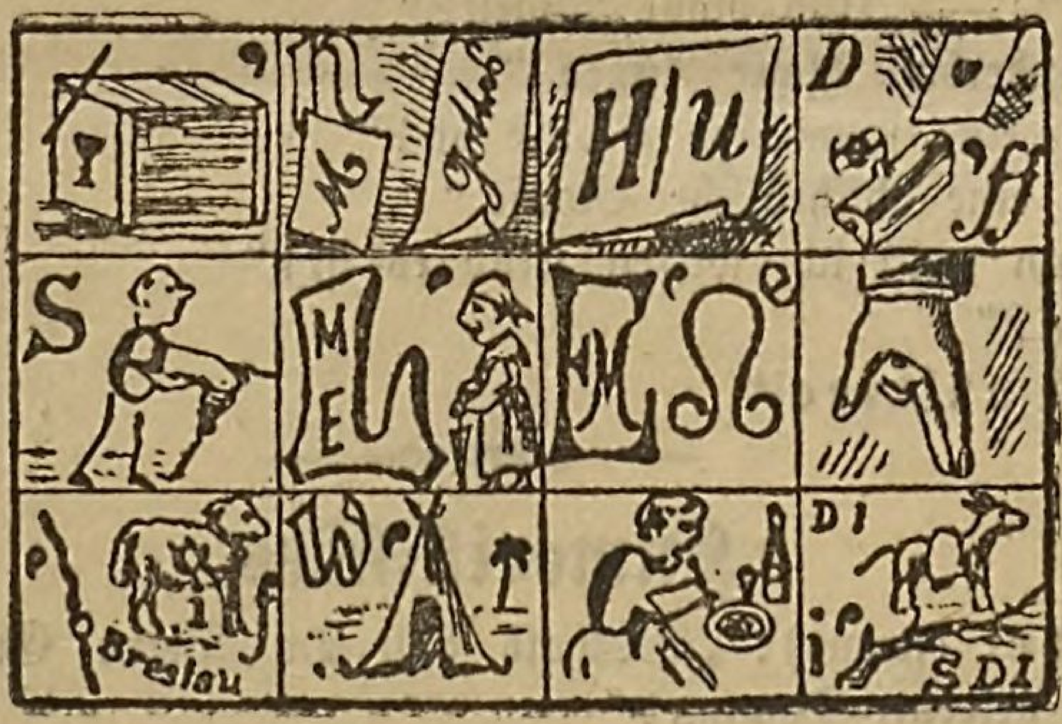
..—. ——... ...—.. —.—
——..— ....—— ——... ......—
..—.—— ...——— .—..— ..——.—
.——..

Die Punkte und Striche des Telegramms entsprechen den einzelnen Buchstaben der nachstehend in anderer Reihenfolge aufgeführten Wörter:

Gnu, Brauer, Wehr, Schatz, Licht, Orden, Schande, Führer, Sporen, Nichte, Tatze, Rangen, Usedom.

Es ist nun herauszufinden, welche Zeichen — ob die Punkte, oder die Striche — die geltenden Buchstaben darstellen und wie die obigen Wörter zu ordnen sind, damit die auf bestimmten Zeichen fallenden Buchstaben im Zusammenhang ein bekanntes Sprichwort ergeben.

Rösselsprungrebus.



Räthsel-Auflösungen aus voriger Nummer:

Lösung des Wortspiels:

a. Abel, Bolus, Arie, Otto, Affe, Eile Sau, Lias, Anger, Ammer, Bock, Eisen, Eier, Raum, Ade, Bart, Akt.

b. **K**abel, **O**bolus, **M**arie, **M**otto, **T**affe, **Z**eile, **E**sau, **I**lias, **T**anger, **K**ammer, **O**bock, **M**eisen, **M**eier, **T**raum, **R**ade, **A**bart, **T**akt.

Kommt Zeit, kommt Rath.

Lösung des Magischen Quadrats:

Z A U N
A F F E
U F E R
N E R O

Lösung des Scherzrätsel.

Wange, Zange, Bange, Range.

Lösung des Delphischen Spruches.

Ehering, Hering.

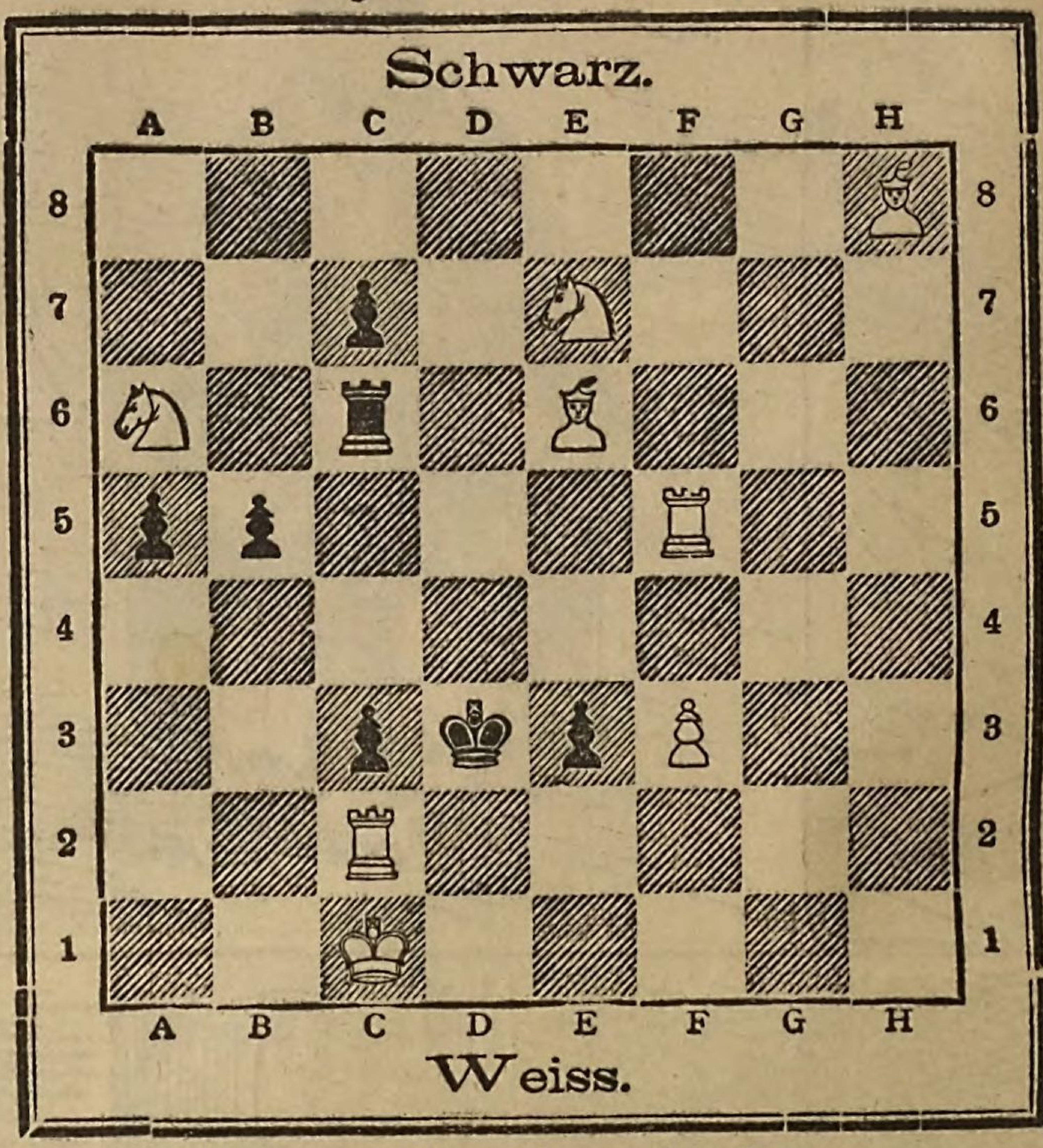
Auflösung des Bilderräthsels:

Mars	**A**pfel	**R**übe	**S**ense
Arie	**R**aben	**I**schl	**E**lf
Rigi	**I**nsel	**G**abel	**I**gel
Seil	**E**nte	**I**ller	**L**eiter

Schachzeitung № 270.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von M. Harropp.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Wiener Partie.

Gespielt im Hauptturnier des „Niederelbischen Schachbundes" am 19. Juli 1897.

Weiß: Hane.		Schwarz: Süchting.	
1. e2—e4	e7—e5	15. Td1—f1 (a)	c7—c6
2. Sb1—c3	Lf8—c5	16. f4—f5	Le6—c4
3. Sg1 -f3	d7—d6	17. Tf1--f4	d6—d5 (b)
4. d2—d3	Sg8—f6	18. Tf4—h4	Tf8—g8
5. Lc1—g5	Lc8—e6	19. De3--h6	Tg8-g7
6. d3—d4	e5×d4	20. g2—g4!	d5—d4 (c)
7. Sf3×d4	Lc5×d4	21. g4—g5	d4×c3
8. Dd1×d4	Sb8—c6	22. g5×f6	c3×b2+
9. Lf1—b5	o—o	23. Kc1—d2?	Tg7—g2+ (d)
10. Lb5×c6	b7×c6	24. Kd2—e3	Tg2—e2+
11. Lg5×f6	g7×f6	25. Ke3—f3	De7×e4+
12. o—o—o	c6—c5	26. Th4×e4	Ta8--g8
13. Dd4—e3	Kg8—h8	27. Dh6×h7+	Kh8×h7
14. f2—f4	Dd8—e7	28. Te4--h4 ‡	

a) Vorbereitung für f4—f5.

b) Tf8—g8, um auf Tf4—h4 die Dame nach f8 spielen zu können, war besser.

c) Ta8—d8 um g4—g5 mit Td8—d6 zu erwidern, war die einzige Rettung für Schwarz.

d) Schwarz ließ sich hier den Sieg entgehen, den es mit 23. . . De7—d8+. 24. Kd2—e3, Dd8—d4+. 25. Kc3—f3, Lc4—e2+ 26. Kf3—e2, Tg7—g2+ u. s. w. leicht erringen konnte.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 266 von Buchheit.

(Mit schwarzem Bauer auf f4)

1. Ld8—f6 / Beliebig. 2. S., S., L.+.

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Schels in Burglengenfeld, Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von: Jos. Frank (auch Nr. 265) G. Geisel, R. Kern, Gust. Schmidt, L. Schönhuber, J. Schuler und R. Weiß.

(Durch die nachträgliche Setzung des schwarzen Bauern auf f4 wird die von einigen Lösern gefundene Nebenlösung Kf3--e3 verhindert.)

Briefkasten A. C. hier. Jede correkte Aufgabe kann für alle ihre Varianten nur „einen" Einleitungszug haben. Uebrigens scheitert in der Aufgabe Nr. 267 1. Df8—e7 an Sf6—d5, und 1. Df8—a8 an Kc5×b6 oder an f5—f4.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. **Spieltage: Sonntag Nachmittags und Mittwoch Abends im Cafe Prinzengarten.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 63. Freitag, den 3. September. 1897

Der Wilderer.

Eine Erzählung aus dem bayrischen Hochlande.

Die Schwarztenn-Karoline sitzt trübselig auf dem Bänkchen neben dem kleinwinzigen Haus, das hoch an den Bergen droben steht. Bald seufzt sie, bald weint sie, bald ist es wieder, als ob sie eine Freude erwarte; das Arbeiten hat sie fast vergessen, und der Rosenkranz, den sie zwischenhinein aus der Tasche gezogen hat, ist wieder in derselben verschwunden.

Was fehlt wohl dem kräftigen, jungen Weibe? Das kleine Häuschen ist in pünktlichtlicher Ordnung, die paar Geißen, die kühn an den Felsen herumsteigen, geben Milch genug, eine Sorge ist kaum bemerkbar, wo fehlt's?

An dem Manne.

Der ist nicht daheim, weil er seit fünf Wochen im Gefängniß zu Tegernsee drunten sitzt; heute aber sind die fünf Wochen vorüber, und da soll er wieder heimkommen. Und das macht das junge Weib so unruhig.

Und warum kam er ins Gefängniß?

Weil er gewildert hat. Er sagt, er habe es einmal im Blute und er habe Zeiten, da müsse er halt hinaus jagen gehen, es gehe ihm wie dem Nachtwandler, wenn ihm der Mond aufs Bett scheint. Es ist das natürlich seine Ausrede, denn Gott hat keinem Menschen einen solchen Hang zur Sünde gegeben, daß er nicht Herr darüber werden könnte, wie das ja im Evangelium steht, daß keiner über seine Kräfte versucht werde. Aber stark ist die Versuchung schon für den Burschen. Wenn er so den ganzen Tag im Wald gearbeitet hat — Holzmachen —, oder wenn am Sonntag Mittag alles so still und schön ist und die Wälder ringsum schweigend stehen, da gäbe er Essen und Trinken darum, und die ganze Nachtruhe obendrein, wenn er einmal dürfte die Büchse in den Arm nehmen und hinauf auf die Berge, wo noch Gemsen sind — oder wenigstens einen schönen Rehbock anknallen. Aber das ist nicht und kommt nie soweit. Und deshalb hat der Schwarztenner sich selbst die Erlaubniß gegeben, ist mit einem Abschraubstutzen, zu dem er sich nach und nach das Geld erspart hat, wildern gegangen, und zuletzt haben sie ihn richtig erwischt und eingesperrt, wie er's verdient hat — er hat's selbst eingesehen und dem Gefängniß-Geistlichen offen gesagt; nur hat er gemeint, der Amtsrichter hätte nicht so höllisch zu schimpfen gebraucht, wo man ihn vorgeführt hat, lieber ein paar Tage länger einspinnen.

Heute nun ist er wieder freigeworden.

Und es zieht ihn nach seinem Weibe heim; es ist Nachmittag und er ist schon auf dem Wege zur Höhe seines Häuschens, spätestens in einer halben Stunde ist er droben. — — —

Die Schwarztenn-Karoline sitzt zu gleicher Zeit oben und denkt jeden Augenblick: „Kommt er? Kömmt er noch nicht? Wie sieht er aus? Was werd' ich ihm alles sagen, daß er's nie mehr thut?"

Sie denkt nach, wie sie so glücklich sein könnten zusammen, wenn der Mann die einfältige Wilderei aufgäbe, und es wird ihr auf einmal schwer und düster ums Herz. Es ist auch kein Wunder. Wenn die Ehe erst so angefangen hat, nachdem man kaum ein Jahr verheirathet ist, wie soll's dann erst noch kommen? Wohin wird die Leidenschaft des Mannes die Familie führen? Der Seppl ist gut, aber auch schwach und letzteres besonders, wenn er zuviel getrunken hat oder wenn „gute Freund" bei ihm sind, und leider treffen meistens die beiden Schwächen zusammen. Wenn der Seppl noch einmal bestraft wird, dann geht's bös', und dann ist's die Frage, ob er überhaupt noch vom Wildern läßt. Und dann diese ewige Gefahr und Angst, dieses nächtliche Wegbleiben, diese Sünden gegen Gott, den Nächsten, die eigene Familie, die Vernachlässigung des Hauswesens, der Verlust der Arbeit und des Aufkommens, der Fluch auf dem Hause, der daher kommt, und vielleicht — wer weiß, kommt eines Tages der Nachbar oder sonst wer und meldet: „Der Seppl ist erschossen, er liegt da draußen unter dem Felsen," oder: „Der Seppl ist ein Mörder geworden, er hat den Jäger erschossen" — und wie oft kommt das vor — und dann, wie geht's mit ihm aus? Wohin kommt er, wenn er so wegstirbt?

Karoline nimmt das Gesicht in beide Hände und weint bitterlich. Es wird ihr unendlich schwer ums Herz.

Endlich rafft sie sich auf und geht in die Hütte hinein.

Dort kniet sie in ihrer Todesangst nieder und betet den schmerzhaften Rosenkranz für ihren Mann, daß Gott ihn doch auf den guten Weg bringen möge.

Da knallt ein Schuß auf dem Berge.

Kaum eine halbe Stunde weit weg von dem Hause ist geschossen worden.

Wie der Blitz trifft sie der Knall; laut aufschreiend stürzt sie zur Thüre. — Es ist Alles still und ruhig. Sie wartet und wartet, es vergeht Stunde um Stunde, die Sonne sinkt hinunter, es wird dunkler, Sepp ist nicht gekommen.

Karoline ist unheimlich ruhig geworden. Es ist ihr volle Gewißheit, daß der Schuß mit der Heimkehr ihres Mannes zusammenhängt. Hat er geschossen — ist er geschossen worden? —

In tiefster Noth betet sie zu den armen Seelen und fleht sie um ihre Fürsprache bei Gott an.

* * *

Der Schwarztennen-Sepp war wirklich auf dem Wege nach seinem Häuschen gewesen. Aber wie er noch so ungefähr ein halbe Stunde davon entfernt ist und schon sich freut, sein Weib wiederzusehen, und alle guten Vorsätze macht und sich vornimmt, mit denen er ihr unter die Augen kommen will, da fällt ihm plötzlich ein: „Da links drüben im Latschenhang liegt dein Abschraubstutzen. Hast ihn grad recht noch versteckt, bevor man dich erwischt hat das letzte Mal. Er ist in eine Gamshaut gewickelt; muß doch sehen, ob er noch da ist und wie er aussieht."

Der Gedanke war eine Eingebung des Teufels aber daran dachte Sepp nicht. Vor lauter Stutzen dachte er nicht ans Heimgehen, nicht mehr an das Weib, nicht mehr an die Vorsätze und nicht mehr an sein Gewissen. Der Stutzen war sein Abgott.

Item er ging hinüber, suchte, fand den Stutzen gut verscharrt und aufgehoben, ganz unversehrt, und nun hatte er eine unmenschliche Freude. Ganz selig hat er den Stutzen an die Brust gedrückt, mit dem Hahn hat er spielen müssen, das Käpselchen ist noch gar nicht grünspanig, und wie der Sepp das Zielen probiert, da sitzt die „Mucken" noch ganz gut vorn auf dem Lauf, — schad', daß man nicht schießen darf. Aber er will's auch gar nimmer thun — nein, gewiß nicht — es ist ihm ernst gewesen, wo er's das letzte Mal in der Beicht versprochen hat. Aber die Büchs' wird er doch wohl in der Hand halten dürfen . . . Kurzum, der Sepp hat schon vergessen, daß er über eine halbe Stunde mit dem Stutzen gespielt.

Plötzlich regt sich drüben was am Abhang zwischen dem Gesträuch. Er schaut hinüber. Jetzt — da steht ein Bock drüben, ein wahrer Prachtkerl, wie hergezaubert. Jetzt geht er langsam vorwärts — ganz frei steht er da in schönster Schußweite.

Dem Sepp wird's heiß und kalt im Kopf; die geladene Büchse

gat er in der Hand — er versucht, an seinen guten Vorsatz zu denken — an sein Weib — es ist zu spät, er hat zu lange mit der nächsten Gelegenheit gespielt, jetzt erhebt er blitzschnell den Stutzen und legt an — — —

Krach!

Ein Knall und ein Blitz, der Schuß ist draußen, der Bock bricht zusammen und schlegelt noch ein paarmal am Boden, jetzt verendet er.

Aber der Sepp!

Er weiß nicht, wie ihm ist — am liebsten möchte er sich selbst erschießen. Gerade eben aus dem Gefängniß entlassen — und schon wieder ein Verbrecher. Am Ende erwischt ihn der Jäger, noch bevor er heimkommt zu seinem Weib. Nur soviel weiß er noch, daß er sich jetzt nicht mehr rühren darf, sonst ist er verloren. Denn sind irgend wo ein oder zwei Jäger in der Nähe, die führen ein „Spektivi" bei sich und liegen auf der Lauer damit. Sepp kriecht auf dem Boden ins Gestrüpp, dort ist er gedeckt und da bleibt er nun liegen, eine, zwei, drei Stunden und länger, bis es dunkel ist. Da liegt er nun, darf sich nicht rühren und muß warten. Und da kommt ihm nun seine Schuld ganz zum Bewußtsein. Wenn sein Weib dagewesen wäre, sie hätte ihm nicht eindringlicher ans Herz reden können — das Gewissen spricht ja ernster als alle Menschenzungen, und es hat nun das Wort, der Sepp muß drei, vier Stunden lang zuhören. Tausendmal bereut er alles, verwünscht sich und den Stutzen, und daß er ihm zuerst nachgelaufen ist, anstatt heim — jetzt hat er die Strafe dafür —, dann betet er wieder, die liebe Mutter Gottes möge ihm nur diesmal helfen, er wolle gewiß es nie, nie wieder thun. Da ist's ihm, als ob im Innersten des Herzens ihm etwas sage: „Wirf den Stutzen zuerst weg."

Das gibt ihm einen Stich durchs Herz — er betet weiter und weiter — aber immer steht der Stutzen zwischen ihm und Gott, das wird ihm immer klarer. Der Sepp ist keiner von den besten, aber ein Heuchler ist er nicht und ein Pharisäer, der sich selbst betrügt und meint, mit ein paar Vaterunsern sich das Recht erkaufen zu können, die nächste Gelegenheit, d. h. seinen geliebten Stutzen zu behalten. Und so hat er's deutlich gesehen: entweder — oder! Entweder den Stutzen — oder die Seligkeit!

Und so hat er denn den unseligen Stutzen genommen, ihn zerbrochen wie ein Zündholz und ihn hinausgeschleudert in die Nacht, daß er über die Felsen hinabpolterte bis in die Tiefe.

Dann ist's ihm leicht geworden.

Er ist auf die Knie gesunken, und jetzt hat er beten können und dürfen, Gott möge ihm verzeihen und ihm heraushelfen aus diesem Unglück. Hierauf ist er nach seinem Hause gegangen.

Das Wiedersehen der beiden Ehegatten läßt sich denken. Aber nicht lange läßt sich verhalten, was der Sepp auf dem Heimwege gethan hat; jetzt kann er's ja seinem Weibe frei sagen, wenn er auch gefehlt hat; er will sich jetzt ja bessern und hat den unseligen Stutzen abgethan. Der Schmerz des armen Weibes war übergroß. Wenn sie auch jetzt beruhigt war über die guten Vorsätze des Mannes, was gab ihr die Gewißheit, daß nicht jede Stunde die Jäger ihm auf der Spur waren und ihn wieder ins Gefängniß zurückbeförderten.

„Am Ende suchen sie Dich schon hier!" meinte sie. In diesem Augenblick klopft es draußen und ein Hund gibt Standlaut.

Verzweifelt schauen die Gatten sich an. Die Karoline deutet blitzschnell auf die Bettstelle ihm Hintergrund des Gemaches — da schlüpft der lange Sepp hinunter. Es ist eine Himmelschande — aber thut es; ist ja selbst schuld daran.

Unterdessen ist das Weib an die Thür gegangen und fragt: „Wer ist draußen?"

„I, der Lang!" heißt die Antwort.

Die Karoline macht auf, der Jäger tritt ein und hart auf seinem Fuße auch der Dackel. „Grüß Gott!" sagte er und setzte sich zum Herdfeuer, grad als wenn er da zu Hause wär', und legt die Büchse über die Knie. „Is wer da g'wean bei Dir, Karolin?" fragte dann der Jäger.

„Bei mir?" sagte das arme Weib und wird blaß und roth.

„Ja."

„Na."

„So, denn halt net. Hast a koan Schuß g'hört uma drei?"

„I woiß nöd."

„Hörst nimmer gut?"

Die Karoline wird roth vor Angst und Verlegenheit. In größter Seelenruhe verlangt der Jäger ein Glas Enzian, und geschäftig holt die Karoline den Magenstärker, indeß der Dackel am Bett in der Kammer rumschnuffelt und seine Entdeckung durch Winseln seinem Herrn anzeigt.

„Dackel, da herein!" ruft der Jäger. „Laßt den Seppl nur liegen unter dem Bett!"

„O Jegerl!" schreit die Karoline und läßt das Enzianglas fallen.

„Wohl schad' um den Schnaps," sagt trocken der Jäger. Dann ruft er dem unter dem Bett versteckten Sepp zu, herauszukommen.

„Jetzt ist's aus!" murmelt die Karoline, indeß der Sepp hervorkroch.

„So Sepp, jetzt g'hörst mein, leugnen nutzt nichts, den Gams braußt im Einschlag wirst wohl net ableugnen wollen, oder eppa doch?"

„Na!" sagt der Seppl.

Der geängstigten Karolin perlten die Thränen herab, und in ihrer Herzensangst ruft sie laut die Mutter Gottes an und versichert dem Jäger, das sei das letzte Mal gewesen, das Sepp so was verübe. Sie erzählt ihm Alles, was ihr der Sepp erzählt hat, wie er den Stutzen in Trümmer gebrochen und weggeschleudert hat, und Sepp bestätigt es kopfnickend.

Der Jäger aber sieht den armen Sepp an, der schweigend dasteht, und sagt nichts. Eine Zeitlang raucht er ruhig vor sich hin, man könnte meinen, er besinne sich über etwas. Das ist auch der Fall.

Er denkt daran, daß er den armen Kerl jetzt in seiner Hand hat und sein ganzes Lebensglück. Und denkt daran, wie auch ihm einmal früher Gnade für Recht geworden ist, wo er ein böses Weib verdient gehabt. Und wie er Karolin so laut beten hört, da geht's ihm durch den Sinn, wie es viel, viel schöner ist, einen Menschen herauszuhelfen aus der Plache, als ihn zu verderben und hinzumachen um eines Fehlers willen an Ehre und guten Namen, und wie das Gott wohlgefällt, der auch das geknickte Rohr nicht vollends zerbricht und den glimmenden Docht ganz auslöschen will. Und dann sagt er sich wieder, daß der Sepp doch so schlimm lange nicht ist. Er ist gutmüthig immer gewesen, fleißig und gradaus, und es wäre schad um ihn, wenn er schon wieder ins Loch müßte.

Jetzt blitzt das Auge des Jägers auf. Es ist ihm plötzlich etwas eingefallen, grad wie eingegeben von oben — der Gedanke muß gut sein, den hat sicher die Karoline erbetet.

„Seppl," fängt jetzt der Jäger an, „Du hast Deine Sache so dumm nicht gemacht. Um das Stillliegen drei Stunden könnte Dich der beste Jäger beneiden, denn da muß man länger warten und lauern, als die Wilddiebe."

Den Sepp wird's ganz wohl bei diesem Lob. Der Jäger aber fährt fort: „Schau, da kommt mir so ein Gedanke, Sepp. Mit einer kleinen Anleitung wärst Du ganz gut zu gebrauchen, Du bist wie geschaffen für den Wald, und die Hauptsache ist, daß Du die Schliche von den Wildschützen alle kennst, weißt ja warum. Der Forstmeister in Tegernsee drunten braucht zwei neue Jägerhilfen. Wennst ehrlich bleiben thäst, wenn ich's gewiß wüßt', Sepp, na, dann wollt' ich den Gamsbock diesmal vergessen und Dich morgen früh gleich mitnehmen nach Tegernsee hinunter und Dich dem Forstmeister vorstellen als herzoglichen Jägerknecht, was meinst, wär's so nicht besser?"

Man mag uns erlassen, die Freude des Seppl und seiner Karoline zu schildern. Er wurde fast närrisch vor Freude; sie aber war vernünftiger; sie nahm ihn bei der Hand und sagte: „Seppl, die Gnade von unserm Herrgott hast nicht verdient; es ist ein halbes Wunder, nun müssen wir ihm auch danken." Und sie zog ihn neben sich auf den Boden vor der Crucifixecke und so beteten sie laut drei Vaterunser und den Glauben sammt dem Salve Regina. Auch der Jäger, dem man's ansehen konnte, wie wohl es ihm war bei diesem Ausgang, faltete die Hände.

Dann dankten die beiden dem Jäger aus übervollem Herzen, und dabei ließ der Sepp einen Juhschrei los, daß die Teller auf den Brett oben klirrten.

„Jetzt sollen sich die Dunders-Wildbieb' freuen!" rief der Seppl und schlug auf den Tisch, „deni wer'n wir anders auf die Schlich' kemma!"

Der Jäger lachte hellauf über diese Wandlung.

„Ja," sagte er, „sell wohl, und jetzt aber, Karolin', machst Du an' Schmarrn für zwei Jager, verstanden? — für zwei Jager, i hab' Hunger wie ein Wolf, und nachher legen wir uns auf die Streu und morgen fruah wird der Sepp installiert als neuer Jagersknecht, und dann ist Alles wieder gut."

Die Karoline fügte an: „Und morgen früh geh' i mit nach Tegernsee hinunter und da wird beicht' und nachher communicieren wir und dann ist die Ordnung erst recht wieder im Haus und der Segen."

Die Welt aber war an diesem Abend um ein Beispiel reicher, wie die unendliche und allmächtige Güte Gottes auch das Böse zum Guten zu wenden weiß, wenn der Mensch Ernst macht mit der Umkehr zum Guten.

Das „fränkische Lechfeld".

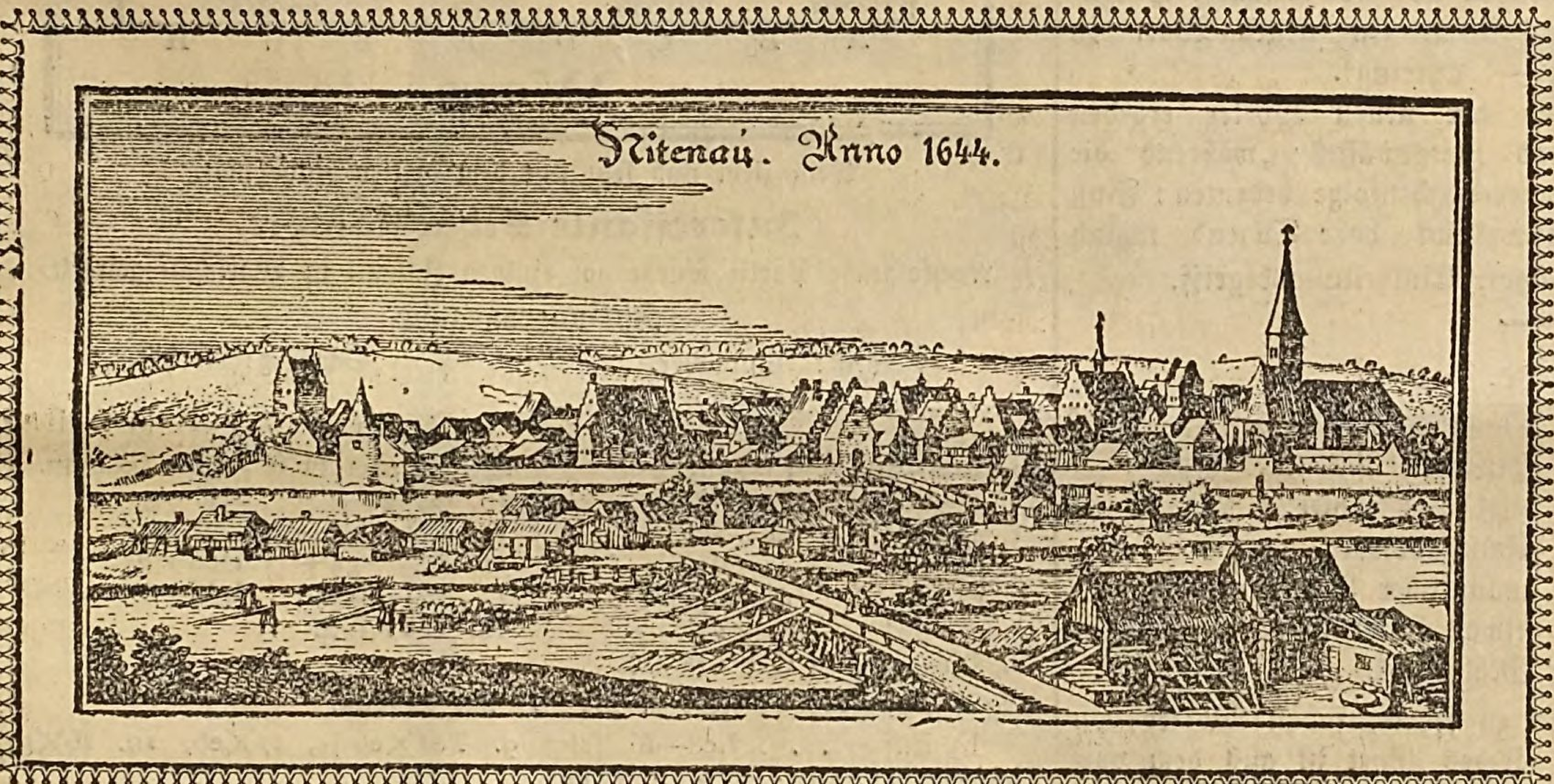
Der neue bayerische Truppenübungsplatz bei **Hammelburg** im Regierungsbezirk Unterfranken, bei dessen Hauptstadt Würzburg der Kaiser am 1. September die Parade des 2. bayerischen Armeekorps abnehmen wird, hat in neuester Zeit für die militärische Ausbildung der bayerischen Truppen hohe Bedeutung erlangt. Denn dort befindet sich seit zwei Jahren ein neuangelegter Schieß- und Uebungsplatz, der nach dem Urtheil Sachverständiger nahezu das Ideal eines solchen darstellt. Der Boden, auf dem er sich ausbreitet, würde ehedem als völlig untauglich für militärische Uebungen bezeichnet worden sein; auch zu Paraden eignete er sich in keiner Weise. Denn in den Vorbergen der Rhön gelegen, bietet der Platz nicht eine einzige größere, vollkommen ebene Fläche, sondern ist lauter hügeliges, von Erdfalten durchzogenes, hier und da von kleinen Waldpartieen durchsetztes Gelände. Die Lehre von der im nächsten Kriege so wichtigen Ausnutzung der Bodenverhältnisse zur Deckung und zu Ueberraschungen kann also hier praktisch aufs Beste geübt werden, wozu sich auf dem älteren bayerischen Uebungsplatz, dem flachen Lechfeld keine Gelegenheit bietet. Der höchste Punkt des Schießplatzes ist die Ruine Reußenberg (427 Meter), deren Thurm den Offizieren einen aussichtsreichen, für das Publikum nicht zugänglichen Beobachtungspunkt bietet. Die übrigen Höhen erheben sich bis zu 345 Meter. Unter den 20 Truppenübungsplätzen des deutschen Reiches nimmt der Hammelburger der Größe nach den achten Rang ein mit 30 Quadratkilometern, während der größte (Coburg) 50 und der kleinste (Griesheim bei Darmstadt) 3 Quadratkilometer umfaßt.

Am interessantesten für die Laien sind die Artillerie-Schießübungen. Ueberraschend bricht aus einer Erdsenke eine Batterie hervor. Auffahren, Abprotzen ist das Werk weniger Augenblicke. Die Distanz ist abgeschätzt, weithin erschallt das Kommando: Erstes Geschütz! — und sofort blitzt es auf, deutlich hören wir das unheimliche Heulen der Granate, die nur 500 Meter von uns die Luft durchsaust, und siehe, jetzt schlägt das Geschoß ein — ein Blitz, eine Rauchwolke, aufwirbelnder Staub! Mit zwei, drei Schüssen ist die Batterie „eingeschossen", und nun platzen 10 bis 20 Meter über dem Ziel die Shrapnels mit vernichtender Wirkung — eine verblüffende Sicherheit. Häufig wechseln die Batterien den Standpunkt, häufig wechseln auch die markierten Ziele. Hier taucht eine Infanteriekolonne auf, da eine Batterie, dort sogar ein Detachement Kavallerie-Klappscheiben, mittels Drähte gezogen. Aber sofort ist der „Feind" erspäht und wird unter Feuer genommen. Versager, d. i. Geschosse, die nicht krepieren, kommen äußerst selten vor. Für wie wichtig, die Schießübungen auf dem Hammelburger Gelände von maßgebender Seite gehalten werden, geht daraus hervor, daß selbst das Artillerie-Regiment von Augsburg, das doch dicht am Lechfeld liegt, nach dem „fränkischen Lechfeld" kommandiert wird.

Auf der Peripherie des Uebungsplatzes, eine Stunde von dem kleinen Städtchen Hammelburg entfernt, befindet sich das Barackenlager, hochgelegen und dem Winde stark ausgesetzt, aber gesund. Schwierig war die Versorgung mit Wasser, das mit Druckwerken aus dem Saalethal heraufgehoben werden muß. Uebrigens wird das Lager in Bälde verlegt werden, da man den Raum, den es einnimmt, zu den Schießübungen benöthigt. Günstig für die Erwerbung des Platzes war die geringe Bevölkerungsdichtigkeit des hochgelegenen, zum größten Theil wenig fruchtbaren Landes. Ein einziges größeres Gut, der Reußenberg, fiel dem militärischen Bedürfniß zum Opfer und muß im nächsten Jahr von seinem Bewohnern geräumt werden. Die angrenzenden Dörfer Höllrich, Bonnland, Hundsfeld u. s. w. haben zwar viel an Grund und Boden abtreten müssen, aber ihr Bestand ist nicht gefährdet. Eine Verlängerung des Platzes nach Nordosten hin, wird wahrscheinlich nothwendig werden, um auch den weitesttragenden Geschützen Raum zu Schießübungen zu schaffen.

Nittenau.

Der oberpfälzische Marktflecken **Nittenau**, Bezirksamts Roding, am linken Ufer des Regenflußes, gewährt durch seine Lage in einem von sanft ansteigenden, größtentheils bewaldeten Bergen umschlossenem Thale einen freundlichen Anblick.



Der Name Nittenau findet sich zuerst im Jahre 1007. In diesem Jahre schenkte Heinrich II., der Heilige, Herzog in Bayern, später Deutscher Kaiser, den Ort „Nittenowe" im Donaugau dem von ihm gegründeten Bisthum Bamberg. Schon in einer Urkunde vom Jahre 1134 erscheint der erste Pfarrer in Nittenau; 1185 bestätigte Papst Lucius III. dem Stifte der alten Kapelle zu Regensburg u. a. auch dem Besitz der Kirche daselbst. Der über das Präsentationsrecht auf die Pfarrei Nittenau zwischen dem Bischofe von Bamberg und dem Stifte der alten Kapelle geführte Streit wurde 1243 zu Gunsten des letzteren geschlichtet, demselben 1246 das Patronatsrecht durch Papst Innocenz IV. confirmirt und 1248 von Bischof Albert I. von Regensburg das Präsentationsrecht bestättigt.

Im Jahre 1266 wurde Nittenau von den Schaaren des Königs Ottokar von Böhmen geplündert und zerstört; von Bischof Berthold von Bamberg 1269 an den bayrischen Herzog Ludwig II. den Strengen lehenweise übergeben. Durch den Vertrag von Pavia wurde 1329 die Oberpfalz ein rheinpfälzisches Nebenland, und kam damit auch Nittenau unter die Herrschaft der rheinpfälzischen Fürsten, bei welchem es bis zum Jahre 1623 verblieb. Auf ihren Raubzügen kamen 1428 die Hussiten auch nach Nittenau, verübten die schändlichsten Gräuel an den Einwohnern und brannten den Markt gänzlich nieder. Bereits 1538 hatte die Reformation in der Oberpfalz Verbreitung gefunden, welche auch für die katholischen Bewohner von Nittenau, namentlich unter der Regierung Ottheinrichs (1556 bis 1559) große Bedrängniß im Gefolge hatte, welche erst unter Herzog Maximilian von Bayern, welcher 1623 die pfälzische Kurwürde erhielt, ein Ende nahmen. Während des dreißigjährigen Krieges hatte auch Nittenau durch Brand und Verwüstung unendlich viel zu leiden. In Folge der unglücklichen Kriegsführung des Kurfürsten Max Emanuel kam die Oberpfalz und somit auch Nittenau 1703 an Oesterreich, unter welcher Herrschaft es bis 1708 verblieb. In diesem Jahre trat Kaiser Joseph die oberpfälzischen Lande an den Kurfürsten Johann Wilhelm von der Rheinpfalz ab, welcher dieselben bis 1714 besaß. Durch den Badener Frieden kamen sie nun wieder an Bayern und den Kurfürsten Max Emanuel zurück. Auch der österreichische Erbfolgekrieg brachte für den Markt Nittenau viel Ungemach. Durch den Frieden von Teschen kam auch die Oberpfalz 1779 an den Kurfürsten Karl Theodor, einem Sprößline der pfälzisch—sulzbachischen Linie, vorher Kurfürst in der Rheinpfalz,

nach dessen Tode Maximilian Joseph der Pfalz—Zweibrückischen Linie.

Der 24. Juli 1779 war ein Unglückstag für Nittenau. An diesem Tage wurde der ganze Markt mit der Pfarrkirche ein Raub der Flammen. Auch im Jahre 1805 erlitt derselbe durch eine große Feuersbrunst großen Schaden. Das Jahr 1809 war auch für Nittenau ein Jahr kriegerischen Schreckens; am 23. u. 24. April dieses Jahres fand hier ein Vorpostengefecht zwischen französischen und österreichischen Truppen statt. Die Truppendurchzüge dauerten noch längere Zeit fort. Im Jahre 1816 verkauften die Freiherren v. Voithenberg das Schloß an den Markt, welches fortan einem doppelten Zwecke als Schul- und Rathhaus diente.

Humoristisches.

(Eine Muster-Hausfrau.) „. . Sie bekommen in Ihrer Braut gewiß eine recht fleißige Hausfrau?"

„Das will ich meinen — die hat mir sogar während meiner Liebeserklärung einen Knopf an die Weste genäht!"

(Nach der Gesangsprobe). „. . . Sie meinen also Herr Kapellmeister, ich könnte mit meiner Stimme nicht zum Theater gehen?"

„Leider — aber in's Theater können Sie ruhig damit gehen!"

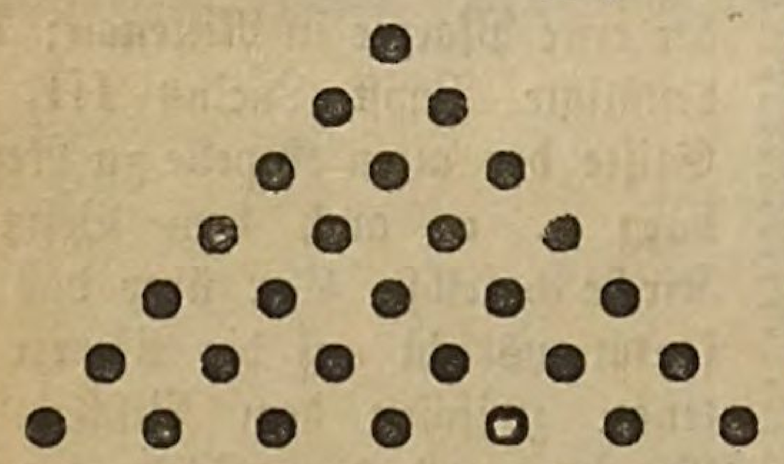
Akrostichon.

Bart
Bier
Abel
Elle
Trumpf
Reue

Aus jedem der nebenstehenden Wörter ist durch Hinzufügung eines Buchstabens vorn ein neues Wort zu bilden (wie aus Hehring — Ehering).

Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben im Zusammenhang etwas Zeitgemäßes; während die Wörter selbst — in anderer Reihenfolge bedeuten: Fluß in Centralafrika, Bekleidungsstück, hohe Tugend, täglich gebrauchtes Instrument, alter Volksstamm, Eintheilungsbegriff.

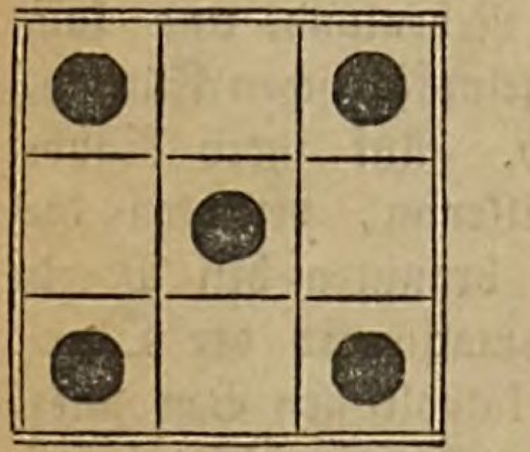
Pyramide.



Buchstabe.
Fürwort.
jagdbares Thier.
Umstandswort.
männlicher Vorname.
etwas Lautes.
Möbelstück.

Statt der Punkte sind Buchstaben zu setzen, sodaß Wörter von der beigefügten Bedeutung entstehen. Jedes Wort ist aus dem vorhergehenden zu entwickeln durch Hinzufügung eines Buchstabens an beliebiger Stelle, wobei auch die anderen Buchstaben umgestellt werden können.

Magisches Zahlenquadrat.



In die neun Felder nebenstehenden Quadrats sind neun Zahlen zu setzen, die in geometrischer Proportion aufeinander folgen (d. h. jede Zahl ist ein bestimmtes Vielfaches der vorhergehenden, wie 1, 3, 9, 27, 81 usw.). und zwar müssen die Zahlen so vertheilt sein, daß die drei in jeder einzelnen Reihe (sowohl wagrecht, wie senkrecht und quer) stehenden Zahlen mit einander multiplicirt immer das Prodckt von 4096 ergeben.

Räthsel-Auflösungen aus voriger Nummer:

Lösung des Telegraphenräthsels:

Wer den Schaden hat, braucht nicht für Spott zu sorgen (Wehr, Orden, Schande, Gnu, Schatz, Brauer, Licht, Nichte, Führer, Sporen, Tatze, Usedom, Rangen. — Es gelten die auf die Punkte fallenden Buchstaben).

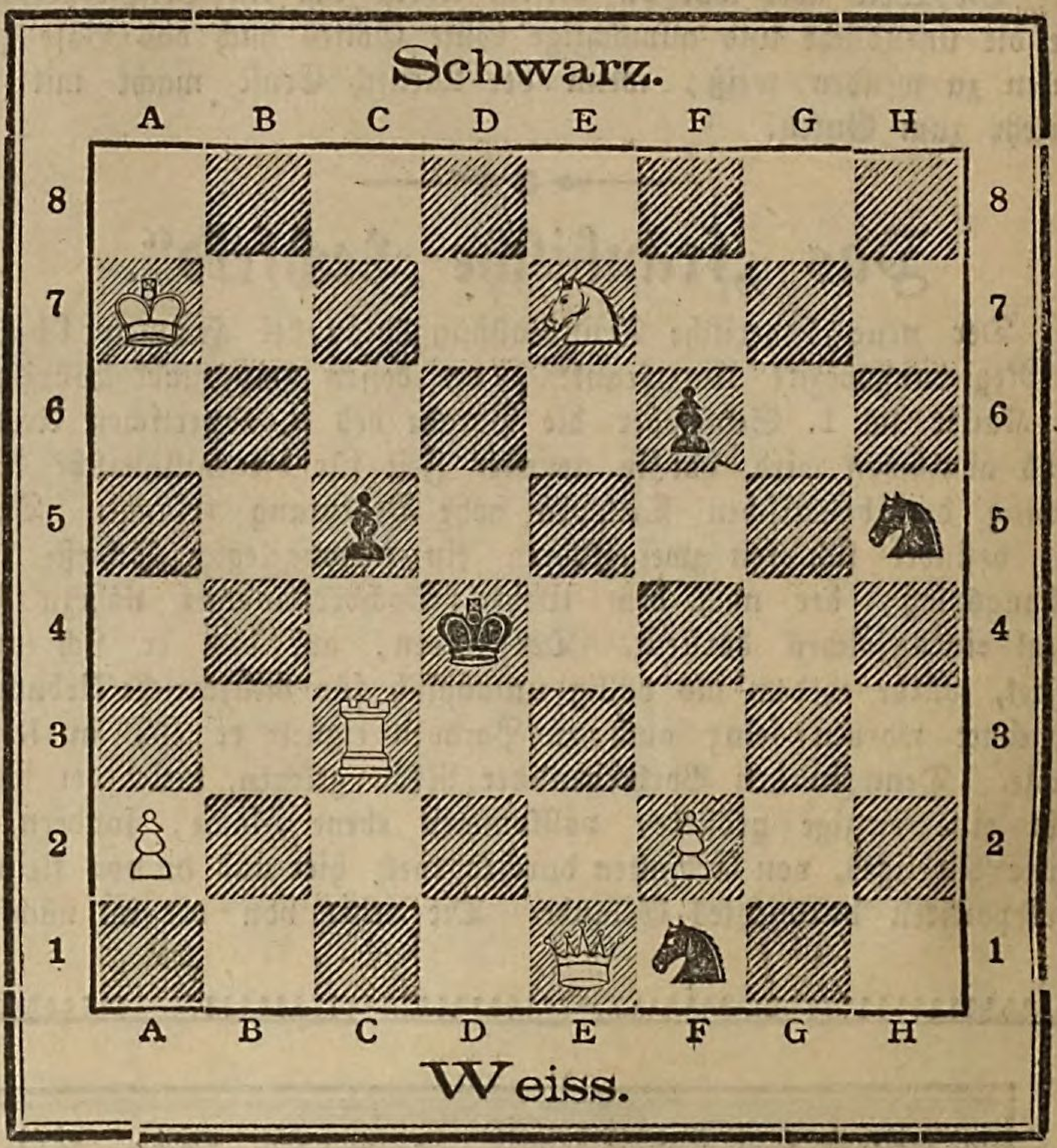
Auflösung des Räthselsprung-Rebus.

Die Welt ist meine See, der Schiffsmann Gottes Geist, mein Leib das Schiff, die Seel ist's, die gen Himmel reist. (Silesius).

Schachzeitung № 271.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von J. Pospisil in Prag.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Nachfolgende Partie wurde vor einigen Jahren in Warschau gespielt.

Springervorgabe.

Weiß: Winnawer. (ohne Sg1.) Schwarz: N. N.

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	e7—e5	9.	Dd1—h5	Lc5—d6 ?
2.	Lf1—c4	Lf8—c5		Weiß kündet in 5 Zügen Mat an.	
3.	o—o	Sg8—f6	10.	f6×g7+	Kf8—g7
4.	c2—c3	Sb8—c6	11.	Lc1—h6+	Kg7—g8
5.	d2—d4	e5×d4	12.	Dh5—g5+	Dd8×g5
6.	e4—e5	d7—d5 (a)	13.	Te1—e8+	Ld6—f8
7.	e5—f6!	d5×c4	14.	Te8×f8‡	
8.	Tf1—e1+	Ke8 —f8 (b)			

a) Auf Sc6×e5 folgt 7. Tf1—e1 mit c3×d4.

b) Auf . . . . Lc8—f6 folgt 9. Te1×e6+, f7×e6, 10. f6×g7 Th8—g8, 11. Dh1—h5+ u. s. w.

Im internationalen Damenschachturnier zu London kamen noch folgende „Trostpreise" zur Vertheilung: an Miß Hooke eine hübsche Musikdose; an Miß Fox ein photographisches Bild aller Theilnehmerinnen am Turnier in Goldrahmen und an die beiden Fräulein Hertzsch und Müller—Hartung je ein schöner Handkoffer. Den für die schönste Partie ausgesetzten Preis erhielt Miß Forbes—Sharp für die in nachbezeichneter Stellung gespielte hübsche Matführung:

Weiß: Kg1, De2, Td1, f1, Lc4, e3, Sb3, Ba2, b2, c3, f2, g2, h2.

Schwarz: Ke8, Dc6, Ta8, h8, Ld7, Se4, e7, Ba7, b7, c7, f5, g6, h7

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
19.	Sb3—a5	Dc6—a4	25.	Lc4—a6	Se7—d5
20.	b2 —b4	Se4×c3	26.	Dc3—c4	c7—c6
21.	De2—d2	Sc3×d1	27.	Le3—f3+	Sd5—c7
22.	Tf1×d1	o—o—o	28.	Lf4×c7+	Kb8×c7
23.	Td1—c1	b7—b6	29.	Dc4—f4‡	
24.	Dd2—c3	Kc8—b8			

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 267 von Cred.

1. Df8—g7 / Beliebig. 2. D., T.‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von: Jos. Frank, R. Kern, B. H. —, Georg Schmaderer (auch in Nr. 266), Gust. Schmidt, Schuler und R. Weiß.

Briefkasten. A. C. hier. In der Aufgabe Nr. 268 folgt auf 1. Sd1—b2, Lf4—h2 und auf 2. Sb2—c4+, Ke5—f4 wodurch das Mat Ld6 verhindert wird. — **J. B. in G.** Auf Sd1—c3 zieht Schwarz in der Aufgabe Nr. 268 Lf4—g5 und auf 2. Sc3—e4 folgt Lg5×c6 und macht Mat unmöglich.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. **Spieltage: Sonntag Nachmittags** und **Mittwoch Abends im Cafe Prinzengarten.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: J. Habbel in Regensburg.

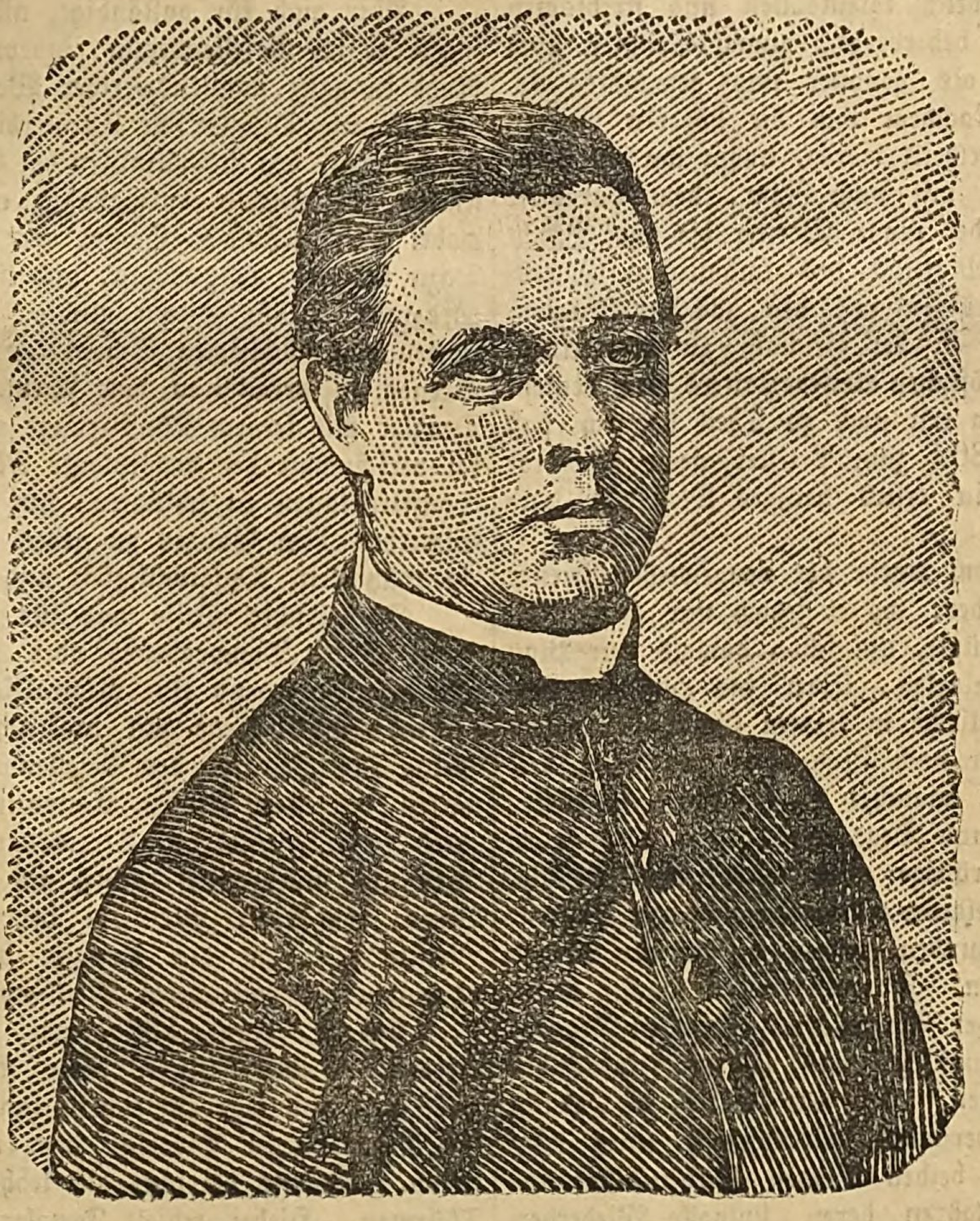
Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 65. Montag, den 13. September. 1897

Georg Dengler,

bischöflich geistlicher Rath, Domvikar in Regensburg.

Wer in Regensburg hätte nicht den geistlichen Herrn gekannt, der bei Sonnenschein und Regen, bei Sturmwind und drückender Sommerschwüle angethan mit einfachem langen Rocke, weit ausschreitend mit fliegenden Rockschößen, eine Planrolle oder ein Buch unter dem Arme, meist in Begleitung eines treuen anhänglichen Hündchens durch die Straßen ging, erhobenen Hauptes, das Angesicht lebhaft geröthet, ohne Stock, ohne Schirm, selbst im Winter oft ohne Ueberrock? Wer hätte das geahnt, daß Herr Domvikar Dengler, eine Gestalt voll Gesundheit, sobald den letzten Gang antreten würde? Es war ein Donnerschlag für alle seine Vorgesetzten, Freunde und Bekannten, als sich am 8. Juni 1896 Nachmittags 4½ Uhr ganz unverhofft das Gerücht verbreitete: Herr Domvikar Dengler ist soeben gestorben! Dieser Donnerschlag rollte hinaus aus der Stadt in die Diöcese, hinaus in's Bayerland, hinaus über dessen Grenzen bis an den Rhein, hinauf nach Norden, hinab nach Süden über die Alpen, hin bis ans schwarze Meer, hin bis nach Indien, hinüber nach Amerika: denn überall war der Name Dengler bekannt und geschätzt, überall erscholl von seinen Werken das Echo: „der uns schuf, der ist nicht mehr!" — „Ein unersetzlicher Verlust!" —



Georg Dengler, bisch. geistl. Rath, Domvikar in Regensburg.

Das ist nun nicht etwa eine leere, schwärmerische Lobeserhebung, dazu bestünde ja kein Anlaß, sondern entspricht vollständig den Thatsachen. Dengler war im wirklichen Sinne ein Magister artium, ein Meister der Künste, und das ist er von Gottes Gnaden durch sich selbst geworden. Würdig darf er sich anreihen den Koryphäen, welche in den letzten 40 oder 50 Jahren Regensburg zu einem Zufluchtsorte der Kunst, insbesondere der kirchlichen Kunst gemacht haben: Proske, Mettenleiter, Schrems, Hanisch, Witt, Haller usw. — Pflegten diese vor allem die heilige Musik und den kirchlichen Gesang, so erwählte sich Dengler die bildenden Künste: Architektur, Skulptur, Malerei u. s. w. und erweckte sie aus dem Schlummer der verzopfenden und verflachenden Phantasiegebilde vergangener Zeiten. Er stellte diese Künste wieder in den unmittelbaren Dienst der Kirche, in den Dienst Gottes, und zwar in einem Grade, einer Fülle und Mannigfaltigkeit, daß seine Thätigkeit angestaunt und beneidet, aber kaum übertroffen werden konnte. An seiner Wiege haben nicht die Musen gelächelt, sondern die Engel des Himmels den Psalm angestimmt: Domine dilexi decorem domus tuae et locum habitationis gloriae tuae — in ecclesiis benedicam te Domine: Herr, ich habe geliebt die Zierde deines Hauses und den Ort deines glorreichen Aufenthalts — in den Kirchen will ich dich, o Herr, preisen.

Georg Dengler war geboren zu München am 31. Dezember 1839 als Sohn des kgl. Leibgarde-Hartschiers Georg Dengler und dessen Ehefrau Maria, geb. Werner, Rothgerberstochter von Gauting. Am 2. Januar 1840 wurde er getauft und am 11. Juni 1848 in Regensburg von Bischof Valentin von Riedel gefirmt. Sein Vater hatte hier eine Anstellung als königl. Kassadiener übernommen. Schon im nächsten Jahre sehen wir den kleinen Georg an der Lateinschule zu Regensburg studiren und zwar mit solchem Erfolge, daß er am Schluße des Schuljahres (also 1850) den vierten Fortgangsplatz unter 38 Schülern einnahm. Im nächsten Jahre wurde er der Erste, in den weiteren Klassen der vierte unter fünfundvierzig, dann der sechste unter siebenundvierzig Mitschülern. Zu den ausgezeichneten Talenten, womit ihn Gott ausgerüstet, gesellte sich der fromme Wunsch, einst als Priester Gott zu dienen. Darum trat er im Herbst 1853 in das bischöfliche Knabenseminar in Metten als Gymnasiast ein. Auch hier errang er 3 Jahre hindurch immer den fünften, in der Oberklasse den dritten Fortgangsplatz. Das wollte nun damals allerdings etwas heißen, indem die von auswärtigen Gymnasien in Metten Eintretenden bei den hohen Anforderungen meist unter den Letzten rangirten. Dazu kommt noch ein Umstand, der seine Talente und seinen Fleiß in noch helleres Licht zu setzen geeignet scheint. Schon als Gymnasialschüler hatte Dengler eine helle Begeisterung für Kunstzeichnen erfaßt.

Es hatte sich damals aus ganz kleinen Anfängen ein kirchlicher Kunstverein gebildet, dessen Seele der noch jetzt lebende

Benediktinerpater **Ildephons Lehner***) war. Bei ihm hatten verschiedene Pfarrherrn Niederbayerns und der Oberpfalz eine kleine Sammlung gothischer Statuen, Reliefs, Gypsabdrücke u. s. w. hinterlegt und so ein kleines Museum von Vorlagen und Mustern für die wiedererwachende Kenntniß der Gothik zusammengebracht. P. Ildephons gab überdieß den Studirenden Unterricht im Architekturzeichnen. Der mit wärmster Vorliebe dieses Fach pflegende Schüler war unser Dengler. Nachdem er die Formen der Gothik sich einmal zu eigen gemacht, ging er bald über zu Aufnahmen nach der Natur, ja zu eigenen Entwürfen. Auf Spaziergängen, in Vakanzreisen sammelte er sich ganze Hefte von interessanten Architekturtheilen. Auch die freie Zeit über führte seine Hand den Zeichenstift; das war seine Erholung, sein Lebenselement. Wie es aber bei so großer Vorliebe für ein Fach häufig geht, daß das Studium Schaden leidet, so fand bei Dengler eben das Gegentheil statt. Die oben angegebenen Fortgangsplätze führen den rühmlichsten Beweis für seine Talente und seinen Fleiß auch in den übrigen Lehrgegenständen. Die Hingabe an sein Lieblingsfach verlieh dem eifrigen Studenten eine eigenthümliche Gesetztheit und selbstständiges, männliches Betragen, obwohl er von Natur sehr zu Witzen und unschuldiger Heiterkeit aufgelegt war.

Mit gleichem Eifer setzte Dengler seine philosophischen und theologischen Studien am Lyceum zu Regensburg fort. Hier fand er überdieß einige gleichgesinnte Freunde, wie Matthäus Knogl, Andreas Niedermaier, Leonhard Meyringer ꝛc., die als witzige Köpfe und edle Charaktere sich zeigten und wie Dengler große Vorliebe für Kunst, Bauen und Zeichnen hatten. Manche köstliche Stunde im Verkehr mit diesen Freunden entschädigte ihn für viele Stunden der Arbeit und Mühe. Dem neuen Oberhirten der Diöcese Regensburg, Bischof Ignatius, entging nicht, welch' talentvollen und strebsamen Alumnus er in seinem Seminare beherberge, zumal Dengler auch bei allen liturgischen Funktionen als genauer und gewandter Befolger der Rubriken sich zeigte. Nachdem ihm die höheren Weihen des Subdiakonats und Diakonats ertheilt waren, nahm ihn der Hochwürdigste Bischof im Jahre 1862 mit nach Rom, dem Paradiese aller echten Künstler. Hier sollte der junge Cleriker die hohe Pracht der Kirchen, aber auch die volle Majestät des katholischen Gottesdienstes schauen, sollte sich durchdringen mit den höchsten Idealen, um dieselben dereinst nutzbringend in der Heimath zu verwerthen. Man kann sich das Glück des bischöflichen Reisebegleiters wohl denken. Allein das höchste Glück wurde ihm erst noch zu Theil dadurch, daß er in Rom selbst am 25. Mai 1862 zum Priester geweiht wurde und am Grabe des hl. Petrus sein erstes heiliges Meßopfer darbringen durfte.

Nach seiner Rückreise von Rom wurde der neugeweihte Priester als Cooperator nach Kelheim gesendet, wo er jedoch nur kurze Zeit wirken sollte. Aber diese Zeit genügte, um schon damals den Plan einer Restaurirung der schön angelegten, leider ins Häßliche verzopften, gothischen Kelheimer Pfarrkirche in seinem Geiste zu wecken. Am 13. September 1862 mußte er nach Deggendorf, wo unter dem altersschwachen Stadtpfarrer Höhel mancher Schlendrian eingerissen war. Beide Stellen, in Kelheim und Deggendorf, sind nicht etwa bloße Stadtseelsorgeposten. Der rüstige neue Cooperator Dengler mußte gar oft die Höhen von Neukelheim erklimmen und von Deggendorf aus an Sonntagen den 2 Stunden entfernten, auf den Bergen gelegenen Filialort Greising besuchen. Damals freilich machte dieses dem kerngesunden rüstigen Fußgänger Vergnügen. Auch in Deggendorf fand Dengler bald ein Bauobjekt, das seinem feinfühligen Künstlerauge als ein Greuel erschien. Es war dieses die heilige Grabkirche, die verbaut, verzopft, verstaubt, verwahrlost, einen kläglichen Eindruck hervorrief. Diese beiden Kirchen blieben ihm ins Herz gewachsen, bis endlich nach Jahren deren stylvolle Wiederherstellung unter seiner persönlichen Leitung ermöglicht wurde.

Am 24. November 1863 berief ihn der Hochwürdigste Bischof nach Regensburg, wo er zunächst als Ordinariatskanzelist und Ceremoniar Stellung fand. Seit dieser Zeit lebte er bei seinen lieben Angehörigen gleichsam als Haupt der Familie, der Vater nämlich war schon früher gestorben, in einfachen bescheidenen Verhältnissen.

Durch seine Reisen in der Diöcese mit dem Hochwürdigsten Herrn Bischofe zu Firmungen, Consecrationen und anderen Feierlichkeiten lernte Dengler auf die einfachste Weise die Verhältnisse der großen Diöcese, namentlich was kirchliche Baulichkeiten und andere Bedürfnisse an Kircheneinrichtungen betrifft, aufs genaueste kennen. Hat doch jeder Seelsorger bei solchen Anläßen seine Herzensanliegen, die am leichtesten bei dem Begleiter des Bischofs angebracht werden und bei Dengler wegen seines Kunstverständnisses am liebsten angebracht wurden. Freilich konnte er nicht überall sofort helfen, aber wo Hilfe möglich war, ertheilte er gern die praktischsten Rathschläge. Ihm selbst war das eine treffliche Schule, auch bei den schwierigsten Verhältnissen wenigstens die möglichen Verbesserungen schnell zu finden und anzurathen.

Bei den größeren Reisen z. B. nach Rom, wohin er viermal kam, leisteten seine sprachlichen Kenntnisse die besten Dienste. Ueberdieß zeichnete ihn bei den manigfaltigen Zufälligkeiten und Verlegenheiten ein rasches und entschlossenes Vorgehen jederzeit aus, was in fremdem Lande von ganz besonderem Werthe war.

Noch werthvoller wurde indeß seine Thätigkeit für Regensburg selbst. Gleich anfangs schloß er sich dem Gesellenvereine an, für den er eine außerordentliche Vorliebe und Opferwilligkeit an den Tag legte. Zweiunddreißig Jahre war er Vicepräses dieses Vereins, dem er seine freie Zeit und gar viele Abendstunden widmete. Hier wußte er manches schlummernde Talent zu finden, zu wecken und für die Kunst zu begeistern. Wie viele Schlosser, Schreiner, Bildhauer, Maler, Glockengießer, Gürtler, Buchdrucker und Buchbinder, Glasmaler u. s. w. wußte er mit fein ausgedachten und fein gezeichneten Vorlagen zu versehen, um die damals noch sehr im Argen liegende Handarbeit mit künstlerischem Geschick und Geschmack zu veredeln und namentlich für den kirchlichen Gebrauch passend und fruchtbar zu machen. Wie viele Schüler Denglers im Gesellenverein mögen durch ihn zu tüchtigen Meistern sich herangebildet haben! So ersetzte der einfache Priester für die Stadt Regensburg eine ganze Kunstgewerbeschule.

Aber auch für anständige, nützliche und veredelnde Unterhaltung sorgte er im Gesellenverein, indem er seine Zeit, sein Geld, seine Ruhe in ganz staunenswerther Weise zum Opfer brachte. Er schuf die bekannte Dengler'sche Theaterbibliothek, eine Sammlung von umgearbeiteten, den Verhältnissen der Gesellenvereine angepaßten Theaterstücken, in welchen durchgängig nur männliche Personen auftreten, wobei dem gesunden Humor der weiteste Spielraum gewährt ist. Dazu kam eine ausgewählte, aus eigenen Mitteln angeschaffte Theatergarderobe, welche es ermöglichte, die glänzendsten Scenen bei historischen oder biblischen Schauspielen vorzuführen. Diese Bilder und Scenen zu arrangiren war Niemand geeigneter als wiederum Herr Dengler mit seinem Künstlerauge und seinem Erfindungsgeiste. Dabei verschmähte der vielgeplagte Mann es häufig nicht, selbst in den Souffleurkasten zu schlüpfen, um bei den Aufführungen die nöthige Sicherheit dem Ganzen zu geben. Wo findet sich wieder solche Uneigennützigkeit, Opferwilligkeit und Herablassung!"

In gleicher Weise wie für den Gesellenverein war er thätig, wenn in der Dompräbende oder im bischöflichen Knabenseminar zu Obermünster irgend eine theatralische Aufführung bevorstand, überall rathend und helfend mit praktischem Blicke und praktischer Hand. Seine Thätigkeit für den Gesellenverein aber krönte er im Zusammenwirken mit dem Präses, Canonikus Mühlbauer, durch Beschaffung eines großen, würdigen Vereinshauses, welches nach langem Ueberlegen und Vorbereiten endlich als St. Erhardihaus zu Stande kam. Wenn das Wort gilt „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister", so hat hier Dengler bei beschränkten Mitteln und Verhältnissen ein vollendetes Meisterwerk geschaffen.

Am 1. Juni 1868 war Dengler zum Domvikar ernannt worden. Damit hatte er einen ständigen Aufenthalt in Regensburg gewonnen und war zugleich in innigste Beziehung zum Hauptbauwerke der Regensburger Diöcese, dem majestätischen gothischen Dome getreten. Damals herrschte die lebhafteste Bauthätigkeit an den beiden Thürmen. Hiebei erhielt Dengler manche Anregung und sammelte er die verschiedensten Erfahrungen für sein späteres Wirken im Restauriren, Umbauen, Erweitern und Neubauen von Kirchen.

Seine Anfangsleistungen in dieser Beziehung waren ganz natürlich den spezifisch kirchlichen, streng romanischen oder gothischen Bauwerken zugewandt. Zieht doch auch der Botaniker die einfache Wiesen- und Waldblume den verkünstelten Gartenerzeugnissen vor. Aber wie waren diese einfachen stylgerechten Bauwerke einer früheren bessern Zeit überwuchert vom Unkraut der Geschmacklosigkeit, vom Dorngestrüpp einer verwässerten Vernunftreligion und von den Disteln einer ungläubigen Aufklärerei der letzten Zeit! Was hatte z. B. nur die Säcularisation aus so vielen schönen Klosterkirchen gemacht! Wenn nun Dengler im Ausräumen des Wustes manchmal etwas gewaltig verfuhr, so muß man dieß seinem kirchlichen und Künstlergefühl zu gute halten. Die Dissonanz einer zopfigen Kircheneinrichtung in einer gothischen Halle ist eben zu schreiend. Später

*) Derselbe geboren 1813, ist noch aktiver Pfarrer in Neuhausen bei Metten und ließ es sich nicht nehmen, seinem ausgezeichneten Schüler persönlich die letzte Ehre beim Leichenbegängnisse zu erweisen.

wußte er auch Renaissance- und Barokarbeiten von den gröbsten Ausschreitungen zu reinigen und für in diesen Stylarten gebaute Kirchen gut zu verwerthen.

Es ist unmöglich all die Kirchen aufzuzählen, die nach seinen Plänen und unter seiner Leitung umgebaut wurden. Es sei hier nur erinnert an die Kirchen in Selb, Arzberg, Wundsiedel, Redwitz in der Regensburger Diöcese, an den Dom zu Diakovar, wofür er im Auftrag des Bischofes Stroßmayer Pläne lieferte, an viele Kirchen in Mittel- und Unterfranken, Württemberg (Jordansbad), in Königsberg u. s. w. Noch zahlreicher sind die schwierigsten Reconstructionen oder Umbauten: in Kelheim, Deggendorf, Straubing, Furth und bei vielen Landkirchen. Endlich wie zählt die Innenrestaurationen und styls gemäßen Erneuerungen der Kircheneinrichtungen? In Regensburg allein verdanken ihm ihre jetzige Pracht die Dominikanerkirche St. Blasius, die Seminarskirche St. Jakob, St. Leonhard, St. Aegid, der alte Dom, die St. Michaelskapelle, die Sankt Erhard- und St. Wolfgangskrypta, die Kirche des St. Katharinenspitals u. s. w. (Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Mein letzter Aufstieg.

(Schluß.)

Wir waren gezwungen, die Ereignisse abzuwarten, und ich bemühte mich angestrengt, die schreckliche Dunkelheit zu durchdringen, als ich den Druck von Jacks Hand auf meiner Schulter fühlte, dann suchte sie die meinige, drückte sie, während seine heisere Stimme mir zuflüsterte: „Wir treiben seewärts!"

Ich wußte es. Unsere Richtung hatte sich verändert, als wir den untern Strom verließen, aber ich hatte es noch nicht sagen mögen. Als aber Jack es ebenfalls entdeckt hatte, war keine Veranlassung, es ferner zu verbergen; ich brachte meinen Mund an sein Ohr und stimmte ihm bei. Er wußte so gut wie ich, daß wir abwarten mußten, und so verfielen wir wieder in Stillschweigen. Wir mochten in diesem Zustande einige Stunden verharrt haben, als die Dunkelheit zu weichen begann. Ich glaubte, daß wir durch Niedersteigen mehr Licht finden würden, und sorgte also dafür. Als wir niedriger kamen, wich die Dunkelheit einem dicken, gelben Nebel, der zwar dem Ausblick ebenso hinderlich, aber bei Weitem nicht so niederschmetternd war, als die schreckliche Finsterniß über uns gewesen.

Plötzlich schlug an unsere Ohren ein fremder, dumpf dröhnender Ton, bald schwach, bald anschwellend, und mehr und mehr, je weiter wir trieben, an Deutlichkeit gewinnend. — Ein fremder Ton, sage ich, nun wohl, aber nicht für mich. Gar manches Mal hatte ich in den verflossenen Jahren beim Auf- und Abgehen auf dem Verdeck eines Schiffes ganz dasselbe Geräusch gehört. Es war kein Mißverständniß möglich, es war das Katschen der Wellen an den Felsen, und ich wußte jetzt, wir mußten dicht an der Küste sein. Aber wo? Befanden wir uns noch über dem Festlande, denn der Wind hatte wieder gewechselt, oder schon über dem Meere? Es war unmöglich, es zu unterscheiden, so lange der Nebel dick war; so entschloß ich mich denn, nochmals höher zu steigen, als ein scharfes Krachen, gefolgt von einem zischenden Geräusch, mich veranlaßte, in die Höhe zu blicken. Eine schwache Stelle im Ballon hatte nachgegeben und durch den Schlitz, der sich langsam erweiterte, entwich das Gas. Unsere Lage war schrecklich. Unfähig zu sehen, wo wir waren, schien uns der Tod in der einen oder anderen Gestalt unvermeidlich. Wir konnten den zurückgebliebenen Ballast auswerfen, aber das würde nur die Katastrophe hinausgeschoben haben; denn falls wir nicht das Leck stopfen konnten, mußten wir niedergehen und entweder im Meere ertrinken, oder an der Küste zerschmettert werden.

Wir waren wohl noch keine zehn Sekunden damit beschäftigt, den Kahn von allem, was nicht niet- und nagelfest war, zu befreien, als ich Jack seinen Rock ausziehen und nach oben blicken sah. Ich wußte, was er unternahm. Er wollte das Tauwerk emporklimmen, um womöglich das Loch zu stopfen. Aber obgleich es unsere letzte Hoffnung und er ein Turner war, konnte ich sein Wagniß nicht ohne lebhaften Widerspruch dulden. „Es ist ein schweres Stück, Jack; laß —"

Laß mich gehen, wollte ich sagen, aber er unterbrach mich.

„Steh zurück," versetzte er fast rauh, indem er meine Hand von sich abschüttelte, „da ist weiter nichts dabei, wie Du weißt, und —" hier schwankte seine Stimme — „ich kann besser vermißt werden als Du."

Ich kannte nun den Grund seines veränderten Wesens: er hatte von Kitty unsere Verlobung erfahren. — Mein guter Jack! Selbst jetzt in unserer schrecklichen Gefahr wallte Sorge um ihn in meinem Herzen auf, denn er war mein Freund und mehr wie mein Bruder. Er sagte nichts mehr. Die Taue ergreifend, sprang er an den Rand des Kahnes, während ich mich auf die andere Seite stellte, um so gut als möglich das Gleichgewicht herzustellen, und er begann schon emporzuklettern, als ein Schrei aus meinem Munde ihn anhielt. Mein Schreckensschrei war wohlberechtigt. Der Nebel, der eben noch so dick gewesen war, daß man keine drei Fuß weit sehen konnte, war plötzlich wie durch Zauberei gewichen und enthüllte uns einen Anblick, der geeignet war, das Blut in den Adern erstarren zu machen. Dicht vor uns erhoben sich die Klippen gerade empor aus dem Meere zu einer Höhe von 3—400 Fuß. An ihrer Wurzel klatschte die kochende Wuth, und diesem wüthenden Wasser trieb nun, kaum fünfzig Fuß über dem Ocean und beständig sinkend der Ballon zu. — Es war aus mit uns. Jetzt wäre der Versuch, das Loch auszubessern, nutzlos gewesen. Wir durften nie hoffen, von den schrecklichen Klippen, die sich über uns erhoben, abzukommen. Wir bewegten uns sehr langsam, aber drei Minuten weiter, und wir mußten uns in der tosenden Brandung befinden, um hier zu formlosen Massen an den messerscharfen Kanten der Klippen zerschmettert zu werden.

Jack war in den Kahn zurückgeklettert, und als ich mich zu ihm wendete, begegneten sich unsere Augen. „Es ist Alles vorbei, mein Junge," sagte ich. „Es ist um uns geschehen." Ich konnte nichts mehr sagen. — Ein Seufzer entstieg meiner Brust, als ich an Kitty dachte und das Glück, das mir nun nie werden sollte, und ich scheue mich nicht, es zu gestehen, es legte sich ein Nebel auf meine Augen wie von Thränen, als ich mich von ihm abwendete.

„Dick," sagte er, es bleibt noch eine Aussicht für einen von uns."

„Für einen?" versetzte ich, „was meinst Du eigentlich?"

Ein seltsamer Schreck überfiel mich, als ich die Frage stellte. Etwas Derartiges mußte sich auf meinem Gesicht gespiegelt haben, denn er antwortete schnell: „O fürchte Dich nicht, Dick," und dann mit heftigem Ungestüm: „Du wirst für Kitty sorgen?"

„Wie, Jack?" stotterte ich heraus.

„Ja, ich weiß, Du wirst es," fuhr er schnell fort. „Ich weiß, Du wirst nach ihr sehen." Dann wurde seine Stimme weich. „Dick, alter Junge," sagte er, „sage ihr, daß ich sie liebte — und lebe wohl."

Es war in einem Augenblick geschehen. Ich stürzte vorwärts, aber er war zu schnell für mich. — Der Ballon gerieth in ein gefährliches Schwanken, als er über Bord sprang, und sein ganzes Gewicht drückte auf die Kante des Bootes, dann, als mein Luftschiff wie eine Rakete emporschoß, taumelte ich an die Seite und spähte aus. Einen Schimmer erhaschte ich noch von einem weißen Gesicht, das noch im Falle mich mit einem seltsam liebenden Lächeln ansah, während ich selbst durch das Murren des Wassers und das Zischen des Ballons, als er durch den Raum sauste, noch jenes ferne „Lebewohl" zu hören vermeinte — und dann fiel ich in Ohnmacht. — Als ich wieder zu mir kam, lag ich unverletzt und gerettet in einem Gasthofe. Man hatte, wie man mir sagte, den Ballon festgerannt in einem Baume gefunden und mich innerhalb des Kahnes in tiefer Ohnmacht liegend. Befreit von dem Gewichte Jacks, hatte das Luftschiff offenbar die Klippen genommen und hatte sich dann infolge des beständig ausströmenden Gases allmählich auf die Stelle niedergelassen, wo man es entdeckte.

Ja; ich heirathete Kitty, aber ich machte nie wieder einen Aufstieg; ich sagte der Luftschifferei ein für allemal Lebewohl, und Herr, man fand Jacks Körper, und er liegt begraben auf dem Kirchhof drüben. Ich bin jetzt ein alter, auch wohl ein rauher Mann, aber ich schäme mich nicht, zu sagen, daß ich keinen Jahrestag jenes schrecklichen Augenblicks, in dem er sein Leben für das meinige wegwarf, vorübergehen ließ, ohne die Blumen, die auf meines Freundes Grab blühen, mit den heißesten Thränen zu begießen.

Wochen-Plaudereien.

II.

An die „Große Glocke" ist es bereits gehängt worden, daß am 19. ds. die Theatersaison beginnt. Vorläufig ist dem Publikum Zeit gegönnt, die Namen des Personals dem Gedächtnisse einzuprägen und auf dem Tableau im Schaufenster der Boessenecker'schen

Buchhandlung die Physiognomien der Diva und des lyrischen Tenors, der Naiven und des Bonvivants, der Tragödin und des Komikers, der komischen Alten und des Intriguanten, des ersten Liebhabers und der Sentimentalen und wie alle die Jünger und Jüngerinnen der leicht- und schwerbeschwingten Muse heißen, zu studiren.

Als Präludium zur Eröffnung unseres Musentempels mag das Strauß'sche Konzert gelten, das am vergangenen Donnerstag unsere musikliebende Welt im Neuhaussaale vereinigte. Unsere Stadt ist überhaupt sehr musikalisch angehaucht! Wir besitzen einen Domchor, um den uns andere Städte Deutschlands beneiden, wir verfügen über eine Anzahl gutgeschulter Musikkapellen, unsere Gesangsvereine wachsen und vermehren sich, — wer singt oder musiziert nicht in Regensburg? Selbst die Zeitungskolporteure bieten in den Gasthäusern den Gästen **singend** die verschiedenen Blätter an.

Und gar jetzt, da wir im Zeichen des Volksfestes leben, hängt uns der Himmel voller Geigen.

Vom Festplatze her tönen dem Besucher alle möglichen und unmöglichen eis-, fis- und disharmonischen Melodien entgegen. Man denke sich ein halbes Dutzend losgelassene Drehorgeln, dazu die in Thätigkeit gesetzten Trommeln, Posaunen, Tam-Tams 2c., man rechne hinzu das Gellingel und Gebimmel vor den Schaubuden und das Rufen der Entrepreneurs, die sich ihre Hälse heiser schreien, um das Publikum zum Eintritte zu bewegen, und man wird die Genüsse für das Ohr, die am Volksfeste geboten werden, gebührend zu würdigen wissen.

Das Auge kann sich nicht satt schauen an den großartigen Museen, an den merkwürdigen Wunderkabinets, an den interessanten zoologischen Sammlungen, an den wunderbaren caläidoskopischen Darstellungen, den geheimnißvollen Licht- und Schattenbildern, kurz, all den Novitäten, Raritäten, Spezialitäten und Abnormitäten.

Wenn sich Aug' und Herz thut laben,
Muß die Nase auch was haben.

Und richtig! Dort, von der Würstelbraterei, entströmt ein balsamischer Duft, der manchem Besucher angenehmer ist, als alle Wohlgerüche Indiens. Dahin lenken wir unsere Schritte. Wie das so angenehm quitscht und quatscht auf dem Festplatze; fast laufen wir Gefahr, im Moraste stecken zu bleiben. Und weil einmal der Regen dem schlechten Wetter Platz gemacht hat, so sind wir naß, wie ein begossener Pudel und zittern vor Kälte am ganzen Körper, wie Espenlaub.

Klingt das nicht wie Hohn, wenn man an den Plakattafeln lesen muß, heute „**italienische Nacht**"?

Eine italienische Nacht, in der man, selbst wenn man sich mit einem Pelz bekleidet, in freier Natur nicht nur den schönsten Schnupfen, sondern auch das allerschönste Zipperlein davon tragen kann. Da hört sich doch schon die Gemüthlichkeit auf! Ist's dann ein Wunder, wenn unter solchen Umständen selbst der beste Mensch von der Welt melancholisch und nach und nach brummig wird, wie ein alter Bär?

Einen solchen Griesgram, dem Alles schon zuwider war, der über die schönsten staatlichen Einrichtungen wie ein Rohrsperling schimpfte, wetterte und räsonnirte, einen solchen Welt- und Menschenfeind lernte ich dieser Tage in einer hiesigen Brauerei kennen.

„Nichts ist fader" — begann der Misanthrop — „als diese ekelhafte „Zwei-Kellnerinnen-Wirthschaft". Ruft man eine Kellnerin her und will ein Glas Bier bestellen, so läßt sie einen abfahren und sagt ganz einfach: „Bier bringt das andere Fräulein", und will man etwas Kompaktes verzehren und kommt an die Unrechte, dann dreht sich dieselbe um und sagt ganz kalt: „Das geht mich nichts an; die Speisen besorgt das andere Fräulein!" Ich will nichts sagen — fuhr der Brummbär weiter — daß man bei solch einer löblichen Einrichtung nolens volens doppeltes Trinkgeld zahlen muß — nein, das ließe ich mir schließlich noch gefallen, aber, wenn man zahlen will und es dabei etwas eilig hat, dann kann man sicher sein, daß die eine oder die andere Kellnerin nicht aufzutreiben ist!" . . .

Die Augen des Unbekannten funkelten vor Zorn; dann that die Z'widerwurzen einen gewaltigen Schluck, stand auf und begab sich auf die Suche nach einer Zeitung, „denn", murrte er, „du kannst es den Frauenzimmern zehnmal anschaffen, bringen thun sie eh' nix."

Ich benützte die kurze Abwesenheit des Polterers, um an meinen zweiten Tischnachbar die Frage zu richten:

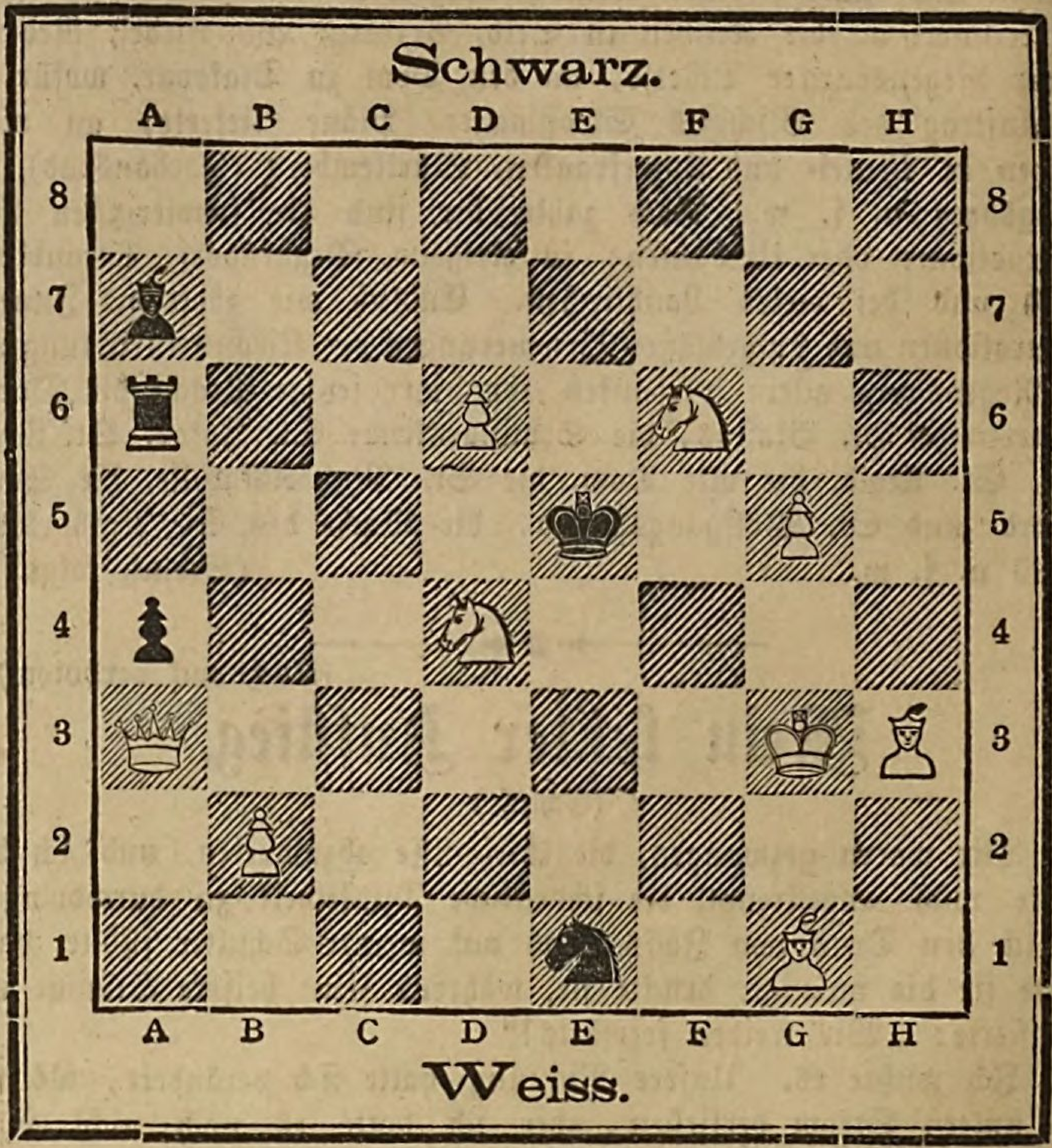
„Der Herr ist wohl sehr nervös, weil er gleich über jede Kleinigkeit **aufbraust**?"

„Wird der nicht aufbrausend sein," entgegnete der Angeredete, der trinkt ja jeden Morgen einige — **Brausepulver**!" . . -t.

Schachzeitung № 272.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von J. Blake in Manchester.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Die folgende hochinteressante Partie wurde am 3. Dezember 1896 in der Wiener Schachgesellschaft zwischen deren Präsidenten S. Neumann und dem Genielieutenant Adolf Steif (im Regensburger Schachcongreß 1890 Preisträger) gespielt.

Evansgambit.

Weiß: Neumann.	Schwarz: Steif.		
1. e2—e4	e7—e5	13. Sf3×e5 (a)	Lg4×d1
2. Sg1—f3	Sb8—c6	14. Lc4—b5+	c7—c6
3. Lf1—c4	Lf8—c5	15. d5×c6	b7×c6
4. b2—b4	Lc5×b4	16. Se5×c6	Dd8—c7
5. c2—c3	Lb4—c5	17. Sc6×a5+	Sf6—d7
6. o—o	d7—d6	18. Ta1×d1	De7×c3
7. d2—d4	e5×d4	19. Lb4×d7+	Ke8—d8
8. c3×d4	Lc5—b6	20. Ld7—b5+	Kd8—c7
9. Sb1—c3	Sg8—f6	21. La3—d6+	Kc7—c8
10. d4—d5	Sc6—a5	22. Lb5—a6+	Kc8—d7
11. e4—e5	d6×e5	23. Ld6—e5+	
12. Lc1—a3	Lc8—g4	Schwarz gibt die Partie auf.	

a) Hochelegant aber eigentlich wirkungslos, da Schwarz durch 14. Sf6—d7 das schöne Phantasiegebilde empfindlich hätte stören können.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 268 von Buchheit.

1. Sd1—f2 / e3×f2 2. e2—e4 / Beliebig. 3. d3—d4, Se7—g6‡

1. ...... / Lf4—g5 2. Sf2—g4+ / Ke5—f4 3. Lc5—d6‡

1. ...... / Beliebig. 2. Sf2—e4 / Beliebig. 3. Lc5—d6‡

Richtige Lösungen dieser dem Componisten besonders gut gelungenen Aufgabe gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, L. Fichter in Köfering, und aus Regensburg von R. Kern, Jos. Frank, Georg Schmaderer, Gust. Schmidt und R. Weiß.

Briefkasten: F. in K. Ihre Annahme ist richtig; nach einer uns inzwischen gewordenen Mittheilung hat Weiß in der Wiener Partie der Schachzeitung Nr. 270 thatsächlich 15. Th1 (statt d1) — f1 gezogen und ist dadurch die zum 23. Zuge irrthümlich veranlaßte Bemerkung gegenstandslos. — **J. F. hier.** Warum haben Sie in der Aufgabe-Lösung Nr. 271 den Zug Sf1—d2 unbeachtet gelassen?

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer** und **Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: K. Placht in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 67. Montag, den 20. September. 1897

Der bezähmte Brautvater.

Eine Geschichte aus dem Steirerlande.

Wie der Brettschneider-Jörgl zu seinem Weibe gekommen ist und wie er's angefangen hat, den hartköpfigen Vater seiner Nanni so herumzukriegen, daß er schließlich nachgeben und zu der Ehe seiner Tochter Amen sagen mußte, das ist eine Geschichte, die im ganzen Dorfe Einer dem anderen erzählt. Und dabei läßt es Keiner an schadenfrohen Bemerkungen über den Alten, der sich von seinem Schwiegersohn hinter's Licht führen ließ und gründlich aufgesessen ist, fehlen. Die Sache, die dem Einschichtbauer, dem reichen Kreiner Michel, so viel Aerger als Spott eingetragen, kam nämlich folgendermaßen:

Beim „Lamperhans“, der weit und breit bekannt ist als Wirth, dessen Silcher von allen Weinbeißern als Narität bezeichnet wird, saßen eines Tages zwei junge Männer aus Kitzegg, die zusammen bei der Artillerie gedient und nun des Kaisers Rock ausgezogen und die Lodenjoppe angelegt haben, um daheim ihr kleines Anwesen zu betreiben. Der Winkler Poldl galt von jeher als übermüthiger Bursche, der immer gern dabei war, wenn es sich darum handelte, einen rechten Schabernack auszuführen.

Heute schien er wieder einen argen Possenstreich ausgeheckt zu haben, denn er blinzelte seinem Kameraden verständnißinnig zu und machte dabei ein seelenvergnügtes Gesicht. „Spreiz Dich net, Jörgl,“ sagte er, „wir bringen anders den Alten von der Einschicht nicht aus dem Revier und Du kannst Dich mit Deiner Nanni in Ewigkeit net aussprechen. Der Dickschädel läßt das Madel net aus den Augen und hütet's vor dem Weinzirlerssohn, wie seine silbernen Musikanten in den Geldtruhen vor den Einbrechern. Der G'meindewachter kommt heut' vor Mitternacht nicht aus der Wirthsstuben vom Kreuz-Freitag herunter, bis dahin is Zeit g'nug, den Einschichtbauern in Arrest zu stecken, und Du kannst dann Deiner Dirn das Köpferl verdrah'n, wenn sie's net längst schon verkehrt am Halserl droben sitzen hat.“

Der Jörgl war schwer davon zu überzeugen, daß ihn der Plan seines Kameraden an's Ziel führen müsse, aber der Poldl versprach sich von der Sache eine Hetze und darum ließ er nicht ab, bis sein Freund die Zustimmung gab. „Du legst,“ so instruirte er den Verliebten, „auf d'Nacht ebenso wie ich das Soldateng'wand an, steckst auf Dein schwarzen Hut eine Handvoll Hahnenfedern und der alte Kreiner nimmt uns für was wir uns ausgeben, für Gendarmen, die in sein Haus die Visitation abhalten kommen. Du pickst Dir, damit er Dich net kennt, ein Schüppel Haar in's Gesicht, redt'st Nix und halt's Dich hübsch im Finstern. Alles Andere mach' i.“

Im Einschichthofe war es ruhig geworden. In der Stube schlief die Bauerstochter und in der Kammer und im Stalle das Gesinde. Nur in der Küche wurde noch fleißig manipulirt, den Kreiner hantirte im Kessel herum, er hatte es noch, trotz der späten Nachtstunde, recht geschäftig. Er brannte nämlich seinen Schnaps, und das mußte er heimlich thun, weil ihm dazu die Berechtigung fehlte. Diese wollte sich der sparsame Bauer nicht erwerben, denn das kostet Geld, und das nahm er lieber ein, als er es ausgab. Während seiner Arbeit hielt er plötzlich inne und horchte auf. Es hatte Jemand an die Hausthür geklopft und scharf an der Klinke probirt. Wer konnte um diese Stunde noch Einlaß begehren?

Der Bauer öffnete und trat erschrocken einen Schritt zurück beim Anblicke von zwei Gendarmen, die auf der Schwelle standen. Einer derselben herrschte ihn sofort barsch an: „Macht uns die Küche auf, hier wird unbefugt Branntwein fabricirt, wir müssen Nachschau halten.“ Der Kreiner Michel stotterte in seiner Angst einen Unsinn zusammen, suchte vergebens Ausflüchte, aber es half Nichts, sein Geheimniß war verrathen und er mußte seiner Bestrafung entgegensehen.

Der eine Gendarm mit dem pechschwarzen Vollbarte schien weichherziger als sein Kamerad, denn dieser forderte den Alten energisch auf, sich eilends anzuschicken, mitzukommen. Der Bauer durfte blos seiner Tochter mittheilen, daß er verhaftet sei, und dann folgte er den Soldaten, die ihn hinausführten in die finstere Nacht. Drunten im Dorfe wurde Halt gemacht, das Weib des Gemeindewächters geweckt und der Kreiner in den Arrest gesteckt.

„I zahl' lieber mein' Straf'“, bat er, „aber laßt's mi' nur aus, das Sitzen thut mir net gut. Und was soll dann daheim aus der Wirthschaft werden, wer wird den Knechten kommandiren, daß sie das Heu einführen, und den Dirnen anordnen, daß der Bauweizen g'schnitten wird. Die arme Nanni steht als Waserl da, ganz verlassen und weiß sich net zu rathen und zu helfen.“

„Das Lamentiren nutzt Nix,“ entgegnete unbarmherzig der gestrenge Gendarm, „Eure Tochter wird wohl ein' guten Mann erfragen, der ihr a bissel an die Hand geht, so lang ihr Vater im G'fängniß sitzt. Die Gerechtigkeit muß ihren regelrechten Lauf haben und wenn Ihr ausgebrummt habt und heimkehrt wird hoffentlich Alles in schönster Ordnung sein. Jetzt — gute Nacht, Einschichtbauer, denkt's, es waren schon bravere Leut' eing'speert, als Ihr es seid's und träumt von ein' sauberen Schwiegersohn, der Eure Nanni heimführt, wenn er auch nicht zu G'sicht steht, weil er keine Goldfüchseln im Ladel hat.“ Damit war der Discurs zu Ende, der Riegel wurde vorgeschoben und der Kreiner saß allein im Arrest.

Am nächsten Morgen meldete die Wächtersfrau ihrem Manne, daß der Einschichtbauer von zwei Gendarmen in den Köter gesperrt worden sei. Der Diener des Gesetzes befragte ihn, was er verbrochen habe. „Wegen der Schnapsbrennerei bist net da,“ meinte er, „dafür wirst nur ausbüchsen, aber Du hast noch etwas Anderes ang'stellt und deswegen haben's Dich in's Loch g'steckt. Das Leugnen nutzt Nix, mein lieber Michel, die Gendarmen werden Dich heut nach Leibnitz abführen und da kommt Alles auf.“

Der Bauer blieb bei seiner Behauptung, kein Verbrechen verübt zu haben, und die Gendarmen ließen sich nicht blicken. Sie waren auch beim nächsten Posten nicht zu erfragen, trotz aller Nachforschungen konnten die Unbekannten nicht eruirt werden. So blieb der Kreiner mehr als zwei Wochen lang in Haft und wurde schließlich wegen unbefugter Brennerei, die er selber eingestanden, zu einer Geldstrafe verurtheilt und in Freiheit gesetzt.

Zu seinem größten Erstaunen fand er in seinem Anwesen daheim den Brettschneider-Jörgl schalten und walten, als ob er der Bauer selber wäre. Alles war in bester Ordnung auf den Feldern draußen und in den Scheuern. „Vater,“ sagte die Nanni, „d' Leut' wissen jetzt, daß der Jörg mein Bräutegam is, und i müßt vor Schand in's Wasser gehen, wenn er net mein Mann werden sollt'!“

„Teufel,“ polterte der Alte, „daran ist nur der Arrest schuld, sonst wär' Dir der Habenichts nicht in d' Nähe kommen. Jetzt hilft's Nix und ich besteh' darauf, daß in vier Wochen die Hochzeit ist.“ So kam es auch; doch hat es nachträglich im Hause noch einen Sturm abgesetzt, als der Einschichtbauer infolge der Schwatzhaftigkeit des Winkler Poldl in Erfahrung brachte, wer die Gendarmen gewesen sind, die ihm den Schabernack gespielt haben, und daß der Jörgl auf diese Weise sein Schwiegersohn geworden ist.

Gegenüber.

Skizze von J. v. Dirkink.

Sie wohnte ihm gegenüber. Von seinem Fenster aus hatte er sie lange still beobachtet, so oft er in der Dämmerstunde ihre Heimkehr gewahrt hatte. Kurz darauf, wenn ihre schlanke Gestalt in das hohe Giebelhaus eingetreten war, glühte der Schein ihrer Lampe herüber und zog den jungen Arzt wie mit Zaubergewalt auf seinen Beobachtungsposten. Er sah wie sie die geblümten Mullvorhänge zusammenzog und den Theetisch ordnete. Wie deutlich zeichnete sich ihr Schatten am mattbeleuchteten Vorhang, ihre schlanke schmiegsame Gestalt zeigte Anmuth und Grazie. Einmal war Doktor Sander der jungen Nachbarin in einer Gesellschaft begegnet. Sie hatte die Haustochter bei ihrem Gesange am Klavier begleitet. Man hatte das Spiel des Fräulein Justus gerühmt, auf diese Weise hatte der Doktor ihren Namen und ihren Beruf erfahren. Erna Justus war Musiklehrerin. Justus, der Name weckte Erinnerungen in Sander. Der Arzt in seinem Heimathsstädtchen, der alte korpulente joviale Herr Justus! leibhaftig stand sein Bild jetzt vor dem Geistesauge des jungen Mannes. Und nun entsann er sich, der alte Herr war gestorben und hatte seine Familie mittellos zurückgelassen. Konnte Fräulein Justus nicht seine Tochter sein? Wie gern hätte Sander es gewußt, ob er in seinem Gegenüber eine Landsmännin entdeckt hätte. Er wollte sie fragen, so bald der Zufall ihn wieder mit ihr zusammenführte. Gerade jetzt hatte er einen Patienten in dem Hause, wo sie Unterrichtsstunden gab. Er ertappte sich auf einer ungewöhnlichem Aufregung so oft er das Haus des kranken Geheimrathes betrat. Er lauschte ob nicht ein Ton des verstimmten Klaviers die Anwesenheit Ernas verrathe. Gespielt wurde mit der hartnäckigen Ausdauer einer Anfängerin; die jüngste Tochter übte ihre langweiligen Etüden. Der Arzt hätte davonstürmen mögen ob dieser endlosen Plage eines Ohrenschmauses, der Steine erweichen mußte. Aber er hielt aus und entwickelte eine Geduld die an Stumpfheit grenzte. Denn einmal mußte er Fräulein Erna doch treffen. Und er traf sie, es war in der Dämmerung eines nebeligen Wintertages. Sie schritten neben einander über die mattbeleuchteten Straßen der alten Stadt. Der Arzt brachte das Gespräch auf seine Heimath, Erna hörte zu, als ob er ihr von einer Stadt im Monde erzähle. Hätte er nur ihr Gesicht sehen können. Blässe und Röthe wechselte in ihren Zügen. Sie preßte die Lippen als ob sie einen heftigen inneren Schmerz verbeiße. Da, sie waren an einer Straßenecke, verbeugte sich Erna plötzlich und wandte sich seitwärts in die Gasse, „Gute Nacht, Herr Doktor!" Er sah sich erstaunt nach ihr um. Aber der Nebel hüllte ihre Gestalt in einen Schleier. Sie war seinen Blicken entschwunden.

Sander schritt gedankenvoll weiter. „Weshalb interessirt mich das Mädchen?" fragte er sich. „Mir ist, als wären wir alte Bekannten, ich muß an sie denken Tag und Nacht." Ihre Ruhe, ihr Gleichmuth in meiner Gegenwart verwirren mich. Sie ist eine selbstständige Natur, und selbstständige Weiber sind sonst nicht nach meinem Geschmack. Die edle Weiblichkeit ist viel anziehender — aber an Erna ist dieses Wesen natürlich und Natur, schöne Natürlichkeit ist eine Zierde der Frau. Der Winter führte den Arzt noch oft mit seinem unnahbaren Gegenüber zusammen. Er wurde zu Familienbällen geladen und erhielt einige Male Erna zu seiner Tischnachbarin. Sie thaute nach und nach auf und so kam es, daß des jungen Arztes Herz bald in Flammen stand. Eines Tages fand er den Muth zu einem Heirathsantrag. Ob Erna nicht darauf vorbereitet war? Sie erblaßte, schaute starr vor sich hin, und sagte nach einer langen Pause mit bebenden Lippen „Nein!" Der Doktor taumelte wie auf einen Schlag vor den Kopf zurück. Er traute seinen Sinnen nicht. Da sah er, daß sie beide Hände gegen ihre Brust preßte. „Ich darf nicht, o, ich kann ja nicht", entfuhr es ihr, — heiße Thränen stürzten aus ihren Augen.

„So sind Sie gebunden?" fragte er, nur um noch etwas zu sagen. Sein Herz krampfte sich bei ihrem Anblick zusammen.

Sie schüttelte den Kopf. „O, nicht so, wie Sie meinen," stammelte sie. Sie reichte ihm die Hand', „verzeihen Sie! denken Sie an mich als an eine — —," die Stimme versagte ihr, — „als an eine Freundin, die Sie hochschätzt," setzte sie leise hinzu.

Sie hatte ihn verschmäht, dieser Gedanke behielt die Oberhand in ihm, so oft er sich Ernas räthselhaftes Wesen vor die Seele rief. Und jeden Abend um die Dämmerstunde stand er am Fenster und schaute zu seinem Gegenüber hin; ihr Schattenriß auf dem blütheweißen Vorhang hielt sein Auge gebannt. Weshalb konnte er sie nicht vergessen? Er zürnte sich, daß er noch immer eine Hoffnung festhielt, die ihn zum Thoren machte.

Und es war, als ob das Schicksal ihn verhöhnen wollte. Denn ihr Name klang ihm mehr als früher entgegen. „Fräulein Justus ist eine Künstlerin, sie ist bescheiden, anspruchslos und eine edle Natur"; es war das allgemeine Urtheil in den Kreisen, wo der Doktor und Erna verkehrten. „Ob Fräulein Justus leidend sei?" fragte ihn eines Abends seine Hauswirthin. „Das Fräulein sähe blaß und müde aus und sie habe einige Male den alten Doktor Hermen ins Haus gegenüber gehen sehen. Sander zog die Schultern.

„Wie schweigsam und verstimmt unser junger Herr ist", sagte die Wirthin zu ihrer Tochter. „Ich glaube, er strengt sich zu sehr in seinem Berufe an; ich habe heute noch an seine Tante in Borkum zu schreiben, mag sie herkommen und sehen, was ihm fehlt, es ist hohe Zeit."

Die Tante kam. Sie fand ihren Neffen, an dem sie, seit er eine Waise war, Mutterstelle vertrat, verändert. „Ob er mit Sorgen zu kämpfen habe?" Er lächelte matt und erwiderte, „daß ein vielbeschäftigter Arzt niemals frei von Sorgen sei —".

„Dann drückt Dich ein geheimer Kummer," rief die Tante mit dem Seherblick einer lebenserfahrenen Frau. Sie erhielt keine Antwort und so nahm sie sich vor, geduldig zu warten bis er sie zur Vertrauten seines Herzens machen würde.

„Wer wohnt in dem Hause gegenüber?" fragte die Tante am folgenden Tage die Wirthin.

„Eine Musiklehrerin Frl. Justus," erwiderte sie, „das Haus gehört dem Rentier Bilzer, das Fräulein hat nur die zwei Stuben im Erdgeschoß inne."

„Justus, Justus?" Die Tante zerbrach sich den Kopf, aha, da hatte sie es, wenn es Erna wäre? — O, dann hätte sie ja die Spur der Verschollenen gefunden?! Sollte Sie Sander von ihrer Entdeckung berichten?! Ach nein, weshalb, er hatte Erna nie gekannt, aber ihren Vater, er war ja ihr Hausarzt in Borkum gewesen, ihre Stiefmutter vielleicht. O, dieses unselige Weib, die Unheil und Schmach über die ehrenwerthe Familie Justus gebracht hatte.

Es war an einem Sonntagsmorgen. Der Schnee glitzerte auf den Straßen, von den Dächern der Häuser, er legte sich wie ein Polster auf die Gesimse und blitzte im Sonnenschein wie Silberpuder auf Strauch und Baum. Die Tante kam von einem Ausgang heim, da sah sie, daß eine schlanke Mädchengestalt ein paar Schritte vor ihr auf dem glatten Boden strauchelte und plötzlich ausglitt. Mit ein paar Schritten war die Tante neben ihr und wollte ihr zu Hilfe eilen, als die junge Dame sich aufraffte und mit einem „Ich danke!" die Hand zurückwies und abgewandten Antlitzes in das nächste Haus eilte. Es war ihr „Gegenüber", die Tante wußte es jetzt mit Sicherheit, Erna war es und wollte ungekannt von ihr sein und bleiben? Weshalb? Das thörichte Kind war von jeher so eigen; ein bischen überspannt sagten die Leute in Borkum. Die alte Dame lächelte still in sich hinein. Ich habe gar keine Zerstreuung, keine einzige bekannte Seele hier, dachte sie, vielleicht bringt mir ein Besuch bei Erna Abwechslung. Aber ein Ueberfall soll's sein, sonst werde ich nicht in Audienz vorgelassen. Gedacht, gethan! Noch in derselben Abendstunde wartete die Tante jenen Augenblick ab, in dem die Aufwärterin des Nachbarhauses über die Schwelle treten würde, wie es sie allabendlich um dieselbe Zeit gethan hatte.

Ohne zu klingeln betrat die Tante das Nachbarhaus und richtig da stand der altbekannte Name „Frl. Justus" auf der Visitenkarte am Thürpfosten. Leise klinkte sie die Thüre auf. Im Wohnzimmer brannte die Lampe; wie behaglich der gemüthlich ausgestattete Raum die Eintretende umfing. Der Duft von Bratäpfeln drang aus der Ofenröhre und versetzte die Matrone in alte, traute Zeiten zurück. Sie hielt den Fuß an; aus dem Nebenzimmer (die Thüre klaffte ein wenig) schlugen Töne an ihr Ohr. Das war Ernas klangvolle Stimme. Sie sprach kosende Worte, ein liebliches Lachen erklang. Die Tante lauschte mit angehaltenem Athem und trat auf den Fußspitzen näher. Eine Ahnung durchschauerte sie. Sollte, konnte es wahr sein, was man in Borkum gemunkelt hatte? O, dieses thörichte, gute, selbstlose Kind! Thränen quollen ihr empor, die Tante wußte, verstand Alles; sie wollte ins Zimmer stürzen und — da wurde im Nebengemach ein Stuhl gerückt — Erna stand vor ihr. Sie stieß einen dumpfen Schrei aus. „Erna, liebes Kind! Gottlob! Ich habe Dich gefunden," rief die Tante und schloß ihre Arme um das Mädchen. Sie zitterte und war bleich geworden. Ihre Lippen bewegten sich, aber sie brachte keinen Ton hervor. Die Tante zog sie neben sich auf's Sopha; willenlos ließ Erna sich nieder. Ein Schluchzen löste sich aus ihrer Brust.

„Jetzt ist mein Geheimniß verrathen," rief sie nach einer Weile, „o — und ich konnte nicht anders, die Mutter hat das eigene Kind verlassen, ach, es war Vaters Liebling, und gelähmt, für immer vielleicht. Im Waisenhause konnte und wollte ich es nicht lassen. Liebe bedurfte das arme Wesen, ganz besondere Liebe, Liebe! Ich hatte mich daran gewöhnt, es zu hegen, zu pflegen. So ließ es mir keine Ruhe; ich sehnte mich schmerzlich nach meinem Stiefschwesterlein und kaum war ich selbstständig, hatte ich mein Brod, als ich es zu mir nahm, es zu lieben und mich lieben zu lassen; ich bin sehr glücklich, wir sind sehr glücklich miteinander," betonte sie, „Niemand soll uns scheiden! Das Opfer ist gebracht," entfloh es ihren Lippen. Lange saßen die beiden Frauen plaudernd nebeneinander.

Am folgenden Tage beichtete die Tante dem Neffen ihre neueste Entdeckung. Sie ahnte nicht, daß sie ihm die größte Wohlthat seines Lebens damit erwies. Jetzt wußte er, weshalb Erna ihm ihr Jawort nicht hatte geben wollen. Ach, war es nur das?! Er hätte jauchzen mögen! Ein paar Stunden später zog er mit energischer Hand die Hausglocke bei seinem Gegenüber.



Menschenfresser unter der Maske von Alligatoren.

Erna empfing ihn schüchtern; sie führte ihn ohne ein Wort zu sagen, ins Krankenzimmer. Da lag zwischen weißen Kissen ein liebes blasses Kindergesicht; es lächelte, als der Arzt die mageren Händchen sanft streichelte. „Willst Du mit mir kommen in mein Haus, Louischen?" fragte er.

Das Kind sah bald die Schwester, bald den Arzt an, dann nickte es „wenn Erna mitkommt, o wie gern." Thränen stürzten aus den Augen der stumm dalehnenden Erna.

„Wenn Du es nur nie bereust," flüsterte sie ihrem Bewerber zu, als er nochmals um ihr Jawort bat.

„Nie, niemals, mein Lieb," versicherte er, mit einem strahlenden Blick auf das bleiche Engelsköpfchen.

Und er hat es niemals bereut; Doktor Sander gilt heute noch für den beneidenswerthen Gatten einer edlen, sanften, willensstarken Frau. Seitdem er Armenarzt ist, steht im ein Engel in den Hütten der Kranken hilfreich zur Seite; es ist Fräulein Louise Justus, die völlig genesen, ihre Freude, ihren Lebensberuf im Wohlthun findet, wie sie es als Beispiel an ihrer Schwester täglich vor Augen hat.

Menschenfresser unter der Maske von Alligatoren.

Die menschenfressenden Wilden an den Ufern der Flüsse Westafrikas haben einen Trick zurechtgelegt, um Angriffe auf die Insassen von Booten mit Erfolg ausführen zu können. Sie präpariren die Häute von ihnen getödteter Alligatoren in der Weise, daß sie diese als Maske verwenden können, wenn sie sich schwimmend dem Boote nähern. Da von Alligatoren fast niemals ein Angriff gegen ein bemanntes Boot zu befürchten ist, schenkt man gewöhnlich der Annährung dieser Thiere wenig Aufmerksamkeit. Die in den Thierhäuten verborgenen Wilden fallen aber dann plötzlich über das Boot her, tödten die Insassen mit den bereit gehaltenen Messern und verzehren die Leichname. Die vorstehende Illustration zeigt einen solchen Ueberfall nach einer von einem Afrikareisenden gezeichneten bildlichen Darstellung.

Isländische Münchhausiaden.

Unter diesem Titel veröffentlicht Dr. A. Gebhardt im „Globus" eine Reihe von Erzählungen, die beweisen, daß auch in dem einsamen Island die Phantasie Münchhausens üppige Blüthen treibt. Wir geben hier einige der lustigen Geschichten wieder. Eine von dem Bischof von Hólar, Halldór, Brynjólfsson, „Der Wirbelwind" betitelt, lautet: „Es war einmal ein heftiger Sturm. Da man aber trotzdem nicht unterlassen durfte, die Kühe zu tränken, trieb man sie wie gewöhnlich hinunter in den Bach. Als aber die erste Kuh den Kopf zur Stallthüre herausstreckte, kam ein so heftiger Windstoß, daß er der Kuh den Kopf zwischen den Thürpfosten abriß und fortführte, aber im gleichen Augenblicke kam ein zweiter Windstoß und setzte ihn ihr wieder auf, aber verkehrt, so daß ihr von Stund an die Hörner abwärts standen." — Guðmund Magnússon auf Hafrafell erzählt Folgendes: Die Forellen. „Einstmals kam ich an ein Wasser, das ich voll von Forellen fand. Leider hatte ich kein Netz bei mir. Da gebrauchte ich die List, die Finger in's Wasser zu halten. Nun kamen die Forellen und an jedem Finger biß eine an. Darauf aber kamen noch mehr und bissen an ihren Schwänzen an, und so immer mehr. Als ich nun gewartet hatte, bis mir die Schwänze lang genug erschienen, zog ich an's Land und hatte auf diese Weise viel mehr gefangen als ich zu tragen vermochte." — Der Schwanenfang. „Eines Tages gingen wir aus, um Schwäne zu fangen. Es war schwer, ihnen beizukommen, denn die Teiche waren tief, die Schwäne scheu. Da wandte ich die List an, unter dem Wasser an sie heranzukommen und sie an den Füßen zu fesseln. Dies vermutheten sie nicht, und auf diese Weise brachten wir sie sämmtlich in unsere Gewalt." — Gut gelogen, nicht?

Humoristisches.

* (O, diese Kinder!) Mutter: „Warum wollt Ihr des Nachbars häßliche, zanksüchtige Lise zum Spielen haben?"

„Ach, Mama, wir wollen Hochzeit spielen, und die soll uns die Schwiegermutter machen!"

* (Er trainirt sich.) Onkel [zum Neffen, der bei ihm während der Ferien zu Besuche weilt]: „Fritz, die erste Zeit warst Du so nüchtern und solid! Was soll das bedeuten, daß Du jetzt fast jede Nacht schwer betrunken nach Hause kommst?"

Neffe: „Ach, Onkel, ich muß mich doch aufs Semester vorbereiten!"

* (Au!) Schutzmann: „Was haben Sie in diesem Haus gemacht?"

Handwerksbursche: „Um Arbeit angefragt!"

— „Das ist ja ein Bankgeschäft!"

— „Na eben, ich bin doch Tischler!"

* Aus „Lustige Welt, Verlag von Georg E. Nagel, Berlin SW.

Wochen-Plaudereien.

III.

Die deutschen Eisenbahnverwaltungen, denen es selbst der Feind nachsagen muß, daß sie den Wünschen des reisenden Publikums in jeder Hinsicht gerecht zu werden bestrebt sind, haben sich zu einer ebenso lobenswerthen als zeitgemäßen Neuerung entschlossen: Vom 1. April n. J. an sollen auf allen Kopfstationen — womit durchaus nicht gesagt sein soll, daß die anderen Stationen „kopflos" sind — aus den Erträgnissen, welche die Perronsperre abwirft, Notariats-Kanzleien errichtet werden, damit den Reisenden Gelegenheit geboten werde, vor Antritt einer Eisenbahnfahrt gleich das Testament machen zu können.

Scherz bei Seite! Die Geschichte mit den Eisenbahnunfällen fängt nachgerade an, unheimlich zu werden. Schlag auf Schlag, als ob alle Lokomotivführer konfus und alle Wechselwärter von der Drehkrankheit befangen wären, wechselt ein Eisenbahnunglück mit dem anderen ab.

Wir haben es gegenwärtig mit einer Eisenbahnepidemie, wie z. B. zur Zeit einer ansteckenden Krankheit, zu thun, wo Angst und Furcht neue Krankheitserscheinungen zu Tage fördern. Mich sollte es wundern, wenn nicht dem nächsten Reichstage oder Landtage von Seite der Regierung ein Gesetzentwurf vorgelegt wird, wonach es den Zeitungen im Interesse des Staates untersagt wird, über Eisenbahnunfälle Nachrichten zu verbreiten.

Die großen Unfälle lassen sich so wie so schwer vertuschen, und was die kleinen Karambolagen, Entgleisungen 2c. betrifft, so hängen die Eisenbahnverwaltungen gern den Mantel der christlichen Nächstenliebe darüber.

Auch in Regensburg, und zwar im Westbahnhof, hat sich kürzlich ein kleines Malheur ereignet, indem in der Hitze des Gefechtes zwei Lokomotiven mit ihren harten Schädeln an einander gerannt sind, ohne sich dieselben einzurennen.

Ja, in der Hitze des Gefechtes passieren oft die absonderlichsten Dinge: Ist da vor einigen Tagen in einem hiesigen Geschäfte ein Angestellter plötzlich von einer Ohnmacht befallen worden, welches Vorkommniß in der Schreibstube die größte Verwirrung anstiftete. So viel aber waren sich die gedachten Herren im Kontor noch klar, daß sofort ärztliche Hilfe herbeigeholt werden müsse. Gedacht, gethan. Es währte nicht lange, und der begehrte Medizinmann war zur Stelle, konstatierte die Ungefährlichkeit der Krankheit und verschrieb dem Patienten eine Medizin.

Der Chef des Hauses, der inzwischen herbeigekommen war und an einer kleinen Wunde an einem Fuß laborirte, benützte die Anwesenheit des Arztes, sich für dieses Uebel — nämlich die Wunde — eine Salbe verordnen zu lassen.

Es wurde in die Apotheke geschickt, der Arzt und der Herr des Hauses entfernten sich von der Unglücksstätte und bald darauf trafen auch die Medikamente ein. Dem Patienten, der sich bereits von seiner Ohnmacht einigermassen erholt hatte, wurden von der Medizin einige Tropfen verabreicht und — wie sehr erstaunte der Geschäftsinhaber, als er wieder das Kontor betrat und die Wahrnehmung machte, daß die Krankenpfleger sowohl die Stirne, wie auch den Magen des Patienten mit jener Salbe eintieben, die eigentlich für den wunden Fuß bestimmt war! Wer weiß, ob nicht gerade die Salbe wahre Wunde gewirkt hat, denn der Kranke war binnen wenigen Stunden wieder hergestellt.

Die Geschichte wäre sicherlich nicht in's „Extrablatt" gekommen, wenn die böse Nachbarschaft das heitere Mißverständniß nicht ausgeplaudert hätte. Darans sieht man aber wieder so recht deutlich, wie sehr man sich vor einer bösen Nachbarschaft in Acht nehmen muß!

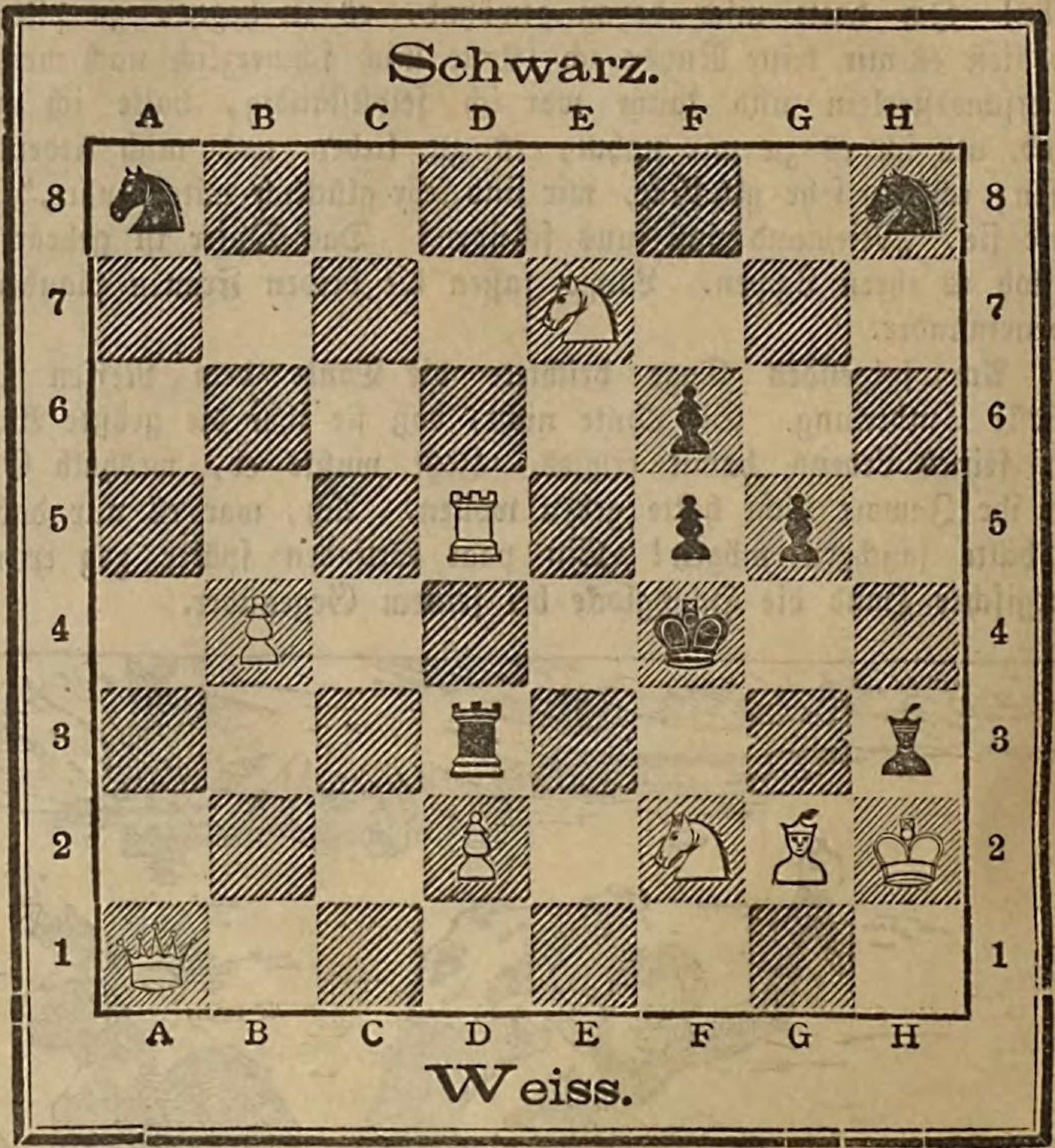
Mich wunderts nur, daß unsere Rathsherrn eine Nachbarschaft dulden, gegen die sich jeder Hausbesitzer mit Händen und Füßen sträubt. Jeder anständige Mensch, der den Rathhausbogen passirt und in die „Silberne Kranzgasse" einbiegt, muß sich der Gefahr aussetzen, daß die Gassenbuben auf ihn mit den Fingern weisen. Mit Ausnahme von einem Anwesensbesitzer in der besagten Gasse sind die anderen Herren auf unseren Magistrat schlecht zu sprechen, denn durch die ungebetene Niederlassung daselbst sind ihre Häuser bedeutend entwerthet worden. Hat man vielleicht dem „Unternehmer" die „Konzession" nur deshalb ertheilt, weil sie sich in der Nähe der Polizei befindet? — — — —

Es gibt in Deutschland mehrere Fabriken, die sich mit der Erzeugung von Fleckenwasser befassen, allein: solch ein Fleckenwasser, mit welchen man den besagten Schandfleck in unmittelbarer Nähe des Rathhauses entfernen könnte, existirt leider noch nicht! Vielleicht verfallen die Frauen unserer Stadtväter, die mit der Einwilligung so rasch zur Hand waren, auf ein geeignetes Mittel . . . -t.

Schachzeitung № 273.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von A. Okkinger in Amsterdam.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Nordisches Gambit.

gespielt in Kassan im April 1893.

Weiß: Charousek.		Schwarz: Wollner.	
1. e2—e4	e7—e5	11. e5—e6	Dd8—h4 (b)
2. d2—d4	e5×d4	12. e6×f7+	Kg8—f8
3. c2—c3	d4×c3	13. Lc1—f4	Sg4×f2
4. Lf1—c4	Sg8—f6	14. Dd1—e2	Sf2—g4+
5. Sg1—f3	Lf8—c5	15. Kg1—h1	Lc8—d7
6. Sb1×c3	d7—d6	16. Ta1—e1	Sb8—c6 (c)
7. o—o	o—o	17. De2—e8+	Ta8×e8
8. Sf3—g5	h7—h6 (a)	18. f7×e8-D+	Ld7×e8
9. Sg5×f7	Tf8×f7	19. Lf4×d6‡	
10. e4—e5	Sf6—g4		

a. Veranlaßt die folgende schöne Opferkombinatin. Besser war Sc6.
b. Verzweiflung! Auch bei 11. Te7. 12. Dg4 bleibt Weiß im Vortheil
c. Es folgt nun ein brillanter Schluß.

Meisterturnier der Berliner Schachgesellschaft.

Von den 29 erfolgten Anmeldungen wurden folgende 20 Schachmeister zur Theilnahme an dem am 13. Septbr. begonnenen Turniere zugelassen: aus Oesterreich: Albin, Markol, Charousek, Englisch, Schlechter und Zinkl; aus Rußlaud: Alapin, Schiffers, Tschigorin und Winaver; aus England: Blackburne, Burn, Caro und Teichmann; aus Deutschland: v. Bardeleben, Walbrodt, Cohn, Metzger und Süchting; und aus Frankreich: Janovsky. Die hervorragenden Meister, Steinitz, Lasker, Pillsbury und Dr. Tarrasch nahmen nicht Theit.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 269 von Dr. Galitzky.

1. $\frac{\text{g2—g4}}{\text{Beliebig.}}$ 2. D., S.‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von Jos. Frank, R. Kern, B. H.—, Georg Schmaderer, Gust. Schmidt, J. Schuler und R. Weiß.

Briefkasten. J. L. in A. Ihre Lösung zu Nr. 271. scheint eine falsche Aufstellung zu Grunde geiegen zu haben. — **A. C. hier.** Bei einer correcten Aufgabe gibt es im Einleitungs-Zug kein „oder", es muß „ein" Anfangszug zur Lösung aller Varianten der Aufgabe führen. In der Aufgabe Nr. 271. scheitert 1. Tc3—h3 an Sh5—g3 und 1.. Tc3—a3 an f6—f5.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer** und **Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: K. Blacht in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 68. **Montag, den 27. September.** **1897**

Handwerksbursche und Meister.

Es war im August 1881, als in dem kleinen bayerischen Landstädtchen Friedberg gar ungewöhnliches Leben und Treiben herrschte. Vor seinen Mauern bivakirten die Truppen des 1. bayerischen Armeecorps; es war Generalinspection, das höchste, was es für die Truppen im Frieden geben kann.

Von Nah und Fern hatte sich die neugierige Landbevölkerung eingestellt, um sich an dem ungewohnten Bilde eines kriegerischen Schauspiels satt zu schauen.

Zu den vielen gehörte auch ein armer Handwerksbursche, der etwas abseits von der festlich gekleideten Menge auf einem Hügel saß. Es schien ihm gar schlecht zu gehen, dem guten Bruder Straubinger. Seine auf die Knie gestützten Hände, die den schwarzen Lockenkopf hielten, zitterten, und so oft von dem Parke die Musik herüberschallte, glitt ein Schatten bitteren Schmerzes über sein bleiches, nicht unschönes Antlitz.

Ja, wer es so gut haben könnte, wie jene Herren drüben, die an der wohlbesetzten Tafel saßen! Aber nein, so gut wollte er nicht einmal leben, er wäre zufrieden gewesen, die Stelle des niedrigsten Bedienten bekleiden zu dürfen. Was war doch er gegen jenen Glücklichen, gegen dieses frohe Volk!

Seit zwei Tagen glich er einem gehetzten Wild, das sich schwer aus der Schußlinie seiner Feinde herauszufinden vermag. Wohin er gekommen, um sich nach rechtem Handwerksbrauch ein Stückchen Brod, ein dürftiges Nachtlager oder sonst eine kleine Gabe zu erbitten wurde er abgewiesen. Das Militär nahm das Interesse Aller in Anspruch und Niemand wollte einsehen, daß der arme Handwerksbursche mit Hunger und Durst kämpfte und sich sehnte, ein Plätzchen zu finden, wo er sein müdes Haupt hinlegen konnte. Auch hier in diesem Städtchen war es nicht anders gewesen. Keiner hatte Mitleid mit ihm gehabt, und so saß er nun da, halb ohnmächtig vor Hungersqualen und ohne Obdach, außer jenem, das der weite Himmel über ihn ausbreitete.

Nach längerer Pause setzte drüben im Parke die Militärmusik wieder ein, es war kein lustiger Walzer oder sonst eine erheiternde Weise — sanft und melodisch trugen die Winde die Klänge des Lieblingsliedes der Aepler hinaus, es war Koschats herrliches Lied:

„Verlassen, verlassen,
Verlassen bin i,
Wie a Stoan auf der Straßen,
Koa Dirndl mag mi."

Eine weihevolle Stille bemächtigte sich bei der Musik der früher so heiter plaudernden Menge, jeder empfand auf's Neue die Gemüthstiefe, die in dieser Weise liegt.

Und unser Handwerksbursch? Es war ihm, als hielte man ihm einen Spiegel vor die Seele. Paßte dieses Lied nicht so recht zu seiner trostlosen Lage? Auch er war ein Sohn der Berge, hatte schon zu tausend Malen jene Melodie gesungen, aber heute, wo er so arm und vergessen auf der weiten Welt war, heute schnürten ihm die Töne das Herz zusammen. Er stand auf und schlich sich seitwärts der Parkmauer an eine einsame Stelle. Dort warf er sich ins weiche Moos und weinte, weinte so bitterlich, wie es eben nur ein Mensch vermag, dem der Himmel nichts Anderes mehr gelassen, als Thränen.

Er hatte wohl lange so gelegen, denn die Musik hatte nach einigem Schweigen wieder einen lebenslustigen Marsch angestimmt. Diese Klänge verfehlten ihre gute Wirkung auf unseren Bruder Straubinger nicht. War er doch im Grunde genommen eines jener glücklichen Menschenkinder, die mit ihrem guten Herzen ebenso willig den Schmerz wie die Freude hinnehmen. Er richtete sich seufzend auf und wischte sich die Thränen aus den Augen.

„Na, zum Verzweifeln is nachher dengerst noch nit!" rief er sich selbst ermuthigend zu. „Bin i nit jung und hab' meine geraden Glieder? I'wegerl däs biffel Hunger flenn'n? Pfui, Bertl (Berthold), scham di!"

Während er so mit sich selbst rechnete, erscholl in einiger Entfernung von ihm Gläserklirren und lustiges Gelächter, und wie er durch das Gezweige des niedrigen Zaunes lugt, bemerkte er, wie eine Anzahl von älteren Offizieren an einer langen Tafel saßen und mit einem Herrn in grauer Jägerjoppe anstießen. Der Anblick dieser fröhlichen Gesellschaft ließ in den Kopf des bedrängten Handwerksburschen plötzlich einen kühnen Plan reifen.

„Wie wär's, wenn Du hinunterspräng'st und Dich schmahlmachend Deine nöthigen Zehrgroschen herausschlügst?" So dachte er sich; und er war ein Mann von raschen Entschlüssen und schnellen Thaten. In einem weiten Bogen schleuderte er Felleisen und Stock über die Böschung, dann schnellte er, biegsam wie eine Weide, selbst hinüber; im nächsten Augenblicke stand er mit abgezogenem Hut, gar weh- und demüthig dreinblickend, vor der fröhlichen Tafelrunde.

Wäre plötzlich ein Ungeheuer aus dem Erdboden vor ihnen aufgetaucht, die Herren, eine Anzahl Generäle und Stabsoffiziere, wären nicht entsetzter emporgesprungen, als bei dem Anblick unseres kühnen Handwerksburschen.

Nur einer blieb sitzen, das war der Herr in der Jägerjoppe, der sich, allerdings auf das lebhafteste überrascht, den blonden Vollbart strich, im übrigen aber den unerwarteten Eindringling gar nicht unfreundlich anblickte.

„Lassen Sie ihn, mein Lieber," wandte er sich dann an einen alten Graubart, der eben daran war, unseren Bruder Straubinger beim Kragen zu nehmen und fortzuweisen; „wir wollen 'mal sehen, was der „Kunde" für eine „Religion" hat und wie lange er schon auf der Walze ist."

Bei diesen Worten ließ der Offizier von dem Handwerksburschen ab, und dieser schritt schnell nach jener Seite hin, wo der freundliche Herr im Civil saß.

„Na, mein Sohn," sprach ihn dieser an, „was bist Du?"

„A Buchbinder bin i," entgegnete dieser unerschrocken, „z' Müncha drin hab' i g'lernt und da san meine Papier!"

Hiermit überreichte er dem neugierigen Frager einige zusammengefaltete Schreiben, die dieser oberflächlich durchflog. Als er zu Ende gelesen, gab er sie dem Eigenthümer wieder zurück.

„Also ein Buchbinder bist Du," sagte er lächelnd, „da sind wir ja Geschäftscollegen."

Der Geselle riß bei dieser Eröffnung Augen und Mund angelweit auf. Das hätte er sich nicht träumen lassen, daß er gerade hier auf einem Zunftmeister stoßen würde! Er schämte sich beinahe, daß er hier fechtend eingedrungen.

„Na, wie gehen die Geschäfte?" fuhr der „Meister" weiter fort; „bist Du schon lang auf der Walze?"

„Schlecht geht's," antwortete der Gefragte treuherzig. „Acht Wochen bin i schon auf der Landstraß'n, und wie i mi abmüh', i kann beim besten Will'n koa Arbeit find'n. Wenn's noch a paar Woch'n so furtgeht, dann bin i ferti."

Hier warf er einen traurigen Blick auf seine Schuhe, aus denen die Zehen vorwitzig auf den deutschen Reichsboden herauslugten.

„Ja, das ist eine schlimme Geschichte," meinte der also Be-

schiedene kopfnickend, „ich weiß es, unser Geschäft liegt darnieder. Hast Du schon angefragt in Friedberg?"

„Freili hab' i ang'sproch'n, Herr Meister, aber mei, es is halt nix," entgegnete der Handwerksbursche traurig.

„Na, wenn Du arbeiten willst, dann werde ich Dir Arbeit verschaffen," sagte der Herr in der Jägerjoppe und zog aus derselben eine Visitenkarte, die er mit rascher Hand überschrieb. Hierauf steckte er sie in einen seinen Umschlag, den er verschloß und händigte sie ohne eine Adresse dem Gesellen aus.

„Und mit dieser Karte gehst Du zu dem nächsten Meister, er wird Dich einstellen —" sprach er weiter, „und hier hast Du mein Meistergeschenk."

Mit diesem Worten drückte er dem Gesellen ein Geldstück in die Hand, das dieser bereits mit einem „Vergelt's Gott, Meister!" in die Tasche stecken wollte, als er plötzlich zusammenzuckte.

Mit zitternder Hand legte er dasselbe, ein blankes Zwanzigmarkstück, vor dem großmüthigen Geber wieder auf den Tisch.

„Na, das kann i nit annehma. I bi no alleweil ein ehrlicher Mensch gewesen," sagte er gepreßt. „Herr Meister, Sie hab'n sich g'irrt, das is koa Fünfpfünder, dös is a Goldstück."

Wohlwollend sah der Herr Meister dem ehrlichen Handwerksburschen in das offene Antlitz.

„Ich hab' mich nicht geirrt mein Sohn," sprach er, ihm die Hand reichend. „Ich kann das geben; bleibe immer so ehrlich. Du brauchst Dich nicht zu geniren, nimm es, und da Du doch nun einmal am „Schmalmachen" bist, so lasse auch diese Herren nicht aus. Geh' getrost zu ihnen, ein Jeder wird Dir was schenken, damit Du wieder auf die Beine kommst."

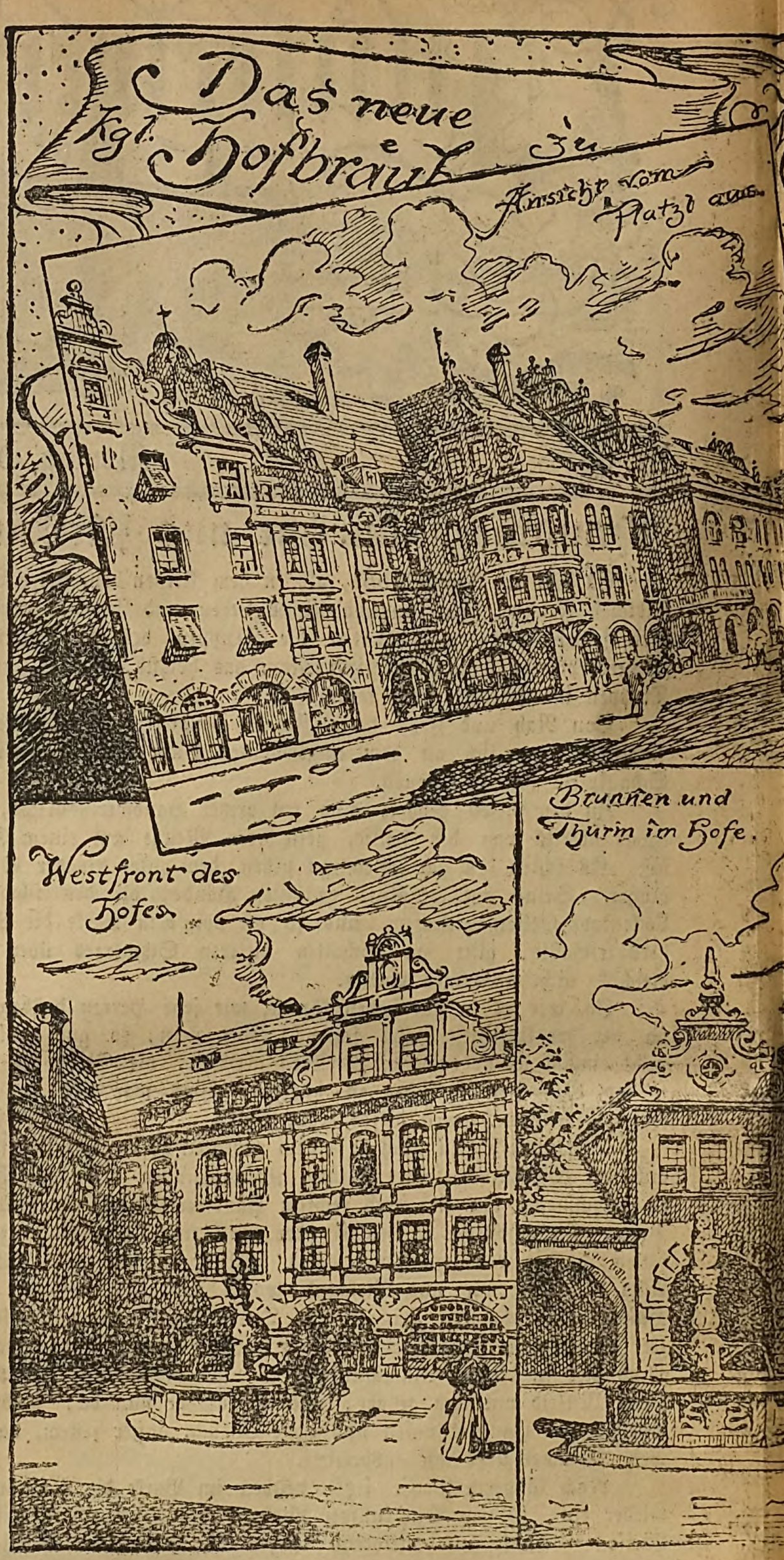
Zweifelnd sah bei dieser Aufmunterung unser Bruder Straubinger bald auf den Herrn Meister, und bald auf die anderen Herren. Dann faßte er aber dennoch Muth, und der alte, graubärtige Offizier, der ihn vorher hinauswerfen wollte, der war jetzt der Erste, welcher ihm gütig lächelnd einen blanken Thaler in den vorgehaltenen Hut warf. Seinem Beispiele folgten alle Anderen, und als der gute Buchbindergeselle die Reihe herum war, hatte er so viel Geld in seinem „Obermann" (Bezeichnung für Hut), wie er noch nie in seinem Leben besessen. Freudenthränen in den Augen, verabschiedete er sich von der fröhlichen Gesellschaft und suchte auf demselben Wege, auf dem er in den Park gekommen, wieder das Freie. Dort, wo er noch vor einer halben Stunde so bitterlich geweint, dort setzte er sich nieder, und beim Klang der Abendglocken, die das weite Thal zur Ruhe mahnten, schickte er ein heißes Dankgebet hinauf zu den sternbesäeten Himmel, zum lieben Gott, der ihn so unverhofft aus seiner Noth gerettet. Wir wollen nicht weiter ausführen, wie er dann anderen Tags zum größten Buchbindergeschäft ging und das Couvertchen mit der Karte vorzeigte, und wie darauf ihn der Buchbinder anstarrte und erregt ausfragte, wie er ihn sofort einstellte und wie da erst sich für den armen Buchbindergesellen das Räthsel löste, wer der Herr in grauen Jägerjoppe war, dem er all sein Glück zu verdanken hatte.

Es war Niemand anders gewesen, als der damalige Generalinspekteur der Armee, der Kronprinz des deutschen Reiches und nachmalige Kaiser Friedrich! Und wenn er sich selbst einen Handwerkscollegen nannte, so war das insofern nicht unrichtig, als der hohe Herr nach der Sitte, daß alle preußischen Prinzen ein Handwerk lernen müssen, die Buchbinderei wirklich erlernt hatte.

Georg Dengler. Durch ein unliebsames Uebersehen ist die Angabe der Quelle, aus welcher die Biographie Georg Dengler's in Nr. 475 und 482 unseres Blattes geschöpft wurde, unterblieben. Wir tragen dieß heute gerne nach: Der besagte Nekrolog ist dem bekannten und empfehlenswerthen **Sulzbacher Kalender** für katholische Christen 1898 entnommen.

Das Münchener Hofbräuhaus in seiner neuen Gestalt.

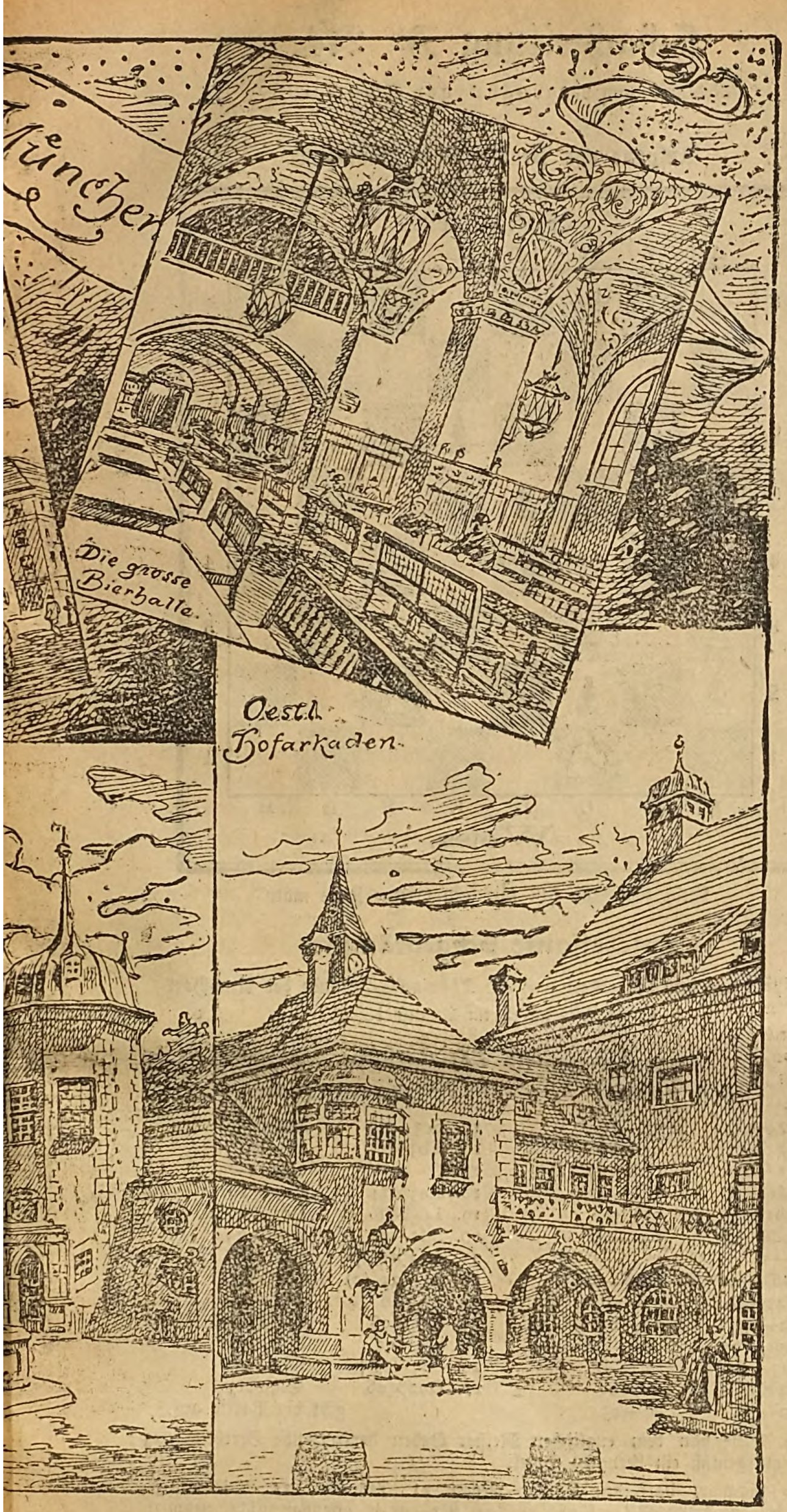
Das im Liede und in der ganzen Welt berühmte Münchener Hofbräuhaus hat sein altes Gewand abgestreift und sich in neue Formen und Farben gekleidet. Binnen Jahresfrist ist an die alte Zentralstelle der Münchener Gemüthlichkeit ein Novum getreten, etwas Neues, das aber seinem Wesen nach die alten Ueberlieferungen treu bewahrt, ihnen sogar in mancher Hinsicht besser und deutlicher Rechnung trägt als die alten Hofbräuhausräume, die nun der Vergangenheit angehören und einzig in der Erinnerung biererhrlicher Seelen ein mehr und mehr verblassendes Denkmal besitzen.



Vor Monaten bereits wurden die Haupträume im Erdgeschoß für den allgemeinen Besuch geöffnet, und schon damals wurde in der gesammten Oeffentlichkeit einmüthig konstatirt, daß die früheren Verhältnisse eine radikale Verbesserung und auch Erweiterung erfuhren. In noch weit höherem Maße kann dies heute gesagt werden, nachdem der mächtige Umbau so ziemlich in allen seinen Theilen vollendet ist. Bewunderung verdient in erster Linie die Zweckmäßigkeit, welche die bauführende Firma Heilmann & Littmann allen den durchgreifenden Aenderungen, die in knapper Jahresfrist vollendet wurden, aufgeprägt hat. Gleichwohl verbirgt sich diese Zweckmäßigkeit bescheiden hinter reichen architektonischen Schönheiten, die jedoch vollständig frei sind von Künstelei und Prunk.

Die Haupträume des Wirthschaftsbetriebes bestehen aus den beiden Bierhallen und zwar ist die westliche hohe Halle mit 366,6 Quadratmeter aus dem alten Sudhaus, die östliche 353,6 Quadratmeter umfassende niedere Halle aus dem alten Maschinenhaus hervorgegangen. An diese umfangreichen Bierhallen reiht sich ein Bräustübl mit 56,7 Quadratmeter an.

Die zu diesen Bierhallen gehörigen Oekonomieräume, insbesondere aber die Schenken und die Küchen mußten so gelegt werden, daß sie einerseits mit den Bierhallen und mit dem Garten in gute



Verbindung traten, andrerseits den Zugang zur Gassenschenke ohne Berührung mit den Wirthschaftsgästen ermöglichten. Der Garten unterscheidet sich von seinem euphemistisch so benannten Vorgänger dadurch, daß er einen wirklich mit Bäumen bepflanzten Platz darstellt. Der neugeschaffene Hof wurde zu diesem Zwecke an drei Seiten mit Arkaden umzogen, mit einem Brunnen geschmückt und soll im Laufe des kommenden Winters durch Anpflanzung von Bäumen eine weitere Zierde erhalten.

Die Raumgestaltung der Schenken und Küchen bot insoferne Schwierigkeiten, als es sich bei Schaffung derselben um ganz ungewöhnliche Verhältnisse und Bedürfnisse handelte. Bierschenken, an denen an einem Tage 100 Hektoliter und noch mehr ausgeschenkt werden, dürften wohl nirgends mehr bestehen und dieselben erfordern in der Anlage der Aufzüge, der Ganter und Schanktische, ihre eigenen Konstruktionen, welche im Detail zu weit führen würde. Die Anlagen der Küchen, welche nicht nur den regelmaßigen, umfangreichen Tagesbedarf zu decken haben, sondern bei besonderen Gelegenheiten, beispielsweise während der Bocksaison, infolge Vertilgung von Tausenden von Würsten geradezu Riesenanforderungen gewachsen sein müssen, bot ein Studium für sich. Die Hauptküche übernimmt zugleich die Aufgabe, sämmtliche Gast- und Gesellschaftszimmer in den oberen Etagen, sowie den großen Saal mit Speisen zu versehen und ist in Folge dessen durch Aufzüge mit den oberen Stockwerken sowohl, als auch mit dem Keller verbunden.

Im ersten Obergeschoß ist neben der Wohnung des Wirthes und seinem Bureau, welches durch eine eigene Stiege direkt mit der Küche verbunden ist, eine größere nach dem Platzl zu gelegene Trinkstube von 250 Quadratmeter, sowie ein kleineres Gesellschaftszimmer von 123,2 Quadratmeter untergebracht. Beide Räume sind von der Straße aus durch die große Hauptstiege zugänglich gemacht, welche dann weiter vom ersten Stock in das zweite Obergeschoß führt, wo sich drei Gesellschaftszimmer von 99,5, 50,4 und 111 Quadratmeter befinden. Hier liegt auch der große Saal. Er mißt bei 42 Meter Länge und 17,5 Meter Breite 735 Quadratmeter und ist von einem in Monierkonstruktion ausgeführten Tonnengewölbe überspannt. Den Hauptschmuck des Saales bilden die von Kunstmaler Ferd. Wagner gemalten Wand- und Gewölbedekorationen.

Die für das Aeußere des Baues gewählten Formen sind aus unseren Illustrationen ersichtlich.

Wochen-Plaudereien.

IV.

Wo des Wohlthuns Segen quillt,
Ob's Freunden oder Feinden gilt,
Wo des Mitleids Sonne scheint,
Dem Freund nicht minder als dem Feind —
Da keimt und sproßt mit mächt'gem Triebe
Die edle Pflanze: Menschenliebe!

Es ist zwar traurig, aber wahr: Unser modernes Wohlthätigkeitssystem entbehrt nicht eines gewissen äußeren Prunkes. Mir liegt es fern, die Behauptung aufstellen zu wollen, daß der schöne Spruch:

„Wohlthaten still und gern gegeben,
Sind Todte, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm besteh'n,
Sind Sterne, die nicht untergeh'n"

gar keine Berechtigung mehr besitzt, allein, Hand an's Herz! Wenn man heutzutage auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege etwas erreichen will, da muß man schon die große Trommel schlagen! Was thut man nicht Alles, um den Armen zu helfen! Man arrangirt Konzerte zum Besten der Nothleidenden, man tanzt zum Wohle der Armen, man veranstaltet Bazare zu wohlthätigen Zwecken, man ruft Sammlungen in's Leben, wobei der Geber wenigstens die Befriedigung hat, daß sein Name in der Zeitung steht, und man errichtet einen „Glückshafen", damit humanitären Anstalten ein Scherflein zufließe.

Seien wir übrigens froh, daß dem Wohlthätigkeitssinne noch insoweit die Thüren überall offen stehen, wenn es heißt, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden.

Und das muß man anerkennen: Die Damen des „Vincentius-Vereines" haben sich redliche Mühe gegeben, ein schönes Werk zu vollenden und, was eigentlich die Hauptsache ist, die hiesige Bewohnerschaft hat es nicht daran fehlen lassen, dem Unternehmen reizende Spenden zuzuwenden.

Und so präsentirte sich denn der Glückshafen im Reichs-Saale des Rathhauses als ein interessantes Waarenhaus, dem man eine magnetische Anziehungskraft nicht absprechen konnte. An 2000 verschiedene Gegenstände waren da aufgestapelt, die den Kindern Fortuna's entgegenlächelten.

Als ich gestern den großen Hafen des Glückes betreten hatte, wünschte ich mir unwillkürlich, ein Sonntagskind zu sein, das, wie es heißt, besonders vom Glück begünstigt ist. Warum sollte ich nicht auch einmal die Launen des Zufalles durch etliche Zehnpfennigstücke herausfordern? Ich vertraute mich dem blinden Glücke, und siehe da: unter meinen Loosen befand sich ein Treffer!

Selbstredend stellte ich mir schon im Geiste vor, wie ich mit einem Regulator unterm Arme nach Hause pilgern, oder auch, was mir ebenso lieb gewesen wäre, ein Rehfell als Bettvorlage, einen eleganten Spiegel, eine kostbare Lampe u. s. w. heimschleppen würde. Man soll sich nur etwas einbilden, da ist man sicherlich geliefert!

Wie selten kommt es vor, daß unsere Erwartungen übertroffen werden, noch seltener aber trifft es zu, daß sich unsere Befürchtungen in Wohlgefallen auflösen.

Herr und Frau Huber scheinen solche Glückspilze zu sein! Drei Tage lang hatte Herr Huber die unangenehme Bemerkung machen müssen, daß seine bessere Ehehälfte eine gewisse Zurückhaltung gegen ihn beobachtete, die man in der Regel solchen Leuten zu Theil werden läßt, denen man nicht recht traut, und drei lange

Tage hatte es Frau Huber über sich gebracht, obwohl ihr das Herz schier brechen konnte, ihren Seelenschmerz zu bemeistern.

Der Vorsatz, diesem unerträglichen Zustande heute ein Ende zu bereiten, stand beim Herrn Huber so fest, wie die Uhr des großen Neuhaus-Saales.

Es war nach Tische. Der Gattin hatte das Mittagessen nicht gemundet und der Mann war nicht im Stande, einen Bissen herunterzuwürgen. Frau Huber wollte ihren Platz eben verlassen, — allein mit geradezu rührender Zärtlichkeit faßte der Gatte sein Weib bei der Hand, blickte seiner Getreuen in's Auge und begann: „Jetzt sag' mir einmal, Weiberl, was hast denn eigentlich? — Du bist ja grad, als ob Du ausgewechselt worden wärest!" . . . Die Frau brach in Thränen aus: „Geh' nur," schluchzte sie, „Du Ungetreuer . . ." Die Stimme der Frau Huber erstickte; Herr Huber war ob einer solchen Anklage wie aus den Wolken gefallen: „Ich," versetzte er mit der unschuldigsten Miene von der Welt, „ich bin mir wahrlich keines Verbrechens bewußt!" — „Du Scheinheiliger," begann nun wieder die Ehegesponsin ihre Anklage fortzusetzen, „mich täuschest Du nicht; ich habe gestern Alles gehört, was Du mit Deinem „intimen" Freunde Schmid abgemacht hast. Wie Du Dich verstellen kannst! Also Sie gefällt Dir; natürlich! Sie ist „hübsch" und „schlank" und „elegant" und Du willst nächstens mit Ihr einen Ausflug machen." . . . . „Aber mit wem denn?" unterbrach Herr Huber den nun wiedergewonnen Redestrom seiner Gattin. — „Wie Du noch so fragen kannst!" entgegnete Frau Huber pikirt; „wenn Du es nicht weißt, so will ich es Dir sagen: Mit der Ella!"

Der Mann war einen Augenblick ganz paff, dann aber brach er in ein schallendes Gelächter aus: „Sei unbesorgt, meine Theu're, auf die brauchst Du nicht eifersüchtig zu sein; übrigens heißt sie auch nicht Ella, sondern „Stella" — weißt Du, das ist der neue Dampfer von dem wir sprachen und mit dem Du sicherlich auch gelegentlich einen Abstecher unternehmen wirst!" . . . .

Was soll ich noch erzählen? — Der dreitägigen Gewitterschwüle im Hause Huber folgte herzerfrischender Sonnenschein. . . .

-t.

Vom Büchertisch.*)

Der Inhalt giltiger Testamente, erläutert nach Gemeinem, Preußischen, Französischen, Sächsischen Recht und nach dem Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch. Von Dr. jur. Ludwig Albrecht. Preis 2 M. Leipzig, 1897, Verlag von Curt Staeglich.

Was der Kaufmann vom Bürgerlichen Gesetzbuch wissen muß. Von G. Hack. Preis 2 M. Leipzig, 1897, Verlag der Handels-Akademie.

Gute und schlechte Früchterl'n. Oberbayerische Hochlandsskizzen von J. Hayda. Mannheim, 1897, Verlag von J. Bensheimer.

Das Zeichnen im Dienste des Religionsunterrichtes. Von Alfred Hoppe, Pfarrer in Winzendorf. Wien, 1897. Im Selbstverlage des Verfassers.

Fuldaer St. Antonius Kalender 1898. Preis 40 ₰. Verlag der Fuldaer Aktiendruckerei.

Bayerischer Studien-Kalender 1897/98. Verlag von Karl Gerler, München. Preis 75 ₰.

Glücksrad-Kalender für Zeit und Ewigkeit. Achtzehnter Jahrgang 1898. Preis 70 Pf. Wien, Verlagsbuchhandlung St. Norbertus.

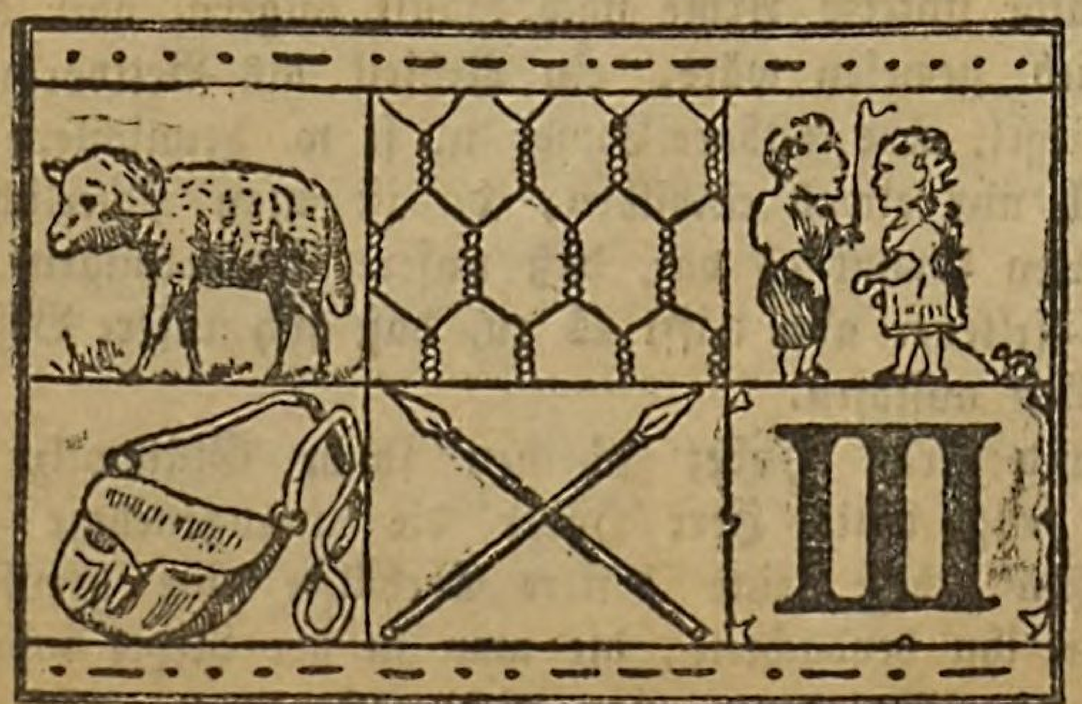
Der Arbeitsvertrag der Handlungsgehilfen. Ein Kommentar zum sechsten Abschnitt des Handelsgesetzbuches. Von Richard Lipinski. Leipzig, Selbstverlag. Preis 50 Pf.

Tannenreiser. Lieder aus der Jägerstube. Von Georg Grünbauer· München, Carlstraße 59. Selbstverlag des Verfassers. Preis 1 M. 20 Pf.

*) Die Redaktion behält sich vor, auf einzelne Werke näher zurückzukommen.

Telegraphenrebus.

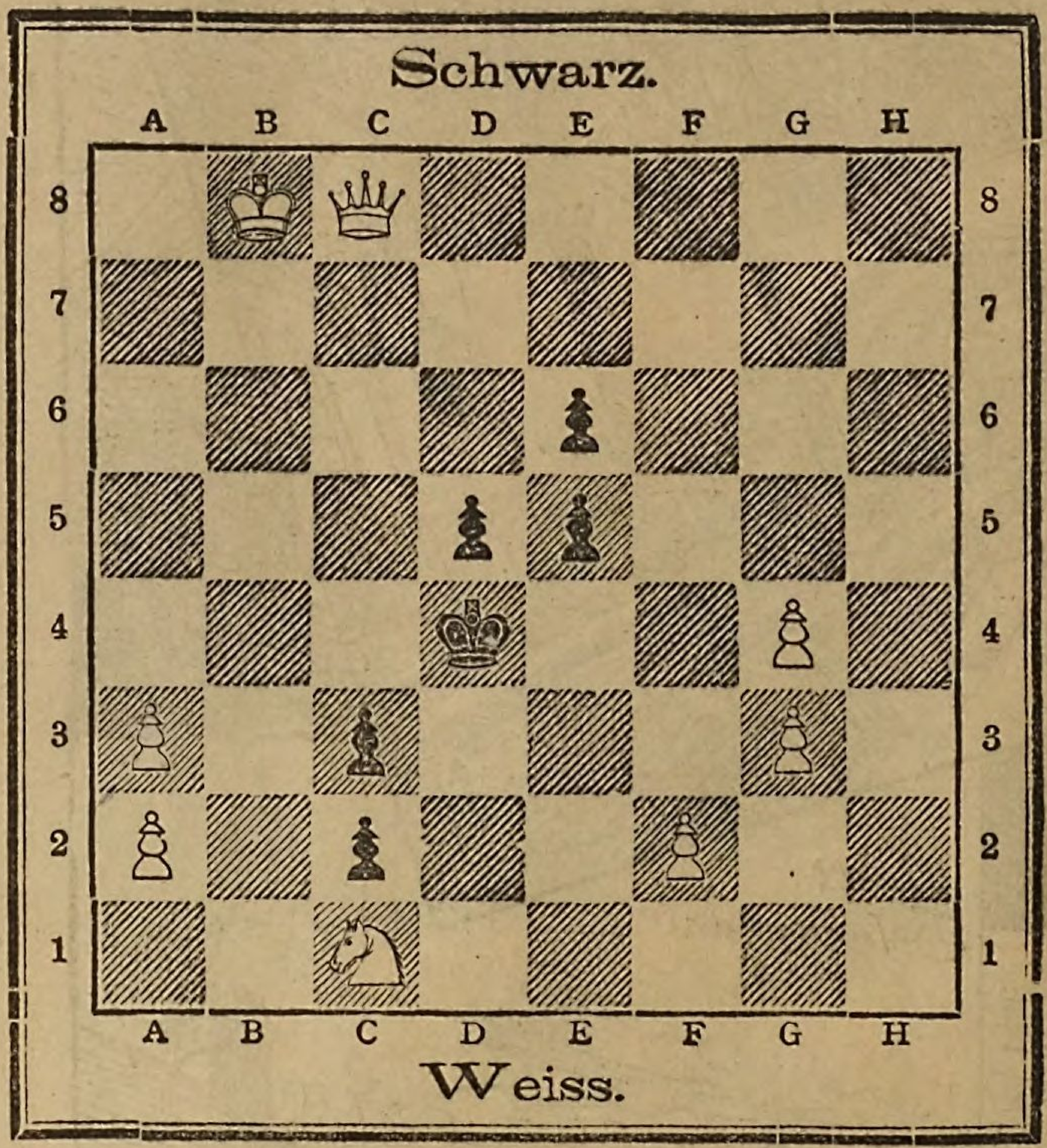
(Es ist herauszufinden, ob die geltenden Buchstaben durch die Punkte oder durch die Striche bezeichnet werden.)



Schachzeitung № 274.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Pradignat in Montpont.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Gespielt auf dem Jahrescongreß (zu Thousands-Island) der New-York State Association im August 1897.

Französisches Springerspiel.

Weiß: Kemeny.		Schwarz: Hanham.	
1. e2—e4	e7—e5	15. Sc3—d5	Sf6×d5
2. Sg1—f3	d7—d6	16. Lb3×d5	c5—c4
3. d2—d4	Sb8—d7 (a)	17. f2—f4	e5×f4
4. Lf1—c4	Lf8—e7	18. Le3×f4	Le7—d6
5. Sb1—c3	c7—c6	19. Lf4×d6	Dc7×d6
6. Lc1—e3	Sg8—f6	20. Sd2—f3	Dd6—g3?
7. o—o	o—o	21. Lc4×f7+	Kg8—h8 (b)
8. Dd1—e2	Dd8—c7	22. e4—e5 (c)	Lc8×h3
9. Ta1—d1	a7—a6	23. e5—e6	Tb8—e8
10. a2—a3	b7—b5	24. Lf7×e8	Tf8×e8
11. Lc4—b3	Ta8—b8	25. Sf3—e5	Lh3×e6
12. Sf3—d2	Sd7—b6	26. Se5—f7+	Kh8—g8
13. d4×e5	d6×e5	27. De2×e6	Schwarz gibt die Partie auf.
14. h2—h3	c6—c5		

a. Diese von dem englischen Meister Boden herrührende Vertheidigung gibt naturgemäß ein beengtes Spiel.

b. Schwarz darf den Läufer wegen 21. Tf8×f7, 22. Td1—d8+, Tf7—f8, 23. Td8×f8+, Kg8×f8, 24. Sf3—g5+ offenbar nicht nehmen.

c. Der entscheidende Vorstoß!

Meisterturnier der Berliner Schachgesellschaft.

Nach der 9. Runde war der Stand des Meister-Turniers folgender: Marko 8, Walbrodt 7, Janovski $6\frac{1}{2}$, Blackburne, Englisch u. Tschigorin 6, Caro und Teichmann $5\frac{1}{2}$, Alapin, Burn, Charoussek, Metger, Schiffers und Süchting 5, Schlechter $4\frac{1}{2}$, Winawer und Zinkl 4, Cohn $3\frac{1}{2}$, Albin 2, v. Bardeleben $\frac{1}{2}$ Gewinnpartien. v. Bardeleben trat nach der ersten Partie wegen Unpäßlichkeit von dem Turniere zurück, weshalb nach den Turnierbestimmungen allen anderen Theilnehmern, die noch mit demselben zu spielen hatten, die übrigen Partien als Gewinnpartien angerechnet werden.

Im Hauptturnier kamen aus der 1. und 2. Abtheilung folgende Theilnehmer an die Siegergruppe: 1. Bleykamus, 2. Brody, 3. Doppler, 4. Fuchs, 5. Heinrichsen, 6. Hirschler, 7. Hülsen, 8. Keidanski und 9. v. Popiel. An Gewinnpartien verzeichnete nach der 3. Runde Bleykamus, Brody, Hülsen 2, Heinrichsen $1\frac{1}{2}$, Doppler, Fuchs und v. Popiel 1, Keidanski $\frac{1}{2}$, und Hirschler 0.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Sonntag Nachittags im separirten sog. Weinzimmer** und **Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer.** Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: K. Placht in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 69. Montag, den 4. Oktober. 1897

Eine Vision.

Im Septemberheft der „Deutschen Revue" gibt Nataly von Eschstruth Erinnerungen an den Dichter des „Trompeter", des „Ekkehard" 2c. zum Besten. Scheffel erzählte u. A. von einem Freunde, dem Folgendes passiert war: „Sein Wort," schickt der Dichter voraus, „bürgt mir für die unbedingte Wahrheit seiner Erzählung, denn Freund S. ist eine Persönlichkeit, die jeden Zweifel ausschließt. Eine Soldatennatur par excellence, sehr realistisch, nüchtern und ehrlich denkend, gradaus bis zur Derbheit, leicht mißtrauisch jedem gemachten Wesen gegenüber, von echter Landsknecht-Frömmigkeit, die nicht viele Worte macht und keinen Kultus zur Schau trägt und im letzten Augenblicke durch ein Stoßgebetlein aus tiefstem Herzensgrunde stammelt. S. war Kavallerist und war während des Feldzuges 1870/71 besonders viel kommandiert, Jagd auf Franktireurs zu machen. Seine Umsicht, Kaltblütigkeit und oft ein an Tollkühnheit grenzender Muth befähigten ihn ganz besonders zu diesem aufreibenden und gefährlichen Dienst. Aus dieser Zeit erzählte er mir persönlich folgendes Ereigniß:

„Es war eine warme, mondhelle Nacht, als ich mit etlichen besonders zuverlässigen Leuten meiner Schwadron das Wagstück unternahm, die Stellung des Feindes auszukundschaften. Das Gelände war uns nur in großen Strichen bekannt; wir wußten, daß sich vor uns ein mäßig großer Wald, dahinter freie Wiesen und Ackerland und angrenzend an dieses ein Gehöft befand, wo wir den Hauptschlupfwinkel und die Munitionskammern der Franktireurs vermutheten. Der Wald erwies sich jedoch tiefer und beschwerlicher als wir dachten, und obwohl wir die menschenmöglichsten Vorsichtsmaßregeln beobachteten, wurden wir doch öfters durch Geräusche und Wahrnehmungen beunruhigt, als ob wir vom Feind umschlichen und beobachtet würden. Wir überlegten schon, ob es unter diesen Verhältnissen rathsam sei, bei dem hellen Mondlicht das schützende Waldesdunkel zu verlassen, als ein heraufsteigendes Wetter den Himmel überzog und alles Licht in tiefste Finsterniß tauchte. Wir hatten den Waldsaum erreicht und hielten einen Augenblick rathlos stille, auf die grabesstille, stockdunkle Ebene hinausblickend. Der Wind fuhr rauschend durch die Baumkronen und jagte heulend über das flache Land, Regentropfen klaschten hernieder und Nachtvögel strichen mit heiserem Schrei über uns hinweg. Man sah nicht mehr die Hand vor den Augen und es schien als eine Unmöglichkeit, den Weg nach dem Gehöft aufzufinden. Schon wollte ich mich mißmuthig entschließen, den Rückweg anzutreten, als plötzlich in ziemlicher Entfernung ein Licht aufblitzte.

„Das Haus! — Hurrah! — dort liegt das Haus!" raunte mir ein Gefreiter zu, und ich nahm das Fernglas und forschte eifrig nach der Wahrheit. Richtig das Licht schien durch das Glas, die Fensterscheibe und verdunkelte sich zeitweise, als ob Schatten hin- und herglitten. Die Stube war sichtlich von Feinden besetzt. Wir frohlockten. Das dunkle Wetter begünstigte unsere Annäherung, der Sturm und Regen übertönte die Hufschläge, wir hatten die beste Aussicht, uns unbemerkt heranpirschen zu können. So ritten wir los, erst vorsichtig prüfend, dann, als sich der Boden als hochbegraste, sammetweiche Wiese herausstellte, dreister werdend und schärfer ausgreifend. Dann ward der Boden plötzlich härter und knirschte hie und da wie loses Geröll. Dennoch ritten wir scharf zu, denn das Licht rückte näher und näher und mußte nach meiner Berechnung in spätesten zehn Minuten erreicht sein. Auffällig schien es, daß weder Gartenland noch Acker oder Zäune die Nähe des Gehöftes anmeldeten, doch war es wohl möglich, daß sich diese Anzeichen nach der entgegengesetzten Seite befanden, während die Front des Hauses nach der freien Heide hinausblickte. Das Licht stand unbeweglich und brannte inmitten des sausenden Sturmes ruhig und hell. Ich ritt als Erster meinen Leuten voran, den Blick starr auf die Flamme gerichtet, deren heller Schein noch mehr gegen die Dunkelheit blendete. Plötzlich schrack ich zusammen, und zwar so jäh, daß ich ganz unwillkürlich mein Pferd zurückließ und dadurch die mir folgenden Reiter aufhielt. Mit weit aufgerissenen Augen, die Haare in jähem Grausen gesträubt, starrte ich auf eine weiße Frauengestalt, die plötzlich aus der Finsterniß auftauchte und die Arme in angstvoller Abwehr nach mir ausstreckte — meine Mutter! Wahrlich und leibhaftig meine Mutter, die doch schon seit 3 Jahren daheim auf deutschem Friedhof schlummerte. Ich sah sie genau — jeden Zug ihres lieben, trauten Gesichtes, ihre Augen, ihren Mund, ihre Gestalt in dem weißen Todtenhemd, ganz so, wie ich sie zum letzten Mal voll verzweifelnden Schmerzes angeschaut, ehe der Sarg für immer geschlossen wurde. Und nun plötzlich stand sie vor mir in stockfinsterer Nacht — im fernen Feindesland, auf einsamer Haide.

„Mutter!" schrie ich auf — „Mutter!"

Der Gefreite faßte mich entsetzt am Arm: „Um Himmelswillen — Herr Rittmeister —!"

Da zerrann die wundersame Erscheinung vor meinen Augen. Noch einmal winkte sie mir mit allen Zeichen großer Angst zu; „Zurück! Zurück!" und dann umgähnte mich abermals die schwarze Finsterniß. Keines Wortes mächtig saß ich im Sattel. Ich fühlte wie das Pferd unter mir zitterte und aufschnaufend zurückdrängte.

„Herr Rittmeister . . . ."

„Hackert — haben Sie nichts gesehen?" rang es sich endlich keuchend von meinen Lippen.

„Nein Herr Rittmeister . . . was . . .?"

„Und Ihr anderen saht auch nichts?"

„Nein, Herr Rittmeister!" flüsterte es betroffen im Kreise.

„Halt! — Keinen Schritt weiter! — Es droht uns eine Gefahr. — Hackert, halten Sie mein Pferd!"

Ich sprang zur Erde.

„Lassen Sie mich ein paar Schritte vorgehen!"

Unter meinen Sohlen knirschte loses Steinicht, es bröckelte ab, und ich hörte, wie ein Stück fortrollte und dann polterte, als stürze es in einen tiefen Abgrund hinab. Was war das? Als ich unschlüssig stehe und zaudere, noch einen Schritt vorwärts zu thun, bricht der Mond mit hellem Strahl durch das Gewölk, und ich blicke vor mir nieder in die gähnende Tiefe eines Steinbruches, während drüben, an dem jenseitigen Rand, eine Laterne aufgehängt ist: Eine Falle, die uns die Franktireurs gestellt haben. Einen Augenblick rinnt es wie kaltes Grauen durch meine Glieder, noch zwei Schritte weiter, und wir lagen zerschmettert in der Tiefe. Ich sprang zurück auf mein Pferd.

„Kehrt! Wir sind an Steinbrüchen!" rufe ich leise, und meine wackeren Reiter, die das Entsetzliche gleich mir geschaut hatten, reißen die Pferde herum. Da knattert es jenseits des Steinbruchs. Kugeln pfeifen über uns hinweg, meinen Gefreiten schlägt die eine gegen den Karabiner, dennoch hat er ihn schon an der Backe und gibt gleich uns Feuer. Zweimal schießen wir in die Dunkelheit hinein, der Mond versteckt sich wieder, wir sehen keinen Feind mehr und jagen nun durch Sturm und Regen dem schützenden Walde wieder zu. Erst später, als wir wieder wohlbehalten bei den Un-

seren angelangt sind, überkommt mich die Erinnerung an das soeben Erlebte mit elementarer Gewalt. Ich öffne meine Brusttasche, blicke auf das Bildchen meiner lieben seligen Mutter, presse das Antlitz darauf und weine wie ein Kind. Eine Erklärung für die räthselhafte gespenstische Erscheinung habe ich nie gefunden, nur die, daß ich schon während Lebzeiten der Mutter stets ihr Sorgenkind gewesen, über das sie ganz besonders treu und liebevoll schützend die Hände gebreitet!"

„Soweit mein Freund," schloß Scheffel, „ein Mann, der nie gelogen hat und dem ich dieses Erlebniß Wort für Wort glaube. Es hat mich oft beschäftigt in Gedanken, und ich habe mich der seligen Bestätigung gefreut, daß auch das Grab der Mutterliebe keine Schranken setzt; unter vielen Tausenden ist aber wohl nur einer, dem sich solches in Stunden höchster Gefahr und Noth offenbart!"

Kallmünz.

Der freundliche Markt Kallmünz — 20 km. von Regensburg entfernt — ist einer der lohnendsten Ausflugsorte von Regensburg aus und ist durch Omnibus mit den Bahnstationen Etterzhausen und Ponholz verbunden. Genannter Markt, umrahmt von der Vils und Naab, welch' beide Flüsse recht stärkende Bäder bieten, hat in unmittelbarer Nähe schöne Formen bildende, mit Laub- und Nadelholz besteckte und mit prächtigen Felspartien ausgestattete Bergketten, umsäumt von saftigen Auen. Ein Spaziergang von Kallmünz über Traidendorf nach Rohrbach und Karolinenhütte (5 km.) bietet dem Wanderer Naturschönheiten in mannigfacher Abwechslung und jeder Naturfreund wird entzückt ob all dieser Schönheiten. Die Aussicht



vom Thurm der Schloßruine aus über das Naab- und Vilsthal wird gewiß jedem Besucher unvergeßlich. Auch in Bezug auf Verpflegung ist in Kallmünz bestens gesorgt. Die Bierbrauerei und Restauration Holler, ausgestattet mit einer Anzahl Fremdenzimmern mit guten Flaumbetten bietet Alles auf, dem Fremden gute Verpflegung zu geben. Küche und Keller sind ganz vortrefflich und was die Hauptsache ist — billig. — Jedem Nervenleidenden kann Kallmünz als Luftkurort auf das wärmste empfohlen werden. — Ein Arzt, der zugleich auch Apotheke führt, befindet sich im Orte. (Siehe obiges Bild.)

Gepreßte Diebe.*)

Als der Riegler Toni und der fesche Franzl auf „Wanderschaft" waren und aus der Truhe eines Krämers 100 Gulden „ge-

*) Aus „Erlauschtes" von Joseph Wichner.

„sorgt“ hatten, beschlossen sie, ordentliche Menschen zu werden und sich auf die Landwirthschaft zu verlegen.

Also gingen sie bei gutem Mondschein auf den Kuhhandel aus und die schwarze Kuh des Grottenhofbauern, der vor Zeiten mit dem uns bekannten Damian Dumm... er hinter die Schule gegangen war, erregte ihr Wohlgefallen in dem Maße, daß sie selbe, ohne den müden Mann in seinem Sägewerk zu stören, aus dem Stalle zogen und damit auf dem Wege der Ehrlichkeit den Anfang zu machen gedachten.

Leider war aber die Kuh anderen Sinnes: denn es war draußen gar kühl, im Stalle aber prächtig warm, und zudem wollte sie ihren guten Herrn wenigstens nicht ohne förmlichen Abschied verlassen und so als undankbares Thier erscheinen.

Sie ging demnach nur bis zur Tränke mitten auf dem Marktplatze, dann aber allen Versprechungen, Drohungen und Winken mit dem Zaunpfahle zum Trotze nicht einen Schritt weiter.

Da fiel es dem feschen Franzl ein, daß das Thier zum Grottenhofer jedenfalls mehr Zutrauen haben dürfte, als zu landsfremden Leuten, wenn es Letztere auch noch so gut meinten, und demgemäß machte er seinem Geschäftsfreunde den Vorschlag, er wolle den Bauern aufwecken und ihn ersuchen, daß er, dieweil sie als fremde Viehhändler sich verirrt hätten, die Kuh und sie selbst bis zum nächsten Dorfe, führen.

Dem Toni gefiel der Vorschlag, und also ging der Franzl zum Grottenhof zurück, pumperte mit wuchtigen Fäusten an den Fensterläden und bat den Bauern um seine Beihülfe.

Dieweil der Franzl nun sein Ansuchen mit einer Fünfernote unterstützte, dachte sich der Grottenhofer, so viel könne er nicht verdienen, auch wenn er drei Nächte aus Leibeskräften darauf lossägen würde, und demnach that er etliche bejahende Brummer, schlüpfte in seine Kleider und folgte dem freigebigen Händler.

Der Toni hatte unterdeß das Thier, welches an einem weißen Rückfleck leicht kenntlich war, mit einem Pelze bedeckt, der sich gleichfalls verirrt hatte, und nun griff der schlaftrunkene Grottenhofer gemächlich nach dem Strick und tappte nickend zum Dorfe hinaus, und die plötzlich willige Kuh terkelte hinterdrein und die beiden Diebe auch und lobten den Grottenhofer unbändig, daß er den Weg so gut wisse und mit dem Vieh umgehen könne, wie mit seinesgleichen.

Wie aber der nächste Thurm in Sicht war und die zwei Gauner hoffen konnten, daß die Kuh die frische Luft und das Wanderleben gewöhnt sei, bedankten sie sich nebst der Bezahlung noch gar herzlich für den Freundschaftsdienst, und der Grottenhofer tappte wieder heim und kroch etwas steif in sein Nest.

Einschlafen jedoch konnte er diesmal, so sehr ihn danach gelüsten mochte, doch nicht; denn auf einmal ging draußen ein lautes Gebrüll an, und: „Jegerle, das ist unsere Schwarze!“ schrieen der Bauer und sein Weib einmüthig und sprangen aus den Betten und stürzten sich durch die Hausthüre ins Freie.

Und da stand sie wirklich und lebhaft, ebendieselbe Schwarze, welche der Grottenhofer kurz vorher hatte stehlen geholfen und sie brüllte freudig auf, weil sie im Kampfe mit den neuen Landwirthen ihren Willen durchgesetzt hatte und nun wiederum daheim war.

Dem Grottenhofer aber ging nun, obschon die Dämmerstunde noch nicht da war, doch ein Lichtlein auf, also daß er sich vor die Stirne schlug, hinter den Ohren kratzte und ein Thierlein nannte, das er eigentlich nicht im Stalle stehen hatte, und die Bäuerin, die besagtes Thierlein von der Fibel her kannte, fand die Selbsteinschätzung ihres Mannes völlig zutreffend.

Aber manchmal hat selbst so ein Grauthier Glück, der schlaueste Fuchs jedoch Pech, und so war es auch hier; denn als das Pärchen genauer zusah, lag auf der Kuh ein schöner, warmer Pelzrock, und als die Bäuerin in weiblicher Neugierde untersuchte, ob der Pelz auch Taschen habe, hatte er deren nicht weniger als viere, und in einer steckte ein fette Geldtasche mit mehr denn 90 Gulden baar.

Auf das hin nahm die Bäuerin das Fibelthier wieder zurück und der Grottenhofer meinte, auf diese Art helfe er jede Nacht, sich selber bestehlen.

Uebrigens der Riegler Toni und der fesche Franzl waren „noble“ Leute, denen es auf so einen Pappenstiel nicht ankam. Sie ließen sich nimmer blicken und wenn sich der wirkliche Herr des Pelzrockes und des Geldleins nicht bald meldet, gehört alles dem Grottenhofer von rechtswegen.

Wochen-Plaudereien.

V.

Ja, sollen wir denn wirklich einen schönen Herbst bekommen? Wenn ich mich nicht der Gefahr aussetzen wollte, daß das Wetter über Nacht umschnappt, so würde ich den unumstößlichsten Nachweis liefern, daß wir unter abnormen Witterungseinflüssen leben. Allein, ich bin schon in dieser Beziehung oft genug gewitzigt worden, um noch einmal auf den Leim zu geh'n!

Sobald ich das schönste Feuilleton (bitte, lachen Sie nicht!) über regnerische Tage geschrieben hatte, — siehe da — am anderen Morgen lachte die Sonne so freundlich, als ob sie sich über mich lustig machen wollte, und plauderte ich ein andermal, um nach berühmten Mustern zu sprechen, noch so geistreich über das „anhaltende, herrliche Wetter“ — patsch! Dann regnete es am andern Tage so übermäßig, daß ich mich vor Scham hätte verkriechen mögen.

Ueber Nacht passiren oft die sonderbarsten Dinge!

War das dieser Tage eine Aufregung! Die erhitzten Gemüther kamen gar nicht zur Ruhe. Man stritt sich in den Zeitungen herum, am Biertisch debattirte man darüber, im Familienkreise wurde davon gesprochen, — ich glaube, eine Ministerkrisis in Bayern, die sicherlich zu den seltensten Erscheinungen gehört, hätte uns nicht so gefangen genommen, der Ausbruch eines europäischen Krieges hätte nicht so viel Staub aufgewirbelt, ein falscher Erzherzog in Regensburg hätte nicht so viel Redens von sich gemacht, wie eben unser Tagesereigniß.

Auf den Ausgang der Geschichte war Alles gespannt, wie eine Violinsaite. Gott sei Dank! jetzt können wir wieder ruhig schlafen. Nach dem Sturme glättet sich das Meer: Ueber Nacht war der „Regensburger Liederkranz“ nicht mehr „kopflos“, er hatte seine Häupter wiedergefunden.

Es ist im Leben löblich eingerichtet, daß der Mensch, um nicht in einer Aufregung zu bleiben, aus einem spannenden Momente, einer sinnberückenden Szene, einem Getümmel und Gewühle, gleich in das andere kommt. Kaum ist das Volksfest verblüht, trägt schon wieder die Dult in Stadtamhof ihre schönsten Früchte.

„Leben und leben lassen“ ist nicht nur das Losungswort der Münchner, sondern auch der Regensburger. Man geht nicht blos auf die Dult, um den stillen Zuschauer oder Beobachter zu spielen, man pilgert hinaus mit dem festen Vorsatze, auch Geld unter die Leute zu bringen. Und selbst, wenn man nicht von so edlen Motiven über die Brücke hinausgetrieben würde, — wenn man sieht, wie andere Leute diese oder jene Kleinigkeit erstehen, unwillkürlich wird man von dem guten Beispiele angezogen und ehe man sich versieht, hat man eine Menge Kram zusammengekauft, den man eigentlich nicht so dringend benöthige.

Allen Respekt aber vor unserer Dult! Vom kleinsten Taschenmesser angefangen bis zum größten Stiefel, von der feinsten Nähnadel begonnen bis zur gröbsten Leinwand, von der elegantesten Nippsache gerechnet bis zum unförmlichsten Kübel, von dem billigsten Kinderspielzeug an bis zum theuersten Gewande — Alles ist hier zu haben.

Heutzutage spricht man davon, daß man die Jahrmärkte, die Dulten abschaffen sollte, weil sie sich überlebt haben! Nichts grausameres als das! Liegt nicht ein Stück Poesie in unseren Jahrmärkten und Dulten? Um mir, bezw. meiner Geliebten, ein Andenken an die Dult zu überbringen, begab ich mich nicht etwa zu einem „Rester“-Verkäufer, sondern ich schritt zu einer Lebzeltnerbude hin, um einen Gegenstand zu kaufen, der geeignet ist, das Leben zu versüßen.

Die Wahl macht Qual. Lange konnte ich mich nicht entschließen, wie ich am besten und in geeignet'ster Form mein Gefühl zum Ausdruck bringen könnte. Und siehe da: Meine Augen blieben an einem großen, verzuckerten Herzen hängen, das neben einem bunten Bildchen noch das Verslein trug:

„Dir send' ich heut viel Grüße,
Du Holde, Zuckersüße.“

Das war schon etwas, mit dem man rechnen konnte, immerhin aber noch nicht genug, um so zu sagen sein eigenes Herz sprechen zu lassen. Und ich hatte das Glück, ein solches Marzipanherz zu finden:

„Um zu erringen Deine Huld,
Bring' ich Dir etwas von der Dult;
Hab' Du mich auch, mein lieber Stern,
Wie dieses Herz, — zum Fressen gern.“

Liegt da nicht etwas Erhabenes und zugleich Tiefes darin?

Wie hatte ich mich bemüht, das Richtige zu treffen, und wie sehr habe ich neben das Ziel geschossen! Mir ging es bei aller Auswahl so, wie jenem hiesigen Pferdehändler, der durch all seine Kniffe just das Gegentheil von dem erreichte, was er beabsichtigt hatte.

Darf ich Ihnen die Geschichte noch schnell erzählen? . . .

Kam da dieser Tage ein Bäuerlein zu dem Roßverkäufer und suchte sich einen Gaul aus, der, nach der Ansicht des Händlers, ganz und gar den Ansprüchen des Landmannes genügen sollte. Wer beschreibt all' die Vorzüge des Trakheners, die ihm von dem beredten Verkäufer angedichtet wurden? Man war fast schon handelseins, als sich noch der Roßhändler zu der Anpreisung verstieg:

„Der Gaul ist so gut auf den Beinen, daß er in einer Tour zwölf Stunden weit rennt."

„Dann kann ich ihn nicht brauchen," versetzte das Bäuerlein.

„Und warum nicht?"

„Weil ich nur drei Stunden von Regensburg weit wohne, — da würde ja das Roß mich noch neun Stunden weiter befördern."

-t.

Humoristisches.

(Bedenkliche Reklame.) Richter: „Sie räumen also den Wurstdiebstahl ein. Können Sie einen Milderungsgrund für Ihre That anführen?"

Spitzbube: „Jawohl, ich habe die Wurst nur gestohlen, um sie nach Probe in meinem Bekanntenkreis warm zu empfehlen."

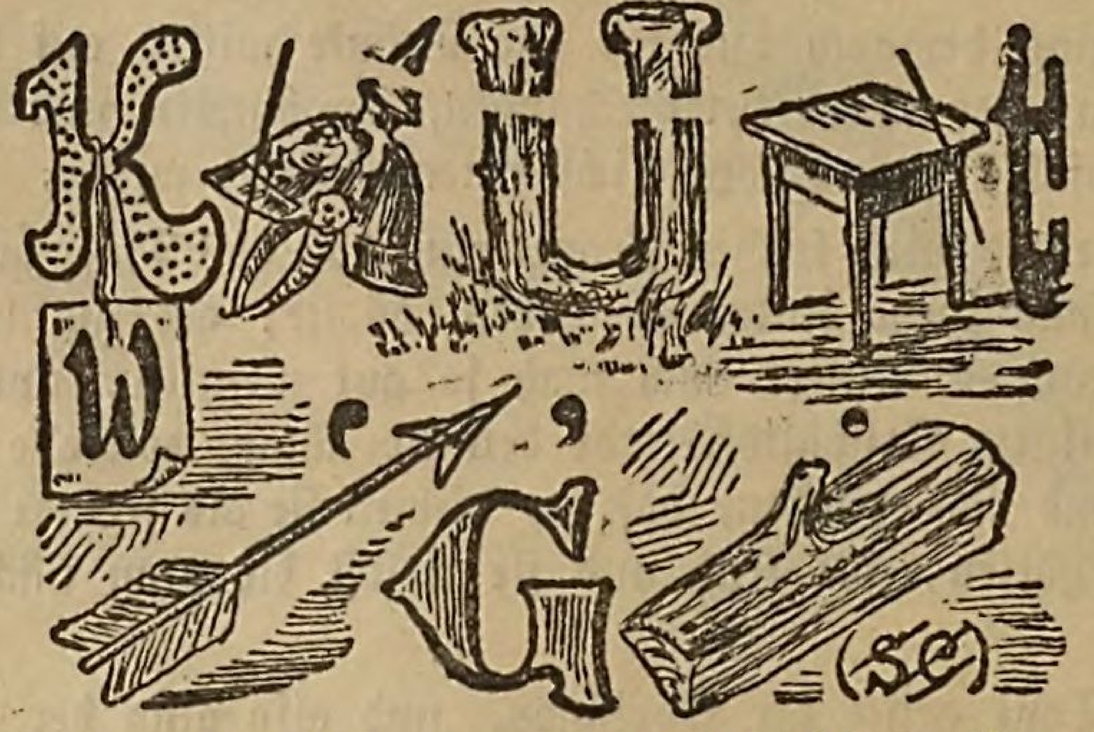
(Aus der Schule.) Der Lehrer läßt in einer Klasse Beispiele zu dem Sprichwort „Borgen macht Sorgen" bilden und richtet folgende Frage an die Klasse: „Wenn ich mir beim Schneider ein paar Hosen bestelle und kann sie nachher nicht bezahlen — was habe ich dann?"

Der kleine Fritz: „Pumphosen."

(Wahrung der Standesehre.) Regisseur (zu einigen Statisten): „Nach rechts, hab' ich gesagt, nach rechts! Was ist denn das für ein verwünschter Esel?"

Ein Statist (beleidigt): „Na, Sie denken wohl, Sie haben Ihre Schauspieler vor sich!"

Bilderräthsel.



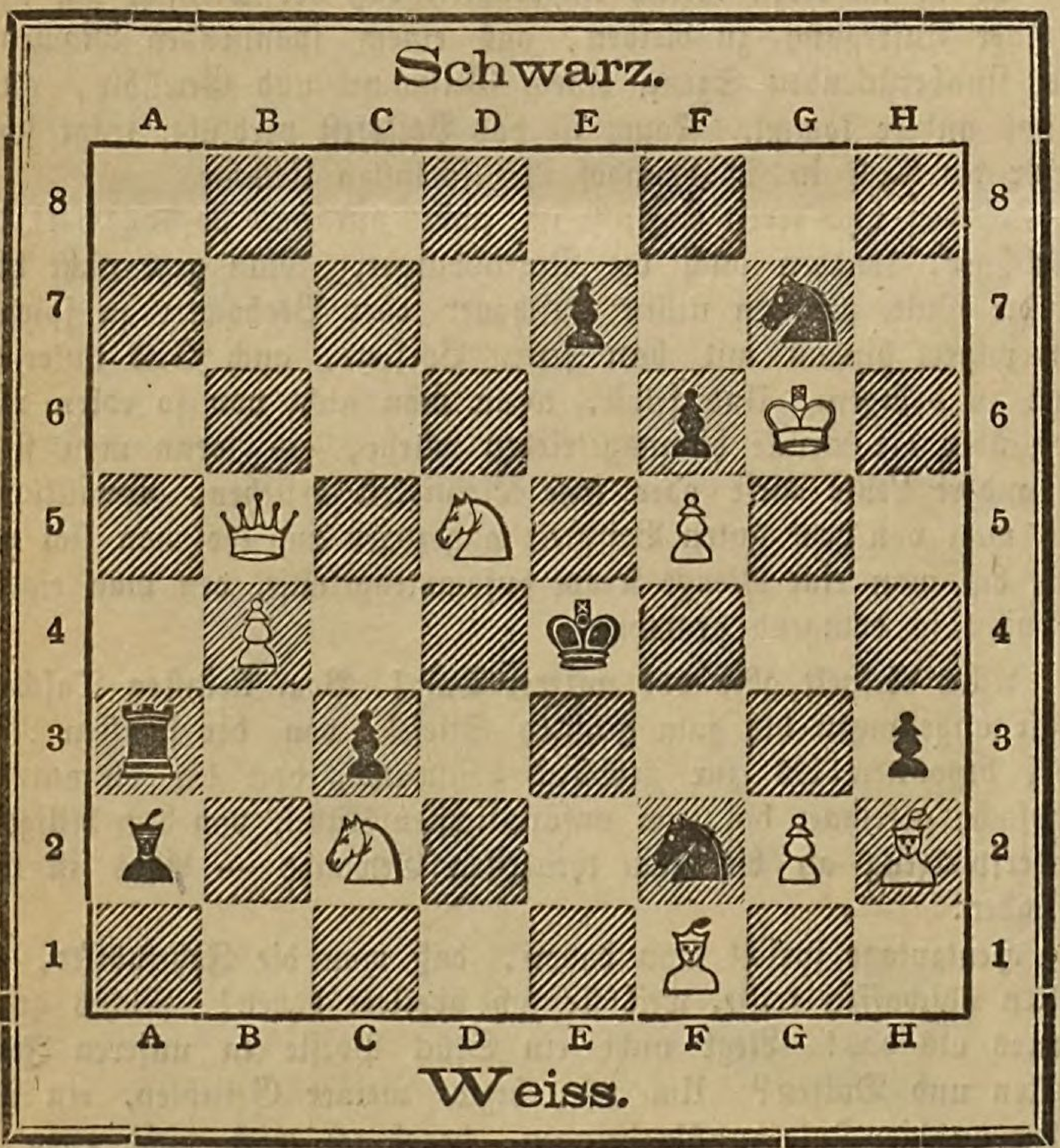
Auflösung des Telegraphenräthsels in Nr. 68.

Scham hindert Schande.

Schachzeitung № 275.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Kurstedt in Cottbus.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Meisterturnier der Berliner Schachgesellschaft.

Welch' grobe Verstöße auch renommirten Schachmeistern passiren können beweist folgende am 16. September c. gespielte Turnierparte:

Damenbauerspiel.

Weiß: Blackburne.	Schwarz: Tschigorin.	Weiß	Schwarz
1. d2—d4	d7—d5	14. Sd2—f3	Tf8—c8
2. Sg1—f3	Sg8—f6	15. Se5—d7	Lc6—d7
3. Lc1—f4	e7—e6	16. Sf3—e5	Ld7—e8
4. Sb1—d2	c7—c5	17. Te1—e3	Df4—g5
5. e2—e3	Sb8—c6	18. Dd1—d3	Tc8—c7
6. c2—c3	c5×d4	19. Ta1—e1	Ta8—c8
7. e3×d4	Lf8—d6	20. Te3—g3	Dg5—f5
8. Lf4×d6	Dd8×d6	21. Dd3—e3	Kg8—h8
9. Lf1—b5	o—o	22. De3—d2	h7—h6
10. o—o	Lc8—d7	23. Se5—g4	Kh8—h7
11. Tf1—e1	Dd6—f4	24. Sg4—e3	Df5—e4?!
12. Lb5×c6	Ld7—c6	25. Tg3—g4	Schwarz gibt die Partie auf.
13. Lf3—e5	Sf6—d7		

Stand des Meisterturniers nach der 15. Runde. Walbrodt 12, Bla-burne, Janovski 11¹/₂, Charousek, Tschigorin 10¹/₂, Burn 10, Marko 9¹/, Schiffers, Schlechter 9, Alapin 8¹/₂, Caro, Süchting 8, Metger 7¹/₂, Englisch, Zinkl 6¹/₂, Teichmann, Winawer 6 Cohn 5, Albin 3, v. Bardeleben ¹/₂.

Das Hauptturnier wurde am Dienstag beendigt und die Preise wie folgt errungen:

1. Preis 400 M. und die Meisterwürde mit 6¹/₂ Gewinnpartien von v. Popiel aus Lemberg, 2. Preis 250 Mark mit 6 Gewinnpartien von Heinrichsen aus Berlin, 3. Preis 120 M. mit 5¹/₂ dgl. von C. Doppler aus Berlin, 4. u. 5. Preis 60 u. 30 M. mit 5 dgl. gemeinschaftlich von W. Brody aus Budapest und B. Hülsen aus Berlitz, 6. Preis 20 M. mit 4 dgl. von D. Bleykmans aus Amsterdam, 7. Preis Linde's Geschichte und Literatur des Schachspiels mit 2 dgl. von L. Fuchs in München, 8. Preis Linde's Quellenstudien mit 1 dgl. von H. Hirschler aus Nürnberg nnd 9. Preis Cordol's Führer durch die Schachtheorie mit 1 dgl. von H. Keidansky in Berlin.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 270 von Harropp.

Die Stellung dieser im Problemturnier des „Bolton Cricked and Tootball Field" mit dem 1. Preise ex aequo gekrönten Aufgabe scheint in der uns gewordenen Mittheilung nicht richtig wieder gegeben zu sein, da dieselbe in der vorliegenden Fassung sowohl durch 1. Tc5 wie durch Td4 + und S×6 lösbar wäre.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 271 von Pospisil.

1.	Tc3—c2 / Kd4—d3	2.	De1—e2+ / Kd3—d4	3. Tc2—c4 ‡
1.	.... / c5—c4	2.	Tc2—d2+ / Beliebig.	3. Td2—d5, De1—e3 ‡
1.	.... / f6—f5	2.	De1—e2 / Beliebig.	3. De2—e3, Tc2—c4 ‡
1.	.... / Sb5—g3	2.	De1—e6 / Beliebig.	3. De6—c4, e3, d5 ‡

Anderes ähnlich.

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von Jos. Frank, B. H.-·, Georg Schmaderer, Gust. Schmidt, und R. Weiß.

Wie R. Kern und J. Schuler angegeben, ist diese Aufgabe nebenl [illegible] und der Einleitungszug durch 1. Tc3—c1 zu umgehen.

Briefkasten. A. C. hier. Bezüglich der Lösung der Aufgabe Nr. 271 bitten wir das Vorbemerkte zu beachten; in der Aufgabe Nr. 272 würde auf 1. Sd4—b5 durch La7—f2+ oder Se1—d3, und in Nr. 27. auf 1. Da1×f6 durch Td3—e3 das Mat verhindert. Bei Aufgaben und Lösungen ist es unerläßlich, die Wirksamkeit aller Figuren prüfend in's Auge zu fassen.

Notiz: Zuschriften, Lösungen rc. rc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Sonntag Nachittags im separirten sog. Weinzimmer** und **Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer.** — Schachfreunde als Gäste sind stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: K. Placht in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 71. Montag, den 11. Oktober. 1897

Severina's Rache.

(Aus dem Leben eines französischen Obersten.)

Es war am Abend des 23. Juni 1859. Die im Laufe des Tages im glühenden Sonnenbrand auf staubiger Straße angekommenen französischen Regimenter bivouakirten, von Müdigkeit erschöpft, auf jener riesigen Ebene, die in weiter Ferne von Hügeln abgeschlossen ist, auf denen die weißen Häuser und die Thürme von Solferino sich erheben. Aus den dunklen, schweren Wetterwolken fuhr ab und zu ein greller Blitzstrahl, der ein gespenstisches Licht auf die Erde warf, die morgen als Schlachtfeld dienen sollte.

Das Lager war in vollste Finsterniß gehüllt, man hatte aus Vorsicht die Wachtfeuer nicht angezündet; kein Geräusch, kein Lied störte die unheimliche Stille der Nacht, welche die letzte für Tausende der Braven sein sollte, die unter den Zelten schliefen.

Nicht alle schliefen. Außer den Wachtposten, die spähend ausschauten, gab es manchen tapfern Soldaten, der die körperliche Mattigkeit überwand und den Ausgang des bevorstehenden eisernen Würfelspiels erwog. Auch der Oberst Roger de Lestry gehörte zu diesen. Er befehligte ein Dragonerregiment und galt allgemein als einer der ausgezeichnetsten Offiziere. Wie streng er auch im Dienste war, seine Leute beteten ihn förmlich an, denn er sorgte väterlich für sie und verstand es meisterlich, in schlechten Situationen Muth und Selbstvertrauen zu beleben. Jetzt saß er inmitten einer kleinen Gruppe von Kameraden, welche eifrig, wenn auch mit gedämpfter Stimme, die Chancen des Kampfes besprachen. Er kaute an einer halberloschenen Cigarre und blickte, wenig auf das Gespräch hörend, in Gedanken versunken, vor sich nieder. Plötzlich erhob er sich und wendete sich an den Arzt mit den Worten:

„Barjol, geben Sie etwas auf Ahnungen?"

„Was soll ich sagen, Herr Oberst? Unbestreitbar hat man solche; ob sie sich aber bestätigen, ist eine andere Frage."

„Sie legen denselben keine Bedeutung bei?"

„Aufrichtig gestanden, nein."

„Ihr Mediziner seid alle mehr oder weniger Materialisten."

„Uebrigens," murmelte der Oberst nach einer Weile, „thut man gut, Ihrer Auffassung sich anzuschließen; es gibt Ideen, die man am Vorabend eines so wichtigen Tages sich mit Gewalt aus dem Kopfe jagen muß."

Er erhob sich hastig.

„Ich will zu schlafen versuchen," sagte er, „und bitte Sie, meine Herren, mein Beispiel zu befolgen; in den nächsten Stunden schon haben wir alle unsere Kräfte einzusetzen."

Er entfernte sich, die Meisten verschwanden ebenfalls und zuletzt befanden sich nur noch der Stabsarzt, ein alter Hauptmann und ein junger Lieutenant auf dem Platze.

* * *

„Was meinte der Oberst mit seinen Ahnungen?" fragte der Lieutenant. „Man sollte ja beinahe glauben, daß ihn Furcht plagt. Sein ganzes Gebahren war seltsam, im höchsten Grade befremdend. Ist er oft in dieser Stimmung?"

„Nun, wir Aelteren kennen ihn. Auf Tage tiefsten Ernstes folgen bei ihm solche, da er heiter und fröhlich scherzt."

„Woher rührt seine Traurigkeit?"

„Das erzählt Ihnen am besten der Herr Stabsarzt."

„Ich will Ihnen in Kürze sagen, was ich davon weiß," versetzte dieser. „Im Jahre 1834, als ich in Algier Assistent der Militärlazarethe war, kam Roger als Lieutenant dorthin und obgleich um etliche Jahre älter als er, trat ich zu ihm in freundschaftliche Beziehungen, die bis heute dieselben sind.

Roger war ein feiner, prächtiger Junge, er trug einen Namen vom besten Klang und brauchte auch mit seinen Mitteln nicht zu kargen. Sein heißes Blut trieb ihn zu allerlei Abenteuern. Im Felde schlug er sich tapfer und trug am Ende des dritten Jahres bereits die Hauptmanns-Epauletten. Um diese Zeit erhielt er die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, wo seine Mama ihm eine ebenso schöne als reiche Braut ausgesucht hatte.

Das letzte Opfer seiner leichtsinnigen Jugendstreiche war die bleiche, gluthäugige Tänzerin Severina gewesen, eine Römerin, in deren Adern Zigeunerblut floß. Als er lächelnd von dem Mädchen Abschied nehmen wollte, gab es eine stürmische Scene. Severina schwang den Dolch gegen den Ungetreuen und schwur, sich früher oder später an ihm zu rächen.

Roger machte sich nichts aus dieser Drohung, mich aber beunruhigte sie.

Wenige Wochen später verließ auch Severina Algier; wohin sie ihre Schritte lenkte, wußte Niemand.

Drei Jahre gingen dahin. Mit Roger stand ich in lebhafter Correspondenz; er meldete mir seine Heirath, die Geburt eines Sohnes, den er Daniel hieß, und tausend andere Dinge. Seiner dringenden Einladung, ihn zu besuchen, konnte ich endlich in Folge meiner Ernennung zum Schwadronsarzt eines in Paris liegenden Regiments nachkommen. In Marseille hatte ich zwei Tage zu verweilen und in dem Hotel Castellana, das ich bezog, las ich im Fremdenverzeichniß auch die Namen des Grafen Roger de Lestry und seiner Gattin.

Sie können sich denken, wie freudig das unerhoffte Wiedersehen war. Roger stellte mir seine reizende Gemahlin und seinen Daniel vor, ein rosiges, zartes, liebliches Kind von zwei Jahren, das die blauen Augen seiner Mutter geerbt hatte. Nie habe ich einen schöneren Knaben gesehen und ich begriff die schwärmerische Liebe, die ihm sein Vater widmete.

Von Roger vernahm ich, daß er Urlaub genommen habe, um mit seiner Gattin eine Reise nach Italien zu machen; der Kleine sollte mitreisen, und um ihn nicht allzu sehr zu ermüden, hielten sie öfters an uud rasteten. Von Marseille aus sollte die Reise nach Genua gehen. Mir zu Liebe wurde die Reise um einen Tag hinausgeschoben.

Es war prachtvolles Wetter und am Nachmittag schickte man die Gouvernante und den kleinen Daniel hinaus an den herrlichen Meeresstrand.

Zwei Stunden später kam die Person allein nach dem Hotel zurück. Sie war außer sich, geberdete sich wie eine Wahnsinnige und warf sich schluchzend und mit ringenden Händen vor der Gräfin auf die Kniee. Sie hatte das Kind verloren.

Daniel hatte im Sande gespielt; einem Fahrzeug zuschauend, das eben mit vollen Segeln hinausfuhr, verlor sie den Kleinen eine Minute aus den Augen, und als sie sich nach ihm umblickte, war er verschwunden. Sie hatte gerufen, geschrieen, war wie eine Verzweifelte hin und her gerannt, bis sie zusammenbrach; eine Menge Volkes umringte sie, aber das verlorne Kind brachte ihr Keiner.

War Daniel bis an's Meer geeilt und dort ertrunken? Diese Annahme war um so unwahrscheinlicher, als das Kind kaum erst zu gehen angefangen hatte und die Entfernung des Ortes, wo die Wärterin das Kind verloren, bis zum Strande eine sehr beträchtliche

war. Hatte man den Kleinen geraubt? Die Polizei that, was in ihren Kräften stand, die ganze Stadt und die Umgebung wurden von ihr durchsucht, doch ohne den mindesten Erfolg. Man schickte das Signalement des Kindes nach allen Städten. Roger opferte einen Theil seines Vermögens, um ihn wieder zu finden. Umsonst. Ein ganzes Jahr durchstreifte er Europa; er kam zurück, allein mit seinem Gram.

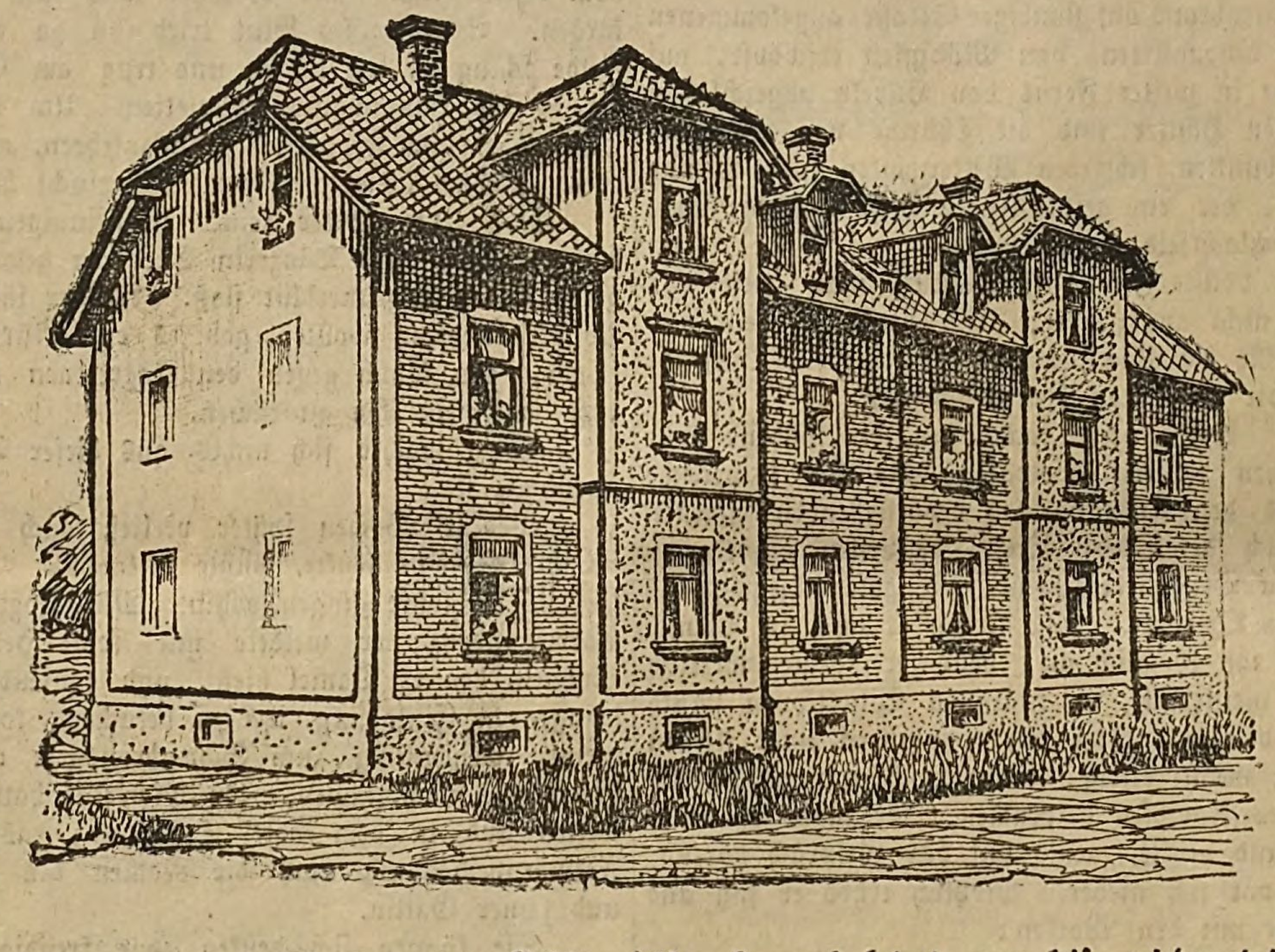
Die Gräfin starb an gebrochenem Herzen; den Grafen hielt einzig die Hoffnung, daß die Vorsehung doch schließlich Mitleid mit ihm haben und ihm sein armes Kind wieder schenken werde.

Er ward wieder Militär, um bei den Anstrengungen des Dienstes den Kummer zu vergessen. Das Regiment ward seine Familie, ihm widmete er all' seine Energie. Aber manchmal packt ihn doch das Leid mit voller Gewalt und dann geht er traurig einher und träumt vor sich hin.

Doch morgen, vor den Tedeschi, Herr Kamerad, sollen Sie sehen, daß der Oberst das Träumen läßt."

* * *

Die Schlacht begann am nächsten Morgen in der Frühe, und bald tobte ein ungeheurer Artilleriekampf, der Dank ihrer gezogenen neuen Kanonen zu Gunsten der Franzosen ausfiel. Dreimal hinter einander stürmte die prächtige österreichische Reiterei an und dreimal wurde sie unter schrecklichen Verlusten zurückgeworfen. Gegen drei Uhr Nachmittags vereinigten sich sämmtliche französische Divisionen zur Erstürmung des Thurmes von Solferino, der die feindlichen Positionen beherrschte. Diesen kritischen Moment benutzte die österreichische Artillerie zu einem letzten vehementen Angriff. Allein General Niel, die Gefahr rechtzeitig gewahrend, warf ihnen Truppen von hinreichender Stärke entgegen; an ihrer Spitze stand Oberst Roger mit seinen Dragonern.



Es erfolgte ein gewaltiger, gräßlicher Zusammenstoß. In das Geklirr der Waffen, das Gewieher der Pferde, das Geknatter der Gewehre und das dumpfe Dröhnen der Geschütze mischte sich der Donner eines furchtbaren Gewitters.

Inmitten des wilden Handgemenges sah Oberst Roger plötzlich zehn weiße Husaren des Regiments Erzherzog Albrecht vor sich. Geführt von einem blutjungen blonden Lieutenant, schlugen sie wie leibhaftige Teufel drein und schon blitzte der Säbel des jungen Führers über dem Haupt des Obersten, als dieser seine Pistole auf den Angreifer abfeuerte. Die Kugel traf diesen auf der Stirn und lautlos sank er vom Pferde.

Am Abend ritt Roger über die Stätte hin, wo er angefallen worden. Die Leiche des jugendlich zarten Husaren lag auf dem Rücken; das Blut sickerte durch seine blonden Locken, sonst hätte man glauben können, einen schlafenden Knaben vor sich zu haben.

Roger betrachtete den todten Gegner voll tiefen Mitleids. Eben wurden einige österreichische Gefangene, unter ihnen auch ein Offizier desselben Regiments vorübergeführt. Auf den Gefallenen zeigend, näherte sich der Oberst Jenem und fragte: „Kennen Sie den Namen dieses braven Jungen?"

„Er hieß Franz Christel!" lautete die Antwort.

Einen Monat nach dem Frieden von Villafranca erhielt der nach Paris zurückgekehrte Oberst de Lestry folgenden Brief aus Mailand:

„Mein lieber Roger!

Du weißt, daß ich immer noch hier im Militärspital weile und dasselbe nicht verlasse, bis auch der letzte Verwundete geheilt ist. Vor einigen Tagen brachte man uns auch etliche verwundete Marodeurs, die von unseren Soldaten gefangen wurden, als sie die Todten ausplünderten. Unter diesen Gefangenen befand sich [illegible] ein altes Weib in Männerkleidern. Die Kugel hatte sie zu tief getroffen, es war keine Rettung mehr denkbar. Wie ich ihr einen Verband anlegen will, sagte sie zu meiner größten Ueberraschung: „Sie erkennen mich wohl nicht mehr, Herr Barjol? Ich bin Severina. Unter den verwitterten Zügen dieser Alten erkannte ich in der That die einstige Tänzerin. Welche Verhältnisse sie allmählig so tief herunterbrachten, daß sie eine Leichenschänderin wurde, weiß ich nicht und will ich nicht wissen. In ihrer letzten Stunde hat sie mir mitgetheilt, daß sie Daniel zu Marseille gestohlen. Nach einer Reihe von Abenteuern zwang sie die Noth, das Kind in dem Gasthause zu Wien, wo sie logirt hatte, zurückzulassen; das Haus war Nr. 19 Rosenstraße. Sie vernahm nie wieder etwas von Daniel, vielleicht gelingt es Dir, durch die Vermittlung der österreichischen Gesandtschaft, die Spur zu entdecken.

Dein alter Freund Barjol."

Roger eilte, von der freudigsten Hoffnung durchflammt, zu der österreichischen Gesandtschaft. Nach vierzehn Tagen banger Erwartung ging endlich ein das österreichische Staatssiegel tragendes Schreiben folgenden Inhaltes ein:

„Herr Graf!

Seine Exzellenz, der Minister des Auswärtigen, beauftragt mich, Ihnen zu eröffnen, daß das Kind, über das Sie Aufschlüsse wünschen, am 20. September 1846 in einem Wiener Gasthause zurückgelassen und von einer wackeren Beamtenfamilie zur Erziehung angenommen wurde und letztes Jahr mit dem Grade eines Lieutenants der Kavallerie die Militärschule verlassen hat. Dem Husarenregiment Erzherzog Albrecht zugetheilt, ist der junge Mann in der Schlacht von Solferino gefallen. Er trug den Namen seines Adoptivvaters Franz Christel . . . ."

Der Zeiger der Uhr wies auf Mitternacht. Der Bediente des Obersten hatte vor einer Stunde das Schreiben dem Herrn übergeben und betrat nun leise wieder dessen Gemach. Der Graf saß noch immer im Lehnstuhl. Sein Gesicht war weiß wie Wachs, die weitgeöffneten Augen hafteten steif und regungslos auf dem entfalteten Papier.

Roger de Lestry war todt.

Arbeiter-Häuser.

(Siehe die beiden Abbildungen.)

Neben der Magenfrage spielt im menschlichen Leben auch die Wohnungsfrage eine große Rolle. Hängt doch an einer gesunden, menschenwürdigen Wohnung auch ein Stück Gesundheit der Familie ab, abgesehen von der für das Geschäft geradezu erdrückenden Schwere, die auf einem Menschen lastet, der durch soziale Verhältnisse dazu gezwungen ist, in einer dumpfen, finsteren und engen Behausung sein Dasein zu fristen.

Um nun dem fleißigen Arbeiter und den Seinen ein gemüthliches Heim zu schaffen, haben sich in so mancher Stadt Vereine gebildet, die für Erbauung von hübschen und billigen Arbeiterwohnungen Sorge tragen. Der St. Wolfgangsverein in Regensburg verfolgt denselben edlen Zweck, und hat seine Aufgabe wie aus den Abbildungen ersichtlich, glücklich gelöst, bezw. begonnen.

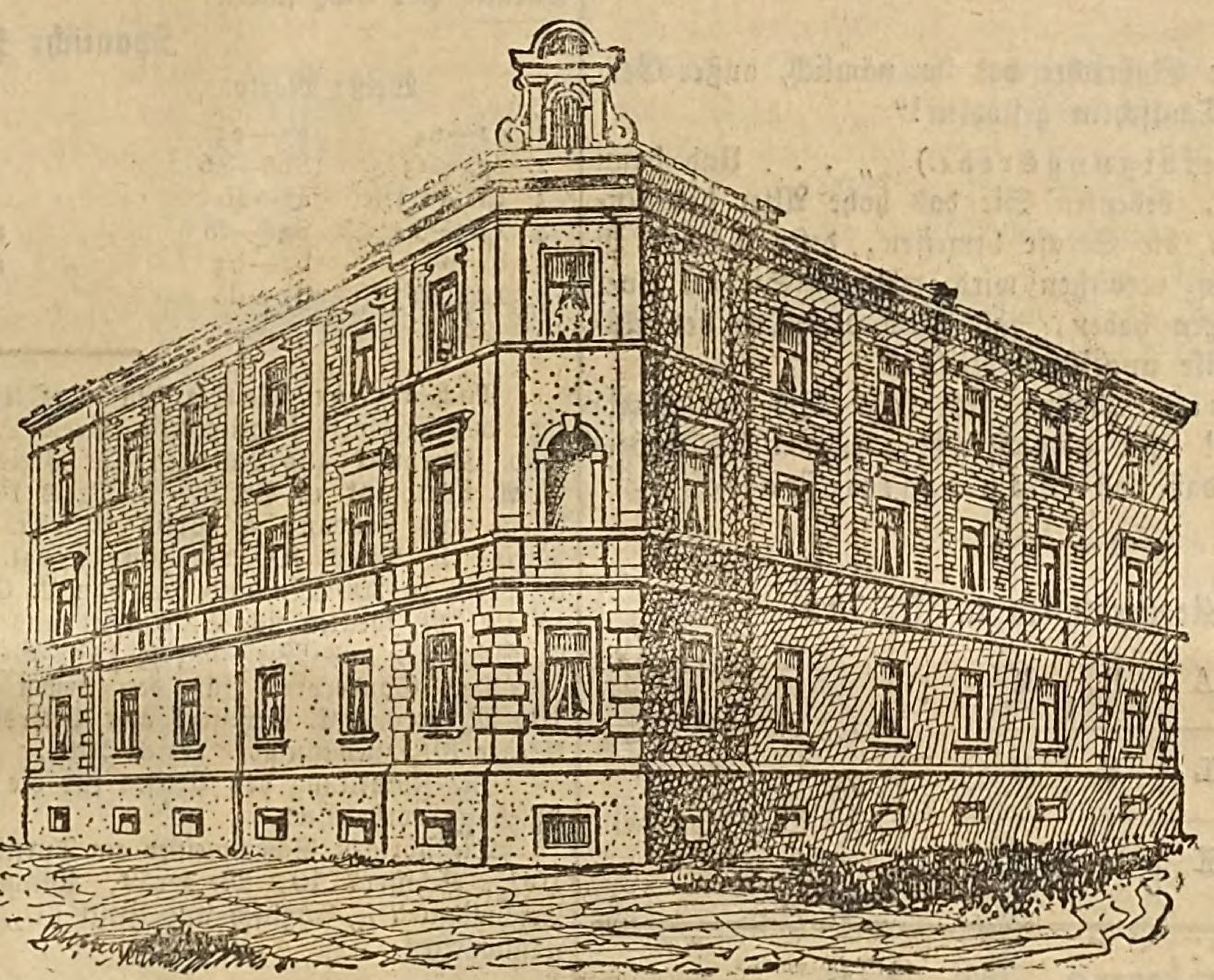
Gegründet im Jahre 1895, hat dieser, humanen Bestrebungen huldigende Verein in der kurzen Zeit seines Bestehens anerkennenswerthe Erfolge aufzuweisen. Auf dem in Kumpfmühl erworbenen Terraine wurde im Vorjahre ein Doppelwohnhaus mit 12 Familien-Wohnungen erbaut, im heurigen Jahre ein zweistöckiges Wohnhaus

hergestellt, das 18 Wohnungen enthält — eine Gebäulichkeit, die ihres schmucken Aeußeren und Inneren und ihrer praktischen Eintheilung wegen von Arbeiterfamilien mit Freuden bezogen wurde. Selbstredend waren diese Häuser in kürzester Zeit besetzt, umsomehr, da sich der Preis der Wohnungen verhältnißmäßig billig stellt, so daß per Zimmer etwa 40 Mk. für ein Jahr Miethe entfällt.

Jede Wohnung ist für sich abgeschlossen, ebenso hat jede Partei eine eigene Kellerabtheilung, so daß keine Partei durch die andere belästigt wird.

Leider verfügt der Verein nicht über so große Mittel, um allen den Nachfragen und den wirklich vorhandenen Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Immerhin ist der Verein bestrebt, sein Möglichstes zu leisten und hat sich entschlossen, ein weiteres Doppel-Wohnhaus mit 12 Wohnungen demnächst in Angriff nehmen zu wollen, das im Frühjahre 1898 bezogen werden kann; ein weiteres größeres Gebäude, oder, wenn Gott will, mehrere, sollen im Jahre 1899 folgen.

Der strebsame und gemeinnützige Verein hat allerdings noch viele Schwierigkeiten zu überwinden; die Anlage eines Trottoirs ist noch ins Auge gefaßt, die Einfriedung der Häuser soll bewerkstelligt werden u. s. w. Hoffentlich unterstützt die Stadtgemeinde das Streben des St. Wolfgang-Vereins dadurch, daß sie die erbetenen Randsteine zum Trottoir bald zur Verfügung stellt. Auch die Nische im Eckhaus wartet noch auf eine Statue des hl. Wolfgang: Wer will sich durch ein schönes Werk dem Vereine zum Danke verpflichten? Möchte doch, das ist unser Wunsch, der Verein durch Beitritt neuer Mitglieder und durch rege Abnahme von Antheilscheinen neue Kräftigung erfahren und zum Wohle der arbeitenden Klassen noch lange seine segensreiche Thätigkeit fortsetzen!



Wochen-Plaudereien.

VI.

Bei der Frau Offizial war am Samstag ein Kaffee-Kränzchen. — — — — —

„Haben Sie, Frau Doktor," knüpfte die Frau Professor, nachdem sie den würzigen Mocca geschlürft hatte, den Faden der Unterhaltung wieder an, „haben Sie im „Anzeiger" die Geschichte von der verlassenen Braut gelesen?"

„Ja freilich, aber, ich sage Ihnen meine Damen, wenn mir einmal so etwas passirt wäre, ich hätte mich stante pede zur Donau begeben und in's Wasser gestürzt!"

„Es muß aber auch sehr fad sein," wendete die Frau Magistratsräthin ein, „in einer fremden Stadt, ohne einen Pfennig Geld, zurückgelassen und obendrein noch so ausgeschmiert zu werden!"

„Geschieht ihr schon recht," ließ sich wieder die Frau Professor vernehmen, „warum ist sie so dumm und läuft mit ihrem Bräutigam in die Welt, wenn sie ihn nicht einmal gründlich kennt."

„Zu meiner Zeit" — ergriff die Frau Offizial das Wort — „hat's solche Romane noch nicht gegeben; die Mädchen sind auch heutzutage sehr leichtgläubig und können das Heirathen gar nicht erwarten."

„Man darf eigentlich gegenwärtig keinen Menschen mehr trauen," warf die Frau Doktor ein; „was hat die „Frau" des Wirthes vom „Rathskeller" für ein Wesen aus sich gemacht und wieviele Waggonladungen Möbel hatte sie nicht in München stehen, und wie's dazu kam, was war's? . . ."

„Aber der Goldarbeiter ist doch wieder zu seiner Sache gekommen," platzte die Frau Magistratsräthin hervor, „der hat's halt recht gescheidt angestellt . . . "

„Was Sie nicht sagen!" unterbrach sie die Frau Professor.

„Freilich, er ist nach München gefahren, der Spur nachgegangen, hat sich einen Privatdetektiv genommen, und ehe als die „reiche" Dame daran dachte, saß sie in der Zwickmühle. Schön hat sie aber die Geschmeide wieder hergeben müssen!" . . .

„Bitte, greifen Sie doch zu, meine Damen, animirte die Frau des Hauses ihre Gäste, indem sie ihnen von Neuen wieder den „Gugelhupf" präsentirte, „lassen Sie sich doch nicht bitten!"

„Jetzt hat man es eigentlich mit dem Backwerk sehr bequem," brüstete sich die Frau Magistratsräthin, „man braucht nur zu Döring zu geh'n, sich ein Päckchen „Patent Back-Konserve" zu kaufen, etwas kalte Milch hineinmischen, den Teig in eine Form zu geben, in die Röhre zu legen, und nach einer halben Stunde ist das beste Kaffee-Gebäck fertig." . . .

Die Damengesellschaft war ganz erstaunt ob dieser neuen Erfindung. Ja, was man heutzutage Alles ersinnt!

„Ach, wenn man nur noch Dienstboten erfinden würde, mit denen man sich gar nicht mehr ärgern muß," seufzte die Frau Doktor.

Jetzt war man bei einem Thema angelangt, das eigentlich für die Frauenwelt unerschöpflich ist.

„Denken Sie sich," explizierte die Frau Professor, „hat sich mein Mann in letzter Zeit die Mühe gegeben, ein künstliches Spinngewebe über meinem Bilde anzubringen und hat sich extra zu dieser Dekoration eine künstliche Spinne aus München kommen lassen. Wir wechseln am 1. Oktober das Dienstmädchen — ich bin keine Freundin vom Dienstbotenwechsel — und wie man zu sagen pflegt: „Neue Besen kehren gut." Geht ihnen dieser Trampel in den Salon, nimmt einen Besen, und kehrt die ganze Ausschmückung, wozu mein Gemahl mehrere Stunden brauchte, weg!"

„Ich bitte, sagen Sie mir doch, Frau Magistratsräthin," erkundigte sich die Frau Offizial, ist es mit dieser Backpulver-Erfindung Ihr Ernst?"

„Mein vollkommener Ernst," versetzt die Gefragte, „durchaus kein Schwindel!"

„Da muß ich Ihnen aber Etwas erzählen," nahm die Seniorin der Gesellschaft, die Frau Professor, das Wort, „früher hatte es mit den Erfindungen seinen Haken. Ich kann mich als „Kind" noch ganz gut darauf erinnern: In den sechziger Jahren wurde durch Plakate bei uns bekannt gemacht: „Walcot kommt!" Nach einer Zeit lag die erfreuliche Meldung vor: „Walcot ist schon da!" Und richtig, Walcot kam, und zwar mit einem großen, grellroth angestrichenen Wagen hier an, schlug am Domplatz seine Verkaufsstelle auf und pries nun seine einfache, neue und praktische Vorrichtung zum Messerschleifen an. Diese Vorrichtung bestand aus zwei runden, stählernen Plättchen; man brauchte nur das stumpfe Messer einige Male durch den Apparat hin und her zu bewegen und dasselbe war nach wenigen Minuten ebenso „schneidig", wie ein preußischer Gardelieutenant.

Die Sache war billig, und Walcot machte ein riesiges Geschäft.

Soweit wäre an der Erzählung nichts Merkwürdiges, wenn kurze Zeit darauf nicht ein zweiter Reklamenheld gekommen wäre, der gleichfalls ein unfehlbares Mittel anpries . . ."

Eine Pause.

„Und was war das für ein Mittel," frug neugierig die Frau Magistratsrath.

„Ganz einfach: das Mittel bestand darin, diejenigen Messer, welche mit dem Walcot'schen Apparate verdorben wurden, wieder herzustellen." — —

-t.

Humoristisches.

* (Enfant terrible.) Die kleine Ella [mit Mama bei Onkel zu Besuch]: „Onkel, jetzt zeig' uns 'mal Deine Körbe, die Du Dir — wie Mama sagt — überall holst."

(Schlechtes Gewissen.) Köchin (die von ihrer Herrschaft zum Geburtstag blaue Strümpfe bekommen): „Hm — sollte die Gnädige es am Ende gemerkt haben, daß ich neulich meinem Schatz ein Gedicht machte?!"

(In Verlegenheit.) Schutzmann: „Hier in dieser Straße ist das Fahren verboten, — steigen Sie sofort ab!"

Radfahrer: „Ich heiße Meyer, Herr Schutzmann und wohne Tulpenplatz Nr. 277. Schicken Sie mir meinetwegen ein Strafmandat — aber blamieren Sie mich nicht — ich kann nicht aufsteigen, ich kann nicht absteigen — ich kann nur fahren!"

(Unsere Dienstboten.) Frau [zum Dienstmädchen]: „Was hast Du denn so lange mit der Köchin vom Herr Direktor gesprochen, Leni?"

Leni: „Nur einige Dienstgeheimnisse haben wir ausgetauscht, gnädige Frau!"

(Einst und jetzt.) Man bringt seinen Verwandten aus der Schweiz heute kein Edelweiß mehr mit, sondern ein verbotenes Buch.

(Ungewohnt.) 1. Stammgast: „Der Herr Förster ist krank? Was fehlt ihm denn?"

2. Stammgast: „Krank ist er gerade nicht. Er war blos gestern als Gerichtszeuge vorgeladen und da mußte er eine halbe Stunde lang die Wahrheit reden. Das hat ihn so stark angegriffen!"

(Der galante Einbrecher.) „Wissen Sie, warum Fräulein Eulalia den Einbruchdiebstahl in ihrer Wohnung nicht der Polizei anzeigte?"

„Nein!"

„Aus Dankbarkeit; der Einbrecher hat ihr nämlich, außer Geld und Pretiosen, auch ihren Taufschein gestohlen!"

(Aus einer Vertheidigungsrede.) „ . . . Und dann meine Herren Geschworenen, bedenken Sie das hohe Alter des Angeklagten. Je geringer Sie die Strafe bemessen, desto sicherer ist es, daß er sie voll und ganz verbüßen wird, während Sie bei einer längeren Strafe zu gewärtigen haben, daß durch den Tod des Angeklagten die Schuld theilweise ungesühnt bleibt!"

(Aus der Kaserne.) „Levy, jetzt sollt Sie der Rabbi Ben Akiba exerzieren sehen! Ich glaube nicht, daß er die Unverschämtheit hätte, zu sagen, daß das schon dagewesen!"

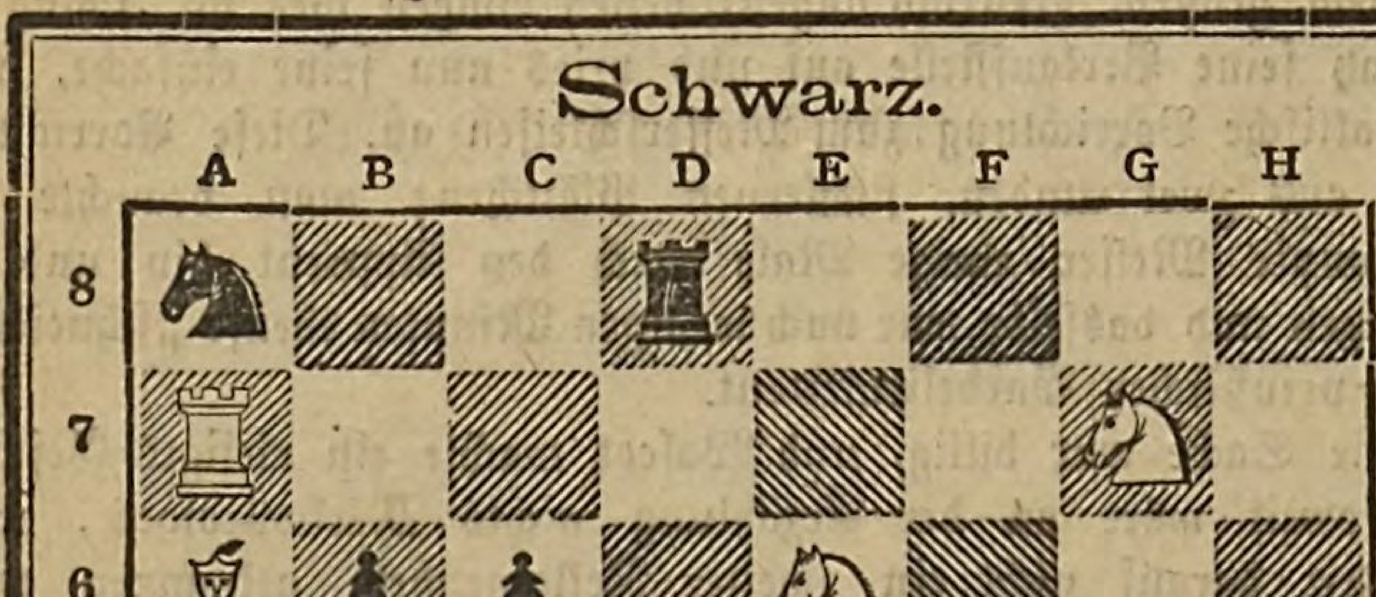
Lösung des Kreuzräthsels in Nr. 70:

A	R	M
L	E	U
K	U	R

Schachzeitung № 276.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von J. Slater in Bolton.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Meisterturnier der Berliner Schachgesellschaft.

Folgende Partie wurde am 24. September 1897 gespielt.

Falkbeergambit.

Weiß: Blackburne.		Schwarz: Marco.	
1. e2—e4	e7—e5	13. Lc1—e3	Lc5×e3
2. f2—f4	d7—d5	14. De4—c4+	Dd6—e6 (d)
3. e4×d5	e5—e4	15. Dc4×e6+	Te8×e6
4. d2—d3	Sg8—f6	16. Lf1—c4	f6×e5
5. Dd1—e2	Sf8—c5 (a)	17. Lc4×e6+	Kg8—f8
6. Sb1—c3	o—o	18. Le6—c8	a7—a5
7. d3×e4	Tf8—e8	19. f4×e5	Ta8—a6
8. Sg1—f3	Lf6×e4	20. Th1—f1+	Kf8—e8
9. Sc3×e4	Lc8—f5	21. Tf1—f3	Le3—d4
10. Sf3—e5	Sf5×e4	22. o—o—o	Sb8—c6
11. De2×e4	f7—f6	23. Lc8×b7	Schwarz
12. d5—d6 (b)	Dd8×d6 (c)		gibt die Partie auf.

a) Dieser Läuferzug erweist sich als unvortheilhaft.
b) Ein ebenso starker, als eleganter Angriffszug.
c) Bei 12. f6×e5 gewinnt natürlich Weiß durch De4—d5+ eine Figur; auf c7×d6 aber folgt 13. Lf1—c4+, Kg8—h8 14. Se5—f7.
d) Erzwungen, denn nach Kg8—h8 führt Weiß durch Se5—f7+ erstickte Mit in vier Zügen herbei.

Der Curiosität halber möge noch folgendes Spiel aus dem gleichen Turnier hier Platz finden:

Spanische Partie.

Weiß: Marko.		Schwarz: Englisch.	
1. e2—e4	e7—e5	7. d2—d3	Lf8—e7
2. Sg1—f3	Sb8—c6	8. Sb1—c3	Lc8—g4
3. Lf1—b5	a7—a6	9. Lb3—d5	Lg4—d7
4. Lb5—a4	Sg8—f6	10. Ld5—b3	Ld7—g4
5. o—o	b7—b5	11. Lb3—d5	Lg4—d7
6. La4—b3	d7—d6		als remis abgebrochen!!

Nach der am Montag den 4. Oktober gespielten letzten (19.) Runde war das Ergebniß folgendes: 1. Preis 2000 Mark mit $14^1/_2$ Gewinnpartien Rud. Charousek aus Budapest; 2. Preis 1500 M. mit 14 Gewinnpartien C. A. Walbrodt in Berlin; 3. Preis 1000 M. mit 13 dgl. J. H. Blackburne aus London; 4. Preis 600 M. mit $12^1/_2$ dgl. D. Janovski aus Paris; 5. Preis 400 M. mit 12 dgl. A. Burn aus Liverpool; in den 6. Preis zu 200 M. und den von L. Caro in London gestifteten 7. Preis zu 120 M. theilten sich S. Alapin aus Petersburg, G. Marco aus Wien C. Schlechter aus Wien mit je $11^1/_2$ Gewinnpartien.

Den Sonderpreis für den besten Erfolg gegen die Preisträger zu 100 M. errang E. Schiffers aus Petersburg, der gegen die vorbenannten Sieger $3^1/_2$ Gewinnspiele erzielt hatte.

Die Zutheilung des Preises für die schönste Partie bleibt späterer Entscheidung vorbehalten.

Die übrigen Schachmeister am Turniere erreichten: Caro 11, Tschigorin $10^1/_2$, Schiffers 10, Metger 9, Winnaver und Cohn $8^1/_2$, Süchting 8, Teichmann $7^1/_2$, Englisch und Zinkl $6^1/_2$, Albin 3 und v. Bardeleben $^1/_2$ Gewinnpartien.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 272. von Blacke.

1. Lg1—h2. / Beliebig. 2. K., D., S.‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von Jos. Frank, R. Kern, B. H.—, Georg Schmaderer, Gust. Schmidt, J. Schuler und R. Weiß.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Sonntag Nachittags im separirten sog. Weinzimmer** und **Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer.** — Schachfreunde als Gäste stets willkommen.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 70.

Wer will, was er kann, ist ein kluger Mann.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: K. Placht in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 72. Donnerstag, den 14. Oktober. 1897

† Herzog Friedrich Wilhelm zu Meklenburg.

(Siehe Illustration.)

Der mit dem untergegangenen Torpedoboote um's Leben gekommene Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin war am 5. April 1871 geboren; er war der Halbbruder des Regenten Herzog Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, der gerade zu den Jubiläumsfeierlichkeiten in Stockholm weilte und sofort nach Eintreffen der Trauernachricht von dort abgereist ist. Der Verstorbene war der erste Sohn aus der dritten Ehe seines Vaters, des Großherzogs Friedrich Franz II., mit der Prinzessin Marie von Schwarzburg-Rudolstadt, der bis dahin nur eine Tochter, die nunmehrige Erbgroßherzogin von Oldenburg, entsproßt war. Mit der Mutter, der Großherzogin-Wittwe Marie, die im 47. Lebensjahre steht, und der schon erwähnten Schwester, betrauern zwei jüngere Brüder, die Herzoge Adolph Friedrich und Heinrich, den frühen Tod des jungen fürstlichen Seeoffiziers. Am 24. April 1888 trat er den in aktiven Dienst der Marine, dem er mit Unterbrechungen bis zu seinem frühen Tod angehörte. Seine Gesammtdienstzeit zur See betrug 7 Jahre und 4 Monate. Seine Beförderuug zum Lieutenant z. S. erfolgte am 27. Januar 1893. Seit einigen Monaten war er betraut mit dem verantwortungsvollen und gefährlichen Kommando, in dem er nun sein Seemannsgrab gefunden hat. Seine männlich schöne Erscheiaung mit den frischen, gesunden Zügen, sein kameradschaftlicher Sinn, sein liebenswürdiges, ritterliches Wesen, dazu seine körperliche Gewandtheit stempelten ihn zu einer typischen Figur seines Berufes. So hatte er sich noch an den letzten Regatten der Kieler Woche erfolgreich betheiligt.



Der Freischuß.

Eine Sage aus dem Böhmerwalde von M. J. Lehner, Kreisarchiv-Funktionär.

Um die Wende des 15. Jahrhunderts stand an dem Wege, der von Weidhaus über Pleistein nach Vohenstrauß führt, am Saum des Waldes eine Jägerhütte, in der Kunz Friczmann mit seinem Weibe auf Geheiß der Herrschaft sich niedergelassen, der das damals noch feste Schloß Pleistein gehörte. Mitten aus der Ortschaft steigt der Felsblock, von kargem Gebüsch bewachsen, schroff empor, der die mauerumgürtete, thurmbewehrte Burg des Pfalzgrafen Johann von Neumarkt an der Stelle trug, wo heute eine an Kreuzerfindung und Kreuzerhöhung stark besuchte Wallfahrtskirche in die hügelige Landschaft hernieder schaut. Am Fuß des Berges breitet der Teich sich aus, von dem die Sage meldet, daß stumme Frösche ihn bevölkern. Die Ortschaft selbst hat nach einem großen Brande auf dem Markte allerdings ein regelmäßigeres Aussehen erhalten, als sie früher hatte; allein noch steht der Mauergürtel, das eine der beiden Thore, das der böhmischen Grenze zugekehrt ist, mit seinen wuchtigen eisenbeschlagenen Flügeln und auch der größte Theil des Grabens ist noch deutlich erkennbar. Der erwähnte große Brand soll zur Zeit der Einfälle der Hussiten sich ereignet haben, die auf ihren leichten Rossen bis vor die Thore Nürnbergs schwärmten und Angst und Schrecken in der Bevölkerung und heftige Aufregung auf den Ritterburgen an den Grenzen des Landes hervorriefen.

Es war eine stürmische Herbstnacht, als sie im Jahre 1418 wieder einmal in starken Horden die Landesgrenze überflutheten, so plötzlich und unvermuthet, daß sich der Pfalzgraf von Neumarkt und Herr von Pleistein nicht mehr genügend rüsten konnte. Die kampfeslustigen Böhmen brannten das Försterhaus zu Grund, stürmten die Mauern des Städtleins und äscherten sie und die Veste ein, nachdem die meisten waffenfähigen Bewohner und die Besatzung über die Klinge hatten springen müssen. Als Friczmann von der Jagd zurückkehrte, stand er vor den Trümmern seines Heims, an dessen Schwelle die Leiche seines entehrten Weibes und seines unschuldigen Kindes lagen. Kein Wort kam über seine bleichen, starren Lippen, thränenlos stierte sein Auge auf die grausige Scene; nur die Fäuste ballte er in grimmiger Wuth, daß die Nägel in das Fleisch eindrangen. Dann machte er eine Grube und barg darin die Ueberreste seiner Lieben im stillen Waldgrunde. An der ruinirten Stadt vorüber, aus der da und dort noch dicke Rauchwolken zum nächtlichen Himmel aufqualmten und einzelne Feuergarben immer wieder von neuem emporzüngelten, eilte er dem Wald entgegen, durch den die entmenschte, raubende, mordende und sengende Schaar ihren Weg nach Vohenstrauß zu genommen hatte. Suchen wollte er ihn, den Zerstörer seines Glückes, und sein breites Jagdmesser ihm und seinen Mordgesellen in das teuflische Herz stoßen und sich weiden an seiner Todesqual. Hastig zog er weiter, die Armbrust auf dem Rücken, die er bislang nur auf das scheue Wild gerichtet. Kein Sternlein funkelte am wolkenbethürmten Himmel. Die hohen Bäume des dunklen Waldes rauschten und brausten unter dem ersten Ansturm des nahenden Unwetters. Unheimlich ächzten die Zweige, aus denen einige Vöglein erschreckt aufflatterten, um sich in das dichtere Gebüsch am Wege niederzulassen. Eben betrat er die Stelle, wo die Hauptstraße von einem schlechten Waldweg

durchschnitten wurde und ein einsames Kreuz mit morschem Betschemel davor aus dem dichten Gezweige ragte. Schräg gegenüber sieht man heute noch einen moorig fettglänzenden Tümpfel hart am Wegrande, mit hohem Farrenkraut umsäumt.

Erschöpft sank Friczmann, einige Minuten zu rasten, in das Gras. Da fielen die ersten Regentropfen, während sich gleichzeitig der Sturm mit rasender Gewalt erhob, in dem Geäste wühlte und Blitz auf Blitz das unheimliche Dunkel der Nacht durchzuckte, da und dort eine hochstämmige Tanne in tausend Splitter zerschmetternd. Da, horch! — Was war das. Am Himmel zog eine tiefschwarze, nur an den Rändern grellroth gefärbte Wolkenmasse mit riesiger Schnelligkeit herauf, aus der sich einige phantastisch gekleidete Gesellen loslösten, allen voran die Hünengestalt des wilden Jägers mit dem nach dem Nacken gedrehten Gesichte. Hussahjauchzen, Rüdengebell, gellendes Hörnerklingen und Peitschenknallen erfüllte die Luft, ein furchtbares Getöse, das selbst dem so furchtlosen Jägersmann das Blut in den Adern erstarren machte und das Haar zu Berge sträubte. Regungslos sah er in den Graben gedrückt das wilde „Goig" (Gehaide, die wilde Jagd) über den Kreuzweg seine Richtung nach der Gegend nehmen, woher er selbst eben gekommen; der letzte des Zuges ließ sich zu dem am ganzen Leibe zitternden Jäger herab und indem er mit hämischer Gebärde nach dem Christusbilde deutete, raunte er ihm in's Ohr: „Dorthin ziele dreimal; dann wird dein Pfeil unfehlbar den erreichen, der dich um Hab und Gut, um Weib und Kind gebracht." Und gleich darauf war auch er verschwunden.

Stille war es geworden, unheimlich stille, und von neuem erwachte der Schmerz in Friczmann's Seele. Er riß die Armbrust von der Schulter legte an und schoß. Der Pfeil schwirrte neben dem Balken in das dichte Gestrüpp, einige Blätter herabreißend; auch der zweite Schuß hatte keinen besseren Erfolg. Der sonst so treffsichere Schütze fühlte, wie ihm die Faust in wilder Erregung zitterte, wie der sonst so klare Blick umflorte, wenn er das Geschoß zum bleichen Christusbilde emporhob, das die Arme ausgebreitet hielt, als wollte es ihn an die geöffnete Brust ziehen und den Balsam des Trostes in seine wunde Seele träufeln. Doch da tauchte auf einmal die blutige Gestalt seines hingeschlachteten Weibes und Söhnleins vor ihm auf, ein dumpfes Stöhnen entrang sich seiner Brust. Schnell riß er den dritten Pfeil aus der Hülse, legte an und drückte ab. Hart an der blutenden Seitenwunde des Heilandes schlug die scharfe Spitze in das morsche Holz, und im nämlichen Augenblicke fühlte er einen stechenden Schmerz. Der Pfeil war auf den Schützen zurückgekehrt, der mit grellem Aufschrei ein paar Schritte zurücktaumelte und dann in die schwarze Lache stürzte, die sich alsbald, einige weite Ringe ziehend, über dem Unseligen schloß. Eben theilte sich das Gewölke, und des Mondes Silberschein huschte durch das Gezweige über die Straße zum Kreuze und blieb auf dem Haupte des Erlösers im verklärenden Schimmer haften.

Der einsame Wanderer, den sein Weg in später Stunde hier vorüberführt, beschleunigt unwillkürlich seine Schritte, und ein kurzes Stoßgebet murmelnd, eilt er vorüber an der schaurigen Stätte, an der sich noch der ruhelose Geist des Förster's, den tödtlichen Pfeil in der blutenden Brust, bisweilen zeigen soll.

Tausend Kilometer per Rad in Einem Tage.

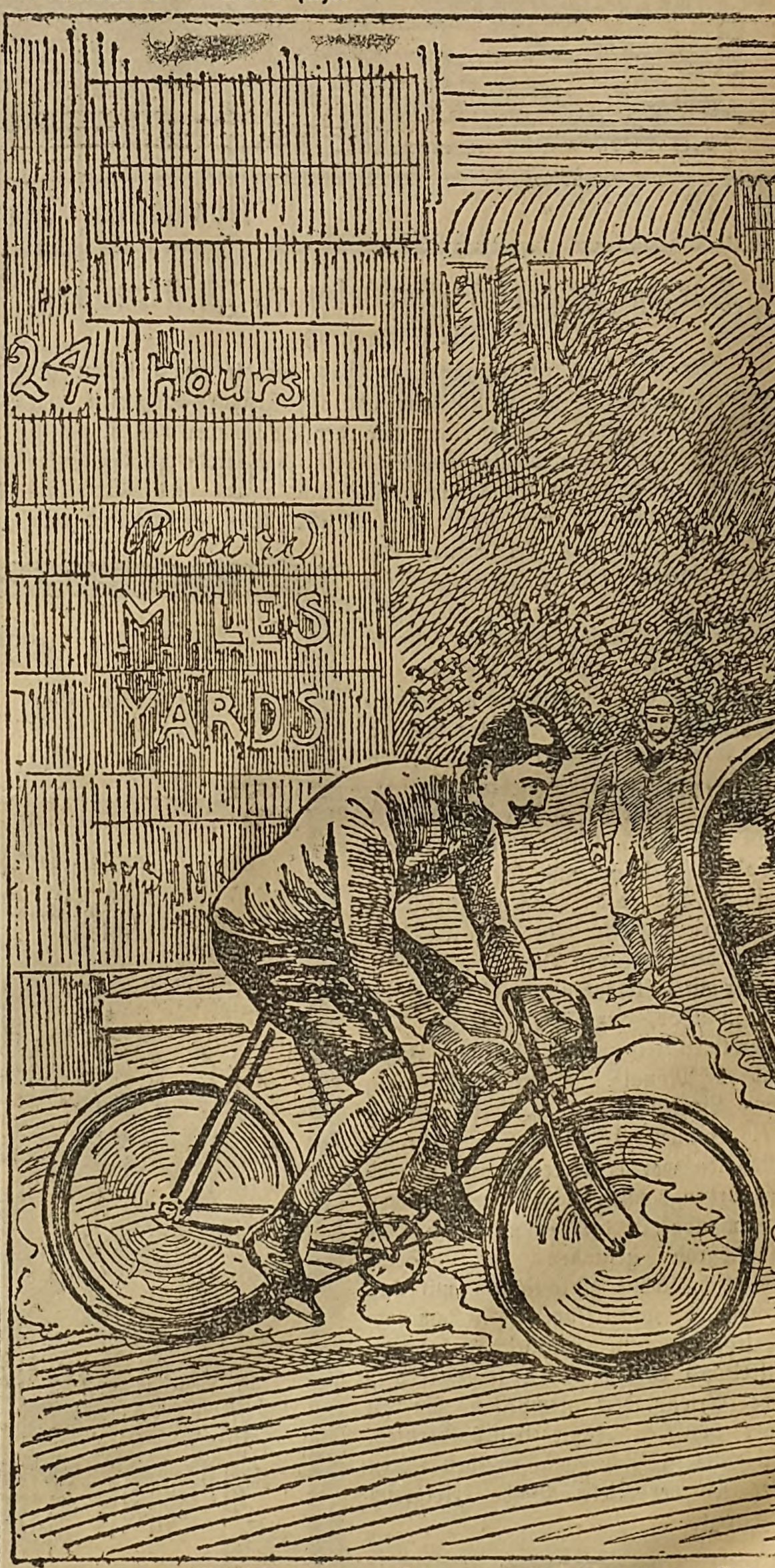
Der große Rekord des Holländers Cordang.

In dem Lande, das alle Arten von Sport mit Vorliebe pflegt, in England, ist auch die Heimath des Wortes und Begriffes „Rekord". Ursprünglich war dies der Name von Urkunden, wodurch die Ergebnisse von gerichtlichen Verhandlungen, wie es bei uns heißen würde, „zum ewigen Gedächtnisse aufbewahrt wurden. Jetzt versteht man unter Rekord eine hervorragende Leistung, durch welche alle bisherigen Leistungen auf einem gewissen Gebiete und für einen gewissen Umkreis übertroffen, oder wie der Sport-Ausdruck lautet, „geschlagen" werden. Ein Weltrekord bezeichnet also die hervorragendste Leistung auf dem ganzen, dem betreffenden Sport huldigenden Erdenrunde.

Wie für kurze Strecken, suchte man bald auch für weite Entfernungen Rekords zu erzielen und bekannt sind die Distanzfahrten der jüngsten Vergangenheit, die sich auf Hunderte von Meilen erstreckten.

Der Wetteifer machte sich nach zwei Richtungen geltend, nämlich dahin, in einer bestimmten Zeit eine immer größere Entfernung und eine bestimmte Distanz in immer kürzerer Zeit zurückzulegen. Danach haben die Minuten- und Stunden-Rekords, die 100 und 1000-Kilometer-Rekords ihren Namen erhalten.

Namentlich der 24 Stunden- und der 1000 Kilometer-Rekord beschäftigten den Ehrgeiz der Radler im hervorragendsten Maße und es wurde in Sportkreisen auf's eifrigste besprochen, daß der berühmte französische Radfahrer Huret im Pariser Prinzenpark-Velodrom einen Weltrekord gestellt hatte, indem er in 24 Stunden 909 Kilometer 27 Meter fuhr.



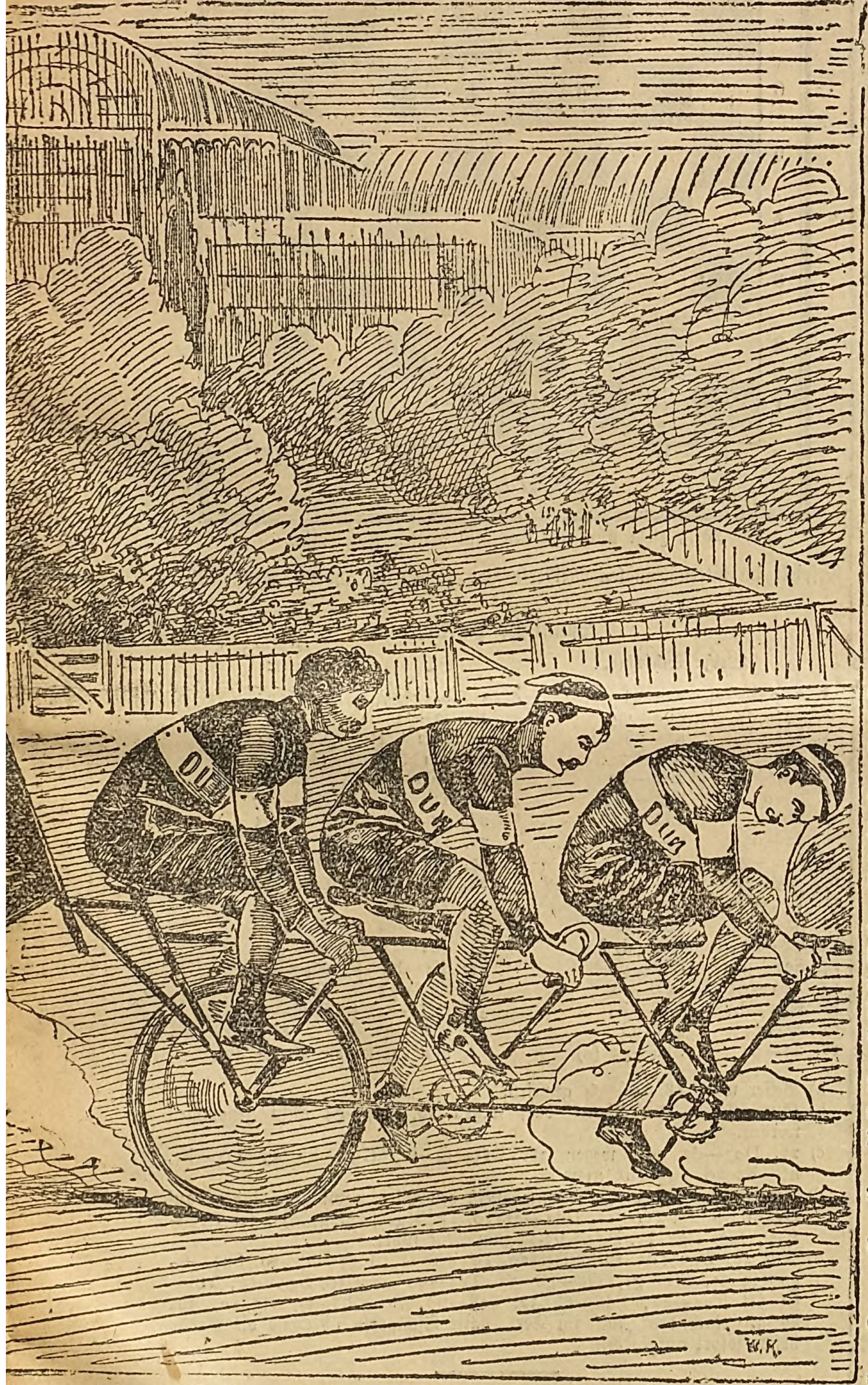
An jenem Wettfahren hatte sich neben Huret auch der Holländer Cordang betheiligt, hatte jedoch in Folge eines Sturzes ausscheiden müssen. Später forderte Cordang den Sieger Huret zu einem Match über 24 Stunden heraus; der stolze Franzose entgegnete aber höhnisch, Cordang möge erst beweisen, daß er überhaupt im Stande sei, 24 Stunden auf der Rennbahn zu fahren.

Ohne ein Wort zu sagen, unterwarf sich Cordang einem sehr sorgfältigem Training, zuerst auf der ausgezeichneten Straßenstrecke Bordeaux-Paris, dann auf der Rennbahn des Londoner Krystallpalastes.

So vorbereitet, unternahm Cordang seinen Rekordversuch am 15. v. M. um 6 Uhr Abends in der ebengenannten Rennbahn und sein Unterfangen hatte den großartigsten Erfolg. Während nämlich Huret alle Rekords von der 4. bis 24 Stunden über den Haufen

geworfen hatte und dafür angestaunt und gefeiert worden war, schlug Cordang gleichfalls von der 4. bis zur 24. Stunde sämmtliche Weltrekords Huret's und überdies noch den Weltrekord für 1000 Klm.

Den 24 Stunden-Weltrekord Huret's übertraf Cordang um nicht weniger als 82 Kilometer 640 Meter und um 1000 Kilom. in 24 Stunden zu fahren, fehlten ihm nur 8 Kilometer 349 Meter. Letztere Strecke legte Cordang, nachdem er bereits 24 Stunden im Sattel gesessen war, in 12 Minuten $21^4/_5$ Sekunden zurück, so daß er also tausend Kilometer in der Weltrekordzeit von 24 Stunden,



12 Minuten $21^4/_5$ Sekunden fuhr, tausend Kilometer, für die bisher die Zeit von 40 Stunden, 36 Minuten, 56 Sekunden als Weltrekord gegolten hatte!

Für Fachmänner wird es besonders interessant sein zu erfahren, daß Cordang noch in der letzten Stunde, nach 23stündiger Anstrengung, noch immer jede Meile unter zwei Minuten fuhr, also in bedeutend kürzerer Zeit, als noch vor 6 Jahren als Meilen-Rekord gegolten hatte.

Um dieses außerordentliche Resultat zu erreichen, bedurfte es neben der außerordentlichen Trainirung noch eines außerordentlichen Apparates, den ihm die englische Fahrradfirma Dunlop — deren Erzeugnisse Cordang selbstverständlich benützt — zur Verfügung stellte. Dieser bestand aus zehn Equipes mit wohltrainirter Trams (Bemannung), u. zw. drei Quintuplets und sieben Quadruplets als Schrittmacher.

Diese Führungsmaschinen waren insgesammt hinten mit Windschirmen versehen, unter deren Fittigen, vor der heftigsten Luftströmung bewahrt, Cordang wacker fortsputete, wie dies unser obenstehendes Bild veranschaulicht.

Diese Windschirme, von denen bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in England Gebrauch gemacht wurde, bildeten nebst den Welt-Meisterfahrer Cordang die Sensation des Tages.

Wochen-Plaudereien.

VII.

Als ich noch in Kinderschuhen herumlief, stellte ich mir vor, daß die Kaiser und Könige nebst ihren Frauen und Kindern den ganzen, lieben Tag eine goldene Krone auf ihrem Haupte tragen, und nimmer hätte ich es vermocht, mir ein gekröntes Haupt im schlichten, bürgerlichen Anzuge, unter den anderen Menschenkindern wandelnd, vorzustellen. Die Zeit hat mich eines Besseren belehrt.

Zu meiner großen Schande muß ich aber gestehen, daß ich mir, bis in die allerjüngste Zeit auch eine ganz andere Vorstellung von einer Sitzung unserer Stadtväter gemacht habe. Ich war keiner verrückteren Meinung, als daß an einem solchen Tage, da der Magistrat oder das Gremium über das Wohl und Wehe der Stadt beräth, die Bürger in den Sitzungssaal hineinströmen und mit gespannter Aufmerksamkeit den goldenen Worten lauschen, die aus dem Munde der Gemeindevertreter hervorsprudeln. Wie man sich doch auf seine alten Tage noch so täuschen kann! Niemand war da, mit Ausnahme der Journalisten und der Rathsherren, welch' Letztere in diesem Falle nicht mitzählen.

Ein großer Mann — wenn ich nicht irre, war es Fürst Bismarck oder der Riese Goliath — hat einmal die sehr zutreffende Behauptung aufgestellt, daß man auch hinter verschlossenen Thüren weise regieren könne. Was braucht man denn auch in einer öffentlichen Magistrats- oder Gremiumssitzung noch Zuhörer? Für die ist überhaupt kein Platz da!

Thatsächlich, man sollt' es nicht glauben, aber es ist buchstäblich wahr, in den Sitzungssälen der beiden Kollegien ist gar kein Raum für die Bürger, die sich eventuell für einen wichtigen Beschluß interessiren, vorhanden.

Im Gegentheil; jeder Steuerzahler, den es etwa verlangen sollte, sich davon zu überzeugen, wie sich Magistrat und Kollegium zu dieser oder jener Frage stellen, würde als „Eindringling" und „Ruhestörer" betrachtet werden, wenn er nicht gar wegen „Hausfriedensbruch" mit dem Gerichte in Konflikt käme.

In die Magistratssitzung hatte ich mich glücklich eingeschmuggelt, und als ich so mitten drunter drin war, konnten sie mich doch nicht hinauswerfen. Wer aber einer Sitzung des Gremiums beiwohnen will, der muß mindestens so gut akkreditirt sein, wie etwa ein französischer Botschafter am russischen Hofe. Ohne vorherige Anmeldung gelangt man überhaupt nicht in den Sitzungssaal.

In meinem Leben werde ich es nicht vergessen, wie ich im Vorzimmer des Gremiums-Saales, als ich unbefugt eindringen wollte, von irgend einem guten oder bösen Geiste angehalten wurde, mit dem Befragen, was ich dort suche.

„Ich würde gerne der Sitzung beiwohnen," äußerte ich respektvoll.

„Waren Sie schon einmal drin?" erklang es von den Lippen des Wächters.

„Nein."

„Dann muß ich erst den Herrn Vorstand fragen. Wie heißen Sie." —

Es waren einige qualvolle Augenblicke, ehe als über mein Sein oder Nichtsein entschieden wurde. Die Götter wollten mein Verderben: Mir ward, was nur wenigen Sterblichen gegönnt ist, das Glück zu Theil, der öffentlichen Sitzung des Gemeindekollegiums beiwohnen zu dürfen!

Im Grunde genommen ist es eine sehr undankbare Aufgabe, so ein Stadtvater zu sein. Arbeitet man mit Volldampf drauf los und baut eine Brücke nach der anderen, erweitert und pflastert die Straßen, sucht dem Bedürfnisse nach Schulen zu genügen, ruft moderne Verkehrsmittel ins Leben u. s. w., u. s. w., dann finden sich sicherlich Leute, die da sagen, der Magistrat wirft das Geld nur so zum Fenster hinaus; und wurstelt man, wie man zu sagen pflegt, so gemüthlich weiter und läßt es bei den alten Einrichtungen bestehen, weil die Vorfahren sogar ohne Wasserleitung, Kanalisation, Gaslicht 2c. auch groß und stark geworden sind, dann finden sich wieder andere Nörgler, die da sagen, der Magistrat halte nicht mit

dem Zuge der Zeit gleichen Schritt. Und weil doch in beiden Fällen geschimpft wird, so denken sich unsere Stadtväter: „Nur nix überhudeln, es geht schön langsam a."

Das ist eben das Traurige auf der Welt, daß es noch Menschen gibt, die alle Neuerungen mit einem Zauberschlage herbeiführen möchten, ohne dabei zu bedenken, daß ein Lahmer ebenso sicher an's Ziel gelangt, wie ein Schnelläufer, — wenn man dem Ersteren nur die nöthige Zeit dazu läßt.

Man soll es nur eilig haben, dann wird man gleich sehen, welche Hindernisse sich entgegenstemmen: Dort, in dem schmalen Gäßchen, haben einige Klatschbasen das Trottoir mit Beschlag belegt, hier und da hat ein Holzhacker die Hälfte der Straße und des Gehweges zu seiner Werkstätte erkoren, dort muß man wieder über einige Latrinenschläuche hinwegvoltigiren, und Wehe, dreimal Wehe dem eilenden Menschenkinde, wenn zu allem Ueberfluß noch in irgend einer Straße, die der Unglücksrabe passieren muß, eine Kanalisation vorgenommen wird, rechts und links sich Berge erheben und Abgründe gähnen, und nirgends, nirgends ein Entkommen ist!

Ist's dann wieder ein Wunder, wenn man angesichts der Situation über den Magistrat, der natürlich an Allem schuld ist, einige Segenswünsche ausstößt?

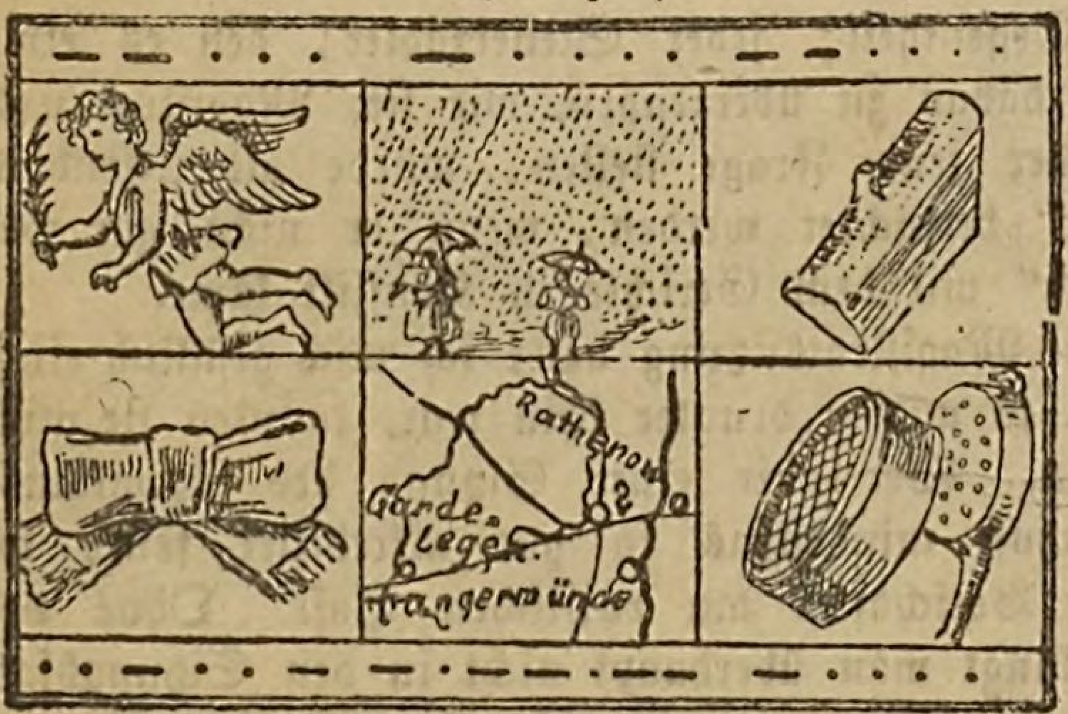
Nur nicht Brummen! Nur nicht gleich über Alles wettern und schimpfen, wenn man es selbst nicht besser machen kann Insbesondere hüte man sich aber, Jemandem etwas Böses nachzusagen!

Ein hiesiger Herr, nennen wir ihn Wunderlich, hatte einen Bediensteten, der sehr dem Trunke ergeben war.

Einmal war er — nämlich der Diener — schon am Nachmittage betrunken. Als nun der Herr dem leichtsinnigen Menschen Vorwürfe ob des schlechten Lebenswandels machte und hinzufügte, daß die Leute über ihn — d. h. wieder den Diener — noch schlimmere Sachen erzählen, entgegnete der Unverbesserliche: „Herr Wunderlich, das sind Verleumdungen, nichts als Verleumdungen. Wenn Sie wüßten, was Ihnen die Leute nachsagen und wenn das Alles wahr wäre — ich wäre schon längst nicht mehr bei Ihnen!" -t.

Telegraphenrebus.

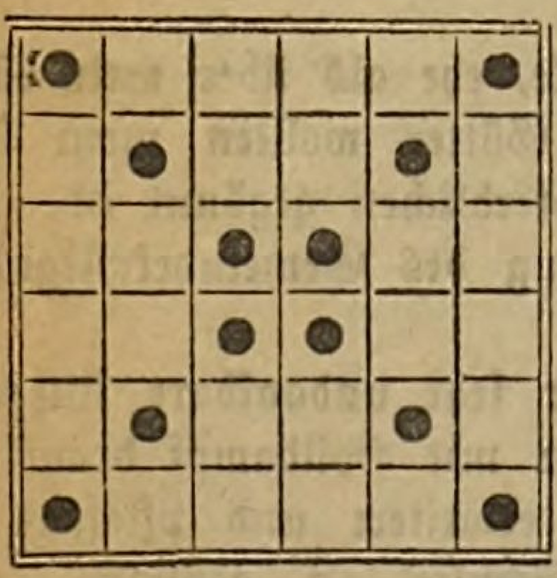
(Es ist herauszufinden, ob die geltenden Buchstaben durch die Punkte oder durch die Striche bezeichnet werden.)



Scherzrebus.

wD K	Preussen Sachsen Württemberg

Zahlenquadrat.



In die Felder nebenstehenden Quadrates sind Zahlen derart zu setzen, daß die Summe jeder wagrechten, jeder senkrechten und jeder der beiden durch schwarze Felder ausgezeichneten Querreihen 123 beträgt; in den beiden oberen Eckfeldern müssen die beiden niedrigsten unmittelbar auf einanderfolgenden Zahlen stehen und in den beiden unteren in gleicher Weise die höchsten.

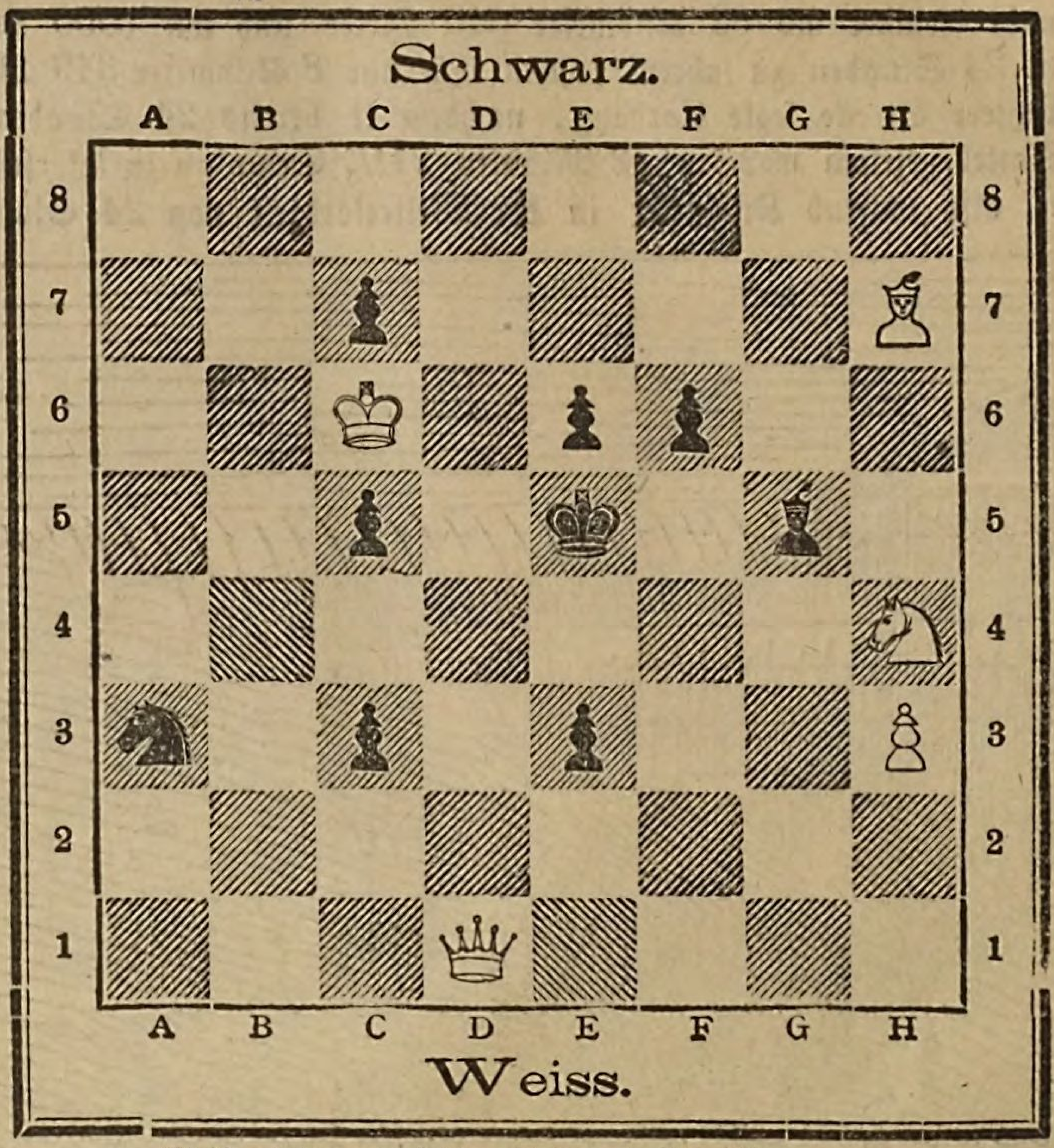
Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 71.

Haberfeldtreiben.

Schachzeitung № 277.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von K. Traxler in Vlachova.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Gespielt im internationalen Meisterturnier zu Berlin am 29. Sept. 1897

Spanische Partie.

	Weiß: Schlechter:			Schwarz: Tschigorin:	
1.	e2—e4	e7—e5	19.	Sf3×g5	Le7×g5
2.	Sg1—f3	Sb8—c6	20.	f2—f4	e5×f4
3.	Lf1—b5	a7—a6	21.	Ld2×f4	Lg5×f4
4.	Lb5—a4	b7—b5	22.	Tf1×f4	Dd8—e7
5.	La4—b3	Lc8—b7	23.	Dd1—f3	Sc6—d8
6.	o—o	Sg8—f6	24.	Ta1—f1	Kh8—g7
7.	Sb1—c3	Lf8—e7	25.	g4—g5 (b)	Lb7×d5
8.	d2—d3	o—o	26.	e4×d5	h7—h6
9.	Lc1—g5	d7—d6	27.	Tf4—e4	De7×g5 (c)
10.	Sc3—e2	Sf6—h5	28.	h3—h4 (d)	Dg5—d2 + (e)
11.	Lg5—d2	Kg8—h8	29.	Te4—e2	Dd2×e2 +
12.	g2—g4	Sh5—f6	30.	Sg3—e2	f7—f5
13.	h2—h3	Sf6—d7 ?	31.	Se2—f4	g6—g5
14.	Se2—g3	Sd7—c5	32.	Sf4—h5 +	Kg7—g6
15.	Lb3—d5	Sc5—e6	33.	Sb5—g3	f5—f4
16.	Kg1—h2	Ta8—b8	34.	Df3—e4 +	Kg6—f7
17.	c2—c3	g7—g6	35.	De4—h7 +	Schwarz gibt endlich die Partie auf.
18.	d3—d4	Se6—g5 (a)			

a) Besser wäre 18. Se6—f4 gewesen.
b) Gut gespielt, der Bauer darf wegen 26. Tf4—g4 nicht genommen werden.
c) 27. De7—d7 geht wegen 28. Df3—f6 +, Kg7—h7 29. Tf4—h4, h6—h5 30. Sg3×h5 nicht an.
d) Auch mit 28. Te4—g4 konnte Weiß den Sieg erzwingen, indem auf Dg5 d2+ 29. Tf1—f2, Dd2—c1 30. Tg4×g6+, Kg7×g6 31. Df3—f5+, Kg6—g7 32. Sg3—h5+ zum Mat führt.
e) Auf 28. Dg5×d5 entscheidet 29. Df3—f6+, Kg7—h7 30. Sg3—f5, g6×f5 31, Tf1—g1, Tf8—g8 32. Te4—e8 oder 30. Sg3—f5, Tf8—g8 31. Te4—e8, Sd8—c6 32. Te8—b8, Sc6×b8 33. Sf5—e7 für Weiß. Nach dem Zug im Text hätte Tschigorin übrigens die Partie besser sofort aufgegeben.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 273 von Okkinga.

1. Da1—c1 / Beliebig. 2. D., T., S., S., B.‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von Jos. Frank, R. Kern, B. H.—, Georg Schmaderer, Gust. Schmidt, J. Schuler und R. Weiß.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Sonntag Nachittags im separirten sog. Weinzimmer** und **Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer.** — Schachfreunde als Gäste stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: K. Placht in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 74. Sonntag, den 24. Oktober. 1897

Ueberschwemmungen in Indien.

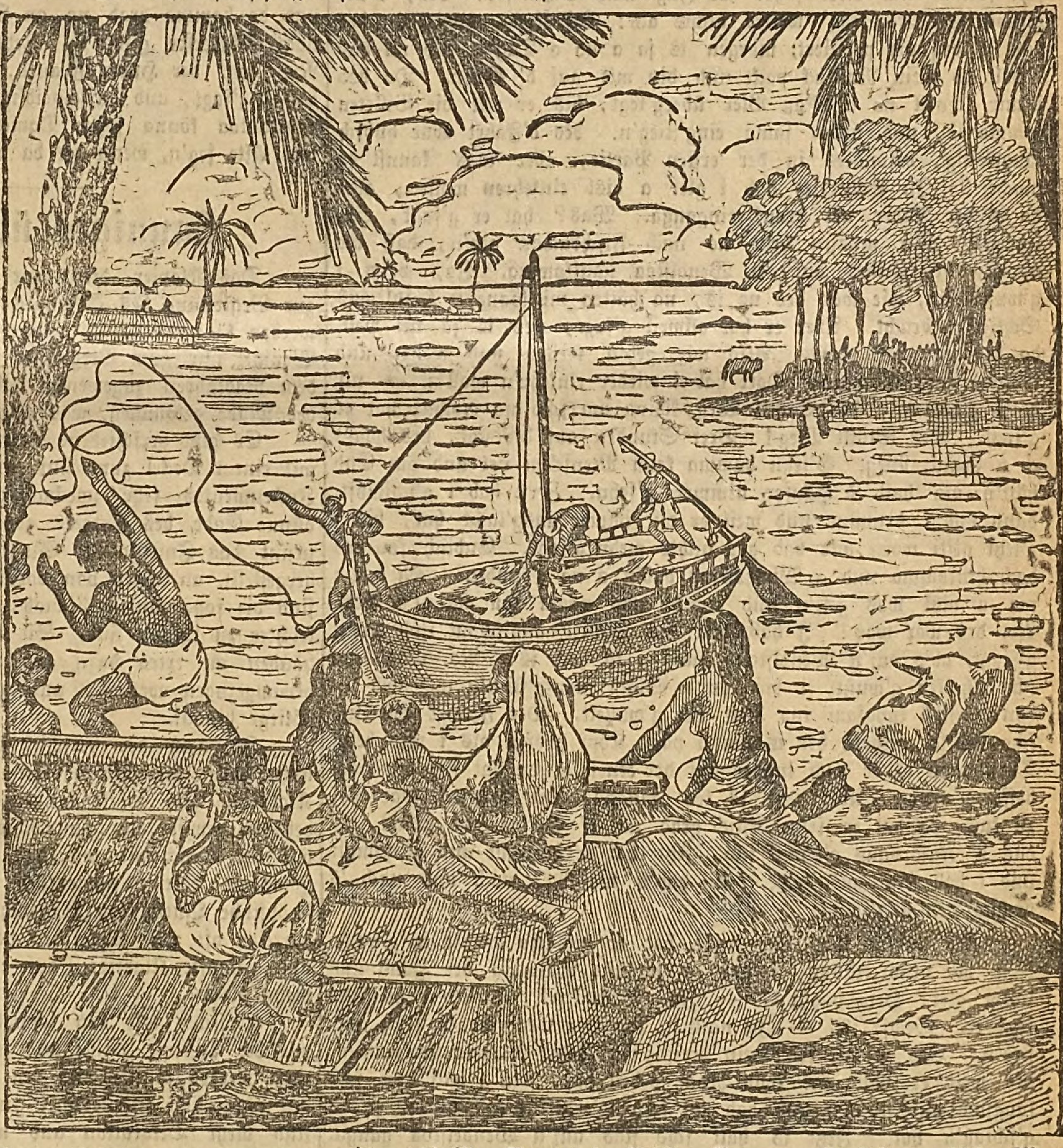
(Siehe Bild.)

Die Engländer haben es in Indien nicht so leicht, wie englische Zeitungen uns glauben machen wollen. Die Indier sind entschlossene Feinde der Engländer geworden, und die Siege an der Grenze mit dem sprichwörtlichen einen Todter, den die Engländer hatten, sind nicht ganz ernst zu nehmen. Die Mohammedaner in Indien sind durch eine gut geleitete Agitation endlich auf die Macht aufmerksam gemacht, welche sie repräsentiren. Sie denken ernstlich daran, einen Hauptschlag gegen die englische Macht zu führen und zu diesem Schritt, der im höchsten Grade unerwartet kam, wurden die Indier nicht in letzter Linie durch die Elementarereignisse der letzten Jahre gedrängt.

Das reiche Indien, das Kronjuwel des großen britischen Reichs, ist ein recht armes Land. Wenige Monate sind es, daß Pest und Hungersnoth auf der Halbinsel gewüthet und viele Tausende dahingerafft, und schon ist neuerdings großes Elend über ein weites Stück des Landes gekommen. Der mächtige Ganges, der Hauptfluß der fruchtbaren Tiefebene auf der nördlichen Hälfte der Insel, ist weit aus seinen Ufern getreten und hat viele Quadratmeilen von Aeckern und Wiesen in ein einziges Meer verwandelt, aus welchem die Spitzen der Bäume und die Dächer der Häuser wie kleine verlorene Inseln herausragen.

Unser Bild illustrirt eine Rettungsszene, wie sich eben ein Boot unter großen Anstrengungen einem überschwemmten Häuschen nähert, um die Einwohner, die schon mehrere Tage in Todesangst auf dem Dache der Hütte zugebracht, zu befreien.

Wie bei der großen Hungersnoth im Vorjahre haben bei den Ueberschwemmungen die Engländer sich wenig hilfbereit gezeigt und die von den Engländern ausgepreßten Indier sind arg erbost über ihre Zwingherrn. Wie sich die Dinge in Indien weiter entwickeln, das wird schon die nächste Zeit lehren.



Des war was!

Von Hans Bierfteiger.

„Jetzt woll'n ma doch seh'n, wer Recht hat, i oder es! D' Herzaß zu viert und d'Schellaß und Schellzehner und fünf Eichel, wer wird da net spiel'n! Und wenn i a verloren hab, spiel'n hab i müß'n!" So rief in höchster Erregung ein kleiner, dicker Mann am Stammtisch beim „gelben Chinesen". Was er weiter sagte, verlor sich grollend im Maßkrug. Ja, ja, fuchtig konnte er werden, der Herr Schwammerl, besonders wenn ihm so ein Solo weggenommen oder abgenommen wurde, wie es eben jetzt der Fall war. Sonst war er, wie er sich ausdrückte, ein friedliebender, ruhiger Bürger, der seine Steuern und Abgaben zahlte und bloß hie und da über den hohen Bierpreis schimpfte, weil, wie er meinte, für seine Leistungen schon ein Rabatt am Platze wäre. Früher Schweinmetzger hatte er jetzt die süße Thätigkeit eines Privatiers übernommen und lebte s

stillselig dahin mit seiner Ehehälfte. Doch auf einmal wurde seine Gemüthlichkeit plötzlich gestört, als — doch lassen wir ihn selbst erzählen:

„Sitz ich da, wie immer, beim gelben Chinesen und mach mein Haferltarok, fangt auf oamal der Huber Franzl an z'schrei'n: Du, Schwammerl, mach ma mit anand a Bergpartie! Oho, sag i, des war was neu's, der Salvator is ja scho lang gar und der Ablaß in Harlaching war a scho, zu was jetzt auf an Berg naufgeh'n! — Geh, sagt er, laß Di auslacha, i moan ja auf 'n Wendlstoa nauf, woaßt da is net so schwierig, da soll'n sogar Damen naufgeh' könna, soviel i gles'n hab. — I mag net, sag' i drauf! — No wie's is, er laßt net aus und die Andern geb'n a koan Fried, z'letzt fangt gar oana an, des war doch a Schand, wenn i ganz alloa vom Stammtisch net auf 'm Wendlstoa g'wes'n war und so redens hin und her, z'letzt sag' i: no i wills meiner Alt'n sag'n, nacha könna ma scho weiter drüber reden. No, daß i's kurz mach, schließli ham ma g'sagt, am Montag geh'n ma fort in der Früh um sechsi. Des war scho recht. Am Samstag hat's g'regn't, am Sonntag hat's g'schütt, am Montag, no da war's in der Fruh stark nebli und erst um a elfi hat sichs aufg'heitert. I hab dahoam g'essn und nacha a bisl duselt, wie ichs alle Tag von 1 bis 3 Uhr mach, auf oamal läuts, mein Alte macht auf, wer is? Der Huber Franzl. No i schau net schlecht, wie der glei 's schreien anfangt. Ja, Schwammerl, was is denn des, i hab g'moant, Du bist scho ferti! Um vieri fahrt der Zug nach Schliersee! No, i als gutmüthiger Kerl sag' weiter nichts als: Schafkopf, dummer, des hätt so arg net pressiert, morgen is ja a no a Tag! No na hab i halt do mein Rucksack packt und bin mit auf d' Bahn. Da hob i mir schnell no a Maß Bier überg'legt, bis er mit die Billeten komma is, und nacha sama eing'stieg'n. No d'Fahrt war hübsch langweilig, besonders in der ersten Partie, aber was kannst da machen? In Schliersee hab i glei a bisl einkehren wollen, aber da is der Ander net drauf einganga. Was? hat er g'sagt, einkehren? Mir müaßn heut no nach Fischbachau geh'n, daß ma morgen bei Zeiten auf 'n Wendlstoa naufkomma. Ja, wenn i g'wußt hätt, wie weit des no is, na hätten mi koane 5 Gäul aus Schliersee bracht. Aber er hat allweil g'sagt, des is ja net weit, da san ma bald dort. Also wir geh'n weiter und weiter und komma nach Neuhaus. Dort hab i wieder einkehr'n woll'n, — nix hat's g'holfen. Des Stückl Weg könna ma scho no macha, hat er g'sagt. Des Stückl Weg! Drei Stunden auf d'Nacht, des hoaßt er a Stückl Weg. G'sehn hamma koan Menschen net und am End hätt'n ma bald d' Häuser nimmer g'sehn. Zerst hab i g'schimpft, dann hab i brummt und weil er mi immer ausg'lacht hat, bin i z'letzt gifti worn und hab gar nichts mehr g'sagt. Endlich san ma doch hinkomma und a Wirthshaus hab'n a no g'funden. Da hab'n ma a bisl was gess'n und trunka und nacha san ma in's Bett. No, des war was! I hab halt den Franzl ang'schaut und hab'n g'fragt, ob's auf'n Wendlstoan nauf a so hoch is! No, i hab ma scho z'helfen g'wußt, i bin auf'n Stuhl naufg'stieg'n und hab mi von da schö langsam ins Bett nei g'wutzelt. Der Franzl hat sich scho leichter gethan, der is um a paar Köpf größer als i und beim Turnverein is er auch immer auf der Kneip'n, da hat sich die Sach besser g'macht. Aber jetzt is los ganga! Die Bettstatt war viel zu kurz, da hat er seine Knie grad auf d' Vorderwand bracht, so daß d' Fuß naus g'hängt san, jetzt hat er brummt und g'schimpft und i hab ihn ausg'lacht. So hab'n ma halt nach und nach 's Schnarchen ang'fangt.

Am andern Tag um sechse hat er mi scho wieder aufg'weckt. Mir hat grad träumt, i hab 's schönste Solo in der Hand und schrei glei: Herz hoaßt's! — Ja, Schnecken! Aufsteh'n hoaßts! sagt er. Sechse is! — Ja natürli, sag i, i wer scho so früh aufsteh'n. Des is mir seit mein dreißigsten Jahr nimmer vorkommen. No weil er halt gar koan Ruah geben hat, bin i halt doch schö langsam aufg'stand'n und hab mi schö g'mütli herg'richt bis siebne g'schlag'n hat. Jetzt is halt schö stad auf'n Wendelstoa ganga. Zerst wars net so g'fährlich, so langs no durch 'n Wald ganga is. Aber nacha, wie ma naus kemma san, no des war was. D'Sonn hat runter brennt, als wie ma hätt'n brat'n soll'n. I kann gar net sag'n, wie's ma ganga is. Alle 10 Minuten hab i mi hing'setzt oder glei ganz hing'legt, g'schwitzt hab i, das gar nimmer schö war, und müd bin i worn, daß i gmoant hab, es geht gar nimmer, i muaß wieder umkehrn. No so san ma schließlich doch bis ½12 ans Haus komma. Auf 'n erst'n Stuhl, den i g'sehn hab, bin i hing'fall'n und hab g'sagt: I steh nimmer auf! Gebt's ma nur a Maß Bier, sonst is aus! S'Bier war grad net billig, aber warm. No nacha hab i mi a Bißl nach'm Essen umg'schaut. A Nachba von mir hat a Mainzer Handkasl gess'n, i frag'n, was das kost, da sagt er 20 Pf.! Da hab i net schlecht g'schaut! Weil ma das für a Handkasl z'viel Geld war, hab i mir an Kalbsbrat'n mit Salat kauft und hab gess'n und trunka, wies ma no grad g'schmeckt hat. Wie i amal so hering'sessn bin, wars grad so zwida net herob'n auf'm Wendelstoa. Auf oamal stupft mi der Huber Franzl und sagt: Du steh auf und zahl! Jetzt gehts wieder aufi! I schau net schlecht — er hat hintnach g'sagt, so a dummes Geschau is eam no nia vorkomma und er war doch lang Viehhandler. — Ja, sag i, wohin denn? Auf'n Wendlstoa! Ja, sag i, da san ma ja scho! Aber auf d' Spitz müaß'n ma a no nauf! Was kannst machen? I als gutmüthiger Mensch geh wirkli mit. No da hab'n wir uns halt so schön langsam aufig'handelt am Drahtseil bis ma ganz ob'n war'n! Das war a großartigs G'fühl, wie ma da ob'n war'n! G'sehn hamma zwar nix, weil Alls voll Nebel war — aber ob'n san ma g'wes'n und dös is heutzutag d' Hauptsach. Jetzt aber nunter! I hab gmoant, jetzt is scho gwonna, abi gehts jedenfalls leichter wie nauf. Aber da hab i mi net schlecht brennt! I woaß wirkli net, war ma 's Naufgehn lieber oder 's Nuntergehn. Auf oamal g'spür i was an mein' Fuß, i schau nach — hab i meine neu'n Schua durchganga! No, hab i mir denkt, um dös hast es thuan könna. Der Huber Franzl hat scho lang nix mehr g'sagt, der hat scho bald nimma geh'n könna, weil ihn seine Stiefel anpackt hab'n. Endli san man nach Birkenstoa kemma, und da hamma grad no an Omnibus erwischt und san zum Zug nach Schliersee g'fahr'n. Jetzt san ma wieder zum Red'n kemma. Na, sagt der Huber Franzl, dös hoaßt man a Vergnüg'n! Ja, hab i g'sagt, und aufschneid'n thuns nöt schlecht — sag'ns, auf'n Wendlstoa könna sogar Damen 'nauffsteig'n! No da möcht i erst mei Alte seg'n, wenn die da aufi müaßt!"

Launiges über das Klavier.

Das Klavier dient zur Hervorbringung von Geräuschen, die zur Begleitung des Gesanges, des Tanzes u. s. w. vielfach benützt werden können. Viele spielen darauf zu ihrem eigenen Vergnügen, Wenige nur zum Vergnügen der Anderen. Seit die Damen sich dem Radfahren zugewendet haben, ist das Klavierspiel etwas aus der Mode gekommen, was allgemein nicht bedauert wird.

Es gibt verschiedene Arten von Klavieren. Die ganz großen mit einem Deckel zum Auf- und Zumachen, der bei Reinigung des Instrumentes sehr zweckmäßig ist, heißt man Flügel. Ist das dünne Ende des Flügels abgenutzt, so schneidet man es ab und nennt das Instrument Stutzflügel. Oft werden auch Stutzflügel hergestellt, an denen von vornherein das dünne Ende fehlt. Beliebt sind die sogenannten Pianos, die ganz kurz und darum auch viel leichter zu spielen sind. Sie können selbst von den zartesten Frauenhänden an extra dazu angebrachten Handgriffen in der Wohnung herumgezogen werden, und zwei Männer tragen sie bequem die Stiege hinauf.

Je nach der verschiedenen Aufschrift auf den Klavierdeckeln unterscheidet man Bösendorfer-, Ehrbar-, Streicher-, Steinway- usw. Klaviere. Im Effekt bleiben sie aber ziemlich gleich — höchstens bestehen gewisse Klangunterschiede. Das Klavier sollte ebensowenig wie der Eisschrank und das Kohlenbügeleisen in einem modernen Haushalt fehlen; namentlich für die Kinder bietet es eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens, was allerdings oft die Nachbarparteien oft zum Ausziehen veranlaßt. Man unterscheidet gemiethete und gekaufte Klaviere, auf ersteren spielt man forte, auf letzteren mehr piano.

Oeffnen wir den schmalen Deckel des Klaviers, so bemerken wir die Tasten, weiße und schwarze, die leicht auf und nieder bewegt werden können und den Ton hervorbringen. Für das einfache, gut bürgerliche Klavierspiel genügen die weißen Tasten, die schwarzen sind mehr Dekoration und werden nur von künstelnden Spielern häufiger benutzt, sie haben absolut keinen schöneren Ton als die weißen. Musikstücke, die vorwiegend auf den schwarzen Tasten gespielt werden, sind meistens von Richard Wagner. Unten an dem Instrument, an Drähten hängend, befinden sich zwei Messingtritte, die sogenannten Pedale, die mit den Füßen bewegt werden, um eine einseitige gymnastische Ausbildung der oberen Extremitäten zu verhindern. Seit der Erfindung der Nähmaschine und des obengenannten Velocipeds sind sie ziemlich überflüssig und vertheuern das Instrument.

Die Gewohnheit vieler Personen, im Innern des Instrumentes

Wäsche, Steinkohlen, Flaschenbier und Eßvorräthe aufzubewahren, ist verwerflich; namentlich die letzteren leiden durch die dumpfe Luft in dem verschlossenen Kasten. Auch beeinträchtigt die Anfüllung des Klavieres mit solchen Gegenständen leicht den Ton. Besonders gilt dies von den Bierflaschen, die klappern. Stellt man das Instrument in feuchten Wohnungen dicht an's Fenster oder vor den Ofen, so ergeben sich nach einiger Zeit Verstimmungen, die feineren Ohren Mißbehagen bereiten sollen. Diese kann Jeder leicht dadurch beheben, daß er den Stimmschlüssel an eigens zu diesem Zwecke im Innern angebrachte Bolzen ansetzt und so lange von links nach rechts dreht, bis es genug ist. Für den einfachen Hausgebrauch ist das Klavierstimmen nicht nöthig und wird hier auch selten geübt. Außer dem Stimmschlüssel braucht man noch den eigentlichen Klavierschlüssel, der sehr leicht verlegt wird. Ordnungsliebende Klavierspieler tragen diese vier Schlüssel am besten an einem Schlüsselring.

Wünscht man des Abends zu spielen, so zünde man zwei Klavierkerzen, wie solche in jedem größeren Geschäfte zu haben sind, weil sonst die Hände zu leicht fehlgreifen. Manche spielen beim sogenannten Phantasieren manchmal auch ohne Licht, doch bleibt dies immer eine unzulässige Geschichte, ein Sprung in's Dunkle. Vom Blatte sollte man Nachts nie ohne Licht spielen. Bei nächtlichem Spielen empfiehlt es sich, die Fenster zu öffnen, wodurch man mehr Zuhörer gewinnt. Thut man dies nach 11 Uhr, so kommt die Polizei.

Betrachten wir die Klaviatur näher! Der Ton, der sich gerade vor dem Unterleibe des Spielers befindet heißt c (sprich „zeh!"). Gleichzeitig können von einem Spieler nicht leicht mehr als zehn Töne (Tasten) angeschlagen werden, außer er setzt sich auf die Klaviatur. Es genügen übrigens zum Hervorbringen sehr gefälliger Melodien oft schon zwei bis drei Töne. Schlägt man drei, vier oder gar fünf Töne gleichzeitig an, so nennt man das Akkord oder Dreiklang. Streckt man die Finger einer Hand so weit aus, als es geht, so heißt man den Abstand zwischen Daumen und Zeigefinger Oktave. Kleinere Zwischenräume nennt man Terz und Quart. Spielt einer mit zwei Fingern so schnell, daß man sie nicht mehr sieht, so heißt man es einen Triller.

Für Anfänger empfiehlt sich die Wahl eines Lehrers. Es gibt davon zu allen Preislagen. Ganz gute Lektionen erhält man schon für 50 Pfennige. Klavierlehrer mit sehr langen Haaren kosten aber auch drei Mark und mehr. Für männliche Erwachsene empfiehlt sich die Wahl einer Lehrerin, weil hiedurch Lust und Eifer geweckt wird. Reichen die Mittel nicht weit, so beginne man mit Selbstunterricht, denn Probiren geht über Studiren. Am besten fängt man mit der rechten Hand an, weil diese weniger steif ist. Hat man nach einigen Monaten die ersten Schwierigkeiten überwunden, so führe man die gleichen Uebungen mit der linken Hand aus. Hat auch diese eine gewisse Uebung erlangt, dann erst lege man beide Hände auf's Klavier. Zur eigenen Aufmunterung spiele man Stücke, die leicht in's Ohr gehen, wie den „Donauwellen-Walzer", den „Feuerzauber" 2c. So schreitet man langsam vor bis zur „Letzten Rose" und dem „Gebet einer Jungfrau".

Hat man mehr als zwei Zuhörer, so empfiehlt es sich den Klavierdeckel zu öffnen, was die Tonstärke wesentlich erhöht. Der Anfänger sage sich immer: Spiele laut! Nur so überwindet er die angeborne Scheu vor dem Instrument und die Zuhörer brauchen sich mit dem Hören nicht so anstrengen. Greift einer, der laut und energisch spielt, auch einmal daneben, so meinen die Hörer, es müsse so sein und geniren sich, wenn es ihnen nicht schön vorkommt.

Es gibt zwei Hauptmethoden des Klavierspiels, das Auswendiglernen und das Spielen nach Noten. Ersterem ist der Vorzug zu geben, weil die unpraktische und komplizierte Notenschrift schwierig zu lesen ist und weil es Unbequemlichkeiten verursacht, überall z. B. auf Reisen, Landparten 2c. Noten mitzuführen. Der Auswendigspieler macht zudem stets einen besseren Eindruck als der, welcher seine Noten mühsam vom Blatte abliest. Dies hat immer etwas Dilettantisches an sich. Klavierspieler, die mit Handschuhen an's Klavier gehen und sie dort ausziehen, heißt man Virtuosen.

Ist ein Stück für einen Spieler zu schwer oder will man schneller damit zu Ende kommen, so entschließt man sich manchesmal zum Vierhändigspielen, wozu zwei Klavierspieler gehören. Im Uebrigen ist das Verfahren nicht sehr zu empfehlen, denn selten sind die Charakteure der Klavierspieler so nachgiebig, daß immer eins auf das andere wartet. Lieber nehme man sich mehr Zeit und spiele seine Piece allein. Damen läßt man, wie überall, so auch beim Vierhändigspielen rechts sitzen, nur Ehefrauen spielen links vom Gatten.

Ein junger Pianist, der die oben angegebenen Lehren beherzigt, wird in Bälde sich zum tüchtigen Künstler ausgebildet haben, wenn er nur Fleiß, guten Willen und geduldige Nachbarn hat. R. T.

Wochen-Plaudereien.

VIII.

Verehrliche Redaktion! Trotz des fröstelnden Herbstwetters schrieben Sie mir ganz kalt, daß Sie des trockenen Tones nun satt seien und ich mir für die Wochen-Plaudereien einen besseren Stoff auswählen sollte.

Da mir Ihr Befehl stets ein Wunsch war, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mich auf die Socken zu machen und geeigneten „Stoff" zu suchen. Meine Schritte lenkten mich unwillkürlich in das altdeutsche Bräustübl der Obermünster-Brauerei. Schon am Eingange habe ich das Wasser auf meine Mühle gefunden, indem mir folgende Inschrift ins Auge (bitte es nicht wörtlich zu nehmen) fiel:

„Allen Leuten recht zu thun,
Wird sich Niemand unterstuhn."

Da haben Sie es ja! Und wie viele Ihrer Leser „unterstahn" sich nicht täglich, daß man ihnen recht „than" solle?

In dem recht gemüthlich eingerichteten altdeutsch-orientalischen Trinkstübchen hatte ich mich auf Astronomie verlegt, indem ich fast unaufhörlich in's Glas guckte, und nach dem letzten Viertl (Quartl) pilgerte ich in den Münchener-Hof:

„Bleib ruhig sitzen, und laß schmecken Dir,
Kannst wohnen auch, gut und billig hier."

leuchtete mir ein Verslein von der Wand entgegen. Ich hielt mich an den ersten Theil der Vorschrift und getraute mich gar nicht zu muckſen:

„A Haxen, a Kalbsöhrl', a Wurst
Das hilft für Hunger; d' Maß für Durst."

hieß es an anderer Stelle. Weil es eine alte Geschichte ist, daß das Probieren über's Studieren geht, verlegte ich mich auf's Probieren. Probatum est!

Doch Eines that mir, als ich dieses Lokal verließ, vom Herzen weh: Wie es der böse Zufall haben wollte, prägte ich mir auch das Reimlein ein, das im „Münchener Hof" prangt:

„Wenn werthe Gäst' nach Hause geh'n,
Dann sagt der Wirth auf Wiederseh'n!"

Mir ward diese freundliche Einladung nicht zu Theil! Wer sich in die Situation einer gekränkten — bald hätte ich gesagt Leberwurst — einer gekränkten Seele versetzen kann, der wird den lindernden Balsam zu schätzen wissen, der in meiner Wunde träufelte, als ich im „Thomaskeller" saß:

„Quält Dich ein Kummer, drückt Dich ein Schmerz,
Trink 12 Schoppen, — leichter wird's Herz!"

Und richtig! Dieses Rezept ist ja ausgezeichnet! Wie einem doch zuweilen die edle Poesie auf den richtigen Weg zu weisen vermag!

Und ich trank! Wie soll man denn aber nicht trinken, wenn man in schönen Versen die Aufmunterung erhält:

„Trink, daß die Nase glänzt,
Hell wie Karfunkel;
Hast auch einen Leitstern dann
In des Lebens Dunkel."

Unter uns gesagt, es hätte nicht viel gefehlt, so — wäre ich bald nach Hause gegangen, allein, wer bringt nicht der guten Sache wegen auch ein kleines Opfer? Eher als ich es mir versah, saß ich wieder beim „Weißen Hahn."

„Im weißen Hahn ward viel gezecht,
Der Ritter und der Edelknecht,
Und auch der Domherr mußt' in Ehren
Sein Schöpplein flott allein zu leeren."

Wenn auch heute keine Ritter und Edelknechte zu den Stammgästen des besagten Restaurants gehören, so befindet man sich doch immer in guter Gesellschaft. Uebrigens — nur nicht aufdrah'n! — ging es früher auch gemischt zu. Das belehrt uns die Fortsetzung des poetischen Ergusses, die also lautet:

„Bocksberger auch, der Melchior,
Hat hier gezecht mit viel Humor,
Er wußte, daß der Wirth geduldig;
Drum blieb er ihm die Zeche schuldig."

Was nützt es Einen, wenn der Wirth geduldig ist! Ich wollte dem guten Beispiele des jedenfalls seligen Herrn Bocksberger

folgen, da trat mir die **Kellnerin** in den Weg: „Bitte, Sie haben vielleicht darauf vergessen; Sie haben drei Glas Bier."

Was will man in solch einer Situation thun? Das Beste ist, um sich nicht einer Blöße hinzugeben, man zahlt und entschuldigt sich tausendmal. O diese Kellnerinnen!

Schon wandelten mich gewisse Gefühle an, die mich, in Vorahnung eines Gewitters (lies: Donnerwetters) an's Heimgeh'n erinnerten — a was! Jetzt bleibt sich's gleich! Der Weg mußte mich just an die „**Klosterbrauerei**" von Leser führen.

Merkst Du was, lieber **Leser**?

„Vorerst versorge Deinen Magen,
Dann trink' so viel Du kannst vertragen"

lautet ein Wahlspruch in dieser Brauerei, der mir dießmal eigentlich recht ungelegen kam.

„Man kann viel, wenn man sich nur viel zutraut," sagt einmal Schiller oder Göthe. Warum soll's jetzt nicht gehn'n, dachte ich mir und opferte mich zum so und so vielten Male. Wenn aber die Gelehrten davon schreiben, daß der „Stoffwechsel" zum menschlichen Leben gehört, so muß ich gestehen, daß ich des anderen Tages zu einer ganz anderen Ansicht bekehrt wurde. Noch immer schweben mir die Verse, die im Garten der Leser-Brauerei angebracht sind, vor den Augen:

„Raum ist in der kleinsten Kammer
Für den größten Katzenjammer."

Die Herrschaften entschuldigen mich schon für heute.

Gu—te N—a—ch—t! -t.

Humoristisches.

(**Doppelsinnig.**) Beamter: „Ihr Alter, mein Fräulein?" Fräulein: „Aber ich habe es Ihnen doch bereits mit 23 angegeben!"

Beamter: „Also, **angeblich** 23 Jahre!"

(**Enttäuscht.**) Bekannter: „Und wie viel hast Du an den Heirathsvermittler bezahlen müssen?"

Junger Ehemann: „Fünfzig Gulden; der Kerl hat ein besseres Geschäft gemacht wie ich!"

(**Wohlbegründete Berufswahl.**) Gefängnißverwalter (zu einem neu eingebrachten Sträfling): „In welcher Arbeitsbranche soll ich Sie denn unterbringen?"

Sträfling: „Am liebsten möchte ich in die Bürstenbinderei!"

Gefängnißverwalter: „Sind Sie ein gelernter Bürstenbinder?"

Sträfling: „Das zwar nicht, aber **trinken** kann ich wie ein solcher. Na, und das Andere lernt sich schon!"

(**In den Ferien.**) „So, die Reifen von meinem Rad wären nun **vollgepumpt**! Wenn es mir jetzt gelingt, meinen Onkel **anzupumpen**, dann kann die Reise losgehen!"

(**Gelungene Operation.**) „Haben Sie das 20 Mark-Stück wieder bekommen, daß Ihre Junge verschluckt hatte?"

„Nein — der Professor hat's gleich b'halten."

(**Moderner Idealismus.**) „Was, Du heirathest die reiche Emmy?! Da machst Du ja eine glänzende Partie!"

„Wenn ich meine Schulden bezahlt habe, bleibt mir kein Pfennig — Du weißt, ich bin Idealist!"

Bilderräthsel.



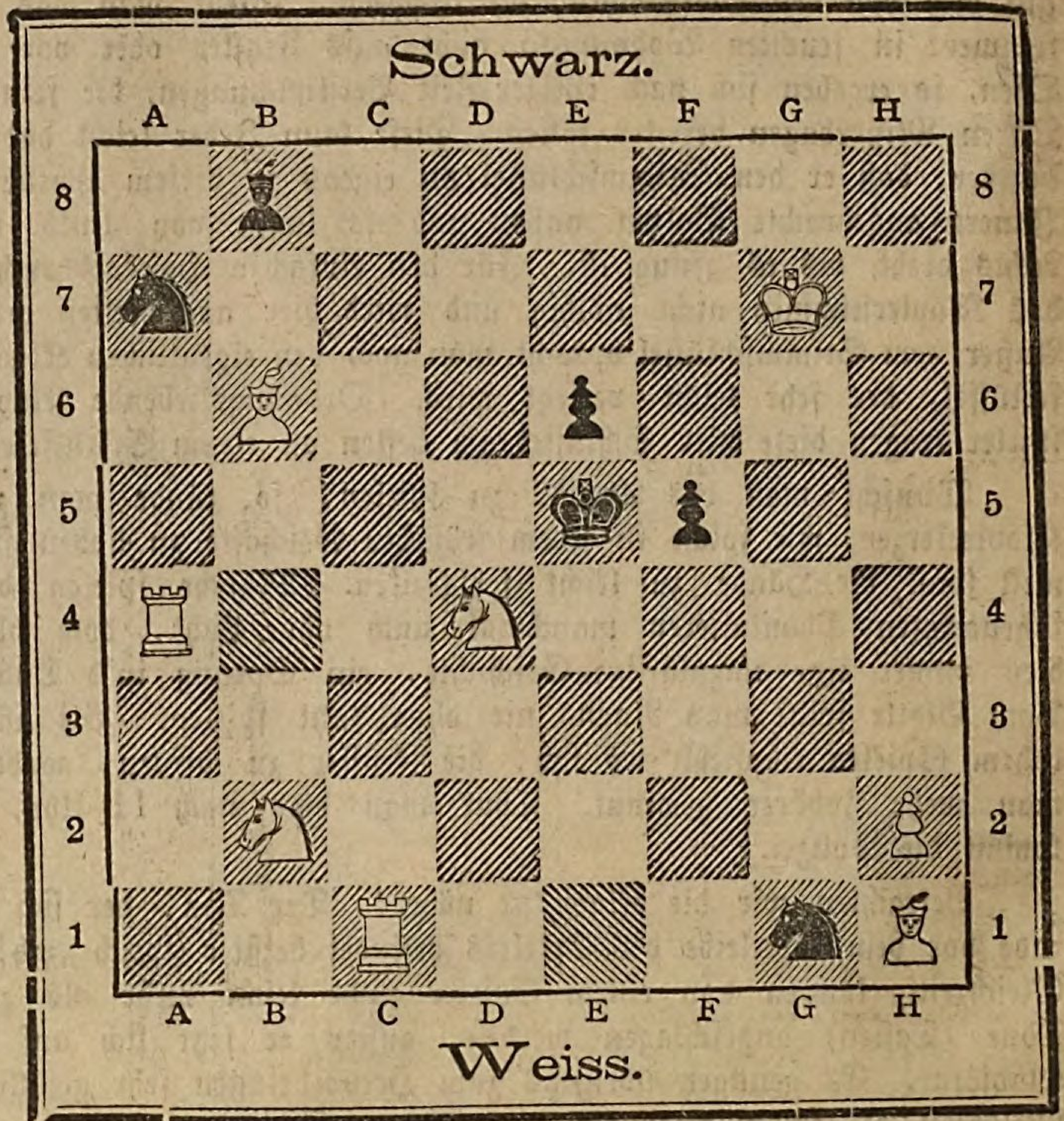
Lösung des magischen Dreiecks aus voriger Nummer:

D
O D
D O M
M O D E

Schachzeitung № 278.

Redigirt vom **Regensburger Schachclub.**

Aufgabe von Frau Baird in Brigthon.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Eine richtige spanische Partie.

Gespielt zu Barcelona am 20. Juni 1897.

	Weiß: C. Lopez:	Schwarz: J. Baquero:
1.	e2—e4	e7—e5
2.	Sg1--f3	Sb8—c6
3.	Lf1—b5	f7—f5
4.	d2—d3	Sg8—f6
5.	Sb1—c3	Lf8--b4
6.	o—o	o—o
7.	Lb5×c6	b7×c6 (a)
8.	Sf3×e5	Lb4×c3
9.	b2×c3	f5×e4
10.	d3×e4	Sf6×e4
11.	Dd1—d4	d7—d5!
12.	Se5×c6 (b)	Dd8--d6
13.	Sc6—b4	Lc8—b7
14.	Sb4—d3	Tf8—f5
15.	Lc1—b2	c7—c5
16.	Dd4—a4 (c)	Lb7—c6
17.	Da4—a3	Se4—d2 (d)
18.	Da3×c5	Sd2—f3+
19.	g2×f3	Dd6—g6+
20.	Kg1—h1	d5—d4

Weiß gibt die Partie auf.

a) d7×c6 sollte geschehen.
b) Durch diesen Bauernraub verliert Weiß nur Züge und geräth in eine nachtheilige Stellung.
c) Dd4—e3 mußte erfolgen.
d) Der Einleitungszug zu einem sehr schönen Schlußmanöver.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 274 von Pradignat.

1. Kb8—c7 / Kd4—c5, c4	2. Dc8—b7 / Beliebig.	3. Db7—d4, c6‡
1. .... / Kd4—e4	2. Dc8—f8 / Beliebig.	3. Df8—b4, a8‡
1. .... / e5—e4	2. Sc1—b3+ / Beliebig.	3. Dc8—a6. b8‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von R. Kern, B. H.—, Gust. Schmidt und J. Schuler.

Die in der Schachzeitung Nr. 275 zur Aufgabe Nr. 271 angegebene Umgehung des Einleitungszuges durch 1. Tc3—c1 ist, wie Franz März von Karthaus-Prüll richtig bemerkt, nicht möglich und scheitert an Sh5—g3 mit folgendem Kd4·-d3.

Briefkasten: F. M. in K. P. Es ist Ihnen entgangen. daß in der Aufgabe Nr. 275 auf 1. Sd5—b6 auch folgen könnte La2—f7+.

Notiz: Zuschriften, Lösungen rc. rc. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Sonntag Nachittags im separirten sog. Weinzimmer** und **Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer.** — Schachfreunde als Gäst stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: K. Placht in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 75. Montag, den 1. November. 1897

Tartarin auf dem Rade.*)

Von **Paul v. Schönthan.**

Daudets Mützenjäger aus Tarascon, der die zahmen Löwen erlegt und die Alpen bändigt, ist ein Typus, eine Figur wie Falstaff, Tartüff, Ibsens Hjalmar (Wildente) und andere. Der wackere Tarasconese ist kein Privilegium seiner schönen südfranzösischen Heimath, auch unter uns weilen Tartarins in allen Spielarten, und wer ein bißchen Glück hat, lernt bald einen kennen.

Ich kenne einen radfahrenden Tartarin, eine moderne Abart. Den Namen will ich beibehalten, denn bei Daudet darf man schon eine kleine Anleihe machen. Ja — Tartarin ist aufs Rad gestiegen, wie alle Welt; er fährt, oder genauer gesagt, er „steht" Rad. Wiederholt habe ich ihn an verschiedenen Punkten der Stadt, an belebten Kreuzungen, in stillen Seitenstraßen, an sein blitzblankes Rad gelehnt, stehen sehen, als erwarte er etwas, unbekannt was; dabei fährt er sich mit dem Taschentuch wohl auch übers Genick und die Stirn wie einer, der eine tüchtige Anstrengung hinter sich hat. Manchmal sieht er einen Bekannten, oder er wird von einem der Fußgänger erkannt: „All Heil!"

Tartarin grüßt nicht mehr anders. Er hat es gern, wenn man stehen bleibt und sein Rad betrachtet, das schlanke, zierliche, gazellenartige Fahrrad mit der abenteuerlich gebogenen Lenkstange, auf der eine Uhr in einem Etui befestigt ist. Und wenn dann, wie es üblich ist, der Beschauer sein Urtheil in die Worte zusammenfaßt: „Ein sehr schönes Rad," nickt Tartarin wohlgefällig und fährt mit dem Handschuh über die blanke Lenkstange; und manchmal fügt er hinzu: „Amerikanisch — man bekommt sie hier gar nicht, zehneinhalb Kilo — läuft wie eine Rennmaschine."

Manchmal drängt sich einem Beschauer die Bemerkung über die Lippen, daß das Ding ein bißchen zart aussehe, worauf Tartarin die beruhigende Auskunft ertheilt, daß er es eigens habe so bauen lassen, weil er für seine weiten Touren, für Bergfahrten und dergleichen ein schweres Rad überhaupt nicht brauchen könne. Aber es sei dessenungeachtet solider und dauerhafter als die schwersten Maschinen, es habe sich auf dem Brenner, auf dem Weg von Innsbruck nach Cortina und so weiter glänzend bewährt. „Es" — das Rad, sein Rad, das große „Es" seines Lebens.

Tartarin hat im vergangenen Sommer allerdings Ansichtskarten aus Tirol an seine Freunde geschrieben, er ist dort gewesen, das wäre historisch festzustellen; aber „es", das Rad, begleitete ihn gewöhnlich im Gepäckwagen des Eisenbahnzuges, oder es lag auf dem Dach des Postomnibus. Dagegen muß konstatiert werden, daß Tartarin alle Wege aus den Radfahrerkarten kennt, aus der Fachliteratur, die ihm sein Buchhändler zuschickt, und die er, auf dem Sofa liegend, durchstudiert. So weiß er, wie die Straße zwischen Halle und Naumburg beschaffen ist, und jene von Rostock nach Warnemünde; auch über die Kilometerzahl der üblichen Touren ist er unterrichtet, er kennt die Spezialkarte von Mitteleuropa wie ein Villenbesitzer die Alleen und Wege seines Gartens.

In seinem Aeußern präsentirt sich Tartarin als Bicyclesportsmann comme il faut. Man sieht ihn nur im Sweater, der den Hals bis zum Kinn umschließt; sein Anzug ist, entsprechend der Jahreszeit und der Temparatur, hell oder dunkel; auf der Mütze und an der Jacke trägt er die Abzeichen verschiedener Bicycleklubs; seine Wollenstutzen, die den Umfang seiner an sich dürftigen Waden vergrößern, bezieht er direkt aus England, und die Halbschuhe tragen, nach dem Muster der professionellen Rennfahrer, Gummisohlen. Er behauptet, daß man „nur" mit solchen Schuhen fahren kann.

Ueberhaupt läßt seine Ausrüstung nichts zu wünschen übrig. Für die kleinen Köter, die besonders auf Landwegen eine Gefahr für den Radfahrer bilden, hält er die Peitsche und Knallerbsen in Bereitschaft, während er größere Hunde, die in der Verfolgung beharrlicher sind, mit dem Taschenrevolver, den er verborgen im Gurt trägt, niederzustrecken pflegt — so sagt er.

Die Requisitentasche enthält außer den üblichen fein vernickelten Werkzeugen eine kleine Rolle Verbandwatte, für den Fall eines Malheurs, einer Verwundung, worauf ja ein schneidiger Terrainfahrer immerhin gefaßt sein muß. Tartarin ist mehr als einmal gestürzt! Es gibt nach seiner Versicherung keine Stelle an seinem Körper, die nicht zeitweise blau oder gelb gefärbt war; er hat sich verschiedene Sehnen gezerrt und auf einer Tour im Schwarzwald das Gesicht ganz jämmerlich zerschunden. Ein ernster Unfall ist ihm aber — wie er stets unter Hinzufügung des „Unberufen" — hervorhebt, noch niemals zugestoßen.

Es kommt eben sehr auf die Geschicklichkeit beim Fallen an. Tartarin hat durch Scharfsinn und Uebung eine eigene Methode des Stürzens ausgebildet; er ist wochenlang in seinem Studierzimmer Probe gefallen und von Stühlen und Tischen abgesprungen. Er unterstützt seine Geschicklichkeit im Fahren durch eine methodisch betriebene Zimmergymnastik, die jeden Morgen im Bett beginnt. Er legt sich auf den Rücken und vollführt tretende Bewegungen, biegt die Beine aus, wie es beim Beschreiben kleiner Kurven nothwendig ist, eine Uebung, die seinen etwas steif gewordenen Gliedern sehr zuträglich ist. Dieser Bettgymnastik folgt ein Exercitium der Zimmergymnastik, um die Geschmeidigkeit für die Erfordernisse des Radfahrens zu erhöhen.

Mit diesen praktischen Uebungen gehen theoretische Studien Hand in Hand. Tartarin stellt sich selbst Aufgaben, die er auf die Tischplatte des Cafés, auf den Rand einer Zeitung zeichnet. Zum Beispiel A. B.: eine enge Straße mit zwei Abzweigungen. Von vorn links kommt ein Omnibus C., auf der anderen Seite eine Equipage D. im scharfen Tempo, aus einem der Quergäßchen F. wird gleichfalls Wagengerassel hörbar, der Radfahrer mitten darin. Was hat er zu thun? Wie befreit er sich aus der Verlegenheit? Und er brütet nun wie über eine Schachaufgabe.

Hat Tartarin seine praktischen Morgenübungen, denen eine kalte Abreibung folgt, beendigt, so wirft er sich in Dreß, und vor dem Thor wartet bereis sein Rad. Er läßt seine prüfenden Blicke darauf ruhen, betastet die Pneumatik, läßt die Bremsvorrichtung spielen und die Glocke Probe läuten und dann „hopp auf!"

Er biegt um die Ecke, und in der nächsten Straße fühlt er die Unbequemlichkeit, die das ausgefahrene Straßenpflaster dem Radfahrer bereitet. Er steigt ab und schiebt sein Rad vor sich hin, bis zur anderen Ecke. Das ist einer jener Punkte, an denen man Tartarin stehen sehen kann. Da kommt gerade ein Bekannter des Weges.

„All Heil!" **(Schluß folgt.)**

*) Wir entnehmen diesen Artikel, von dem unsere verehrlichen Leser gewiß mit vielem Vergnügen Kenntniß nehmen werden, mit Genehmigung der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart dem ersten Heft des neuen Jahrgangs der illustrierten Zeitschrift „Ueber Land zum Meer".

Was trägt man jetzt?

Die allgemeiner Umrisse der Damentoillete haben sich im Wesentlichen wenig geändert. Die Mode scheint das Vorrecht, sich von den natürlichen Formen zu entfernen, durchaus nicht aufgeben zu wollen. Nach unten hin noch immer die glockenartige Ausweitung des Rockes. Die Aermel werden immer schmäler und entbehren oft schon jeder epaulettenartigen Verzierung. Dafür drohen am rückwärtigen Taillenschluß die verpönten „Sattel“ aus Roßhaareinlagen sich wieder einzuschleichen. Mit den glatten Röcken ist es nun vorüber und die Wiedereinkehr der Tunique ist entschieden. Sie erscheint auf Seidenkleidern aus reichgefalteten Spitzenstoff, auf Woll- und Tuchkostümen aus demselben Kostümstoff, mit Sammt, Fransen oder auch Pelz schmal garnirt und endigt rückwärts in großen Schleifen, Schößen oder Schärpen. Manchmal ist die Tunique durch einige, am oberen Rocktheile angebrachte weit abstehende Volants ersetzt, oder der ganze Rock ist horizontal oder vertikal dicht plisirt. In den Taillen ist sowohl bei den Straßenkostümen, als bei Besuchstoiletten die Blousenform mit kurzen, auf den Rock herabfallenden Schößen und einem Stoff- oder Metallgürtel vorherrschend. In losen Falten steht die Blouse vorne über den Gürtel sackartig hervor; der aus einem Stück geschnittene Rückentheil ist nur am Taillenschluß sehr leicht gefaltet. Die sonst so einfachen Blousen haben jedoch meist sehr große abstehende Kragen und Aufschläge. Neben den Blousen behaupten sich auch die Bolerojäckchen, ebenfalls mit großen Krägen und Aufschlägen. Englische Kostüme mit ganz anliegenden Jaquets werden sehr viel getragen und meist aus „drap uni“ oder Kaschmir in den Farben: drap, grau, blau, roth und grün hergestellt. In den Winterumhängen ist noch nicht das letzte Wort gesprochen: als Neuheit hervorzuheben sind Jacken aus drapfarbigem Tuch mit Capuchon und Aufschlägen aus fransenbesetztem Plaidstoff. Die Jacken schließen zweireihig mit goldenen Militärknöpfen und haben auch rückwärts eine mit zwei Knöpfen besetzte Stoffspange. Die Hutform ist dieselbe geblieben, doch werden kleine Toques viel getragen mit Sammt oder Lederdeckeln, die reichlich mit rundem Stahl- oder Jet-Flitter benäht sind. Auch das Barett taucht wieder auf.

Für Straßen- und Besuchskleider, sowie überall da, wo schwere winterliche Stoffe zur Verwendung gelangen, wird fast ausnahmslos die glatte, sogenannte englische Schnittform gewählt, knapp anliegende Taillen mit Frackschoß oder rundem Schößchen, vorn schnebbig auslaufend. Den langen, engen, bis über den halben Handrücken fallenden Aermel entzieht man neuerdings auch die vermittelnde Schultergarnirung und gestatttet höchstens eine kleine Aufbauschung im obern Theil (Keulenform). Experimentirende Modisten, welche Schnitt und Sitz eines den Körper möglichst knapp umschließenden Kleides als höchste Eleganz bezeichnen und die Kunst schwieriger Arbeit in raffinirter Weise zum Ausdrucke zu bringen wünschen (die Wiener Werkstätten stehen darin zweifellos den Berlinern voran), verlängern sogar häufig die Achselnaht, welche man bisher nicht schmal genug bekommen konnte, bis über die Schulter und fügen erst dann den völlig glatten Aermel an, den Ansatz durch einige schmale Blenden, eine kleine, aufwärts stehende Manschette oder ähnliche, keinesfalls bauschige Verzierung deckend. Bei tadellos schönen Figuren gelingt dies Experiment, weniger bevorzugten Gestalten aber wird es leicht gefährlich. Für die Straße wird der in seiner untern Weite immer mehr beschränkte Kleiderrock in Glockenform möglichst kurz getragen, im Salon aber greift man wieder zur mäßigen Schleppe. Ebenso steht man für Gesellschaftskleider vom glatten englischen Schnitt ab und bevorzugt das Faltige, Bauschige. Um die schlanken Linien zum Ausdruck zu bringen, greift man wieder mehr als je zur Prinzeßform der Kleider, die ja stets etwas Elegantes behalten wird, sobald ein tadelloser Sitz erzielt wird.

In Paris scheint jetzt das sehr kleidsame Barett thatsächlich auf dem Siegeswege zu sein. Es ist aus rothem oder auch andersfarbigem Sammt, flach-puffig, nur mit schmalem Band, worunter der lose Rand hervorquillt, und verträgt nur eine kleine andersfarbige Schleife hinten oder seitlich, oberhalb des rechten Ohres eine kleine aufrecht stehende Feder. Das Ereigniß des Tages ist das Erscheinen des Baretts aus Pelz, besonders Caracul, welcher der Farbe des Kleides entsprechend gefärbt wird. Dieser Pelz ist weich und läßt sich ganz wie Sammt formen und puffen. Dem Vordringen des Pelzes sind auch die losen Formen verschiedener Kleidungsstücke zu verdanken, darunter Blousen aus Chinchilla und Otterpelz, die durch Gürtel aus anderem kurzgeschorenen Pelze gehalten werden. Sehr beliebt sind aber auch gestickte, mit Edelsteinen besetzte Gürtel. Nun gibt es auch lose Jacken — Andere gebrauchen die



Bezeichnung collet (Kragen) — die aus Zobel, Astrachan, Otter, Chinchilla, Hermelin usw., aber stets aus zweierlei Pelz bestehen. Sie werden durch einen Gürtel aus schwarzem Sammt mit Schnallen und Zierstücken aus feinem Stahl zusammengehalten. Auch der dem Körper sich anschließende Ueberrock (redingote) wird viel getragen. Für das Kleid ist ebenfalls die lose Form mit ihren reichen, beliebig zu gestaltenden Falten „Neuestes des Neuen.“ Von den neuen Farben sind Malmaison, ein kräftiges Rosenroth, und Barbeau hervorzuheben, ein ins Malvenfarbene spielendes Blau, dann Empire d'Occident, eine Art russisches Grün. Gekräuselter Sammt liegt längst überall auf. Aber das Neueste besteht darin, das Kleid zuerst aus glattem Sammt zu schneiden, worauf die Stücke ihrer Lage nach vom Walker gekräuselt werden.

Als sehr elegant gelten die langen Mantelkleider, meist aus Sammt oder Plüsch gefertigt. Die Aermel dieser Mantelkleider sind gewöhnlich in bauschiger Form, am Handgelenk durch eine Manchette zusammen gefaßt, gehalten; als höchste Eleganz betrachtet man jedoch den offenen, sogenannten Griechenärmel, der lang über den enganschließenden Unterärmel fällt und fast ausnahmslos ab-



stechendes Seidenfutter, durch Spitzenrüsche oder Pelzverbrämung begrenzt, aufweist. Reizend sind die graziösen russischen Musenpaletots (russische Blousen) mit leicht überhängenden Obertheilen, Gürtel und, je nach persönlichem Geschmack, längerem oder kürzerem, ziemlich glatt gehaltenem Schoß. Neben den verschiedenen dunkeln und stumpfen Tönen vom Schwarz bis herunter zu matten Sandfarben, sind auch farbige Wintermäntel bis zum leuchtendsten Roth und Grün modern. Für Abend- und Theatermäntel darf man skrupellos auch die auffallendste Farbe wählen und das zarteste Rosa ist ebenso „en vogue“ als etwa ein gesättigtes Orange. Pelz in allen Sorten, als Außenseitefutter oder reicher Besatz auftretend, bleibt auch in diesem Jahre hervorragend begünstigt. Im Mittelalter bildete das Tragen des Pelzes eine äußere Kennzeichnung der Standesunterschiede. Hermelin z. B. durften nur Personen fürstlichen Geblüts tragen (wie etwa auch heute noch der echte russische Kronzobel einzig und allein für die Mitglieder der kaiserlichen Familie bestimmt ist, jedes der seltenen Felle mit dem kaiserlichen Siegel versehen wird und Ausfuhr derselben streng verboten wurde). Im Gebrauche der andern Pelzsorten waren Adel und Ritterschaft unbeschränkt, dem niederen Volke aber war Pelzwerk jeglicher Art auch gegen schweres Geld unerreichbar, dagegen den Frauen und Töchtern der Großbürger gestattet, die Nähte ihrer Gewänder mit schmalen Pelzwölkchen zu verzieren. Und heute? Wenn eine Köchin Hermelin bezahlen kann, hindert nichts sie, ihn zu tragen.

Auf der Reise nach dem Goldlande.

(Siehe Illustration.)

Die Phantasie des Volkes hat das Eldorado des naiven Gemüthes, das Schlaraffenland, mit einer Mauer umgeben, die, viele Klafter dick, aus lauter süßen Milchreis besteht. Da muß sich der Mensch erst durchfressen, ehe er in das Land kommt, wo die Bäche Milch und Wein sind, wo die Spanferkel mit der Gabel und dem Messer im Rücken herumlaufen, wo Einem die gebratenen Vögel in den Mund fliegen und wo der Faulste König ist.

Heutzutage ist die zivilisirte Menschheit minder naiv, sie weiß, daß es ganz ohne Arbeit kein Leben gibt. Trotzdem schwebt auch ihr noch ein Zukunftsstaat vor Augen — oder er wird ihr wenigstens von den sozialistischen Volksbeglückern vorgespiegelt — wo die Arbeit auf ein Minimum reduzirt ist und gleichwohl Jeder gleichen und reichen Antheil an allen irdischen Genüssen hat. Nur kann man sich den Weg zu diesem Lande der Hoffnung, heiße es nun „Freiland“ oder anderswie, nicht mehr auf so angenehme, höchstens den Magen ein wenig belästigende Weise bahnen.

Aber ein tiefer Sinn liegt doch in dem Kindermärchen. Das Eldorado ist schwer zu erreichen und es gehört, auch in figürlichem Sinne, ein guter Magen dazu, wenn man dahin gelangen will. Das mußten jetzt auch die Glücksjäger erfahren, die die Fahrt nach dem neuen Goldlande im Norden des westlichen Erdtheiles unternahmen. Der Ruf „Auf nach Alaska!“, der in diesem Sommer Tausende in Bewegung setzte, war auch ein Aufruf zu Beschwerden und Entbehrungen, die sich Jeder von vorneherein auferlegen mußte, ehe er in die gepriesenen Gefilde gelangte, wo das Gold buchstäblich auf der Straße liegen sollte.

Daß in den wenigen Wochen zu Anfang Juli d. J., wo die ersten Goldgräber von den Ufern des Klondykeflusses mit ihren Schätzen in zivilisirte Gegenden zurückkehrten, für etwa 4 Millionen Dollars (9 Millionen Gulden) Gold herabgelangte, rief einen wahren Paroxysmus des im Lande der Yankee's stets herrschenden Goldfiebers hervor und alle Schilderungen von den Mühen und Gefahren der Reise, sowie des Aufenthaltes in dem unwirthlichen Gebiete in der Nähe des Nordpolarkreises vermochten die Goldgierigen nicht zurückzuhalten, auch ihrerseits ihr Glück zu versuchen, auf die Gefahr hin, das Leben dabei einzubüßen.

Und diese Gefahr ist nicht gering. Abgesehen von der Unsicherheit für Leben und Eigenthum, die an solchen neu entdeckten Fundorten des Goldes erfahrungsgemäß herrscht, abgesehen von der gänzlichen Unkultivirtheit des Landes, die kaum der geringen heimischen Bevölkerung hinreichend Nahrung bot, beginnt diese Gefahr schon auf dem Wege nach dem Goldlande, der durch Gegenden führt, wo alle Schrecken der vom Menschen noch nicht unterjochten Natur auf den Wanderer hereinstürmen.

Den schwierigsten und gefährlichsten Theil der langen Reise bildet der sogenannte Chilkoot-(Tschilkut-)Paß, der auf dem Wege von jenem Punkte aus, wo die Goldgräber mit den Schiffen landen — über die Höhen des Gebirges in das Innere des Landes führt.

Bevor die Ansiedler diesen Paß beschreiten, müssen sie sich in dem letzten zivilisirten Orte, den sie betreten, in Juneau-City, ihren Bedarf an Kleidern, Werkzeugen und Wintervorräthen einkaufen — natürlich zu närrisch hohen Preisen — und dann ist es an ihnen, diese Waaren mit eigener Kraft und meist auch mit eigenen Hilfsmitteln über den Paß zu schaffen. Wenn sie nicht über große Geldmittel verfügen, bleibt ihnen meist nichts anderes übrig, als sich selbst primitive Wagen und — Schlitten zu bauen, denn der Schnee ist dort häufiger als bei uns.

Wochen-Plaudereien.

IX.

Der Umzug hat gerade auch noch gefehlt! Es ist rein nicht mehr zum Aushalten; man wird förmlich aus der eigenen Wohnung hinausgetrieben! Nichts befindet sich mehr auf seinem Platze; überall wird gehoben und geschoben, geputzt und gescheuert; Kisten und Körbe werden herbeigeschleppt, die Kästen werden ausgekramt, dann

wird gepackt, geschnürt, gebunden und gehämmert — ist es da noch ein Wunder, wenn man davon lauft und zur nächsten Wirthschaft seine Zuflucht nimmt? Man geht ja so wie so der Hausfrau nur im Wege herum . . .

Wenn doch die ersten acht Tage schon glücklich vorüber wären! Man kommt sozusagen aus der Aufregung gar nicht mehr heraus. Nichts will klappen, es ist, als ob es alle unangenehmen Zufälligkeiten darauf abgesehen hätten, uns die Stunden der Aufregung erst recht zu versalzen.

Der Möbelwagen läßt volle zwei Stunden auf sich warten; endlich ist er da. Daß die Leute auf die Sachen nicht mehr aufpassen! Da ist beim Transporte eines Kastens die Politur verkratzt worden, dort ist vom Spiegelrahmen ein Stück abgestoßen worden und — natürlich! die schöne Palme muß auch noch hin werden!

Die neue Wohnung hat man sich auch viel besser vorgestellt, als sie eigentlich ist. Wie man nur so blind sein und die anhaftenden Mängel nicht bemerken konnte! Ja, was ist denn das? Der Fußboden, der vielleicht erst tags vorher gestrichen wurde, ist noch nicht trocken, aus dem Küchenherde qualmt es mächtig empor, daß man Thüren und Fenster angelweit öffnen muß, — so kann es gehen, wenn man einen Neubau bezieht!

Schon wieder wird gemanscht und gepanscht, daß es eine helle Freude ist. Wenn sich nur schon die Möbel auf ihrem Platze befänden! Die Vorhänge und Portieren sollen auch noch angebracht, die Bilder aufgehangen, die Kästen und Kisten ausgepackt werden, — es ist noch viel, sehr viel zu thun, ehe man sich behaglich fühlen kann. Die Stockuhr rappelt und ist mit dem besten Willen nicht wieder in Gang zu bringen, die Wanduhr muß entweder ein Radel zu viel oder zu wenig haben, weil der Perpendikel alle Augenblicke seine Arbeit einstellt, — da muß doch ein Sachverständiger herbeigeholt werden, welcher den Mechanismus wieder in geregelte Bahnen lenkt.

Wie es häufig so geh'n will: Die gewöhnlichsten Sachen, die schlechter verpackt waren als alles Andere, sind unversehrt geblieben, während die besten Gegenstände, denen man die zärtlichste Sorgfalt angedeihen ließ, wie zur Explosion gebrachte Dynamitbomben auseinander geplatzt sind. Schade um das schöne Bierservice — ob man wohl die beiden in Scherben gegangenen Gläser noch ersetzen kann? — ewig Schade um die kleine Porzellanvase — es war ein Andenken an die selige Großmutter.

Nirgends findet man sich zurecht; fast scheint es, als ob man gar nicht zu Hause wäre. Wie einsam und verlassen kommt man sich in dem neuen Viertel vor, wie traut und heimlich war es doch in der alten Wohnung! Daß man doch eine Sache erst dann recht zu würdigen versteht, wenn man sie nicht mehr besitzt!

Die Hausfrau muß sich um eine neue Milchlieferantin umsehen, sie muß den besten Metzger in der nächsten Nähe ausfindig machen, der ihr das Fleisch liefert, sie muß überhaupt eine Anzahl neuer Einkaufsquellen entdecken, und der Mann . . . . . nun ja, der muß sich auch, will er nicht täglich einen weiten Weg machen, um eine neue Stammkneipe und eine neue Gesellschaft umschauen.

Noch immer ist das Hauswesen nicht in Ordnung. Da und dort muß noch etwas umgestellt und verschoben werden.

„Den Haken für den großen Spiegel hast Du mir auch nicht eingeschlagen!" herrscht die bessere Hälfte ihre schlechtere Hälfte an.

Der Mann, dem der Gehorsam gegen seine „Vorgesetzten" zur zweiten Natur geworden ist, holt sein Handwerkszeug her und macht sich in stiller Resignation an die Arbeit.

Wie wenn er die ganze Welt in Trümmer schlagen wollte, haut er auf den Haken ein, bums; da hat er den Nagel auf den Kopf getroffen, nämlich den Fingernagel, daß dieser blau und schwarz wird. Mit einer unterdrückten Verwünschung legt der zuvorkommende Hausvater den Hammer bei Seite und stellt seine Arbeit ein.

„Wie Du Dich so ungeschickt stellen kannst!" brummt eine weibliche Stimme; „daß man Euch Männer doch zu gar nichts brauchen kann!"

Der arme Dulder erwidert, wie gewöhnlich, kein Wort, drückt sich in das Vorzimmer, greift nach seinem Ueberzieher und seinem Hute und . . . . .

„Ja, natürlich, das Bischen Arbeit ist Dir schon wieder zu viel; wo willst denn Du hin?"

„In die Apotheke," lautete die Antwort.

„Nein, jetzt gehst Du noch nicht; Du sollst mir noch für den Lampenhaken ein Loch in den Plafond bohren; sollen wir denn noch acht Tage dazu brauchen, ehe wir die Lampe aufhängen können?!"

„Nun steht es, Weiberl," beschwichtigt der Mann seine Ehegesponsin, „deswegen will ich ja in die Apotheke geh'n . . ."

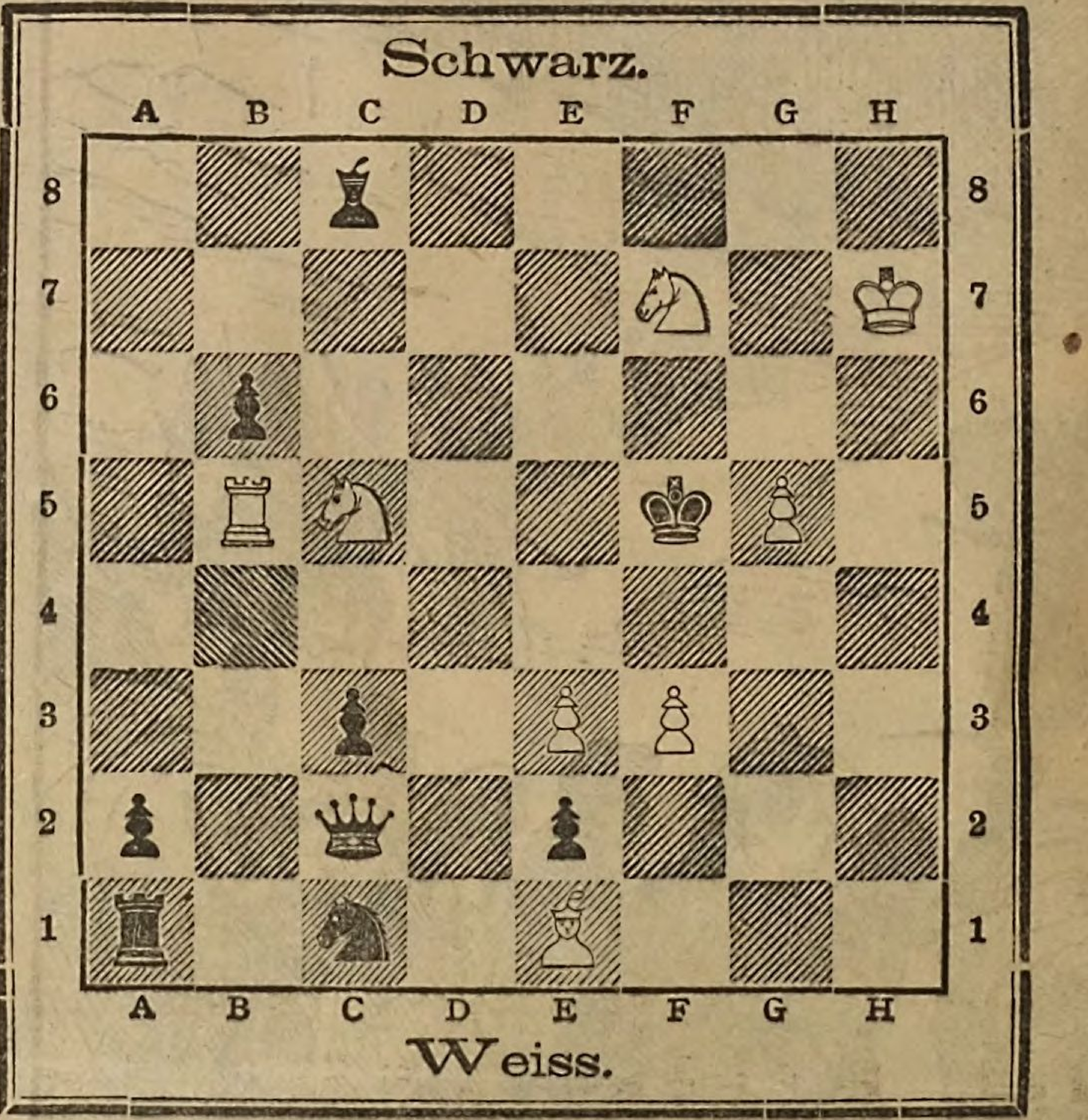
„In die Apotheke . . .?"

„Ganz natürlich; ich will mich nicht mehr so abschinden; ich hole mir einfach für 10 Pfennige Borsäure . . .!" -t.

Schachzeitung № 279.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Challenger in London.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Schottisches Gambit.

Gespielt in der Siegergruppe des internationalen Hauptturniers zu Berlin am 24. September 1897.

Weiß: C. Doppler.		Schwarz: B. Hülsen.			
1.	e2—e4	e7—e5	28.	La4—b3	Lh7—g8
2.	Sg1—f3	Sb8—c6	29.	Lb2×e5	f6×e5
3.	d2—d4	e5×d4	30.	Da6—a5	Dd7—e7
4.	c2—c3	d7—d5	31.	Da5—c3	Tb8—d8
5.	e4×d5	Dd8×d5	32.	f2—f3	De7—f6
6.	c3×d4	Lc8—g4	33.	Dc3—a5	Df6—f4
7.	Lf1—e2	Lf8—b4+	34.	Te3—e4	Df4—g5
8.	Sb1—c3	Lb4×c3+	35.	Da5—c7	Lg8—h7
9.	b2×c3	Sg8—e7	36.	Te4—e1	e5—e4
10.	o—o	o—o	37.	f3—f4	Dg5—g3
11.	c3—c4	Dd5—e4	38.	c5—c6	Lh7—f5
12.	Tf1—e1	Ta8—d8	39.	Dc7—a7	e4—e3
13.	Lc1—b2	Se7—g6	40.	Te1—e2 (a)	Lf5×h3
14.	h2—h3	Lg4—f5	41.	Da7—a5	Lh3—g4
15.	Ta1—c1	Tf8—e8	42.	c6—c7	Td8—c8
16.	Dd1—d2	De4—f4	43.	Da5×b5	Dg3×f4
17.	Dd2—c3!	f7—f6	44.	d5—d6	Te8—f8
18.	Tc1—d1	Df4—d6	45.	Db5—d3	Tc8—e8
19.	c4—c5	Dd6—d7	46.	d6—d7	Lg4×d7
20.	Le2—c4+	Kg8—h8	47.	Dd3×d7	Df4—g5
21.	d4—d5	Sc6—e5	48.	Dd7—d5	Dg5—h4
22.	Sf3×e5	Sg6×e5	49.	Dd5—d3	Tf8—f4
23.	Lc4—b3	h7—h6	50.	Lb3—c2	Kh8—g8
24.	Te1—e3	Lf5—h7	51.	Dd3—h7+	Kg8—f7
25.	Dc3—a4	b7—b6	52.	Dh7—g6+	Kf7—f8
26.	Da5—a6	Td8—b8	53.	Dg6×e8+	aufgegeben.
27.	Lb3—a4	b6—b5			

a) Weiß muß außerordentlich vorsichtig spielen.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 275 von Cotbus

1. Db5—a6 / Beliebig. 2. D., L., S.‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von B. H.—, R. Kern, Gg. Schmaderer (auch zu Nr. 274), L. Schönhuber, Gust. Schmidt und R. Weiß.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: K. Placht in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt
zum Regensburger Anzeiger

Nr. 77. Montag, den 8. November. 1897

Ich habe einen Tenor endeckt!

Seit Jahren verbringe ich ein Paar Wochen meiner glücklichen sommerlichen Muße in dem idyllischen Tegernsee, in der ehrlichsten Absicht von der Welt, mich mit nichts zu beschäftigen, was mit meinem Beruf zusammenhängt — gäbe es plötzlich Krieg, so wäre ich wahrscheinlich darauf angewiesen, es durch den Kellner im „Tegernseehof" zu erfahren, und wenn sich mir dennoch ein kleines Abenteuer, das der Erzählung vielleicht nicht unwerth ist, aufgedrängt hat, so ist das ein purer Zufall, den ich wahrlich nicht aufgesucht habe.

Es war im vorigen Sommer. Der Nachmittag war heiß, und erst als die Sonne sich den Bergspitzen näherte, trat ich aus dem Haus, um meinen abendlichen Spaziergang zu machen. Ich wanderte über das freundliche Egern am See-Ende hinaus, gegen das Dorf Kreuth. Man kommt dabei durch das kleine Dorf Rottach, von dessen Wasserfällen in Tegernsee viel gesprochen wird; das Dorf selbst unterscheidet sich durch nichts von den kleinen oberbayrischen Gemeinden; an der Fahrstraße liegen verstreut die Bauernhäuser und „der Rinder breitgestirnte Schaaren", die von der Weide heimkamen, nahmen die staubreiche Chaussee in ihrer ganzen Breite in Anspruch, so daß der fürbaß wandernde Fremdling sich bescheiden an eine Hecke drücken mußte. Das war in der Nähe eines Bauernhauses, aus dessen kleinen niedrigen Fenstern Männergesang kam. Ich horchte mit wachsendem Wohlgefallen dem Klang einer wunderbaren Singstimme, die, ungeschult und in genialer Zwanglosigkeit von der hellen Tenorlage zum Bariton hinüberspringend, sich selber an einem munteren Schnaderhüpfel zu vergnügen schien:

„Wenn i aufsteh' um fünfe,
Na bild i mir ein,
Der Teufel, jetzt muß do
Bald Feierabend sein."

Und nach einer kleinen Weile hub der unsichtbare Sänger wieder an:

„Was thust denn so schaug'n,
Und was stehst denn so da!
I moan bald Du bettelst mir
No oane a!"

Ohne einen besonderen Uebergang sang er dann etwas leiser, als wäre er nebenher mit etwas beschäftigt, die Weise des bekannten:

„O, Du himmelblauer See . . ."

für sich hin, und die melancholische Klage, die bei aller Betrübniß doch so hell und so fröhlich klingt, ging mir zu Herzen. Plötzlich brach er ab, ich hörte lebhaft sprechen, es war mit dem Gesang zu Ende.

Das ist ein Gesangsphänomen, sagte ich mir, die Bauernhütte, vor der Du stehst, birgt einen ländlichen Götze oder Mierzwinski. Ist denn kein Pollini da? Der Mann muß „entdeckt", er muß an's Tageslicht gezogen werden. Die deutsche Oper besitzt heutzutage eine große Anzahl von leuchtenden Größen, die einst im Begriff standen, ihren Beruf zu verfehlen; es gibt Offiziere, die freiwillig ihren Degen hingegeben haben, Kaufleute, die von ihrem prosaischen Schreibebock herabgehüpft sind, Schutzmänner, die sich ihrer imponirenden Dienstgewalt entäußert, Droschkenkutscher, die sich von der Höhe ihres Bockes herabgeschwungen haben, um dem in ihrer Kehle schlummernden hohen C vor den Zeitgenossen Geltung zu verschaffen — ein Tenorist aus der rustikalen Sphäre, das wäre neu und pikant — das wäre ein Wunder! Meine Eitelkeit ergötzte sich an dem Gedanken, daß ein leiser Schimmer seines Ruhmes dereinst auch auf mein Haupt fallen werde, ich sah mich im Geist mit ihm vor unserem General Intendanten Herrn v. Hülsen stehen, ihm mit gerechtem Stolz meinen kostbaren Fünd übergebend.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, gerieth ich nach wenigen Schritten an die Schmalseite des Bauernhauses; eine Frauensperson in mittleren Jahren saß davor und schnitt Gemüse zurecht; die irdene Schüssel in ihrem Schoß war bis zum Rand gefüllt, und auf der Bank lag nur noch ein Häufchen Bohnenschoten, die ein etwa fünfjähriges barfüßiges Bübchen spielend durch die Finger gleiten ließ. Ich nahm die Gelegenheit wahr, mich den Leuten unauffällig zu nähern, und da mein zukünftiger Schützling gerade wieder, in die alte Melodie verfallend, einen Vierzeiligen:

„Is Manche scho alt
Und bleibt schön bis zum Sterb'n,
Drum hoaßt's: Schöne Glasl
Die geb'n schöne Scherb'n!"

nach der alten Melodie mit seiner hellen, kräftigen Stimme gesungen hatte, war die Anknüpfung eine ungesuchte.

„Grüß Gott!" sagte ich, auf die Bäuerin zutretend.

„Grüß Gott!" gab sie zurück, sich — vielleicht dem Fremdling zu Ehren mit der äußeren Handfläche über die Nase fahrend und hierauf die Hand an ihrem Rock aus mattblauem, verwaschenem Barchent reibend.

„A scheener G'sang!" begann ich.

„Ich moan's a!" erwiderte die Frau, das rostige, stumpfe Messer an die letzten Schoten setzend, die ihr das Bübchen hinreichte.

„Wer is denn dös, der da singt?"

„Wer soll's denn sei, der Martel."

„Wer is denn der Martel?"

„Mei Bruader. — A, ja, singen kann er, der Pfarrer hat schon alleweil g'sagt, daß sie's in München nit scheener können!"

„Da hat er Recht, der Pfarrer — aber schad is, daß er mit der scheen' Stimm nix anfangt."

„Was soll er denn anfangen, singt ja eh den ganzen Tag," erwiderte die Frau.

Ich wagte es nicht, gleich meinen Plan auszukramen, es hieß vorsichtig sein, und vielleicht hing es gerade von ihrem Entschluß ab, die Verwirklichung meiner Absichten zu fördern. Bauern sind mißtrauisch, häufig nicht ohne Grund.

Es trat eine kleine Pause ein, dann faßte ich Muth und antwortete: „I moan halt, wer a scheene Stimm' hat, der kann si' hör'n lassen, na, und was glaubt's denn, was er da für a Geld verdiena könnt'? . . ."

Die Bäuerin stellte die Schüssel mit dem Grünzeug auf die Bank und wehrte dem kleinen Buben, der eine Heuschrecke gefangen hatte und sich neckend nahte, mit einem zürnenden „Geh' weiter, dumma Bua!" und einer entsprechenden derben Handbewegung. Dann kehrte sie zu unserm Gespräch zurück.

„Geld verdiena, o mei, was hat er scho im Wirthshaus g'sungen, aber was kummt denn da z'samm' — a Pfeifen habens ihm g'stift' zu sein' Namenstag und a Maßkrügl mit ein' g'malnen Deckel . ."

„Im Wirthshaus soll er a net singen — i moan, ganz wo anders — im Theater!" setzte ich, meine Schüchternheit bekämpfend, hinzu. Dieß war nun das entscheidende Wort, und es kam darauf an, wie es aufgenommen wurde. Ich forschte in ihrer Miene.

Martels Schwester sah mich ungläubig an, sie begriff offenbar noch nicht recht, wie das gemeint sei, aber ich war ermuthigt

und fuhr fort: „Er müßt' halt no tüchti' lerna, aber d' Hauptsach is die Stimm' — die scheene Stimm'!" De is viel werth, und es is a reine Sünd', daß er's nit ausbildt't."

Die Bäuerin hatte inzwischen offenbar insgeheim den Gedanken der Rentablität des Handels verfolgt, denn sie begann: „Es wär eh recht, wenn er mehr verdienen thät, dö Steuern san so viel hoch, und man b'halt nix übrig. Es ist nur die Frag', ob er mit will; er ist halt so viel eing'wöhnt und g'acht in Rottach."

Ich bemühte mich, der Frau einen Begriff von den Vortheilen des Tausches beizubringen. Als ich die Werthschätzung, die begabte Sänger in der Opernwelt finden, in den Ziffern der üblichen Gagen ausdrückte, sah sie mich an wie einen Märchen-Erzähler. Aber so unglaublich ihr meine Mittheilungen auch erscheinen mochten, so waren dieselben geeignet, für meine Proposition zu sprechen.

„Ja, ja, ja," sagte sie mit nachdenklichem Ernst, „i moan, sein Glück wird er do net aus'n Weg geh'n woll'n, gelt? Und wann aus ein' Menschen was werden kann, wär's doch a reine Sünd, wenn er nicht Ja und Amen sagen thät. Das Best' is: Ihr redt's mit ihm selber . . ."

Sie erhob sich und trat in die Thür, an deren Pfosten sie sich beiderseits stützte, und, den Körper etwas vorneigend, rief sie zweimal: „Martel!"

Ich blickte ihr über die Schulter, aber es war finster im Innern, man sah nichts als die letzten Stufen einer steilen, verfallenen Holztreppe die von dem oberen Wohnraum des Bauernhauses herabführte.

Unterdessen beschäftigten mich die Fragen: Wie wird er aussehen? wird sich das Naturkind in einen heldenhaften Lohengrin, einen ritterlichen Raoul, einen verführerischen Troubadour verwandeln lassen; wie werde ich ihn überreden, diese beschränkten Verhältnisse zu verlassen, wird es mir gelingen, ihm die Begriffe „Erfolg", „Triumphe" zu erkläre? Ich glaubte wahrhaftig, ich fühlte dabei Herzklopfen. Mit einer seltsamen Erregung sah ich dieser ersten Begegnung entgegen. Ich trat seitwärts.

Es wurden auf der Treppe Tritte hörbar, die Bäuerin nickte und verließ die Thür, um ihre Schüssel mit dem grünen Gemüse von der Bank zu entfernen, auf der nach ihrer unausgesprochenen Meinung die erste Unterredung zwischen uns Männern stattfinden sollte. Die schlürfenden Tritte näherten sich, und — ein kleines Bäuerlein, hoch in den Fünfziger-Jahren mit ergrautem Haupt- und Barthaar trat aus der Thür. Die Frau kreuzte ihre braunen Arme über dem Mieder und sagte:

„Martel, es is a Herr da, der moant, weilst schon so a scheene Stimm hast, Du sollst Theaterspiel'n, müaßtest halt auf München, weil'st erst ausbildt werden sollst. Geh' setz' Di' nieder, wann Dir's Steh'n schwar wird —"

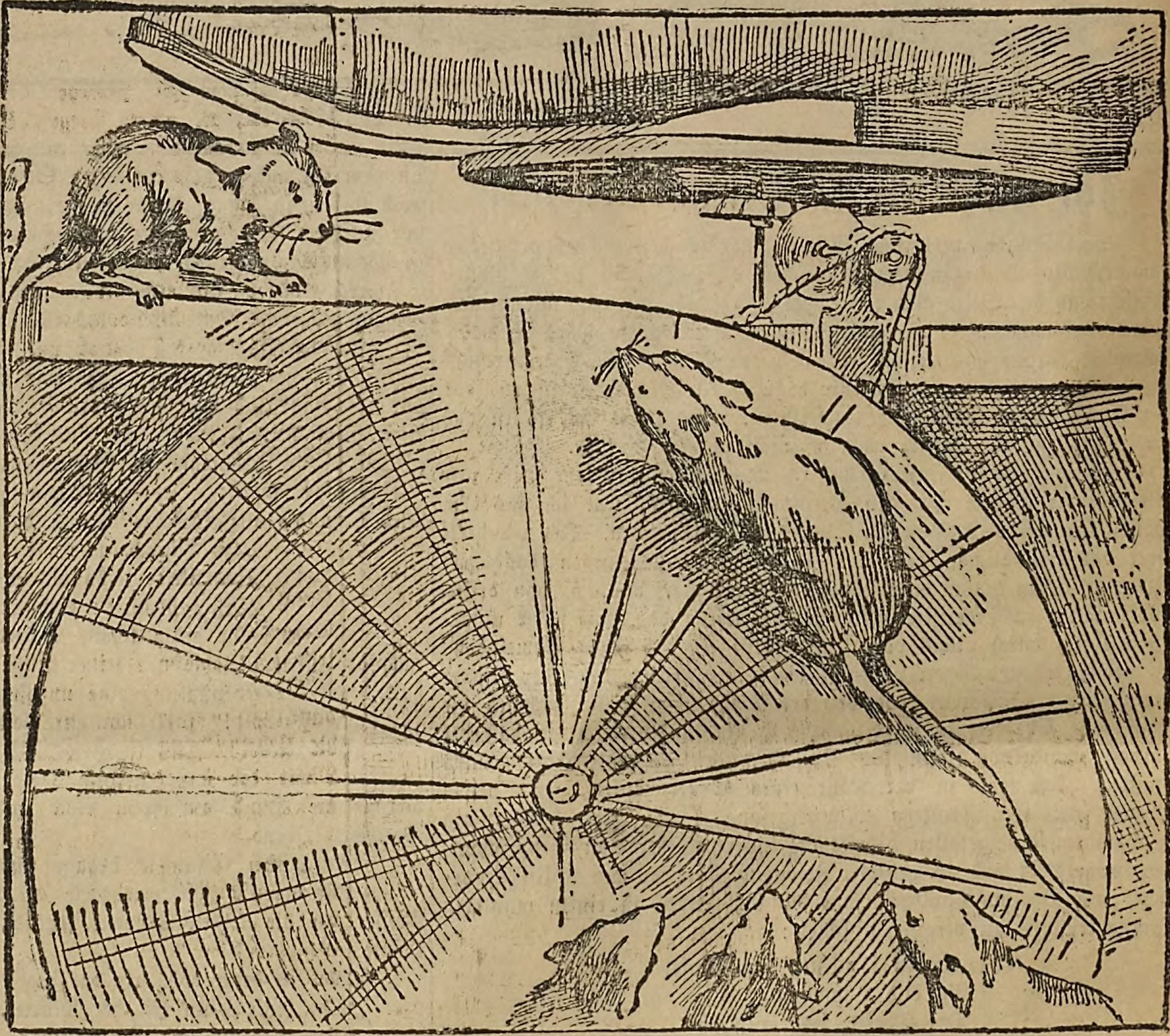
Der Alte ließ sich auf der Bank nieder, ohne mich bemerkt zu haben, und lehnte sich dabei behaglich zurück; die Schwester wiederholte ihre Mittheilung noch eindringlicher, er aber erwiderte mit einem Lächeln, in welchem eine Spur von Künstlerhumor aufleuchtete: „Geh' weiter, Du Narrische!" — dann zog er den Knaben an sich und strich mit der Hand nachdenklich, aber mit einem zufriedenen Lächeln über das zerzauste Haupt seines Neffen.

Die Sonne war untergegangen, ich trat auf die Chauffee. Wer weiß, ob der Mann so glücklich geworden wäre, hätte man ihn rechtzeitig „entdeckt", sagte ich mir im Heimgehen.

Mäuse als Ersatz für Maschinen.

(Siehe Abbildung.)

Die Ruhelosigkeit, welche gefangene Mäuse in ihrem Käfig an den Tag legen, hat ein Erfindertalent auf die Idee gebracht, diese verloren gehende Kraft der hin- und herspringenden Mäuse nutzbringend zu verwerthen. Er brachte in einem Mäusekäfig eine Drehscheibe an, welche nun durch die über dieselbe kletternden Mäuse in stetige Bewegung versetzt wurde. Diese Drehscheibe wurde mit einem beweglichen Brette in Verbindung gesetzt, das nun gleichfalls den Bewegungen der Drehscheibe folgt, ebenso wie Gegenstände, die an dem Brette befestigt werden. Der ganze Apparat wurde bisher mit viel Erfolg in Schauläden von Schuh-, Hut- oder Regenschirm-Niederlagen angewendet, wo man Waaren durch die Mäuse in Bewegung versetzen läßt, was stets eine große Anzahl von Schaulustigen anlockt. Ob die „Maus-Maschine", die wir im Bilde zeigen, auch noch eine weitere Zukunft hat, läßt sich derzeit nicht bestimmen.



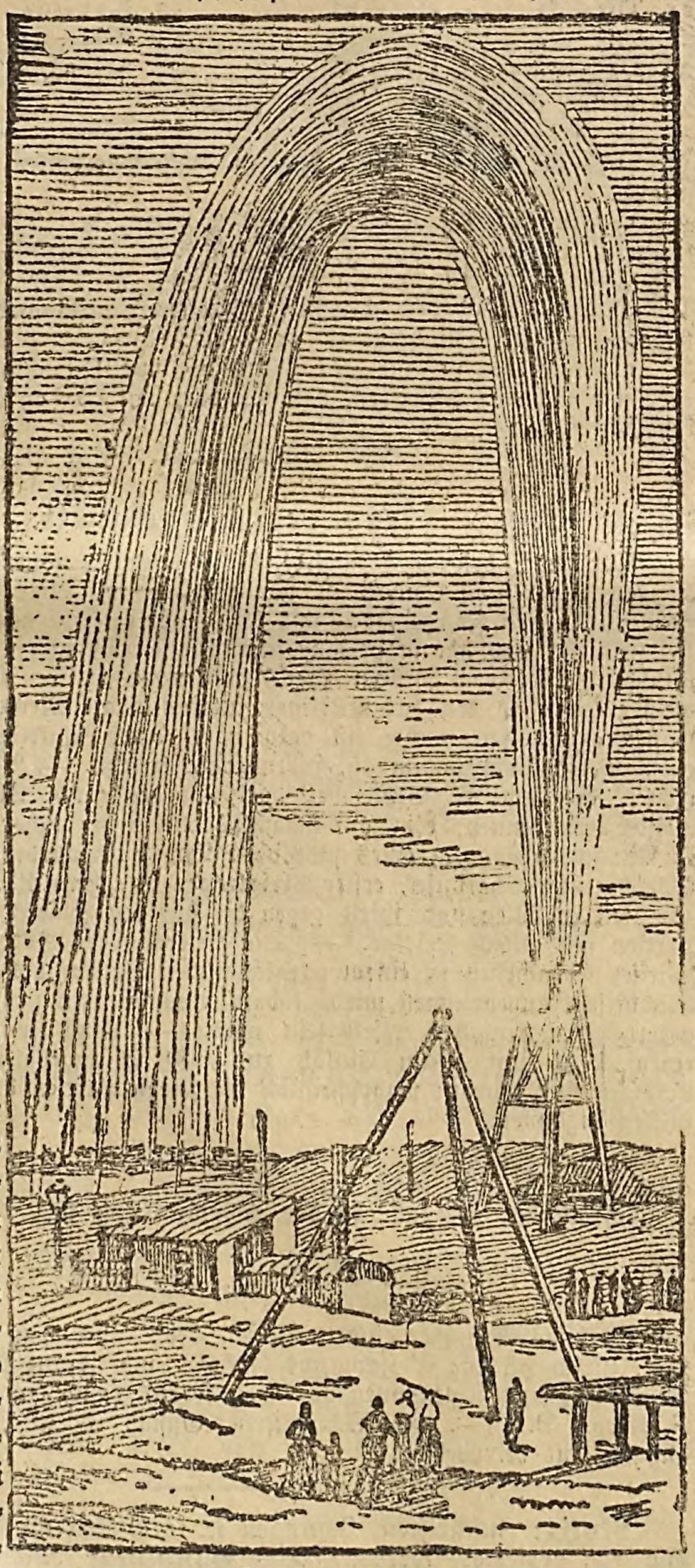
Wie lange bleiben die Frauen schön?

Eine amerikanische Frauenzeitung, die sich viel mit „praktischer Aesthetik" beschäftigt, stellt folgende interessante Theorie über die Frauenschönheit auf. Die Schönheit einer Frau — heißt es da — währt ziemlich durch das ganze Leben. Sie nimmt jeden Tag an Reife zu, denn daß die Schönheit der Frauen gleich der der Männer vom Gesichtspunkte der Reife aus beurtheilt werden muß, ist nicht zu bezweifeln. Abgeschmackt ist die Behauptung, daß die reife, reiche Schönheit von 40 Jahren weniger fesselnd sei, als der Jugendreiz der in der Knospung befindlichen Sechszehnjährigen. Wenn die Frauen nur mit den Gesetzen der Natur in Harmonie leben, so hat jedes Lebensalter seinen eigenen Zauber. Der Schönheit Fülle nähert sich ihrem Höhepunkt nicht vor dem 35. oder 40. Jahre. Helena, die große griechische Schönheit, war 48 Jahre alt, als sie nach Troja kam. Aspasia vermählte sich erst im 37. Lebensjahre mit Perikles, und glänzte noch 38 Jahre darnach wie ein Stern der Schönheit. Kleopatra war über 30 Jahre alt, als sie dem Antonius begegnete. Diana von Poitiers zählte 36 Jahre, als sie Heinrichs II. Herz gewann. Der König war halb so alt, wie Diana, hörte jedoch nie auf, sie zu verehren. Anna von Oesterreich war 38 Jahre alt, als

sie als Europas schönste Frau bezeichnet wurde. Madame de Maintenon war, als Ludwig XVI. sie kennen lernte, 43 Jahre alt. Mlle. Mars, die berühmte Schauspielerin, war am schönsten mit 45 Jahren und Mme. Récamier zwischen 35 und 55 Jahren. Die wahrste und stärkste Liebe wird durchaus nicht immer von 20jährigen Schönheiten eingeflößt. Das alte Geschwätz über das bezaubernde 17. Lebensjahr muß vor der alten Erfahrung zurückweichen, daß in der Unreife die höchste Schönheit nicht zu finden ist. Denn unter Schönheit versteht man nicht bloß wohlgeformte Züge und frische Gesichtsfarbe — das haben auch geistlose Wachspuppen. Die thauige und rosige Gesichtsfarbe der Jugend ist ein besonders herrliches Geschenk der Natur, aber einer Frau festes und reichstes Alter ist eigentlich das zwischen 36 und auch über 40 Jahre. Jene Frau begeht den größten Fehler, die sich in einem gewissen Alter für passée hält. Sie muß es nur verstehen, würdig dem höheren Alter entgegenzugehen.

Eine Naphthaquelle in Baku.

Täglich meldeten wir von dem großen Brand der **Naphthaquellen** von **Baku**. Vier Naphthaquellen, 23 Bohrlöcher, mehrere Magazine und Häuser sind dem verheerenden Elemente zum Opfer gefallen. Baku, der Hauptort der russischen Petroleum-Industrie, liegt an der Westküste des Kaspischen Meeres auf der Halbinsel Apscheron. Der größte Theil der Naphthaquellen befindet sich nördlich von der Stadt bei den Dörfern Balachany und Sabuntschi, wo das Erdöl aus 180 Bohrlöchern mit einer durchschnittlichen Tiefe von 190 Metern gewonnen wird. Die Production des Baku'schen Naphthagebietes betrug 1890, mehr als 239 Millionen Pud. Früher war die Gewinnung des Erdöls ein Monopol der russischen Regierung, jetzt ist sie verschiedenen ausländischen Industriefirmen und Welthäusern übertragen. Nordöstlich von Baku bei Surachanah befinden sich die großartigen Quellen von brennendem Gas, welche unter dem Namen der ewigen Feuer von Baku Gegenstand der Verehrung der Parsen sind. Unser heutiges Bild zeigt eine Naphthaquelle in Baku. Das Ungestüm, mit welchem dort das Naphtha aus der Erde hervorbricht, ist so groß, daß, wenn an irgend einer Stelle eine neue Quelle angebohrt wird, das Naphtha in einem dicken Strahl von 40 Fuß Höhe emporschießt. Eine solche neu angebohrte Naphthaquelle ist hier abgebildet.



Wochen-Plaudereien.

X.

Es — so fangen nämlich alle Märchen an — es gibt nichts Vollkommenes auf Erden! Wenn man die Sache bei unserem elektrischen Lichte betrachtet, so muß man zu dem Schlusse gelangen, daß eigentlich jedem Dinge auf dieser Welt gewisse Mängel anhaften, auch den Kreishauptstädten. Sagen wir es gleich heraus: Die Stadt Regensburg ist, wie ein nicht passendes Kleidungsstück, total verpfuscht!

Da sind die Straßen zu gerade, dort zu krumm, da zu schmal, dort noch schmäler, hüben stellt sich dem allgemeinen Verkehr der Brückenthurm wie ein Engpaß entgegen, drüben bildet das Ostenthor einen Stein des Anstoßes, da ist der Rangierbahnhof im Wege, dort hemmt der Friedhof die Entwicklung eines Stadttheiles, da fehlt es an einem Wege, dort an einem Stege — kurz: Unsere Kreishauptstadt entspricht in keiner Beziehung mehr den Anforderungen der Neuzeit, und daher: fort mit ihr!

Im „Verein für Demolirung der Stadt Regensburg" hat gestern Abend der Vorsitzende ganz richtig bemerkt, daß man eigentlich nichts Besseres thun könnte, als den ganzen Krempel niederzureißen, um eine neue, praktisch angelegte Stadt, vielleicht nach den Plänen des Stadtbauamtes, zu errichten. Soviel ist sicher, daß man jetzt, — an Erfahrungen reich, kein Poeten-, Schindergäßchen und wie alle die engen Passagen heißen, in's Leben rufen würde, — — allein, der Kuckuck traue dem Magistrate; vielleicht käme man erst recht aus dem Regen unter die Traufe; denn zuweilen sind gewisse Zufälligkeiten darnach beschaffen, die beste Absicht in das Gegentheil umzuwandeln.

In unserer Zeit der Jubiläen und silbernen Hochzeiten ist es zwar nichts Außergewöhnliches, daß ein Mitglied einer Schützengesellschaft sein 50. Wiegenfest begeht. Weil es mir aber in den Kram paßt, will ich dieses historische Ereigniß nicht mit Stillschweigen übergeh'n. Es versteht sich von selbst, daß der Jubilar, der diese seltene Feier im Kreise seiner Schützenbrüder zubrachte, zur Zielscheibe verschiedener Aufmerksamkeiten ausersehen wurde. Den Kernpunkt, oder wenn man will, den Kernschuß aller Ovationen bildete die Ueberreichung eines Tableaus, auf welchem Bilde sich sämmtliche Mitglieder des Vereines um den Jubilar gruppierten und welches außer dem Datum noch folgenden sinnigen Herzenswunsch trug:

„Lang' weile unter uns!"

Sei es nun, daß der Zeichner der besagten Widmung bis über die Ohren verliebt war, oder daß er unter die Kategorie der boshaften Menschen zählt, kurz, als das sonst recht gelungene Gruppenbild, nach vorhergegangener warmer Ansprache enthüllt wurde, lasen die verwunderten Mitglieder:

„**Langweile unter uns!**"

Was, schöne Leserin, Sie gähnen? Am Ende langweilen Sie sich auch. Ich will bald schließen. Jetzt bin ich ganz aus dem Konzept gerathen. Wie habe ich denn angefangen? Richtig, bei dem „Verein zur Demolirung der Stadt Regensburg", der es sich zu seiner ersten Aufgabe gestellt hat, alle Hindernisse des Verkehres zu beseitigen und große Promenaden, riesige Plätze und moderne Straßen herzuzaubern.

Ob es wohl praktisch wäre? Ich glaube kaum! Gerade so, wie durch die Nichteinführung des Zonentarifs, bezw. durch Vertheuerung der Eisenbahnreisen, die Seßhaftigkeit der Bevölkerung gefördert wird, gerade so wird auch durch unsere historischen Engpässe ein ruhiger, man könnte fast sagen, gemüthlicher Verkehr erzielt, was bei der sonst üblichen Hastigkeit, dem raschen Tempo, der Nervosität der Menschheit gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Uebrigens kann es für eine Großstadt, wie Regensburg, nichts Vortheilhafteres geben, als Straßen und Gassen zu besitzen, auf denen die Fremden sozusagen **gar nicht fortkommen**, und über Passagen zu verfügen, die den Zugereisten gleichsam mit eisernen Armen aufhalten.

Gesetzt den Fall, der Reisende besteigt in Stadtamhof eine Droschke und will schnell zum Bahnhof fahren. Doch siehe! Beim Brückenthurm angelangt, bemerkt er, daß die Paßage gesperrt ist: Ein Heuwagen ist mitten drin stecken geblieben! Vor und hinter dem Thore hat sich eine Legion von Equipagen, Bier-, Ziegelfuhrwerken, Karren rc. angesammelt. Der schnell herbeigeeilten Polizei gelingt es nach einer Stunde, dem in's Stocken gerathenen Verkehr wieder auf die Beine zu helfen, allein, unser Reisender, der bis auf die letzte Minute seine Abreise verschoben hatte, versäumt den Zug.

Und was thut er? Aus Aerger darüber geht er in ein Wirthshaus, in ein zweites, vielleicht gar drittes, und läßt überall ein anständiges Stück Geld sitzen. Wer hat den Nutzen davon? Die Stadt!

Sollte ich mir im Eingange meiner Plauderei den historischen Verein an den Hals gehetzt haben, so hoffe ich, daß ich mich zum Schlusse wieder rehabilitiert habe.

Nein! Wir lassen es so, wie es ist. Andere Städte wären froh, wenn sie, was die Reize der Stadt anbelangt, überhaupt Regensburg das Wasser reichen könnten. Schreiben läßt es sich leicht, aber: Ein geschildertes Trinkgelage hat ebenso wenig Werth, wie ein erzähltes Mittagessen. Die Hauptsache ist, daß man das, was man besitzt, genießt! -t.

Humoristisches.

(Unter Kollegen.) Schauspieler A: „Denken Sie sich, lieber Kollega, gestern hab' Ich das Stück gerettet!" — Schauspieler B: „Ah! — Verreist gewesen?"

(Aus dem Gerichtssaal.) Richter: „Sie sind wegen Meineids noch nicht bestraft — nicht wahr?"

Zeuge: „Bis jetzt noch nicht!"

(Aufklärung.) Kritiker: „Der Mensch hat Glück: dieses miserable Stück und das Publikum hat es nicht ausgepfiffen!"

Besucher: „Das hat seinen guten Grund: kein Mensch wußte daß es schon aus war!"

(Zarter Wink.) Mann (der aus Liebhaberei Alterthümer sammelt): Heute hab ich wieder zwei prächtige Stücke erworben!"

Frau: „Ach, wenn Du nur einmal meinen alten Hut Deiner Sammlung einverleiben würdest!"

(Hübsch gesagt.) „Die letzten dreihundert Meter bis zum Gipfel des Berges sind wohl recht anstrengend und gefährlich?"

Oh, durchaus nicht — ganz im Gegentheil! Es sind meter de plaisir!"

(Aus dem Kasernhof.) Unteroffizier: „Kerls, wenn ich sage: „Rührt Euch", so dürft Ihr nicht gleich eine Reise um die Welt machen!"

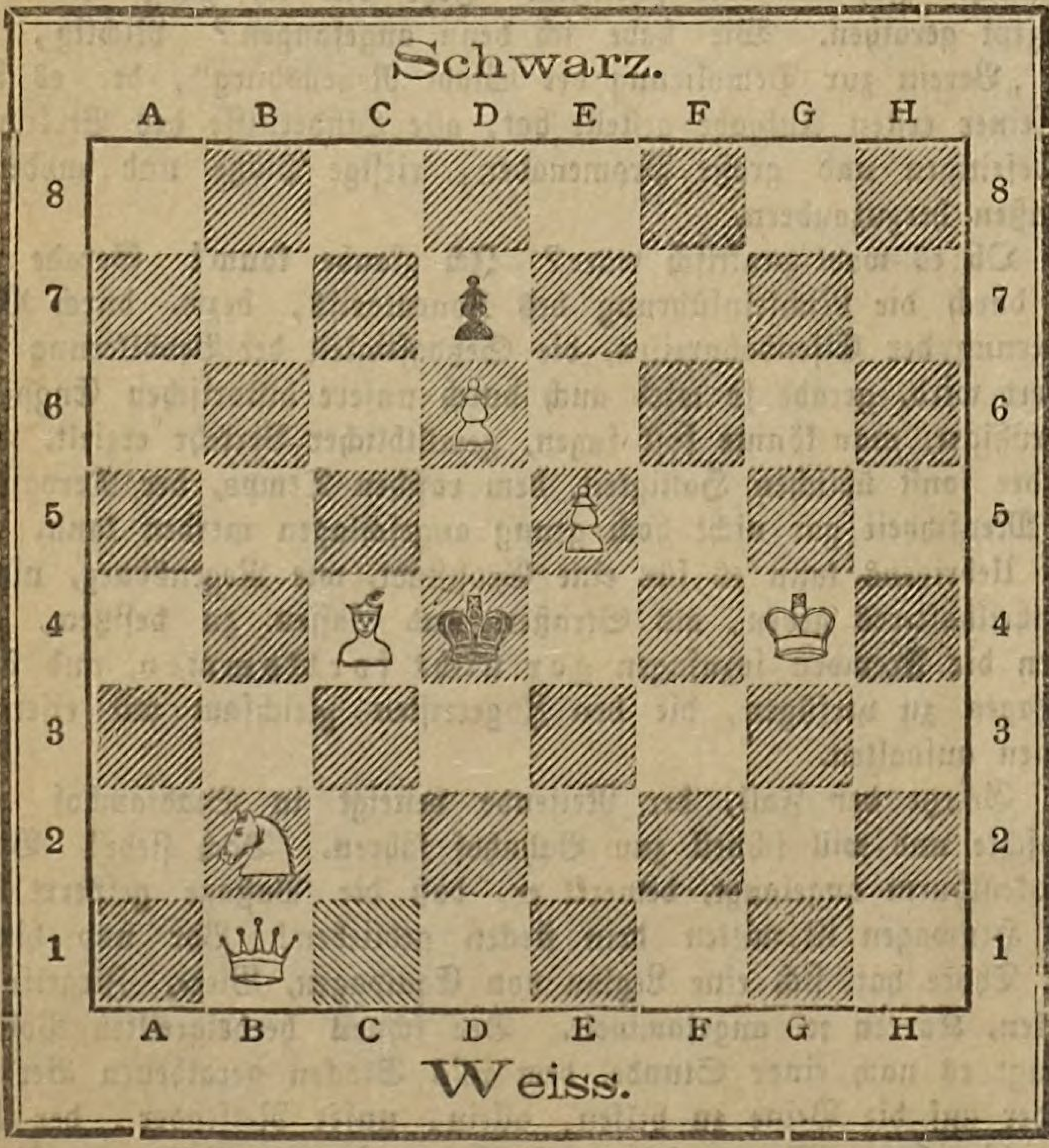
(Passend.) Frau (die von einer Reise zurückkehrt): „Hier Lina, haben wir Ihnen einen Hut mitgebracht, Sie brauchen ja einen?"

Dienstmädchen: „Gewiß! Gnädige Frau wissen halt immer, wo unsereinem der Schuh drückt!"

Schachzeitung № 280.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Fr. Michelis in Altona.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Russisches Springerspiel,

gespielt im internationalen Meisterturnier zu Berlin am 4. Oktober 1897.

Weiß: H. Ecav. Schwarz: H. Süchting.

1. e2—e4	e7—e5	28. Ta1—c1	Dc2—g6
2. Sg1—f3	Sg8—f6	29. Df4—f6	Dg6—e8
3. d2—d4	e5×d4	30. Lg5—e3	Th8—g8
4. Lf1—c4	Lf8—c5	31. Df6—f3	Tg8—g6
5. o—o	Sf6—e4	32. g2—g3	h7—h5
6. Tf1—e1	d7—d5	33. h2—h4	Ta8—d8
7. Lc4×d5	Dd8×d5	34. Tb3—c3	Td8—d6
8. Sb1—c3	Dd5—h5 (a)	35. b2—b4	Td6—f6
9. Te1×e4 +	Lc8—e6	36. Df3—g2	Tf6—e6
10. Te4—e5	Dh5—g6	37. Le3×b6	a7×b6
11. Sc3—d5	Lc5—d6	38. Tc3×c6	Te6×c6
12. Sd5—f4 (b)	Dg6—f6	39. b4—b5	Tg6—e6
13. Sf4—h5	Df6—d8	40. Tc1×c6	Te6×c6
14. Lc1—g5	Dd8—c8	41. b5×c6 +	De8×c6
15. Sh5×g7 +	Ke8—d7	42. Dg2×c6 +	Kb7×c6
16. Sf3—d4! (c)	Sb8—c6	43. Kg1—f1	Kc6—d5
17. Sd4×c6	b7×c6	44. Kf1—e2	b6—b5
18. Sg7×e6	f7×e6	45. f2—f3	c7—c5
19. Te5×e6 (d)	Dc8—g8 (e)	46. g3—g4	h5×g4
20. Te6—e7 +	Kd7—c8	47. f3×g4	Kd5—e5
21. Dd1—g4 +	Kc8—b7	48. h4—h5	c5—c4
22. Te7—e3	Ld6—c5	49. h5—h6	Ke5—f6
23. Te3—b3 +	Lc5—b6	50. g4—g5 +	Kf6—g6
24. Dg4—g3	Dg8—d5	51. Ke2—e3	b5—b4
25. Tb3—d3	Dd5—b5	52. Ke3—d4	c4—c3
26. Td3—b3	Db5—f5	53. Kd4—d3	Kg6—h7
27. Dg3—f4	Df5×c2	54. a2—a3	aufgegeben.

a) Die Dame mußte nach d8 zurück.

b) Sf3—h4 würde die Dame gewinnen, Schwarz aber mit 12. Ld6×e5, 13. Sh4×g6, h7×g6 einen heftigen Angriff erhalten, dem Weiß auszuweichen vorzog.

c) Ein eleganter Zug! Schlägt Schwarz den Thurm, so setzt es sich einem vernichtenden Angriff aus. 16. . . . . Ld6×e5, 17. Sd4—f3 +, Kd7—c6; (Ld6, 18. Se5 ‡) 18. Sf3—e5 + u. s. w.

d) Ein verlockendes aber nicht korrektes Thurmopfer. Weiß konnte z. B. mit c2—c4 gut fortfahren.

e) Weiß beabsichtigte auf Kd7×e6 mit Dd1—f3 fortzufahren, hatte aber wie Schwarz übersehen, daß Schwarz mit c6—c5 ausreichenden Schutz erhalten kann.

Aus der Schachwelt.

Der durch besonders hübsche Problemkompositionen weit bekannte Dr. Konrad Bayer von Olmütz ist vor Kurzem im Alter von 70 Jahren gestorben. In den Jahren 1856 bis 1876 war derselbe auch ein hervorragender Partiespieler und hat in verschiedenen Meister-Turnieren acht Mal den ersten und sechs Mal den zweiten Preis sich errungen. — Der Wiener Schachmeister Englisch, der das Berliner internationale Meisterturnier wegen Erkrankung verlassen mußte, ist bald nach seiner Rückkehr in seiner Heimath einer Gehirnlähmung im 45. Lebensjahre erlegen. — Von Harlem wird berichtet, daß am 27. September dortselbst der kaum 24 Jahre alte Schachmeister van Lennep, dem auf schachlichem Gebiete sicher eine große Zukunft in Aussicht gestanden, eines plötzlichen Todes verschieden ist. — Der ungar. Schachmeister Charousek, erster Preisträger im letzten Berliner Turnier, weilt zur Zeit in Wien und spielt gegen die stärksten Spieler einige Berathungspartien mit gutem Erfolge. — Die Petersburger Schachgesellschaft hat den Wiener Schachclub zu einem telegraphischen Wettkampfe herausgefordert, der von diesem angenommen wird, sobald eine Einigung bezügl. der Höhe des gegenseitigen Einsatzes erzielt sein wird. — Auch Janowski hat Walbrodt einen Match mit einem Einsatz zu 1000 ℳ angeboten, den dieser angenommen und wurden wahrscheinlich die sieben Partien des Matches schon zu spielen begonnen.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 276 von Slater.

1. Da3—f8 / Beliebig. 2. K., D., T., S., L. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von Jos. Frank (auch zu Nr. 274 und 275), R. Kern, B. H.—, Gg. Schmaderer, Gustav Schmidt, L. Schönhuber, J. Schuler und R. Weiß.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Sonntag Nachmittags im separirten sog. Weinzimmer** und **Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer.** — Schachfreunde als Gäste stets willkommen.

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 76.

Ein Undankbarer schabet zehn Armen.

Lösung des Füllräthsels:

P I L L E
A C K E R
U R B A N
L U K A S
A R O D T

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: K. Placht in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 79. Mittwoch, den 17. November. 1897

2)

Der Schuß in's Auge.

Eine amerikanische Erzählung.

„Das ist Zufall! Nichts als reiner Zufall, den er gewiß nicht ein zweites Mal zu wiederholen wagt," schnaubte Hinch mit vor Zorn bleichem Gesichte und blauen Lippen. „Ich wette die Ohren eines Büffelochsen gegen die seinigen, daß er es nicht zum zweiten Male thut."

„Wenn ihr damit sagen wolltet, daß Ihr die eurigen gegen die meinigen verwettet, nehme ich es an," antwortete Jack lachend, wozu die Umstehenden in lautem Chorus einstimmten. Hinch warf, während er seine Flinte lud, wilde verzehrende Blicke umher, die dem Lachen derer, welche ihn näher kannten, Einhalt thaten. Ein neues Brett wurde herbeigeschafft. Er zielte lange; endlich schlug er an, und that einen meisterhaften Schuß. Die Kugel hatte den Stand des Centrums getroffen.

Jack besah den Schuß und sagte ganz ruhig: „Ich bin gewohnt das Centrum des Centrums zu durchbohren. Ich will Euch Kapitän, eine oder zwei Weisungen geben, wie man sich einer Flinte bedient. Und in demselben Augenblicke schoß er mit der größten Ruhe seine Flinte ab. Als die das Ziel umgebende aufmerksame Menge bestätigt hatte, daß das Centrum in der Mitte durchschossen sei, drehte sich Jack nach Hinch um und warf ihm einen mitleidigen Blick zu, worauf er sich zum Weggehen anschickte. Aber der Elende geiferte ihm nach: „Ich behaupte dennoch, daß Du nichts als ein verfluchter Feigling bist, dessen Hände zittern würden, wenn sie einen Manne gegenüber anlegen sollten. Du hast zwei Schüsse gethan und glaubst mich geschlagen zu haben! Aber nein! Dem ist nicht so! Hierher! und mir gegenüber angelegt!"

Jack ging jedoch ruhig seines Weges fort, ohne auf seine Wuth oder Herausforderung zu achten; dieser fuhr fort ihn mit allen erdenklichen Schimpfnamen zu beehren. Die Umstehenden, welche Anfangs einen gewissen Respect gegen Jack empfanden, wurden nun durch das, was sie seine Flucht nannten, irre an ihm und stimmten in die Schmähungen von Hinch ein, weil sie ihn ebenfalls für feig hielten.

Aber die Thoren waren in einem großen Irrthume, wenn sie glaubten, daß eine niedrige entehrende Furcht ihn taub gegen ihre Schmähungen gemacht habe. Jack hatte eine junge liebenswürdige Frau zu Hause und kein Rachegefühl der Welt konnte seine Liebe zu ihr überwiegen. Seine Seele kannte nur eine Leidenschaft und das war jene Liebe. Nicht, daß sie ihn taub und gefühllos gegen jene Beleidigungen gemacht hätte; o nein! Wenn einer dieser Männer, welche ihn eben mit ihrer Verachtung überhäuften, sein von Zorn entstelltes Angesicht, seinen vor Ingrimm bebenden Körper gesehen hätte, er würde die Ueberzeugung gewonnen haben, daß man nicht ungestraft den ruhig scheinenden Löwen reizen dürfe. Aber der Gedanke, daß sein Weib mit ihren lieben munteren Kleinen dem gräßlichsten Elende preisgegeben wäre, wenn er für solche Armseligkeiten sein Leben opferte, hatte dem Ausbruche seiner Wuth Einhalt geboten und ihn vermocht, sich zu entfernen, als er sah, daß die Sache eine solche Wendung nahm.

Von diesem Tage an aber war es um Jack's friedliches Leben geschehen. Schmach und Verläumdung verfolgten ihn ohne Unterlaß. Kurze Zeit darauf wurde einem reichen Pflanzer der Grafschaft sein bestes Pferd entwendet. Dieser Pflanzer gehörte zu Jenen, welche den Regulatoren, die sich für die Beschützer des Landes ausgaben, jährlich eine gewisse Summe Geldes auszahlten, damit ihr Eigenthum gesichert sei; er wandte sich daher an Hinch, damit er den Dieb ausfindig mache. Hinch, welcher, wie oben bemerkt, immer den Schein der Gesetzlichkeit bewahren wollte, machte sich sogleich mit seinen Gehilfen auf den Weg, um den Thäter aufzusuchen. Sie zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen hin, wobei Hinch die Richtung nach Jack's Wohnung einschlug. Den anderen Tag kehrte er zurück und schwur hoch und theuer die Spuren des entwendeten Pferdes bis zu Jack's Hütte verfolgt zu haben, man habe zwar viele Umwege mit demselben gemacht, um die Nachforschenden irre zu leiten, aber es sei ihm dennoch gelungen und sei daher außer Zweifel, daß Jack der Dieb sei.

Der Pflanzer, welcher Jack nicht kannte, bestand darauf, daß man ihn zum Ersatze des Pferdes zwingen und ihn sonst nach den bestehenden Gesetzen strafen solle. Allein das war es nicht was Hinch wollte, er wußte wohl, daß die Beweise, die er liefern konnte, zu schwach waren, um ihn als schuldig zu verurtheilen und irgend eine angemessene Strafe zu bewirken. Sein Plan war, ihn in der ganzen Grafschaft so verhaßt zu machen, daß man ihn zuletzt allgemein ohne gerichtliches Verfahren zum Lande hinausjage. Daher kam es denn, daß im Verlaufe von zehn bis zwölf Tagen eine Unthat nach der anderen begangen wurde. Zuerst kam das vermißte Pferd zum Vorscheine, welches Hinch in einem dichten Gesträuche nahe bei Jack's Behausung gefunden zu haben vorgab, worauf man ihn einstimmig verurtheilte das Land zu verlassen.

Jack wurde sogleich von diesem Urtheile in Kenntniß gesetzt; allein er begriff nicht, was man von ihm wolle und erklärte, daß er durchaus nicht gesonnen sei, diesem Befehle Folge zu leisten, sondern nur dann gehe, wenn es ihm gefiele. Er hatte durch seine außerordentliche Geschicklichkeit im Schießen Allen einen solchen Respect einzuflößen gewußt, daß Niemand es gewagt hätte, ihn aufs Aeußerste zu bringen, und er hätte darum noch lange unter ihnen weilen können, ohne daß sie es nur gewagt hätten, ihm ein Haar zu krümmen, wenn man nicht unglücklicher Weise nach und nach auf die Idee gekommen wäre, ihn feige zu halten, weil er sich damals auf solche Art der Wuth seines Gegners entzog. Hinch that sein Möglichstes, damit diese Ansicht Wurzel fasse, und somit war der Zauber geschwunden, der ihnen die Hände band. Dann hatte sich Jack in den Augen von Hinch eines noch weit größeren Verbrechens schuldig gemacht, indem er seiner Autorität als Chef der Regulatoren, durch seine Widersetzlichkeit, Hohn gesprochen hatte. Es mußte also schon deshalb ein Exempel an ihm statuirt werden, damit allen Anderen die Lust zu einem gleichen Versuche benommen würde.

Es geschah also, daß in kurzer Zeit mehrere Pferde verschwanden und einige andere beträchtliche Diebstähle begangen wurden, die man geschickt auf Jack Long's Rechnung zu bringen wußte. Zu gleicher Zeit wurde Hinch sowie einigen anderen Regulatoren ihr bestes Vieh getödtet, einiges sogar Angesichts ihrer Wohnungen erlegt und, sonderbar genug, — Alle erlitten den Tod auf dieselbe Art, durch einen Schuß in's Auge; es war also keinem Zweifel mehr unterworfen, daß dieses Niemand anders als Jack Long gewesen sein könne, weil dies bekanntlich seine Lieblingsmanier war, Thiere zu erlegen. Ungesäumt wurde nun großer Rath im Store abgehalten, wobei der Pflanzer zum Präsidenten ernannt wurde. Man faßte den Beschluß, Jack Long öffentlich zu geißeln und ihn dann aus dem Lande zu jagen. Hinch und die Regulatoren wurden mit Vollziehung des Urtheiles beauftragt.

(Fortsetzung folgt.)

Wie entsteht eine Zeitung?

Unzählige Personen, die täglich ihr Leiborgan zur Hand nehmen, haben gar keine Ahnung davon, welcher Mühen, welcher Kosten, welchen Zusammengreifens eines ausgedehnten Apparates es bedarf, um Berichte von Ereignissen, die sich erst vor einigen Stunden da oder dort, vielleicht in fernen Ländern, abspielten, den Lesern darbieten zu können.

In erster Linie ist es der Telegraph und das Telephon, durch deren Beihilfe solche Wunder vollbracht werden können, in zweiter Linie ist es die vorgeschrittene Technik, die es ermöglicht, binnen kurzer Zeit tausende von Exemplaren einer Zeitung herzustellen.

Eine Anzahl von lokalen und auswärtigen Berichterstattern übermittelt auf mündlichem, schriftlichem oder telegraphischem Wege der Redaktion alle Neuigkeiten und wichtigen Vorkommnisse. Die großen internationalen Depeschenbureaus liefern der Zeitung die aus aller Herren Länder einlaufenden Depeschen. Ständige und gelegentliche Mitarbeiter senden Beiträge aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Und die ganze Fluth von Beiträgen mündet auf dem Schreibtische des Redakteurs.

Zahllose in- und ausländische Zeitungen werden auf der Redaktion und von besonderen Lesern durchgesehen und theilweise benutzt. Die geschriebenen und gedruckten Manuskripte aber wandern sämmtlich mit entsprechenden Randbemerkungen für Schriftgattung und Placirung in die Setzersäle.

30 und mehr Setzer empfangen meist in kleinen Abschnitten das Manuskript. In den großen Setzersälen stehen die Setzer an pultartigen Setzregalen, welche in Fächern die Lettern enthalten. Buchstabe um Buchstabe wird im sogenannten Winkelhaken, kleinen eisernen Kästchen ohne Vorderrand und Deckel, auf Zeilenbreite aneinander gereiht. 10 Zeilen füllen ihn, sie werden dann in's Setzschiff gestellt, und der Winkelhaken wird immer wieder von Neuem vollgesetzt. Von allen Sätzen werden sofort Handabdrücke hergestellt, diese und das Manuskript wandern in die Hände des Korrektors, welcher die Satzfehler am Rande der Abdrücke anmerkt, damit der Setzer sie verbessert.

Das Formiren der Kolumnen besorgt der Metteur. Er stellt die einzelnen Schriftsätze zusammen, bringt sie in's richtige Format und liefert an Korrektoren und Redakteure neue Korrekturabzüge.

Früher druckte man auch die großen Zeitungen vom flach auf dem Fundament der Maschine ruhenden Schriftsatze. Die „Schnellpresse" lieferte in der Stunde einige tausend Exemplare. Das genügte und genügt auch heute noch für kleine Zeitungen. Der Wetteifer unter den großen Zeitungen und die Ungeduld des Publikums verlangten aber gebieterisch größere Leistungen, und so erfand man die **Rotationsmaschine**, welche den Satz stereotypirt in Walzenform enthält und auf endloses Papier in derselben Zeit das Zehnfache druckt. Da aber eine einzige Rotationsmaschine in einer Stunde eine Riesenauflage druckt, so kann die Redaktion bis spät in die Nacht noch Neues in die Morgenausgabe aufnehmen.

Um von dem Schriftsatze halbrunde Platten zu gewinnen, wird von ersterem eine Matritze abgenommen, indem man weiches Papier auf die Satzform legt, darüber eine Schicht Kleister streicht, und darauf wieder ein Blatt Fließpapier breitet. Mit Bürsten wird dann darauf geklopft, damit sich die Masse an die Typen anschmiegt, das Typenbild sich klar abdrückt, die Bunzen (Vertiefungen neben dem Letternbilde) tief zu liegen kommen, während das Bild hervorragt. Die Prodezur kann nach öfterem Hinzufügen neuer Bogen Papier und Kleister mehrmals wiederholt werden. Die Matritze wird dann in einen Rahmen gespannt und in einem besonders dazu konstruirten Ofen einem hohen Hitzegrade ausgesetzt, welcher bewirkt, daß sie trocknet und fest wie Karton erscheint, auf dem man die vertieften Buchstaben sehr deutlich sehen kann. Gebogen und in eine halbrunde Gußform gelegt, dient sie dieser als Basis beim Ausgießen mit Stereotypmetall. Zwei Stereotypen zusammen ergeben einen vollständigen Ring, acht Stereotypen bedecken die Länge des Plattencylinders, auf den sie solid aufgeschraubt werden.

Eben werden die letzen Platten in die Maschine gebracht, da telephonirt der Redakteur: „Halt, es kommen noch Depeschen." 2 Minuten später wird dem Setzerfaktor ein kleines Manuskript gebracht, das dieser in einige Theile zerschneidet und an ebenso viele Setzer vertheilt. Der Satz ist in einigen Minuten gesetzt, zusammengestellt, wird eiligst abgezogen und korrigirt. Darauf wird er in die Satzseite eingefügt und eine neue Matritze und eine neue Gußform hergestellt. 15 bis 20 Minuten nach dem Eintreffen der erwähnten letzten Depeschen legt die Maschine die ersten Abdrücke in unsere Hände.

Der Vorgang beim Druck ist im Wesentlichen folgender: Man denke sich mehrere Gruppen von Walzen und Cylindern horizontal, theils neben-, theils übereinander gelagert, sämmtlich in rotirender Bewegung. Das „endlose" Rollenpapier wird von einer Welle zur andern gezogen und empfängt nacheinander Feuchtung, Druck, Widerdruck, wird zerschnitten und gefalzt.

An dem einen Ende der Rotationsmaschine dreht sich eine Rolle Papier von etwa einem Meter Durchmesser, wie sie die Leser gewiß schon auf den Rollwagen der Spediteure durch die Straßen haben fahren sehen. Das Papier wickelt sich selbstthätig ab und wird zunächst zwischen mehreren mit Filz bekleideten Walzenpaaren hindurchgeführt. Die Walzen haben hohle eiserne Spindeln als Kern, welche durchlöchert sind, um den hineingeleiteten Dampf durchzulassen und so den Filzbezug anzufeuchten. Von diesen Walzen empfängt das Papier von oben und unten die Feuchtigkeit, wodurch es geschmeidiger und zugleich zur Aufnahme des Druckes empfänglicher wird. Während das Papier gefeuchtet wird, bereitet sich die Farbe ebenfalls vor, ihre Mission zu erfüllen. Durch ein Pumpwerk wird die Druckerschwärze in trogartige Behälter von der Länge

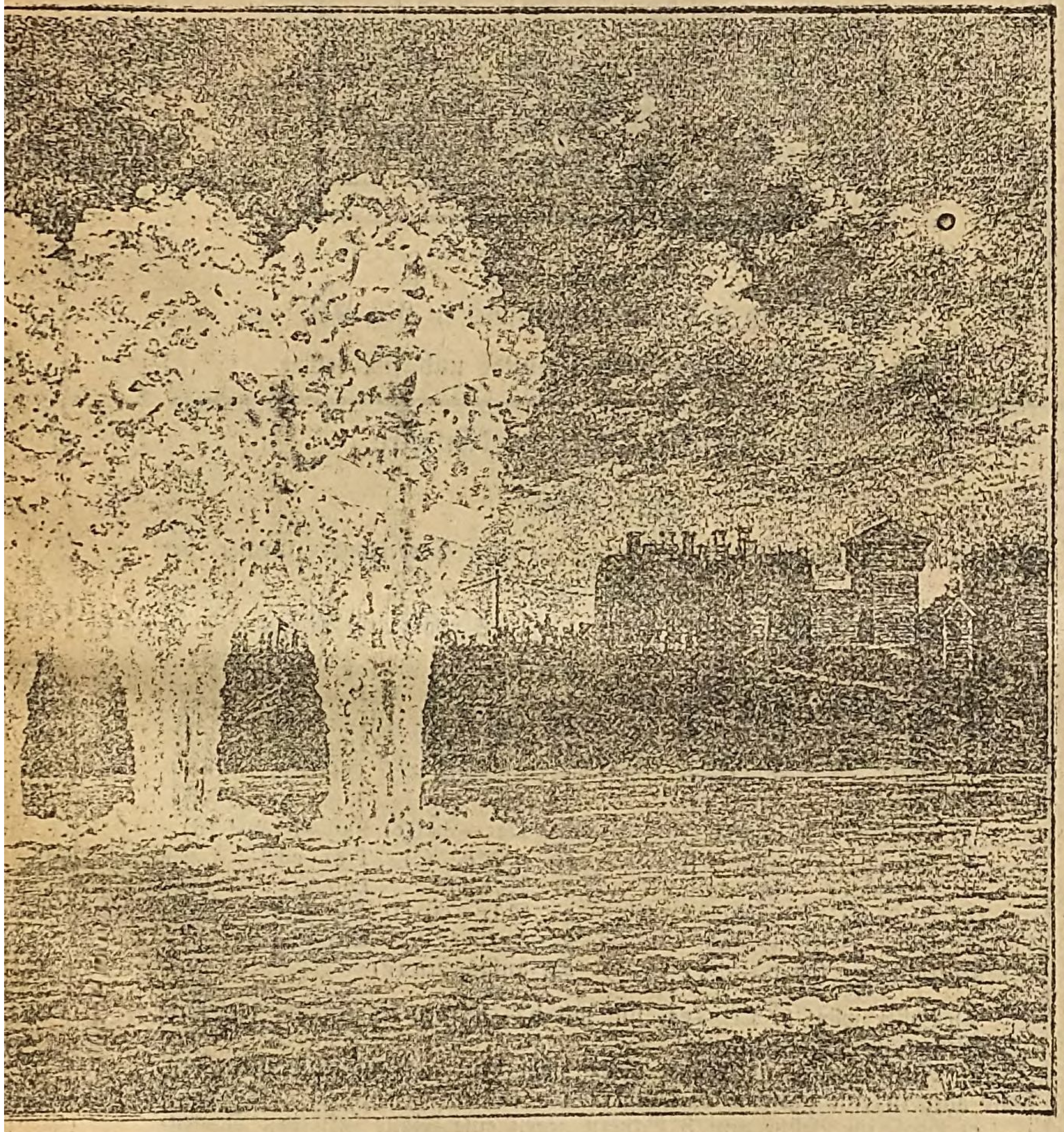


der Walzen gehoben. Von diesem Vorrath leckt die erste Farbwalze, sich drehend, fortgesetzt Farbe ab, überträgt sie auf eine sich ebenfalls drehende zweite, diese auf eine dritte und vierte und so weiter, bis die Farbe fein und gleichmäßig verrieben den rotirenden Plattencylinder erreicht. Dieser ist mit den vorerwähnten runden Stereotypplatten bekleidet. Die Erhabenheiten der Platte berühren die Farbwalze und empfangen auf diese Weise Druckerschwärze. Das gefeuchtete Papier hat sich inzwischen genähert, läuft über den ersten Druckcylinder, welcher dicht am ersten Plattencylinder gelagert ist, jener drückt das Papier an den eingeschwärzten Plattencylinder, und so entsteht der Druck der Vorderseite, Schöndruck genannt. 8förmig sich weiter schlängelt, legt sich das Papier alsbald um den zweiten Druckcylinder, der es an den zweiten eingeschwärzten Plattencylinder drückt zur Empfangnahme des rückseitigen Drucks, „Widerdruck" genannt. Auf seinem fernerem Wege gelangt das Papier zwischen 2 Schneidecylinder, welche den Zweck erfüllen, das „endlose" Papier in Bogen zu zerschneiden. Der eine der beiden Cylinder enthält der Länge nach ein sägeartig gezahntes Messer, während der andere eine Nut (Vertiefung) aufweist. Indem das Messer nun zur rechten Zeit in die Nut einschlägt, durchlocht (perforirt) es das dazwischenlaufende bedruckte Papier, welches sodann auf den Reißwalzen auseinander gezerrt, somit in Bogen getheilt wird. Unterhalb dieser Stelle in der Maschine ist eine Vorrichtung zum Falzen der Bogen

angebracht. Ein mechanisches Zählwerk mit Zifferblatt zeigt fortwährend, wie viel fertig gefalzte Exemplare bis zur Sekunde die Maschine verlassen haben; jedes volle halbe oder ganze Hundert wird durch ein Läutewerk gemeldet. In fabelhafter Schnelligkeit thürmen sich die fertigen Exemplare.

Auf dem Hofe der Druckerei warten bereits die Boten und Fuhrwerke, um die durch die Post abonnirten Exemplare zum Postzeitungsamt zu fahren. Auf der Post werden sie von den Beamten sofort nach den Bestimmungsorten abgetheilt und verpackt, wenn die Zeitung die Pakete nicht bereits gepackt zur Post liefert. Schon stehen die Postwagen bereit, um nach den verschiedenen Zügen abzufahren, mit denen sie befördert werden. Von der Druckerei wandern inzwischen tausende von Exemplaren nach den über die ganze Stadt vertheilten Zeitungsablagen ab.

Das ist das Bild unserer modernen Zeitungsindustrie zugleich ein Bild unserer Zeit.



Die Wasserminen in der Newa.

(Siehe Abbildung.)

Czar Nicolaus II. hat die Hoffnungen, welche die Russen sowohl als auch die ganze gebildete Welt auf ihn gesetzt hatten, voll und ganz erfüllt. Er ist ein milder und gerechter Herrscher im wahren Sinne des Wortes, der mit Klugheit auf den Moment wartet, wo er seinem Volke die Freiheit geben kann, die es wünscht; denn ein verständiger Monarch kann die Russen nicht eine abendländische Freiheit gewähren, weil das Volk erst zur Freiheit erzogen werden muß. Nichts ist für ein Volk so gefährlich, als der schnelle Uebergang von Tyrannei zur uneingeschränkten Freiheit, nichts stachelt die Leidenschaften so an, nichts kann furchtbarere Verwüstungen hervorbringen. Die französische Revolution ist dafür ein sprechendes Beispiel und die Freiheit, den das Jahr 1789 den Franzosen gebracht hat, war mit dem Blute unschuldig Dahingemordeter getränkt. Dafür versucht es der Czar, wirthschaftlich die Lage der russischen Unterthanen zu heben, und hat bereits ein Riesenwerk in Angriff genommen. Die Hauptstadt Rußlands, Petersburg, liegt nicht am Meere, und die Newa, die sich unweit von Petersburg ins Meer ergießt, ist nicht tief genug, um Schiffen die Einfahrt zu gestatten. Der Czar hat daher beschlossen, das Bett der Newa so tief auszuhöhlen, daß es den Seeschiffen möglich wäre, bis mitten in die Stadt Petersburg zu fahren, das heißt, aus der Hauptstadt eine Hafenstadt zu machen, was für die wirthschaftliche Lage der Stadt von größter Bedeutung wäre. Zu diesem Behufe werden in der Newa Sprengungen in großartigem Stile vorgenommen. Das Flußbett wird nach dem Plane der Ingenieure mittels Dynamit gesprengt. Die Bohrlöcher, die am Grunde des Flusses gemacht werden, sind knapp nebeneinander, damit durch die Gewalt der Explosion die Felsstücke zermalmt werden, und es möglich erscheint, daß die einzelnen Steine vom Strome selbst ins Meer gebracht werden. In unserer Illustration geben wir ein Bild von den Sprengungen in der Newa. Durch die Gewalt des Dynamits werden die Wassermassen in die Höhe getrieben, so daß sie wie ein Springbrunnen aussehen, und die Bewohner von Petersburg verfolgen diese Sprengungen mit dem größten Interesse, denn das Schauspiel, das sie bieten, ist wirklich ein pittoreskes.

Wochen-Plaudereien.

XI.

Erst hieß es, daß in dem neuen Variets-Theater im Guldengarten kein Clown (sprich Klaun) auftreten darf, weil man das Einschleppen der Klau'nseuche verhindern will, dann wurde wieder davon gemunkelt, daß der Kaninchen-Zuchtverein großartige Lieferungen für das Heer erhalten hat, weil jetzt beim Militär die warme Abendkost eingeführt wird, und dann wußten wieder die Leute davon zu erzählen, daß ein Mitglied des Turnerbund „Jahn" mit einem Mitgliede des Turn-Vereines bei helllichtem Tage über den Neupfarrplatz Arm in Arm gewandert ist, und schließlich entpuppte sich das ganze „Man sagt" als ein müssiges „on dit", dem ebenso wenig Glauben beizumessen ist, wie der Nachricht, daß der Magistrat zwei Wärmestuben errichten, drei Suppen-Anstalten in's Leben rufen und die Gemeindeumlagen abschaffen will. Nichts als Gerede, nichts als schillernde Seifenblasen, die, kaum als sie an Farbenpracht gewonnen haben, in Nichts zerplatzen!

Zu einem hiesigen Rechtsanwalte, der sich nicht nur in der Stadt, sondern auch auf dem Lande eines besonderen Rufes erfreut, kam jüngst ein Bauernknecht und trug dem schneidigen Vertheidiger folgendes Anliegen vor:

„Der Jaga hat mi verklagt wegen Wilddieberei."

„So—? Dann erzählen Sie mir einmal die Geschichte."

„Dös war a so: Vor an Monat ging i über's Feld, da liegt a Büchsen am Weg. Wen mag die Flinten gehören, hab i mir denkt, und bin ganga."

„Gut, und weiter?"

„Am andern Tag gehn' i wieder vorbei und seh' die Büchs'n no dort. Die Büchs'n verrost' ja, denk i mir, nimmst s' mit und tragst's zum Bürgermeister. War's net recht?"

„Natürlich, Sie sind ein ganz rechtschaffener Mann; das hätte ich an ihrer Stelle auch gethan!"

„Ich geh' also mit der Büchs'n hoam, da seh i Jemands kumma, — Donnerwetter, denk' i, d' Leut könnten bi für an Wilderer halten, dös that no fehlen! na, da versteckst di lieber hinter oan Strauch. Wie i mi versteck hab, kimmt der Jager und redt mi o: Was is denn mit Dir, Seppl, Du treibst ja Wilddieberei! Packt mi, und führt mi zur Schandamerie. Jetzt sagen's, Herr Dokta, is dös Wilddieberei?"

„Nein, das ist keine Wilddieberei," versetzte der Anwalt etwas kälter, „erzählen Sie die Sache nur eben so schön und wahr vor Gericht."

„Dös scho, ob mir's d' Herrn vom Gericht a glauben?"

„Glauben werden Sie es ihnen kaum."

„Schau, dös hab i mir a denkt," entgegnete der Knecht, „es war eben besser, wenn Sie die G'schicht vorbringa thaten."

„Eigentlich will ich mit der Sache nichts zu thun haben, denn ihre Erzählung ist vom Anfang bis zu Ende erlogen."

„Ja, dös mein i a, aber weswegen san S' denn a Vertheidiger?" . . .

In der That, man muthet zuweilen den Herrn Advokaten die sonderbarsten Dinge zu, allein nicht nur den Rechtsanwälten, auch den Herren Aerzten, die zuweilen wahre Wunder wirken sollen und doch nur bei den Patienten Undank ernten.

Der Herr Privatier Wunderlich war schon, wie man zu sagen pflegt, am Abschnappen, ehe als er sich den Luxus eines Arztes gegönnt hat. Und der Arzt nahm sich die redlichste Mühe, den Kranken wieder auf die Beine zu helfen. Endlich war die Krisis — bei dem Patienten — überstanden und der Arzt freute sich selbst, als er die fortschreitende Besserung wahrnehmen konnte.

„Nun also, Herr Wunderlich," redete er den Privatier an, „jetzt geht es ja wieder; Sie haben zwar noch etwas Fieber und geschwollene Füße, allein, daraus mache ich mir gar nichts!"

„Das glaub' ich," versetzte der undankbare Patient, „wenn Sie, Herr Doktor, ein hochgradiges Fieber und geschwollene Füße hätten, ich würde mir auch nichts daraus machen!"

Der Arzt hatte es sicherlich nicht bös gemeint, allein, wo findet selbst das beste und edelste Streben Anerkennung:

„Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n."

Sie kennen doch, verehrte Leser, den Vorstand eines hiesigen Athletenklubs, den stärksten und kräftigsten Menschen von Regensburg? Ich auch. Saß ich da jüngst im großen Neuhaussaale, die Uhr wies, wie immer, auf fünf, und unterhielt mich mit einigen Herren über allerlei Kraftleistungen, wie Heben, Stemmen, Ringen u. s. w. Die Rede kam auch auf unseren unübertrefflichen Athleten, dem — wenigstens in Regensburg — Niemand an Stärke gleichkommt.

„Dem widerspreche ich," ließ sich ein neidischer Zuhörer vernehmen, „allen Respekt vor unserem Riesen, aber — ich bitte, lesen Sie doch hier in der Zeitung, da steht es schwarz auf weiß: „Hoffmann's Stärke — erhältlich in allen besseren Colonialwaarenhandlungen — ist unübertrefflich! . . ."

-t.

Humoristisches.

(Ein neuer Kniff.) Student: „Jetzt läutet's schon wieder. Heute ist der Erste, da heißt es vorsichtig sein — (durch's Schlüsselloch sehend) ah, der Geldbriefträger — — (öffnet die Thüre) Element — mein Schneider hat sich als Briefträger verkleidet!"

(Schreckliche Insel.) Reisender: „. . . Und dann kammen wir zu einer blühenden Insel, die herrenlos sein soll."

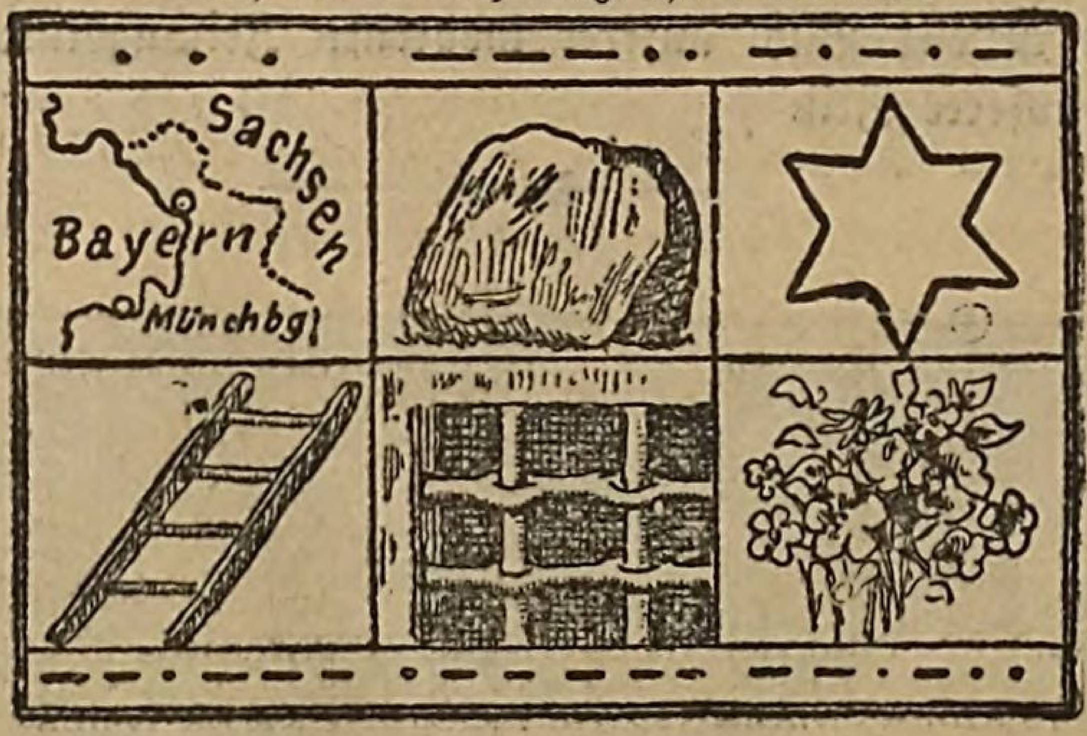
Backfisch: „Herrenlos? Ach, daß muß eine schreckliche Insel, sein!"

(Gaunerhumor.) Gendarm (zu einem Vorgeladenen): Sie können jetzt nicht hinein, der Herr Untersuchungsrichter will gerade einen Diebstahl vornehmen! — Ah, pardon, da will ich nicht stören!

(Zeitgemäße Annonce.) Eine kleine Kücheneinrichtung, ganz neu, wird gegen ein Pneumatik-Fahrrad zu vertauschen gesucht

Telegraphenrebus.

Es ist herauszufinden, ob die geltenden Buchstaben durch die Punkte oder durch die Striche bezeichnet werden.)



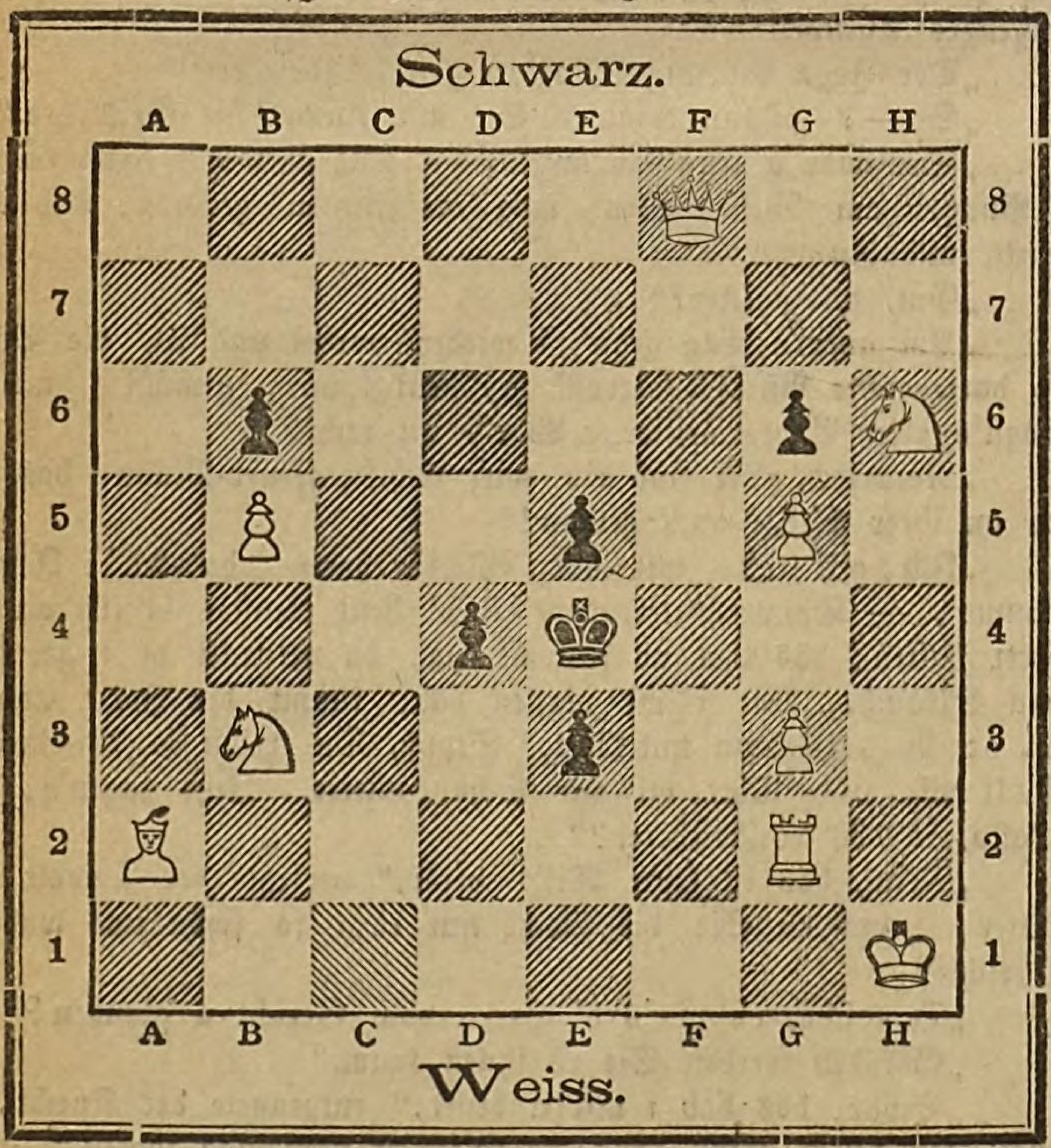
Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 78.

In der Noth erkennt man Freunde und sich selber.

Schachzeitung № 281.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von M. Feigl in Wien.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 277 von Traxler.

1. Lh7—f5 / L×S, Ke5—f4 2. Dd1—f3 / Beliebig. Df3×e3, e4‡

1. . . . . . . / c5—c4 2. Dd1—d4 + / K×D 3. Sh4—f3‡

1. . . . . . . / Lg5—f4 2. Sh4—f3+ / K×Lf5 3. Dd1—d3‡

1. . . . . . . / Beliebig. 2. Sh4—g6+ / Beliebig. 3. Dd1—d3, d5, d7, g4‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von Jos. Frank R. Kern, B. H.—, Gg. Schmaderer, Gustav Schmidt, L. Schönhuber, J. Schuler und R. Weiß.

Interessante Schachkämpfe.

Mittelgambit.

Gespielt als Corresponzpartie im internationalen Correspondenzturnier der „Monde illustre."

Weiß: H. Conrel:		Schwarz: G. Mayer:	
1. e2—e4	e7—e5	13. Lc4×b5	a6×b5
2. d2—d4	e5×d4	14. Da4×b5	Dd8—c7
3. Dd1×d4	Sb8—c6	15. Lg5×f6	Lg7×f6
4. Dd4—e3	g7—g6	16. Sc3—d5	Dc7—d8
5. Sb1—c3	Lf8—g7	17. Sd5×f6	Dd8×f6
6. Lc1—d2	Sg8—f6	18. Db5×c5	Lc8—b7
7. o—o—o	o—o	19. Dc5—d4 (c)	Sa5—b3+ ! (d)
8. Lf1—c4 (a)	Sc6—a5	20. c2×b3 (c)	Tf8—c8+
9. De3—c5?	b7—b6	21. Kc1—b1	Df6×f2!
10. Dc5—b4	c7—c5	22. Dd4—d3 (f)	Df2×g2
11. Db4—a4	a7—a6	23. Sg1—f3	Lb7—a6
12. Ld2—g5 (b)	b6—b5	24. aufgegeben (g)	

a) Besser wäre 8. Lf1—e2, um mit h2—h4 den Angriff auf die feindliche Rochadestellung einzuleiten.

b) Mit 12. Sc3—d5 könnte Weiß zwar den Figurenverlust vermeiden, käme aber in eine schlechte Stellung.

c) Weiß im Besitze von 3 Bauern gegen eine Figur sucht den Damentausch zu erzwingen wird aber arg enttäuscht.

d) Ein schönes, völlig correctes Opfer, das durch den 21. Zug begründet ist.

e) Falls 20. a2×b3 folgt Ta8—a1+ mit Damengewinn.

f) Auf 22. Dd4×f2 folgt Lb7×e4+, 23. Df2—c2 (Kb1—a1, Ta8×a2+, 24. Ka1×a2, Tc8—a8‡) Tc8×c2 und gewinnt.

g) Auf 24. Dd3—e3, Dg2—c2+, 25. Kb1—a1, La6—e2 mit der Drohung Ta8×a2+.

Endspiel.

Eine kürzlich in Wien gespielte Partie ergab folgende Stellung:

Weiß: Kg2, Da7, Ta5, d1, Sb3, Ba2, b6. c5, f2, g3, h3.
Schwarz: Kc8, Dc3, Te8, h8, Sd7, Ld8, Bb7, c6, f7, g6, h5.

Weiß setzte in 5 Zügen mat wie folgt:

1. Da7—a8+	Sd7—b8	3. Da8×b7+	Kc8×b7
2. Td1×d8+	Te8×d8	4. Ta5—a7+	Kb7—c8
		5. Ta7—c7‡	

Auf 2. Td1×d8+, Kc8×d8 würde folgen: 3. Da8—b8+, Kd8—d7 4. Db8—d6 mit 5. Ta5—a8.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Sonntag Nachittags im separirten sog. Weinzimmer** und **Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer.** — Schachfreunde als Gäste stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: K. Placht in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 80. Montag, den 22. November. 1897

3) # Der Schuß in's Auge.

Eine amerikanische Erzählung.

Hinch hatte alle Mühe, seine teuflische Freude nicht laut werden zu lassen; es war ihm aber auch trefflich gelungen, nicht allein, daß er nun seine Rache ungestraft an Jac Long ausüben konnte, durch jenen Urtheilsspruch glaubte er sogar sein Gewissen von allem Verbrechen befreit. Er hatte ja nicht allein gehandelt, sondern that nur, was viele thaten. Sonderbar! So viele Leute ziehen es vor, in Compagnie zur Hölle zu fahren, weil ihnen der Muth dazu fehlt, die Reise allein zu unternehmen.

Jack hatte allen bisherigen Verfolgungen und Quälereien die größte Gleichgiltigkeit entgegengesetzt und sich blos damit begnügt, Alles zu vermeiden, was ihn mit den Regulatoren in Berührung bringen konnte. Er lag der Jagd mehr ob als je, nichts ahnend von der traurigen Berühmtheit, die er seither erlangt hatte; es kam ihm wohl hier und da Einiges zu Ohren, allein er hielt es nicht für so gefährlich. Daß Hinch ihm grollte, weil er es ihm im Schießen zuvor gethan, schien ihm ganz natürlich; aber einen solchen Grad von Bosheit zu fassen, wäre sein unverdorbenes Herz nie fähig gewesen. Es lag ihm nur daran, daß seine Frau nichts davon erfahren möchte, damit ihr Friede nicht gestört würde; das Uebrige kümmerte ihn wenig.

Am dritten Abende nach jenem bekannten „Meeting" kam er wie gewöhnlich von der Jagd nach Hause. Nachdem er seine Jagdgeräthe bei Seite geschafft und sich an einem einfachen Mahle, das ihm seine liebliche Hauswirthin bereitet, erquickt hatte, legte er sich auf eine Büffelhaut nieder und fing an sich mit seinen zwei kleinen rothwangigen Buben herumzubalgen; diese ergötzten sich denn auch nach Herzenslust, indem sie bald seine Beine, bald seine Arme als Reitpferd ausersahen. Plötzlich wurde das Spiel unterbrochen, weil die Mutter etwas Wasser brauchte; schnell wie der Blitz war Jack auf den Beinen, erfaßte das Gefäß und eilte der Quelle zu, um Wasser zu holen, während ihm seine Kleinen mit unzufriedenen Blicken nachsahen. In der Eile hatte er vergessen seine Flinte umzuhängen, ohne welche er nie auszugehen pflegte. Das Wasser war geschöpft und Jack verfolgte seinen Weg auf dem schmalen Fußpfade, der von der Quelle zu seiner Behausung führte, als er plötzlich einen leichten Druck auf seiner Schulter verspürte. Er sah auf und hatte gerade noch Zeit zu erkennen, daß er in ein Netz verwickelt war, das man von den Bäumen herab über ihn geworfen, als eine Anzahl Männer mit wildem Geschrei auf ihn losstürzte, unter denen Hinch mit gewaltiger Stimme schrie: „Reißt ihn nieder! nieder! nieder!" Denn er fürchtete sich, so lange dieser Koloß noch aufrecht stand. Jack machte eine verzweifelte Anstrengung, sich seiner Bande zu entledigen, aber vergebens! Die Bewegung seiner Arme war ihm gänzlich versagt. Aber eben so vergeblich war die Anstrengung der sechs Männer, welche die Enden des Netzes hielten, ihn niederzureißen; er zog sie alle sechs mit sich fort bis vor seine Wohnung. Da erhielt er mit einem Flintenkolben einen so gewaltigen Schlag auf dem Kopf, daß er besinnungslos zur Erde sank; das Letzte, was er noch wahrnehmen konnte, war das schreckensbleiche Antlitz seines unglücklichen Weibes und das Jammergeschrei seiner armen Kleinen.

Als er wieder zur Besinnung kam, fand er sich an einen Baum festgebunden, unweit von ihm Hinch mit einem knotigen Stricke in der Hand und zu dessen Füßen seine jammernde Gattin, ihn um Gnade und Mitleid anflehend; ringsum war ein Kreis mit Flinten bewaffneter Männer. Mit einem Blicke hatte er Alles durchschaut, und bei dem Gedanken seiner Ohnmacht, hier nicht helfen zu können, durchlief ein kalter Schauer seinen riesigen Körper, wie wenn die mächtige Eiche erbebt und sich spaltet vom Blitze getroffen. Er gab jedoch keinen Laut von sich, sondern maß, während die Geißel, von Hinch's Händen geführt, seinen Rücken zerfleischte, alle Umstehenden mit kaltem Blicke. Aber welch ein Blick war dies! Sie erbebten vor demselben und suchten sich Einer hinter dem Anderen zu verbergen. Er schien sich alle diese Gesichtszüge tief einprägen zu wollen, um sie am Tage der Rache wieder zu erkennen. Der Anblick dieses Mannes war wirklich schrecklich! Seine kalte Ruhe, seine starre Unbeweglichkeit, während der wüthendste Schmerz ihn von Innen und Außen zerfleischte, waren zu unnatürlich, als daß er nicht Jeden mit eisigem Grausen erfüllt hätte, dessen selbst die Unmenschen sich nicht erwehren konnten. Und dann vollends diese Augen! Einer oder der Andere glaubte diesen forschenden Blicken entgangen zu sein! Doch vergebens! Er hatte sie alle Zehn mit unauslöschlichen Buchstaben in sein Gedächtniß eingegraben.

Werfen wir einen Schleier über diese Gräuelscene. Es genüge zu wissen, daß sie ihn geißelten bis er die Besinnung verlor; dann ließen sie ihn liegen und bedeuteten seiner Frau, daß wenn er binnen zehn Tagen das Land nicht verlasse, man ihn am ersten besten Baume aufhängen würde.

Am bezeichneten Tage verließ Jack die Grafschaft, um sich nach Arkansas zu begeben, wo der Vater seiner Frau wohnte, und bald war der ganze Vorfall in Shelby vergessen, weil sich dergleichen Scenen oft wiederholten.

Ungefähr vier Monate darnach kam ich mit einem meiner Freunde dort hin, um das Land zu sehen und das Vergnügen der Jagd, wozu diese Gegend so geeignet ist, zu genießen. Wiesen, Wälder und Flüsse sind dort gleichsam zur Jagd eingerichtet, sowie sie nicht minder geeignet sind, das verschiedenartigste Wild anzuziehen. Kurz, dieses Land kann das Paradies des Jägers genannt werden. Glücklicherweise erinnerte sich mein Freund eines früheren Bekannten, eines reichen Pflanzers, der seine Heimath verlassen und sich in dieser Grafschaft angesiedelt hatte; wir erkundigten uns nach ihm und hatten die Freude ihn bald aufzufinden. Was man nun auch über die Bewohner von Texas sagen mag, gastfreundlich sind sie im höchsten Grade. Wir wurden freundlich empfangen; Pferde, Flinten, Hunde, Alles was zur Jagd gehört, selbst die Zeit unseres Wirthes wurde mit der größten Bereitwilligkeit zu unserer Verfügung gestellt, und einige Tage darauf hatten wir Gelegenheit, uns an eine große Jagdpartie anzuschließen. Es galt diesesmal den Hirsch zu jagen. Bekanntlich werden bei dieser Jagd die Jäger sehr zerstreut, denn nur die Knechte und Hunde dringen in das Gehölz ein, um das Thier aufzuschrecken, während die Jäger an der äußersten Grenze desselben oft Stunden Wegs von einander aufgestellt werden, um dem aufgescheuchten Wilde aufzulauern; und so kommt es, daß man sich oft erst spät am Abende wieder zusammenfindet. So erging es uns damals. Wir waren am frühen Morgen ausgezogen, hatten eine sehr glückliche Jagd gehabt und fanden uns erst am Abende in der Wohnung des Pflanzers wieder zusammen. Alle — ausgenommen mein Freund Henry und ein Mann Names Stones, ein Nachbar des Pflanzers, der an der Jagd Theil genommen hatte. Da wir aber einen schrecklichen Appetit mitgebracht hatten, so setzten wir uns ungesäumt zu Tische, in der Hoffnung, daß sie

bald nachkommen würden. Gegen Ende der Mahlzeit kam in der That Henry, sonst ein munterer Geselle, erschöpft und abgespannt nach Hause, und sich eiligst an unseren Wirth wendend, sagte er:

„Ist es Sitte in Ihrem Lande, daß man die Narren mit geladenen Flinten herumlaufen läßt?"

„Nicht mehr als in jedem anderen," versetzte dieser; „allein was schwatzen Sie denn da von Narren? Sie scheinen ganz aufgeregt."

„Und nicht ohne Ursache; denn ich habe genug gesehen, um den Vorwitz zu verlieren."

„Was gibts? Was ist zu thun?" rief sogleich Jeder von uns.

„Je nun! wenn ich nicht den alten Harry*) selbst gesehen habe, so war es ein Gespenst oder ein Narr; welches von diesen dreien fällt mir schwer zu bestimmen."

„Wie? Wo?"

Henry warf sich auf einen Stuhl, wischte sich den Schweiß von der Stirne und fuhr fort:

„Sie wissen, daß, als Stones und ich uns heute Morgen von Ihnen trennten, wir den Weg nach der östlichen Seite des Waldes einschlugen. Stones begleitete mich an meinen Posten und verließ mich alsdann, um sich an den seinigen zu begeben. Ich sah ihn seitdem nicht wieder. Kaum war er fort, so kam ein Hirsch; ich legte an, schoß und verwundete ihn; worauf ich mich sogleich auf mein Pferd schwang, ihn zu verfolgen; er war aber nicht so stark verletzt als ich glaubte, denn er führte mich mit schnellen Schritten immer tiefer in den Wald hinein. Da kam mir auf einmal der Gedanke, daß es nicht rathsam sei, ihn weiter zu verfolgen, weil ich mich leicht in den Irrgewinden dieses Urwaldes verlieren könne; allein dieser heilsame Gedanke kam schon zu spät. Ich irrte fast den ganzen Tag umher, bis ich endlich ein Wagengeleise entdeckte, das meinen schon gesunkenen Muth wieder belebte, denn ich dachte, es müsse mich doch zu irgend einem Ausgange führen. Ich ritt nun mit zur Erde gesenkten Augen den Weg entlang, in der Hoffnung, auch noch die Spuren von Eueren Pferden zu entdecken, als eine plötzliche Bewegung meines Pferdes mich zwang, den Blick in die Höhe zu richten, und beim heiligen Georg! was ich erblickte, wäre geeignet gewesen, ein ganzes Regiment Cavallerie in die Flucht zu schlagen.

„An der linken Seite des Weges stand ein riesenmäßiges Skelett mit einem Thierfelle bekleidet und eine große schwere Flinte in der Hand, die geradezu auf mich angelegt war. Im Augenblicke, wo ich nach meiner Flinte greifen wollte, begegnete ich dem Blicke dieses Mannes. Aber welch ein Blick war das! Nie werde ich den kalten übernatürlichen Ausdruck desselben vergessen! Ein eigenthümliches Feuer spricht aus diesen tief in ihren Höhlen liegenden Augen; sie schienen sich nie geschlossen zu haben. Nachdem sie einige Minuten forschend auf mir geruht hatten, warf das Gespenst mürrisch seine Flinte auf die Schulter zurück, drehte sich um, und ungeduldig mit der einen Hand in den in's Graue spielenden Bart fahrend, verlor es sich im Dickicht des Waldes.

„Als ich mich von meiner ersten Betäubung etwas erholt hatte, schickte ich mich an ihn zu verfolgen, indem ich ihm zurief, Rede zu stehen; allein das rührte ihn gar nicht, denn er drehte nicht einmal den Kopf um, und bald entschwand er gänzlich meinen Blicken."

„Haben Sie seine Füße betrachtet?" rief einer der Jäger. „Ich glaube es war der alte . . . ."

„Lassen Sie ihre Vermuthungen und hören Sie mich an. Ich verfolgte seine Spur, ungefähr eine Stunde lang, als ich auf einmal an eine Wiese kam, die ich zu erkennen glaubte. Ich hielt an, um mich zu orientieren, als plötzlich ein Pferd ohne Reiter hinter mir zum Walde heraus kam und im Galopp über die Wiese hinflog, als habe es auch den Teufel gesehen."

„Von welcher Farbe war es?" riefen Alle wie mit einer Stimme.

„Es war zu weit von mir entfernt, als daß ich es genau unterscheiden konnte; doch glaube ich, daß es von der Farbe des meinigen war."

„Stones ritt ein ähnliches Pferd," murmelten Alle bestürzt, indem sie ängstlich einander ansahen.

„Ja", sagte der Squire, unser Wirth, indem er sich erhob und langsam gegen das Fenster schritt, „Stones ritt dasselbe Pferd wie Sie, es ist ihm wahrscheinlich entlaufen und darum kommt er so spät. Aber ich begreife nicht, wie das zugegangen sein mag, denn das Thier war sehr sanft und gut abgerichtet."

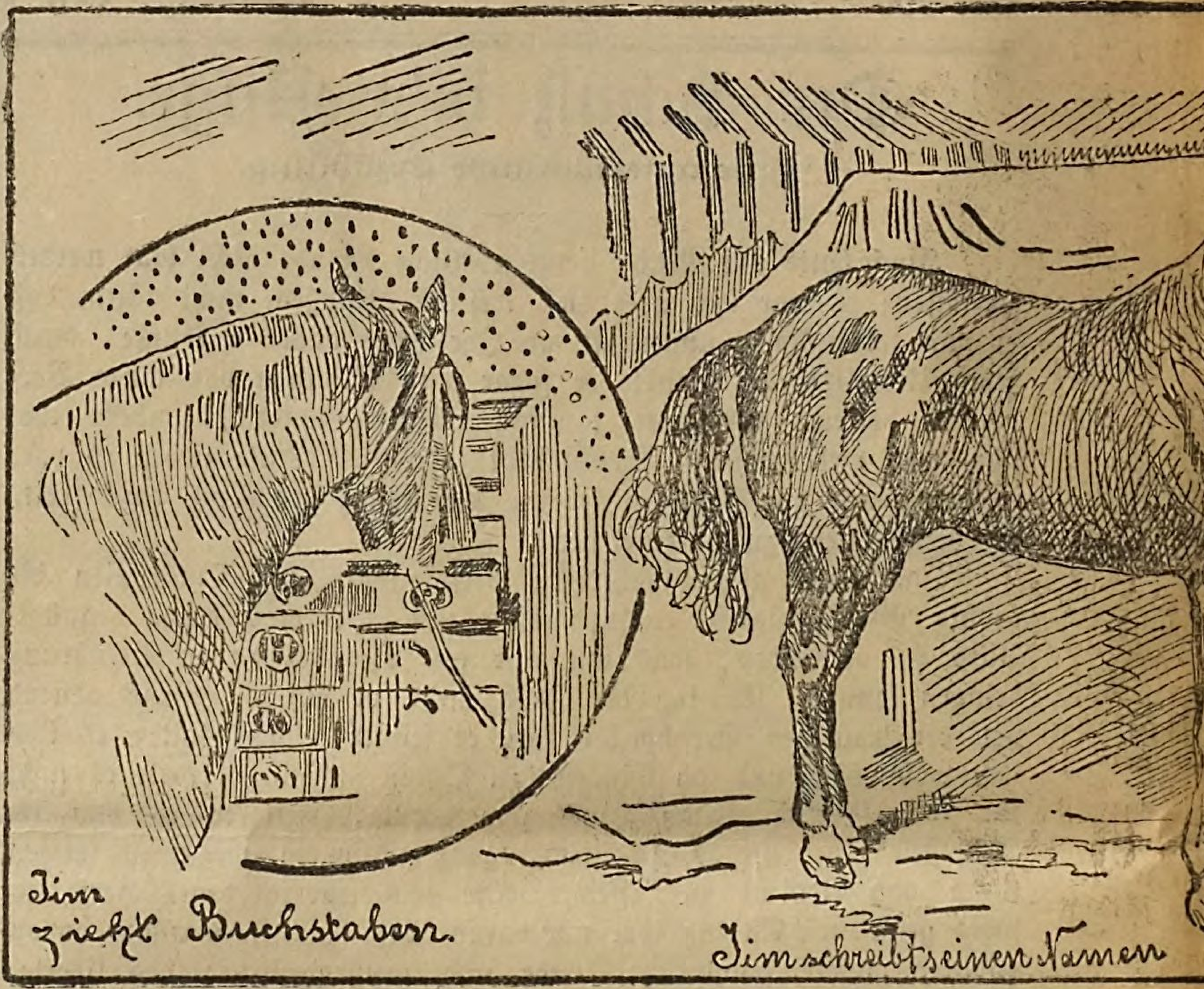
*) Der Teufel.

„Da ist etwas Schlimmes daran," bemerkte einer der Gäste. „Hingen die Zügel zur Erde, Herr Henry?"

„Ich kann es nicht sagen; es war zu weit entfernt. Ich folgte seiner Spur und so kam ich hierher, wo ich Stones zu finden hoffte."

„Nein, Stones wohnt auf der anderen Seite," sagte der Squire. „Den Weg, wo Sie das Wagengeleise entdeckt haben, habe ich machen lassen, um die gefällten Bäume fortzuschaffen. Ihr Gespenst, wie Sie es zu nennen belieben, scheint mir ein Narr zu sein, der sich nicht in den besten Absichten in dieser Gegend herumtreibt. Haben Sie keinen Schuß gehört?"

„Ich glaube, ja; ungefähr eine Stunde nachdem ich diesen Mann, oder Teufel, wie man will, verlassen hatte. Aber der Schall war so schwach und so weit entfernt, daß ich nicht weiter Acht darauf gab, indem ich glaubte, daß es einer unserer Jäger gewesen sein könnte."



Einer der Knechte unterbrach hier den Erzähler und sagte, daß er deutlich einen Schuß gehört habe von der Gegend her, wo Stones aufgestellt gewesen sei; allein er habe es ebenfalls nicht beachtet. Man fing allmählig an sich, über dieses vorgebliche Gespenst lustig zu machen, indem man behauptete, Henry halte uns zum Besten. Alle diese Männer waren so sehr an die Jagdabenteuer gewöhnt, als daß die Besorgnisse, welche ihnen Stones' Abwesenheit anfangs eingeflößt hatte, von langer Dauer hätten sein können.

Während man darüber sprach, hörte man den Hufschlag eines Pferdes, was mit einem freudigen „Hallo!" begrüßt wurde. Der Squire erhob sich eiligst und ging hinaus; kam aber gleich darauf, bleich und entstellt wieder herein.

„Tom Dix (ein Nachbar Stones') meldet so eben, daß dessen Pferd ohne Reiter heimgekehrt sei, mit einem großen Blutflecken an dem Sattelknopfe. Freunde! Glaubet mir, Stones ist umgebracht worden! Ich habe es gleich anfangs schon gedacht."

Alle erhoben sich bei diesen Worten; Jeder sah starr und bleich den Anderen an. (Fortsetzung folgt.)

Ein Wunder an Dressur.

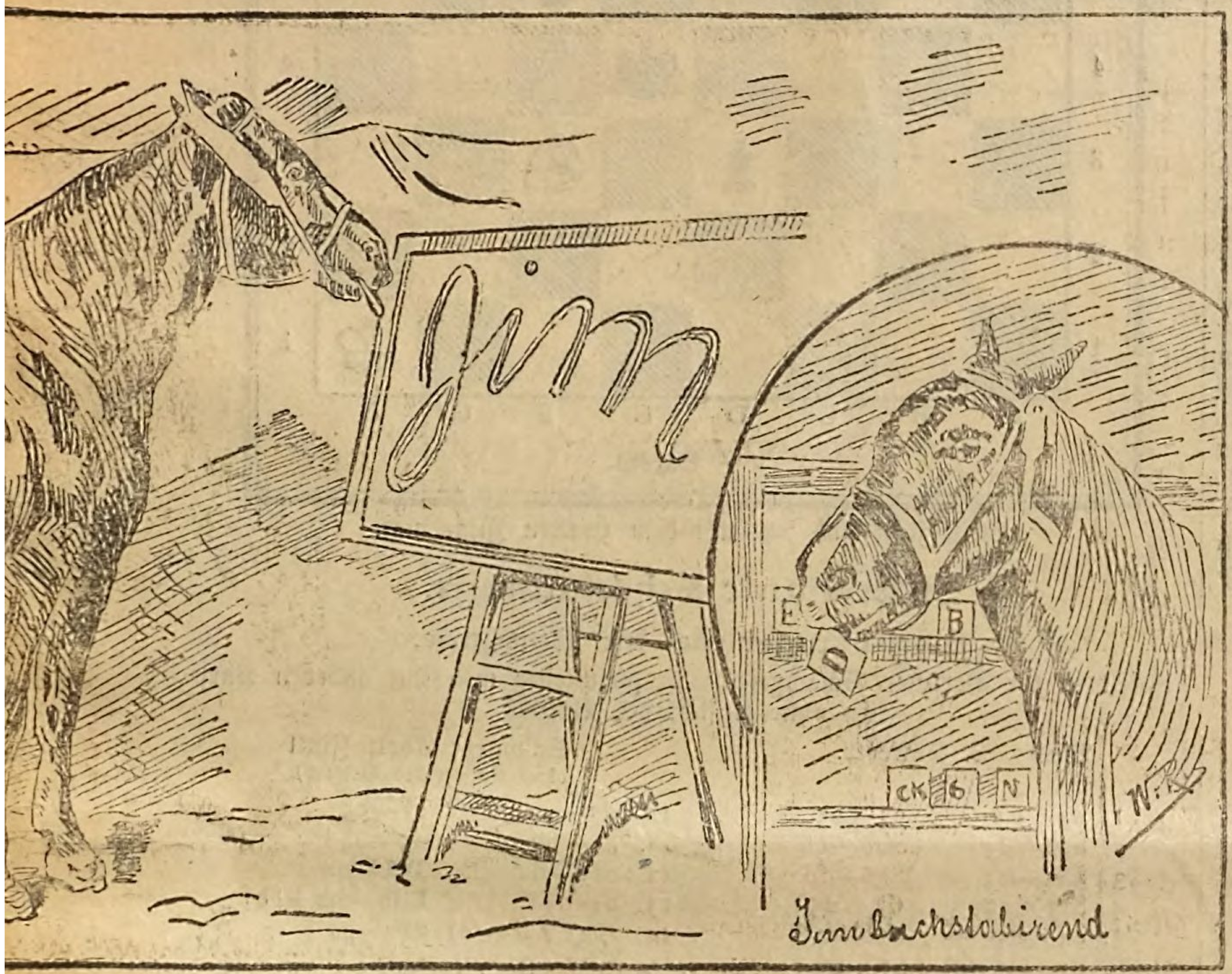
(Siehe Abbildung.)

In Amerika produzirt sich gegenwärtig Mr. Key, ein Dresseur, mit seinem Pferde Jim, das, was Intelligenz anbelagt, Alles übertrifft, was man bisher von einem „Rosse" erwarten durfte und konnte. Jim ist fähig, das bekannte „roßdumm" ad absurdum zu führen und die alten gestrengen Herren Lehrer würden selber staunen, ebenso wie die einstigen Buben, daß ein „Roß" nun wirklich ganz leicht die „Multiplikatin oder Division" begreife, wie damals schon die Herren Lehrer den begriffsstützigen Buben beschämend prophezeiten.

Nun zu unserem phänomenalen Pferde. In Jim's Hülle steckt wörtlich ein Stück Menschenverstand. Jim schreibt seinen Namen auf eine Schultafel, rechnet, liest und buchstabirt, läutet selbst nach dem Stallpagen, wenn er ihn wünscht, wechselt verschiedene Geld-

sorten untereinander, telephonirt und spielt auf einer Drehorgel. Zu alledem ist Jim ein kleines unscheinbares Thier, ein hübscher Braun, der nur den Vortheil einer richtigen und sorgfältigen Erziehung genossen hat.

Bei seinen Produktionen kommt Jim gravitätisch auf den Ruf einer Glocke und macht mit vieler Würde vorerst eine Verbeugung vor dem Publikum. Er sieht nach seinem Lehrer Mr. Key, der ihm ganz ruhig sagt: „Jim, nimm diese Messingglocke fort und bringe dafür eine solche von Silber.“ Jim nimmt die Glocke, stellt sie auf eine Kommode, öffnet eine Lade und holt daraus nach längerem Suchen unter verschiedenen Gegenständen eine silberne Glocke, an deren Statt er die Messingglocke hineinstellt. Hiezu bedarf es keiner Aufmunterung oder weiteren Leitung; all' das vollzieht sich mit einer Ruhe und Selbstverständlichkeit, die Jedermann in Erstaunen setzen muß. „Nun sage den Herrschaften Deinen Namen,“ spricht wieder M. Key. Jim geht zu einem Gestelle, in dem der Reihe



nach Buchstaben stehen und entnimmt der Menge ein J, ein I und ein M, welche Buchstaben er zu Füßen seines Herrn legt.

„Ist Mac Kinley Präsident?“ fragt weiter der Dresseur. Jim nickt mit dem Kopfe und bringt auf Verlangen wieder all die Buchstaben aus dem Gestelle, die diesen Namen bilden. Jim betheuert auf eine Frage auch, daß er Demokrat wäre. Nun aber folgt wahrhaft Außerordentliches! Jim stellt aus den Buchstaben gegebene Namen zusammen, wobei er nicht einen Fehler macht. Als ihm der Name Low (Bürgermeister-Kandidat für New-York) aufgegeben wird, und das W zum Schlusse nicht mehr vorhanden ist, da sucht Jim nun auch unter den bereits zusammengelegten Worten und entnimmt diesen W, das er mit sichtlichem Triumphe nun anschließt. Es kommt aber noch schöner! Jim versteht auch zu addiren, zu subtrahiren, zu multipliziren 2c. und stellt wieder die Totalsummen aus den einzelnen vorliegenden Ziffern zusammen. Es wird im nun eine Zweidollarnote hingelegt und ihm bedeutet, er solle den Rest zurückgeben, nachdem er ein Dollar und 22 Cents bezahlt habe. Jim geht zur Geldlade und entnimmt derselben 78 Cent, die er ruhig hinlegt.

Nun tönt die Glocke des Telephons. Jim begibt sich an dasselbe, indem er ein kurzes energisches Zeichen mit der Kurbel gibt. Dann nähert er seine Lippen dem Sprechtrichter und scheint zu sprechen, während der Dresseur mit ernster Miene auf der anderen Seite der Wand die Schallbecher an die Ohren hält. Zum Schlusse schreibt Jim mit einer Kreide seinen Namen auf eine Schultafel. Bei diesen Produktionen, schreibt die New-Yorker „World“, der wir diese Darstellung entnehmen, weiß man nicht, worüber man sich mehr wundern soll; über die wirklich außerordentliche Gelehrigkeit des Thieres, oder über den Scharfsinn und die Geduld des Lehrers, der solche Resultate mit einem Thiere zu Stande brachte, dessen Haltung bezüglich der Intelligenz durchaus nicht die höchste Stufe in der Thierwelt einnimmt.

Wochen-Plaudereien.

XI.

In unserem modernen Zeitalter ist nichts von langer Dauer. Berühmte Staatsmänner überleben sich so schnell, wie die gesuchtesten Modeartikel; epochemachende Erfindungen, die heute das Volk in Erstaunen setzen, werden morgen als werthlos erklärt; sensationelle Bühnenwerke, bei deren Aufführung die Menge in Entzücken geräth, wandern alsbald in die Rumpelkammer und hervorragende Kunstwerke, welche die herrliche Gottesnatur in verklärtem Lichte darstellen werden mitleidig belächelt.

Fort mit der unverdaulichen Kost, die den Magen verdirbt, fort mit den süßen Liedern, die das Gemüth verzärteln, hinweg mit dem Idealismus, der die Menschen zu hehrem Streben begeistert Der Realismus, die nackte, brutale Wirklichkeit hat allein nur eine Existenzberechtigung!

Wandeln wir die richtigen Wege? Die Anhänger der modernen Weltanschauung sagen „nein!“ Betrachten wir einmal die Menschen, wie sie auf der Straße gehen. Ein Gelehrter hat es einmal versucht, den Charakter des Menschen nach seiner Gangart zu bestimmen: „Sage mir, wie Du gehst, und ich sage Dir, wer Du bist.“ Und was war die Schlußfolgerung? Daß die meisten Erdenkinder zu „Leisetretern“ gehören. Bei einem Uebergange über den nichtgepflasterten Straßenkörper tänzeln auch thatsächlich die Passanten herum, als ob sie einen Eiertanz aufführen wollten. Warum soll man aber den Koth, der einmal aus der Welt und unseren Straßen nicht auszumerzen ist, ausweichen? Da sind doch unsere Realisten viel praktischere Leute! Sie patschen festen, behäbigen Schrittes in den Morast hinein, daß sie darin schier versinken können, und beschwichtigen und trösten sich damit, daß dem Reinen alles rein sei.

Lassen wir die Welt im Schmutze waten und tänzeln wir lieber auf derselben herum, und sei's auf einem Katharinen-Kränzchen.

Die Chinesen geh'n zwar heute noch von der Anschauung aus, daß der Tanz eine nutzlose Anstrengung, eine freiwillige Tollheit sei, allein, was gehen uns die Ansichten eines unkultivirten Volkes an? Wie viele Menschen — um nur eine praktische Seite des Tanzes zu erwähnen — haben sich nicht schon in einem Ballsaale getroffen und dieses Zusammentreffen durch einen ewigen Bund besiegelt? Wie vielen jungen Mädchen und Männern wurde nicht bei den rhytmischen Wogen eines Walzers, bei den elektrisirenden Klängen einer Polka usw. der Kopf verdreht?

Mein Freund, der Name thut nichts zur Sache, ist seit einigen Tagen wie ausgewechselt. Während er sonst die Zeitungen von vorne an zu lesen begann, vertieft er sich jetzt in den rückwärtigen Theil derselben, schneidet diverse Annoncen heraus und notirt sich allerlei Chiffren; während er sonst, wie ein ausgehungerter Droschkengaul, bei Appetit war, schmeckt ihm der beste Bissen nicht mehr; während er früher kaum aus seinen vier Wänden herauszubringen war, will es ihn zu Hause nicht mehr leiden.

Verehrte Leser! haben Sie Mitleid mit dem bedauernswerthen Manne: Er ist auf der Suche nach einer Braut! Was hat er nicht schon für Geld ausgegeben — Rudolf Mosse und Haasenstein und Vogler wissen davon zu erzählen — was hat er nicht schon den Heirathsvermittlern für Versprechungen gemacht — Alles umsonst! Vielleicht tragen diese wenigen Zeilen dazu bei (Damen mit über 100,000 Mark Vermögen erhalten den Vorzug) den heirathslustigen Mann „an den Mann“ zu bringen.

„Warum — so wird man fragen — pressirt es denn auf einmal dem freien Manne, sich den goldenen Fesseln zu überantworten?“ Die Antwort ist leicht zu finden. Kürzlich hat der Abgeordnete X. im Landtage ausgeführt, daß ihm jede Steuer, seinethalben eine Junggesellensteuer lieber sei, als eine Fahrradsteuer, und seit dieser Zeit hat mein Freund vor der Junggesellensteuer einen Wind, einen Respekt, wie der Magistrat vor einem Gewitter (weil sich dabei Elektrizität entladet), wie die Straubinger Militärkapelle vor einem Konzerte in Regensburg, wie die „Narragonia“ vor Langeweile und ein Treiber vor einem Sonntagsjäger. Müssen denn die Junggesellen partout um jeden Preis besteuert werden? Könnte man nicht mit ebensoviel Recht auch die flotten Jungfrauen, sagen wir zur Deckung der Kosten einer Flotte heranziehen?

In anderen Ländern hat man sich seitens der Herren Finanzminister — die in Auffindung neuer Einnahmsquellen sehr bewandert sein sollen — mit der Frage beschäftigt, ob es nicht zweckmäßig wäre, eine Schönheitssteuer einzuführen. Das wäre auch so Etwas für unsere Gemeindevertretung. Da ließe sich Geld, viel

Geld herausschlagen! Sie glauben es nicht? Ich will mit einem Beweise aufwarten:

Dieser Tage langte am hiesigen Postamte ein Brief ein, der zwar eine sehr schmeichelhafte, aber desto unvollständigere Adresse trug:

„An Fräulein Marie, das schönste Mädchen in Regensburg."

Und was that der galante Briefträger? Er setzt sich hin und versah den Brief mit folgendem Vormerk:

„Adressatin nicht auffindbar, weil es in Regensburg lauter schöne Damen gibt." -t.

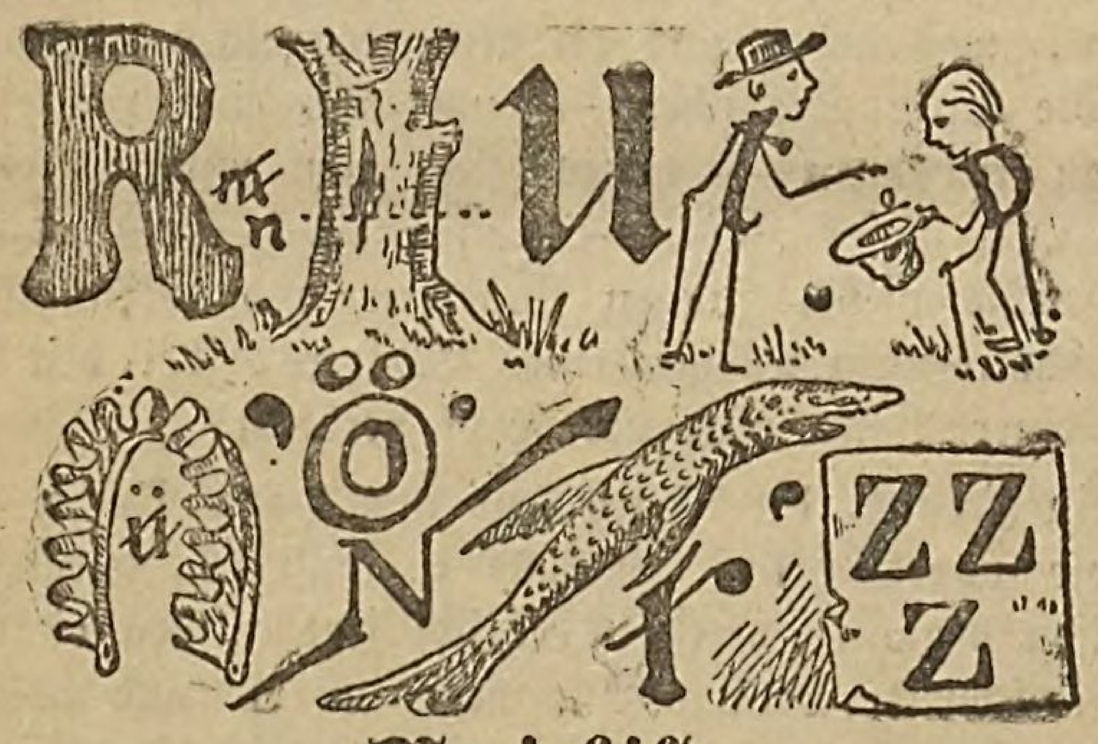
Literarisches.

* **Kalender für das Jahr 1898.** Aus dem Verlage von Rudolf Abt in München sind uns folgende Kalender zugegangen: „Herz-Jesu-Kalender", „Lourdes-Kalender", „Münchener Marienkalender", und „Armen-Seelen-Kalender". Preis pro Exemplar 50 Pfg. Die Kalender zeichnen sich durch reichen Bilderschmuck und guten Text aus.

„Mode und Haus." Illustriertes Universalblatt für die Famile. 13. Jahrgang, Nr. 19. Berlin, W. Steglitzerstraße 11. Verlag von „Mode und Haus". Preis mit Colorit 1 M. 25 Pfg. vierteljährlich.

Conditorei-Lexicon. Das Conditorei-Lexicon, welches Herr Otto Bierbaum herausgibt, soll ein erschöpfendes und zugleich auch ein praktisches, übersichtliches Sammelwerk der gesammten Conditorei und verwandten Gewerbe schaffen. Es soll in 7941 Artikeln Alles, was das moderne Conditoreigewerbe an Kenntnissen, Rathschlägen, Rezepten &c. erfordert, in alphabetischer Reihenfolge enthalten. Das Werk ist das Resultat einer mehr als vierzigjährigen Sammelarbeit im praktischen Berufsleben und in der in- wie ausländischen Fachliteratur. In einem alphabetisch angelegten Anhang von gegen 400 Rezepten aus der alten Conditorei (vom 16. Jahrhundert an) werden sehr interessante Proben früheren Geschmackes gegeben, die auch heute noch mit Nutzen praktisch verwendbar sind. Das Conditorei-Lexicon wird aber auch Anfängern und Nichtfachleuten in Folge seiner knappen Darstellung, also auch unseren Hausfrauen willkommen sein. Es erscheint in der „Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt" in 25 Lieferungen und zwar regelmäßig alle 14 Tage ein Heft à 40 Pfg., so daß die Anschaffung Jedermann auf das leichteste ermöglicht ist.

Bilderräthsel.



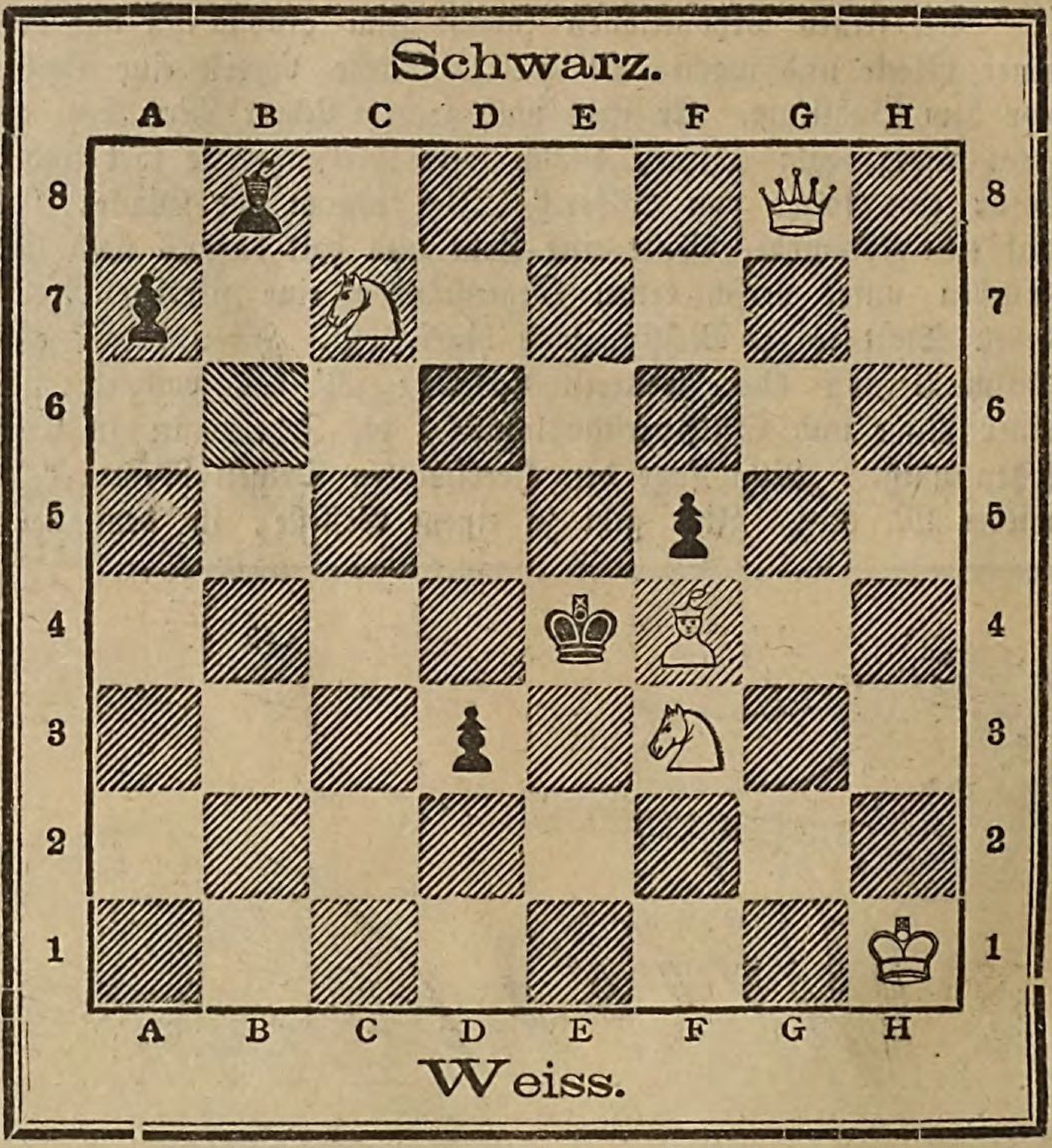
Vexirbild.



Schachzeitung № 282.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von R. Dütschke in Glogau.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Zweispringerspiel im Nachzuge,

espielt in der Berliner Schachgesellschaft gleichzeitig mit fünf anderen Partien ohne Ansicht des Brettes.

Weiß: W. Fütterer. — Schwarz: Adolf Zinkl (ohne Ansicht des Brettes).

Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
1. e2—e4	e7—e5	10 .d3—c4	c7—c5
2. Sg1—f3	Sb8—c6	11. a2—a3	e5—e4!
3. Lf1—c4	Sg8—f6	12. Sf3—d2	Tf8—e8
4. Sf3×g5	d7—d5	13. o—o	Ld6—h2+! b)
5. e4×d5	Sc6—a5	14. Kg1×h2 (c)	Sf6—g4+
6. d2—d3 (a)	h7—h6 ?	15. Kh2—g3 (d)	Dd8—d6+
7. Sg5×f3	Lf8—d6	16. f2—f4 (e)	e4×f3+
8. c2—c3	o—o	17. Kg3—f3	Te8—e3‡
9. b2—b4 ?	Sa5×c4		

a) Das ist nicht gut; Weiß sollte 6. Lc4—b5+, c7—c6, 7. d5+c6, b7+c6, 8. Lb5—c2 spielen.

b) Ein elegantes Opfer, dessen tadellose Korrectheit dem jugendlichen Blindspieler alle Ehre macht.

c) Auf 14. Kg1—h1 würde Schwarz auch nach Sg4 und Dh4 ein siegreiches Spiel erhalten.

d) Auf 15. Kh2—g1 folgt Dd8—h4.

e) Der einzige Zug; auf 16. Kh3 oder h4 folgt Dd6—h2. ‡

Die ganze Partie ist für eine Blindpartie eine glänzende Leistung.

Aus der Schachwelt.

Der vielen unserer Leser persönlich wie besonders durch seine „Sammlung geistreicher Schachpartien" wohl bekannte kgl. Oberbahnamts-Secretär Ludwig Bachmann in Augsburg spielte am 9. ds. Mts. im dortigen Clublokal ein Simultanspiel gegen 19 Gegner. Während eines dreistündigen Kampfes besiegte er 13 Gegner glänzend, verlor 4 Partien und machte 2 remis. — Der Match Janovski—Walbrodt hat am 3. November seinen Anfang genommen und wurde die erste Partie remis, die zweite gewann Walbrodt, die dritte war wieder remis und in der vierten siegte Walbrodt. Stand: übrigens jetzt Walbrodt 3 —, Janovski 3 —.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 278 von Frau Baird.

1. Tc1—d1 / Beliebig. 2. S., S., L.‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von Jos. Frank, Georg Geisel, R. Kern, B. H.—, Gg. Schmaderer, Gustav Schmidt, L. Schönhuber, F. Schuler und R. Weiß.

Lösung des Abstrichräthsels in Nr. 78.

Eifersucht macht blind.

Auflösung des Telegraphenräthsels in Nr. 79:

Hofintriguen.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: K. Placht in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt

zum Regensburger Anzeiger

Nr. 82. Montag, den 29. November. 1897

5) ## Der Schuß in's Auge.

Eine amerikanische Erzählung.

(Schluß.)

Ein anderer Regulator, Namens Garnet, der es jeden Morgen vor Sonnenaufgang wagte, frische Luft zu schöpfen, öffnete eines Tages zur gewöhnlichen Stunde seine Hausthüre und rieb sich die Angen, um ben Schlaf daraus zu vertreiben, der ihm auch plötzlich entschwand, als er mit einem Male den fürchterlichen Rächer unfern seines Hauses erblickte! Jack legte an, wartete aber noch eine Sekunde, bis ihn sein Opfer erkannt habe; Garnet sah ihn wohl. Es war sein letzter Blick! . . . Jack erzählte seitdem einem seiner Freunde, daß er nie einen dieser Männer erschossen habe, ohne sich vorher zu versichern, daß sie ihn gesehen und vollkommen erkannt hätten.

Alle waren nun tot, ausgenommen Hinch und die zwei Jüngsten der Bande, Williams und Davis. Die beiden letzteren bekamen die Erlaubniß zu fliehen; sei es nun, daß seine Rache in etwas gesättigt war, oder daß diese zwei, bei der grausamen Behandlnng, die ihm widerfuhr und die er nun so schrecklich bestrafte, sich menschlicher gegen ihn benahmen, als die Anderen. Möglich auch, daß er sie übersah, um seine ganze Aufmerksamkeit auf Hinch allein zu beschränken.

Genug; der Eine wie der Andere hatten so geheim als möglich Alles verkauft und sich eines Nachts davon gemacht. Hinch wurde durch dieses Verfahren Jacks, der ihn bis zuletzt aufsparte, wirklich auf das Grausamste, auf das Berechnendste gemartert. Er war also verurtheilt alle Werkzeuge seines Verbrechens um sich her fallen zu sehen, in der sicheren Voraussetzung, daß er dadurch zehnmal den Todesstoß erhalte; denn jedes Mal mußte er sich fragen: „Wann komme ich an die Reihe?“ Und war er dann endlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß er wohl der Letzte sein möchte, wie schrecklich war es für ihn, zu sehen, daß der Kreis, in dem er sich bewegte, immer enger und enger wurde? Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben starke kräftige Männer waren von dieser mörderischen Flinte getroffen; und Alle! Alle! traf der Schuß ins Auge! Großer Gott! Wie gräßlich hell ward es in seinem Innern durch diese tägliche qualvolle Todesangst! Und der Gedanke: „auch mir ist ein Schuß ins Auge bestimmt,“ marterte ihn Tag und Nacht.

Hinch war seit dem Tode Rekos ganz darniedergeschmettert. Man hätte nie glauben sollen, daß der Blick, der Gang, sogar die Stimme dieses Menschen so demüthig werden könnten, als sie nun waren. Der elende Mörder zitterte bei dem geringsten Geräusch; seine eigene Einbildungskraft mit den erwachten Gewissensbissen ward ihm zur Hölle. Er hatte seit Wochen seine Wohnung nicht verlassen. Da erfuhr er plötzlich die Flucht von Williams und Davis, und ein neuer Hoffnungsstern begann ihm zu leuchten. Er verschaffte sich ein gutes Pferd und entfloh bei einer äußerst finstern Nacht nach dem rothen Flusse. Die Jäger bedauerten sehr, daß es ihm gelungen war, denn sie hatten gehofft, daß er seiner gerechten Strafe nicht entgehen werde.

Nach einem äußerst angestrengten Ritt erreichte Hinch ganz erschöpft am frühen Morgen das Ufer des rothen Flusses. Er stieg ab, und nachdem er sich vorsichtig nach allen Seiten umgesehen, streckte er sich ins Gras nieder, um zu warten bis das nächste Dampfschiff käme. Nach Verlauf von zwei Stunden drang wirklich ein angenehmes Rauschen, das ihn die Ankunft desselben verkündete, an sein Ohr. Wie hoch klopfte ihm das Herz! Freiheit, Hoffnung, Leben strömten wieder in dasselbe zurück. Er erhob sich und gab ein Zeichen. Sogleich wurde eine Barke niedergelassen, die ihn holen sollte. Aengstlich und mit klopfendem Herzen sah er den rudernden Matrosen zu, welche eilig dem Lande zusteuerten . . . . Da rauschte es gewaltig in den Gebüschen hinter ihn; schaudernd drehte er sich um . . . Er war da! . . . Die lange Flinte war auf ihn gerichtet! Als die Männer an's Ufer kamen, fanden sie nur noch eine Leiche! Der Schuß hatte ihn in's Auge getroffen! Sie sahen noch wie der Mörder eiligst entfloh.

Jack Long blieb nicht in der Grafschaft Shelby. Nachdem sein Werk vollbracht war, kehrte er nach Arkansas zurück, um seine Frau und Kinder zu holen, welchen Weg er mit ihnen eingeschlagen, hat man nie erfahren können.

Hochzeitsbräuche im Waldviertel.

Eine Hochzeit im Dorfe ist immer ein bedeutendes Ereigniß: besonders dann, wenn es eine „große Bauernhochzeit“ gilt, die als wichtigstes Familienfest gefeiert wird. Auf alle Fälle haben beide Theile darauf zu achten, daß die Standesverschiedenheit zwischen ihnen nicht allzu groß ist. Der Bursche verständigt von seinem Vorhaben seine Eltern; übrigens ist diesen das Liebesverhältniß ihres Sohnes kein Geheimniß geblieben; wie er den Eltern dies beibringt, deutet beiläufig das Vierzeilige an:

I liab' a schöns Dirndel
Und sie hat mi a gern —
Jiaz sag' is mein Vodan
Daß ma heirath'n wern.

Sind die Eltern mit der Heirath des Burschen einverstanden, so begeben sie sich mit dem Sohne an einem Sonntag zu den Brauteltern, wo die Angelegenheit besprochen wird; man einigt sich wegen der „Aus“- oder „Haussteuer“ der Braut und bestimmt den Tag für's „G'wißmachen“, an dem die Heirathsangelegenheit endgiltig geordnet wird. Am nächsten Sonntag kommen die Eltern der Braut mit letzterer ins Elternhaus des Bräutigams, wo sie den Wirthschafts- und Viehbestand in Augenschein nehmen und bei einer kleinen Mahlzeit, wobei der Trunk nicht fehlt, die Verhandlungen mit der Bestimmung des „Ehrentages“ beschließen.

Der Bursche geht mit der Braut zum Pfarrer wegen des kirchlichen Aufgebots; bei dieser Gelegenheit gibt er dem Mädchen ein „Drangeld“, meist einen „Zwieguldna“, wenn nicht gar einen blanken Dukaten. Das Brautpaar wird nun an drei folgenden Sonntagen „auskünd't“ oder „vermeld't“. Beim Bezirksgerichte wird mittlerweile die „Um“- oder „Zuschreibung“ vorgenommen; das heißt, es erfolgt die Uebergabe des Anwesens, respektive des Heirathsgutes, an den Sohn durch protokollarische Aufnahmen; bei diesem Akte sind beide Parteien zur Mitunterzeichnung anwesend.

Nachher begibt sich der Bräutigam entweder allein oder in Begleitung seines Heirathsmannes auf die Wanderung, um die „Freundschaft“ (nächste Verwandte) zur Hochzeit zu laden; der Vetter, der Tauf- und Firmpathe, wo sie vorhanden, Nachbarsleute, auch gute Bekannte aus der Stadt, werden geladen; ebenso ladet die Braut ihre nächsten Verwandten. Das Hochzeitladen besorgt in vielen Gegenden der Heirathsmann allein und heißt deshalb „Bittmann“. Seine Kleidung ist schwarz, festtäglich; der lange dunkle Gehrock fehlt nicht; sein Haupt bedeckt ein schwarzer Hut, der mit einem mächtig großen Strauße künstlicher Blumen und flatternden weißen und

rothen Bändern geschmückt ist; einen solchen Strauß trägt er noch an der linken Brustseite des Rockes und zuweilen ist auch der „Hochzeitsstecken" mit einem Sträußlein geschmückt.

Die Formel, mit welcher der „Bittmann" die Gäste zur Hochzeit ladet, ist in jeder Gegend formell eine andere, wesentlich aber gehen alle auf ein und dasselbe Ziel, nämlich die Gäste möglichst schicksam einzuladen, hinaus. Nachdem der Hochzeitslader zur Thüre eingetreten ist, bleibt er knapp an derselben stehen und grüßt: „Gelobt seist Christus!" Die Hausleute haben ihm mit dem: „In Ewigkeit" gedankt, und er beginnt:

„An schön Gruaß vom Jungherrn Bräut'gam und von der Jungfrau-Braut (werden die Namen genannt), sie hätt'n allzwoa a recht a schön's Gebitt: hiaz schauts Enk so was an! sie woll'n Enk gern zu ihrer Hochzeit hab'n. Des (Ihr) werd's die Bitt eahn (ihnen) nit verwehr'n und 's Gloat (Geleite) eahn geb'n zu Stegen und Wegen, zu Straßen und Gassen ins heilig Gotteshaus. Dort woll'n sie treten in heilig'n Ehestand und sich verbind'n lassen mit Stola und Band, durch die geweihte Priesterhand, daß Niemand lösen kann das Band, als die allmächtige Gotteshand! Der Jungherr Bräutigam hat a eine Taf'l ang'stellt (veranstaltet), da wird's a gute Mahlzeit geben — wie ich mir vorstell', wird's ein tolllustig's Leb'n — d' Musikanten werd'n sicherli' kemma — die werd'n eahnre (ihre) Blasna (Blasinstrumente) und Geigen mitnehma — sie werd'n aufspiel'n ein Tanzl um's ander' — so gut für d' Weiber wie für d' Manner (Männer). Dauern thut die Unterhaltung so lange es g'freut — Euch liebe, brave Hochzeitsleut'!"

Sind auf diese oder ähnliche Weise die Hochzeitsgäste geladen, so hat der Bräutigam das „Angeding" (Hochzeitsmahl) zu bestellen. In den meisten Fällen werden die Hochzeiten im Wirthshause abgehalten. Den Betrag für das Gedeck haben die Gäste aus Eigenem zu bestreiten, nur für den Brautführer und Heirathsmann zahlt der Bräutigam. Bei gewöhnlichen Hochzeiten kommt pro Gedeck (für zwei Personen) 4—6 fl., bei großen Hochzeiten auf 8—12 fl.; ein bestimmtes Quantum Wein ist mitgerechnet; alles Uebrige ist separat zu zahlen. Der Bräutigam bestimmt einen seiner intimsten Kameraden zum „Brautführer" und sieht sich nach zwei Beiständen um; jüngere Burschen werden als „Junggesellen" geladen. Dagegen ladet die Braut ihrerseits die „Kranzl'njungfern" und wählt sich in manchen Gegenden auch eine „Brautmutter".

Die Hochzeiten finden in der Regel an einem Dienstag statt. Einige Tage vorher, meistens am letzten Sonntag vor der Trauung, werden im Hause der Braut der Brautkranz, sowie die Kränze der Kränzljungfern und die Sträuße für die Hochzeitsgäste gebunden; diese Arbeit ist unter der Bezeichnung „Kranzlbinden" bekannt; dabei geht es lustig her und fehlt eine kleine Bewirthung nicht; zum Schluß erhalten die Kranzlbinderinnen von der Braut Krapfen.

Die Braut empfängt oft vor der Trauung knieend den elterlichen Segen und dankt weinend ihren Eltern für alle Wohlthaten; diese rührende Szene ist eine der erhebendsten der ganzen Hochzeit; die Eltern besprengen ihre Tochter mit Weihwasser und wünschen ihre Glück und Segen. Wo der „Auszug" vom Wirthshause aus stattfindet, beglückt der Wirth das Brautpaar mit den Worten: „I wünsch enk Glück und geht's in Gottes Nam'!"



Text siehe Wo

Bei der Trauung wird aus einer geschmückten Flasche dem Brautpaar Wein gereicht, von dem auch der Pfarrer ein Gläschen auf das Wohl des jungen Ehepaares leert; dies wird der „Johannistrunk" genannt. Am Horner Wald wird nach der Kopulation das Brautpaar von sämmtlichen Hochzeitsgästen geküßt. Die Volksmeinung sagt, daß es keine glückliche Ehe sein wird, wenn während des Trauaktes das Licht einer Altarkerze unruhig flackert; auch wird jenes von den Neuvermählten zuerst sterben, welches nach der Kopulation vom Altare weg zuerst nach rücklings blickt.

Eine komische Sitte hat sich im „Fürzieh'n" (Vorziehen) erhalten, sobald der Hochzeitszug die Kirche verläßt. In mehreren Theilen des Zwettler Bezirkes vertreten die Ministranten dem Hochzeitszug an der Kirchthür den Weg und lassen die Leute nicht früher hinaus, bis sie ein hübsches Trinkgeld eingesammelt haben. Anderorts, wie in der Waidhofener Gegend spannen zwei Burschen eine Leine über den Weg, um so den Hochzeitszug anzuhalten; der Bräutigam hat das „Schnurgeld" zu erlegen; gibt er zu wenig, so wird gleich darauf noch einmal „fürgezogen"; diesmal aber zum Spotte mit einem Strohband.

Vor dem Pfarrhofe wird halt gemacht und dem Pfarrer mit Wein aufgewartet (Döllersheim); indessen singt der Brautführer, das ein lustiger Bursche sein muß, eine Anzahl Vierzeilige und schießt mancherorts eine Pistole los; das geleerte Weinglas, das ihm der Wirth, welcher dem Zuge entgegenkam, gereicht, wirft er hoch in die Luft und gibt in verschiedenerlei Späßen seiner Lust Aus-



[W]ochenplauderei.

druck, währenddessen ihm mancherorts die Braut entführt wird, denn das „Brautstehlen" ist vielerorts noch üblich; da hat nachher der Brautführer Mühe, den ihm vertrauten Schatz wieder zurückzuerlangen, was ihm einige Flaschen Wein kostet.

Unter Singen und Jauchzen geht es in's Wirthshaus. In den Nachmittagsstunden setzen sich die Gäste zur Hochzeitstafel zusammen, wo nicht nur fleißig gegessen und getrunken, sondern auch allerlei Späße getrieben und humoristische Trinksprüche zum Besten gegeben werden; gewöhnlich ist der Heirathsmann oder sonst ein älterer Hochzeitsgast ein Hauptspaßvogel, der mit seinem Sarkasmus keinen der Gäste verschont und auf jedem ein Spottliedel zu singen weiß. In der heitersten Stimmung währt das Hochzeitsmahl bis in die Abendstunden. Die im Dorfe wohnenden Gäste tragen die Ueberreste von der Hochzeitstafel ihren Angehörigen heim; diese gesammelten Speisen sind unter der Bezeichnung „B'schoad essen" allgemein bekannt; auch gute Bekannte werden in den Abendstunden besucht und ihnen eine Flasche Wein gebracht. Zu bemerken wäre noch eine fast ausnahmslos im Waldviertel vorkommende Sitte, nämlich daß der Bräutigam in ein weißes Jäckchen und ein langes weißes „Fürtuch" gehüllt, nicht bei der Tafel sitzt, sondern die Speisen aufträgt. Die „Maurer" oder „Moastschützen", das sind Schmarotzer, finden sich bei der Mahlzeit zahlreich ein.

Nach der Mahlzeit kommt der Wirth um „die Weisert" (das Tafelgeld); auch die Musikanten, welche die Tafelmusik besorgt haben, gehen „weisern", wobei sie viele Späße erzählen. Die Gäste weigern sich aber, das Spielgeld zu zahlen und machen sich über die Musikanten lustig; sehr oft singt ihnen der Bräutigam vor:

„Mei' Hos', die grean (grün)
Is mir z'rissen beim Knean (Knie)

Is mir 's Geld aussag'fall'n —
I kann Spielleut' net zahl'n."

Auf das Brautpaar wird „Gesundheit getrunken"; da sagt der Brautführer: „Gesundheit Brautleut', bis in d' Ewigkeit!" Hierauf beginnt der „Ehrentanz", zu dem der Brautführer die Braut mit der gereimten Ansprache auffordert:

„I bitt die Jungfrau Braut, geziert mit ihrem Kranz,
Mit mir zu machen einen fröhlichen Ehrentanz.
Einen, zwei oder drei, was Ihr guter Wille sei.
Den ersten, um den thät ich selber bitt'n,
Den zweiten kriegt der Bräutigam,
Der Heirathsmann den dritt'n."

Die Braut hat mit allen männlichen Hochzeitsgästen einige Tempo zu tanzen. Es wird von nun ab zumeist getanzt und gesungen; in den Zwischenpausen sorgen die Spaßmacher für diverse Kurzweil. Gegen Mitternacht erscheinen plötzlich ganz merkwürdige Gäste, die unter dem Namen „Maschkerer" bekannt sind; es sind dies maskirte Burschen, zuweilen auch Mädchen, die dem Bräutigam einen Paß vorweisen müssen, in welchem neben allerlei tollem Zeug ihre Herkunft geschrieben steht; sie verlangen nichts anderes, als zu tanzen, was ihnen auch erlaubt wird.

Um Mitternacht wird der Braut das „Kranzl abgetanzt"; nach dem Tanze wird ihr der Brautkranz — oft sehr unsanft — vom Haupte entfernt; sie ist nicht mehr Braut, sondern von nun ab das Eheweib. Bei dieser Scene hört man den Brautführer meist in folgender Weise sprechen:

„Mei liabe Jungfer Braut:
Es därf die nit verdriaß'n,
Dei wunderschön's Kranzerl
Hat hiaz oba müass'n.

Die Braut und der Bräut'gam,
Dö Nam san vorbei.
Der Bräut'gam ist Mann
Und die Braut ist hiaz Wei (b).

Aus is der Jungfrau'nstand,
G'schlossen is 's Eheband,
Fangt's an mit Gottes Nam'
Und halt's brav z'samm'!"

Nach dieser Ansprache übergibt der Brautführer dem Bräutigam sein Weib. Die Hochzeit hat ihr eigentliches Ende erreicht; man geht aber noch nicht auseinander, sondern will sich erst im Gemüthlichen unterhalten. Erst am Morgen oder Vormittag des nächsten Tages lassen sich die Gäste gruppenweise „heimblasen". Große Bauernhochzeiten dauern auch zwei bis drei Tage. Der Abschied der Braut von den Gästen ist besonders herzlich; auch der Bräutigam dankt Allen und mit einem „Pfiat Gott" geht man auseinander.

In den meisten Fällen zieht die Braut nicht gleich in's Haus ihres Mannes, sondern bleibt noch einige Wochen im Hause ihrer Eltern, bis sie sodann ihr Mann mitsammt der Aussteuer holt. Die Wagen mit den Einrichtungsgegenständen, Betten, Wäsche, wirthschaftlichen Geräthschaften u. dgl. sind hochbepackt und heißen „Hußa"- oder „Sussawagen" (aufgehißt). Die junge Frau wird von ihren Eltern ein Stück Weges begleitet und dann Abschied genommen, wobei besonders die weinende Mutter ihrem Kinde noch beherzte Worte auf den Weg mitgibt; dann zieht sie fort, die junge Hausfrau, oft in eine ganz fremde Gegend. Hans Kersohbaum.

Wochen-Plaudereien.

XIII.

Schon in früher Morgenstunde, namentlich an den Samstagen, entwickelt sich auf dem Marktplatze ein geschäftliches Treiben. Da kommen von auswärts, insbesonders von Kareth, Kneiting, Nieder- und Oberwinzer, Lappersdorf, Oppersdorf, Groß- und Kleinprüfening, Sallern, Gallingkofen, Wutzelhofen, Graß, Pentling, Kürn, Schwaighausen 2c. die Marktweiber herbei und schleppen ihre Waare, Eier, Butter, Schmalz, Geflügel u. s. w. auf den Markt.

Die einheimischen Lieferanten erfreuen sich allerdings des Vortheiles, daß ihnen ein bestimmter Stand auf dem Markte zugewiesen ist, während es bei den auswärtigen Händlern heißt: „Wer zuerst kommt, der mahlt am ersten.“ Und so kommt es denn, daß sich unsere verehrten auswärtigen Lieferantinnen nicht zeitlich genug auf dem Marktplatze einfinden können, um einen günstigen Stand zu erobern.

Zuweilen, wenn Rangstreitigkeiten entstehen, wenn zwei Lieferantinnen ein und denselben Platz mit Beschlag belegen wollen, da kommt es allerdings zu recht hitzigen Auseinandersetzungen zwischen den Konkurrentinnen; — sind doch die Damen der Halle in Bezug auf rhetorische Begabung und Schlagfertigkeit weit und breit bekannt, — allein, das Eine muß man ihnen wieder nachsagen: Haben sie sich gegenseitig so recht gründlich die Wahrheit gesagt, ohne sich um Knigge und andere Komplimentirmenschen zu scheren, dann sind sie wieder die besten Freundinnen und lassen auf einander nichts kommen.

Gegen 6 Uhr Morgens beginnt das Auspacken der Waare und das Arrangement derselben. In dieser Hinsicht sind namentlich unsere Oebstlerinnen wahre Meister. Wie reizend, wie zierlich und manierlich verstehen es die „Damen der Halle“, ihre Waare aufzuschlichten, so daß man schon durch den „geschmackvollen“ Aufbau der Obstpyramiden zum Einkaufe verlockt wird. Und wenn die gelben und rothangehauchten Aepfel so recht appetitlich aufgebaut sind, wenn sie sozusagen den Vorübergehenden anlächeln, als ob sie ihm zurufen wollten „Nimm mich mit!“ — dann wird die Kauflust geweckt, und mancher Marktbesucher, der es sich gar nicht vorgenommen hatte, Obsteinkäufe zu besorgen, langt nach seiner Geldbörse und versorgt sich mit dieser oder jener Obstgattung.

Wie viele Abtheilungen unser Markt eigentlich aufweist? Das läßt sich sehr schwer bestimmen und es kommt dabei auch auf die Jahreszeit an. Halten wir ein wenig Umschau und beginnen wir mit dem Geflügelmarkte am Moltkeplatz. Eigentlich gibt es hier keine schroffe Trennung der Viktualien, denn man kann am Geflügelmarkte ebenso Eier, Butter, Schmalz, Gemüse, Obst, Honig usw. erhalten, wie in den anderen Abtheilungen, die sich bis zum Neupfarrplatz ziehen. Und doch weiß jede Hausfrau, woher sie das Wildpret beziehen muß, wo der Krautmarkt aufgeschlagen, wo das Gemüse am billigsten zu haben ist, wo im Herbst die Schwammerln blüh'n und die Blumen aufgestapelt liegen, wo die Spanferkel quiken und der Rahm am besten gedeiht.

Ich weiß nicht, ob das Kienholz, die Kehrbesen, das Zinnkraut und andere geheimnißvolle Sachen auch zu den Viktualien gehören, ob Hagebutten, Vogelfutter, Wachholderbeeren u. s. w. gleichfalls eine Spezialität des Marktes bilden, aber das weiß ich ganz gewiß, daß zumeist sehr betagte Frauen auch allerlei heilsame Kräutlein auf den Markt bringen, die — nämlich die Kräutlein — ihre Wirkung nie versagen.

Ja, die alten Frauen verstehen es meisterlich, heilsame Pflanzen zu sammeln, aus denen man einen wunderbaren Trank bereiten kann. Man kommt auch billiger weg, wenn man sich ein Gemisch von Schlehdornblüthen und Schlüsselblumen oder sonst anderen Kräutern auf dem Markte erwirbt, als wenn man in die Apotheke rennt....

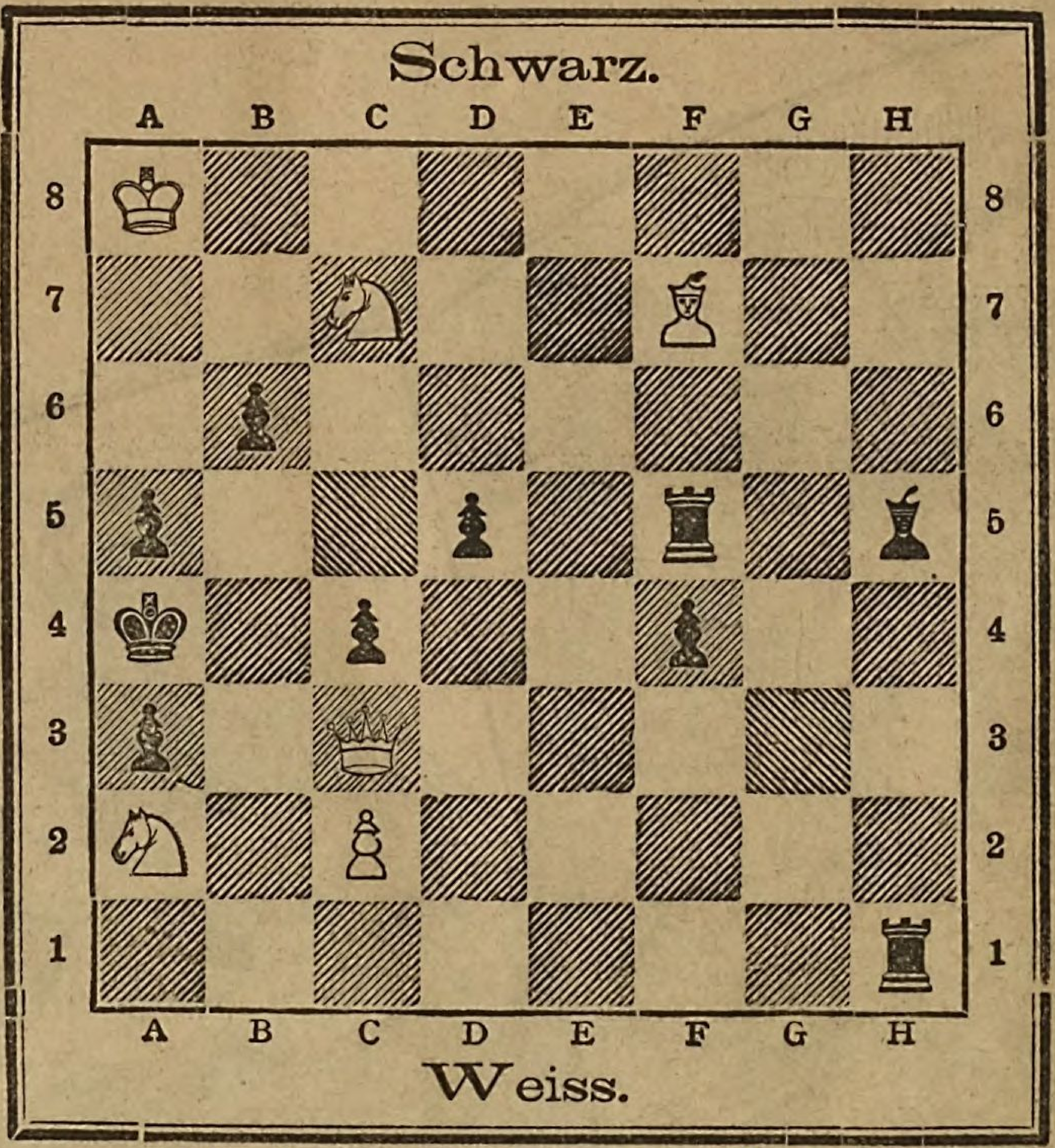
Ich schlenderte auf dem Kartoffelmarkte umher, widmete dem Krautmarkte meine Aufmerksamkeit, sah mich auf dem Besenmarkte um und interessirte mich auch für jene Abtheilung des Marktes, die aus Geschirr und Gefäßen besteht, und lenkte dann nochmals meine Schritte auf den Obstmarkt. Und als ich so für mich hinging und nichts zu suchen mein Sinn war, flötete mir eine süße Stimme entgegen: „Geht Ihnen nichts ab, — schöner Herr!“

Ich war sprachlos. Wer könnte solch einer Sirenenstimme widerstehen? Noch nie fühlte ich mich so stolz, wie am vergangenen Samstag, dem denkwürdigsten Tage meines Lebens. Wie ein schweres mit Obst beladenes Schleppschiff kehrte ich heim. Meine Angehörigen hatten große Augen gemacht, als ich den Vorrath an Obst ausgepackt habe! „Schöner“ Herr . . . . schallte es mir noch lange in den Ohren. Seitdem ich lebe hat mich noch kein Weib so genannt. Und — Ironie des Schicksals! — just dieses Weib, das mir diese Schmeichelei in's Gesicht schleuderte, war ein . . altes Weib! t-.

Schachzeitung № 283.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von V. Cisar in Prag.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Spaniche Partie,

gespielt als Berathungspartie zu Haspings am 1. Sept. 1897.

Weiß: Janowski. Schwarz: Dobell, Mackeson und Watt.

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	e7—e5	24.	Ta1—d1	Dd8—e8
2.	Sg1—f3	Sb8—c6	25.	De6—h3	Ta8—d8
3.	Lf1—b5	Sg8—f6	26.	Dh3—h6	Td8—d7
4.	o—o	Sf6×e4	27.	h2—h3	b7—b5
5.	Tf1—e1	Se4—d6	28.	Td1—d2	Kh8—g8
6.	Sf3×e5	Lf8—e7	29.	e3—e4	De8—e7
7.	Lb5—d3	Sc6×e5	30.	Kg1—h1	De7—c5
8.	Te1×e5	o—o	31.	Lc3—b2	Sg7—h5
9.	Sb1—c3	Le7—f6	32.	Kh1—h2	Td7—c7
10.	Te5—e3 (a)	g7—g6	33.	Ld3—e2	Sh5—f4
11.	b2—b3	Sd6—e8	34.	Le2—g4	Dc5—b4
12.	Lc1—a3	d7—d6	35.	Td2—d4	Db4—e1 (c)
13.	Sc3—d5	Lf6—g5	36.	Td4—d7 (d)	Tc7×d7
14.	f2—f4	Lg5—h6	37.	Lg4×d7	Tf8—f7
15.	La3—b2	Lc8—e6	38.	Ld7—e8	De1×e4
16.	Dd1—f3	c7—c6	39.	Le8×f7+	Kg8×f7
17.	Sd5—c3	d6—d5	40.	Dh6×h7+	Kf7—e8
18.	f4—f5 (b)	d5—d4	41.	Dh7—h8+	Ke8—d7
19.	f5×e6	f7×e6	42	Dh8—d4+	De4×d4
20.	Df3—h3	Lh6×e3+	43.	Lb2×d4	a7—a6
21.	d2×e3	d4×c3	44.	g2—g4	Kd7—e6
22.	Dh3×e6+	Kg8×h8	45.	h3—h4 und Weiß gewann.	
23.	Lb2×c3+	Se8—g7			

a) Es droht nun Ld3×h7+ mit nachfolgendem Dd1—h5!
b) Ein elegantes Angebot der Qualität, um den Angriff festzuhalten.
c) Verlockend, aber verfehlt.
d) Fein gespielt.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 279 von Challenger.

1. Sf7—d8 / Beliebig. 2. S. ‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von David Altnöder (auch Nr. 278), Jos. Frank, Georg Geisel, R. Kern, B. H.—, Gg. Schmaderer, Gustav Schmidt, L. Schönhuber, J. Schuler und R. Weiß.

Lösung des Füllräthsels.

A R I S C H
U N D I N E
G E B E L L
U N R U H E
S O R G E N
T O M A T E

Lösung des Ergänzungsräthsels:

Knoten, Kunstkenner, Stecken, Heringe, Weißbrot.
Noth kennt kein Gebot.

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 81.

Genie schafft Gesetze, Talent befolgt sie.

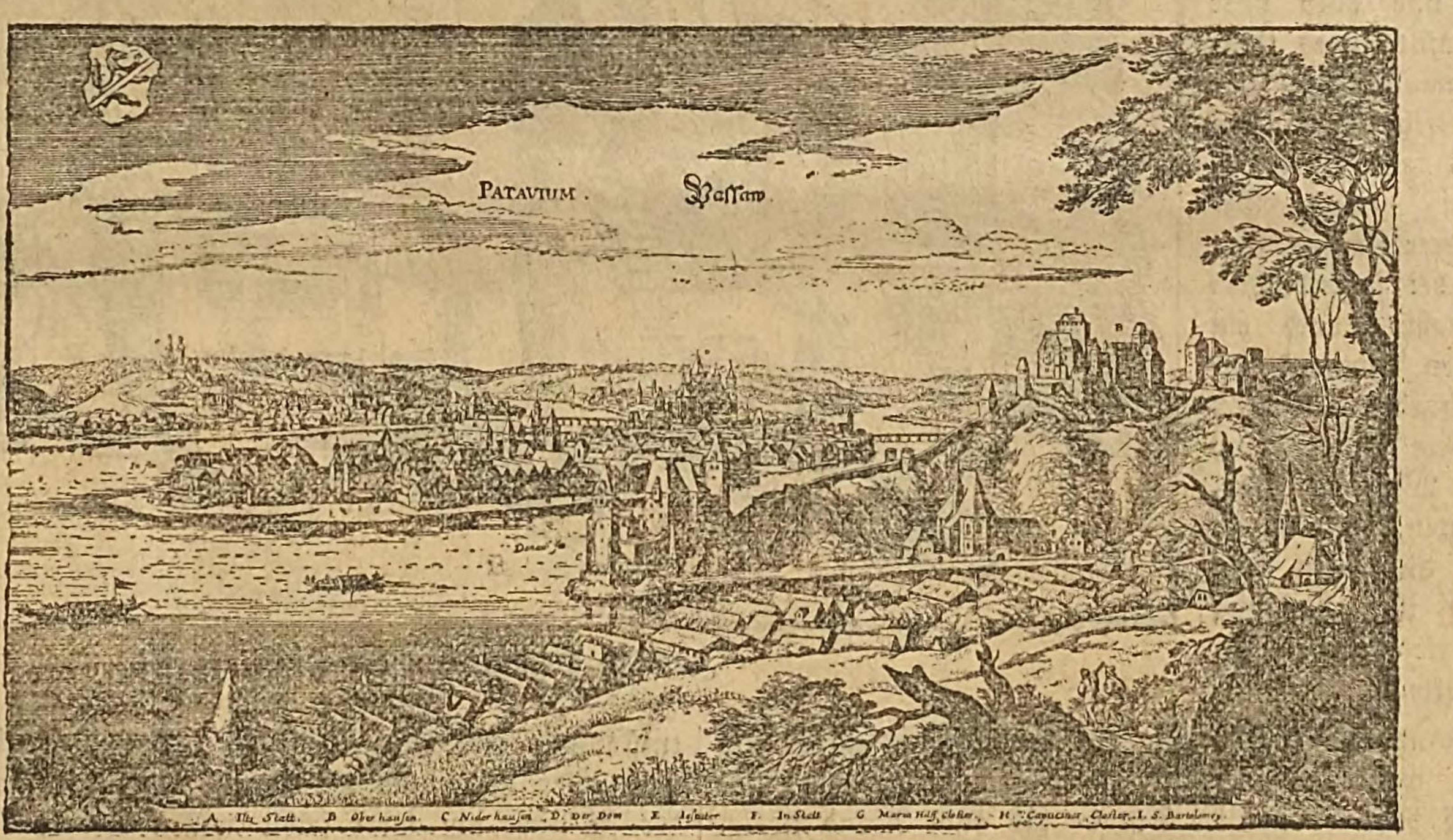
Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: K. Placht in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 84. Montag, den 6. Dezember. 1897

Passau.

Eine der interessantesten durch ihre romantische Lage ausgezeichneten Städte ist die uralte bayerische Grenzstadt Passau, deren reizendes Städtebild vor 200 Jahren aus einem alten seltenen Werke wir unseren verehrlichen Lesern darbieten. Man hat Passau oft mit Koblenz verglichen, das am prächtigen Rheinstrom gelegen und von der Festung Ehrenbreitstein überragt wird. Allein die Lage von Passau ist unvergleichlich reicher an landschaftlicher Schönheit: die auf einer schmalen Landzunge zwischen 2 mächtigen Strömen erbaute langgestreckte Stadt mit den zahlreichen Kirchenthürmen die steilansteigenden Berghöhen mit alten Festungswerken und gegenüber mit einer doppelthürmigen Wallfahrtskirche gekrönt, dazu die 5 Flußufer der Donau, des Inns und der Ilz mit ihren stolzen Brückenbauten, und zudem die Umrahmung der ganzen Umgebung durch prächtige waldgekrönte Berghöhen — das gibt ein eigenartiges reizendes Landschaftsbild, das mit den schönsten Gegenden Europas wetteifern darf.



Außer diesen Naturschönheiten bietet aber die Stadt Passau noch einen großen Reichthum von Sehenswürdigkeiten in seinen zahlreichen staatlichen Kirchen, von denen viele durch den Eifer des verstorbenen Bischofs Heinrich aufs reichste mit Gemälden und kunstreichen Schnitzereien ausgestattet und in wahre Kunstmuseen umgewandelt wurden. Der stattliche Dom und die am Kreuzgang angebauten 4 Kapellen mit interessanten Grabmonumenten, ferner die Pfarrkirchen und Klosterkirchen bieten für den Kunstfreund in baulicher und kunstgeschichtlicher Beziehung viel Interessantes.

Von den weltlichen Gebäuden ist die bischöfliche Residenz, das Rathhaus, mehrere Unterrichtsanstalten u. a. bemerkenswerth. Die Stadt Passau wurde schon von den Römern als befestigtes Lager gegründet und hat als geistliches Fürstbisthum, das im Jahre 1803 aufgehoben wurde, eine reiche Geschichte.

---

2) (Nachdruck verboten.)

Rheingold.

Novelle von Cary Groß.

Ein so gebildeter Mann war gewiß fähig, seine Frau zu lieben, sogar sie aus Liebe heirathen zu wollen. Er hatte es der Frau Räthin oft versichert. Also paßte er für Ottilie, und um diese nicht schon vornherein mißtrauisch zu machen, hatte die gute Räthin Rehwald den Doktor auf den Drachenfels zu einer „zufälligen" Begnung bestellt. An Zufall konnte man dort viel leichter glauben als zu Haus in ihrer Villa. — Von einer Partie von Honnef sollten die Damen rechtzeitig auf dem Drachenfels eintreffen, ehe noch allzu viele Menschen sich einstellten. Die Sache war auf's schönste eingefädelt gewesen; und war nur durch Ottiliens Laune bedroht. Doktor Lebert war jedenfalls sehr früh hinaufgekommen, denn die Frau Räthin hatte ihm ganz genau gesagt, was Ottilie werth sei.

Dem jungen Mädchen aber hatte sie nichts gesagt, nur schlau des Doktors Vorzüge gepriesen, von seinem Zartgefühl angefangen bis zu seinen wohlgepflegten, weißen Händen.

Bei der Rückfahrt vom Drachenfels wollte die Räthin dem Doktor den vierten Platz in ihrem Wagen anbieten. Deshalb sollte Fräulein Hennig in Königswinter zurückbleiben, unter dem Vorgeben, bei den Ihrigen einen bis zwei Tage verweilen zu wollen.

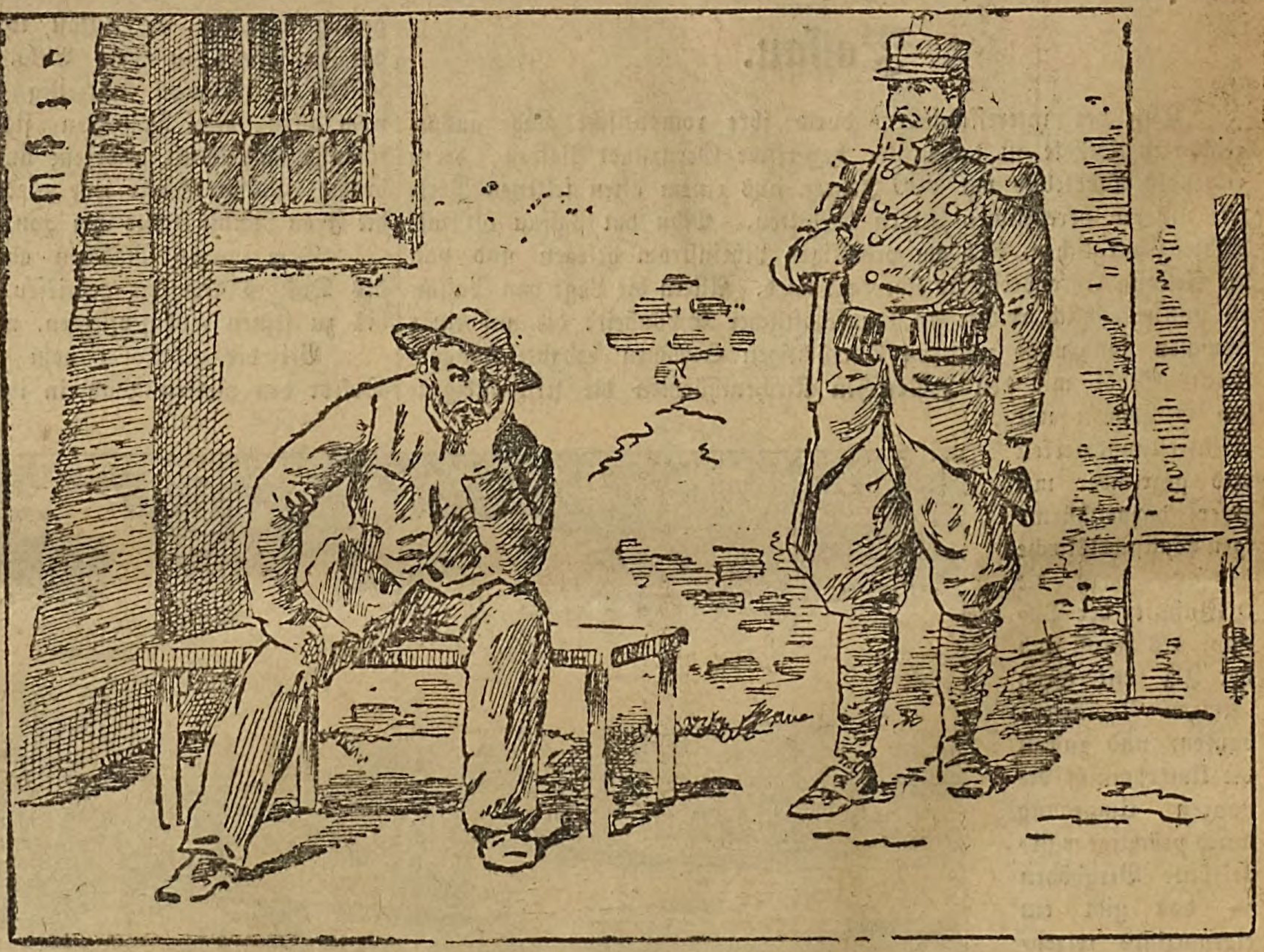
Der Räthin Rehwald lag aber die Sache nicht nur aus Freundschaft für Lebert am Herzen. Sie hoffte, wenn diese Heirath zu Stande käme, sich ihren Freundenkreis nicht nur zu vergrößern, sondern wieder mit distinguirten oder gar berühmten Männern zu versehen, wie zu Wilhelms Lebzeiten, und zugleich Ottiliens Vater einen Gefallen zu thun. Professor Grube sah es nicht gern, daß Ottilie schon das 22. Jahr hatte herankommen lassen, ohne einen ihrer Bewerber anzunehmen. Wohlgefällig hatte er deshalb die Andeutungen der Frau Rehwald angehört und gern die Tochter bei ihr in Bonn gelassen, während er eine Reise nach Brüssel machte, von der er sich in Frankfurt bei einem Gelehrtenkongreß einfinden wollte. Dorthin sollte ihm die Tochter nachkommen. Frau Räthin wünschte sehnlichst, daß bis dahin Doktor Lebert schon ihr Herz gewonnen habe. Sie rechnete in der Art des Milchmädchens den Reichthum an Feundschmft nach, die sie gewinnen würde: außer der Dankbarkeit Lebert's die Grube's, der, wenn die Tochter sich nach Bonn verheirathete, wohl auch Graz mit dieser seiner Jugendheimath vertauschen würde, zumal auch Ottmar, sein einziger Sohn, hier studirte. Mit dieser Phalanx „akademisch Gebildeter", die in ihrer eigenen Verwandtschaft dünn gesäet waren, konnte sie sich wieder eines Verkehrs rühmen, wie es der Wittwe Rath Rehwald's ziemte.

Sogar die gefeiten Reihen der Universitätsprofessoren würden sich ihr öffnen, ohne daß sie ferner der Vermittlung und Beihilfe ihres spottsüchtigen, arroganten Vetters bedürfte, des jungen a. o. Professors Dr. Max Heermann, der erst vor Kurzem von einer schweizerischen Universität an den Rhein zurückgekehrt war.

Frau Räthin fühlte ordentlich, wie ihr flaches, aber gutmüthiges

Gesicht sich verfinsterte und ein ihrem Wesen fremder Zug sich darin festsetzte, als ihre Gedanken diesen Dr. Max Heermann streiften. Von allen ihr bekannten jungen Männern mochte dieser dem alten Grube der willkommenste Schwiegersohn sein. Sie vermuthete sogar, Grube's Bereitwilligkeit, ihr Ottilie einige Tage zu überlassen entspränge der Hoffnung, daß diese bei ihr so den jungen Gelehrten kennen lernen, gegenseitiges Wohlgefallen die junge Leute zusammenführen werde.

Danach, wie beide geartet waren, konnte diese Berechnung richtig sein. Aber eben darum wünschte Frau Rehwald, daß ihr Günstling Lebert dem Dr. Heermann zuvorkommen möge, den sie haßte, so weit ihre gutmüthige Natur dies zuließ. Sie hatte sich absichtlich in stetige Abneigung gegen den sonst allgemein beliebten, heitern Mann hineingearbeitet. Ehemals hätte sie ihn lieben mögen. Das war, als sie ihn für Traudchen, ihre jüngste, nicht hübsche und nicht liebenswürdige Schwester ausersehen hatte und mit ihr eine Heirath zu stiften hoffte, und diese war damals nicht wenig in den flotten Studenten verliebt gewesen. Aber er hatte nur zu deutlich geäußert, daß er lieber ein Hagestolz werden, als um des schnöden Goldes willen eine ungeliebte Frau nehmen wolle. Das war schon lange her. Traudchen hatte eine ihrer Schwester nicht genehme Parthie gemacht; daran war, nach Frau Rehwalt's Erachten, nur Max schuld, der böse Max, der noch immer keine Lust für den Ehestand zeigte, obgleich er in den Anfang der Dreißiger gelangt war und sich bereits einen guten Namen in der Gelehrtenwelt gemacht hatte, Einkommen besaß nnd dazu über ein ahnsehnliches mütterliches Erbtheil verfügte. Gar manches rheinische Jungfräulein blickte sehnlich auf den von den Müttern als „gute Parthie", von den Jungen als heiterer Gesellschafter und wackerer Freund Geschätzten, der sich bei jugendlichem Aussehen und Gebahren auch ein gut Stück rheinischen Humors inmitten der Gelehrtenarbeit bewahrte. — Daß sich zu dem Humor auch manchmal treffende Witze gesellten, die an Spott grenzten, hatte Frau Rehwald erfahren, die dafür dem jungen Verwandten ihre Neigung ganz entzogen und sie dem artigen Lebert zugewandt hatte.



Kapitän Dreyfus auf der Teufelsinsel.

Noch immer konnte sich die Parthie auf den Drachenfels günstig für Lebert gestalten, wenn auch Ottilie etwas später kam als wünschenswerth war. Es blieb so manche Stunde bis zum Abend übrig, und etwas Gutes ließ sich auch vom Zufall erhoffen.

Frau Räthin war so weit mit ihren Beschlüssen im Reinen, daß es dabei blieb: ihre Gesellschafterin mußte, ob gern oder ungern, in Königswinter den Wagen verlassen. Frau Rehwald fühlte sich erleichtert, als die übellaunige Gefährtin fort war, und befahl dem Kutscher, langsam auf weitem Umwege den Berg hinan zu der Stelle zu fahren, wo Ottilie und Miß Rich versprochen hatten, zu ihr zu stoßen.

II.

Am untern Saume des Nachtigallenwäldchens, fern ab vom Staube der Landstraße und außer Bereich von Fräulein Hennig's hämischen Blicken und spitzen Reden, saß zu derselben Zeit ein junges Mädchen unter dem Schattendache einer Eiche, an deren Stamm sich die mittelgroße schlanke Gestalt in behaglicher Ruhe lehnte. — Aromatischer Duft stieg aus dem frisch gemähten Anger empor, der vom Wäldchen zu den noch von zartem Sommergrün umsponnenen Weingeländen sich hinabsenkte. In das Gezirp der Grillen tönten hier und da die kräftigeren Noten der Grasmücken und Drosseln. Die Silberfluth des Rheins blinkte durch das Weidengebüsch am fernen Rande des Stromes, der wie ein funkelndes Geschmeide das keck sich aufthürmende Rolandseck am jenseitigen Ufer umkränzte; das liebliche Bild spiegelte sich in den großen Augen der einsamen Beschauerin und senkte Frieden und Sonnenglanz tief hinein in ein empfängliches Herz, von wo sie wieder das ganze Wesen des holden Mädchens durchstrahlte. Freude und Entzücken leuchtete aus jedem Zuge des leichtgebräunten Gesichtchens, das in seiner Zartheit und Regelmäßigkeit ein Wunderwerk der Natur war. Sie schien es mit besonderer Sorgfalt geformt zu haben, damit es einem lebhaften Geiste und tiefen Empfindungen zum leichten Ausdrucke diene und die Schönheit der Form sich zu einem selten seelenvollen und anziehenden Ganzen gestalte. Ottilie Grube war es, die hier das Glück einsamen Wanderns genoß. Wenn ihre Augen so wie jetzt entzückt an der Schönheit der Gegend sich weideten, erschienen sie unter dem Schatten der langen Wimpern tiefdunkel und sie glich trotz des Goldhaares mit dem metallischen Schimmer einem Kinde des Südens, das pathetisches Fühlen in Miene und Geberde offenbart. Aber dieselben Augen konnten in kindlicher Fröhlichkeit strahlen und wie Sterne im hellen Lichte funkeln; dann verbreiteten sie Lust und Freude, die in Ottilie sich gar oft zu Schelmerei und zu Uebermuth steigerten. Ihr vom Vater ererbtes rheinisches Naturell erhielt alsdann die Oberhand über den tieferen Grund ihres Wesens, einen Zug zur Schwärmerei, den ihr Vater ihr „Muttererbe" nannte. Ihm entflammte ihre Vorliebe für Kunst und Musik, sowie ihr Verlangen nach edler Liebe und ihr Vorsatz, keinem Freier Gehör zu schenken, der sie nicht um ihrer selbst willen liebte, sie nicht suchen würde, auch wenn sie keine Erbin wäre. Daß ein solcher Vorsatz schwer auszuführen sei und man dabei getäuscht werden könne, wußte Ottilie; aber diese Einsicht vermochte die Romantik ihrer Gesinnung nicht abzuschwächen, zumal ihr Herz noch für Niemand gesprochen hatte. Ihr Vater, der sein Kind gar wohl verstand und sich gewöhnt hatte, ihr in Allem Freiheit zu lassen, was ihrer Natur entsprach, begann schon zu fürchten, ihre Grille könne nachtheilig auf ihren Lebensgang wirken. Er verlachte ihre Furcht, aus Berechnung gefreit zu werden, weil er besser als sie einsah, in welchem Grade anziehend seine Tochter war. Gerade die Doppelnatur in Ottilie, die sich nicht sowohl in dem Gegensatze als vielmehr im harmonischen Zusammenklingen verschiedener Anlagen äußerte, gab ihrer Schönheit den höchsten Zauber; und des Vaters Sorge bestand weniger darin, daß sein Kind echte Liebe erregen könne — denn dies erschien ihm selbstverständlich. Eher war er besorgt, sie werde aus Laune den rechten Mann von sich weisen, der ihr reiches Herz und ihren eigenthümlichen Charakter zu verstehen und zu leiten wisse.

Ottiliens Träumerei unter der Eiche wurde unterbrochen durch eine sanfte Stimme, die ganz in ihrer Nähe aus dem Buschwerke hervortönte.

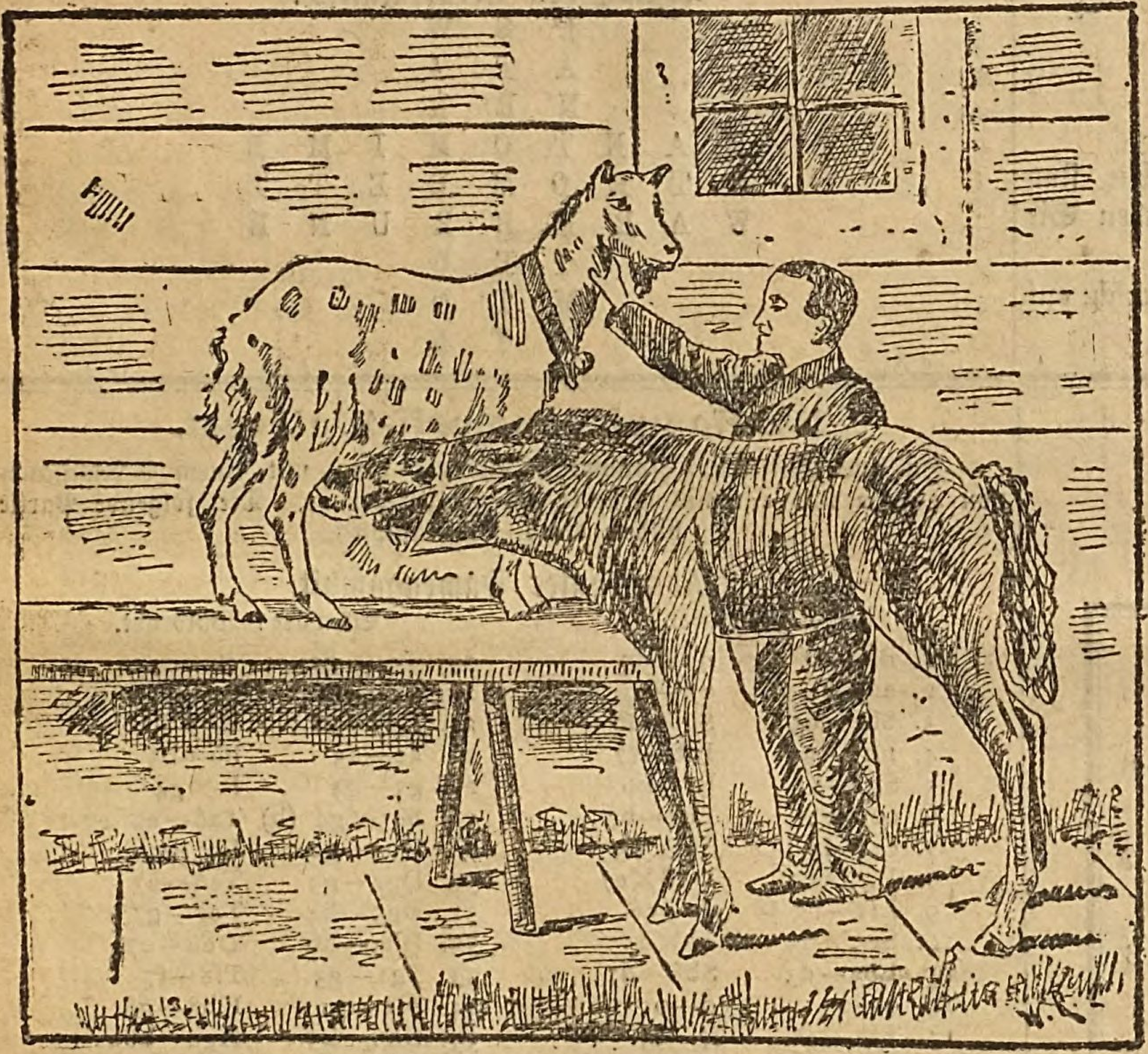
(Fortsetzung folgt.)

Capitän Dreyfus auf der Teufelsinsel.

Die Affaire Dreyfus will nicht zur Ruhe kommen. Der Name des französischen Capitäns, welcher auf Grund der Beschuldigung, daß er die französischen Mobilisirungspläne an Deutschland verkauft habe, von einem Kriegsgerichte zu lebenslänglicher Deportation nach der Teufelsinsel verurtheilt wurde, taucht immer auf und stets werden Stimmen laut, welche behaupten, daß das Kriegsgericht in dieser Sache sich in einem Justizirrthume befunden habe. In letzter Zeit ist die Angelegenheit durch die Bemühungen des Senators Scheuerer-Kestner, die Unschuld Dreyfus zu beweisen, wieder acut geworden und deshalb hat wohl gerade jetzt das vorstehende Bild, welches den Deportirten in seinem Exile zeigt, Anspruch auf Actualität.

Die Ziege als Pferde-Amme.

Es ist bekannt, daß die Enten und Gänse ihre Eier oft nicht selbst ausbrüten, sondern sie durch die Hühner ausbrüten lassen, die in Unkenntniß des Umstandes, daß ihnen fremde Eier unterschoben wurden, sich eifrigst bemühen, durch ihre Körperwärme das



Junge im Ei lebensfähig zu machen und es ermöglichen, daß es die Schale des Eies zerbrechen und hervorkriechen kann. Wenn dann das Junge, im Gegensatz zu den richtigen Kindern der Henne, fröhlich dem Wasser zueilt und in demselben schwimmt, ist die Henne sehr erstaunt über die Kunstfertigkeit ihres Jungen, welches dann allmählich die Watschelfüße der Ente erhält, und oft der Brutmutter feindlicher entgegentritt, als jeder anderen Henne, denn auch bei den Thieren ist Undank der Welten Lohn. Zur Noth aber können die Enten und Gänse ihre Eier selbst ausbrüten, und nur ein Vogel ist es, der es sich zur Gewohnheit macht, die Brutarbeit anderen aufznbürden, der Kuckuck, der stets in fremde Nester seine Eier legt und sie so ausbrüten läßt. Daß aber eine Ziege ein Fohlen mit seiner Milch aufzieht und es säugt, ist unzweifelhaft ein Novum in der Thierwelt. Der Bauer Mathias Brandstätter, der auch den Namen Dorneghuuer führt, ist ein in der Pfarre Peuerbach bekannter Pferdezüchter, der mit seiner Zucht schon schöne Resultate erzielt und sehr gutes Pferdematerial aufzuweisen hat. Im heurigen Jahre bekam nun seine Mutterstute ein prachtvoll schönes Fohlen, das sehr kräftig gerathen war und sehr leicht aufzuwachsen schien, als plötzlich die Mutterstute von dem sogenannten Milchfieber befallen wurde. Der Pferdezüchter wußte, daß, wenn er das Fohlen bei der Mutter trinken ließ, er Mutter und Junges verlieren müsse, und da er anderseits sich auch das Fohlen nicht zu Grunde gehen lassen wollte, indem er es verhungern ließ, kaufte er für das Thier drei Ziegen, welche denselben als Ammen dienen sollten. Das Experement gelang, das Fohlen trinkt bei seinen Ammen, die es willig saugen lassen. Das Thierchen ist fünfundzwanzig Wochen alt und sehr gut entwickelt und trinkt täglich bei seinen Ammen, welche Scene wir in unserer Illustration wiedergeben.

Wochen-Plaudereien.

XIV.

Die Arbeitszimmer unserer Damen sind gegenwärtig mit „Stickstoff" gefüllt, das will heißen, daß zur Weihnachtszeit so mancher Stoff von zarter Hand gestickt wird. Im Magistrat und Gemeindekollegium kann das ganze Jahr über nicht mehr Geheimthuerei getrieben werden, als jetzt in den Familien. Tritt plötzlich die Mama in das Gemach des Töchterchens, so wirft dieses — d. h. das Töchterchen — schnell irgend ein Papier oder sonst ein Deckungsmittel über einen in Arbeit befindlichen Gegenstand, wird feuerroth und thut verlegen, als ob es, was bei einem weiblichen Wesen sehr selten vorkommt, die Sprache verloren hätte. Und kommt der Papa zur ungerechten Stunde heim, dann werden rasch allerlei Sachen und Sächelchen bei Seite geschafft, wie wenn etwa die französische Polizei beim Grafen Esterhazy eine Haussuchuag vornehmen wollte.

Merkwurdig! Die Männer, die sonst die ganze liebe Zeit den Konfektionsgeschäften kein besonderes Interesse entgegenbringen, vielmehr diesen Instituten prinzipiell aus dem Wege gehen, die verlegen sich nun auf das Studium der Mode, wie wenn sie vom kommenden Jahre an die Redaktion des „Bazar" oder der „Modenwelt" übernehmen sollten. Vor jeder Auslage bleiben sie stehen und betrachten prüfenden Blickes die eleganten Roben, die kostbaren Mäntel 2c., oder auch bei den Modistinnen jene zierlichen und begehrenswerthen Gegenstände, die leider bei Eintritt jeder Saison (und deren gibt's sehr viele!) aus der Mode kommen, dennoch aber so viel magische Kraft ausüben können, um bei einer Dame Ohnmachtsanfälle hervorzurufen . . . .

Wir brauchen aber mit unseren Nerven, um mit Dr. Heim zu sprechen, gar nicht zu „protzen". Hat man eben nicht dem Präsidenten des österreichischen Abgeordnetenhauses nachgesagt, daß er gegenüber der Opposition ohnmächtig sei? Allerdings hat man diesem Mann ein bitterböses Unrecht gethan. Man hat den gemüthlichsten aller Präsidenten einen Lump, Schuft und Gauner genannt, man hat ihn mit Papierschnitzeln beworfen und schließlich gar geohrfeigt — er wich nicht von seinem Platze.

Man rühmt nicht umsonst die Sympathie, die zwischen den Bayern und Oesterreichern besteht. Diese Sympathie hat sich sogar auf die bayerische Abgeordneten-Kammer übertragen. In Wien ist das Präsidium über den Haufen geworfen worden, in München hat der Präsident der Kammer abgedankt. Das ist eigentlich gegen die bayerische Tradition. Allein, heutzutage ist nichts unmöglich, nicht einmal ein großer Brand in Prag.

Wollen wir uns einmal die Motive beseh'n, die den allverehrten Präsidenten unserer zweiten Kammer zum Rücktritte bewogen haben: Dr. Heim nannte die Thomasmehlfabrikanten „Protzen, die auf Gummirädern fahren." Ich frage Sie, meine Herren und Damen, gehört dazu viel, auf „Gummirädern" zu fahren, wo heutzutage Alles radelt?

Da auch Herr Dr. Heim, wie wir ganz bestimmt wissen, zu zu den radfahrenden Abgeordneten gehört und sein Vehikel jedenfalls einer „Pneumatik" nicht entbehrt — nun erlauben Sie mir, gehört Dr. Heim nicht auch zu den „Protzen"?

Der Abg. Casselmann hat sich über die „Protzenhaftigkeit" Dr. Heims aufgehalten, der Herr Präsident ertheilte den liberalen Casselmann eine Rüge, eine zweite Rüge, dann drehte Casselmann den Spieß um und — jetzt bekam der Präsident die beiden Rügen zurück. Auf einmal war die bayerische Kammer der Abgeordneten kopflos. Man konnte sich eigentlich damit trösten, daß schon andere ähnliche Körperschaften mit einem „Rumpfparlament" regiert haben, jedoch, bei uns wird so ein Fall nicht eintreten. Hoffen wir, daß sich die ganze Affaire in Wohlgefallen auflöst.

Eigentlich hab' ich mich heute zu viel auf das politische Gebiet verstiegen, was sonst nicht mein Fall ist, weil ich die Lösung der diplomatischen Frage gern bei einem Konzerte, und sei es auch ein „europäisches Konzert", gelöst sehen will.

Die Harmonie geht doch über Alles! Wenn die richtige Stimmung da ist. dann hängt der Himmel voller Geigen. Die Reichsfinanzen sind so günstig, daß uns an einem flotten Leben (lies Flotten-Leben) gar nichts daran liegt.

Ob nicht hinterher noch eine Enttäuschung kommt, wie bei

jenem Bäuerlein, das am vergangenen Samstag am Viktualienmarkt ein gutes Geschäft gemacht hatte und sich auch einen guten Tag gönnen wollte.

Sie kennen doch die Geschichte? Nicht? Dann will ich sie Ihnen kurz erzählen:

Ein biederer Landbewohner, der Woche für Woche und Tag für Tag den Städtlern allerlei Geflügel zuführt, und, obwohl derselbe das Federvieh hegt und pflegt, zu Hause nie ein gebratenes Exemplar aufgetischt bekommt, hatte jüngst, also am letzten Samstag, ein außerordentlich gutes Geschäft gemacht und wollte sich deshalb ein Bene thun. Der glückliche Mann verstieg sich sogar noch dazu, dem „Café National“ einen Besuch abzustatten, ließ sich ein Glas Bier bringen und sann nach, wie er einmal ’nen „Verschwender“ spielen könnte, ohne das Theater besuchen zu müssen. Endlich fiel sein Auge auf ein Plakat: „Kalte Ente“ — das war so etwas, wonach er sich schon längst gesehnt hatte!

„Pst“ — die Kellnerin hörte nicht, da that der Landwirth einen langen Pfiff und das Fräulein erschien.

„Bringen Sie mir einmal eine „kalte Ente!“ kommandirte er. — — Wie dumm doch die Städter sind. Man bestellt eine kalte Ente, und glaubt etwas zum Essen zu bekommen, derweil muß man den Schwindel trinken! . . . . -t.

Humoristisches.

(Eine freudige Ueberraschung.) Richter: „Sie sind zu 5 Tagen Haft verurtheilt worden! — Aber warum lachen Sie denn? Ich glaube gar, Sie freuen sich noch darüber!“

Angeklagter: „Freilich, Herr Amtsrichter — ich hab’ mich auf mindestens drei Wochen g’faßt g’macht!“

Bilderräthsel.

Magisches Rebusquadrat: Die Bilder sind so zu ordnen, daß die Anfangsbuchstaben wagrecht und senkrecht gleichlautende Wörter bilden, die das im ersten Feld jeder wagrechten Reihe stehende Bild bezeichnen.



Auflösung des Irrgartenrebus in Nr. 83.

Märchenbuch.

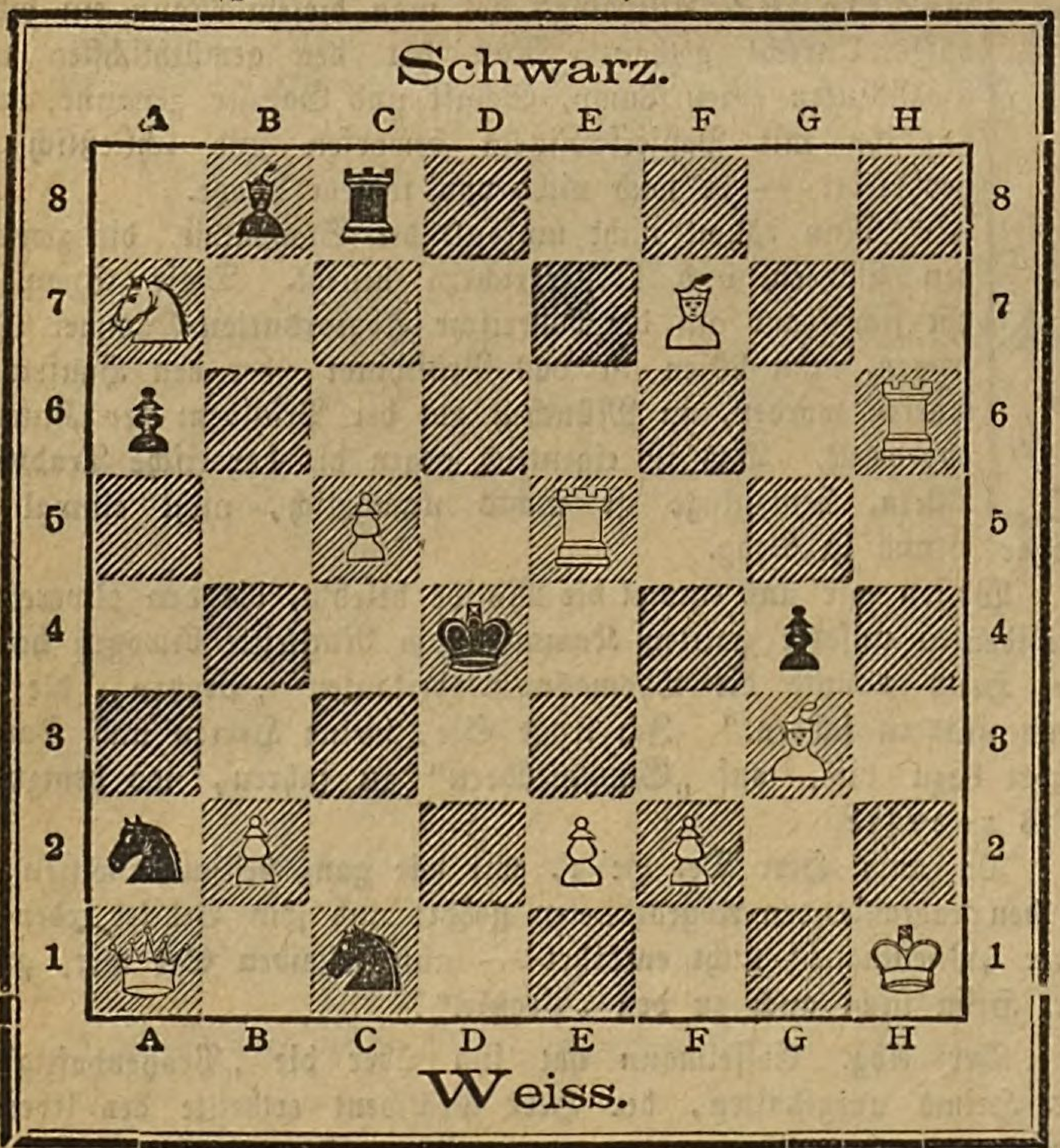
Lösung des Kreuzräthsels:

			P	S	W			
			A	T	A			
			N	R	R			
P	A	N	T	O	M	I	M	E
S	T	R	O	M	B	E	T	T
W	A	R	M	B	R	U	N	N
			I	E	U			
			M	T	N			
			E	T	N			

Schachzeitung № 284.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von A. Mackenzie in Jamaika.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Endspiel.

Eine kürzlich vom Prinzen Dadian von Mingrolien gegen A. in Odessa gespielte Partie wurde in dee Stellung:

Weiß: Kg1, Dh4, Td1, f1, Ld2, g4, Sd5, Bc2, e4, f2, g2. h2.

Schwarz: Kc8, Da2, Ta8, h8, Lc8, g7, Sa6, g8, Ba7, b5, 7, f7, g6, h7 von Ersterem in folgender überraschender Weise zu Ende geführt:

1. Sd5—c7+	Sa6×c7	3. Ld2—g5+	Kd8—e8
2. Dh4—d8+	Ke8×d8	4. Td1—d8‡	

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Sonntag Nachittags im separirten sog. Weinzimmer** und **Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer.** — Schachfreunde als Gäste stets willkommen.

Wettkampf Janowski-Walbrodt.

In dem Wettkampf Janowski-Walbrodt ging mit einem Schlußstande von 4 zu 2 und 2 remis Ersterer als Sieger hervor. Die folgende Partie bildete die 7. Wettkampfes.

Abgelehntes Damengambit.

Weiß: Janowski.		Schwarz: Walbrodt.	
1. d2—d4	d7—d5	23. Te1—g1	c6—c4
2. e2—c4	e7—e6	24. Tc1—f1	c5—o4
3. Sb1—c3	Sg8—f6	25. Ld3—c2	Kg8—h8
4. Lc1—g5	Lf8—e7	26. a2—a3	b6—b5
5. Sg1—f3	b7—b6	27. g3—g4	f5×g4
6. c2—e3	Lc8—b7	28. Se5×g4 (b)	Ta8—e8
7. c4×d5	Sf6×d5	29. De2—g2	Lb7—c8
8. Lg5×e7	Dd8×e7	30. Dg2—g3	Te8—e7
9. Lf1—b5+	e7—c6	31. Dg3—h4	Te7—g7
10. Se3×d5	e6×d5	32. Dh4—h6	De6—e7
11. Lb5—d3	Sb8—d7	33. Tg1—g3	Tf8—f7
12. o—o	o—o	34. Tf1—g1	Kh8—g8
13. Ta1—c1	f7—f5	35. Dh6—h3	Kg8—h8
14. Dd1—a4	a7—a5	36. Sg4—h6	Tf7—f8
15. Tf1—e1	De7—d6	37. f4—f5? (c)	Sd7—f6
16. Da4—b3	a5—a4	38. Dh3—g2	Sf6—e4 (d)
17. Db3—c2	g7—g6	39. Lc2×e4	d5×e4 (e)
18. Dc2—e2	Tf8—e8	40. f5×g6	h7×g6
19. g2—g3	Sd7—f6	41. Tg3×g6	Tg7×g6
20. Sf3—e5	Sf6—d7	42 Dg2×g6	De7—h7 f
21. f2—f4	Dd6—e6	43. Dg6—d6	aufgegeben.
22. Kg1—h1 (a)	Te8—f8		

a) Einleitung zum Angriff auf die Rochadeseite; Schwarz hätte durch rechtzeitigen Abtausch des Springers demselben aber vorbeugen können.

b) Der weiße Springer spielt nun eine wichtige Rolle beim Angriff.

c) Es mußte 37. Sh6—f5 geschehen, wodurch Weiß mindestens 2 Bauern gewinnen könnte; z. B. Sh6—f5, Sd7—f6, 38. Sf5×e7, Lc8×h3, 39. Se7×g6+, h7×g6, 40. Tg3×h3+, Kh8—gs, 41. Tg1×g6 u. s. w.

d Viel stärker wäre Sf6—h5.

e) Gute Aussichten bot hier immer noch De7×e4, wobei Weiß folgende Falle vermeiden mußte: 40. Dg2×e4, d5×c4, 41. f5×g6, h7×g6, 42. Tg3×g6, Tg1×g6, 43. Tg1×g6, Kh8—h7 nebst Lc8—h3.

f Auch ohne diesen Fehler ist Schwarz rettunglos verloren.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 280 von Michels.

1. Sb2—a4 / Kd4×c4 2. Kg4—f5 / Beliebig. 3. Db1—c4‡

1. . . . . / Kd4×e5 2, Db1—f5+ / Beliebig. 3. Df5—c5, f4‡

1. . . . . / Kd4—e3 2. Db1—d3+ / Ke3—f2 3. Dd3—g3‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus Prüll, und aus Regensburg von David Altnöder, auch Nr. 278 u. 279, Jos Frank, Georg Geisel, B. H.—, R. Kern, Karl Müller, Georg Schmaderer, Gustav Schmidt, L. Schönhuber, J. Schuler, Tarrasconia und R. Weiß.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: K. Placht in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 86. Sonntag, den 12. Dezember. 1897

4) (Nachdruck verboten.)

Rheingold.

Novelle von Cary Groß.

Ottilie hatte den Mann trotz seines veränderten Aeußeren als ihren früheren Musiklehrer wieder erkannt; Stimme und Redeweise hatten sie sofort an ihn gemahnt. Vor wenigen Jahren noch ein berühmter Sänger und Musiker, hatte er, als sein Tenor anfing, nicht mehr für große Bühnen auszureichen, in der Hauptstadt Steiermarks Unterricht im Singen ertheilt; Ottilie gehörte zu seinen bevorzugten Schülerinnen. Sie hatte den Mann trotz seiner Wunderlichkeiten, die zum Theil auf Größenwahn beruhten, schätzen gelernt. Sie hatte damals schon erfahren, wie zärtlich besorgt er für seine Familie war. Die Tochter ließ er zu Paris in einem vornehmen Pensionat erziehen; er scheute keine Geldopfer für diesen Zweck sowie für die Pflege seiner siechen Frau, die in einem südfranzösischen Badeorte weilte und bis zu ihrem Tode ihrem Gatten große Kosten verursachte, der überdies leichter erwerben als verwalten konnte und große Verluste an seinem Vermögen erlitten hatte, so daß er gezwungen war, sein Können mühselig zu verwerthen. Bald nachher war Goldmund aus der Künstlerwelt verschwunden; seit nahezu drei Jahren hatte Ottilie nichts mehr von ihm gehört, ihm aber ein gutes und dankbares Andenken bewahrt, das stets von neuem lebendig wurde, wenn sie die von ihm erlernten Lieder sang.

Als Goldmund unerwartet vor die einstige Schülerin trat, trug er einen langen, weißen Bart, wie er ihn für die Erscheinung eines Burg- und Rheinsängers geeignet hielt. Lange, graue Locken deckte ein breiter Schlapphut. Ein braunes Gewand von vergriffenem Sammt umschloß die noch immer stattliche, nur wenig gebeugte Gestalt. — Das theatralische Auftreten gehörte zu seinem innersten Wesen, aber ebenso der Ausdruck eines rechtschaffenen und anständigen Mannes, dessen Gepräge unverkennbar in seinen Zügen zu lesen war.

Ottilie, die ihn als solchen genügsam kannte, überließ sich unbedenklich der freudigen Stimmung, mit der die Begegnung sie erfüllte.

„Ich hoffe, Sie freuen sich doch auch, mich hier zu sehen," rief sie dem noch immer Staunenden zu. „Einst nannten Sie mich Sapho und sich Anakreon; wissen Sie es nicht mehr, daß Sie sich unbedenklich zu der lesbischen Dichterin Lehrer stempelten? Glauben Sie nicht, es sei ein guter Stern, der uns hier zusammenführt?"

„Meine Sterne sind längst untergegangen," rief Goldmund, entzückt Ottilie betrachtend. „Aber eine Sonne geht mir hier auf, eine Sonne, der ich geblendet ins Auge sehe. Ja, Sapho, das sind Sie! Wie eine Sapho sehen Sie aus, ihr gleichen Sie weit mehr noch, als einer Mignon, Lurlei oder Waldfee. Strahlen von allen Huldgestalten spielen um ihre Stirne. Gewiß sind Sie auch eine geweihte Sängerin geblieben! O, daß meine Felicitas — Infelicitas sollte sie heißen, — mein Töchterlein hier, mein einziges Kind, Ihre Mittel hätte, Ihr Talent, Ihre Stimme! — Aber was hülfe es? Sie würde dennoch den alten Vater verlassen wollen! Im kühlen Schatten des Heiligthums ruht die Vestalin, sicher vor Stürmen, die dem greisen Sänger die Locken zerzausen!"

„Lassen Sie die Vorwürfe ruhen, Meister!" bat Ottilie und zog das bebende Mädchen zu sich heran. „Ihr Kind scheint krank zu sein und zu leiden, wie ich aus Ihrem Gespräche soeben vernahm. Sie sieht nicht aus, als wolle sie den Vater kränken. Erzählen Sie mir lieber, was ihr widerfahren ist."

„Ein Geschick, ein Mißgeschick!" erwiderte Goldmund. „Das ist es ja, weshalb ich sie Infelicitas nenne, meine arme, kleine Licie, die wirklich ein gutes, nur zu schüchternes Kind ist. Sie hatte, trotz ihrer Schüchternheit, endlich doch eingewilligt, mich nicht mehr zu verlassen. Jetzt, da ich die Pension nicht mehr bezahlen kann, war ihr Bleiben im Kloster ohnehin zu Ende. Sängerin kann sie nicht werden; ihre Stimme reicht dazu nicht aus; aber sie soll meine unsicher werdende Stimme unterstützen mit der Guitarre. Heute liegt mir besonders viel daran. Von meinem Debut auf dem Drachenfels hängt meine arme Zukunft ab. Licie kommt auch geduldig mit mir, schmückt sich sogar nach meinem Wunsche mit den Symbolen der Jugend und Poesie, den Rosen und dem Golde. Beim Aussteigen aus dem Kahne, der uns über den Rhein trug, gleitet sie aus, fällt, stützt sich dabei auf die Hand und hat sie verrenkt, verdehnt, oder gar gebrochen. Am Hafenplatz war ein Arzt, der ihr sofort einen Verband machte. Vielleicht wäre kaltes Wasser besser gewesen oder kühlende Blätter des Epheu, der den Sängern hold ist. Ich hoffte noch. Sie hoffte. Aber es war Wahnsinn: die Schmerzen ließen zwar nach, aber die Geschwulst sinkt nicht ein."

Längst hatte Ottilie Felicies freien Arm in den ihren gezogen und stützte des Mägdleins Schritte, während sie den Weg fortsetzten und Vater Goldmund die traurige Geschichte erzählte. Das ging lange her, denn der Sänger fiel dabei in alle Rollen, die er je gespielt hatte, und deklamirte sie mit Pathos. Aber Ottilie kannte ihn und hörte aus dem Wortschwall doch seinen aufrichtigen Schmerz heraus. Felicie dagegen wurde von ihrem mitleidigen Herzen auch ohne Worte verstanden, so daß sie lebhaft mit dem geängstigten scheuen Vögelchen fühlte, dem es vor dem Fluge in die Welt bangte, in die es dem Vater folgen sollte.

Verwundert sah Miß Rich, die an der Tannen Ottiliens harrte die drei herankommen. Sie mußte sich für den Rest des Weges anschließen und sich mit den Aufklärungen begnügen, die ihr Werner Goldmund in einem zwar fließenden, aber nichts weniger als landläufigen Englisch ertheilte. Er ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, zu zeigen, daß er die Sprache Shakespeare's und Shelley's beherrschte, er, der in der romantischen Oper „Paradies und Peri" die Worte im englischen Urtext gesungen hatte!

Goldmund's Name war der Miß nicht unbekannt, obgleich sie erst zu Ottilie gekommen war, als er Graz schon verlassen hatte. Sie hörte andächtig auf seine Deklamationen, war aber doch etwas beunruhigt durch die wachsende Vertraulichkeit zwischen den vorausschreitenden Mädchen. Wie würde sie sich und Ottilie von diesen auffallenden Begleitern wieder los machen können? Sie wünschte nicht mit ihnen von Frau Rehwald oder gar von Fräulein Hennig gesehen zu werden. Welcher Kritik würde Ottilie sich aussetzen — und siehe, dort oben, wo die Fahrstraße vom Oelberge herüber mündete, hielt ein Landauer! Die gute Frau Rehwald hatte den weiten Umweg gemacht, um hier ihre treulosen Gäste zu erwarten.

Wie beschämend war nur solche Güte für Ottilie oder vielmehr für die, der man sicherlich Mitschuld gab, daß Ottilie die Fußparthie unternommen hatte. Als ob irgend Jemand von Ottiliens Angehörigen je den Versuch gemacht hätte, des verwöhnten Lieblings Wünsche zu kreuzen! Hielten doch Alle die Meinung fest, daß Ottilie nie etwas wolle, was nicht gut sei. Im Grunde hatten sie Recht; dennoch war Miß Rich in Verlegenheit und überlegte ängstlich, was sie zu Ottiliens Entschuldigung der Frau Räthin sagen könnte, deren Wagen die Vier nun schon auf hundert Schritte nahegekommen waren.

Auch Ottilie hatte die ihrer harrende Räthin bemerkt. Sie blieb jetzt stehen und wandte sich zu Miß Rich und Goldmund lebhaft um.

„Mißi," rief sie, „Mißi, Liebe! Hören Sie mich! Es ist mir ein herrlicher Einfall gekommen! Sie müssen mir dabei behilflich sein. Erschrecken Sie nicht, es ist etwas Gutes und dabei köstlich unterhaltend. Sie haben nichts zu thun, als der Frau Rehwald meinen Plan mitzutheilen und ihn, soweit es nöthig ist, zu vertheidigen. Hören Sie also: Ich werde an Felicias Stelle meines alten Meisters Lieder auf der Guitarre begleiten, indeß Felice meinen Platz am Kaffeetische einnimmt und Herren und Damen liebenswürdig unlächelt, die sich dabei einstellen. Sie stellen sie Bekannten als meine Freundin vor; Fremde sollen sie aber für mich selber halten, denn ich will natürlich unerkannt bleiben und, so lange ich mein Amt ausfülle für Herrn Goldmunds Tochter gelten. Sie selber dürfen mich nicht wieder kennen, noch anreden, bis wir uns diesen Abend in Villa Rehwald wieder einfinden!"

„Sie wollen so etwas Unerhörtes thun? Unmöglich!" riefen Goldmund und Miß Rich wie aus einem Munde, aber mit wesentlich verschiedenen Ausdrucke und Gefühlen.

„Warum unmöglich?" fragte Ottilie, und aus den dunklen Augen blitzte der helle Strahl des lustigen, trotzigen Uebermuthes, den Mißi nur zu gut kannte, und von dem jeder Einwand vergeblich war.

„Halten Sie mich etwa für unfähig, bester Meister, Ihnen unsere lieben alten Rheinlieder würdig zu begleiten?" fragte Ottilie schelmisch Goldmund. „Nicht? Nun gut, dann gibt es kein „unmöglich" mehr bei der Sache. Frau Rehwald wird sich nicht weigern, meiner netten, jungen Freundin hier so lieb und freundlich zu begegnen wie mir selbst und mir zu lieb mein unschuldiges Geheimniß zu wahren. Es kennt mich auf dem Drachenfels außer ihr keine Menschenseele. Herr Goldmund wird schon mir zu Ehren gut singen, daß er gewiß die Stelle erhält. Dafür gewährt er mir die Bitte, morgen seiner Felicie zu erlauben, daß sie ihr armes Händchen und Herzchen bei den Nonnen in Nonnenwerth pflege, wo man ihr wohl will und wohin ich sie von Frau Rehwald aus begleiten werde! Aber nun schnell zur Arbeit. Zuerst eilen wir zu den Wagen, um mich bei Frau Rehwald für heute zu verabschieden."

„Aber um Gotteswillen, Ottilie!" rief Miß Rich in heller Verzweiflung, das Mädchen am Rocke fassend — „das ist ja alles Tollheit, ist gar nicht ausführbar! Hören Sie nur ein vernünftiges, leises Wort: Bedenken Sie doch, Frau Rehwald erwartet Leute, die getäuscht würden. Welche Verlegenheit! Dr. Lebert z. B. wünscht, Sie kennen zu lennen; Frau Rehwald versprach —"

„Ach, that Sie das?" kam es von den Lippen der widerstrebend Horchenden und ihre Augen erschienen wieder dunkel, während sie den Kopf trotzig zurückwarf. „Nun, um so schlimmer für sie und ihn; und so besser für mich, daß mir der Einfall zu diesem Tausch gekommen ist. Jetzt erst gefällt er mir auch um meiner selbst willen. Zuerst dachte ich gar nicht an diese Seite des Abenteuers. Mag doch der feine Herr sein Urtheil und seine Gefühle erproben. Wahrlich, es muß mein Incognito von jedem heilig gehalten werden, der mich lieb hat, hören Sie, Mißi? Auf Sie rechne ich, denn ich kenne ja Ihr Herz und Ihre Freundschaft."

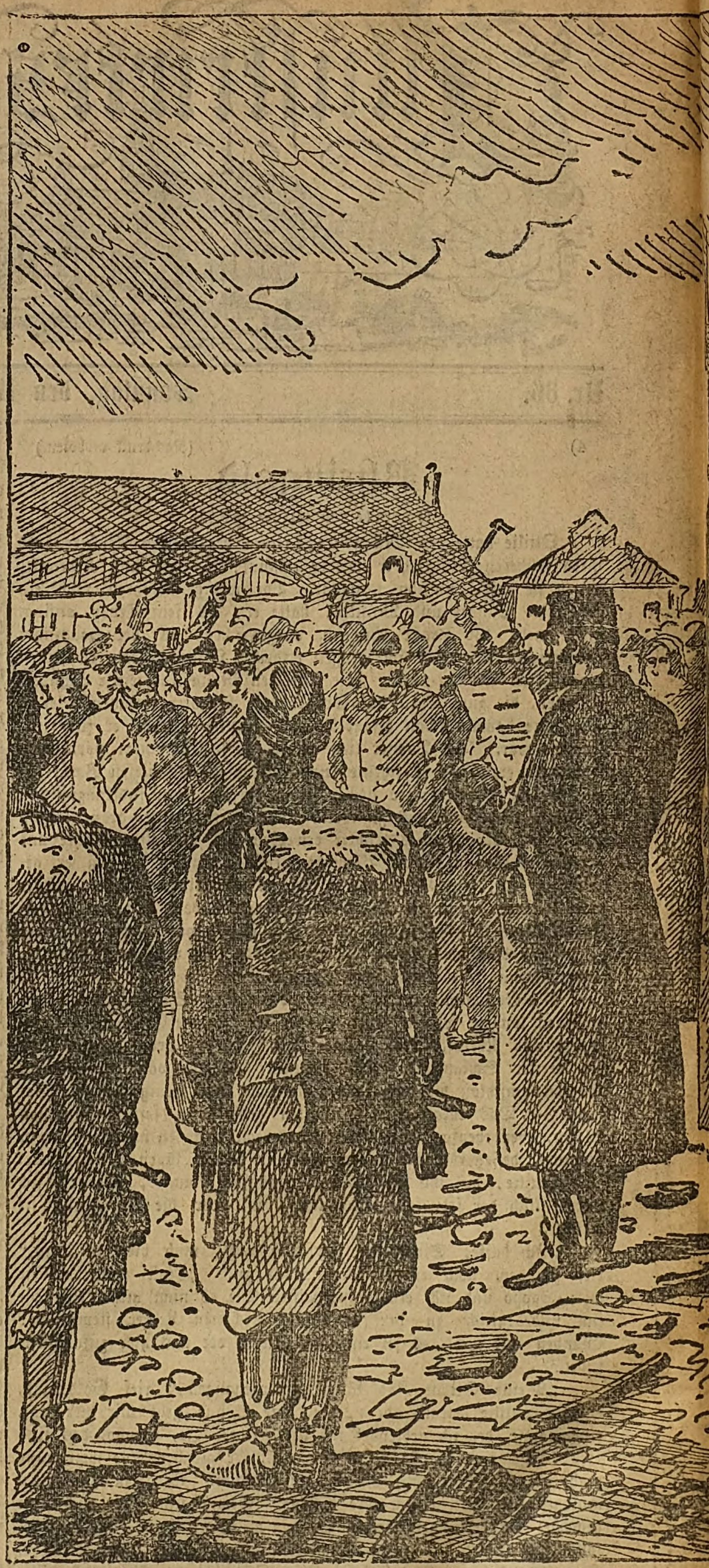
Ehe die ungleiche Gesellschaft den Wagen erreichte, hatte sich Ottilie der Fügsamkeit ihrer Gesellschafterin versichert.

„Bestes Tantchen Rehwald," begann sie, diese umschmeichelnd. „Seien Sie recht lieb und nett mit dieser meiner Freundin. Miß Rich wird Ihnen sogleich oder später erklären, weshalb ich diese Bitte an Sie richte, und noch die weitere dazu füge, mein Geheimniß gegen Niemand zu verrathen. Erst heute Abend sollen Sie mich wieder kennen, und ich werde Ihnen herzlich danken. Lassen Sie meine kleine Freundin inzwischen Ottilie sein. Ich selber heiße so lange Licie."

Frau Rehwald begriff nicht im mindesten, was sie mit dem jungen Mädchen anfangen sollte, dessen Guitarre nun in Herrn Goldmunds's Arm wanderte. Sie machte zögernd Platz im Wagen, lächelte süßsauer, innerlich Gott dankend, daß Gretchen Hennig in Königswinter weilte und ihre Schwäche nicht mit Augen sehen konnte. Erst als Ottilie der Fremden und Miß Rich nicht in den Wagen folgte, dämmerte ihr ein Licht auf, daß etwas Ungeheuerliches vorgehe. Zur Salzsäule erstarrt sah sie noch, daß Ottilie ihr elegantes weißes Kaschmirmäntelchen über den verbundenen Arm des jungen Mädchen hing und statt des rosengeschmückten Hütchens ihren eigenen breitkrämpigen Strohhut mit der prächtigen blauen Feder auf die reichen blonden Flechten der Fremden drückte.

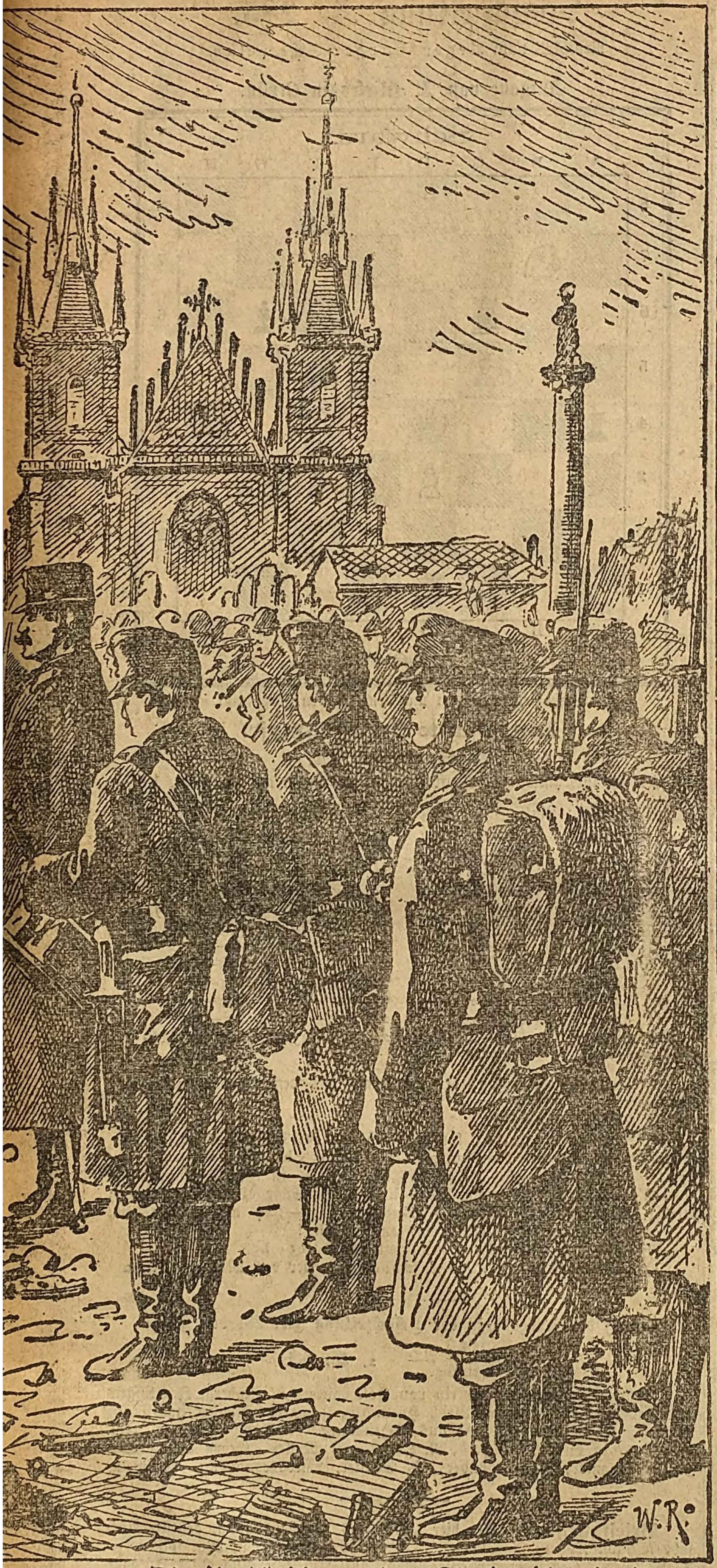
„So — jetzt fahrt zu! Tantchen, blicken Sie ja nicht mehr nach mir sich um bis diesen Abend, bitte, o bitte!"

Nach ein Handkuß und zurück vom sprang Ottilie, das Rosen-



hütchen am Arm, das zu ihrer lichtblauen Blouse mit den rosa Schleifen und dem weißen Rocke wenigstens der Farbe nach paßte.

Der Wagen rollte davon und es blieb den aufgeregten Insassen der Anblick erspart, wie Ottilie die Guitarre und des Sänger Hand nahm, sie sich umhängte und dann wohlgemuth ihrem Begleiter den steilen Felspfad zu der Burg folgte, als wäre sie von jeher zu der Rolle seiner gehorsamen Tochter erzogen worden.



Die Verkündigung des Standrechtes in Prag.

Die nationalen Hetzereien, deren Schauplatz Böhmen seit so langer Zeit bildet, haben kürzlich in Prag zu den furchtbarsten Szenen geführt. Durch die am 2. d. M. erfolgte Proklamirung des Standrechtes ist der Brand in der böhmischen Hauptstadt erstickt worden und seither herrscht in Prag, wie sich ein czechisches Organ ausdrückte, „die Ruhe des Grabes“.

In der nun eingetretenen Pause, die nach allgemeinem sehnlichsten Wunsche zum dauernden Frieden führen wird, ist es interessant, die Ereignisse der Schreckenstage noch einmal in genetischer Reihenfolge vorüberziehen zu lassen.

29. November. Versammlungen czechischer Studenten, die für den entlassenen Grafen Badeni demonstrirten. Zusammenstöße mit deutschen Studenten. Abends Menschenansammlungen auf dem Graben und auf dem Wenzelsplatze. Sturm auf das deutsche Theater, auf einige deutsche Vereinslokale und auf das deutsche Kasino. Requisition von zwei Kompagnien Jäger, die der Polizei zu Hilfe kamen. Mehrfache blutige Zusammenstöße, wobei auch mehrere Wachleute verwundet wurden.

30. November. Bürgermeister Podlipny beim Statthalter Coudenhove. Erklärung der deutschen Studenten, keine Abzeichen und Kappen auf der Straße tragen zu wollen. Versammlung in der böhmischen Technik. Zug der Studenten zum Statthalter, der nach und nach auf 1200 Personen anwuchs und das Steinbombardement auf deutsche Institute und Geschäfte einleitete. Angriff auf das Grand Hotel, das Palais Aehrenthal, das neue Theater, welch' letzteres durch zwei Kompagnien Jäger geschützt werden mußte. Bedrohung der Synagoge und der deutschen Schule in Weinberge.

1. Dezember. Deputation des Stadtrathes beim Statthalter und Beschwerde desselben über das Verhalten der deutschen Studenten. Die Angriffe auf deutsche Gebäude wiederholen sich vom frühen Morgen an, so daß Mittags 3 Bataillone Infanterie und 1 Eskadron Dragoner in Aktion treten mußten. Die Exzesse werden immer ärger.

Von einer großen Zahl deutscher, und insbesondere jüdischer Geschäfte werden die Firmatafeln herabgerissen und der Inhalt der Läden theils zerstört, theils geplündert. Aber auch in deutschen Anstalten und sogar in Wohnungen einzelner Deutscher wird demolirt und geplündert und an mehreren Orten kommen Brandlegungen vor. Um 6 Uhr Abends, wo die Exzesse die größte Ausdehnung erreichten und bereits 12 Bataillone requirirt worden waren, fielen die ersten Schüsse. Den Ausschreitungen dieses Tages fielen 4 Todte und 150 Verwundete zum Opfer.

Wochen-Plaudereien.

XV.

„Gedenket der armen Vögel!“ Das ist jedesmal der Mahnruf, sobald die Mutter Erde, wie z. B. jetzt, mit ihrem weißen Leichentuche bedeckt ist. Ich seh' nicht ein, warum soll denn der Mensch immer nur der armen Vögel gedenken? Gibt es nicht arme Geschöpfe genug, die im Schweiße des Angesichtes das tägliche Brod backen müssen? Gedenket doch, Ihr mitleidigen Seelen, der armen Bäcker!

Früher gab es doch noch Bäckermeister in Regensburg, die ihre Betriebskosten decken, ja noch mehr, die sich sogar dazu aufschwingen konnten, zu Weihnachten und zu Ostern ihren Kunden ein sogen. „Feiertagsbrod“ zu verehren; heute ist die Geschichte anders; die hohen Getreidepreise, die Lohnverhältnisse und andere Faktoren haben es mit sich gebracht, daß die Bäume unserer Herren Brodlieferanten nicht in den Himmel wachsen.

Es soll zwar auch schon Perioden gegeben haben, wo den Herren Brodfabrikanten der Weizen geblüht hat, wie beispielsweise gegenwärtig dem hiesigen Eislauf-Verein, allein, die sieben fetten Jahre sind vorüber und jetzt kommen die mageren.

Wer klagt nicht heutzutage über schlechte Zeiten? Alles ist lahm gelegt. Kaufen Sie sich einmal ein Spanferkel auf unserem Markt — sie bekommen es nicht, weil eben der Spanferkelmarkt verboten ist. Schauen Sie sich einmal unsere Herren Kohlenhändler an, was die für freundliche Gesichter schneiden! Erkundigen Sie sich gefälligst beim Herrn Theaterdirektor, in welchen Papieren er seine Ueberschüsse anlegt. Meinen Sie etwa, die Herren Bierbrauer zahlen nicht darauf? Und wie schwer! Und die Herren Schenkkellner erst recht, weil die Gäste, wenn sie nicht ein gehöriges Schaummaß erhalten, gleich aufmucken, wie jener Herr Sergeant, der kürzlich in der Brauerei St. Clara Einkehr gehalten hat.

Saßen da jüngst in dem besagten Bierlokale etwa 15 Gemeine, die sich bei dem edlen Gerstensafte über die Annehmlichkeiten eines Vaterlandsvertheidigers hinwegzutäuschen suchten.

Sei es, daß plötzlich, wie ein Deus ex machina, ein Sergeant in der Wirthsstube erschien, sei es, daß die militärischen Zecher den

gestrengen Herren nicht sofort bemerkt haben, oder sei es auch, daß sie dachten, es wäre eine auffällige Belästigung des Publikums, wenn jeder Einzelne vor dem Herrn Sergeanten „antreten" würde, kurz und gut, dieser Frevel wurde gerochen und der Herr Sergeant erstattete Anzeige.

Das ist das beste Rezept für die Vorgesetzten, sich die Liebe und Anhänglichkeit der Untergebenen zu erwerben! Wenn's aber drum und dran kommt, ich wette, das Kaninchen hat wieder angefangen!

Es ist ganz gut, daß der hiesige Kaninchenzucht-Verein die Initiative ergriffen hat, zu Pfingsten des kommenden Jahres in Regensburg eine Ausstellung bayerischer „Karnickel" zu veranstalten. Dieböswilligen Thierchen, die an Allem, und sei es eine Flotten-Vorlage, herumnagen müssen, verdienen kein besseres Loos, als abgeschlachtet zu werden. So sollte es auch allen boshaften Journalisten ergehen, die nichts besseres zu thun haben, als zu nörgeln, zu sticheln und zu „stänkern."

Muß denn das sein? Gibt es denn gar keine Eintracht mehr? O gewiß! Man kann noch so sehr hetzen und schüren, wenn es bestimmt ist, das Zwei zusammenkommen, dann hilft Alles nichts.

So ist es auch bei den Liebenden der Fall. Unlängst stand zwar in der Zeitung, daß in der Oberpfalz ein gewisser Ueberschuß an jenen Repräsentanten herrscht, die sich zu dem zarten Geschlecht oder auch den besseren Hälften zählen. Und trotzdem — die Anwesenden ausgenommen — herrscht nach sparsamen, praktischen, angehenden Hausfrauen eine rege Nachfrage, wie gegenwärtig nach Lebkuchen und anderen Süßigkeiten.

O, die Männer sind so gut, so dankbar, daß sie sich um den kleinen Finger herumwickeln lassen. Die Frauen müssen es aber auch versteh'n, den schlechteren Hälften ein Paradies auf Erden zu gestalten.

Er war zwar ein guter Kerl, der Herr X., aber ein desto rücksichtsloserer Ehemann. Seine Frau konnte kochen, was sie wollte, nichts wollte ihm so recht munden. Der Schlankl wußte wohl warum! Ehe er nach Hause ging, hatte er schon in irgend einem Lokale einen Imbiß eingenommen und zwar so reichlich, daß er zu Hause an den ihm dargebotenen Speisen herumtupfte, als ob dieselben ganz ungenießbar wären.

Und Hand an's Herz, Ihr holden Frauen, welcher von Euch thut es nicht in der Seele weh, wenn Ihr Euere ganze Kunst an die Bereitung der Speisen angewendet habet, und der Mann weiß die Mühe nicht gebührend zu würdigen?

Plötzlich geschah ein großer Umschwung in dem niederträchtigen Gebahren des Herrn X. Seine Frau konnte ihn sozusagen nicht satt füttern. Und wie kam es?

Ich will es Ihnen verrathen: Frau X. hatte sich ein Kochbuch von Josephine Huber angeschafft und darnach die Speisen bereitet. -t.

Humoristisches.

(Im Musikalienladen.) „Geben Sie mir, bitte, ein Klavierstück! Aber eines, das von Schwierigkeiten wimmelt. Nehme für mein Leben gern Hindernisse!"

(Widerspruch.) Dame (zum Waggonfenster hinausblickend): „Wie nüchtern diese Landschaft aussieht!"

Herr: „Ja — und doch so benebelt!"

— Schriftsteller: „Sagen Sie mir offen, finden Sie nichts Originelles in meinem Manuskript?"

Verleger: „O, doch! Die Orthographie!"

(Compliment.) „Ich weiß nicht, meine Frisur geht immer so leicht auseinander!"

„Begreiflich! Rumoren halt stets geistvolle Gedanken in Ihrem Kopfe, meine Dame."

Scherzrebus.

MOMNTHEODOR

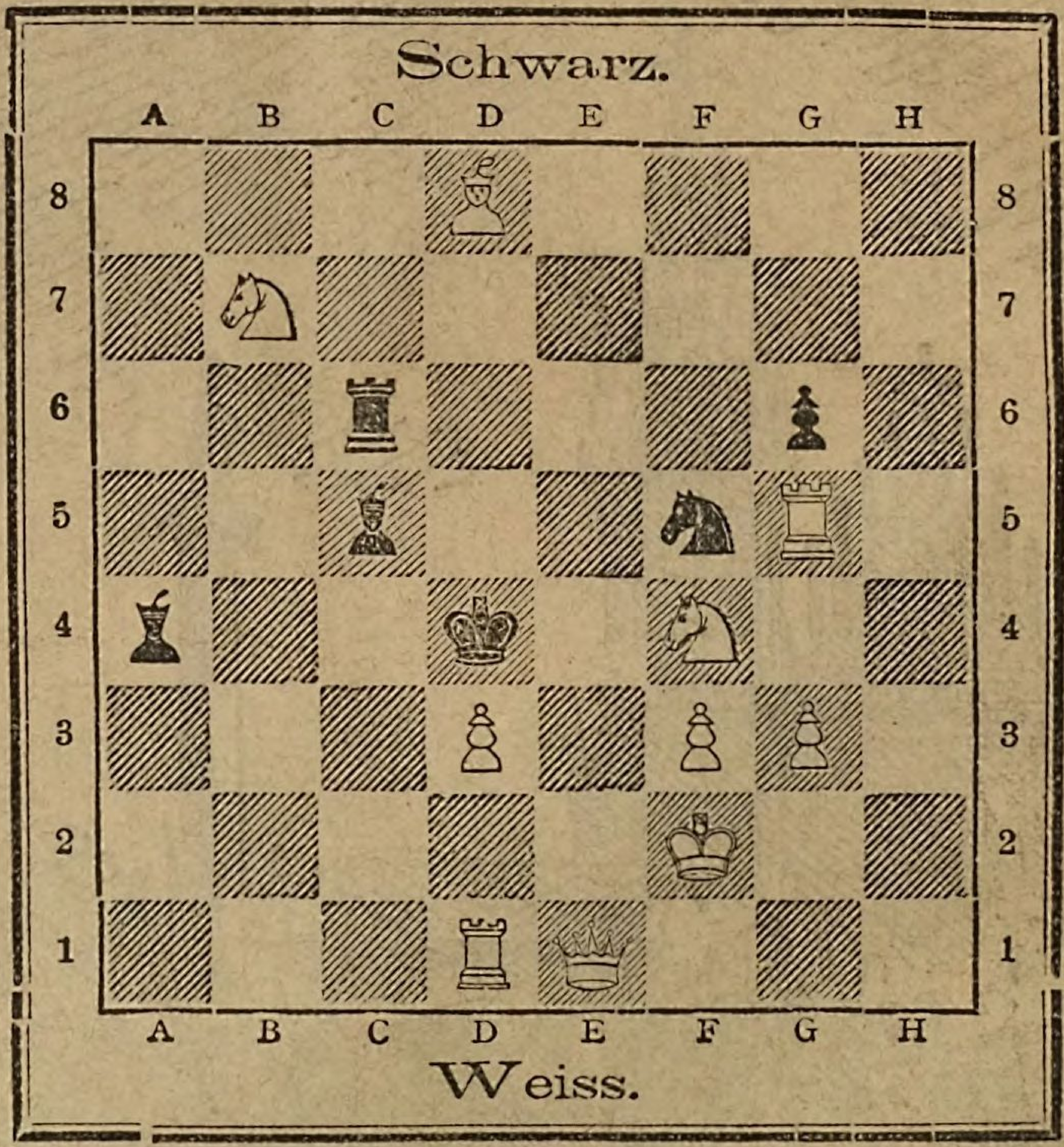
Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 85.

Wer viel verspricht, kann selten Alles halten.

Schachzeitung № 285.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von J. Mieses in Berlin.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Vierspringerspiel,

gespielt im internationalen Meisterturnier zu Berlin am 24. Sept. 1897.

	Weiß: Zinkl.	Schwarz: Metger.
1.	e2—e4	c7—c5
2.	Sg1—f3	Sb8—c6
3.	Lf1—b5	Sg8—f6
4.	Sb1—c3	Lf8—b4
5.	o—o	o—o
6.	d2—d3	Lb4×c3
7.	b2×c3	d7—d6
8.	Lb5×c6	b7×c6
9.	Ta1—b1	Lc8—g4
10.	h2—h3	Lg4—e6
11.	c3—c4	Dd8—c8
12.	Sf3—g5	Dc8—a6 (a)
13.	f2—f4	Ta8—b8
14.	f4×e5 (b)	Tb8×b1 (c)
15.	e5×f6	g7—g6 (d)
16.	Dd1—d2	Da6—b6 +
17.	Kg1—h2	Db6—d4
18.	g2—g3	Tb1×c1 (e)
19.	Dd2×c1	Dd4—e5
20.	Dc1—e3	c6—c5
21.	h3—h4	Le6—d7
22.	Sg5—h3	De4—e6 (f)
23.	Tf1—f5 (g)	Kg8—h8
24.	De3—h6	Tf8—g8
25.	Sh3—g5 nebst mat im nächsten Zuge.	

a) Dieser schwache Zug, der die Dame aus dem Spiel entfernt, rächt sich sofort.

b) Sehr schön gespielt.

c) Auch bei 14. d6×e5 kommt Weiß mit 15. Tf1×f6, Tb8×b1, 16 Dd1—h5, h7—h6 17. Tf6—h6, g7×h6 18. Dh5×h6, Tf8—b8, 19. Sg5—h7, f7—f6 20. Dh6—g6+, Kg8—h8 21. Sh7×f6 in eine Gewinnstellung

d) Nach 15. g7×f6 folgt Dd1—h5 worauf Schwarz nicht 16. f6×g5 spielen darf wegen 17. Dh5×g5+, Kg8—h8, Dg5—f6+ mit 19. Lc1—h6.

e) Nothwendig wegen des drohenden Sg5×h7!

f) Besser aber gleichfalls ungenügend wäre De5—h5.

g) Wiederum ein überraschend schöner Zug, der das Matnetz zuzieht.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 281 von Feigl.

1. Df8—a3 / Beliebig. 2. D., S.‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, J. Klingeis in Moosham, Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von David Altnöder, Jos. Frank, Georg Geisel, B. H.—, R. Kern, Karl Müller, Georg Schmaderer Gustav Schmidt, L. Schönhuber, J. Schuler, Tarrasconia und A. Weiß.

Briefkasten: M. Uc. hier. Die uns zur Verfügung gestellte Aufgabe ist nicht lösbar; auf 1 . . . . . , e6×Sd5 kann kein Mat folgen. — J. N. hier. Das Schlagen einer Figur als Einleitungszug einer Aufgabe kommt als nicht schön wohl nur in den seltensten Fällen vor; in der Aufgabe Nr. 283 scheitert 1. Lf7×d5 auch an der Erwiderung Tf5—f8+.

Notiz: Zuschriften, Lösungen 2c. 2c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Sonntag Nachmittags im separirten sog Weinzimmer** und **Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer.** — Schachfreunde als Gäste stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: K. Placht in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 88. Mittwoch, den 22. Dezember. 1897

6) (Nachdruck verboten.)

Rheingold.

Novelle von Cary Groß.

Beschämt und unmuthig wandte sich der alte Sänger von dem ausgelassenen Burschen hinweg. Während er sich einen Weg durch das Stuhllabyrinth bahnte, flüsterte ein Kellner einem der Studenten etwas ins Ohr. Dieser sprang rasch auf einen Stuhl, um die obere Terrasse besser zu übersehen.

„Tausend und eins, die ist freilich schön!“ rief er laut und winkte den Kameraden, seinem Beispiele zu folgen. „Der schönen Tochter zu lieb mag der Alte sammeln. Wir lassen der Jungen für ihre Prachtaugen einen Salamander steigen. Wollt Ihr?“

„Einverstanden!“ schrieen belustigt die Andern, die gleichfalls auf die Stühle gestiegen waren und neugierig nach Ottilien blickten.

„Meinetwegen kannst Du singen, Alter, Deine abgedroschenen Rheinlieder oder was Du willst,“ rief der erste Sprecher, dem die Uebrigen zustimmten, „aber Dein holdselig Töchterlein muß auch singen; dafür erhältst Du einen blanken Thaler. Hier ist er schon bereit! Geh' und laß sie anfangen.“

In dem alten Sänger erwachte bei den rohen Scherzen das künstlerische Würdegefühl früherer Tage. Zugleich regte sich in ihm das Bewußtsein, daß er ritterlich einzutreten habe für das Mädchen, das sich unter seinem Schutze befand, ob sie seine Tochter war oder nicht. Er verwechselte ohnehin, seit ihm der Erfolg und ein paar Gläser Wein zu Kopf gestiegen waren, fortwährend die Personen beider Mädchen.

„Wer hier singen soll, darüber entscheidet doch wohl der Direktor des Etablissements, der mich berufen hat,“ sagte er mit einer Geberde voll Stolz, das Geldstück zurückweisend. „Meine Tochter braucht hier nicht zu singen. Sie ist für's Kloster bestimmt und nicht für's Wirthshaus.“

„Für's Kloster? Hört! — Der alte Narr? — Ist hier oben ein Kloster? — Ist sie von Nonnenwerth drunten heraufgeflogen? — Ein schöner Vogel ist sie allerdings. Wäre schade für sie, im Kloster zu bleiben. — Wer will Ritter von Toggenburg sein?“

So schwirrten Gelächter und lustige Reden durcheinander, spottend blickten die jungen Leute dem Alten nach, der, sich in die Brust werfend, langsam nach seinem Platze zurückkehrte.

Ottilie hatte nichts von diesem Vorgange bemerkt. Ihre Aufmerksamkeit war nach einer andern Seite gelenkt worden. Sie hatte dort den Namen der Frau Räthin Rehwald nennen hören, und zwar von Herren, die ganz in der Nähe einen Tisch aufsuchten. Ihr däuchte zu hören, daß sie dieser Ostseite der Terrasse den Vorzug gaben, weil die Räthin am andern Ende saß. Sie hatten also das gleiche Interesse wie Ottilie selber; drohte hier die Gefahr mit Bekannten zusammenzutreffen?

Sie faßte die Ankömmlinge in's Auge. Beide waren ihr unbekannt. Der Jüngere, der noch nicht gesprochen hatte, mochte im Anfange der Dreißig sein. Er hatte ein geistreiches, feingeschnittenes Gesicht, blickte mit lebhaften fröhlichen Augen um sich und hatte gewandte, jugendliche Bewegungen. Er war der Typus eines Rheinländers, dessen natürliche Anlagen durch feine Sitten und geistige Bildung veredelt und erhöht sind. Der ältere Herr glich ihm ein wenig, war aber größer und weniger verfeinert in Kleidung und Haltung. Er mochte ein Künstler sein oder auch der Geschäftswelt angehören. Seine Manieren waren weniger beherrscht, seine Rede lauter, als der gute Ton es gestattet.

„Du wirst Dich neuerdings schlecht anschreiben,“ sagte er, auf einen von seinem Gefährten gewählten Tisch zuschreitend; „die Frau Räthin hält Dich ohnehin für unverbesserlich.“

„Es geht auf die alte Rechnung,“ antwortete der Jüngere leichthin, indem er noch einige Stühle herbeiholte und sie um den gewählten Tisch lehnte, als Plätze für weitere Genossen.

„Weißt Du denn, ob unsere Damen mit diesen abgelegenen Plätzen zufrieden sein werden?“ hub der Andere an. „Die Tante säße lieber in der Nähe der Rehwald. Unter der Linde weilt auch Dr. Lebert. Mit dem neckt Tante sich gern; das heißt sie zieht ihn auf, den Gecken!“

„Sie kann sich da drüben einfinden und dort bleiben, so lange es sie freut. Die Frau Professor sitzt dagegen lieber hier und gewiß auch die Frankfurter Damen. Ich selber werde drüben nur auf einen Augenblick mich vorstellen.“

„Also willst Du Dich doch beimachen? Gewiß um dem Besuche aus Graz zu gefallen. Hm, Du bist schlauer als Du gestehen willst?“

„Warum schlau,“ war die halblaute Antwort, in der ein wenig Aerger vernehmbar war. „Ich bitte Dich, keine Absichten zu vermuthen, wenn ich aus Rücksicht für den Vater der jungen Dame ihr die pflichtschuldige Artigkeit erzeige. Was hindert mich denn sonst in der Nähe der Linde unseren Platz zu wählen?“

Jetzt bemerkten die jungen Männer Ottilien am Sängertische, die aus Interesse an dem Gehörten ihre Vorsicht vergessen und ihr Gesicht ihnen zugewandt hatte.

„Schau, Max, welche Schönheit! Das wäre ein Modell für meine Poesie!“ Der Aeltere sagte es, den Bruder anstoßend, so laut, daß Ottilie es hören mußte. Jähes Roth flog über ihr Gesicht, und sie wandte sich unmuthig ab. Wie hatte sie so unbehutsam sein können! Was durfte man von ihr denken, wenn sie selber die Leute anstarrte?

Sie sah den mißbilligenden Blick nicht mehr, den der jüngere Herr dem lauten Sprecher zusandte; dagegen fiel ihr das verstörte und aufgeregte Aussehen Goldmunds auf, der eben von der untern Terrasse herauf ihr zuschritt. Lautes Lachen tönte zugleich von unten ihm nach. Als Goldmund bei Ottilie anlangte, mußte er die neuangekommenen Herren am nächsten Tische bemerken. Sie erkannten ihn und grüßten höflich. Er besann sich einen Augenblick, dann eilte er zu ihnen hin.

„O Herr Professor Dr. Heermann, welche Freude, Sie hier zu sehen! Wie schön, daß Sie mich erkannten!“ hörte Ottilie den Alten sagen, dem sie um alle Welt nicht nachblickte. Sie vernahm nur, daß man ihm Platz bot, worauf er weiter redete: „Danke, danke, ich sitze ganz gut so! Freut mich, Herr Dr. Heermann, daß ich bei diesem Anlaß auch Ihren Bruder kennen lerne. Wohl in Bonn ansäßig? Künstler, Kunsthändler oder Beides? Um so schöner! Wie wohlthuend, daß ein so feiner Herr sich des alten Goldmund, trotz seiner Erniederung, noch erinnert! Es ist freilich noch nicht lange her, seit Sie mich in Freiburg auf der Bühne sahen. Herr Professor, es ging rasch abwärts mit mir! Tenore dauern nicht lang, wie Sie wissen. Krankheit, häusliches Unglück beschleunigten den Sturz, nahmen die Ersparnisse!

Des alten Mannes Stimme zitterte, der eben erlittene Spott hatte ihm weh gethan. Die unerwartete Freundlichkeit eines geachteten Herren bewegte nun sein Gemüth in Rührung.

In Ottilie regte sich sofort wieder nichts als herzliches Mitleid mit dem armen, halb verwirrten Greis. Es that ihr wohl, wie

wenn er ihr wirklich nahe stände, daß sie dieselbe Regung in Stimme und Wort bei dem jungen Manne bemerkte, der schonend und mit äußerster Höflichkeit Rede und Antwort mit Goldmund wechselte.

„Ich wähnte, Sie hätten sich auf's Unterrichten verlegt?" sagte er. „Warum blieben Sie nicht dabei, Herr Goldmund?"

„Es ging nicht mehr recht. An manchen Orten gewann ich Ruhm als Lehrer, mußte aber immer wieder fort, bald der kranken Frau, bald der Söhne wegen, die ich leider verlor. Zuletzt mußte ich die Tochter abholen, die ich sorgfältig erziehen ließ, die sich aber doch noch kein Brod verdienen kann. Nun ist es Sommer, da sind nirgends feste Verhältnisse. Es gilt, mir hier Geld zur Weiterreise zu verdienen oder Bekanntschaften zu machen, die mir ein neues Heim für mich und das Kind gründen helfen. — Hier am Rhein regte sich auch das alte Künstlerblut in mir. Man sehnt sich danach gehört zu werden, so lange man noch gefällt."

„Und deshalb? — Hm! — Ihre Tochter begleitet Sie? Singt sie auch?"

Es war der ältere Heermann, der mit dieser zweifelnden Frage herausplatzte. Ottiliens Köpfchen senkte sich sofort auf das Notenblatt herab. Sie hätte jetzt weit weg sein mögen. — Der Name des Doktor Heermann war ihr bekannt. Sie wußte nun, weshalb er vorhin erklärt hatte, daß er der Tochter ihres Vaters Artigkeit zu schulden glaube. Der alte Grube schätzte ihn, hatte an ihn sogar den Sohn empfohlen, als Ottmar auf die Universitäi kam. Wie hatte sie nur so toll sein können, sich hier im Rheinlande unter lauter Wildfremden zu wähnen, wie etwa in einem neu entdeckten Welttheil.

Die Frage des ältern Heermann verwirrte aber Goldmund's Kopf noch mehr.

„Singt? Ob sie stugt? Ja freilich singt sie. Ist ja meine Schülerin und hat eine weiche klangvolle Stimme. Aber eigentlich singt sie nicht. Ihr Talent ist vernachlässigt. Dazu kommt noch, daß sie allzu schüchtern ist. Begrübe sich am liebsten in Klostermauern."

„Wäre Schade," warf der Kunsthändler wieder dazwischen.

„Schade? — Ja das sage ich auch, wenigstens traurig für mich wäre es. Eigentlich schön ist das Mädchen ja nicht und paßt nicht auf's Theater."

„Nicht schön? Na da muß ich bitten! Ein Künstlerauge, wie meines, versteht sich doch wohl anf Formen und Farben."

„Sie kennen Licie? Ach — ja so! — Sie sahen — wie? Was wollte ich doch sagen? Ich verstehe — ich vergaß ganz —"

„Sie vergaßen?"

„Daß ich wieder zu singen habe! — Viele Herrschaften brechen früh anf, Andere haben noch nichts gehört. — Entschuldigen Sie, meine Herren." (Fortsetzung folgt.)

Die nächstjährige amerikanische Ausstellung.

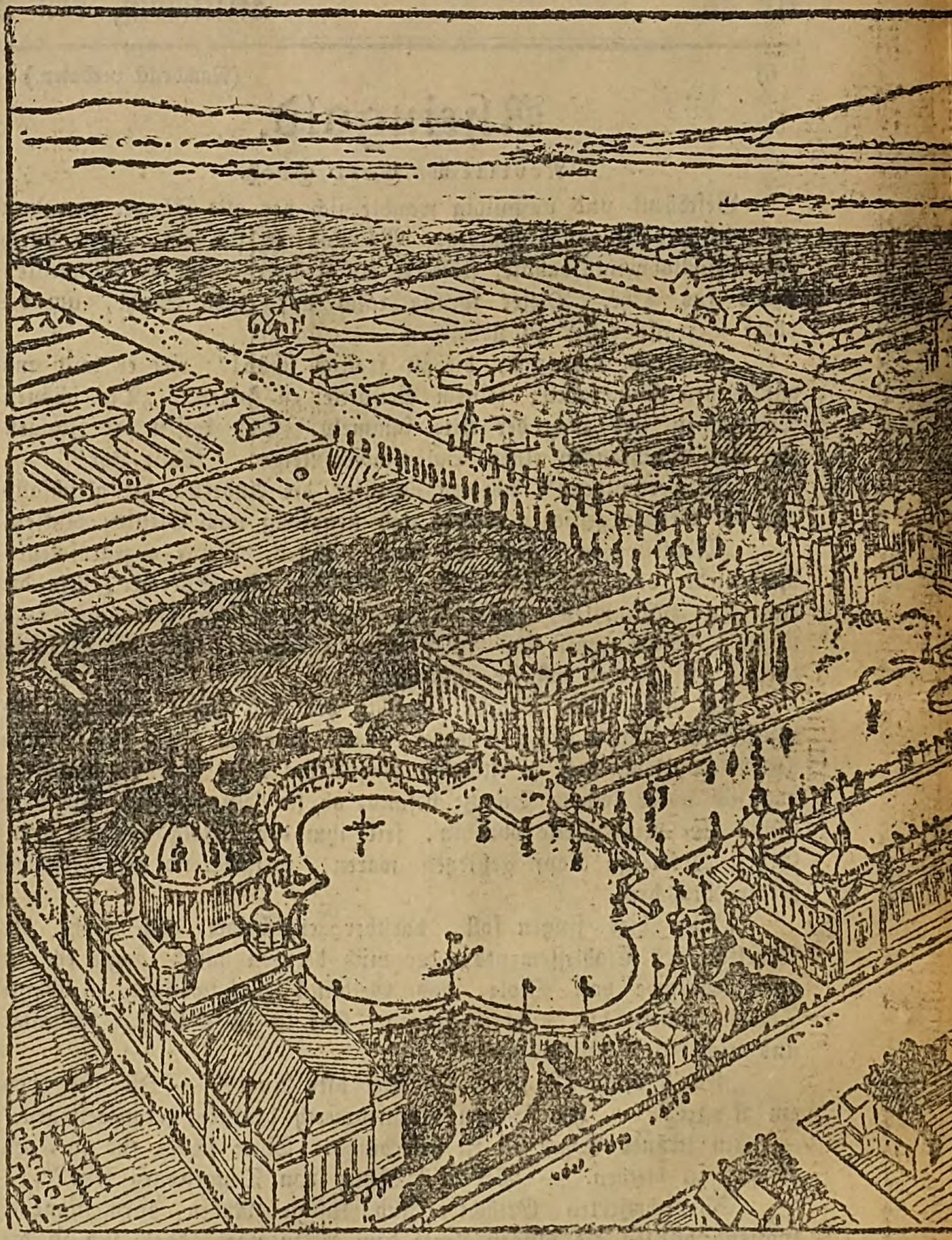
(Siehe Illustration.)

Amerika veranstaltet im nächsten Jahr wieder eine große Ausstellung für die Staaten jenseits des Mississippi. Die nächstjährige amerikanische Ausstellungsstadt ist Omaha, die Hauptstadt des Staates Nebraska. Im Jahre 1860 zählte Omaha kaum 1800 Einwohner, heute beläuft sich die Bevölkerungszahl auf rund 200,000. Es ist eine der interessantesten und größten Städte des Westens, eine Stadt, in der Alles neu ist. Die Häuser, die Parkanlagen, die Bauten, die Schulen, die Kirchen, Alles ist neu. Aus einer ziemlich bergigen Stadt haben die Bewohner Omahas ein leichtes Hügelland gemacht, indem sie ganze Berge abrasirten und tiefe Stellen und Schluchten ausfüllten. Omaha besitzt heute fünf öffentliche Parks, hat 70 Meilen gepflasterte Straßen. Das ganze Straßennetz beläuft sich auf sechshundert Meilen. Omaha ist eine echte Kirchenstadt, denn es besitzt nicht weniger als 115 Gotteshäuser der verschiedenen Riten. Dreizehn Hauptlinien von Eisenbahnen treffen sich hier und 130 Passagierzüge laufen täglich in die Stadt ein. Ueberdies sind 95 Meilen Straßeneisenbahnen in Omaha zu finden. In dieser Stadt nun wird die nächstjährige Ausstellung stattfinden, die zeigen wird, welchen riesigen Umfang bereits Industrie und Gewerbe in Amerika besitzen. Die Nachrichten, die aus Omaha über diese künftige Ausstellung eintreffen, lassen dieselbe als eine der glänzendsten Veranstaltungen erscheinen, und es ist kein Zweifel, daß sich im nächsten Jahre ein reicher Strom von Reisenden über das große Wasser begeben wird, um diese in ihrer Ausdehnung kolossale Ausstellung zu besuchen. Es ist heutzutage nicht mehr so schrecklich, nach Amerika zu fahren, der Norddeutsche Lloyd und die Hamburgisch-amerikanische Paketschifffahrts-Gesellschaft bieten in ihren Doppelschraubendampfern dem Passagier eine solche Fülle von Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, daß es für den nervösen Europäer wohl keine angenehmere und nervenberuhigendere Fahrt geben kann, als so einen Rutscher über das große Wasser. Wir zeigen hier die Anlagen der zukünftigen amerikanischen Ausstellung aus der Vogelperspektive.

„D' Ahnl".

Von Joseph Brünner.

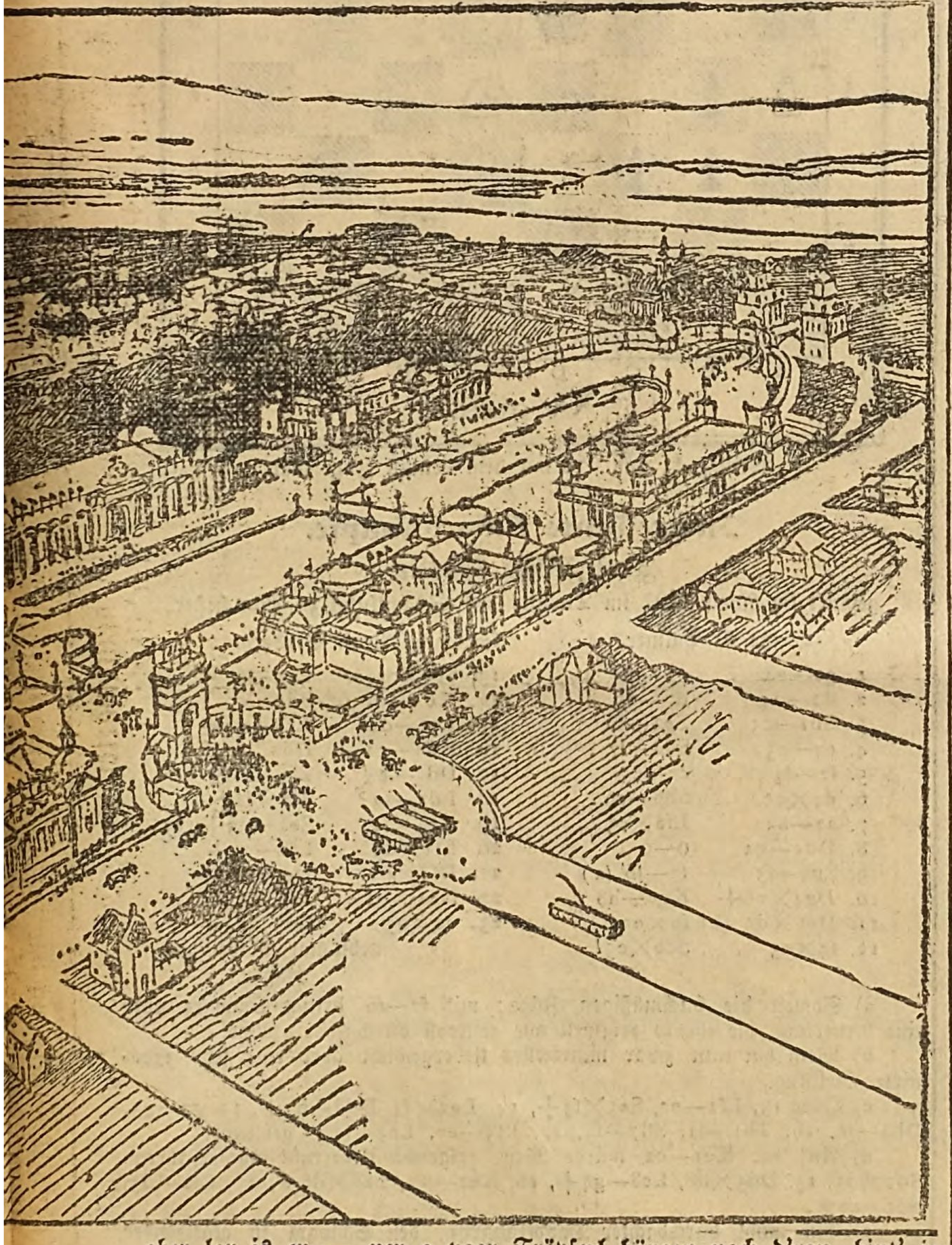
Im Lehnstuhl im alten sitzt d' Ahnl und strickt. Um ihre Füß' schmudelt sich d' Katz' und spinnt. Was die zwei heut gar so fleißig sind, d' Ahnl und die Katz? Der Ahnl fallen öfters d' Maschen runter und imrigsmol a glei d' Stricknadel; es geht rein nix weiter mitn Stricka. — I moa schier der Ahnl ihr Stricka is so ner für d' Katz. Zweg'n wos aber d' Katz sich so schmudelt uod spinnt und schnurrt? — „Nu mei, wegen der Ahnl is; aufi möcht's zu ihr auf d'Schooß. Die zwei san goar guat mit einand d' Ahnl und die Katz und um allerliebsten hat Katz d' Ahnl, wenn's nach'n Essen schlafen derf auf der Ahnl ihra Schooß. Do nopfazt und loahlt (nopfazt = loahln, tunken) d' Ahnl im Lehnstuhl und d' Katz loahlt und schlaft a mit. Heut' hätt' d' Ahnl schon längst g'essen, es war schon lang Zeit zum Schlafen — d' Katz is schon ganz grandi, daß nit zu der Ahnl aufi derf und schnurrt und burrt wie ein altes Spinnradl, das nit g'schmiert ist. Es hilft dir nix Kater, dein Gisten und Schnurren! D' Ahnl denkt heut nit an's Schlafen."



Draußen scheint' d' Sonn' so schön warm und d' Sonnenstrahlen fallen hinein in die Stuben, rennen der Ahnl über's G'sicht und über die warmen Patschen. Husch! husch! husch! sind s' wieder davon, wenn d' Ahnl darnach greift. „Geh Ahnl thua mit, spiel, renn' mit uns, auf der Gassen spielen wir Nachrennen", sagen's und schmeicheln's die glanzenden Dingerl und schmudelt sich um d' Ahnl wie ehnder die Katz. Frei, völli jung und frisch schaut s' aus heut die Abnl, als war s' um 60 Jahr' jünger. Um 60 Jahr' jünger!

„Sealst ins Herz hinei' müassen die Lichterln g'schlofen sei', weil der Ahnl ihre Augen auf oamol so glosen und glanzen, es muaß s' Herz frisch und lustig wor'n sein, völli' so, wie vor 60 Jahren. Jo, i Du mei', wird jo imrigsmol sealst im Winter an Bleamerl, wos versteckt is unterm warmen Schnee, ganz himmelselig — wenn d' Sonnenstrahlen schön warm auf sei' Köpferl fall'n, daß glei' z' wachsen und z' blüahn anheb'n möcht'. Wär' freili' dann g'fehlt, wenn s' das weiße Manterl und die warme Hauben wegwerfen thät. Ja, ja, die Sonn', die kann zaubern — und die — Liab auch.

Weißt es leid nit, daß heut' vor 60 Jahren d' Ahnl 'n seligen Aehnl g'heirat' hat? Der Aehnl freili' verspürt nix mehr von der lieben Sonn' — aber wo er schlaft, da wachsen Bleamerl außa, Herzbleamerl, Vergißmeinnit aus 'm Herzen, und wo sei' amol so rosig's G'sichterl liegt, wachst a Rosenstrauch voller Rosen außa, und sealst a „Stoa" stund da ober 'm Kopf mit sein' Nam' —



aber lar is er — ner a paar Tröpferl hängen noch d'ran, hint' in der Ecken, vom letzten Regen her. Eini kann d' Sonn' nimmer zum Aehnl, d'rum zieht 's ihn wieder schön langsam außa aus 'm Grab, durch die Bleamerl und Rosen. Is amol a braver Mann g'we'n, der Aehnl.

D' silberne Hochzet hat er g'feiert, mit sein' Wei' und die goldene a, und wie s' herg'richt' haben zur diamantenen, hat er g'sagt: „Na, na, do thua i nimma mit, dös is ma schon z' viel," hat sich hing'legt auf d' Bank und hat sich außitragen lassen auf'n Freithof — just g'rad' um Kathrein herum. D' Ahnl nestelt 'was am Strumpf, den s' strickt, schaut dann a weil so vor sich hi, dann steht's auf und sagt: „Wahr is, is a mol' a saub'ra Bua g'wen, der schönste im ganzen Kirchspiel." Sie geht hin zum Spiegel und schaut sich hinein, fahrt mit dem runzeligen Pratzerl über das schneeweiße Haar und über's faltige G'sicht, wia's Katzerl, wenn es sich wascht und schön macht, dreht s' Köpferl a paarmal hin und her, wia a Schwalberl, wenn's singa thuat. D' Katz schaut ganz verwundert drein und hat, so guat i d' Katzensprach versteh', zur Ahnl sagen woll'n mit ihr'n Schnurren: „Geh Ahnl, laß das Schönthoa, is alls scho für d' Katz. Ahnl geh ma schlafen." D' Ahnl laßt sich aber nit stören durch d' Katz und ihr Brummen — zieht die warmen Patschen aus, nimmt a bluamigs Kopftüchel und den Stecken aus der Ecken und thut außi bei der Thür auf d' Gassen ge'hn. Ahnl was fällt enk denn ein, so fort'zrenna? Oder wollt's gar mit die Sonnstrahl'n Versteckn spiel'n? Ahnl denkt's doch, wenn Enk die davonrennen und Enk dann im Finstern wo lassen, wo in a grabfinstern Grab'n?

„Ahnl bleibt's da." D' Ahnl louft nit auf und rennt weiter auf drei Füßen. „Ahnl, hört's, halt's aus, laßt's Enk was sagen: Seht's nit auf der Straßen die Maschen und Faschen, wenn's Enk da vermangelt's drin, fallt's am End nieder und thuat's Enk wo weh." Es nutzt nix bei der Ahnl, sie gibt um koa Röd'n nit, laß' mer's gehn: sie will's nit anders haben. Is ja ihr Lebtag so g'wen'n; wenn sie sich was in Kopf g'setzt hat, hat ihr's Neamd ausreden könna. Wird noch ihr Unglück a mol wer'n, ihr dickkopfet's Wesen.

Am Himmel drob'n wurrlt a Haufen Wolken umeinander und spiel'n Versteckn mit der Sunn und sagen: „Fang uns, weunst kannst." Dann rennen's umeinander, durcheinander, auseinander und nebeneinander, daß sich d' Sonn gar nit auskennt, wohin s' mit ihren langen, goldenen Armen z'erst hing'langen soll. Oefters greift's daneben oder fährt ganz durch, weil die g'schwind auseinanderschieben und da fall'n dann ganze Büschel Strahlen herab auf d' Gass'n, wo grod d' Ahnl geht. Weiße, rothe, grüne, g'scheckerte Lichterl tanzen herum vor der Ahnl ihre Füß', häckeln, strick'n, wurrln und wirrln durcheinander, daß sich d' Ahnl nimmer auskennt, wo sie geht nnd steht. D' Augen geh'n ihr über vom vielen Licht und im Kopf wird's ihr ganz angsti — d' Lichterl strick'n und wurrln fort vor ihren Füßen, d' Ahnl will Ihnen ausweichen und fällt dabei nieder auf d' Erden. D' Sonnenstrahl'n häckeln und tanzen jetzt über ihr schönes Kopftuch und über den ganzen Leib, als wollt'n s' d' Ahnl einstricko und einwirka in ihr Gewirret. D' Ahnl schreckt und will aufsteh'n, es geht aber nit, sie muß warten bis d' Leut' kommen und sie aufheben. Ahnl, Ahnl, mir scheint, ös könnt's Sunn' nimmer vertrag'n!" „Am Freithof hob i außi geh'n woll'n zu mein seligen Mann und muaß i mi in was vermangelt haben. Wenn i mi nur nix thoan hob, es thuat mir so weh im Kreuz," sagt d' Ahnl, wia's d' Leut ins Haus tragen.

Acht Tag später haben sie's wieder außitrag'n aus'n Stüberl ins andere Ausnahmstüberl neben dem Aehnl. Dort halten's jetzt ewige Hochzeit nebeneinand'. Da schlaft's jetzt d' ganze Nacht und den ganzen Tag. Aber für d' Katz is das nix. Der Schlaf, der lange, paßt ihr nit von der Ahnl. Seitdem sie nimmer strickt, spinnt sie nimmer und ist am liebsten wo draußen.

Wochen-Plaudereien.

XV.

„Also Ihnen darf man ja bald gratulieren?" redete mich gestern einer meiner Bekannten an.

„Mir gratulieren?" versetzte ich verwundert — „ich wüßte nicht; von einem freudigen Familienereignisse ist keine Rede, ich habe weder Hoffnung befördert zu werden, noch weniger die Aussicht, den Titel eines Kommerzienrathes zu erhalten; mit der Gratulation wird's also gar nichts!" . . .

„Und doch," entgegnete mir der Bösewicht; „man darf Ihnen doch bald zum — Neuen Jahr gratulieren!"

An das neue Jahr hätte ich im Drange der Geschäfte gar nicht gedacht. Wie lang wird einem doch zuweilen die Stunde — wenn man auf Jemanden warten muß — und wie rasch fließt unter Umständen ein Jahr in den Strom der Ewigkeit dahin!

Um das heurige Jahr ist es im Grunde genommen, gar nicht schade. Wie viele Hoffnungen — nicht nur der Landwirthe — sind in diesem ganz „gemeinen" Jahre zu Schanden, oder wenn man will, zu Wasser geworden! Man sollte meinen, daß zu solch einer gesegneten Regenzeit, wie es in den zwei Semestern der Fall war, das Wasser so billig ist, wie im Sommer die Brombeeren.

Weit gefehlt! Trotz der großen „Wassernoth" ist unser Herr Magistrat von der ziemlich hohen Wassersteuer so begeistert, wie etwa die Liberalen von der Flottenvorlage. Praktisch ist zwar dieses Kalkul nicht, allein, des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Sehen wir uns einmal in Regensburg um, wie die hochweise Stadtvertretung mit ihrem Wasser spart. Da gibt's — und das muß man den Herren Stadtvertretern zur Ehre nur anrechnen! — keinen Unterschied: Brauereien, die eine Unmasse von Wasser in

Bier zu verwandeln wissen, müssen per Kubikmeter Wasser ebensoviel bezahlen, wie andere Abnehmer, die das Wasser nur zum Waschen brauchen.

Deswegen sind auch die großen Brauereien und andere Etablissements so klug, und lassen sich artesische Brunnen — bald hätte ich gesagt artistische Brunen, weil ich an den Guldengarten dachte — herstellen.

Man muß es der Bahnverwaltung zum Ruhm nachsagen, daß sie sich lange den Spaß erlaubte, dem Magistrat jährlich Tausende für Wasser zu zahlen. Endlich ward ihr die Geschichte doch etwas zu fad und sie entschloß sich, eine eigene Wasserleitung, von Irlbach hergeleitet, in's Leben zu rufen.

Während bisher die Bahn, die Groß- nnd Kleinbrauer &c. für einen Kubikmeter Wasser 20 Pfg. zahlen mußten, stellt sich in Zukunft der Preis des Wassers für das gleiche Quantum für die Bahn auf 8 Pfg. Man rechne einmal nach, wann sich die eigene Leitung für den Fiskus ausgezahlt hat!

Ja, das Christkindl thäte ganz gut, wenn es auch im Rathhause einkehren würde und so etwas wie von „größerem Gesichtswinkel“ an den Tisch des hohen Hauses niederlegen würde.

Begeben wir uns einmal auf den Christkindl-Markt; vielleicht finden wir etwas Passendes, was man unseren Stadtvätern auf den Weihnachtstisch legen könnte. Etwa ein Steckenpferd? Da müßte man ihrer sehr viele kaufen! Wie wäre es etwa mit einem kleinen Trambahnwagen oder mit einer bunten Kerze, dem Lichte der Zukunft? Ein kleines Schifferl, mit welchem man die Donau-Dampfschifffahrt heben könnte, wäre auch nicht ohne. Und erst eine Brücke, und sei es auch keine goldene Brücke, sondern nur ein Steg über die Donau, wie müßte die sich ausnehmen! Was sagen Sie, verehrte Leser, zu einer Spirituslampe, wäre das nicht auch so etwas Passendes? Nur nicht zu viel verlangen! Wie oft schlägt nicht das, was man begehrt, in's Gegentheil um. Soll ich mit einem Beispiele aufwarten? Da bin ich nie verlegen:

Eine hiesige Hausfrau schickte dieser Tage ihr Mädchen, weil sie mit Weihnachtsbäckereien beschäftigt war, zum Döring um ein Pfund Mandeln. Und was hatte das Mädchen nach Hause gebracht? Statt Man|deln bringt das dumme Ding lauter Weibeln heim! -t.

Rösselsprung.

wen	als	an	hehr	lieb	der	aus	rauscht
ge	und	der	bar	jedem	hin	hohe	wun
daß	schen	strahlt	dichter	Weihnachts-		es	kund
hoch	mund	es	lie	gesun	kein	zu	das
je	es	gen	Klänge.		und	es	über
doch	so	be	meer	hat's	es	be	lied
klar	ein	ein	her	lieb	sel	land	ist
lieb	jedem	das	grif	klingt	zen	das	schrie

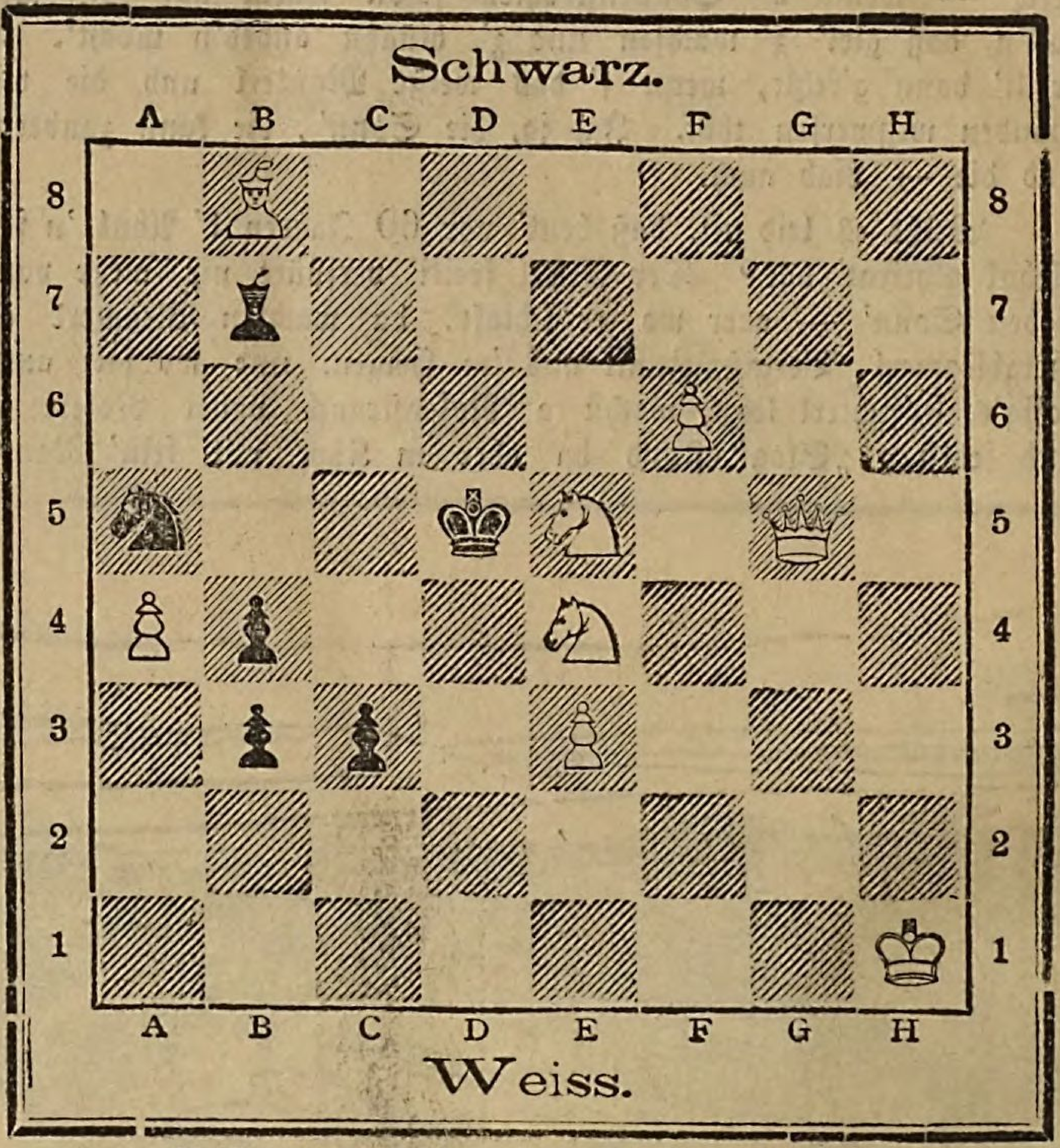
Homonym und Silben-Räthsel.

Willst wissen, was das erste Wort bedeutet?
Nun gut! es nennt, was zahlreich vorwärts schreitet,
Oft langsam nur, doch oft auch sehr geschwinde,
Oft still, oft brausend, gleich dem heft'gen Winde.
Es schadet nicht, es nützt sogar; doch dann ist's schlimmer,
Wenn seinen Weg es nimmt durch unser Zimmer.
In and'rer Deutung liegt es festgebannt,
Ein klein Gebiet im schönen Schweizerland'.
Das Zweite ist sehr scharf, kann nützen und verwunden,
Wie Jeder wohl schon oft genug empfunden;
Es ist des Kriegers Pflicht in Kampfeswüthen
Dem Feinde standhaft es zu bieten.
Das Ganze siehst im Süden dort von Bayern's Gauen
Als ries'gen Markstein ragen und zum Himmel schauen.

Schachzeitung № 286.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von L. Vetesnik in Oskki.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Französische Partie,

gespielt im April 1897 im Turnier des Schachklubs zu Manchester.

Weiß: C. Palmer.		Schwarz: Prof. Brodsky.	
1. e2—e4	e7—e6	13. Sf3×e5 (c)	Lc5—f2+!
2. d2—d4	d7—d5	14. Ke1—d1 (d)	Sd7×e5
3. Sb1—c3	Sg8—f6	15. Lc1—d2	Lc8—g4+
4. e4—e5	Sf6—d7	16. Kd1—c1	Dd8 e7
5. f2—f4	c7—c5	17. Dd5—e4	Ta8—d8
6. d4×c5	Sb8—c6	18. Ld2—f4?	Tf8×f4!
7. a2—a3	Lf8×c5	19. De4×f4	Se5—d3+;(e)
8. Dd1—g4	0—0	20. Lf1×d3	Lf2—e3+
9. Sg1—f3	f7—f6 (a)	21. Df4×e3	De7×e3+
10. Dg4×e6+	Kg8—h8	22. Kc1—b1	Td8×d3!
11. De6×d5 (b)	f6×e5	23. c2×b3	De3×d3+
12. f4×e5	Sc6×e5!		nebst mat in wenigen Zügen.

a) Soweit die buchmäßigen Züge; mit f7—f6 bringt Schwarz aber eine Neuerung, die ebenso originell wie geistvoll durchgeführt wird.

b) Weiß hat nun zwar materielles Uebergewicht aber eine sehr exponirte Stellung.

c) Oder 13. Lf1—e2, Se5×f3+, 14. Le2×f3, Dd8—h4+, 15. g2—g3, Dh4—f6, 16. Th1—f1, Sd7—f5, 17. Lf3—e2, Lc5—f2+ gewinnt.

d) Auf 14. Ke1—c2 würde Weiß folgende Ueberraschung erfahren: Sd7×e5, 15. Dd5×d8, Lc8—g4+, 16. Ke2—d2, Ta8×d8+, 17. Lf1—d3, Se5—c4‡.

e) Ein wohl durchdachter Doppelangriff, den Schwarz in glänzender Weise spielt.

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 282 von Pütschke.

1. Lf4—d2 / Beliebig. 2. D.‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, J. Klingeis in Moosham, Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll, und aus Regensburg von David Altnöder, Jos. Frank, Georg Geisel, B. H.—, R. Kern, Karl Müller, Georg Schmaderer, Gustav Schmidt, L. Schönhuber, J. Schuler, Tarrasconia und R. Weiß

Briefkasten: C. M. hier. Wie würden Sie wohl in Ihrer gütigst uns übergebenen Aufgabe auf 1. . . „ Sf3—g5+ Mat geben?

Notiz: Zuschriften, Lösungen &c. &c. wollen an die Redaktion dieses Blattes gerichtet werden. Das **Clublokal** befindet sich im **Neuen Haus. Spieltage: Sonntag Nachittags im separirten sog. Weinzimmer** und **Mittwoch Abends im sog. Speisezimmer.** — Schachfreunde als Gäste stets willkommen.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: K. Placht in Regensburg.

Illustrirtes Extrablatt zum Regensburger Anzeiger

Nr. 89. Montag, den 27. Dezember. 1897

7) (Nachdruck verboten.)

Rheingold.

Novelle von Cary Groß.

Ottilie athmete leicht auf, als der Alte den verfänglichen Fragen ein Ende gemacht hatte und wieder neben ihr Posten faßte.

Lieb war ihr, daß seine Mittheitungen ihr gewissermaßen ein Recht auf die schüchterne Rolle gaben, durch sie der Annäherung an Bekaunte ihres Vaters sich am besten zu entziehen hoffte. — Gefaßt griff sie wieder zur Guitarre, als der Alte das beliebte Lied anstimmte: „An den Rhein, an den Rhein! geh' nicht an den Rhein, mein Sohn, ich rathe Dir gut."

Es that Wunder. Die leichte Melodie lag in seiner Stimme; die Nähe von Dr. Heermann rief ihm bessere Stunden zurück; er verfiel in keine Uebertreibung, sondern sang das Lied mit einfacher Fröhlichkeit zu Ende.

„Herrlich! Bravo!" brüllte aber jetzt ein vielstimmiger Chor am Rande der untern Terrasse, wo die Köpfe der Studenten sich zeigten. „Bravo! Alter vom Berge! Aber auch Bravo Du schönes Wunderkind. Ein neuer Salamander steigt ihr, der Schönsten der Schönen!"

Ottilie raffte ihren Muth zusammen. Sie sagte sich, daß Sprödigkeit das Uebel nur schlimmer machen würde und sie ihrer Rolle gemäß sich zu verhalten habe. In nächster Nähe einen Menschen zu wissen, der ihren Vater kannte, dem sie sich nur zu nennen brauchte, um seines Schutzes gewiß zu sein, gab ihr zugleich einige Ruhe.

Wie zum Danke neigte sie das Haupt gegen die Beifallklatschenden. Sie hoffte damit genug gethan zu haben; aber einige der Vorlautesten traten näher. Ein Blumenstrauß flog auf den Tisch; Ottilie schob ihm dem Alten hinüber, während sie eifrig mit dem Stimmen ihrer Guitarre sich beschäftigte.

„Sie singen doch hoffentlich auch, Fräulein?" wurde sie nun von einem der muthwilligen Jünglinge angeredet, der sein schwarzes Schnurrbärtchen herausfordernd gegen die hochrothen Wangen hinaufdrehte. Ottiliens Haltung zwang ihm doch eine bescheidenere Redeweise ab, als er zuerst beabsichtigt hatte.

„Nein," sagte sie ruhig, „ich singe nicht"; fügte aber, weil die Lüge ihr widerstrebte, hinzu: „Hier nicht! jetzt nicht!"

„Und warum hier nicht? Sind wir Musensöhne etwa nicht würdig eine Muse zu hören?" fragte kecker werdend der Student. „Klosterbrüder sind wir freilich nicht, aber auch keine Chorknaben, aber doch ein Korps lustiger, freier deutscher Jünglinge! Gibt es kein Lied für solche? — Schweigen Sie, alter Herr! Sie haben wir gehört. Hier ist Silber für ihren Sang; gewiß nehmen Sie den Thaler jetzt, wenn die stolze Tochter ihn überreicht."

Ermuthigt durch den Beifall der Kameraden, legte er den Thaler vor Ottilie nieder. Sie richtete sich auf, die schüchterne Rolle war nicht länger nach ihrem Sinn.

„Warum nicht?" sprach sie, die dunklen Augen ruhig und ernst auf die Studenten richtend. „Dem Künstler gebührt größerer Lohn als dieser für die lange, ehrenvolle Laufbahn, die er hinter sich hat. Gentlemen ehren den Künstler auch noch im Mißgeschick und verlangen nicht mehr von ihm und den Seinen, als was er freiwillig bietet."

Verlegen trat das schwarze Schnurrbärtlein zurück; aber die hinter ihm Stehenden drängten vor. Sie hatten des feurigen Weines zu viel genossen, um so schnell ihre erhitzten Köpfe zu beugen.

„Aber wenn wir Gold böten statt Silber! Was dann?" hörte Ottlie sie fragen, hörte aber zugleich auch hinter sich am Tische ihrer Nachbarn warnend flüstern: „Was willst Du thun, Max? Es sind Korpsstudenten, die hören nicht auf Dich. Es gibt Unannehmlichkeiten."

Aber schon stand Dr. Max Heermann neben dem alten Goldmund. Die meisten Studenten kannten ihn. Er war kein Korpsstudent gewesen, war Philister einer nicht Farben tragenden Verbindung, deshalb murrten einige, aber sie achteten den jungen Privat-Dozenten genug, um ihn zum Worte kommen zu lassen.

„Ganz recht, meine Herren. Selbst Gold ist nur verdienter Lohn für den wackern Sänger. Herr Goldmund ist durch sein Verdienst berechtigt, es ohne weitere Leistung anzunehmen. Ich denke, wir veranstalten eine Sammlung für ihn, ganz besonders für sein schönes Lied, in dem die rheinischen Männer ein adlig Geschlecht genannt werden. Nur Gold darf gespendet werden. Wer kein geprägtes hat, gebe dafür das Gold edler deutscher Jugendlust die den Sänger und die Frauen zu ehren weiß, und stimme ihnen zu Ehren einen schönen Chorgesang an.

Ein Goldstück fiel aus Heermann's Hand auf den Teller, dem rasch ein zweites sich gesellte. Eine fein gekleidete Dame, deren ergrauendes Haar trotz der jugendlich lebhaften Bewegungen und der sprühenden Augen die Matrone kennzeichnete, war an den Tisch getreten und hatte das Goldstuck zu dem Heermann's in den Teller geworfen.

„Dr. Heermann gibt das rechte Losungswort," sagte sie und nahm den Teller, den sie zwei Damen entgegenhielt, die mit ihr gekommen waren; diese zögerten nicht, ihrem Beispiele zu folgen. „Dem Sänger werde Gold gespendet von den Alten und Reichen und Achtung von der Jugend," schloß die Dame mit ihrer sonoren Stimme.

Die Studenten waren schleunigst zurückgewichen. Die Sprecherin war allen bekannt als die Gattin eines beliebten Bonner Professors, welche in ihrer Jugend Sängerin gewesen war und jetzt in ihrem gastlichen Hause oft Musikfreunde versammelte, auch der akademischen Jugend gern schöne Feste bereitete und freundlich für sie eintrat.

Im Augenblick war die kampflustige Stimmung der Studenten zu einer friedlichen umgeschlagen.

„Vivat die Kunst! Vivat Frau Professorin Führer! Vivat alle schönen Mädchen und edlen Frauen!" schallte es aus den Reihen der jungen Leute. Sie entfernten sich dabei von dem Tische, wo die Goldstücke im Teller blinkten, sammelten sich aber auf den Stufen der Terrasse, wo sie auf einen Wink der allverehrten Dame das schöne Lied anstimmten:

„In allen guten Stunden,
Bewegt von Lieb' und Wein."

Als die Strophen zu Ende gesungen waren, zogen sich die Studenten zurück mit dem angenehmen Gefühle, doch noch anständig aus einer schwierig gewordenen Lage herausgekommen zu sein. Sie grüßten und schwenkten die Mützen, während sie nach dem Ausgange gegen Honnef zogen und auf dieser Seite den Berg verließen.

IV.

Durch den Abzug der Studenten wurde der Ausblick nach der Linde wieder frei; sogleich flog Ottiliens Blick hinüber. Gottlob, der ganze Tisch war leer. Vermuthlich hatte die Gesellschaft der Frau Rehwald den Aufstieg zur Thurmruine unternommen, denn Shawls und Schirme waren auf den Stühlen zurückgeblieben; ein Kellner rüstete den Tisch für eine Bowle, Kuchen und Gläser wurden bereit gestellt.

So war anzunehmen, daß die Räthin und Miß Rich die Verlegenheit, in die Ottilie soeben gerathen war, gar nicht bemerkt hatten; sie brauchte weder Schadenfreude noch Vorwürfe zu fürchten, noch um die der guten Miß Rich verursachte Sorge sich selber Vorwürfe zu machen. Sie konnte wieder hoffen, daß das ganze Abenteuer trotz aller Zwischenfälle, noch einen harmlosen, sogar lustigen Verlauf nehmen werde. Aber gerade als sie mit dieser erheiternden Zuversicht sich beruhigt hatte, bedrohte eine schlimme Gefahr ihr Incognito auf's neue. Zwischen den Zuschauern, die der Studenten Lied und Abzug herbeigelockt hatte, sah sie plötzlich ein bekanntes Gesicht mit namenloser Verwunderung auf sie gerichtet. Es war ein freundliches Frauenantlitz, das Ottilie zu jeder andern Zeit mit Wonne erblickt hätte, denn es gehörte einer lieben, fast mütterlichen Freundin Ottiliens an, der einzigen nahen Bekannten, die das junge Mädchen in dieser Gegend besaß, die sie aber fern von Bonn geglaubt hatte. Doch gerade um Ottiliens willen war Fräulein Hermine Stark von Düsseldorf zurückgekommen, wo sie auf Besuch gewesen war, und hatte sogleich zur Partie auf den Drachenfels sich einigen Freunden angeschlossen, weil ihr gesagt wurde, daß Räthin Rehwald mit ihrem Gaste hinaufgefahren war. Hermine freute sich darauf, Ottilie dort zu überraschen. Die Ueberraschung war aber auf ihrer Seite, als sie, die wenig später als die Professorin Führer die Terrasse erreicht hatte, Ottilie am Tische des Sängers in fremdartigem Aufputze mit der Guitarre in der Hand erblickte: Sie hätte fast aufgeschrieen, denn Hermine Stark war lebhaften Fühlens und nicht gewöhnt, mit dem Ausdrucke desselben ängstlich zurückzuhalten; aber sie schloß den schon geöffneten Mund wieder, denn blitzschnell hatte Ottilie die Gefahr erkannt und in bittender Geberde den Finger auf den Mund gelegt. Fräulein Stark war zeitlebens keine Spaßverderberin gewesen; sie verstand, daß es sich hier um einen Scherz handle und fühlte sich dabei sogleich in ihrem Elemente. Ohne eine Miene zu verziehen, suchte sie sich zu orientiren, wer bei der Sache mitwirkte, wer nicht. Sie näherte sich sachte, ohne aufzufallen, dem Tische des Sängers, so daß Ottilie ihr zuflüstern konnte:

„Beste Tante Mina! Verrathen Sie mich nicht! Ich habe einen tollen Streich gemacht, kann nicht zurück. Helfen Sie mir ihn zu Ende führen. Miß Rich weiß alles; sie sitzt bei der Räthin. Gehen Sie hin, und schützen Sie meine Stellvertreterin."

„Wer ist das?"

„Goldmund's Tochter."

„Wie lange?"

„Bis heute Abend. Schicken Sie mir Bruder Ottmar an die Trambahn. Hier soll er mich beileibe **nicht** kennen, nichts ausplaudern; bitte, bitte!"

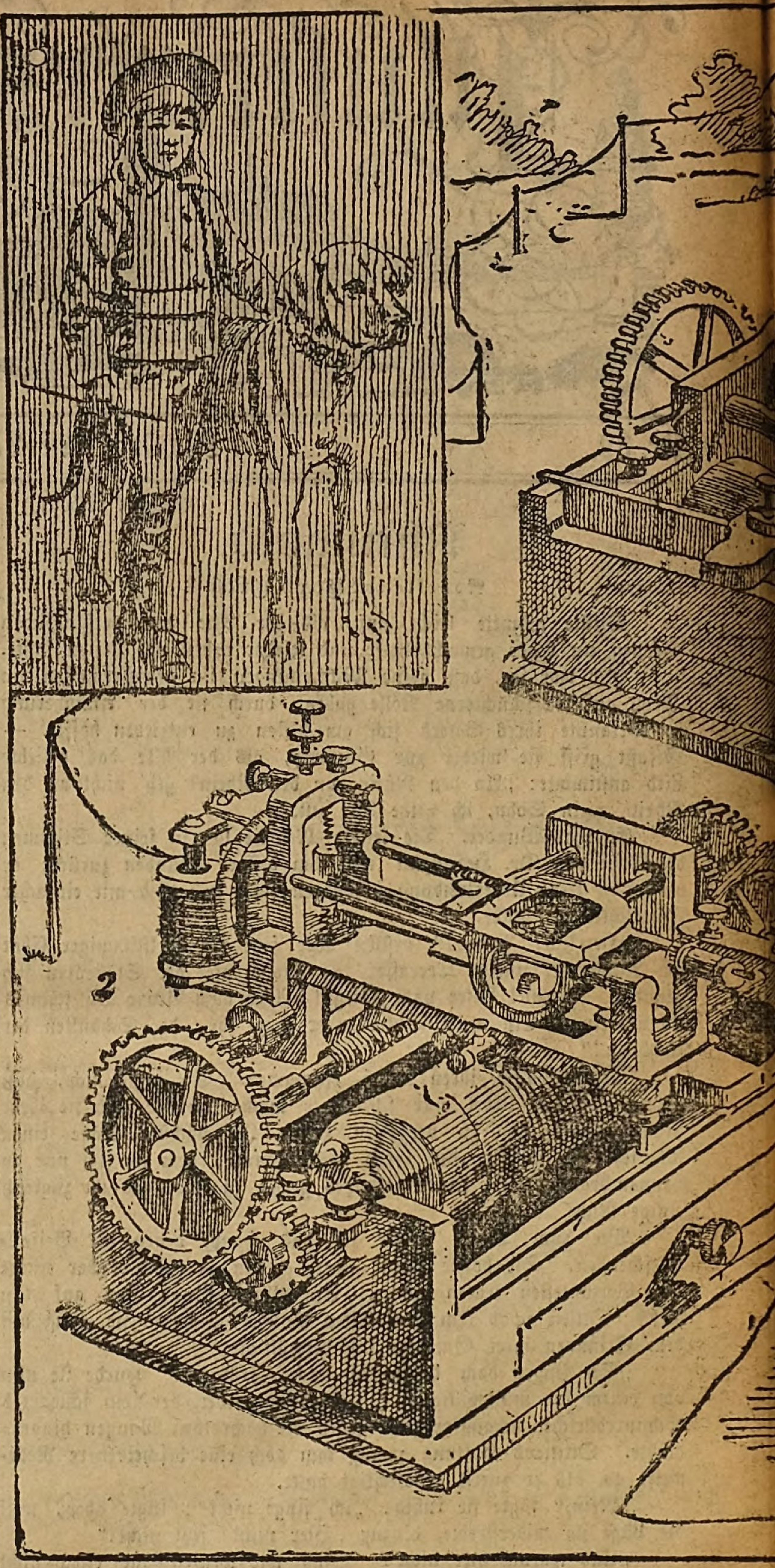
Fräulein Hermine verwickelte sich absichtlich in dem Stuhlchaos und stellte sich an, als danke sie dem jungen Mädchen für die kleine Hilfe, welche es dabei leistete, so daß die Worte unbemerkt gewechselt werden konnten. Jetzt erst trat sie an den Tisch, wo ihre beiden Neffen, die Brüder Heermann, für sie und die Professorin Führer nebst ihren Freundinnen längst Plätze belegt hatten.

„Du kommst spät, Tante Mina," rief man der Ankommenden entgegen. Unter diesem Namen war die heitere Dame, eine echte Rheinlandstochter, nicht nur vielen Verwandten, sondern auch einer großen Zahl von Freunden bekannt. Der Name gefiel ihr, sie hatte auch bei Ottilie, die bei einer Schweizer Badereise sie kennen gelernt hatte, die Tante gespielt, und zwar um so lieber, da Ottiliens Vater ein alter Bekannter von Fräulein Stark war.

Als Ottilie die Freundin von den Brüdern Heermann Tante nennen hörte, brauchte sie daher nicht anzunehmen, daß sie wirkliche Neffen Mina's seien. Erst allmählig wurde ihr die Beziehung klar, als Fräulein Stark am Nachbartisch, absichtlich laut sprechend die Herren grüßte mit „Tag, Max! Tag Walter! Danke Euch, mir den Platz bewahrt zu haben; kann aber nicht hier bleiben. Habt an Frau Professorin und den lieben Frankfurterinnen bessere Gesellschaft als an mir. Ich muß zu Frau Räthin Rehwald, habe der „lieben Emma" versprochen, Bowle mitzutrinken; fahre wohl auch mit ihr nach der Villa, zum Abendessen. Kommst Du nicht auch hinüber an den Tisch der Räthin, Max? Sie hält bekanntlich viel auf Deinen Besuch und liebt Dich sehr!"

„Wie sollte sie nicht! — Wir kennen einander längst gut," entgegnete lachend der junge Mann. „Erlaube mir jedoch, daß ich Dir später nachkomme, Tante, um der „lieben Emma" aufzuwarten und zugleich mich Professor Grubes Tochter vorzustellen. Das läßt sich beides nicht umgehen."

„Nun so zögere nicht lange, denn ich glaube, die Räthin bricht

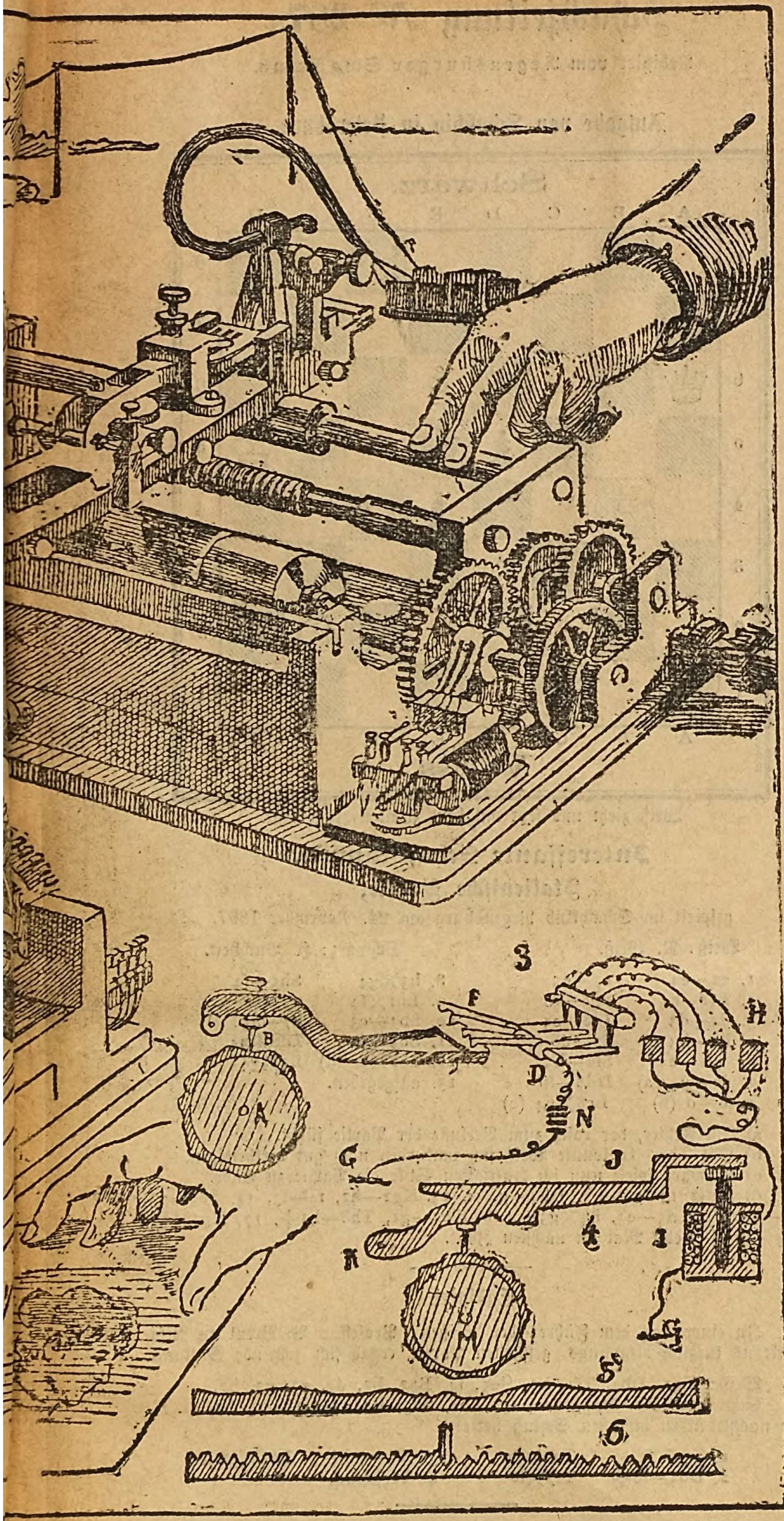


bald auf." Unter lebhaftem Bedauern der anderen verabschiedete sich Tante Mina. — „Man muß den Freunden Wort halten," sagte sie bedeutungsvoll und blickte dabei auf Ottilie, als sie an dieser vorbei sich zur Linde begab.

Das junge Mädchen war froh, der Eingebung gefolgt und Tante Mina als Wächterin zu der Räthin geschickt zu haben. Jetzt konnte von dort kein Ueberfall kommen, selbst von Ottmar nicht, der sein Erscheinen ohnehin nicht fest zugesagt hatte.

Im Gefühl vermehrter Sicherheit beängstigte es nun Ottilie keineswegs, als Frau Professor Führer den Sänger aufforderte, mit seiner Tochter Platz zu nehmen, Thee mit zu trinken. Die Damen und Herren hatten bereitwillig Platz gemacht, so daß Ottilie zwischen Dr. Heermann und Frau Schmitz aus Frankfurt zu sitzen kam.

Tante Mina, die nur hübsch langsam, da und dort Bekannte grüßend, sich entfernte, sah diese Veränderung noch von weitem; ein lustiges Lächeln überflog ihre Züge. — „Hm!" dachte sie bei sich,



„wenn Neffe Max wüßte, daß er sich gar nicht weit zu bemühen braucht, um Grubes Tochter kennen zu lernen, ja, wenn sie ihm schon gefällt, ehe er nur weiß, wer sie ist, so wäre das eine allerliebste Geschichte. Der Mensch denkt und Gott lenkt! Tolle Streiche sind schon oft der Vorsehung Leitseile geworden."

In bester Laune kam Tante Mina an, deren bekümmerte Miene ihre Heiterkeit vollends hervorrief.

Frau Professor Führer aber beschäftigte sich, während sie den Thee bereitete, mit Goldmund's vermeintlicher Tochter.

„Kein Wunder," sagte sie zu dem Alten, der neben ihr saß, „daß Ihr schönes Kind auffiel! Wäre sie bei dieser Schönheit auch noch mit Stimme begabt, so könnte man ihr Glück wünschen zu einer glänzenden Künstlerlaufbahn. Singen Sie wirklich nicht, Fräulein?"

„Gewiß, ich singe!" erwiderte Ottilie, die sich beeilte, dem Sänger die Gelegenheit zu neuen Verwirrungen abzuschneiden. „Ich bin ja Schülerin von Papa Goldmund! Aber ich konnte und wollte mich nicht zwingen lassen, an einem Orte zu singen, wo mein eigentlicher Platz nicht ist."

„Sie hatten Recht. Aber ich kann sagen, wo Ihr eigentlicher Platz ist, Fräulein! Wenn Sie die entsprechende Stimme haben, so ist Ihr Platz das Theater, wo Ihnen glänzender Erfolg sicher ist."

Ottilie lächelte muthwillig.

„Ich zweifle, ob mein Vater damit einverstanden wäre!"

„Wie, Herr Goldmund, Sie, ein Künstler, könnten Ihrer Tochter die Künstlerlaufbahn wehren?" so wandte sich die Professorin entrüstet gegen Goldmund. (Fortsetzung folgt.)

Wochen-Plaudereien.

XVI.

Heut' greif' ich zu meiner Leier, um zur schönen Neujahrsfeier
Freud und Glück zu wünschen auch, weil es auf der Welt so Brauch.
Zunächst sei dem Deutschen Reiche, groß und stark wie eine Eiche,
Voller Ansehn', Einfluß Macht, all mein Wünschen dargebracht:
Mögen alle Patrioten, seiens schwarze oder rothen,
Für die Flotten-Herrlichkeit sich begeistern alle Zeit.
Unserem Vaterland dem theuern, wünsch ich immer wen'ger Steuern,
Daß die Zeit nicht ferne sei, wo wir werden steuerfrei,
Daß wir schon in hundert Jahren auf der Bahn recht billig fahren,
Daß „Kanalisation" noch erlebt die Nation.
Jetzt, auf diese Art und Weise, komme ich zu unserem Kreise,
Und dann auch zu unserer Stadt, die sehr viele Wünsche hat.
Nicht will ich im Allgemeinen sprechen, nein es will mir scheinen,
Daß ein jeder Bürgersmann, seine Wünsche zählen kann.
Um die Zeit nicht zu verlieren, will ich jetzo gratulieren:
Daß das Geld bei Keinem gar wird, und das Bier bei uns nie rar wird,
Daß stets jedem tücht'gen Zecher, winke auch ein voller Becher,
Daß die Kranken all' gesunden und die Metzger haben Kunden,
Daß kein Ochs und auch kein Schwein, aus dem Ausland darf herein,
Daß die Bäcker keine Noth leiden bei dem großen Brod,
Daß die Herren Junggesellen sich verlieben auf den Bällen
Und dann ihre Liebchen fein noch im selben Jahre frei'n,
Daß die Leute, welche sterben, viel vermachen ihren Erben,
Daß ein jeder Pflasterstein, ausgegraben nicht mög' sein,
Daß ein jeder Gast bei Tische stets das beste Stück erwische,
Daß ein jedes Loos gewinnt und ein Jeder Gutes finnt,
Daß die Gläub'ger sich gedulden, ja, verzichten auf die Schulden,
Daß die Gattin niemals wacht, kehrt der Mann spät heim zur Nacht,
Daß die Ernte ist gesegnet, und der Sommer nicht verregnet,
Daß nie fehlen uns're Schützen und die Mau'rer niemals schwitzen,
Daß stets Eintracht möge sein in dem -Bund und Turnverein,
Daß die Last uns niemals schwer ist, das Theater niemals leer ist,
Daß die Straßen alle rein sind, Brod und Semmeln nicht zu klein sind,
Daß wir, ohne Geld zu sparen, noch elektrisch können fahren,
Daß des Magistrates Pläne, fördernd alles Gute, Schöne,
Nicht mehr gleichen einem Hauch, sondern Beifall finden auch.
Weiters wünsch' ich den Vereinen, seien's große oder kleinen,
Daß sie sich, zu aller Ehren, stets entwickeln und vermehren.
Geht auch schief einmal der Karren, nun, es gibt sehr viele Narren,
Und zu diesen zähl' i a, geht man zur „Narr'agonia".

— — — — — — — — — — — —

Zwar hätt' ich noch viele Schmerzen, auf der Brust und in dem Herzen,
Doch, ich eile, weil ich muß, nothgedrungen jetzt zum Schluß.
Hätt' ich, — es klingt zwar vermessen — Dies und Jenes noch vergessen,
Was auch wünschenswerth noch wär', bitte um Vergebung sehr.
Eins, zum allerletzten Schlusse, sei erlaubt noch dem Ergusse:
Uns're Abonenten-Schaar, mehre sich ein jedes Jahr!

4.

Telegraphirte Bilder.

Der Amstutz'sche Apparat.

Als das Telephon seinen Einzug in die Welt hielt, die menschliche Stimme auf meilenweite Distanzen vernehmbar machte, und ebenso, als der Phonograph erfunden wurde, der es ermöglicht, das gesprochene und gesungene Wort aufzubewahren, bis man es vernehmen will, als diese beiden modernen Wunder der Physik allgemein bekannt wurden, erweckten sie auch schon den Wunsch, es möge ein gleiches optisches Hilfsmittel geschaffen werden, das Bilder ferner Gegenstände und Scenen dem Auge übermittelt. Es ist nun gelungen, ein solches Hilfsmittel ausfindig zu machen, wenngleich nicht in der Art, daß man mit Hilfe des elektrischen Drahtes sehen kann; es ist aber durch die neue Erfindung ermöglicht, Photographien auf elektrischem Wege zu übertragen und davon sogar für den Druck verwendbare Platten herstellen zu können. Der Erfinder, Mr. N. S. Amstutz, ein Mechaniker in Cleveland (Ohio), hat mit seinem Elektro-Artographen, dessen Einrichtung in Manchem an den Phonographen erinnert, dies zu Stande gebracht. Es wird vom Negativ einer Photographie ein Cliché hergestellt, indem man dasselbe auf chemisch präparirte Gelatine bringt und dem Lichte aussetzt, wodurch man nach entsprechender Behandlung der Gelatine ein Relifbild erhält. Dieses wird nun auf die Rolle des Uebertragungs-Apparates gebracht, der in ähnlicher Weise wie beim Phonographen die Erhabenheiten und Vertiefungen des Clichés einem Wachs- oder Gelatine-Cylinder in dem mit ihm telegraphisch verbundenen Empfangsapparate übermittelt. Von diesem Cylinder läßt sich sodann eine druckfertige Platte des photographischen Bildes herstellen. Wir zeigen in obiger Illustration den Amstutz'schen Apparat, und zwar stellt Fig. 1 den Uebertrager, Fig. 2 den Empfänger dar, Fig. 3, 4, 5 und 6 zeigen Details der inneren Einrichtung der beiden Apparate und links in der Ecke sieht man die Copie eines durch den Artographen übertragenen Bildes.

Das Zahlenorakel.

X	XI	XII	I	II	III
IX	VIII	VII	VI	V	IV

Der kleine „Zauberer" bittet eine Person der Gesellschaft sich irgend eine der vorstehenden Zahlen zu merken. Dann tippt er mit seinem Zauberstäbchen der Reihe nach auf die einzelnen Zahlenfelder und der Merkende muß die Schläge in Gedanken mitzählen, wobei er mit der gemerkten Zahl anfangen muß. Hat er bis 24 gezählt, ruft er Halt! und das Zauberstäbchen wird dabei auf die gemerkte Zahl zeigen. Bei welcher Zahl muß der „Zauberer" anfangen zu tippen und wie ist die Lösung?

Kapselräthsel.

Es ist ein Sprichwort zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach in folgenden Wörtern eingekapselt sind:

Germane, Flotte, Abenteuer, Andenken, Kastagnette, Vernichtung, Bevormundung, Sozialdemokrat, Rabe, Schraubendampfer.

Lösung des Rösselsprung in Nr. 88.

Weihnachtsklänge.

Es klingt ein Lied so hoch und hehr,
Hin rauscht es über Land und Meer!
Gesungen hat's kein Dichtermund,
Doch jedem Herzen ist es kund,
Aus jedem Auge strahlt es klar!
Das Lied, das Lied, — zu wunderbar,
Als daß je ein Griffel schriebe, —
Das Hohelied der Menschenliebe.

(Edw. Bormann.)

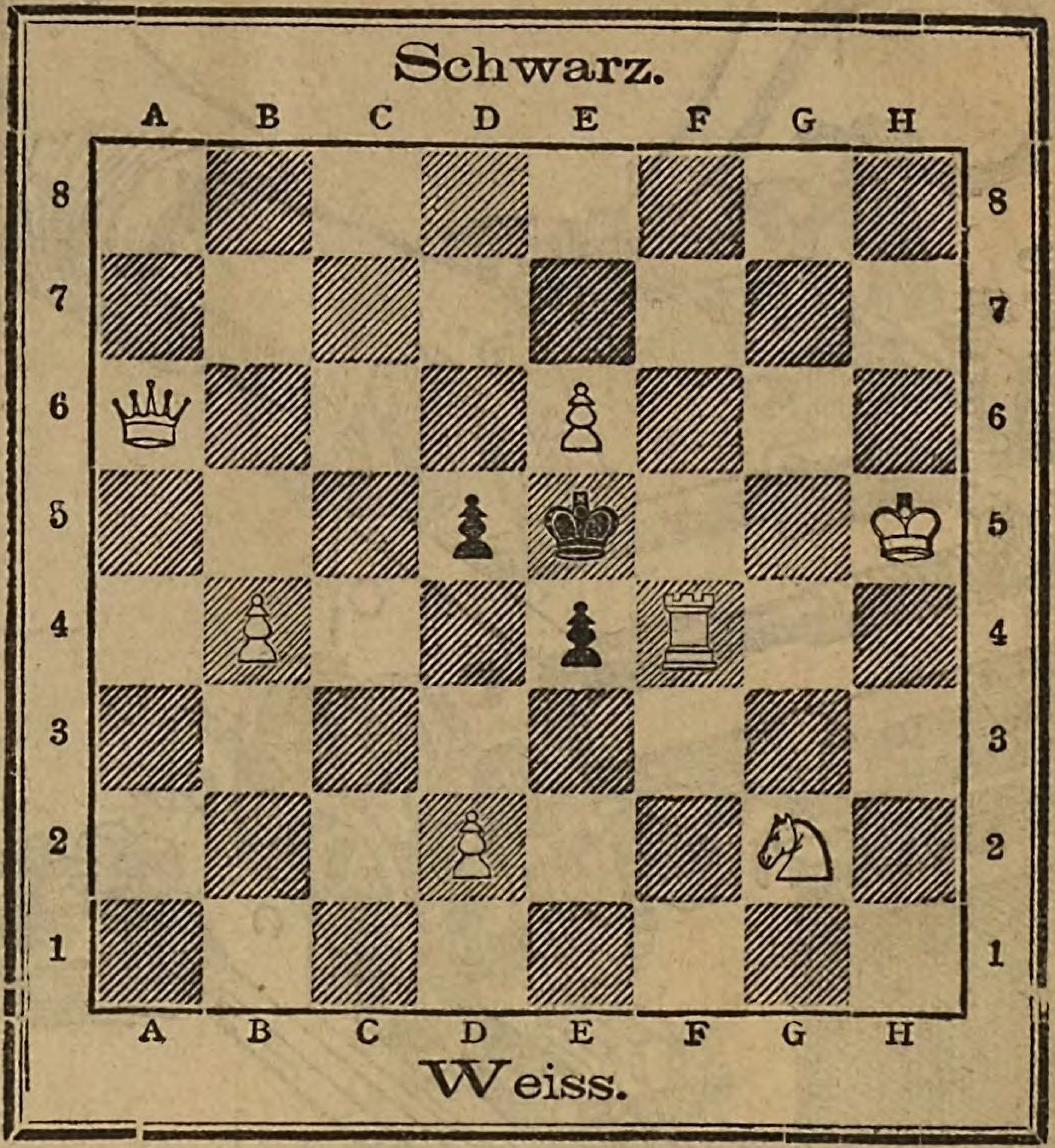
Auflösung des Homonym und Silben-Räthsels in Nr 88.

Zugspitze.

Schachzeitung № 287.

Redigirt vom Regensburger Schachclub.

Aufgabe von Schoschin in Petersburg.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Interessante Schachkämpfe.

Italienische Partie,

gespielt im Schachklub Regensburg am 24. November 1897.

Weiß: R. Weiß. Schwarz: H. Buchheit.

Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
1. e2—e4	e7—e5	8. h3×g4	Sh5—f4
2. Lf1—c4	Sg8—f6	9. Lc1×f4	e5×f4
3. d2—d3	Lf8—c5	10. Sb1—c3	h7—h5!
4. h2—h3	d7—d6	11. Sc3—d5	Df6—h4
5. Sg1—e2?	Sf6—h5	12. Se2×f4 (d)	h5×g4
6, g2—g4 (a)	Dd8—f6	13. aufgegeben.	
7. o—o (b)	Lc8×g4 (c)		

a) Ein Fehler, der rasch zum Verluste der Partie führt.
b) Mit Th1—f1 konnte Weiß sich immerhin noch gut vertheidigen.
c) Schwarz spielt nun im kräftigsten Stile die Partie zu Ende.
d) Falls 12 g4—g5, Dh4—g4+, 13. Kg1—h2, f4—f3, 14. Se2—g3, h5—h4, 15. Sd5—e3, h4×g3+, 16. Kh2—g1, Th8—h1+, 17. Kg1×h1, Dg4—h3+ nebst Mat im nächsten Zuge.

Endspiel.

In einer von dem Führer der Weißen, Professor B. Brent in New-Orleans kürzlich blindlings gespielten Partie ergab sich folgende Stellung:

Weiß: Kg1, Db4, Tf1, h3, Se5, f4, Ba2, b2, d4, e3, g3, h2.
Schwarz: Kh8, Dg5, Tc2, e7, Le4, Sd5, Ba7, b6, f7, g7, h7,
die nachstehenden hübschen Schluß hatte:

1. Se5×f7+	Te7×f7	3. Sf4—g6+	Le4×g6
2. Db4—f8+	Tf7×f8	4. Tf1×f8‡	

Lösung der Aufgabe in der Schachzeitung Nr. 283 von Cisar.

1.	Dc3—f3 / Lh5×f3	2.	Lf7—e8+ / b6—b5	3. Le8×b5‡
1.	.... / d5—d4	2,	Df3—b3+ / c4×b3	3. c2×b3‡
1.	.... / c4—c3	2.	Df3—e4+ / d5×e4	3. Lf7—b3‡
1.	.... / Beliebig.	2.	Sa2—c3+ / Ka4—b4	3. Sc7—a6‡

Richtige Lösungen gingen ein von Jos. Lauerer in Amberg, J. Klingeis in Moosham, Em. Einsiedl, Ulrich Hüttinger, Zacharias Inhofer und Franz März in Karthaus-Prüll und aus Regensburg von David Altnöder, Jos. Frank, Gg. Geisel, B. H.—, R. Kern, Karl Müller, Gg. Schmaderer. Gustav Schmidt, L. Schönhuber, J. Schuler, Tarrasconia und R. Weiß,

Briefkasten: M. M. hier. In der Aufgabe Nr. 285 scheitert 1. Ld8—a5 an Lc5—b4.

Rotationsdruck und Verlag von J. Habbel in Regensburg. — Für die Redaktion verantwortlich: K. Placht in Regensburg.

Bachmanniana [Ludwig Bachmann] [Einzelne Nümmern aus Tageszeitungen, soweit sie Schachspaltan enthalten, ausgeschieden und chronologisch sehr ungenau zusammengebunden]. 2 Reihe
Bd.: II,2

1896/97